Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 146 | Freitag, 1. Juli | 1870.

Lady Tartüffe.

(Fortsetzung.)

II.

Die Reisenden hatten Wien erreicht. Die Gräfin freute sich, ihrer Adoptivtochter den Trost gewähren zu können, ihrer Eltern Grab zu besuchen, ehe sie ihre Heimath für immer verließ.

Die Gräfin hatte schon seit mehreren Monaten nach und nach eine bedeutende Summe an Luka gegeben, damit sie auf dem Grabe ihrer Eltern ein Monument errichten lassen, und außerdem ihre Tante in Neapel unterstützen könnte. — Doch merkwürdiger Weise war diese Frau niemals vor der Gräfin erschienen, obgleich Luka sie sehr oft besuchte, aber jedesmal allein, indem sie vorgab, daß ihre Tante nie Besuche annähme, weil sie an einem körperlichen Gebrechen leide, und deßhalb sorgfältig vermeide, mit Fremden zusammenzutreffen.

Da die Gräfin beabsichtigte, einen Tag in Wien zu bleiben, so beschloß sie, in Gemeinschaft mit Josephine und Luka den Kirchhof zu besuchen, um das neue Monument zu besehen, welches Letztere über das Grab ihrer Eltern habe errichten lassen.

Als dieser Vorschlag gemacht wurde, wechselte Luka unwillkürlich mehrere Male die Farbe, obgleich es doch sonst nicht in ihrer Natur lag, sich von ihren Verlegenheiten beherrschen zu lassen. — Sie erhob flehend ihre Augen zur Gräfin und sagte:

„Lassen Sie mich allein zum Grabe meiner Eltern gehen, ich lege diese Bitte an Ihr edles Herz ... denn Sie wissen nicht, wofür ich an demselben zu beten habe."

„Ja, ja, mein liebes Kind!" entgegnete die Gräfin, „ich verstehe Dich und achte Deine Empfindung. Gehe denn allein; wir werden unterdeß der Fürstin M. einen Besuch abstatten, und Du, Beata, kannst Dir Wien besehen!"

Beata hatte dieser Scene beigewohnt, denn sie war eben beschäftigt, die für die Ausfahrt nöthigen Toilette-Sachen aufzupacken, wobei Luka ihr behülflich war. Es war ihrer Aufmerksamkeit dabei nicht entgangen, wie Luka bei dem Vorschlag der Gräfin bald roth, bald blaß wurde.

Oft genug hatte sie gehört, daß die Eltern des Fräuleins auf Schmelz, Wiens größtem Kirchhofe, begraben wären. Als nun die Gräfin mit Josephine ausfuhr und Werner mitnahm, verließ Luka, tief verschleiert, das Haus, bestieg einen Fiaker und fuhr im raschem Trabe davon.

Gleich nach Luka's Entfernung hatte Beata einen Omnibus bestiegen und war nach dem Schmelzer Kirchhofe gefahren, wohin es sie trieb, um das Grab von Luka's Eltern zu sehen.

Die ehrliche Alte gelobte sich in ihrem Herzen, das Mißtrauen gegen das junge Mädchen abbitten zu wollen, wenn sie dasselbe in wahrer und aufrichtiger Trauer am Grabe ihrer Eltern sehen würde.

Sie erreichte den Kirchhof bald; ein Fiaker schien nicht dort zu sein, also hatte Luka denselben wohl zurückgeschickt, um sich ungestört ihrer kindlichen Liebe hingeben zu können.

Beata ging den ganzen Kirchhof in allen Richtungen durch, besah die schönsten, am meisten in die Augen fallenden Grabmäler, besonders die neuesten, aber Luka war nicht zu sehen. Endlich fiel es ihr ein, daß sie den Todtengräber nach dem Grabe des Herrn von Preglao fragen könnte. Sie traf ihn bald und fragte:

„Wissen Sie, wo die Grabstätte des Herrn von Preglao gelegen ist?"

„Preglao?" wiederholte nachsinnend der Todtengräber — Preglao?"

„Ja, Franz von Preglao," erwiderte Beata," sie hatte den Namen oft nennen hören, und dessen Ehefrau Laura von Preglao. Beide starben vor zwei Jahren an einem Tage an der Cholera und ruhen deßhalb in einem Grabe.

„Ja, meine gute Frau," sagte der Todtengräber in seinem Wiener Dialekte, „das ist etwas Anderes; die an der Cholera gestorbenen Herrschaften erhielten sämmtlich ein neues Grab."

„Aber dieses bekam doch erst kürzlich ein großes Monument."

„Monument?" fragte der Todtengräber; „Preglao? — Monument? Liebe Frau, solches finden Sie auf keinem Kirchhofe. Ich kenne alle Grabstellen; aber wir können noch in dem Grabbuche nachsehen. Sehen Sie ... P.... P.... nein, nein, der Name

Preglao ist nicht hier, und ich versichere Sie, daß ein Monument mit diesem Namen hier nicht existirt."

Und Beata suchte und suchte, aber sie konnte das Monument nicht finden — und mit der festen Ueberzeugung, daß die Italienerin gelogen, daß sie eine Heuchlerin sei, verließ sie den Kirchhof und ging nach Hause, wo sie ihre Herrschaft bereits wieder antraf.

Eigenthümlich betonend fragte sie die bleiche, sehr angegriffen aussehende Luka, ob sie das Grab in Ordnung und so, wie sie es wünscht, gefunden habe, worauf dieselbe traurig, doch einen funkelnden Blick auf die Fragerin werfend, erwiderte, daß die Gräber einen schönen Platz mitten auf dem Kirchhofe hätten, und daß sie einen frischen Immortellenkranz auf dieselben gelegt habe.

Beata wußte wohl, daß man ihr keinen Glauben schenken würde, wenn sie mit ihrer Entdeckung hervorträte. Sie beschloß daher, zu schweigen und — aufmerksam zu sein.

Den Morgen darauf fuhren die Reisenden über München und Frankfurt nach Mainz und von dort in die Rheinlande, woselbst das Schloß Schwanenburg, eine der stolzesten Ritterburgen, in einer herrlichen Gegend lag.

Wir unterlassen es, das Wiedersehen zwischen der Mutter und den Geschwistern zu schildern.

Boguslaw hatte sich schon vor der Ankunft seiner Mutter eingefunden, und meldete jetzt seine Braut und deren Vater, den Grafen Maurenstein, zum Besuche an. Die Brüder hatten das im Eingang unserer Erzählung erwähnte große Fest veranstaltet und war daher bereits eine große Gesellschaft versammelt, als gegen Mittag die Braut mit ihrem Vater eintraf. Die von Italien mitgebrachten Kunstsachen wurden jetzt gemeinschaftlich besehen, man plauderte noch bis gegen Abend, wo sich dann die Gäste entfernten, um die Familie allein zu lassen.

Als Leia sich mit ihrem Bräutigam allein befand, sagte sie zu ihm:

„Ich kann Dir gar nicht sagen, welch' unbehaglichen Eindruck das von Deiner Mutter und Deiner Schwester vergötterte Wesen auf mich gemacht hat. Wie findest Du sie, Boguslaw?"

„Liebe Leia, ich habe sie kaum angesehen. Glaubst Du, daß meine Phantasie noch ein anderes Bild in sich fassen könnte, als das Deinige? Ich sehe nur Dich! Meine Gedanken beschäftigen sich nur mit Dir!"

„Ach, Du Schalk," versetzte Leia, „wie Du lügen kannst! Aber von den Herren Lieutenants ist eigentlich nichts Besseres zu erwarten, denn die Militär-Akademie ist eine vortreffliche Pflanzschule für Schmeichler und —"

„Vollende Deine Rede nicht, Leia!" rief Boguslaw eifrig, oder ich bestrafe Dich vor sämmtlichen Anwesenden und versiegle Deinen kleinen Mund!"

„Womit denn, wenn ich fragen darf?"

„Mit meinem Munde! Komm Leia, Du verdienst wirklich diese Strafe; komm' in diese Fensternische, nimm diese Strafe gehorsam in Empfang, denn seit Stunden habe ich fasten müssen, wie ein Kranker."

„Papa," rief Leia ihrem Vater zu, der eben auf das Liebespaar zukam, „rette mich vor diesem Wilden! Er will mich küssen, hier mitten im Salon, vor allen Anwesenden. Was verdient wohl ein solcher Mensch?"

„Das weiß ich nicht," erwiderte lachend der Graf; aber anstatt zu widerstreben, solltest Du gehorchen, damit es rasch abgethan wäre. Beeile Dich, mein Kind."

Und Boguslaw führte die holde Braut zu dem so eben von Luka verlassenen Fenster, dessen Nische den feurigen Kuß duldete, welcher der Widerstrebenden geraubt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Römische Briefe.

(Fortsetzung.)

Dazwischen läßt sich dann auch das Oberhaupt selbst in nachdrucksvoller Weise vernehmen. Die Tedeschi sind, trotz der Senestrey'schen Versicherungen, gegenwärtig sehr schlimm angeschrieben. Ein Schreiben des päpstlichen Sekretärs (im „Univers" vom 2. Juni) bezeichnet die Opponirenden als amateurs de nouveautés dangereuses, und eben erfahre ich, daß der Papst in einem Breve an den Nuntius Chigi in Paris von seiner Unfehlbarkeit als „jener frommen Lehre" redet, „welche so viele Jahrhunderte hindurch Niemand in Zweifel zog.". Dieser Ausdruck erregt eigene Gedanken. Daß der Papst dies im guten Glauben sagt, ist gewiß, daß er nicht auf dem Weg eignen Studiums dazu gekommen ist, eben so gewiß. Man hat ihn mit dieser monstrosen Lüge, die gewiß nicht ein einziger nur halb gebildeter Infallibilist vertreten wird, hintergangen, und ihn so in diese verhängnißvolle Bahn hineingetrieben. Wer auch nur einen Blick in die römischen offiziellen Geschichtswerke, in Baronius, oder Orsi, oder Saccarelli, geworfen hat, kann unmöglich im Ernste behaupten, daß Niemand viele Jahrhunderte hindurch an der päpstlichen Unfehlbarkeit gezweifelt habe. Dieses Wort lüftet den Vorhang, und läßt uns einen Blick thun in die Werkstätte, in welcher das Pandoragefäß verfertigt worden ist, dessen Oeffnung bevorsteht. Die Theologen werden in Zukunft nicht ermangeln, das gewichtige Wort: „Niemand in vielen Jahrhunderten" zu verwerthen, und ich für meinen Theil möchte wie Graziano zu Shylock sagen: „Ich danke dir, daß du mich das Wort gelehrt."

Kardinal Schwarzenberg, der am 7. ds. gegen das zweite Kapitel sprach, wurde, glaube ich, nicht unterbrochen, wohl aber widerfuhr dies an demselben Tage

dem 84jährigen Bischof von Biella, Losanna; es wurde vorgegeben: er bleibe nicht bei der Sache. Der Greis ist bei seiner festen und klaren Sinnesweise, und als lebendiger Beweis, daß man auch als Italiener entschiedener Gegner der Unfehlbarkeit sein könne, der Hofpartei eine doppelt unangenehme Erscheinung. In der internationalen Versammlung bei Rauscher wurde am 8. ds. beschlossen, daß besonders das dritte Kapitel in Reden bestritten werden solle.

In diesem dritten Kapitel des Papstschemas handelt es sich allerdings um sehr ernste folgenschwangere Dinge. Die Bischöfe sollen mit diesem Kapitel bekennen, daß alle Menschen direkt und unmittelbar dem Papst unterworfen sind, d. h. das sogenannte Papalsystem statt des alten episkopalen soll in der Kirche zum alleinherrschenden gemacht werden. In diesem System ist für den Episkopat als altkirchliche Institution kein Raum mehr; es gibt noch Bischöfe, als päpstliche Kommissäre, welche so viel Gewalt besitzen, als der Papst ihnen zu überlassen für gut findet, und welche da gebieten und ordnen, wo der Papst nicht direkt einwirkt; aber es gibt keinen Episkopat mehr; eine Stufe der Hierarchie wird damit weggeräumt. Die Personen, welche den Titel Bischöfe führen, sind dann von den alten wirklichen Bischöfen völlig verschieden; wie sie nicht mehr mit dem höheren Lehramt (magisterium) zu thun haben, so haben sie auch keine eigene Gewalt mehr, keinen eigenen Wirkungskreis mehr, sondern nur Funktionen und übertragene Vollmachten, in die der Papst oder jeder von ihm Delegirte nach Gutdünken eingreifen kann. Und nun hat der Erzbischof Dechamps von Mecheln, dem das noch zu wenig ist, auch vier Kanones eingebracht, welche die Vertheidiger des Episkopalsystems mit dem Anathem belegen. Das hat doch auch mehrere Bischöfe der Mehrheit bedenklich gemacht. Diese vier Kanones sind so bezeichnend für das, was erstrebt wird, daß sie hier aufbewahrt zu werden verdienen:

1) Si quis dixerit Romanum Pontificem habere quidem in Ecclesia primatum jurisdictionis, non vero etiam supremam potestatem docendi, regendi et gubernandi Ecclesiam, perinde ac si primatus jurisdictionis ab illa suprema potestate distingui posset — anathema sit.

2) Si quis dixerit talem potestatem Romani Pontificis non esse plenam, sed divisam inter S. Pontificem et episcopos, quasi episcopi a Spiritu S. positi ad Ecclesiam Dei docendam et regendam sub unico summo pastore etiam divinitus vocati fuerint, ut in suprema potestate totius Ecclesiae capitis participent — anathema sit.

3) Si quis dixerit supremam in Ecclesia potestatem non residere in universae Ecclesiae capite, sed in episcoporum pluralitate — anathema sit.

4) Si quis dixerit Romano Pontifici datam quidem esse plenam potestatem regendi et gubernandi, non autem etiam plenam potestatem docendi universalem Ecclesiam, fideles et pastores — anathema sit.

Zu deutsch: 1) So Einer sagt: der römische Papst habe zwar in der Kirche den Primat der Jurisdiktion, nicht aber auch die oberste Gewalt, die Kirche zu lehren, zu leiten und zu lenken, als ob der Primat der Jurisdiktion von jener obersten Gewalt getrennt werden könnte — der sei verflucht.

2) So Einer sagt: sothane Gewalt des römischen Papstes sei nicht eine volle, sondern getheilt zwischen dem hl. Papst und den Bischöfen, als ob die Bischöfe, von dem heil. Geist zur Belehrung und Leitung der Kirche unter **einem** höchsten Hirten eingesetzt, auch von Gott berufen worden wären, an der obersten Gewalt des Hauptes der ganzen Kirche theilzunehmen — der sei verflucht.

3) So Einer sagt: die oberste Gewalt in der Kirche ruhe nicht in dem Haupte der ganzen Kirche, sondern in der Vielheit der Bischöfe — der sei verflucht.

4) So Einer sagt: dem römischen Papste sei zwar die volle Gewalt verliehen, die ganze Kirche, Gläubige und Hirten, zu leiten und zu lenken, nicht aber auch volle Gewalt sie zu lehren — der sei verflucht.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Das neue Blatt Nro. 26, vierteljährig nur 12½ Sgr. ist so eben eingetroffen und enthält:

„Pygmäen." Ein Roman nach der Natur. Von L. K. v. Kohlenegg (Poly Henrion). — „Berilla, die abessinische Sklavin." Von Wilhelm Gentz. Mit Illustration. — „Ein Besuch bei Thiers." Von M. Brühl. — „Sommerabend." Mit Illustration von Th. Mall. — „Die Theaterfreiheit und die neuen Theater in in Berlin." Von Oskar Blumenthal. — „Viola." Novelle von E. Junghans. — „Allerlei": Eine k. k. österreichische ausschließliche Idee. Benjamin Disraeli (mit Porträt). — „Korrespondenz."

In der Friedrich Korn'schen Buchhandlung in Nürnberg ist erschienen: Gesetz, einige provisorische Bestimmungen über die Tax- und Stempelgebühren in bürgerlichen Rechtssachen betreffend, vom 21. Juni 1870, mit Anmerkungen von einem praktischen Juristen.

Dasselbe enthält in Kleinoktav 23 Seiten, ist übersichtlich zusammengestellt und wegen den beigefügten, meist den Kammerverhandlungen entnommenen Anmer-

kungen sehr brauchbar. Daraus ist auch zu entnehmen, daß in Bayern diesseits des Rheins zur Zeit noch, — welch' reicher Segen — 35 wichtigere Taxregulative für die streitige Rechtspflege gelten.

Das Büchlein ist Jedermann, insbesondere Advokaten und Gerichtsschreibern, bestens zu empfehlen.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Stuttgart vom 27. Juni: Das Keplerfest, welches am vorigen Freitag das benachbarte Städtchen Weil der Stadt, der Geburtsort des großen Astronomen, gefeiert hat, war vom Himmel ausnehmend begünstigt. Während fast im ganzen Lande schwere Gewitter sich entluden, fielen kaum ein paar Regentropfen auf die Volksmenge, welche zusammengeströmt war, um die Enthüllung des Kepler-Denkmals zu schauen. Von Kreling in Nürnberg modellirt und ebendaselbst von Lenzheroid in Erz gegossen, macht das Denkmal, wie es nun steht, einen stattlichen und künstlerisch-schönen Eindruck. Vier Nischenfiguren und vier Postament-Reliefs erhöhen die Wirkung des Standbildes, das erhobenen Hauptes in die himmlischen Lüfte, das Gebiet des Astronomen, schaut. Reallehrer Brude von Weil der Stadt empfing die Festgäste mit einer Rede, die mit folgenden Worten schloß: „Im Lande Schwaben sollte noch zu Lebzeiten Kepler's seiner Familie ein anderes Denkmal aufgerichtet werden, zu welchem Bosheit und Aberglauben die Beiträge sammelten. Der Amtmann von Güglingen wollte seiner Mutter den Hexenprozeß machen und sie dem Scheiterhaufen überliefern. Kepler selbst mußte kommen, um die arme, bedrängte Mutter zu retten. Stellen wir diese zwei Bilder neben einander: dort den Holzstoß und auf ihm Kepler's Mutter; hier den zierlich behauenen Stein, auf welchem ihr Sohn den königlichen Sitz einnimmt, so werden wir uns freuen, daß wir im Lichte der Aufklärung den heutigen Tag feiern dürfen." Die eigentliche Festrede hielt Studienrath Frisch von Stuttgart, der verdienstvolle Sammler und Herausgeber der Kepler'schen Werke. J. G. Fischer hatte eine Festkantate gedichtet und trug ein Festgedicht vor, Beide nicht ohne Schönheiten, doch hier und da durch dunkeln Ausdruck entstellt. Die Trinksprüche beim Festmahl erreichten eine so hohe Zahl, daß, wenn man 25 anführt, man vielleicht immer noch gegen die Hälfte ungerecht ist. Einen unterbrochenen Toast wollen wir erwähnen, den des bekannten Pietistenhauptes und Wunderdoktors Blumhardt v. Boll. Er nahm sich heraus, Kepler für den Glauben im Gegensatze zur Wissenschaft zu reklamiren, konnte aber nicht zu Ende kommen, da die Rufe: „Pfui!" und „Raus!" stärker waren, als seine Stimme. Auch Telegramme trafen reichlich ein, darunter eines vom Reichskanzler Beust, weitere Unterstützungen Seitens der österreichischen Regierung zu den Denkmalskosten anbietend. Mehrere Mitglieder der Kepler'schen Nachkommenschaft waren anwesend; das gegenwärtige Familienhaupt, ein Greis von 87 Jahren, fehlte. Er meinte, „einen so alten Mann würde man beim Feste doch zu nichts brauchen können."

Das Amtsblatt für die landwirthschaftlichen Vereine des Königreichs Sachsen schreibt: „Auch den kleinen Ameisen erklärt der Mensch den Krieg, da er es nicht unterlassen kann, überall in das Walten der Natur einzugreifen. Man verhandelt darüber, wie man sie von den Bäumen abhalten kann, schlägt Petroleum, Düngung mit Guano zu diesem Zwecke vor, fragt aber gleichzeitig, ob sie denn wirklich schaden, und kommt zu der scharfen Distinktion, ob sie wirklich blos die sogenannten Blattläuse vertilgen oder auch von dem Safte des Laubes sich nähren. Wer die Thätigkeit dieser kleinen Thiere beobachten will, der findet, daß sie nur nach den Blättern wandern, wo die Eier der Insekten, namentlich aber der Schmetterlinge, abgelegt sind, daß sie die gesunden Blätter nicht aufsuchen, den Baum verlassen oder solchen meiden, wo Ungeziefer sich nicht findet. Aber weil möglicher Weise einige Blätter beschädigt werden könnten, will man die Ameisen vertreiben und dem Ungeziefer den ganzen Baum Preis geben. Mit Recht hat man in Preußen das Schonen der Ameisen in den Wäldern angeordnet, um die in ihrer Masse gefährlichen Insekten zu vernichten; vielleicht würden die Schäden durch die Raupen vermieden werden, wenn man die Ameisen nicht direkt oder durch Wegnahme ihrer Eier vernichtete. Was sie aber schaden sollen, das weiß man nicht!"

Auf dem Burbacher Hüttenwerk (Luxemburg) passirte dieser Tage ein eigenthümlicher Unfall. Das große, etwa 40,000 Kilo schwere Schwungrad des Schienenwalzwerkes zersprang, während die Maschine in vollem Gange war. Die Bruchstücke durchschlugen Wände und Dächer verschiedener Gebäude und eines derselben im Gewicht von 2000 Kilos fiel mitten unter eine Gruppe von Arbeitern, ohne Jemand zu verletzen. Der Bruch erfolgte dicht an der Nabe, die auf der Welle sitzen blieb, während die Felgen mit dem Kranze durch die Lüfte sausten.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers [illegible]

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 147 | Samstag, 2. Juli | 1870.

Lady Tartüffe.

(Fortsetzung.)

Graf Maurenstein war Gesandter an einem größeren Hofe, und daher vollkommen Diplomat, aber in Familienkreisen und besonders seinem Lieblinge gegenüber war er der liebenswürdigste Gesellschafter. Seinem eigentlichen Charakter widersprechend, besaß er einen schon mit der Muttermilch eingesogenen aristokratischen Stolz, der gleichwohl selten in seinem Stande zum Vorschein kam, so lange er sich unter demselben bewegte, aber er konnte beißend und bitter beleidigend werden, wenn irgend etwas seinem Stolze entgegen war. Dennoch war er gegen seine Untergebenen gütig und aufrichtig. Trotz seiner 70 Jahre war er noch ein rüstiger Mann, mit einer seinem Wesen völlig entsprechenden Haltung, höchst elegant, mit ganz aristokratischen Manieren.

Leia, das Ebenbild ihres Vaters, hatte seinen vortrefflichen Charakter geerbt. Sie besaß vollkommen das noble Benehmen ihres Vaters, verbunden mit der schönsten Anmuth und Grazie. Was sie sprach, war bezaubernd und doch natürlich. Ein seltener Geist und ein tiefes Gefühl glänzte aus ihren schönen braunen Augen.

Leia fand ihren Vater und ihren Bräutigam bei Josephine, die sich ihrer verlassenen Freundin erinnerte, und sie herzlich umfaßte, und da sich jetzt auch Bruno zur Gruppe gesellte, sagte:

„Wir wollen nichts mehr von Deiner Menagerie hören, Du Landjunker, von der Du schon so viel erzählt hast, aber," fuhr sie sich an Leia und den Grafen wendend, fort, „ich glaube, ich vergaß, Ihnen meine Schwester, meine Luka, vorzustellen, die ich Ihnen, Herr Graf, so wie Dir, Leia, bestens empfehle."

Luka warf schnell einen fragenden Blick auf die Sprecherin und ihre Lippen zogen sich verächtlich zusammen, während Leia sich leicht verbeugte und Josephine's Rede nur durch ein Nicken beantwortete, wodurch ihre Antipathie gegen das fremde unbekannte Mädchen schneidend kund gegeben war.

Der Graf antwortete indeß galant:

„Das Fräulein empfiehlt sich schon selbst am besten; sie repräsentirt hier gleichsam eine kleine Nation, für welche wir Deutsche — verzeihen Sie meine Offenherzigkeit — eben keine besondere Vorliebe hegen; Sie scheinen dazu wie geschaffen, uns mit derselben zu versöhnen, damit wir unser Vorurtheil ablegen und bereuen, — wenn dies überhaupt mit Ihren Wünschen und Absichten übereinstimmen sollte."

„Trauen der Herr Graf mir besondere Absichten zu?" fragte Luka.

„Ja, mein Fräulein, die besten, und insonderheit, daß Sie durch Treue und Ergebenheit der Güte und Liebe zu entsprechen suchen, durch welche meine verehrte Freundin Sie in ihr Haus gebracht hat."

„Dadurch," fügte Leia hinzu, „wird Mademoiselle ihre Stellung als dame de société im Hause meiner lieben Schwiegermama höchst angenehm finden, besonders, wenn sie sieht, welchen wohlthätigen Einfluß Ihre angenehme Gesellschaft auf deren Gesundheit auszuüben im Stande ist."

Vor beleidigtem Stolze zitternd, entgegnete Luka:

„Glauben Sie, meine Herrschaften, daß ich mir meiner Stellung und der damit verbundenen Pflichten vollkommen bewußt bin!"

„Anderes kann man auch von Ihrer Bildung und Ihrer hohen Denkungsart nicht erwarten!" sagte der Graf artig.

Einen glühenden Blick auf die Umstehenden werfend, eilte Luka nach dem Balkon, woselbst der Mond eine schöne Aussicht auf die umliegenden Ländereien, Dörfer und Wälder, die sämmtlich den Besitzern des Schlosses Schwanenburg gehörten, bot.

Sie starrte unbeweglich in die Nacht hinaus, kühlte ihre glühenden Wangen an dem kalten Balkon, erleichterte ihre Brust durch einen tiefen Seufzer und, zu dem klaren Monde emporschauend, sprach sie halblaut:

„Uebermüthiges Volk! sie werden, sie müssen sich vor mir beugen! Sie sollen sich einst an diese Stunde erinnern! Die Gesellschaftsdame wird ihre Schuldigkeit thun!" und sich höher aufrichtend, fuhr sie fort: „ich will hier herrschen, mein soll das Alles werden und der einfältige Bruno soll mir dazu verhelfen. Kommt nur! Ich werde Euch Eure Antipathie gegen das Italienische vergelten."

Da knarrte die Balkonthüre; Bruno stand neben ihr.

„Sie ziehen die Stille auf diesem Balkon dem Lärm im Salon vor, mein Fräulein?"

„Ja, Herr Graf! Ich träumte mich in meine Heimath hinüber, wo man sein Vorurtheil nicht so schonungslos ausspricht.“

„In diesem Moment näherte Leia sich den Beiden:

„Ich suche meinen Bräutigam,“ sagte sie, „und hielt ich irrthümlich Bruno für Boguslaw.“

„Ihr Bräutigam, Gräfin, ist nicht hier, versetzte Luka, und fügte betonend hinzu, „ich eigne mir niemals das Eigenthum Anderer an.“

Leia war schon in den Salon zurückgeeilt. Bruno blieb sinnend zurück. Das Wort „Ihr Bräutigam ist nicht hier,“ das er so eben gehört, hallte wunderbar vor seinen Ohren und fand ein unerklärliches Echo in seiner Phantasie, in seiner Seele.“

Als Leia fort war, neigte sich Luka gegen die Barriere und sagte:

„Finden Sie nicht, Herr Graf, daß Ihre Schwägerin sehr beleidigend gegen mich war?“

„Ja, mein Fräulein,“ antwortete Bruno, „Leia ist herzensgut, doch etwas — etwas —“

„Aristokratisch.“

„Ganz recht, ja!“ fuhr er fort, „doch das ist nicht ihre Schuld, sondern ein Fehler ihrer Erziehung.“

„Das kann wohl sein,“ sagte Luka; „daß sie aber sogar gegen mich eingenommen ist, das zeigte mir ihre erste Begegnung mit mir, davon überzeugte mich ihr erster prüfender Blick, den sie auf mich warf.“

„Gegen Sie eingenommen? O, mein Fräulein, wie wäre das möglich!“

„Halten Sie das nicht für möglich?“ äußerte Luka innig, und legte ihre Hand auf seinen Arm. Wie elektrisirt durch diese Berührung, ergriff Bruno die schöne Hand und sie an seine Lippen pressend, rief er leidenschaftlich aus:

„Sie sagten vorhin zu Leia, „„Ihr Bräutigam ist nicht hier.““ Aber — meine Braut!“

„Was höre ich, Herr Graf!“

„Luka, hören Sie mich! Ich liebte Sie vom ersten Augenblicke an, als ich Sie sah, und Sie sollen mein Weib werden, so wahr ich hier vor Ihnen stehe; vertrauen Sie meinem Worte und meiner Ehre. — Aber sage mir, kannst Du mich lieben?“

„Herr Graf!“

„Fort mit diesem Titel! Bist Du wirklich des Südens Tochter, so zeige Deine Gluth. Lies meine Liebe in meinen Augen, wie Du in Leia's Augen so richtig lasest. Kind des heißen Südens, wie kannst Du so kalt sein?“

„Weil ich dem Glücke erliege,“ rief das Mädchen jetzt aus, „weil ich Dein bin, Dein — und fast sterbe vor Gluth und Seligkeit.“

Sie stürzte in seine Arme und die stille Nacht verhüllte den triumphirenden Blick, den sie über die Landschaft warf, und das verächtliche Lächeln, welches dem gefangenen Adler galt, der sich so eben die Flügel von dem listigen Schützen hatte binden lassen, dessen Schlingen, dessen Lockspiele noch manchen Andern zu fangen berechnet waren.

Trotz der so ganz ungleichen Motive schien das neue heimliche Brautpaar in den Hafen des Glückes eingelaufen zu sein . . . .

Wir übergehen die Zeremonie von Leia's und Boguslaw's Verlobung, indem solche Feste genugsam beschrieben worden sind.

Leia's Vater wollte vierzehn Tage auf dem Schlosse bleiben, um dann gemeinschaftlich mit Boguslaw, dessen Urlaub um diese Zeit abgelaufen war, nach der Residenz zurück zu reisen.

(Fortsetzung folgt.)

Römische Briefe.

(Fortsetzung.)

Rom, 21. Juni. Was ich Ihnen in diesem Briefe zu melden habe, ist so wichtig, daß ich rathsam finde, es aus der geschichtlichen Reihenfolge der Ereignisse herauszuheben und meinem ausführlichen Bericht über die Ereignisse vom 8. bis 17. Juni vorangehen zu lassen.

Seit Samstag hält ein Ereigniß alle um das Konzil sich interessirenden Kreise in Athem. In der That konnte auch nichts unerwarteter sein, als daß in einem Zeitpunkt, in welchem die Opposition zwar aus Gewissenhaftigkeit noch kämpft, aber doch an dem Sieg ihrer Sache für jetzt schon beinahe verzweifelt, ihr plötzlich in der Person eines römischen Kardinals ein Bundesgenosse wurde, der um so höher anzuschlagen ist, als er nicht nur im eigenen Namen sprach, sondern seine Rede mit den 15 Bischöfen des Ordens, dem er selbst angehört, berathen hatte. Von vielen Seiten höre ich in der That die Rede des Kardinals für das unerwartetste, wichtigste Ereigniß des Konzils erklären. Allerdings wird man dabei nicht verkennen dürfen, daß Guidi's muthige Rede durchaus nicht vollständig die Tendenzen der Opposition repräsentirt; aber dennoch muß konstatirt werden, daß der Bruch mit der Mehrheit durch seine muthigen Worte vollständig und, wie wir glauben, unheilbar wurde. Um die Tragweite der erwähnten Rede kennen zu lernen, dürfte es von einiger Bedeutung sein, über die Person des Redners kurze Notizen vorauszuschicken.

Der jetzige Kardinal Guidi gehört fast ununterbrochen seit seinem Eintritt in den Dominikanerorden dem Kloster der Minerva an. Lange Zeit war er auch an der mit diesem Kloster verbundenen theologischen Lehranstalt Professor, und erfreute sich als solcher des wohlverdienten Rufs eines sehr gelehrten und streng orthodoxen Mannes. Als daher vor etwa 11 Jahren Pius IX.

durchaus zuverlässige und gelehrte römische Theologen an die Universität Wien zu senden wünschte, um der jungen Geistlichkeit echt römische Wissenschaft und Lebensanschauung beizubringen, da fiel des Papstes Auge auf Pater Guidi. Nach mehrjährigem Wirken kam er, mittlerweile zum Kardinal ernannt, nach Rom zurück, und kurz darauf wurde er Erzbischof von Bologna. Da die italienische Regierung seinem Aufenthalt daselbst kein Hinderniß in den Weg zu legen versprach, begab er sich auch wirklich an seinen Bischofssitz. Er fand aber bald, daß hier seines Bleibens nicht sei. Bei der berüchtigten Mortara-Geschichte hatte sich nämlich der Dominikaner-Orden stark kompromittirt, und so ließ sich der bolognesische Pöbel wiederholt zu den bedauerlichsten Demonstrationen gegen den neuen Erzbischof als Mitglied des gehaßten Ordens hinreißen. Der Kardinal-Erzbischof kehrte darum nach Rom zurück, und verwaltete von hier aus seine Diözese. Hier war er einer der Günstlinge des Papstes, allein schon nach einem Jahre hatte Guidi durch seinen Freimuth die päpstliche Gunst verscherzt. In stiller Zurückgezogenheit beschäftigte er sich seitdem mit theologischen Studien, und man wußte ziemlich bestimmt, wie er hinsichtlich der persönlichen Infallibilität des Papstes dachte. Schon vor mehreren Monaten hatte er die Dominikaner-Bischöfe in der Minerva in dieser Angelegenheit versammelt. Seine Ansicht drang durch, und als der den Jesuiten ergebene, vom Papst dem Orden aufgedrungene General Pater Jandel, den sie anstandshalber beigezogen hatten, eine Pression auf sie auszuüben versuchte, erklärten sie ihm: sie seien Bischöfe, und haben als solche nur ihr Gewissen zu fragen, wenn sie als Richter im Glauben aufberufen seien. Damals begann in dem ohnehin in zwei Richtungen gespaltenen Orden eine merkwürdige Agitation. Es folgte eine Pression nach der andern. So eröffnete man damals eine sogenannte Akademie des heil. Thomas. Der Präsident hatte kaum den Präsidentenstuhl eingenommen, als er in längerer Rede die Lehre des heil. Thomas und des Ordens über die Infallibilität des Papstes in taktlosester und animosester Weise vor seinem bischöflichen Publikum darlegte. Ein Dominikaner-Bischof brachte zum besonderen Wohlgefallen des Papstes auch eine Infallibilitätsadresse seiner bischöflichen Ordensgenossen zu Stande. Dann folgte eine Reihe Schriften, worin namentlich gegen Janus der heil. Thomas vertheidigt wurde. Einem Ordensmitgliede verbot der General Jandel, „weder äußerlich noch innerlich von der Infallibilität zu sprechen", und eben preist die „Civilta Cattolica" vom 18. Juni den General, der einer solchen infallibilistischen Schrift eines Dominikaners die Approbation vorausschickte, daß von jeher im Dominikanerorden die päpstliche Infallibilität als katholische Wahrheit festgehalten worden sei.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Im Verlage der Carl Jung'schen Buchhandlung in Ansbach ist in dritter gänzlich umgearbeiteter Auflage erschienen: „Handbuch der bayerischen Distriktsverwaltungsbehörden von Carl v. Rar, k. Ministerialrath in München."

Das Werk ist durch Entschließung des Ministeriums des Innern allen Bezirksämtern, Magistraten, Forstämtern, Landgemeinden und Kirchenverwaltungen zur Anschaffung auf Regiekosten empfohlen und hat sich bereits überall Eingang verschafft, so daß eine neuere Auflage nothwendig wurde, die ungefähr 50 Bogen umfassen wird. Die Umarbeitung wurde veranlaßt durch die neuen Gesetze der letzten Jahre über das Gemeinde-, Gewerbs- und Armenwesen, so wie über die Heeresergänzung.

Der Inhalt dieses Handbuches erstreckt sich:

A. Im allgemeinen Theil auf eine Darstellung des administrativen und polizeilichen Wirkungskreises der Verwaltungsbehörden, des Verfahrens in administrativen, polizeilichen und administrativ-contentiösen Angelegenheiten, auf die Organisation der Bezirksämter, deren äußere und innere Dienstesverhältnisse, Dienstordnung rc.

B. Im besonderen Theile auf die Vorschriften für Behandlung:

1. Der staatsrechtlichen Gegenstände.
2. Der Religions- und Kirchenangelegenheiten.
3. Der Angelegenheiten bezüglich der Erziehung, Bildung und Unterricht.
4. Der Militärgegenstände.
5. Der Medizinalangelegenheiten.
6. Der Sicherheitspolizei.
7. Der Paß- und Fremdenpolizei.
8. Der Feuerpolizei.
9. Der Baupolizei.
10. Der Straßenpolizei.
11. Der Wasserbauangelegenheiten.
12. Der Forst- und Jagdpolizei.
13. Der Viktualienpolizei.
14. Der Sittlichkeitspolizei.
15. Der Polizei der Presse.
16. Der Landeskulturangelegenheiten.
17. Dienstbotenwesen.
18. Heimath, Aufenthalt und Verehelichung.
19. Industrie, Gewerbe und Handel.
20. Armen- und Kreditwesen.
21. Gemeinde- und Stiftungswesen.
22. Tax- und Stempelwesen.

Das Buch ist jedem Beamten unentbehrlich, es ist aber auch für Jedermann sehr nützlich, um einen Einblick in das Staatsleben zu bekommen und auf Grund der bestehenden Gesetze und Verordnungen beurtheilen

zu kennen, welche Rechte und Pflichten der Einzelne wie die Gemeinde dem Staate gegenüber hat.

Mannigfaltigkeiten.

[Eine Schwalbe als Anklägerin vor dem Polizeigericht.] Die „Berl. Trib." erzählt: Als am Montag die Sitzung des Polizeigerichts (Molkenmarkt Nr. 2) mit einer Verhandlung wegen Thierquälerei eröffnet werden sollte, kam eine Schwalbe durch ein offenes Fenster in den Saal geflogen und setzte sich auf den grünen Tisch des Richters. Das zarte Thierchen ließ sich ruhig fangen, denn es war völlig erschöpft. Als Ursache der Erschöpfung ergab sich ein großer Zettel, der an dem einen Beinchen befestigt war, und die Schwalbe beim Fliegen hindern mußte. Auf diesem Zettel standen die Worte: „Kommt von A. Wolf an der Schleuse Nr. 12." Ein wunderbarer Zufall hatte das Thierchen gerade vor die rechte Schmiede geführt, wo es seine stumme Klage anbringen konnte. Diese Klage des geängstigten Vögelchens hat denn auch seine Erhörung gefunden; der sofort nachgeschlagene Wohnungsanzeiger ergab, daß ein Herr Wolf an der Schleuse Nr. 12 wohnt, und dieser wird unter der Anklage der Thierquälerei in wenigen Tagen vor dem Polizeirichter erscheinen. Die Schwalbe soll bis zum Termin im polizeilichen Gewahrsam verbleiben; man hofft, daß ihr dies bei dem Wetter nicht unlieb sein wird, zumal man sie vor Nahrungssorgen zu schützen gesucht hat.

Aus Brieg, 15. Juni, wird geschrieben: Unter den Inhabern der für unseren Jahrmarkt aufgestellten Schaubuden und dem sie besuchenden Publikum herrschte heute Früh großer Schrecken, da sich die Nachricht verbreitete, dem Menageriebesitzer Winkler sei aus seiner Menagerie ein Stück entsprungen. Bald erfuhr man, daß es sich um ein Krokodil handle, das aus seinem Käfig entsprungen war und seinen Weg in die nur wenige Schritte entfernte Oder genommen habe. Wie Herr Winkler annimmt, haben Naturforscher das Alter dieses Flüchtlings auf über 40 Jahre geschätzt. Obgleich es Leute schwimmen gesehen haben wollen, ist es den hiesigen Fischern noch nicht gelungen, durch Einfangen des übrigens sehr zahmen Thieres sich die ausgesetzte Prämie von 10 Thlr. zu verdienen. Der Verlust des Besitzers wird auf 100 Thlr. geschätzt. Die Nachforschungen werden eifrigst fortgesetzt, um unsere friedliche Oder von dem Nilbewohner zu befreien.

Der Manitoba See, welcher nordwestlich vom Fort Garry liegt und der aus der Red River-Region unlängst geformten Provinz seinen Namen gegeben hat, leitet seine Bezeichnung von einer kleinen Insel ab, von der in der Stille der Nacht eine „geheimnißvolle Stimme" ertönt. Unter keinen Umständen wollen die anwohnenden Ojibways sich der Insel nähern oder gar auf derselben landen; sie halten den Ort für den Wohnsitz von Manitoba, „dem sprechenden Gott". Die Ursache dieses seltsamen Tones ist in dem Schlagen der Wellen an die am Ufer liegenden Kiesel zu suchen. Längs der nördlichen Küste laufen Klippen von feinkörnigem Kalk, die unter dem Schlage des Hammers wie Stahl ertönen. Die an das Ufer schlagenden Wellen verursachten ein Aneinanderreiben der umherliegenden Fragmente dieser Klippen, was einen dem Klingen entfernter Kirchenglocken ähnlichen Ton erzeugt. Das Phänomen tritt gewöhnlich ein, wenn der Wind aus dem Norden bläst, und läßt er nach, so machen sich leise, wehklagende Töne, gleich flüsternden Stimmen, in der Luft hörbar. Reisende schildern den Eindruck als höchst wirkungsvoll und versichern, bei Nacht in dem Wahne, Glockengeläute zu vernehmen, erwacht zu sein.

Ein Brieftaubenbesitzer in Antwerpen wartete am vorigen Sonntage bereits den ganzen Morgen auf seinem Dache auf die Ankunft seiner Brieftaube, denn es galt die Entscheidung eines von einer Taubengesellschaft veranstalteten Wettfliegens. Endlich kommt die ersehnte Taube an. Balthazar steckt sie sogleich in einen Sack, stürmt damit die Treppe hinunter und zum Hause hinaus nach dem Bureau der Taubengesellschaft; sein alter Vater, der mit einer Krücke geht, folgt ihm. Balthazar rennt aber dermaßen, daß er den Athem verliert, hinstürzt, und am Kopfe beschädigt, besinnungslos liegen bleibt. Darüber kommt der Alte nachgehumpelt, rafft den Sack mit der Taube auf, ohne sich weiter um seinen Sohn zu bekümmern, und bringt die Taube glücklich noch rechtzeitig aus Bureau, um einen Preis davonzutragen. Balthazar war inzwischen von mitleidigen Menschen aufgehoben und ins Hospital gebracht worden.

[Betrügerischer Schiffbruch.] Aus Bombay wird die Verhaftung dreier Individuen gemeldet welche angeklagt sind, das Schiff „Aurora" mit 575 Ballen Baumwolle und 419 Ballen Wolle schlechtester Qualität befrachtet, und absichtlich zerstört zu haben, um sich die hohe Versicherungssumme anzueignen.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Mailand.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 148 Montag, 4. Juli 1870.

Lady Tartüffe.

(Fortsetzung.)

III.

Als Bruno am Morgen nach seiner heimlichen Verlobung erwachte, war es ihm wie Jedem, der einen wichtigen Schritt übereilt gethan, als habe er von seiner Verbindung mit Luka nur geträumt, und dieser Gedanke wurde bei ihm mehr und mehr zur Gewißheit. Er öffnete das Fenster und kühlte seine heiße Stirn in der frischen Morgenluft, die so duftend aus dem Schloßgarten aufstieg. Da fiel sein Blick auf den Balkon — und die Scene des gestrigen Abends stand klar vor seiner Seele. Er fühlte seinen Arm von der schönen weichen Hand berührt, er sah die glänzenden Augen, die sein Herz entzündet hatten — er erinnerte sich seines gegebenen Wortes und, gemahnt an seine Rittersehre sagte er zu sich selbst:

„Das war kein Traum — ich habe ihr mein Versprechen gegeben — und welche Hindernisse sich auch vor mir aufthürmen mögen — Bruno von Schönburg bricht nie sein Wort!"

„Aber meine Mutter!" fuhr er fort, und trat in sein Zimmer zurück. „Was wird sie sagen? — aber sie nennt ja Luka ihre Tochter, ihre liebe Tochter, Josephine nennt sie ihre Schwester, und mein guter, edler Reinhold wird nichts einzuwenden haben, wenn er sieht, daß ich das stille, seelenvolle Mädchen liebe. — Er trägt ja selbst das Bild seiner dahingeschiedenen Braut treu in seinem Herzen, er wird mir nur beistimmen! Dann bleibt nur noch Boguslaw übrig, aber was kann er gegen meine Luka einzuwenden haben? Ist sie nicht von guter Familie — war ihr Vater nicht Offizier? Und bin ich nicht Herr über meinen eigenen Willen? Bin ich nicht mündig und reich? Ja, Zauberin! Du sollst bald die Meinige werden; sollst bald an meiner Seite herrschen. Du bist so bescheiden, so demüthig! Du verdienst für Deine Liebe erhöht zu werden."

Fest in seinem Entschlusse, ging er nicht wie sonst in den Stall zu seinen Pferden und Hunden, sondern gleich in den Frühstücksaal, und hielt sich immer in der Nähe der schönen Italienerin auf, welche mit stiller, bescheidener Ergebenheit seiner Mutter die größte Aufmerksamkeit widmete, aber — wenn sie sich unbemerkt glaubte — Leia und deren Vater mit glühenden Blicken vom Kopfe bis zu den Füßen betrachtete.

Im ganzen Schlosse sprach das Dienstpersonal von der schönen, bescheidenen Gesellschaftsdame, die für Alle ein Lächeln, ein gütiges Wort selbst für den geringsten der Diener hätte.

Die Verliebten beschlossen, daß Bruno gleich nach der Abreise des Grafen und Leia's mit seiner Mutter von seinen Entschlüssen reden sollte, und wie die Unterredung auch immer ausfallen würde, sollte die Hochzeit doch schon im Herbst stattfinden. Hatten die glänzenden Augen bereits gestern Bruno's Herz entflammt, so war es heute der brennende Kuß, welcher sein Blut in Wallung brachte. Ueberhaupt zauberte das herrliche Wesen eine nie geahnte Seligkeit vor seiner Phantasie, einen Himmel, den er sich um jeden Preis erringen wollte. Noch hielt er sie in seinen Armen, noch konnte Bruno nicht aufhören, die holde Gestalt an sein Herz zu drücken und tief in ihre seelenvollen Augen zu schauen, — da rauschte es im Busche, und Josephine stand mit verklärtem Antlitz vor ihnen, keines Wortes mächtig, und erst als Luka in ihre Arme sank und um Verzeihung bat, rief sie hingerissen aus:

„O, meine Schwester, das war es gerade, was mein Herz schon längst so sehnlichst wünschte, Dich durch solches Band für immer an uns zu ketten. Ich kannte ja meinen Bruno, dem ich erst nach der Abreise unserer Gäste meine Absichten mittheilen und ihn dann auf Luka aufmerksam machen wollte. — Er ist mir zuvorgekommen. Wirst Du dieses Kleinods auch würdig sein?"

„O, Josephine," bat Luka erröthend.

„Nein, nein, unterbrich mich nicht! Ich liebe Dich so sehr, daß ich nicht das Geringste dulden würde, was Dich betrüben könnte. Bruno, Du wirst einen harten Kampf zu bestehen haben, denn Leia und deren Vater werden nicht für diese Parthie sein, deuteten doch alle ihre Worte darauf hin, daß sie in unserer guten Luka eben nur die Gesellschafterin sehen wollten. Aber wir dürfen den Muth nicht sinken lassen. Ich übernehme es, die Mutter für uns zu stimmen, und Du mußt Reinhold für diese Verbindung geneigt zu machen suchen, der nicht viel einzuwenden haben wird, weil er ja selbst schon liebte und uns daher hoffentlich verstehen wird."

Und Luka's und Bruno's Hände umfassend, ging Josephine vorwärts und stand bald vor einer Grotte, wo sie den trauernden Reinhold trafen, so sehr in Gedanken versunken, daß er die Ankommenden erst bemerkte, als sie schon vor ihn traten.

„Reinhold," sagte Josephine, „willst Du drei Menschenherzen recht glücklich machen?"

„Gern, wenn es in meinen Kräften steht;" antwortete Reinhold, sich erhebend: „Du weißt ja, Josephine, daß, seitdem mein Glück entschwunden ist, ich längst jegliche Hoffnung für mein eigenes Glück zu Grabe getragen habe, und daß ich nur darin Trost suche, Andere glücklich zu machen."

„Bruder!" nahm jetzt Bruno das Wort, „ich liebe dieses holde himmlische Wesen; ich liebe Luka, und nichts, kein Hinderniß, kann diesen Bund auflösen. Doch willst Du mein Glück vervollständigen, so gib mir Deinen Beifall und das Versprechen, mir beizustehen gegen alle Einwendungen, die man voraussichtlich gegen dieses Bündniß erheben wird."

Auf's Höchste überrascht, betrachtete Reinhold die Geschwister, und als sein Blick auf Luka fiel, und dem übrigen sanft flehenden begegnete, da das schöne Mädchen mit den dunklen Locken, die in dem Winde, der sein Spiel mit ihnen trieb, flatterten, sein Urtheil von seinen Lippen zu erwarten schien, da fühlte sich Reinhold besiegt, und sich an Luka wendend, fragte er herzlich:

„Und lieben Sie meinen Bruder wirklich?"

„O, unsäglich;" antwortete das Mädchen.

„Mein Gott . . . . so schnell! . . . . Alles das kommt so unerwartet;" sagte Reinhold, plötzlich an die Folgen denkend.

„Aber liebtest Du Virginie nicht auch vom ersten Augenblicke an?" fragte Josephine; „hast Du mir nicht selbst erzählt, daß Dein erstes Zusammentreffen mit ihr, Dich unauflöslich an sie gekettet hätte?"

„Ja, Du hast Recht!" entgegnete Reinhold, von schmerzlichen Gedanken bewegt, „unsäglich . . . . bis jenseits des Grabes."

„Aber diese Glücklichen lieben und hoffen noch, mein Bruder; gib ihnen Deinen Segen! Reinhold, ich bürge Dir für Luka's Wort. So lange ich sie kenne, liebe ich sie; denn sie ist das reinste, edelste Wesen, sie wird uns Alle durch ihre Nähe glücklich machen."

„Denken Sie es nicht falsch, beste Luka." sagte Reinhold, „wenn ich nicht so schnell meine Einwilligung ertheilt. In dieser Unentschlossenheit liegt nicht der leiseste Zweifel gegen Sie, sondern nur gegen unsere Mutter, gegen unsere Verwandte, die sämmtlich mit Ihrer Familie unbekannt sind."

„Darüber sind wir schon hinweg," versicherte Bruno, „ich schwöre hier vor Gott und Euch, daß Luka mein Weib werden soll, ob sich auch die ganze Welt gegen uns auflehnen würde!"

„Herr Graf!" unterbrach jetzt Luka, unangenehm von Bruno's Heftigkeit überrascht, und ziemlich berührt von der ganzen Scene, das Gespräch, indem sie sich an Reinhold wandte, „Herr Graf, Sie, der Sie schon selbst aus Liebe gelitten, kennen am besten die Herzensqualen einer Liebenden. Und ich beschwöre Sie beim Andenken an Ihre Virginie, mein Freund, mein Bruder zu werden!"

Mehr bedurfte es nicht für Reinhold's leicht erregtes Herz. Er vereinigte die Hände der Liebenden und versprach ihr eifrigster Fürsprecher bei der Mutter zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Römische Briefe.

(Fortsetzung.)

Unter solchen Umständen war man um so weniger gefaßt, daß Kardinal Guidi, im Gegensatz zu seinen nicht wenigen Gesinnungsgenossen im Kardinalskollegium, den Muth haben würde, einen Schritt zu wagen, der ihm seine ganz künftige Existenz in Rom vergällen muß. Schon der erste Satz der epochemachenden Rede mußte den Zorn der Mehrheit auf den, wie sie meinten, konfusen und pflichtvergessenen Kardinal konzentriren. Guidi begann nämlich mit der Behauptung, die (vom Episkopat) getrennte und persönliche Infallibilität des Papstes, wie sie im reformirten Kapitel des Schema ausgesprochen sei, sei in der Kirche bis zum 14. Jahrhundert, dieses eingeschlossen, ganz und gar unbekannt. Aus der biblischen Offenbarung und Tradition suche man vergebens nach Beweisen für dieselbe. Die ganze Frage, fuhr er fort, reduzire sich auf den Punkt: ob denn je der Papst allein ohne irgendeine Mitwirkung der Kirche auch nur ein Dogma definirt habe. Er fügte bei: kein Mensch könne sich der **doctrina infusa** (göttlich eingegossenen Doktrin) rühmen. Ein Akt könne infallibel sein, nie die Person. Jeder infallible Akt sei aber immer nur aus der Kirche selbst geschöpft worden, und zwar entweder **per consilium Ecclesiae sparsae** oder **per Concilium**. (Durch den Beirath der zerstreuten Kirche oder durch ein Konzil.) Um zu wissen **quid ubique credatur, si omnes Ecclesiae concordent cum Ecclesia Romana**, (um zu wissen, was überall geglaubt wird, ob alle Kirchen mit der Römischen übereinstimmen), ist die Information unumgänglich nothwendig. Nach dieser Prüfung sanktionirt der Papst **finaliter** die Lehre, wie der heilige Thomas sagt, und nur so könne man mit Recht sagen: **Omnes per Papam docent.** Aus den jesuitischen Werken des Perrone und Bellarmin bewies er dann: **in definiendis dogmatibus Papas numquam ex se solis egisse, numquam haeresim per se solos**

condemnasse. (Bei der Definirung von Dogmen haben die Päpste nie aus sich allein gehandelt, nie haben sie aus sich allein Häresien verdammt.) Als Guidi diesen Satz aussprach, begann die Mehrheit unter Anführung des Italieners Speccapietra, des Bischofs von Smyrna, zu tumultuiren. Der Kardinal sah sich außer Stand, seine Rede fortzusetzen. Ein Bischof schreit bribante (Schurke, Spitzbube), nach anderen brigantino. Allein Guidi läßt sich nicht aus der Fassung bringen, antwortet vielmehr mit staunenswerther Ruhe und Festigkeit: er habe das Recht, angehört zu werden, Niemand habe den Bischöfen das Recht der Präsidenten eingeräumt. Es wird noch die Zeit kommen, wo ihr Placet oder Non placet zu sagen habt, und dann steht es Jedem frei, nach seinem Gewissen zu handeln." Hier wurde zum ersten Mal seine Rede mit lautem Applaus unterbrochen, und man hörte von allen Sitzen der Oppositionsbischöfe: Optime, optime! Manning, von ihn umstehenden Oppositionsbischöfen befragt: Êtes-vous d'accord, Monseigneur? antwortete: Le Cardinal est une tête confuse. Da konnte sich aber ein muthiger Bischof nicht enthalten, dem mächtigen Westminsterer Erzbischof zu bemerken: C'est bien votre tête, Monseigneur, qui est confuse et plus qu'à moitié protestant.

Nach dieser ziemlich langen Unterbrechung fuhr Guidi fort, indem er eine Aenderung des Kapitels über die Infallibilität forderte: ut clare appareat Papam agere consentientibus episcopis et illis occasione errorum qui sparguntur petentibus facta inquisitione in aliis Ecclesiis, praemisso maturo examine et judicio et consiliis fratrum aut collecto Concilio. (Damit es klar werde, der Papst handle mit Zustimmung der Bischöfe und, wenn Irrthümer ausgestreut werden, nur nach erfolgter Untersuchung der Lehre in den andern Kirchen, nach vorausgehender reiflicher Prüfung, nach dem Urtheil und den Rathschlägen der Brüder (Bischöfe) oder mittelst eines Konzils.) Dies sei die wahre Lehre des heil. Thomas; wo das finaliter sei, müsse auch etwas quod procedat (was vorausgeht) existiren. Die Worte supremus magister et judex (oberster Lehrer und Richter) präsumiren alios magistros, alia tribunalia (andere Lehrer, andere Tribunale). Zuletzt schlug Guidi die Annahme einiger Canones vor.

1) Si quis dixerit decreta seu constitutiones a Petri successore editas, continentes quandam fidei vel morum veritatem Ecclesiae universae ab ipso pro suprema sua et apostolica auctoritate propositas non esse extemplo omnimodo venerandas et toto corde credendas vel posse reformari — anathema sit.

2) Si quis dixerit Pontificem, cum talia edit decreta, posse agere arbitrio et ex se solo non auctam ex consilio episcoporum traditionem Ecclesiarum exhibentium — anathema sit. (So einer sagt: daß die von Petri Nachfolger erlassenen Dekrete und Konstitutionen, welche irgendeine Glaubens- oder Sittenwahrheit enthalten und der gesammten Kirche von ihm (dem Papste) gemäß seiner und der apostolischen Autorität vorgelegt sind, nicht sofort und in allewege zu verehren und von ganzem Herzen zu glauben seien, oder daß dieselben reformirt werden können — der sei verflucht. 2) So einer sagt: der Papst, wenn er derartige Dekrete erläßt, könne nach Belieben und aus sich allein heraus handeln; nicht aber nach dem Beirathe der die kirchliche Ueberlieferung darstellenden Bischöfe — der sei verflucht.

Als er geendet hatte, übergab er sein Manuskript dem Sekretär und fand sich bald von den Führern der Opposition umringt, die ihm theils zur Rede gratulirten, theils ihrer Bewunderung Ausdruck liehen über den Muth, mit welchem er die Versuche, ihn zu unterbrechen zurückgewiesen hatte. Als ein gelehrter italienischer Bischof den Patriarchen Valerga von Jerusalem fragte, was er von dieser Rede halte, machte dieser sehr hörbar das Wortspiel: si é sguidato. (Er hat sich schlecht aufgeführt.) Auf die Erwiderung: die Rede habe doch nur die Wahrheit enthalten, ließ sich Valerga den für ihn und seine Partei sehr bezeichnenden Satz entschlüpfen: si, ma non convien sempre dir la verità. (Ja, aber es ist nicht immer am Platze, die Wahrheit zu sagen.)

Nach dieser Rede verließ eine große Anzahl von Bischöfen die Konzilsaula, und man sah überall aufgeregte Gruppen von Kirchenfürsten stehen. Die Kardinäle von Bonnechose und Cullen sprachen ihre sehr gehaltlosen Reden vor leeren Bänken. Beide plaidirten für die Proklamirung des unveränderten Kapitels 4. Bonnechose, von dem Ginoulhiac und andere eine sehr gemäßigte Sprache erwartet hatten, bewies, daß er ganz in Mannings Lager übergegangen sei, was bei einem Mann übrigens nicht überraschen kann, der selbst kein Hehl daraus machte, daß er über die Frage nur sehr wenig orientirt sei. Cullen zerstörte durch seine letzte Rede den Eindruck seiner ersten Rede, die man zwar nicht des Inhalts, wohl aber der streng parlamentarischen Form wegen bewundert hatte.

Kardinal Guidi's muthige Rede sollte aber bald ihr Früchte tragen. Der Papst ließ ihn noch an demselben Tage rufen, und Tags darauf rühmte sich Pius IX., dem, wie die offizielle Zeitung vor wenigen Tagen versicherte, vor Allem die Freiheit des Konzils am Herzen liegt, vor mehreren Kardinälen: er habe ihrem pflichtvergessenen Kollegen seine Häresie und Undankbarkeit energisch vorgeworfen, und ihm gedroht, er werde ihn noch einmal sein Glaubensbekenntniß ablegen lassen. Der Kardinal mag sich aber durch die Huldigung, die ihm am Tage nach seiner Rede, von den fast vollzählig bei ihm erschienenen Oppositionsbischöfen zu Theil wurde, für entschädigt halten für jene harten Worte des Papstes. Hat er doch das Bewußt-

sein, daß die besten Bischöfe der Minderheit, wo möglich noch schlechter von Sr. Heiligkeit mitgenommen wurden als er selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Die drei jüngst ausgegebenen Hefte (8, 9 und 10) des achtzehnten Jahrganges des Familienblattes: „Die Illustrirte Welt" (Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart) empfehlen sich wiederum durch ihren liebenswürdig unterhaltenden und belehrenden Inhalt aufs Beste. Wir lesen mit Vergnügen die gediegenen und spannenden Romane und Novellen: „Nora", von dem durch seine vorangegangenen wahrhaft klassischen Novellen „Bis in die Steppe" und „Unlösliche Bande" schnell berühmt und beliebt gewordenen Karl Detlef, — „An der Nordsee", von Julius Wolfgang, — „Der dritte Brautkranz", von Feodor Steffens, — „Ein Gastgebot auf der Puszte", von Carol Bisher, — treffliche Skizzen von Gustav Rasch (Eine Nacht in der Berliner Verbrecherwelt), Prieser (Londoner Straßenbilder), Allemann (Pariser Skizzen), Arnold Wellmer (Biographien von Ludwig Richter und Emile Ollivier), Dr. med. Klencke (Pflege der Augen), Hauswirthschaftschemie, von Karl Ruß; Skizzen aus dem Bühnenleben, von Kürpeiks und Stummel; Jagdgeschichten, von Szadrowsky; Rochefort, von Dr. Eckstein; Polizeigeschichten; Skizzen von Land und Leuten, und vieles Andere. Unter den 36 großen und gelungenen Illustrationen nennen wir besonders die reizenden Bilder zu deutschen Lieblingsmärchen von Th. Hosemann und Weber; Porträts von Kühn, Kriehuber, Gaber, Koch; Genrebilder von Hiltensperger; humoristische Bilder u. s. w. Jedes Heft kostet nur 5 Sgr. Der Abonnent erhält außerdem gratis die große schöne Stahlstich-Prämie „Faust und Gretchen."

Mannigfaltigkeiten.

Die „Volkszeitung" schreibt: „Die Erhöhung des Kaffeezolles hat erklärlicher Weise Viele veranlaßt, auf Mittel zu sinnen, die neue Last zu erleichtern. Und ein Mittel dazu gibt es; denn bisher wurde fast in allen Haushaltungen der Kaffeegenuß in einem von den wenigsten geahnten Grade vertheuert, nämlich durch das unvollständige Vermahlen der Bohnen. Genaue Versuche, welche man jüngst machen ließ durch den vereidigten Chemiker Herrn Schädler, haben ergeben, daß man von ganz fein gemahlenen Kaffeebohnen nur halb so viel braucht, als von grob gemahlenen, um die gleiche Menge gleich starken Kaffee's zu erhalten; und wenn man noch den gemahlenen Kaffee in einem Mörser bis zur Feinheit des Mehles zerstößt, wie bei den Orientalen gebräuchlich, so braucht man nur zwei Fünftel so viel, als von dem grob gemahlenen Kaffee. Wenn also die Steuererhöhung das Loth gerösteter Kaffeebohnen, welches 6 Pfund kostet, um etwa ¼ Pf. oder 4 Proz. vertheuert, so kann man durch sorgfältiges Mahlen, oder gar noch Zerstoßen der Kaffeebohnen seinen Labetrunk von gewöhnlicher Güte und den mehrfachen Betrag des Zollaufschlages wohlfeiler sich verschaffen, als bisher in den meisten Fällen zu geschehen pflegte. Aber man muß sich um die Sache bekümmern; denn eine fein mahlende Kaffeemühle geht schwer, und die Dienstboten haben es gern, wenn die Mühle recht leicht geht; sie schonen lieber ihre Mühle, als die Wirthschaftskasse der Hausfrau. Versuche wurden auch gemacht in Betreff der Art der Zubereitung. Es zeigte sich indessen, daß man ein gleich starkes Getränk erhält, ob man auf die gemahlenen Bohnen das Wasser aufgießt und eine Weile ziehen läßt, oder den Aufguß noch über dem Feuer einmal aufstoßen läßt, oder ob man ihn durch einen Kaffeebeutel durchfiltrirt. Nur ist bei dem durchfiltrirten Kaffee das Aroma auffallend stärker, als bei den beiden anderen Zubereitungsarten."

[Ein Soldatenlied.] In Kassel erschien kürzlich eine Broschüre unter dem Titel: „Was die Karlsaue erzählt", in welcher ein Soldatenlied mitgetheilt wird, das der Verfasser 1840 bei einem alten Amerikaner Soldaten gedruckt vorfand. Es führt den Titel: „Ein schön und wahrhaftig Soldatenlied, so Anno 1775 am 19. Oktober zu Cassel auf der Parade von dem abziehenden Militärs mit admirabler bonne humeur vor Ihrer Durchlaucht gesungen worden" und lautet:

Juchheisa nach Amerika,
Dir Deutschland gute Nacht,
Ihr Hessen präsentirt's Gewehr,
Der Landgraf kommt zur Wacht.

Ade, Herr Landgraf Friedrich,
Du zahlst uns Schnaps und Bier,
Schießt Arm man oder Bein uns ab,
So zahlt sie England Dir.

Ihr lausigen Rebellen ihr,
Gebt vor uns Hessen Acht!
Juchheisa nach Amerika,
Dir Deutschland gute Nacht.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Maillard.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 149 Dienstag, 5. Juli **1870.**

Lady Tartüffe.

(Fortsetzung.)

Die Uebereinkunft wurde jedoch getroffen, daß das Bündniß so lange geheim gehalten werden sollte, als sich noch auf der Schwanenburg Gäste aufhielten. Ein Abglanz der eigenen Glückseligkeit Josephinen's war an der Stimmung zu sehen, die sie in die Gesellschaft brachte; sie vermochte ihrem Herzensjubel kaum Schweigen zu gebieten, denn Sie glaubte ein unendlich Glück bringendes Werk zu Stande gebracht zu haben — — Aber nun beschloß sie, daß Luka ihr Licht leuchten lassen sollte. Sie sollte Leia übertreffen, die im Gesange wie im Pianoforte-Spiel gleich fertig war.

Doch obgleich Leia mit der schönsten Sopranstimme eine Arie vortrug, so bedurfte sie doch gleichwohl einer Hülfe zum Akkompagniren. Auf Josephine's Bitte setzte sich Luka an's Piano und begleitete sich selbst, indem sie mit einer Reinheit, einer Seele und Herz gewinnenden Weichheit, eine brillante Arie mit einer nur Italienern eigenen Koloratur sang, die alle Zuhörer bezauberte; selbst Leia und der Graf standen vor dem so vollendeten Gesange staunend da; und als Reinhold nach dem Schlusse des Gesanges zu Luka ging, ihre Hand küßte und sie zu ihrem Platze zurück führte, betrachteten sie alle Anwesenden mit Erstaunen, selbst die alte Gräfin blieb stumm, und konnte keine Worte finden, um Luka's Kunstfertigkeit zu preisen.

Als die Konversation nach einigen Minuten wieder in Gang gekommen war, sagte Leia zu ihrem Bräutigam:

„Höre, Herzenshusar! Sieh einmal Josephine an, wie kühn ihre Blicke im Salon umherschweifen! Was mag sie nur für ein Werk ausgeführt haben, worüber sie sich so stolz dünkt?"

„Ja, wahrlich!" antwortete Boguslaw, „Du hast in der That Recht. Vielleicht ist sie stolz auf ihre Italienerin und deren Gesang, der selbst den kalten Reinhold begeisterte."

„Sie sang wirklich wunderbar," rief Leia aus; „ich werde künftig keinen Ton mehr singen, denn dieser Nachtigall gegenüber, komme ich mir selbst wie eine Bachstelze vor."

„O, Du singst tausendmal schöner, als Luka!"

„Ja, vielleicht für Dich und jetzt. Nach einem Jahre wirst Du sagen: Frau Gräfin . . . **Nota bene**, wenn ich erst Deine Frau bin . . . Sie werden nicht mehr singen; Sie verdunkeln mir total meine Soiré."

„Leia, Leia! Dafür verdienst Du wirklich eine Strafe."

„Nun, so sage es Papa, daß er das Maß bestimme, dann will ich mich meiner Strafe unterwerfen; ich kann mich jedoch nicht genug über Josephinens Betragen wundern! Weißt Du, sie hat bestimmt etwas auf dem Herzen, was sie gern ausplaudern möchte, dafern ich Josephine richtig beurtheile! — Oder sie ist, gleichfalls verliebt und unglücklich in ihrer Liebe! Aber wer kann das sein? Denke Du einmal nach, Du schmachtender Mensch: Warum siehst Du mich immer an? Du sollst Josephine ansehen!"

„O, meine Leia," sagte Boguslaw innig, indem er ihre Hand an seine Lippen preßte, „ich sehe nur Dich, ich höre nur Dich, ich bin"

„Der schmachtendste Husarenlieutenant, welcher jemals auf einem Rosse gesessen hat; der unbrauchbarste Mensch für das praktische Leben, über welchen ich so verdrießlich bin, daß ich davonspringe und meine Zuflucht zum Garten nehmen werde, wo er mich aufsuchen und fangen kann, wenn er Courage und flinke Beine hat; — der unerträgliche Mensch!"

Und dem verliebten Lieutenant schelmisch zuwinkend, schwebte die reizende Fee in den Garten. Daß der so gepeinigte Husar sich nicht lange im Salon aufhielt, versteht sich von selbst.

Graf Maurenstein rechnete die seltensten Familien in allen Ländern auf, und belehrte sich über den Ursprung der Farben und Bedeutung ihrer Wappen. Bei einer passenden Gelegenheit wandte er sich dann an Luka und äußerte:

„Ihr Name, mein Fräulein, kann nicht italienischen Ursprungs sein, denn meines Wissens findet sich derselbe in keinem genealogischen Werke. Wir haben nämlich verschiedene Grafen v. Pregita italienischen Stammes. Diese stammten von 8 adeligen Familien her, die die Republik und Stadt Cherio in der Lombardei, jetzt Chéri in Piemont, gründeten. Der ursprüngliche Name dieser Familie war Grunaldi, der von Amaury Grunaldi abstammte, und ging derselbe später in Hubert Broglio

über. Ein Zweig dieses Stammes war Marschall von Frankreich und wurde in den Fürstenstand erhoben. Aber das Fräulein schreibt sich ja nicht Proglia sondern Preglao, daher —"

„Daher sieht man klar und deutlich, —" unterbrach Josephine die genealogischen Betrachtungen des Gesandten, „daß meine Luka nicht Fürstin von Proglia, sondern ganz einfach Fräulein Preglao ist, wie sie bald ihren Namen austauschen kann, mit einem in den Ohren des Herrn Grafen ungleich höher klingenden."

Sie war Mädchen, die gute Josephine, und ihr Mund pflegte von dem, womit ihr Herz angefüllt war, überzusprudeln. Die uneingeweihten Anwesenden wechselten plötzlich einen Blick des Erstaunens, denn Keiner bezweifelte länger, daß Josephine mit einem großartigen Plane umging, ob nun mit Reinhold oder mit Bruno, wußte natürlich Niemand. Aber schon die Möglichkeit einer solchen Idee reizte den Grafen zu einer seinem Charakter ganz fremden Schonungslosigkeit, und scheinbar ohne Absicht fuhr er fort:

„Nun, das Fräulein kann ja in jedem Falle in einiger Verwandschaft zu ihrer erhabenen Familie stehen, zwar nicht natürlicher Abstammung. —"

„War das Ihre Meinung, Herr Graf," fiel Luka ihm ruhig in die Rede. „Aber, wie wäre es möglich, daß das meiner adeligen Abkunft schaden könnte? Werden nicht die illegitimen Söhne der Könige von Frankreich zu königlichen Prinzen ernannt, und stehen dieselben nicht dem Throne am nächsten?"

„Ja, gewiß!" erwiderte der Graf, „sobald sie von ihrem Vater, dem Könige von Frankreich, dazu ernannt und adoptirt werden; im Falle das Fräulein eine ähnliche Handlung von Seiten Ihres Vaters, des Grafen oder Fürsten von Proglia, aufzuweisen vermöchte, so" —

„Nun, Herr Graf," rief plötzlich Bruno, vor Unwillen und edlem Zorn erglühend, aus, „was sollen denn diese Beweise?"

„Ja, Sie haben Recht," sagte der Graf lächelnd, „wozu dienen solche Beweise? Wenn auch von einer ganz unbekannten und völlig obscuren Familie abstammend, füllt das Fräulein hierselbst doch vollständig ihren Platz aus, und bei ihren Talenten und äußeren Vorzügen hat sie die sicherste Aussicht, einst die vortheilhafteste Parthie in ihre Sphäre zu machen. Nur will ich aus Achtung für die Frau Gräfin wünschen, daß nicht einer von den Schloßvögten oder Schloßverwaltern sie so schnell der trefflichen Fürsorge beraubt, welche sie in dem Fräulein von Preglao genießt."

Tiefe Stille herrschte im Salon und währte fast eine Stunde, bis endlich Leia zuerst wieder den Salonton zu finden wußte, der jetzt von den Anwesenden begierig gepflegt wurde.

Bald darauf traf eine Stafette ein, welche den Grafen zur Residenz berief, indem seine Gattin plötzlich erkrankt war, und nach ihrem Gatten und ihrer Tochter verlangte. Selbstverständlich begleitete Boguslaw sie.

Auf diese Weise wurde das Schloß auf eine für die Verbündeten höchst befriedigende Weise geräumt, und man beschloß jetzt, ihren Plan durch den Beifall der Gräfin zur Reife zu bringen.

Arme Josephine! Hättest Du gewußt, um welchen Preis Du denselben zur Ausführung brachtest!

(Fortsetzung folgt.)

Römische Briefe.

(Fortsetzung.)

Rom, 22. Juni. Am 13. ds. fand die Abstimmung statt über die zu dem Proömium beantragten Aenderungen, und zwar durch Aufstehen und Sitzenbleiben. Statt „vis et salus Ecclesiae ab eo (Papa) dependet," ward angenommen: „vis et soliditas in eo Papa consistit." Die Mehrheitsmänner hielten das, scheint es, für noch stärker. Die Vorträge begannen darauf mit einer Rede des irischen Erzbischofs von Cashel, eines Mitglieds der Kommission. Gerade in diesen unsern Tagen, sagte er, ist es nöthig, daß der Papst die absolute, jeder Schranke enthobene Macht und Autorität besitze; denn darin liegt das einzige Rettungsmittel: erstens gegen den um sich greifenden Liberalismus, zweitens gegen das radikale kirchenfeindliche Streben der Regierungen (gubernia), drittens gegen den giftigen zügellosen Journalismus, viertens kann nur der absolute Papst den kirchlichen und nationalen Bestrebungen Rußlands entgegentreten, so wie auch nur er die politischen Sekten niederhalten und die allgemein drohende Revolution abwehren kann. Kurz, die menschliche Gesellschaft bedarf eines Retters, und dieser Retter muß allmächtig und unträglich sein — so heißt es im Schooße der Kommission, und in ihrem Namen hat der durch das Fenierthum noch speziell erschreckte Irländer gesprochen. Sobald nur der Papst mit Zustimmung des Konzils — es ginge auch ohne diese — Allmacht und Unträglichkeit sich zuerkannt hat, ist die Rettung der Menschheit vollbracht.

Aus dieser Wolkenregion die Versammlung wieder herab auf den festen Boden der Thatsachen — nämlich der von ihm entdeckten Thatsachen — zu führen, unternahm der französische Benediktiner und Kardinal Pitra. Er verbreitete sich ausführlich über die Kanones-Sammlungen der griechischen Kirche: man habe die auf den römischen Stuhl bezüglichen Canones gefälscht, und aufs Höchste habe dieses System des Fälschens die russische Kirche getrieben, die es dahin gebracht habe, daß keine authentische Canones-Sammlung in der orientalischen Kirche bestehe. Vermuthlich sollte dies als

Diversion dienen, da die massenhaften und Jahrhunderte lang fortgesetzten Fälschungen zu Gunsten päpstlicher Omnipotenz, und zwar gerade auch in den Gesetzbüchern, schon mehrfach in sehr bedenklicher Weise auf dem Konzil erwähnt worden sind. Hat doch selbst der fast ganz römisch-absolutistisch gesinnte Bischof von Saluzzo das kanonische Rechtsbuch (Gratian u. s. w.) einen Augiasstall genannt. Pitra ergoß sich fernerhin in einer ungemein heftigen Philippika gegen das machiavellistisch verfolgende Rußland. Er vergaß dabei nur eines zu sagen, nämlich dies: daß in keinem Lande der Welt die bevorstehenden Dekrete mit solcher Zufriedenheit werden aufgenommen werden, als in Rußland, nirgends angenehmere Empfindungen erregen werden, als bei jener nordischen Großmacht, welche sich als den lachenden Erben Roms im Orient betrachtet. So viel muß man doch selbst in Rom wissen, daß das dortige Erklingen aller Glocken am Tage der Promulgation in Mohilew, in Wilna, in Minsk u. s. w., als Grabgeläute widerhallen wird. Auf Pitra folgte der Bischof von Badajoz, Ramirez y Vazquez. Er trug ungefähr im Styl und Ideengang des wackern Don Gerundio de Campazes die Doktrin vor. Der Papst ist Christus in der Kirche, ist die Fortsetzung der Menschwerdung des Sohnes Gottes in der Kirche, folglich gebührt ihm ganz der gleiche Machtumfang, wie er Christo selbst, wenn er sichtbar auf Erden regierte, eingeräumt werden müßte. Maret hatte sich wieder zum Wort gemeldet, er wollte nämlich die vier Anathematismen des Dechams bestreiten, die so deutlich auch wider sein Buch gerichtet waren. Als dieser es erfuhr, zeigte er dem Bischof von Sura an: er werde, wenn Maret schweigen wolle, seine Anathemen zurückziehen, entschuldigte sich mit seiner glühenden Begeisterung für das neue Dogma, und versicherte zugleich: er habe ein gutes Herz und meine es nicht böse. So verzichtete denn Maret aufs Wort.

Am 14. trug Haynald trotz seines physischen Leidens eine lange polemisch gegen die Mehrheit gehaltene Rede vor, und bewährte seinen Ruf, nebst Stroßmayer das beste Latein zu reden. Ihm folgte der melchitische Patriarch von Antiochia Jussuf mit einer Apologie der orientalischen Kirchen und ihrer Freiheiten. Mit ernsten Worten wies er auf den drohenden Abfall hin, wenn man, wie jetzt beabsichtigt werde, diesen Kirchen ihre alten Rechte nehmen wolle. Er zeigte Briefe aus der Heimath vor, worin ihm geschrieben werde: wenn er Dekrete, durch welche ihre kirchlichen Freiheiten geschmälert, von Rom zurückzubringen habe, so möge er lieber gar nicht kommen. Wolle aber der Papst etwa statt seiner einen anderen Patriarchen schicken, so möge man nur dessen versichert sein, daß er nicht zugelassen werden würde. Der Bischof Krementz von Ermeland erinnerte, daß die h. Schrift nicht Petrus oder, wie hier immer verstanden wird, den Papst zum Fundament der Kirche mache, sondern vielmehr Christus, und dann — als sekundäres Fundament — die Apostel und Propheten. Erst nach diesen und in Abhängigkeit von ihnen könne dem römischen Stuhle diese Bezeichnung auch noch beigelegt werden.

In dem engeren Kreise der Minderheits-Bischöfe hatte man wohl auch die Ungeheuerlichkeit besprochen, daß der Papst das „Prinzip der Einheit der Kirche sein solle," wie es im Schema heißt; es wurde bemerkt, daß die alten Kirchenlehrer wohl von einem **exordium unitatis**, das in Petro gemacht worden, redeten, aber niemals ihn, und noch weniger einen römischen Bischof für das Prinzip der kirchlichen Einheit (was schon logisch undenkbar sei) erklärt hätten. Bei der Abstimmung, die wieder durch Aufstehen und Sitzenbleiben geschah, verschwand das kleine Häuflein der Ablehnenden vor der Masse der Zustimmenden, und das **principium unitatis**, dieser zugleich gegen die Logik und gegen die Tradition geführte Schlag — ist angenommen. Vor der Abstimmung hatte im Namen der Kommission der Bischof Gallo von Avellino einige neapolitanische Mystik über Adam und Eva und die von Adam schon prophetisch geschauten Mysterien der auf einem Papstthum ruhenden Kirche vorgetragen.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

„Zu Hause." Geschichten und Bilder zur Unterhaltung und Belehrung. (Stuttgart, Verlag von Ed. Hallberger.) Die drei neuesten Hefte (8, 9, 10) dieses populären und so überaus wohlfeilen Familienjournals übertreffen ihre Vorläufer womöglich noch an Reichhaltigkeit des Stoffes und Schönheit der Illustrationen. Unter den Romanen, Novellen und Skizzen heben wir hervor: „Jens von Tinnum", eine friesische Geschichte von Ernst Willkomm, — „Jeremias Sauerbier und die Wunder einer zoologischen Bierstube." Eine höchst wahrhaftige Berliner Jagdgeschichte von Arnold Wellmer, — „Ein Gerichtsherr", Erinnerungen eines Kriminalisten von Karl Chop, — „Verräthersold", von Hermann Hirschfeld, — „Mesalliance", Humoreske von Hildebrandt, — „Englische Kriminalfälle", Erinnerungen eines Advokaten, — „Bilder aus dem Irrenleben", von J. Heinz, — „Auf einer Gemsjagd", von H. Szadrowsky, — „Das Briefgeheimniß der schwarzen Kammern", von Früchte, — „Etwas über Katzen", von Meta Wellmer, — „Schweizer Lebensbilder", von Aug. Feierabend, — Biographien, Reiseskizzen, reizend illustrirte Gedichte, Anekdoten, Schach, Bilderräthsel u. s. w. Nicht weniger als 33 anmuthige Bilder erhöhen das Interesse für den Lesestoff, und obgleich das Format mit Beginn dieses Jahrgangs wesentlich vergrößert ist, blieb doch der alte wohlfeile

Preis von 3 Sgr. pr. Heft. Der Jahres-Abonnent erhält überdies gratis den großen Prachtstahlstich „Faust und Gretchen."

Mannigfaltigkeiten.

[Einer, der sein Bein nicht wieder bekommen kann.] Ein Yankee hatte das Unglück, daß ihm bei einem Eisenbahnunfall das rechte Bein vollständig zerschmettert wird. Er wird operirt, sorgfältig gepflegt und befindet sich bald in der Rekonvaleszenz. Da packt ihn die Sehnsucht nach seinem verlorenen Bein. Er telegraphirt an den Inspektor des der Unglücksstätte zunächst gelegenen Bahnhofes und bittet um Uebersendung seines theuren Körpertheiles. Umgehend erhält er folgende Antwort: „Mein Herr! Ihr Wunsch ist gerechtfertigt, und ich würde mich beeilen, ihm nachzukommen, wenn ich nicht fürchtete, ein Versehen zu machen. Wir haben nämlich ein Dutzend Beine auf Lager.... Welches ist das Ihrige?" Der Amputirte antwortete: „Mein Bein ist sehr leicht zu erkennen; es hat ein Hühnerauge auf der zweiten Zehe." Der Bahnhof-Inspektor telegraphirt zurück: „Es ist absolut nothwendig, daß Sie selbst kommen. Ein Hühneraugen-Operateur, der hier durchreisen wollte und in Folge des Unfalles einen Tag liegen bleiben mußte, hat aus Langeweile sämmtlichen Beinen unseres Lagers die Leichdorne operirt. Es ist demnach unmöglich, Ihr geehrtes Bein herauszufinden." Für die Wahrheit bürgt die Wahrheit der amerikanischen Notizen.

[Wassernoth in Jerusalem. Man schreibt von dort dem „Volksfreund" unterm 10. Juni: Der bekannte Quellenforscher Abbé Richard weilte längere Zeit in Jerusalem, und hat auf Ansuchen des Gouverneurs von Jerusalem, Kiamil Pascha, hydro-geologische Studien um Jerusalem vorgenommen. Derselbe ist zu der Ueberzeugung gelangt, daß Jerusalem auf zweierlei Weise hinreichend mit Wasser versehen werden könnte, und zwar 1) durch Brunnen in und um die heilige Stadt, welche jedoch durch den Felsen getrieben werden müßten; 2) durch eine Wasserleitung, welche das Wasser des „versiegelten Brunnens" (fons signatus des Hohenliedes) und des Brunnens Arroub nach Jerusalem leiten würde. In beiden Fällen würde der jährlich wiederkehrenden Wassernoth Jerusalems abgeholfen werden. Abbé Richard gibt dem zweiten Projekte vor dem ersten den Vorzug und dieß wegen der größeren Quantität und besseren Qualität des Wassers.

Das Bohrloch bei Sperenberg (etwa sechs Meilen südlich von Berlin) hatte Ende Mai eine Tiefe von 3090 Fuß 8 Zoll erreicht und ist bis dahin von 280 Fuß Tiefe ab ununterbrochen im Steinsalz betrieben worden, so daß eine Mächtigkeit des Salzlagers von 2810 Fuß 8 Zoll nachgewiesen ist. Ein zur Untersuchung der Lagerungsverhältnisse des Salzlagers in einiger Entfernung vom Hauptbohrloche im Dezember v. J. angesetztes zweites Bohrloch stand Ende Mai bei 276 Fuß 10 Zoll Tiefe in Gyps an.

Aus Athen vom 18. Juni schreibt man: Herr Zoppas aus Bukarest, der Begründer der neuen griechischen olympischen Feste (alle 4 Jahre zu feiern), hat für das zu errichtende Ausstellungsgebäude 250,000 Franks geschickt. Die neuen olympischen Feste haben, wie bekannt, 1859 begonnen, wurden aber wegen der Staatsumwälzung des Jahres 1862 unterbrochen; heuer endlich werden sie wieder aufgenommen. Die Feste fangen in der ersten Woche des Oktobers dieses Jahres an.

Charade.

Zart gebauet, zart gepfleget,
In den Gärten gern geheget,
Auch in Wiesen nicht so rar
Ist mein erstes Sylbenpaar.
Die Dritte ist ein deutscher Name,
Die Freude mancher jungen Dame,
Ein altdeutsch Wort, das dies bedeutet,
In dem nur Faust und Schwert entscheidet.
Das Ganze sich sehr bald gestaltet,
Wenn man der Ersten viel erhalten.

Auflösung der Charade in Nr. 144:

In der Noth vom „Borg" zu leben,
„Grob" sein, statt reell zu zahlen —
Autor! solchen Rath zu geben —
Solch' ein Räthselbild zu malen,
Das war wahrlich überflüssig:
Denn im Borgen und im Pumpen,
Und im Grobsein stehn die Lumpen
Heutzutage — ja nicht müßig.

M. M.

Redaktion unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Mailand.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 150 Mittwoch, 6. Juli 1870.

Lady Tartüffe.

(Fortsetzung.)

IV.

Es war wieder ruhig und still in dem alten Schlosse Schwanenburg geworden, und Alles ging seinen früheren Gang. Nur Einer hatte seine alte Gewohnheit abgelegt, und das war Bruno, der ganz verändert war und nur für seine Liebe zu leben schien.

Die alte Gräfin hatte sich eine Erkältung zugezogen, und Luka war daher gezwungen, sich beständig an ihrem Krankenlager aufzuhalten. Bruno und Josephine leisteten ihr Gesellschaft, so daß es der Mutter schließlich klar werden mußte, daß nur ein besonderer Magnet den sonst so lebenslustigen Bruno an das Krankenlager fesseln konnte.

Sie beobachtete ihre Umgebung genauer, und plötzlich fiel es ihr wie Schuppen von den Augen, augenblicklich entdeckte sie das Verhältniß, und als sie bei der ersten passenden Gelegenheit Josephine ihre Beobachtung mittheilte, ward sie zu ihrem Erstaunen gewahr, daß das hauptsächlich deren Werk sei, und daß diese Liebe Josephine mit unendlichem Glücke zu erfüllen schien.

Die Gräfin, gewiß herzensgut, war gleichwohl zu sehr von ihrer Familienwürde durchdrungen, als daß sie sogleich ihre Einwilligung zu der Verbindung ihres Sohnes mit ihrer Gesellschaftsdame hätte ertheilen können.

Es entstand daher ein heftiger Streit. Sie war allein gegen die vier Verbündeten, von denen sie mit Bitten bestürmt wurde, besonders von den ununterbrochenen Versicherungen ihres Lieblings Josephine, daß sie nicht leicht eine Zweite finden würde, die so emsig um ihr Wohl besorgt sei. Alt und schwach, wie sie war, schon zu sehr an Luka's umsichtige Pflege gewöhnt, und von ihren vortrefflichen Eigenschaften überzeugt, wurde sie in ihrem Widerstande schnell wankend, und als Luka, ihre Stimmung benutzend, plötzlich beschloß, in ihre Heimath zu reisen, wo sie, von dem Gegenstande ihrer Liebe entfernt, ihren Schmerz zu betäuben, und mit der Zeit zu beherrschen hoffte . . . als Josephine, bei dem Gedanken an eine mögliche Trennung von Luka, von einem nervösen Fieber befallen wurde, da gab die Mutter endlich nach und vereinigte die Liebenden zu einem Paare.

Das nach der Residenz gesandte Schreiben und die Einladung zur Hochzeit, die bald nach der Verlobung gefeiert werden sollte, machte einen so unvortheilhaften Eindruck auf den Grafen und dessen Familie, daß nur Lila's tiefsinnige Liebe zu Boguslaw, einen völligen Abbruch des Umgangs mit Schönburg's Familie verhindern konnte. Ein kalter Glückwunsch war die Antwort, und auch Boguslaw schützte vor, daß der Dienst ihn verhindere, der Hochzeit beizuwohnen.

Die Vorbereitungen zu derselben wurden mit dem größten Eifer betrieben. Josephine beschleunigte solche, wie die Braut selbst, weil sie fürchtete, daß noch irgend ein Hinderniß eintreten könnte, das die so sehnlich gewünschte Verbindung hindern möchte.

Die Trauung wurde in der Schloßkapelle abgehalten, und der dazu eingeladene, benachbarte Adel mußte zugestehen, daß die Ahnen des gräflichen Hauses vielleicht wohl eine höher geborne Braut gesehen hätten, eine schönere aber gewiß nicht, denn die frisch gebackene Gräfin von Schönburg, war wirklich strahlend, blendend schön in ihrem weißen Spitzenkleide mit Orangenblumen und mit dem Brillantenschmuck; eine so stolze, fast fürstliche Braut war sie, daß mancher, der in der Kapelle anwesenden Adeligen diesen Zweig an des Grafen Stelle gern in ihren mächtigen, uralten Stammbaum geflochten hätten, als Luka jetzt ernst und ruhig das bindende „Ja!“ aussprach.

Doch welche Veränderung war jetzt mit der stillen, demüthigen Braut vor sich gegangen. Sie trug heute ihren Kopf so hoch, so kühn, wie ein Gladiator, der alle seine Gegner besiegt hatte.

Bruno's Liebe, die so schnell und so heftig in ihm aufgestiegen war, hatte gleichwohl nicht so tiefe Wurzeln gefaßt, daß er nunmehr nicht auch etwas Anderes, als seine junge Frau, die ihm jetzt ja auf alle Fälle gehörte, mit Interesse betrachtet hätte. Er kehrte schnell zu seinen Pferden und Hunden zurück und ritt und jagte den Thieren gleichsam voraus, und seine junge Frau theilte diese Neigung; doch nur für eine gewisse Zeit, da sie dieser lärmenden Jagden und Spazierritte bald überdrüssig wurde und oft die einsamsten Stellen im Parke aufsuchte.

Schon am Hochzeitstage, an welchem Luka in die für das junge Paar eingerichtete Wohnung gezogen war, hatte sie den sonst so sanften, freundlichen Ton mit dem Dienstpersonale abgebrochen; aus der bescheidenen Gesellschaftsdame war plötzlich eine strenge Herrscherin geworden, die nicht mehr bat, und für die Dienste, die man ihr widmete, dankte, sondern mit unbeschreiblichem Stolz befahl.

Die Diener und Dienerinnen steckten die Köpfe zusammen und sprachen ihre Verwunderung über diese so schnelle Veränderung aus, nur die alte Beata blieb ruhig und sagte triumphirend:

„Habe ich Euch das nicht vorausgesagt? O, ich habe sie schon längst durchschaut. Wartet nur, es wird noch besser kommen — aber ich will nichts gesagt haben. Ihr hieltet die alte Beata ja für albern, als sie einmal über diese Schlange ein Wort fallen ließ. Ich könnte Euch eine Kirchhofsgeschichte erzählen, aber ich schweige lieber — ich bin ja albern. Doch, meine Zeit kommt noch, wo man sich gezwungen sehen wird, einzugestehen, daß die alte alberne Beata die einzige klar sehende Person im Schlosse war."

Luka's Eroberungsgelüste waren nicht befriedigt. Ihr südliches Blut forderte neue Reize, neue Lust, und sie glaubte, daß Reinhold, der um seine gestorbene Braut trauernde Reinhold, der würdige Gegenstand sein könnte.

Reinhold sah sich oft von Luka überrascht, wenn er sich im Parke, am Karpfenteiche oder in den angränzenden Treibgärten befand; aber diese Begegnung war immer so zufällig, daß er sich nicht bemühte, ihr auszuweichen, sondern nach und nach diese Begegnung immer lieber sah; denn Luka verstand es so schön, seiner von Sorgen und Schmerzen durchdrungenen Seele neues Leben zu geben. Bald war es eine wissenschaftliche Frage, die sie an ihn richtete, und die dem so vielseitig gebildeten jungen Manne Gelegenheit gab, seine Kenntnisse zu zeigen; bald war es eine seltene Pflanze, die sie ihm zeigte; bald ein Buch, über das sie seine Meinung zu hören wünschte, und so verstand sie es, den Ahnungslosen auf eine Weise für sich zu wecken, daß er zuletzt unruhig wurde, wenn sie nicht erschien, daß er sie aufsuchte, und das war es eben, was sie wollte.

Dann begann sie, ihn durch die Macht ihres Gesanges zu bezaubern, und es glückte ihr damit so vollständig, daß Reinhold, der für alle Eindrücke so empfindungslose Mann, Luka schon liebte, als er selbst noch nicht die geringste Ahnung davon hatte.

Sie sprach mit ihm von seiner Virginie; sang ihm schwärmerische Lieder vor; sein Schmerz löste sich in Wehmuth auf, und die holdselige Trösterin zündete immer neue Flammen in seine Seele, die sich schon einer Liebe bis in den Tod geweiht hatte.

Kein Herz ist für eine neue Liebe unempfindlich, besonders wenn es von Schmerz erfüllt ist, der keine Thräne mehr findet. Das Herz, welches im Anfang fast verzweifelt, geht unter der Einwirkung der Zeit, dieser mächtigen Versöhnerin, in stille Wehmuth über. Reinhold ahnte seine Verwandlung nicht, denn er würde sich eher eine Kugel durch den Kopf geschossen haben, als daß er seinen Bruder betrogen hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Römische Briefe.

(Fortsetzung.)

Kardinal Mathieu eröffnete die Reihe der Prälaten, welche über das vierte Kapitel, also über die Unfehlbarkeit, reden wollen. Seine lange kräftige Rede war hauptsächlich gegen Valerga gerichtet, der durch seinen Angriff auf die „Irrlehre der Gallikaner" die Franzosen verletzt hat. Es war eine rhetorisch gut durchgeführte Lobrede auf die französische Nation, die das Blut ihrer Söhne vergossen habe, um dem Papste Rom wieder zu geben, und ohne deren Gegenwart in Civitavecchia das Konzil hier nicht tagen könnte. Es ist nur zu bezweifeln, ob denn dieser Valerga überhaupt so viel Rücksichtsnahme verdient, als die Franzosen ihm angedeihen lassen.

Nach Mathieu kam Kardinal Rauscher zum Worte, seine Rede ward, wie nun einmal die Aula ist, nur wenig verstanden; sie war aber klar und gründlich, und führte aus, wie die Annahme einer persönlichen Unfehlbarkeit, kraft welcher jeder Ausspruch eines Papstes von allen Christen unter Strafe der ewigen Verdammniß geglaubt werden müsse, ebenso mit den Thatsachen als mit der früheren Lehre der Kirche im Widerspruch stehe und für die Zukunft verderblich wirken müsse. Er erinnert an Vigilius, Honorius, die Reordinationen des Sergius und Stephanus, den Konflikt zwischen Nikolaus III. und Johann XXII., und empfahl die Antoninische, den Konsensus der Kirche als Bedingung erheischende Formel. Dem Schema könne er ohne schwere Sünde zu begehen, nie zustimmen. „Das ist ja alles schon aus seiner Schrift bekannt," sagte Dechamps während der Rede zu dem Bischof. „Ihr habt es aber nie widerlegt," erwiderte dieser.

Nun hätte Kardinal Pitra folgen sollen, da er aber sich unwohl fühlte, so wurde die Sitzung abgebrochen. Die Präsidenten hatten nämlich ein Monitum erlassen, daß Niemand außer der durch Einzeichnung und Rang ihm angewiesenen Reihenfolge sprechen dürfe und, wenn er gerade an diesem Tage verhindert sei, sein Recht zu sprechen überhaupt verliere. Das hätte nun auch den Infallibilisten Pitra getroffen — also zog man vor, die Bischöfe trotz der frühen Stunde nach Hause gehen zu lassen.

Die zwei nächsten Tage, der 17. und 18., sind als Festtage ausgefallen. Da bereits 75 Redner für das 4. Kapitel eingeschrieben sind, so würde die Proklamation am 29. Juni offenbar noch nicht stattfinden können, und das Konzil sich in den Juli hineinziehen. Es gibt nun allerdings ein einfaches Mittel, zugleich dem Verlangen des Papstes zu willfahren und die zur Tortur gewordene Pein der Hitze für die Bischöfe abzukürzen; ebenso wie die Mehrheit die allgemeine Erörterung abgeschnitten hat, kann sie auch die Spezialdebatte jeden Tag abbrechen. Dagegen wird nun freilich eingewendet: diese Prozedur des Wortenziehens, dieses den Bischöfen gewaltsam auferlegte Schweigen zerstört die Natur eines kirchlichen Konzils; denn da handelt es sich darum, daß jeder Bischof Zeugniß ablege, nicht blos von seinem Glauben, sondern auch von der Tradition seines Landes und dem Glauben seines Sprengels. Wenn dieses Recht — und noch dazu in einer solchen Kapitalfrage und bei diesem Widerstreit der Geister — den Bischöfen entzogen wird, so fehlt die dem Konzil nöthige Freiheit.

Der Papst wird mit jedem Tage freigiebiger mit Ermahnungen und Belehrungen. In der letzten **Capella papalis** versicherte ihm der Kardinal Patrizi: die Gläubigen erwarteten die Proklamation der Unfehlbarkeit mit Ungeduld, worauf Pius in Gegenwart mehrerer Bischöfe der Minderheit erwiderte: es gebe drei Klassen von Gegnern der Unfehlbarkeit — erstens die krassen Ignoranten, die nicht wüßten, um was es sich handle, zweitens die Knechte der Fürsten (**Caesaris**, sagte er, theils nach Wien, theils nach Paris zielend), und drittens die Kleinmüthigen, die sich vor dem Urtheile der schlimmen Welt fürchteten. Er aber bete für ihre Erleuchtung und Bekehrung. Natürlich wird dies hier allgemein auf die Bischöfe der Opposition bezogen. Hat doch auch der Papst erst kürzlich einigen Kanonikern zu Besançon schreiben lassen: Alles, was jetzt vorgebracht werde, das seien Dinge, die schon hundert Mal durch die siegreichsten Gründe widerlegt worden seien, und wenn man sich auf die Ergebnisse der historischen Kritik und der Prüfung der Texte berufe (nämlich auf die enorme Masse tendentiöser Fälschungen und Fiktionen), so seien das: **des anciens sophismes ou mensonges contraires aux prérogatives du St. Siége.** Das trifft also Rauscher, Schwarzenberg, Dupanloup, Hefele, Maret, Kenrick, Ketteler (die von ihm vertheilte Schrift), und noch etwa dreißig andere. Hier wird nun viel darüber gestritten: wem die Paternität dieser Einsichten, welche Pius mündlich und schriftlich kundgibt, zuzueignen sei. Hat er sie aus der „Civilta" geschöpft, oder sind die Jesuiten dieses Journals vielmehr nur die gelehrigen Schüler des Papstes, welcher seinerseits diese Einsichten als **scientia infusa** von der Jungfrau Maria empfangen hat? Darüber sind, wie gesagt, die Meinungen getheilt. Die Mehrheit, welche wohl bekannt ist, daß, wenn Jemand Giovanni Maria Mastai einen gelehrten Theologen genannt hätte, dies allgemein als Spott empfunden worden wäre, hält sich an die letztere Annahme und an das bekannte von Pius selbst angeordnete Gemälde, auf welchem der Maler den **actus infusionis** in Farbensprache anbringen mußte. In diesen Kreisen herrscht denn auch jetzt schon das Losungswort: Jeder dem Dekret nicht Beistimmende ist oder wird in wenigen Tagen ein Ketzer und Feind der Kirche; mit seinem **non placet** vollzieht er seine Trennung von derselben, weßhalb auch Manning bereits vorgeschlagen hat: man solle jedem dieser Bischöfe bei der Abreise mit dem Fahrbillet auch gleich sein Exkommunikationsdekret in die Hand drücken. Wenn Livius meint: **haec natura multitudinis est, aut servit humiliter aut superbe dominatur**, so weiß die multitudo in der Aula Beides zu vereinigen.

Am 18. Juni erblickte der Papst einen deutschen Priester unter den bei ihm Zugelassenen; befragt, wer er sei, sagte dieser: er sei Sekretär eines durch seine Gelehrsamkeit, wie durch seine fallibilistische Ansicht bekannten Bischofs. Mit einem Ausruf, der dem deutschen Pfui gleicht, wandte Pius sich von ihm ab und ließ ihn stehen. Von einem andern sehr hochgestellten Würdenträger der gleichen Richtung, pflegt er in den bittersten Worten zu äußern: der stimme nur so aus persönlicher Feindschaft gegen ihn.

Wie man hört, wird die Mehrheit sehr ungeduldig, so daß Viele schon am Sonnabend den 25. den gewaltsamen Schluß der Debatte erwarten. Die große Mehrheit der jetzt auf 100 angewachsenen Redner über das 4. Kapitel gehört doch zur herrschenden Hofpartei, und diese könnte also sagen, daß sie sich nur des Vergnügens ihre eigenen Ansichten vorgetragen zu hören, freiwillig beraube. Aber die Reden von Darboy, Place (Marseille), Maret, Clifford, Schwarzenberg, Simor, Dupanloup, Haynald würden eben auch mit abgeschnitten werden.

Hefele hatte sich als der erste gemeldet, da er, von Cullen heftig angegriffen, damals nicht zur Vertheidigung zugelassen worden war. Als er sich nach einigen Tagen erkundigte, wann er etwa zum Wort kommen würde, erfuhr er: er sei erst der 51., denn Alle, die ihm an Rang und Alter vorgingen, müßten erst gesprochen haben ehe ihm den Mund zu öffnen gestattet werden könne. Etwas später sagte man ihm: er sei nun der 71., so daß seine Hoffnung, sich in der Aula vertheidigen zu können, fast völlig geschwunden ist. Er hat inzwischen eine kurze Antwort auf den Angriff eines Franzosen, de la Margerie, in Neapel drucken lassen.

Die Minderheit hat beschlossen, den Papst durch eine Deputation um Prorogation des Konzils bitten zu lassen, da es grausam sei, so viele bejahrte, mitunter kränkliche Männer hier in dieser jetzt ungesunden Stadt gewaltsam festzuhalten. Sie werden, wie sich versteht, abschlägig beschieden werden, denn die Jesuiten sind für den Zwang bis zu Ende.

Wie aber die Hitze und die moralischen und physischen Miasmen jetzt auf die Bischöfe wirken, mögen Sie aus der Thatsache entnehmen, daß in der Bank eines Bischofs, in welcher sonst 30 Bischöfe saßen, jetzt nur noch 5 oder 6 ihre Plätze einnehmen, obgleich sie doch zumeist in Rom oder wenigstens in den umliegenden Ortschaften anwesend sind. Denn Stadtgefangene sind sie allerdings, und erst kürzlich hat Antonelli gegen einen Diplomaten geäußert: Si quelque Évêque veut faire une partie de campagne (wie Förster), la police n'a rien à y voir, mais s'il voulait quitter le Concile, alors ce serait différent, so daß also hier jeder fremde Bischof unter polizeilicher Aufsicht steht, und diese dafür haftet, daß er nicht etwa entschlüpfe. Dem Diplomaten, welchem diese Mittheilung gemacht wurde, kam dieselbe so bedenklich bezüglich der Souveränetätsrechte seiner Regierung vor, daß er sofort darüber an dieselbe berichtete.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die „Gerichts-Zeitung“ meldet aus Berlin: „Bei dem Kaiser-Alexander-Regiment, in welchem erst vor Kurzem ein Soldat der 10. Kompagnie seinem Leben aus Verzweiflung ein Ende gemacht hat, ist leider schon wieder, und zwar am Montag voriger Woche, ein Unglücksfall höchst eigenthümlicher Natur eingetreten. Der interimistische Führer der fünften Kompagnie, Premierlieutenant v. Rauchhaupt, stellte nämlich beim Rückmarsch von einer Felddienstübung am gedachten Tage irgend eines Fehlers wegen einen Mann dieser Kompagnie in schroffster Weise zur Rede und ereiferte sich dabei dergestalt, daß er dem Soldaten den Helm mit voller Kraft über den Kopf stülpte und ihn dabei mit der die Helmspitze haltenden, innen ziemlich weit hervorspringenden Schraube sehr erheblich verwundete, indem diese Schraube durch die Schädeldecke drang und das Gehirn verletzte. Der unglückliche Soldat stürzte sofort zusammen und wurde dann, um Aufsehen zu vermeiden, mehrere Tage lang in der Kaserne behandelt. Sein Zustand verschlimmerte sich jedoch dergestalt, daß er Ende voriger Woche nach dem Lazareth geschafft werden mußte, wo er lebensgefährlich darniederliegt.“

Aus Mexiko meldet man unterm 30. Mai: Ein heftiges Erdbeben hat um 11. ds. um 11 Uhr 17 Minuten Nachts einen großen Theil der Republik heimgesucht. In der Hauptstadt dauerte dasselbe etwa 57 Sekunden, und machte sich durch heftige oscillatorische Bewegung des Bodens in der Richtung von Osten nach Westen bemerklich, denen andere Stöße von Nord-Ost nach Süd-West folgten, in ihrer Richtung diejenige Linie innehaltend, die Humboldt schon vor langen Jahren als die vulkanische bezeichnet hatte. In der Hauptstadt sind glücklicherweise Verluste an Menschenleben und Zerstörungen an Baulichkeiten, die beschädigte Wasserleitung ausgenommen, nicht zu beklagen gewesen. Dagegen hat dieselbe Naturerscheinung im Staate Oajaca eine verheerende Wirkung geäußert. Dort folgten am 12., 13. und 14. d. Mts. weitere Erdstöße. Yautepec, Ejutla und andere kleine Ortschaften sind vollständig zerstört. In Oajaca selbst sind vierzehn öffentliche Gebäude eingestürzt, während die Zahl der eingefallenen und schwer beschädigten Privathäuser noch nicht festgestellt werden konnte. Ueber die Verluste an Menschenleben lauten die Angaben sehr widersprechend, doch ist deren Zahl jedenfalls eine ziemlich bedeutende. Man behauptet, daß in der Nähe von Pochutla im Staate Oajaca ein neuer Vulkan in der Bildung begriffen sein soll.

Die Züge der nordamerikanischen Eisenbahnen, namentlich jene der Pacific-Bahn, sind bekanntlich mit allem möglichen Komfort für die Reisenden ausgestattet. Jetzt wird sogar ein täglich erscheinendes Blatt, „Der Transkontinentale“, in dem Zuge, der vom Atlantischen bis zum Stillen Ocean geht, gedruckt. Die erste Nummer ist vom Niagarafall, 24. Mai, datirt. Dieses Journal, dessen Depeschenverkehr bewunderungswürdig organisirt ist, erhält auf allen Stationen Nachrichten und veröffentlicht alle Neuigkeiten, welche nicht allein Reisende überhaupt, sondern speziell die an dem betreffenden Tage in dem Zuge befindlichen Reisenden interessiren können. Die Redaktion trägt Sorge, sich bei der Abfahrt nach den Eigenthümlichkeiten und nach dem Stande der Passagiere zu erkundigen, und das Blatt bringt sodann Nachrichten von der Börse, von der Ernte, von der Armee, von der See 2c., je nachdem sich bei dem Zuge Banquiers, Landwirthe, Militärs, Schiffsrheder 2c. befinden.

Ein Einwohner von New-Hampshire hatte ein Paar junge Hunde von ausgezeichneter Race gekauft und sie einem Hundeliebhaber zur Aufzucht übergeben. Unlängst verreiste er einige Tage und wunderte sich sehr, bei seiner Rückkehr seine Frau in Krämpfen zu finden, die durch folgendes Telegramm veranlaßt worden war: „Die beiden Kleinen befinden sich wohl und sehen sehr hübsch aus. Senden Sie gefälligst das Kostgeld.“

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers L. Maillard.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 151 Donnerstag, 7. Juli 1870.

Lady Tartüffe.

(Fortsetzung.)

Die feine Intriguantin wußte sehr genau, wie Reinhold handeln würde; sie wußte diesen edlen Charakter zu beurtheilen, nur eine Ueberrumpelung konnte ihn in ihre Arme führen, und einmal ihr Eigenthum, so glaubte sie wenigstens, würde sie ihn schon so lange zu fesseln wissen, als ihr das Spielwerk überhaupt gefiel.

Aber das war es nicht allein, was die Gedanken der Italienerin beschäftigte; sie hatte noch eine wichtigere Angelegenheit zu ordnen.

Luka besann sich, daß ein Tag kommen könnte, wo alle ihre Herrlichkeit ein jähes Ende nehmen würde, denn es sprach eine Stimme in ihrem Innern, die sie vergeblich zum Schweigen zu bringen versuchte.

Um sich nun eine Existenz gesichert zu haben, wenn dieser fürchterliche Fall eintreten sollte, lockte sie ihrem Gatten erst kleinere und darauf größere Summen ab, indem sie vorgab, solche bald für das eine, bald für das andere Kunstwerk nöthig zu haben. Um ihre Wünsche zu befriedigen, öffnete Bruno bereitwillig seine Kasse, aber deßungeachtet kamen diese Kunstgegenstände nie an, und Luka gestand dann schließlich, daß sie arme Verwandte in Wien habe, die auf ihr Unterstützung rechneten. Sie sandte in der That zuweilen kleine Summen nach Wien und erhielt auch oft Briefe daher, die sie indeß nie zeigte, sondern gleich nach deren Ankunft verbrannte. Auf diese Weise hatte die junge Gräfin bereits eine bedeutende Summe angesammelt.

Josephine, die sich bei dem jungen Paare überflüssig sah, brachte fast ihre ganze Zeit bei ihrer Mutter zu. Die alte Dame sah sich jetzt von Luka völlig vernachlässigt, weil, wie sie sagte, ihr Gemahl ihre ganze Zeit in Anspruch nahm, und da jetzt die Einladung zur Hochzeit, die im elterlichen Hause Leia's gefeiert werden sollte, eintraf, so beschloß die Gräfin, mit Josephine, die ihre Liebe zu Luka, in Folge deren veränderter Aufführung bedeutend geschmälert fühlte, dahin zu reisen. Die Einladungen waren für die Gräfin, für Josephine und die beiden Brüder ausgefertigt, der jungen Gräfin aber war mit keinem Worte gedacht worden.

Bruno schäumte vor Wuth, wegen dieser Vernachlässigung seiner Gemahlin, doch Luka entgegnete verächtlich:

„Gräme Dich doch deßhalb nicht! Ich würde auch der artigsten Einladung nicht gefolgt sein.“

Bruno konnte sich indeß nicht entschließen, ein Fest zu besuchen, von welchem man seine Gemahlin ausgeschlossen hatte.

„Aber Du, Reinhold,“ äußerte die Mutter, „folgst uns doch? Es ist ja selbstverständlich, daß mein ältester Sohn bei der Vermählung seines jüngeren Bruders Vaterstelle vertritt.“

Durch die Umstände gezwungen, wollte Reinhold eben ein „Ja“ antworten, . . . als plötzlich Akkorde eines Gesanges erklangen, welchem er schon seit längerer Zeit mit Vorliebe gelauscht hatte. Luka hatte sich im anstoßenden Zimmer an den Flügel gesetzt und sang mit Gluth und Begeisterung; die weichen, himmlischen Töne fanden, ihm unbewußt, den Weg zu seinem Herzen, sie schienen ihm ein Pathos, in welchem er neues Leben fand, und er dachte daran, daß er sie nicht mehr hören würde, wenn er fort sei. Er beschloß daher, daheim zu bleiben, und antwortete seiner Mutter:

„Liebe Mutter, Du weißt ja, daß ich mich nicht in der Stimmung befinde, einer Hochzeit beizuwohnen, und mein trüber Sinn würde die Freude der übrigen Gäste nur beeinträchtigen. Laß mich daher zu Hause bleiben!“

Wie unangenehm dies auch die alte Gräfin berührte, so besaß doch Josephine noch so viel Liebe für ihre Schwägerin, daß sie Bruno's Hand dankend drückte, denn sowohl sie wie Bruno glaubten, daß Reinhold durch das Fortbleiben von der Hochzeit Boguslaw's seinem Bruder und dessen Frau die schlagendste Genugthuung für den angethanen Schimpf geben wollte.

Die Damen reisten ab; doch diesmal ohne Becia, die sich unter dem Vorwande, daß sie krank sei, ausgebeten hatte, daheim bleiben zu dürfen, in Wirklichkeit desto besser forschen zu können glaubte.

Diese Tage ungestörter Einsamkeit begünstigten Luka's Absichten sehr. Bruno belästigte sie noch weniger, als früher, und kümmerte sich nicht um das, was im Hause vorging. Gleichwohl war er gern und oft zu Hause, besonders wenn Besuch im Schlosse war, denn er freute sich über die Sicherheit und das Geschick, mit welchem seine Frau die „Honneurs“ zu machen

verstand, und über den feinen Takt, mit welchem sie die faden Schmeicheleien der jungen Männer abwehrte.

Das beste Einvernehmen herrschte in der jetzt so kleinen Familie, und sämmtliche Mitglieder betrachteten es mit stiller Befriedigung, als von Josephine die Nachricht eintraf, daß sie und die Gräfin gezwungen wären, noch länger in der Residenz zu bleiben, als bestimmt war, weil Leia's Mutter, am Tage vor der Hochzeit, von einem Schlaganfall betroffen sei, wodurch die Vermählung auch längere Zeit hätte ausgesetzt werden müssen.

Die Abende begannen schon kühl und lang zu werden, die Bäume standen kahl im Parke und in den Wäldern, und die kleine Familie versammelte sich daher allabendlich um den warmen Kamin.

Es war an einem solchen Abend, als Reinhold und Luka schon zwei Stunden auf Bruno gewartet hatten, der auf ein benachbartes Gut geritten war, um Pferde zu kaufen. Das Abendbrod war längst bereitet, die alte Schloßuhr schlug 10 Uhr und Bruno kam nicht. Luka sandte einen Diener aus, um sich nach ihm zu erkundigen, welcher auch bald mit der Nachricht zurückkehrte, daß Bruno heute nicht mehr kommen würde, weil er den in Rede stehenden Kauf erst am folgenden Tage abschließen könne, und er deßhalb auf dem Gute übernachten würde.

Nach dem jetzt schnell und unter vollkommenem Schweigen eingenommenen Abendessen setzten sich Beide an das Kamin. Luka begann von Virginie zu sprechen und bat Reinhold, einige Episoden aus der Zeit seiner Liebe zu erzählen. Doch dieser erwiderte ausweichend und ließ sich Luka daher scheinbar herbei, von ihrer Heimath und ihrem früheren Leben zu berichten. Nach Aufzählung einiger unwesentlicher Momente erwähnte sie, wie vereinsamt sie sich nach dem Tode ihrer Mutter gefühlt; es seien ihr zwar mehrere vortheilhafte Parthien angeboten, doch habe sie diese sämmtlich ausgeschlagen, weil ein Bild, ein Ideal in ihrem Herzen gelebt, das Bild eines Mannes, den sie nur einmal gesehen, aber — hier unterbrach sie sich.

Reinhold wollte von diesem Ideal wissen, und sie gestand denn schließlich, daß sie diesen Mann in Wien gesehen, und zwar bei einem Brande, bei welchem er sie als Kind aus dem Feuer gerettet habe. Reinhold fand sich durch dieses Geständniß entzückt.

„Aber, mein Gott," sagte er, plötzlich aufspringend, „in Wien sagen Sie? Wie lange ist das her?"

„Es war im Juli vor 9 Jahren. Der Brand war außerhalb der Stadt in . . ."

„Allmächtiger Himmel!" unterbrach Reinhold ihre Rede. „Sie waren es also, die ich damals gerettet?"

„Reinhold!" rief Luka, „was sagen Sie? So wäre es doch wahr, was ich kaum zu denken gewagt, Sie waren es — o, mein Gott! Ich Unglückliche!"

(Fortsetzung folgt.)

Römische Briefe.

(Fortsetzung.)

Die römische Logik — man vergleiche nur die „Civilta" — ist einfach diese: Das Konzil ist Alles, was es ist durch den Papst; ohne ihn vermag es nichts, ist es ein leerer Schatten. Freiheit des Konzils bedeutet also Freiheit des Papstes; ist nur der Papst frei, so ist auch das Konzil frei. Man kann sich daher denken, welche Aufnahme im Vatikan, der in diesen Tagen beschlossenen Bitte zu Theil wird, daß bei dem Papstschema geheime Abstimmung stattfinden möge. Die Bitte selbst könnte als Zeugniß für den wirklichen Stand der Dinge und für die Beurtheilung der Konzilsfreiheit nicht beredter sein; denn sie entstammt dem Bewußtsein, daß eine geheime Abstimmung eine sehr beträchtliche Zahl verneinender Stimmen liefern würde, mindestens 200, wenn man die Privatäußerungen der Bischöfe als Maßstab annehmen darf; während bei öffentlicher Abstimmung Niemand hier auf mehr als etwa 110 oder 115 Non placet zu hoffen wagt. Aber selbst von den 300 päpstlichen Kostgängern würden sicherlich gegen 100 mit Nein stimmen, wenn sie durch die geheime Wahrung gedeckt wären. Weder die katholische Welt noch die außerkirchliche ahnt, bis zu welchem Grad ein Bischof heutzutage von Rom abhängig ist; wie schwierig oder unmöglich römische Ungnade ihm die Führung seines Amtes zu machen vermag. Am schlimmsten sind die der Propaganda unterstellten Bischöfe daran, sie sind dieser gegenüber völlig rechtlos. Bei ihnen, da wo der Papst seinen Willen kundgegeben hat, noch von Freiheit reden zu wollen, wäre lächerlich; und zu ihnen gehören nicht nur alle Missionsbischöfe und Orientalen, sondern auch die Amerikaner und Engländer.

Aber auch für die Bischöfe der alten Bischofsstühle, die der congregatio episcoporum et regularium unterstellt und durch das gemeine Recht oder durch Konkordate geschützt sind, ist die Praxis der päpstlichen Kurie ein Feld von Fußangeln, ein mit Stacheln versehener Gürtel, der nur von kurialen Händen angezogen werden darf, um dem mißliebig gewordenen Bischof die Stacheln in den Leib zu drücken. Wie die Dinge hier jetzt liegen, und nachdem Pius in greller Parteinahme und offener drohender Feindschaft gegen jeden Andersdenkenden weiter gegangen ist als irgend ein Papst seit Jahrhunderten — muß die geheime Abstimmung als das einzige Mittel erscheinen, durch welches noch ein Schimmer von Freiheit auf die entscheidenden Beschlüsse des Konzils fallen könnte. Wird offen abgestimmt, so kann das Wort Freiheit, vom Konzil gebraucht, nur als Hohn verstanden werden. Uebrigens thut, wie man hier sehr wohl weiß, die Umgebung des Papstes Alles, ihn in dem Glauben zu erhalten, daß alle Opposition

zuletzt wie Schnee vor den Sonnenstrahlen wegschmelze und kaum vier beharrlich Regirende übrig bleiben werden.

Im vorigen Jahr hatte man den zu den Vorarbeiten berufenen Theologen schon Anfangs Juli die Rückkehr in die Heimath gestattet; selbst von den Mitgliedern der dirigirenden Kardinalskommission sah man damals kaum einen oder zwei noch in der Stadt. Jetzt hört man gar vom 15. oder 20. Juli, als dem Tage der Proklamation, reden, und so wird denn auch, wenn die Dinge etwas früher enden sollten, noch mancher der Prälaten mit siechem Körper und für immer physisch gebrochen aus Rom heimkehren. Die Alten fanden in dem Namen der ewigen Stadt das umgekehrte amor; die Bischöfe finden sich täglich daran gemahnt. Indeß hat die glänzende Belohnung Cardoni's die Hoffnungen im Schooße der Mehrheit neu belebt; 15 oder 16 Kardinalshüte sind zu vergeben, und werden denen, welche sich die größten Verdienste um das neue Dogma erworben haben, zu Theil werden. Bei den Einheimischen sind die Verdienste nicht offenkundig; sie haben meist nur Maulwurfsarbeit gethan, vorzüglich als Spione; denn dieses Geschäft wird hier in einem sonst wohl in Europa nicht erhörten Umfange betrieben; eine Ausnahme macht freilich Valerga, der als Redner hier vor allen Italienern geglänzt hat, nach ihm hat Msgr. Nardi sich insoweit durch thatkräftigen Eifer hervorgethan, daß ein rother Hut als passende Zierde seines Hauptes erscheinen würde; aber da ergaben sich starke, in Rom nur allzu bekannte Bedenken. Die Männer, welche weitaus die gewichtigsten Dienste geleistet haben und noch größere in Zukunft leisten, ja eigentlich als die modernen Atlasse das Hauptgewicht des neuen Dogma's auf ihren rüstigen Schultern tragen werden, sind selbstverständlich die Jesuiten. Pius ist durchdrungen von dem Gefühle, daß ihre Leistungen über Lob und Lohn erhaben sind; mit Titeln, Farben, Kleiderschnitt ist bei einem Jesuiten nichts zu machen, wohl aber mit der Kardinalswürde. Toletus, Bellarmin, Pallavicini, de Lugo erwecken große Erinnerungen. Nicht lange vor ihrer Aufhebung, um 1736, hatten sie einmal zugleich drei der ihrigen, Tolomei, Cienfuegos und Salerno, im Kardinalskollegium. Das könnte auch jetzt wieder geschehen, und das hohe Kollegium würde sicher an Kapazität und Arbeitskraft dabei gewinnen. Da Kleutgen in Folge seines Jesuitenprozesses nicht in Betracht kommen kann, Perrone wohl zu alt ist, so wären etwa Curci, Schrader, Franzelin die nächsten Kandidaten. Bei den intimen Beziehungen des Pater Piccirillo zu der höchsten Person würde wohl dieser die erste Anwartschaft besitzen; seine Leistungen sind so eben in einer für den Orden höchst erwünschten und längst schon sehnlich erstrebten Weise belohnt worden. Er hat nämlich die bisher in der Geschichte Roms unerhörte Erlaubniß erhalten, allein ins geheime Archiv zu gehen und dort zu = arbeiten. Ein Ereigniß wie dieses würde sonst in Rom wie des Himmels Einsturz oder ein Vorzeichen des jüngsten Gerichts aufgenommen worden sein, und auch heute herrscht in echt römischen Kreisen kopfschüttelndes Erstaunen. Denn jeden, der die Schwelle des Archivs beträte, träfe ipso facto die Exkommunikation. So sitzt denn der Orden fest in diesem unnahbaren Sanktissimum. Indiscrete Publikationen sind nicht zu besorgen. Piccirillo wird, weit entfernt, etwas zu veröffentlichen, eine mehr negative Thätigkeit ausüben.

Was die auswärtigen Kandidaten des Kardinalats betrifft, so glänzt vor allen Manning als Gestirn ersten Rangs am hiesigen Firmament. Er kann selbst eine gewisse Paternität des großen Gedankens, mit der Apotheose des Papstthums endlich Ernst zu machen, für sich in Anspruch nehmen, und er hat längst schon Darboy vorgestellt: wie schön es wäre, wenn die beiden Hauptstädte Europa's, London und Paris, jede ihren Kardinal hätten, was am sichersten durch die Förderung des Unfehlbarkeitsdogma's geschehen würde. Darboy wollte nur nicht hören. Nächst Manning ragt Dechamps von Mecheln hervor; da ihn aber der Papst zum Primas ernannt hat, was freilich nur ein Titel ohne Mittel ist, so meint man hier: er habe seinen Lohn schon dahin. In den Vereinigten Staaten würde natürlich der um Rom so hochverdiente Spalding mit dem dort noch nie gesehenen rothen Hut gewaltige Sensation erregen. Von den Franzosen kommen vor allen Dreux-Brezé von Moulins und Pie von Poitiers in Betracht. Große Schwierigkeit macht Simor, der mißrathene undankbare Sohn, der das Kardinalat schon so zu sagen in der Tasche hatte, und nun dennoch dem hohen Gönner so viel Herzeleid bereitet. Wie gut ist es, sagt die Hofpartei, daß d'Andrea nicht mehr lebt! Rauscher, Schwarzenberg, Guidi, d'Andrea, Simor: das wäre zu viel. Aber nun die Deutschen! Da wäre die Auswahl schwer — man muß sie alle belohnen, die Treuen, die nun buchstäblich Ströme von Schweiß im Dienste der guten Sache vergossen haben, und täglich neu vergießen: Feßler, Martin, Senestrey — und dann noch Stahl, Leonrod, Rudigier und die Tyroler Gasser und Riccabona. Tyrol hat seit Nikolaus von Cusa (Brixen) und Madrucci (Trient) keinen Kardinal mehr gehabt, und dort vor Allem würde die Rückkehr eines Landmanns mit dem rothen Hut als nationales Freudenfest gefeiert werden.

Margotti hat in der Unita die Thatsache, daß ein sizilianischer Bischof die Geschichte mit Petrus und der Jungfrau Maria in der Aula erzählt habe, abläugnen lassen. Ich habe dazu nur zu bemerken: mir wurde die Sache noch an demselben Abend von drei Bischöfen berichtet, deren keiner vom andern wußte, und der Erzähler ist Erzbischof Natoli von Messina. Man weiß, was Margotti's Affirmationen und Negationen werth sind.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Die uns vorliegenden drei neuesten Hefte (10. bis 12.) des zwölften Jahrganges von „Ueber Land und Meer“, Allgemeine Illustrirte Zeitung, herausgegeben von F. W. Hackländer (Stuttgart, Ed. Hallberger), zeichnen sich wiederum durch eine Fülle des interessantesten unterhaltenden und belehrenden Textes und durch Reichthum und Gediegenheit der Illustrationen aus. In erster Reihe nehmen unser Interesse und unsere herzliche Theilnahme in Anspruch: der überaus lebensfrische Roman Hackländers „Geschichten im Zickzack“, der an die besten Schöpfungen dieses beliebtesten deutschen Belletristen, Sittenschilderers und gemüthvollen Humoristen erinnert, die feinsinnige poetische Novelle von Elise Polko: „In der Heimath“, die launige historische Erzählung von Ernst Pasqué: „Ein Schreibfehler und seine Folgen“ und der hochspannende Sensationsroman von Karl Detlef: „Schuld und Sühne“, der, wie die besten Romane des schnell beliebt gewordenen Verfassers, in den höchsten Gesellschaftskreisen Rußlands spielt. Karoline Bauer setzt ihre liebenswürdigen und herzensfrischen Erinnerungen aus dem Bühnenleben fort und plaudert dießmal über die Bühne und die interessantesten Persönlichkeiten in Wien. Wir finden Porträts und Biographien von Bischof Stroßmayer, Elise Polko, Karl Gerok, Graf Bray-Steinburg, Livingstone, Feldmarschall Wagner, Minister Stremayer, Moscheles, Berlepsch, Kalisch u. s. w., Gedichte von Geibel, Roquette, Gerok, George von Dyherrn, Hans Hopfen u. A. Die mannigfachsten und interessantesten Skizzen aus den Federn von Professor Mendelssohn, Dr. med. Klencke, Karl Ruß, Arnold Wellmer, Ernst Eckstein, Aug. Silberstein, A. v. Römer, Freiherr v. Thüngen, Franz Wallner u. A. Unter den circa 70 großen prächtigen Illustrationen finden wir in erster Linie die wichtigsten Zeitereignisse, reizende Genrebilder nach Oelgemälden und ergötzliche humoristische Bilder. Durch solche Reichhaltigkeit des Inhalts und den jetzigen beispiellos billigen Preis (das Quartal von 13 Nummern nur 22½ Sgr., das 3wöchentliche starke Heft nur 5 Sgr. — etwa der Abonnementspreis für eine gleiche Menge Lesestoff in einer Leihbibliothek! —) ist die Auflage von „Ueber Land und Meer“ im Laufe eines halben Jahres um nicht weniger als 120,000 Exemplare gestiegen, ein Erfolg, der einzig in der deutschen Journal-Literatur dasteht und als beste Empfehlung des Journals für sich selbst spricht.

Mannigfaltigkeiten.

[Geräucherte Menschenköpfe.] Der Reisende Johann Xantus hat aus Saravak einen vom 29. April datirten Brief geschrieben, der dieser Tage in Pesth eingetroffen ist, und in welchem es unter Anderm heißt: „Ich habe mit dem Rajah einen Ausflug auf den Flüssen Batang Lupar und Rajang gemacht. Der Rajah war so freundlich, mir die geräucherten Köpfe zweier dajakischer Krieger für das National-Museum zu schenken. Dieselben sind deßhalb interessant, weil es beinahe unmöglich ist, derlei auf anderm Wege zu bekommen. Es ist nämlich eine mehrhundertjährige Sitte bei den Stämmen, daß sie jedem gefallenen Feind den Kopf abschneiden, denselben, nachdem das Gehirn herausgenommen, räuchern und im „Kopfhause“ als Trophäe aufhängen. Das Kopfhaus ist eine wahre Festung, die Tag und Nach von Soldaten bewacht wird und in mancher dieser Festung gibt es 2- bis 3000 Köpfe. Das Einbringen jedes neuen Kopfes wird mit Tanz und Gelage gefeiert. Der Londoner Anthropologische Verein bittet den Rajah schon seit Jahren um einen solchen Kopf, hat aber noch keinen bekommen. Mir war das Glück günstig. Vor einem Vierteljahre war nämlich am Fluß Batang Lupar ein Kampf mit den dajakischen Stämmen, in welchem zwei Krieger fielen. Dieselben wurden von dem Stamm Sarawik erlegt, ihre Köpfe aber wurden durch einen anderen Stamm abgeschnitten und geräuchert. Die beiden Stämme führten nun vor dem Rajah einen Prozeß, indem jeder auf die beiden Köpfe Anspruch machte. Der Rajah gab sie keinem, und nachdem die Parteien sich entfernt hatten, gab er sie mir für das Museum.“ Weiter theilt Xantus mit, daß er sich von Saravak nach Singapore begibt.

[Ein neumodischer Predigtstuhl.] Die neueste amerikanische Erfindung ist ein neumodischer Predigtstuhl. Derselbe ist mit einem gewaltigen Mechanismus versehen, welcher zwar nicht dazu dient, dem Herrn Pastor die nicht auswendig gelernte Predigt zu souffliren, wohl aber um den tauben Gemeindemitgliedern ein bisher mangelndes Erbauungsmittel zu verschaffen. Dieses Wunderwerk befindet sich in einer neuen Kirche von Chicago, die mit einem Kostenaufwande von 80,000 Doll. erbaut worden ist. Aus einem großen kupfernen Sprachrohr führen Leitungen nach elf Kirchenstühlen, und in diesen sind Guttapercha-schläuche mit den nöthigen Vorrichtungen angebracht, welche die Harthörigen nur ans Ohr zu halten brauchen, um der Predigt Wort für Wort zu folgen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers L. Mailand.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 152 Samstag, 9. Juli 1870.

Lady Tartüffe.

(Fortsetzung.)

„Luka, hören Sie mich!" sagte Reinhold mit hochklopfendem Herzen, „hören Sie mich! Im Juli vor neun Jahren war ich so glücklich, bei einem Brande in Wien ein Kind aus den Flammen zu retten. Aber Luka! Warum sagten Sie das nicht gleich, als Sie mich erkannten?"

„Weil ich meiner Sache nicht gewiß war, weil ich Sie sah, noch trauernd um die gestorbene Braut, unerreichbar für mich. Weil ich es für meine Pflicht hielt, das Bild, das seit Jahren in meinem Herzen geruht, auszulöschen und weil Ihr Bruder meine Liebe als Bedingung zu seinem Glücke forderte: deßhalb Reinhold! O, ich habe muthig gekämpft und werde auch den Sieg erringen, denn ich weiß, was ich meinem Gatten, Ihrem edlen Bruder, schuldig bin. — Nur die Traulichkeit dieser einsamen Stunde konnte mir mein Geheimniß entreißen. Reinhold, der hochsinnige Bruder, achtet mich darum ja nicht minder, obgleich ich meine Schwäche tief beklagen muß. Kommen Sie, lassen Sie uns dies im Gesange vergessen."

Und sie wandte sich seligen Herzens zum Piano.

Reinhold ging im Salon auf und ab, er drückte seine Hände gegen die keuchende, heftig arbeitende Brust, kalter Schweiß rann von seiner Stirn hernieder, denn beim ersten Gang fiel der Nebel von seinen Augen, beim ersten Gang stand es klar vor seiner Seele, daß er die Gattin seines Bruders liebte. Er liebte sie mit der Gluth, mit dem verzehrenden Feuer, wie er es selbst nicht während seiner ersten, reinen Liebe gekannt hatte und es kostete ihm die höchste Anstrengung, um nicht zu ihren Füßen zu stürzen und sie an sein Herz zu pressen.

Und sie? Luka überlegte, wie glücklich sie durch diesen Gedanken geworden sei, denn sie hatte vor einiger Zeit von Josephine die Erzählung dieses Brandes mit allen Details erfahren und fand es heute ihren Absichten entsprechend, davon zu erzählen. Luka sang jetzt.

Reinhold lauschte. Seine ganze Seele flog zu ihr. Mit ihrem sanften Tone, der aus einer andern Welt zu kommen schien, raubte sie ihm seine Tugend, seine Treue gegen seinen Bruder. Die Töne zerrissen seine Grundsätze, unterminirten den Bau seines Pflichtgefühls, schmiegten sich bezaubernd, schmeichelnd, liebesehnend an sein Liebe suchendes Herz und als sie mit leiser, fieberischer, allmählig ganz erlöschender Stimme einen starken Akkord anschlug, und wie über ihre Gluth plötzlich erschreckt, vom Stuhle aufsprang, da sank sie mit einem Ruf des Entzückens an seine Brust. — — —

Doch ein Auge hatte gewacht, eine Thür wurde so leise, als sie vorher geöffnet war, geschlossen und leise Schritte waren draußen im Korridor zu hören und verloren sich schließlich in Beata's Kammer.

Beata hatte gewacht und war Zeuge des Verbrechens an dem Glücke ihres Herrn und an dessen Ehre! — Sollte sie schweigen? Oder sollte ihr Haß, ihre alte Feindschaft jetzt Genugthuung erhalten?

Sie schwieg nicht.

Als Bruno am andern Morgen zurückkam, fröhlich und heiter, voll Jugendlust — als er seine schöne Frau begrüßte, die ihm zwar etwas bleich, aber munter entgegenkam, und er sich eben zu seinen Pferden begeben wollte, weil er Reinhold noch nicht getroffen hatte, der schon früh am Morgen hinaus ins Freie gestürmt und noch nicht zurückgekehrt war, näherte sich ihm Beata und bat, ihr einige Minuten Aufmerksamkeit zu schenken.

Bruno war unter Beata's Aufsicht aufgewachsen, wenn er mit ihr allein war, behandelte er sie, wie er sie als Kind behandelt hatte; er ließ sie ihm gegenüber reden, was sie wollte. Daher gab er auch heute ihrer geheimnißvollen Bitte nach, und als sie auf Beata's Kammer angelangt waren, setzte sich dieselbe und sagte:

„Mein lieber Herr! — Heute ist es etwas Ernsthaftes, etwas Wichtiges, was ich zu sagen habe. Hier ist zuerst ein Brief — lesen Sie, vielleicht kann er eine Einleitung zu dem bieten, was ich weiter zu sagen habe."

„Dieser Brief ist ja an meine Frau;" sagte Bruno verwundert, „wie kommt derselbe in Deine Hände? Und schon geöffnet?"

„Lesen Sie nur, Herr Graf, lesen Sie. Sie sind ihr Herr und Gatte, und haben daher ein Recht, die Geheimnisse Ihrer Frau zu erforschen."

„Aber ich bin nicht neugierig. Uebrigens brauchte ich meiner Frau ja nur ein Wort zu sagen, um sie

zu bewegen, mir den Inhalt ihrer Briefe sofort mitzutheilen."

„Glauben Sie es nicht! Weßhalb meinen Sie denn, verbrennt sie sogleich ihre Briefe?"

„Verbrennt sie? Woher weißt Du das, Beata?"

„Weil ich es gesehen habe."

„Du spionirst also hinter dem Rücken meiner Frau?"

„Schon lange vorher, als sie noch nicht Ihre Frau war, beobachtete ich sie und suchte sie auszuforschen."

„Und warum das?" fragte Bruno ungeduldig.

„Weil sie mich vom ersten Augenblicke an hämisch und mißmuthig betrachtet, weil ich die Einzige hier im Schlosse bin, die sich nicht von ihr verblenden ließ."

„Ich weiß nicht, Beata, warum ich Deine wahnsinnigen, und für meine Frau so kränkenden Reden ruhig anhöre; aber ich schiebe das auf Rechnung Deiner Schwatzhaftigkeit, wenn gleich Du diesmal einen Fehlgriff gethan hast, denn meine Luka ist das beste, das edelste Weib unter der Sonne."

„Eine Schlange, eine Heuchlerin ist sie, und es wird meine Sache sein, Ihnen dafür redende Beweise zu liefern. Zuerst aber, Herr Graf, lesen Sie diesen Brief, ich beharre darauf!"

Vom Verlangen getrieben, dieser peinlichen Scene ein Ende zu machen, und in der Hoffnung, daß dieses vermeintliche „corpus delicti" die alte Anklägerin von der Unschuld seiner Gemahlin überzeugen würde, entfaltete er mechanisch den Brief und las wie folgt:

„Pflichtvergessene! Hältst Du so Dein Versprechen, Deine Eide, Deine Schwüre? Bereits ist der zweite Termin verflossen, an welchem Du mir die für meine Verschwiegenheit bedungene Summe schicken solltest. Dagegen weiß ich, daß Du fortwährend bedeutende Summen nach Neapel schickst an das schändliche Weib (als Preis für ihre Hülfe, Dich in eine so hohe und achtungswerthe Familie einzunisten, oder vielleicht als Bedingung für ihr Schweigen?). Du schickst ihr das, was Du mir schuldig bist, die ich Dein Kind pflegte und wartete und es aus dem Findelhause auslöste.

„Luka, als Du bei Deiner Durchreise durch Wien mit mir zusammentrafst, als Du mich beschworst, zu schweigen, und Dein Glück nicht zu stören, da gelobte ich Dir das, — ich wollte noch einmal an Deine Bekehrung glauben. Ich löste, wie erwähnt, Dein unglückliches Kind aus dem Findelhause, ich pflegte es und Niemand ahnt, daß es Dein Kind, daß es die Frucht eines doppelten Verbrechens ist; daß dieses Kind dem durch Deine Künste verführten Manne gehört, der dies mit seiner Lebensruhe büßt. Aber Du weißt auch, daß ich Dir das Versprechen meiner Verschwiegenheit nur unter der Bedingung gab, daß Du mir die für die Befreiung meines Sohnes aus dem Schuldgefängnisse nöthige Summe sendest, daß ich Dir meinen Beistand, Dich zur Gräfin von Schönburg aufzuschwingen, nur auf den Schwur zugestand, daß Du ein redliches Weib werden, und dadurch alle Deine früheren, namenlosen Verbrechen sühnen zu suchen wünschtest.

„Luka, ich bin Mutter! Wenn mein Sohn nicht binnen wenigen Wochen durch Dich befreit ist, so wird Dein Gatte das ganze Gewebe Deiner Intriguen erfahren. Also wähle!

Karoline Löwe."

Der sonst so kräftige Bruno, der lebensfrische, starke Mann sank jetzt wie eine gebrochene, vom Sturm geknickte Eiche zusammen; der Brief, das Dokument seiner Schande, entsank seinen Händen, und stumm saß er vor seiner einstigen Wärterin, die fast schon bereute, was sie gethan.

Es war ein fürchterlicher Sturm, der in seinem Innern tobte, der jetzt auszubrechen drohte, und, gleich dem Orkan in der Luft, der kurz vor seinem Ausbruch dumpf unter Wolken brüllend — Material, Stoff sammelt, um seine zerstörende Macht zu zeigen, so überlegte Bruno, wie er strafen, welches Urtheil er abgeben sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Römische Briefe.

(Fortsetzung.)

Rom, 24. Juni. Im jetzigen Moment gleicht Rom einem bischöflichen Lazareth, so groß ist hier die Zahl der kranken, leidenden, an Bett oder Zimmer gefesselten Prälaten. Und noch größer ist die Zahl derer, die sich erschöpft fühlen und ungeduldig nach der Abreise sich sehnen. Aber es gibt hier Personen, welche so rechnen: Die Italiener, Spanier, Südamerikaner sind solche Hitze schon gewohnt und ertragen sie ganz gut, und was die Deutschen, Franzosen, Nordamerikaner betrifft — **vile damnum si interierint.**

Noch immer beschäftigt Guidi's Rede die Geister und bildet den Inhalt der Gespräche in Konzilskreisen. Man bewundert den Muth des Kardinals, welcher dem Papste so direkt zu widersprechen wagte. Während Pius nach Frankreich schreiben läßt: „In vielen Jahrhunderten hat kein Mensch an der Unfehlbarkeit der Päpste gezweifelt," erklärt Guidi diese Unfehlbarkeit für eine Erfindung des 15. Jahrhunderts.

In römischen Kreisen erzählt man den Dialog zwischen dem Kardinal und dem Papste folgendermaßen und es scheint, daß die Quelle Pius selbst ist, welcher es bekanntlich liebt, den ihm gerade aufstoßenden Personen zugleich mitzutheilen, wie er diesem oder jenem Würdenträger die Lektion gelesen habe.

Guidi, welcher am Nachmittag nach seiner Rede vor den Papst gerufen wurde, wurde von diesem sogleich mit den Worten begrüßt: Sie sind mein Feind, Sie sind der Koryphäe der Gegner, undankbar gegen

meine Person, Sie haben häretische Lehren vorgetragen. Guidi erwiderte: Meine Rede ist in den Händen der Präsidenten, möge Ew. Heiligkeit sie lesen, und das was ketzerisch sein soll, darin entdecken. Ich habe sie sogleich dem Untersekretär (sottosecretario) übergeben, damit man nicht sagen könne, daß irgendetwas in dieselbe eingeschaltet worden sei. Der Papst: Sie haben der Mehrheit des Konzils großes Aergerniß gegeben, alle fünf Präsidenten sind entgegen und unzufrieden. Guidi: Es könnte mir vielleicht ein materieller Irrthum entschlüpft sein, aber gewiß nicht ein formaler. Ich habe nichts Anderes gethan als die Lehre der Tradition und die des hl. Thomas erklärt. Der Papst: **La tradizione son io — vi farò far nuovamente la professione di fede.** (Die Tradition bin ich — ich werde euch das Glaubensbekenntniß noch einmal ablegen lassen.) Guidi: Ich bin und bleibe der Autorität des hl. Stuhles untergeben, aber ich wähnte eine bis jetzt noch nicht zum Glaubensartikel gewordene Frage zu behandeln; wenn Ew. Heiligkeit sie in einer Konstitution als Glaubenslehre entscheidet, so werde ich gewiß nicht wagen, ihr zu widersprechen. Pius fuhr fort: Man kann den Werth Eurer Rede schon nach denen, welchen sie gefallen hat, bemessen. Wer ist herbeigeeilt, um Euch seine Freude zu bezeugen? — Jener mir persönlich feindselig gesinnte Bischof Stroßmayer hat Euch umarmt; mit ihm steht Ihr in Verkehr. — Guidi versichert: er kenne ihn nicht, er habe früher nie mit ihm gesprochen. Der Papst: Es ist klar, ihr habt geredet, um zu gefallen der Welt, den Liberalen, der Revolution und der Regierung von Florenz. Guidi empfahl sich mit den Worten: Heiliger Vater, haben Sie die Güte, sich meine Rede geben zu lassen.

An demselben Nachmittag äußerte ein spanischer, zu den entschiedensten Infallibilisten gehöriger Bischof: **Absque dubio facies Concilii est immutata. Oportet huic sermoni serio studere.** Was die Kardinäle anlangt, so erhielt Guidi auf die Frage, wie dieselben seine Rede aufgenommen hätten, vom Kardinal Mathieu die Antwort: **Cum seria silentiosa approbatione.** Guidi sagte darauf: **Sunt quidam qui idem mecum sentiunt, sed deest illis animi fortitudo.**

„**La tradizione son io**" — es dürfte wirklich nicht möglich sein, das ganze System, welches gegenwärtig zur Herrschaft gebracht werden soll, kürzer und prägnanter auszudrücken, epigrammatischer zuzuspitzen, als es in diesen vier Wörtchen geschehen ist. Die sämmtlichen Jahrgänge der „Civilta", die dicken Bände von Schrader, Weninger, den Laacher Jesuiten werden aufgewogen durch diesen ebenso einfachen, als klaren Ausspruch.

Pius wird in der Geschichte seinen Rang einnehmen neben den Männern, welche mit einem glücklichen Geisteswurf einen großen Gedanken in die adäquateste, dem Gedächtnisse sich unaustilgbar einprägende Form zu bringen verstanden haben. Die Formel schließt sich würdig dem ebenso prägnanten Worte des achten Bonifacius an: „Der Papst trägt alle Rechte im Schreine seiner Brust."

Das Wort geht jetzt hier von Mund zu Mund, und die Parallele mit Ludwig XIV., die sich hier jedem aufdrängt, reicht noch weiter. Es ist mir, seit ich dem hiesigen Drama zuschaue, jeden Tag das Wort eingefallen: **l'église c'est moi.** Man müßte dem, der die jetzigen Zustände beurtheilen will, vor Allem empfehlen, eine Schrift, wie z. B. Lemontey's **Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV**, zu lesen, oder gleich die Instruktionen des Königs für den Dauphin selber.

Man sieht da wie der Absolutismus, das berauschende Bewußtsein schrankenloser Machtfülle — und der geistliche Absolutismus ist noch viel überwältigender als der politische — fast mit Naturnothwendigkeit zu der Einbildung der Unfehlbarkeit, der himmlischen Erleuchtung führt. Ludwig XIV. sagt es ernst und trocken seinem Sohn: „Als Stellvertreter Gottes haben wir Theil an der göttlichen Einsicht, so gut als an der göttlichen Autorität. Und er warnt seinen Sohn: ihm selbst sei es nur dann begegnet zu irren, wenn er aus zu großer Bescheidenheit fremden Rathschlägen Gehör gegeben habe."

Schon vor 800 Jahren hat man sich mit der Frage beschäftigt, warum denn die Päpste durchschnittlich so kurzlebig seien, und man hat das Phänomen auf eine besondere göttliche Dispensation zurückgeführt, welche die Päpste bei Zeiten wieder hinwegnehme, damit sie nicht durch den allzu langen Genuß moralisch vergiftet würden — **ne malitia mutaret intellectum.**

Uebrigens sieht die Minderheit jetzt bei ruhigerer Betrachtung wohl, daß die zwei Canones, welche Guidi vorgeschlagen, allzu geringe Bürgschaft darbieten würden, für eine Theilnahme des Episkopats am kirchlichen Lehramt, wie sie zur Integrität der Kirche gehört. Der zweite von ihm vorgeschlagene Canon trifft allerdings wie ein wohlgezielter Pfeil mitten ins Schwarze; er nennt die Sache beim rechten Namen: die blos persönliche, an keinen Consensus der Kirche gebundene, auf unmittelbar göttlicher Inspiration beruhende Unfehlbarkeit des Papstes erklärt er für eine des Anathems würdige Irrlehre, was sie denn auch in den Augen eines jeden Theologen von der Kirche und kirchlicher Ueberlieferung etwas weiß, unwiderstreitbar ist; aber man meint doch: nachdem der Papst so offen und ausdrücklich gerade für diese Fassung der Lehre Partei genommen, gehe es nicht an, hier in Rom selbst, dicht neben dem Vatikan, ihm den Bann und die Verdammung ins Gesicht zu schleudern. Und dann leidet im ersten Canon der Ausdruck, daß zu einer untrüglichen päpstlichen Entscheidung das übereinstimmende **Consilium ecclesiae** erforderlich sei, an derselben Bestimmungslosigkeit, und könnte ebenso leicht umgangen und in die reine Willkür des Papstes aufgelöst werden, wie das

bekannte und verrufene ex cathedra. Zuletzt würde immer es in dem Belieben des Papstes stehen ex certa scientia das Einverständniß des Concilium ecclesiae mit seiner Meinung zu behaupten.

Eine Umarbeitung des vierten Kapitels ist vorgenommen worden, aber ihrem Wortlaut nach nicht bekannt, sie wird dennoch in den bischöflichen Kreisen viel besprochen, und man behauptet allgemein, sie sei im Wesen mit dem ersten Entwurf identisch; es bleibe auch in dieser Form die persönliche, kirchlich bedingungslose Unfehlbarkeit des Papstes. Gleichwohl hatte Manning geäußert, man werde bei der Umgießung des Kapitels aus Rücksicht auf die Opposition bis an die Gränze des Möglichen gehen. So harren also die sehnsüchtigsten Hoffnungen jener Bischöfe noch immer einer Erfüllung, welche, wie Ketteler und Melchers, flehen, daß man doch nur eine, wenn auch noch so sterile, Konzession in der Phrase ihnen machen, einen Steg ihnen legen möge, auf welchem sie hinüber über die Kluft in das Lager der Mehrheit sich retten könnten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus Essegg wird vom 1. Juli gemeldet: Gestern Morgens wollte ein Herr von hier nach Cepin gehen, als plötzlich drei Männer in Bauerntracht, mit Messern bewaffnet, auf ihn losstürzten, und unter Androhung des Todes seine Baarschaft forderten. Der Angefallene gab den Räubern Alles, was er hatte, zwei Banknoten zu 50 fl. und einiges Kleingeld. Die beiden Banknoten nahmen die Strolche zu sich, das Kleingeld gaben sie ihm aber zurück, packten ihn jedoch derart am Halse, daß er die Zunge herausstrecken mußte, und schnitten ihm nun von dieser ein Drittheil ab, worauf sie das Weite suchten. Der arme Verstümmelte schleppte sich nach Essegg zurück und erstattete sogleich die Anzeige beim Komitatsgericht, wo ihm auch die erste ärztliche Hülfe geleistet wurde. Eine Stunde später sah man zwei Panduren in möglichst langsamen Kommodeschritt zur Verfolgung der Räuber ausziehen.

In Novigrad brach am 19. Juni, wie man der „Reform aus Kroatien schreibt, ein Feuer aus, welches binnen ein paar Stunden 16 Häuser und Wirthschaftsgebäude einäscherte. Von den Einwohnern war ein Theil, Männer und Weiber, auf dem jenseitigen Drau-Ufer mit Kukurutzhäufeln beschäftigt. Die Leute, als sie den Feuerschein erblickten, setzten sich, achtzehn an der Zahl, in einen Seelentränker, um hinüberzufahren; das überfüllte Fahrzeug schlug jedoch um, und von den darin Sitzenden erreichten nur zwei lebend das jenseitige Ufer, die anderen Alle wurden von den Wellen der Drau verschlungen.

Eine traurige Episode des Riesenbrandes in Pera erzählt die „Levant Times“ vom 17. Juni. Eine Frau mit einem Bündel in den Armen stürzte durch die brennenden Straßen, und in das Haus eines Freundes eintretend, rief sie aus: „Gerettet! Gerettet! Gott sei Dank, ich habe mein Kind gerettet! Mein Silbergeschirr ist im Brunnen, da kann ich es herausholen, wenn der Brand vorüber.“ „Plötzlich stößt sie einen durchdringenden Schrei aus, denn, einen Blick auf ihre Bürde werfend, findet sie, daß dieselbe ihr sorgfältig verpacktes Silbergeschirr enthält, während das, was sie in ihrer Verwirrung und Angst in den Brunnen geworfen — ihr eigenes Kind gewesen.

Ein 14jähriger Knabe wurde letzter Tage bei Reichenbach im Odenwald, weit unten im Thale von einem mächtigen Lämmergeier überfallen, zu Boden geworfen, und erlitt an Kopf und Brust durch den Schnabel und die Krallen des Geiers ziemliche Verwundungen. Der Ueberraschte erhob ein Zetergeschrei und wehrte sich nach Leibeskräften. Mit Noth konnte er sich dem Raubvogel entwinden, der, von einer herbeieilenden, mit einem Karste bewaffneten Frau endlich verscheucht, sich langsam kreisend in die Lüfte schwang.

Der berühmte Augenarzt Dr. v. Gräfe befindet sich leider in einem sehr bedenklichen Zustande, in Folge dessen er Berlin auch noch nicht verlassen hat. Seine Thätigkeit hat er einstellen müssen, und in der Klinik vertritt ihn der Privatdozent Dr. Leber. Jedenfalls muß er alle Anstrengung vermeiden.

Ein sicheres Mittel gegen die Blattläuse, die oft sämmtliches Gemüse zu zerstören drohen, ist Seife, mit Wasser etwas schaumig gemacht und mittelst eines Pinsels und der Hand benetzt. Einsender hat sämmtliches Ungeziefer an seinen Pflanzen auf diese Art zerstört.

Ein Gesellschaft von Spöttern wollte sich über einen jungen Musiker, der ihnen vorspielte, lustig machen und rief: Er spielt so lieblich wie Orpheus! Ja, antwortete der Künstler, darum hab' ich auch einen Haufen Bären und Panther um mich her.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Maillandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 153 Montag, 11. Juli 1870.

Lady Tartüffe.

(Fortsetzung.)

Da ward die Thüre plötzlich aufgerissen und Reinhold stürzte herein, blaß, mit verstörten Blicken und zerraustem Haar; sein ganzes Leben schien in seinen Augen konzentrirt.

Bruno wollte sich an seine Brust stürzen, denn der Bruder schien ihm wie vom Himmel gesandt, seine innere Qual zu mildern. Er wollte mit Reinhold überlegen, der ernste, stille Bruder Reinhold sollte ihm den rechten Weg zur Strafe und Rache zeigen.

Aber Reinhold wich vor seiner Umarmung zurück und sagte kalt und dumpf:

„Ich komme, mit Dir wegen einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen. Folge mir Bruno!"

„Herr Graf!" rief jetzt Beata, zu Bruno gewendet und einen verächtlichen Blick auf Reinhold schleudernd, ich habe Ihnen noch das Schrecklichste mitzutheilen."

„Später, Beata, später!" antwortete Bruno wie träumend, und der Aufforderung seines Bruders folgend, nahm er absichtslos den Brief vom Boden auf, und schritt seinem vorangehenden Bruder schweigend nach.

Dieser wandte sich nach dem großen Familiensaal, wo die Porträts ihrer Ahnen in einer langen Reihe hingen und mit dem Bilde ihres Vaters abschlossen.

Zu diesem Bilde trat Reinhold, Bruno folgte ihm. Davor angekommen, erhob Reinhold plötzlich sein Haupt und sagte in demüthigem Tone:

„Bruno, mein Bruder! Ich habe die ganze Nacht unter Gottes freiem Himmel einen harten Kampf zwischen Leidenschaft und Pflicht gekämpft, und mein Gewissen, der Rest meiner Ehre, der mir in meinem Unglück noch geblieben ist, haben mich zu dem Entschlusse gebracht, Dich zum Richter über mich zu bestimmen."

„Reinhold!" rief Bruno aus, denn in dem Unglücke seines geliebten Bruders vergaß er sein eigenes, „o, Reinhold, komm' zu Dir selbst; was hast Du mir zu sagen?"

Aber Reinhold wich dem sich ihm nähernden Bruder aus und fuhr fort: „Höre mich zu Ende, Bruno!" und aus seiner Brust drängte sich ein tiefschmerzliches Zucken, doch wie erschrocken ob seiner Schwachheit, fuhr er mit fester Stimme fort:

„Bruno, hier, vor dem Bilde meines Vaters, frage ich Dich, was Du über mich bestimmst; soll ich mir selbst eine Kugel durch den Kopf jagen, oder hältst Du mich dessen werth, von Deiner Hand zu fallen, mich, der ich Deine Ehre mordete, der Dein Weib verführte, der ich Dich um Dein Lebensglück betrog!?"

„Reinhold, Du?" rief Bruno außer sich, „Du, mein edler Reinhold? O, Du träumst, Du rasest!"

„Nein, Bruno, es ist Wahrheit, fürchterliche Wahrheit! Ohne Absicht, ohne zu wissen, wie diese Leidenschaft über mich gekommen ist, zog es mich in den allmächtigen Wirbel, bemächtigte es sich meiner Seele, meines Verstandes; mein Blut begann zu sieden! O, Bruno, habe Erbarmen und tödte mich! Mit dieser Schuld beladen, kann ich nicht länger leben. Ich habe Dein Glück und ihre engelreine Seele entheiligt."

Ein furchtbares Gelächter weckte den sich selbst anklagenden Bruder plötzlich zur Besinnung. Er blickte empor und sah Bruno — mit verzerrtem Antlitz, mit wahnsinnigen Geberden das gräßliche Lachen begleitend, als er einen in der Hand zusammengepreßten Brief entwickelte, welchen er ihm übergab.

„Sieh hier und lies!" rief Bruno, „lies und überzeuge Dich, welch' engelreine Seele Du entheiligt!"

Reinhold riß das Papier an sich, und den Inhalt durchfliegend, traten seine Augen aus ihren Höhlen; das war eine Revolution, die in der Natur des starken Mannes zum Ausbruch gelangte und alle Bande zu zersprengen drohte.

Ein schwerer Seufzer durchhallte den hohen Saal, als er den Brief durchlesen, während Bruno mit gekreuzten Armen seine Blicke auf das Porträt seines seligen Vaters heftete. Dieser Seufzer schien den alten Bildern sämmtlich Leben gegeben zu haben, die wie drohend, zürnend, klagend aus ihren Rahmen zu steigen schienen.

Reinhold wich zurück und erschrack.

„Weichet hinweg von mir, Bilder meiner Ahnen!" rief er wie wahnsinnig aus. „Ja, ich weiß es, was ihr von mir fordert! O, ihr wollt mich ermahnen, meine Pflicht zu erfüllen, denn ich bin jetzt elender, als ich's zu sein glaubte; das war nicht Liebe, nicht Leidenschaft, ich war nur das Werkzeug in ihren Hän-

den. Und darum stoßt ihr den Geschändeten zurück! Ich bin nicht werth, von der Hand meines beleidigten Bruders zu sterben."

Und er wandte sich zur Thür, um hinaus zu stürzen; doch da fühlte er sich von zwei starken Armen umschlungen, da fühlte er sich zum Bilde seines Vaters zurückgezogen, und Bruno's ehrliches, treufestes Antlitz hatte während dieses kurzen Augenblickes einen andern, weichen, innigen Ausdruck angenommen, er war wieder Bruno, der herzliche Bruder.

„Nein, mein beklagenswerther Bruder!" rief er gerührt aus, „nein, Du sollst nicht sterben, weder von meiner noch Deiner eigenen Hand. Nein, mein edler Reinhold, Du hast mich nicht um meine Ehre und mein Glück betrogen, das beweist dieser Brief, dieser Brief hat uns erklärt, was dieses Weib ist. Und da sie es verstand, uns Alle durch ihre Verführungskünste zu verleiten, wie solltest Du Kraft genug gehabt haben, ihr zu widerstehen! O nein, mein Bruder! Laß unsere Herzen dadurch nicht von einander getrennt sein, ich verzeihe Dir von ganzer Seele. Das beweise Dir dieser brüderliche Kuß, diese brüderliche Umarmung!"

Und Reinhold's Schmerz löste sich in Thränen auf, und er stürzte sich an das Herz seines Bruders, und Beide knieten weinend an dem Bilde ihres Vaters nieder — und die alten Porträts schienen sich wieder in ihre Rahmen zurückzuziehen und so heiter wie früher zu blicken, wie wenn sie sich über das seltene Gemälde, über das Bild der Vergebung und Versöhnung freuten.

V.

Zwei Stunden darauf trat die alte Beata zu der jungen, im reizendsten Negligé im Sopha sitzenden Gräfin ins Zimmer und präsentirte ihr auf einem silbernen Teller einen Brief.

Luka hatte schon seit einer Stunde auf ihren Gatten gewartet. Sie hatte schon zwei Diener nach ihm geschickt, aber Beide brachten die Nachricht zurück, der Graf sei ausgegangen.

Luka lachte. „Er kann sein Glück im engen Schlosse nicht ertragen, er muß hinaus ins Freie, um seinem Entzücken Luft zu machen!"

Als nun Beata, die sonst selten die junge Gräfin bediente, den Brief übergab, und Luka die Handschrift ihres Mannes erkannte, sprang sie jäh von ihrem Sessel empor und fragte:

„Ist der Graf ausgeritten?"

„Frau Gräfin werden jegliche erforderliche Aufklärung in diesem Briefe finden; ich habe solchen nur abzuliefern.

Luka hörte nicht mehr, was Beata sagte; sie hatte das Schreiben erbrochen, und auf den ersten Blick die Ueberzeugung gewonnen, daß ihre Rolle auf der Schwanenburg ausgespielt sei.

Beata war eine alte Frau, und obwohl guten, ehrlichen, war sie doch nicht minder schadenfrohen Sinnes. Sie hatte es daher nicht unterlassen, zu beobachten, welche Wirkung dieser Brief hervorbringen würde. Nun war die Stunde endlich angebrochen, wo die Gräfin die Frucht ihrer Handlungen ernten sollte.

Luka sank auf das Sopha, und ihre lauernde Umgebung vergessend, las sie:

„Madame! Der anbeifolgende Brief wird Ihnen sagen, daß ich von Ihrem verflossenen Leben unterrichtet bin, und mein Bruder Reinhold hat mir Kenntniß von Allem gegeben, was hier vorgefallen ist! Binnen zwei Stunden müssen Sie bereit sein, einen Wagen zu besteigen, der Sie nach Mainz bringen wird, von wo Sie mit der Post mit einem von mir dazu bestellten Diener nach Wien gebracht werden, denselben Weg, den Sie in Gesellschaft meiner verehrten Mutter und meiner Schwester gekommen sind. In Wien müssen Sie den Namen Gräfin Schönburg ablegen und denselben nie benützen, im entgegengesetzten Falle werden Sie durch Vermittelung unseres Gesandten am Hofe Sr. Majestät des Kaisers, sofort ins Korrektionshaus versetzt werden. So lange Sie zurückgezogen, und unter Ihrem früheren angenommenen Namen leben, werde ich Ihnen vierteljährig eine für Ihre Bedürfnisse ausreichende Summe auszahlen lassen; doch hört diese Unterstützung sofort auf, sobald Sie meine Bestimmung nicht inne halten. Geben Sie jeden Versuch, diesen Entschluß abzuändern auf, denn er ist unwiderruflich gegeben!

Graf Bruno Schönburg."

(Schluß folgt.)

Römische Briefe.

(Fortsetzung.)

Ich habe kürzlich von einem hiesigen Laien die Aeußerung vernommen, was ihn, unter so vielem Wunderbaren, das er hier mit angesehen, doch am meisten in Erstaunen setze, das sei die Mißachtung der katholischen Kirche, die hier herrsche. Denn stärker könne man diese Mißachtung doch nicht ausdrücken, als es der Papst thue, indem er der Kirche das, was ihr nach der alten Lehre zukommt, nehme und sich zueigne, sich als das einzige und exklusive Organ des hl. Geistes erkläre. Und so sei es hier überall; sobald man mit einem Römer rede, sei eben die Kurie, der Papst Alles, die Kirche nichts als — **contribuens plebs.** In die Sinnesweise der eingebornen Römer, meinte dieser Mann, könne man sich nun wohl noch hineindenken, aber schwer sei es, sich die Haltung der Mehrzahl der Bischöfe vernünftig zurechtzulegen, denn das müsse doch Jedem klar sein, daß mit der Promulgation des neuen Dogmas jede episkopale Selbständigkeit Rom gegenüber

unwiderbringlich verloren, und der Nimbus, der das Haupt des der apostolischen Successionskette eingegliederten Bischofs umgibt, zerstört wäre. Ich bemerkte ihm darauf, in romanischen Ländern sei diese altkirchliche Idee des Episkopats längst schon abhanden gekommen, wovon er sich leicht überzeugen könne, wenn er den nächsten besten italienischen Landmann oder Krämer frage: was er sich unter einem Bischof denke. Die Mehrheit aber bestehe eben zu fünf Sechstheilen aus Romanen.

In der Kongregation am 20. Juni ließ die Deputation eines ihrer Mitglieder, den Bischof d'Avanzo von Calvi und Teano, reden; denn es war dringend nöthig, daß sogleich dem großen von Guidi gegebenen Aergerniß entgegen getreten, und jeder Kardinal abgeschreckt werde, den etwa gelüstete, dessen Beispiele zu folgen. Allerdings, äußerte er, müsse bei dogmatischen Dekreten die Tradition der Kirche befragt, der h. Geist angerufen werden; aber in welcher Weise dies geschehen solle, das bleibe eben dem Ermessen des Papstes überlassen. Durch seinen zweiten Canon gehe Guidi über **ad aliena non catholica castra**, überbiete alle Gallicaner und wolle den Gallicanismus — er, der Italiener, Dominikaner, Kardinal — kanonisiren. Ein Schauder überlief alle Italiener der Aula, die zwischen Ferrara und Malta wohnen; doch erinnerten sie sich zu ihrem Troste, daß der unwürdige Sohn der Halbinsel einige Jahre Professor in Wien gewesen, und sofort war es klar, daß die deutsche Malaria, die er dort eingeathmet, Schuld trage an seiner muttermörderischen Ketzerei.

Guidi hatte gesagt: die Mahnung an Petrus, die Brüder zu stärken, setze doch etwas voraus, was konfirmirt werden könne (d. h. der Papst bestätige nur die bei den Bischöfen schon vorhandene Lehre). Dagegen meinte d'Avanzo: dieß sei ganz unkatholisch, vielmehr müsse man, statt von unten hinauf von oben herabsteigen und dem vom heil. Geist unmittelbar inspirirten Papst die Autorschaft und Initiative der Lehre zuerkennen (**causa princeps infallibilitatis est assistentia Spiritus Sancti**, sagt er): Und nun folgte eine Erklärung, die wörtlich mitgetheilt werden muß: **Supervacaneum est omne additamentum, nulla emendatio in decreto et canone schematis acceptatur; nulla conditio, nulla limitatio admittetur per deputationem; inutilis est igitur omnis labor? „Animalis homo non percipit quod de coelo est."** (I, Cor. 2, 14). Hierauf wurde ausgeführt, daß durch die Behauptung die Definition der Unfehlbarkeit sei unzeitgemäß, nur dem korrupten Theil der Gesellschaft und insbesondere der Beamtenwelt Weihrauch gestreut werde. Mit Nachdruck hob der Redner hervor: **Satis fit servis Satanae, qui sunt gubernantes, negantes ordinem supernaturalem — ergo Decretum est opportunum. In Pontifice Spiritus Domini vivit et agit, Pontifex ergo hoc spiritu agente errare non potest.** Es wurde alsbald in der Aula bekannt, daß diese so viele Hoffnungen vernichtende Erklärung im Namen und aus speziellem Auftrag des Papstes gegeben worden sei und das „**animalis homo**" der Opposition gelte.

Die zwei nächsten Redner waren die Titular-Patriarchen Ballerini und Valerga. Der erste sagte mit anerkennenswerther Aufrichtigkeit: „Wenn wir die persönliche Unfehlbarkeit fallen lassen wollten, so würden wir damit den dem Papst schuldigen Gehorsam zerstören und gegen Gott selbst uns erheben." Das heißt also wohl: der Vice-Gott befiehlt, daß wir ihn für unfehlbar erklären, und da versteht sich's, daß wir unbesehen gehorchen.

Mit dem Auftreten Valerga's begann eine Komödie, welche in den nächstfolgenden Sitzungen sich wiederholte. Durch Induktionen aus dem Florentinischen Dekret, welches allgemein angenommen sei, wollte er die päpstliche Unfehlbarkeit gewinnen; da ward er von den Präsidenten unterbrochen und zwar zweimal, weil er nicht bei der Sache bleibe. Valerga verließ also den Rednerstuhl, nicht ohne den Bischöfen der Opposition zu bemerken, sie sähen nun, daß nicht ihnen allein dergleichen widerfahre. Dieselbe Scene wiederholte sich am 22. Juni mit dem Bischof Apuzzo von Sorrento und dem Erzbischof Spaccapietra.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Jedermann weiß, was ein Luftschloß bedeutet, oder vielmehr, was es seit Erschaffung der Welt bis jetzt bedeutet hat. Amerika, das Land der Wunder, scheint diesem Worte einen andern Begriff unterschieben zu wollen, und in der That, nahe bei New-Orleans gibt es bereits ein wirkliches Luftschloß, welches sich, von vier am Boden befestigten Ballons getragen, anmuthig im hohen Aether schaukelt. Der geistreiche Erfinder, der diese neue „Yankee-Idee" verwirklicht hat, heißt Goldsmith, und ein hübsches Stücklein Gold wird er sich zusammenschmieden, falls seine Idee den gehörigen Anklang findet. Und warum sollte sie nicht? Haben wir doch Venedig, die Lagunenstadt, warum sollten wir nicht eine Stadt in der Luft haben? Während jetzt der Krösus seinen Landsitz erst nach mehrstündigem Schütteln in einem Eisenbahncoupé erreichen kann, könnte er sein Luftschloß geradezu über der rauchgeschwärzten Stadtresidenz anbringen, und zu jeder Zeit einen gemüthlichen Abstecher dorthin machen. Die geschwundene Zeit der Romantik würde zurückkehren. Wie hübsch, wenn die elegante Welt einander in ihren Luftpalästen vermittels ätherischer Gondeln Besuche abstattete, wenn man die schmutzigen Straßen, die schmutzigen Droschken,

die umherziehenden Musikbanden und andere Anhängsel der modernen Zivilisation loswerden könnte, wenn man der Mutter Erde nur alle vierzehn Tage oder so einen „Anstandsbesuch" zu machen brauchte, wenn man für sein Luftschloß keine Grundsteuer zu zahlen hätte oder einen unhöflichen Gerichtsvollzieher mit Erfolg „an die Luft setzen" könnte! Wie reizend würde es ferner für ein junges Ehepärchen sein, die Flitterwochen in einem einsamen Luftschlosse, fern von der bösen, neugierigen und neidischen Welt zuzubringen! Man sieht, die Idee ist prachtvoll und verdient, von Erfolg gekrönt zu werden. Bisher scheint das Letztere der Fall zu sein, denn das Modellschloß, welches, wie bereits erwähnt, über einem großen Garten nahe bei New-Orleans schwebt, ist als Hotel eingerichtet und erfreut sich bei den überaus mäßigen Logirpreisen — 20 Cents für 24 Stunden — eines ungemein zahlreichen Besuches.

Die ausgedehnteste Anwendung haben die in neuester Zeit so vielfach empfohlenen Brutkisten bis jetzt wohl in dem anmuthigen Elisenhain bei Greifswald auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume gefunden. Nicht weniger als sechshundert derselben sind hier an den mächtigen Buchen- und Eichenstämmen befestigt und fast alle sind von Staaren bewohnt. An einer einzigen mehrhundertjährigen Buche mit majestätischem Blätterdache sind bis zu einer Höhe von 50 Fuß allein sechsundachtzig Brutkisten angebracht. Dafür gehört denn auch eine Raupe in dem lieblichen Haine und seiner Umgebung zu den Seltenheiten, und das muntere Völkchen der nützlichen Staare zieht in seine Gesellschaft auch andere gefiederte Sänger.

Eine New-Yorker Zeitung stimmte kürzlich folgendes Klagelied an, das auch in andern Städten ganz passend sein dürfte: „Die Jagd auf den Hippopotamus an den Ufern des Nil, auf den Alligator in der Bai von Louisiana, auf den Löwen in Numidien, auf den Gorilla in Afrika, auf den Tiger in Bengalen, den Bären in Schweden und den Wolf in den Steppen Rußlands — solche Jagd ist ein reines Kinderspiel gegen eine Jagd nach einem treuen, fleißigen und bescheidenen Dienstmädchen."

Amerikanischen Blättern zufolge ist die Goldproduktion Kaliforniens in acht Jahren von 6,400,000 L. pro Jahr auf 4,600,000 L. gefallen, und das Goldgraben ist fernerhin keine lohnendere Beschäftigung mehr als jede andere. Die Kapitalisten, unter deren Verwaltung fast sämmtliche Goldgruben gelangt sind, haben sich genöthigt gesehen, mehrere zu schließen, weil sie die Lohnsätze nicht zahlen können.

Ein Buchhalter in Ohio, der einen Antheil am Geschäfte seines Prinzipals hatte, zog das Engros-Geschäft, mit der ganzen Kasse durchzubrennen, vor, und nahm — wahrscheinlich aus Zufall — die Frau des Prinzipals mit. Der Letztere holte sie ein, schoß sie aber nicht todt, wurde auch nicht wahnsinnig, sondern belastete das Konto seines Buchhalters mit sämmtlichen aus der Vergnügungsreise desselben, so wie aus seiner eigenen Jagd nach dem Pärchen entstandenen Unkosten auf das Genaueste.

Palindrom.

Drei Flüsse heißen so wie ich; —
Auch nennt man einen Räuber mich,
Und zwar mit Recht! im Federkleide,
Stürz' ich aus hohem Luftrevier,
Mit wilder Raub und Mordbegier'
Herab auf meine Beute;
Und wenn's beliebt mich umzudreh'n'
Bin ich auf jedem Segelschiff zu seh'n.

M. M.

Auflösung der Charade in Nr. 149:

Ein liebliches Räthsel von „Blumen" gemacht,
In Gärten und Wiesen sie pflückend,
Hast heute du uns zur Erheit'rung gebracht,
Zum „Strauße" gebunden, entzückend.

Daß „jungen" Du nur damit Freude gewährt!
D'rob wär' wohl ein „Strauß" zu beginnen,
Doch fechten wir nicht mit Faust und mit Schwert,
Wir wären gewiß sonst von Sinnen.

Um friedlich zu schlichten solch' eil'len Strauß,
Woll'n lieber wir Beide zusammen,
Gleich binden den duftenden „Blumenstrauß"
Den jungen und älteren Damen.

Und Farbe und Duft soll Alle erquicken,
Hinweisen zum Schöpfer in dankbaren Blicken,
Der Blumen uns bietet in vielerlei Pracht
Durch Mutter Natur in schaffender Macht.

G.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Maillandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 154 Dienstag, 12. Juli 1870.

Lady Tartüffe.

(Schluß.)

„Was ist das?" rief die junge, schöne Frau, deren glänzende Haut eine aschgraue Farbe angenommen hatte. „Wie ist dieser Brief in die Hand des Grafen gekommen?"

„Ich selbst habe ihm denselben gegeben," sagte Beata, hervortretend, „ich, denn mich alte Frau. konnten Sie nicht verblenden. Ich war es auch, die Ihnen in Wien zum Kirchhofe folgte, woselbst ein Monument ihrer Eltern nicht aufgerichtet ist. Jetzt ist es uns auch klar, daß all die Summen, die Ihnen die Frau Gräfin schon in Neapel zufließen ließ, nicht für Ihre Verwandten bestimmt waren, sondern dazu dienten, den Mitwissern Ihres Geheimnisses den Mund zu stopfen; nun wissen wir auch, weßhalb diese anständige Dame nie kam, um der Gräfin für ihre Güte zu danken."

„Beata," schrie Luka jetzt rasend, „Du bist es, die das Alles angestiftet! Dir also habe ich diesen Schimpf und diese Verweisung zu verdanken? Aus meinen Augen, oder ich traue mir die Kraft zu, Dich zu zermalmen!"

Doch als sie auf das schwache Weib eindringen wollte, trat ein Diener ins Zimmer, welcher, Beata einen Wink gebend, sich zu entfernen, sagte:

„Madame, ich habe vom Herrn Grafen den Befehl erhalten, Sie auf Ihrer Reise zu begleiten!"

Er zog die Uhr, und sie genau betrachtend, fuhr er fort:

Von den zwei Stunden, die Ihnen zur Vorbereitung Ihrer Reise bewilligt sind, sind bereits 20 Minuten verflossen. Innerhalb einer halben Stunde, wird der Reisewagen vor der Thür halten, auf welchem Ihr Koffer und Ihre sonstigen Effekten, befördert werden sollen. Beeilen Sie sich daher gefälligst."

Und ohne weiter ein Wort zu verlieren, setzte sich der Diener behaglich auf einen Stuhl und wartete.

Ihn keines Blickes würdigend, klingelte die junge Frau. Ein Kammermädchen erschien.

Sie läutete zum zweiten Male. Ein Diener trat herein.

„Ist der Graf Reinhold zurückgekehrt?"

„Ja, schon vor zwei Stunden."

„Gehe zu ihm und melde ihm, daß ich ihn zu sprechen wünschte."

Der Diener entfernte sich.

Nach einigen Minuten erschien er wieder und sagte:

„Herr Graf Reinhold läßt eine glückliche Reise wünschen, er sowohl, wie der Herr Graf Bruno, wären gerade im Begriffe, eine Staffette an die Frau Gräfin abzusenden, und bedauerten es daher sehr, sich nicht persönlich einfinden zu können."

„Genug, entferne Dich!"

„Der Diener gehorchte.

„Der Herr Graf hat mir befohlen, die Koffer zu packen," sagte das Kammermädchen.

„Unnöthig!" erwiderte Luka.

„Packen Sie!" nahm jetzt der Diener barsch und entschieden das Wort. In einer halben Stunde müssen sämmtliche Reiseeffekten geordnet und in dreiviertel Stunden auf dem Reisewagen sein. Ich bin für die pünktliche Ausführung der Vorschriften des Herrn Grafen verantwortlich."

Luka stand gleich einer Wahnsinnigen in der Mitte des Zimmers und las immer von Neuem die fatalen Briefe.

Sollten ihre stolzen Pläne so schnell beendigt sein, sollte sie in solcher Weise das Schloß verlassen, auf welchem sie bald ganz allein zu herrschen gehofft hatte? Sollte dies das entsetzliche Erwachen aus allen ihren Träumen sein? Nein, einen Versuch wollte sie wenigstens noch machen, damit der ertheilte Befehl zurückgenommen würde. Hastig verließ sie das Zimmer. Sie flog über den Korridor, wo sämmtliche Dienstboten versammelt waren. Ein schadenfrohes Lachen erscholl hinter ihr her. Sie hatte ja, seitdem sie herrschte, sämmtliche Untergebene durch ihren Stolz, ihren Uebermuth und ihre Härte gekränkt, war es da nicht natürlich, daß Alle jetzt triumphirten?"

Endlich erreichte sie das Zimmer ihres Gatten. Sie wollte öffnen . . . die Thür war verschlossen. Auf der entgegengesetzten Seite lag Reinhold's Zimmer. Sie flog hinüber, öffnete und stand vor beiden Brüdern, die sich eben anschickten, auszureiten. Beide waren bleich und angegriffen, doch ernst und ruhig.

Luka stand den Brüdern unbeweglich wie eine Statue gegenüber.

„Mein Gemahl!“ flüsterte sie mit kaum vernehmlicher Stimme.

Doch stolz hob Bruno sein edles Haupt empor und sagte:

Sie haben meinen Befehl erhalten, Madame, und nichts ist im Stande, etwas daran zu ändern. Zwingen Sie mich nicht, gewaltsame Maßregeln zu ergreifen.“

Und ohne sich umzusehen, ohne sie eines weiteren Blickes zu würdigen, gingen die Brüder an ihr vorüber, aus dem Zimmer. Bald darauf hörte man zwei Reiter aus dem Schloßthore sprengen.

Bald darauf erschien der Diener, die Uhr in der Hand, und ermahnte.

„Die zwei Stunden sind bis auf zehn Minuten verflossen, Madame. Sie haben also nur noch zehn Minuten Zeit sich anzukleiden. Der Wagen hält längst vor der Thür. Beeilen Sie sich, die Zeit verfliegt.“

Die Italienerin sah jetzt ein, daß die letzte Scene des Dramas begann, in welchem sie die Hauptrolle gespielt hatte.

Sie kehrte in ihr Zimmer zurück und zehn Minuten später fuhr ein schwer beladener Reisewagen aus dem Thore des Schlosses Schwanenburg.

Bei einer Biegung von der nach dem Schlosse führenden Allee, mußte der Wagen plötzlich halten, indem ein anderer, weniger schwer beladener Reisewagen von der entgegengesetzten Seite daher kam und nach dem Schlosse fuhr. Zwei Reiter sprengten schnell zu beiden Seiten des ankommenden Wagens und verhinderten dadurch, daß die in demselben sitzenden Personen einen Blick in die abfahrende Equipage werfen konnten, in welcher eine junge Frau sich halb ohnmächtig in eine Ecke lehnte, jedoch dessungeachtet mit tiefstem Hasse und mit verhaltener Wuth einen neben ihr sitzenden Diener betrachtete, der sie mit eiskalten verächtlichen Blicken maß.

Der andere Wagen hielt vor dem Schlosse, die beiden erwähnten Reiter hoben ihre Mutter und Schwester aus demselben, und das gesammte Dienstpersonal beeilte sich, die alte Gräfin zu begrüßen. Doch . . . man suchte die junge Gräfin vergeblich!

Schon am Abende dieses Tages saß die ganze Familie vor einem Krankenbette, in welchem die unglückliche Josephine lag. Sie hatte den fürchterliche Schlag, der so plötzlich ihr heißes Gemüth getroffen hatte, nicht ertragen, den eigenen Vorwurf nicht verwinden können, ihrer Familie die niedrige Italienerin gleichsam aufgedrungen zu haben; sie erlag den qualvollen Seelenleiden und verfiel in ein heftiges Nervenfieber.

Lange, lange währte ihr körperliches Leiden, und erst als alle Kräfte ihres zarten Körpers erschöpft waren, gewann die Natur die Oberhand und sie genaß.

Aber das Seelenleiden war nicht so leicht zu heilen, dieses nagte und sog langsam an ihrem Lebensmark, verbitterte ihr jeden reinen Genuß, hing sich wie Blei an ihre Fersen, und als noch die schrecklichste, die peinlichste aller Empfindungen . . . . die Reue . . . . sich dazu gesellte, da sank sie oft auf ihre Knie und rief: „Mein Gott, gib mir Kraft, das Unglück ertragen zu können!“

Aber die Zeit, diese allmächtige Vermittlerin, linderte allmählig ihren Kummer; nur Reinhold's Traurigkeit schien nicht weichen zu wollen, weder durch die Liebe seines Bruders, noch durch die Bitten seiner Mutter, oder die Thränen seiner Schwester. Sein Schwermuth nahm mit jedem Tage zu, und nie wieder hat man ihn lächeln sehen.

Bruno's frische, starke Natur erhielt indeß bald ihre Elastizität wieder, denn er sah ein, daß er nur einen falschen Schimmer verloren hatte. Und als Josephine nach einigen Jahren glückliche Gattin und Mutter wurde, als ihre Kinder heranwuchsen und zur Freude ihrer Eltern gereichten, da war es vorzugsweise Bruno, der mit ihnen schäkerte und sich an ihren Kinderspielen ergötzte.

Vier Jahre nach Verlauf der vorstehenden Katastrophe erzählte man sich in allen Gesellschaftskreisen Wiens von einer Italienerin, welche ihre Rolle moralischer Versunkenheit ausgespielt hätte, und von einem, durch sie verführten jungen Offizier, den sie ruinirt hatte, erschossen worden sei.

Römische Briefe.

(Fortsetzung.)

Am 20. sprach noch gegen Ende der greise Mac Hale, Erzbischof von Tuam in Irland, mit großer Schärfe gegen das Dekret, dessen verderbliche Folgen er besser als die meisten seiner irischen Kollegen zu durchschauen scheint. Der Bischof Apuzzo führte den Ungarn zu Gemüthe: daß sie einmal einen Primas gehabt hätten (Szelepcsenyi, einen Jesuitenzögling) der mit einer von ihm veranstalteten Synode die gallikanischen Artikel von 1682 verworfen habe, daß ferner auch in jüngster Zeit eine Provinzialsynode zu Kalocsa Ausdrücke gebraucht habe, die ziemlich infallibilistisch geklungen. An dieser Synode hatte Haynald theilgenommen, und er sowohl als Rauscher, dem Aehnliches vorgerückt ward, hatten früher schon bemerkt: es gehe nicht an Ausdrücke, die nur als komplimentirende Phrasen zu nehmen gewesen seien, nach strenger Logik interpretiren zu wollen.

Im Verlauf der Rede griff Apuzzo immer tiefer in den Anschwärzungstopf. Das sind die Söhne Satans, rief er endlich, welche sagen: die Bischöfe sind Richter in der Kirche — nein! wir sind nichts als arme Sünder! Zugleich schlug er einen Zusatz vor, der

noch absoluter klang als das Kapitel. Spaccapietra vergriff sich an der Kirchengeschichte, die freilich in Rom und in der Aula, wenn sie einmal Belege liefern soll, ärger mißhandelt wird als wohl irgendwo. Dießmal sollte der heil. Polykarp, der sich bezüglich der Osterfeier dem Papst Anicet unterworfen habe (bekanntlich hat er gerade das Gegentheil gethan) der Minderheit als nachahmungswürdiges Vorbild dienen.

Als Spaccapietra weiterhin zu heftigen Invektiven gegen Kardinal Guidi schritt, ward er unterbrochen. Er habe noch Einiges gegen die Schismatiker zu sagen, erklärte er, allein der Präsident schloß ihm in theatralischer Weise den Mund, und mit den Worten: Cedat verbum tintinnabulo, stieg der Redner herab.

Man athmete freier auf, als nach solchen hohlen Deklamationen zwei Männer brittischer Zunge mit dem gesunden unumwölkten praktischen Sinn ihres Stammes und Landes die Frage und die bisherige Behandlung derselben beleuchteten. Der erste dieser beiden, Erzbischof Errington, vordem Wisemans Coadjutor, bald aber in päpstliche Ungnade gerathen, schilderte treffend die Verkehrtheit des ganzen Verfahrens: Reden dafür, Reden dagegen, der eine affirmire, der andere negire, und keiner könne das Gefühl haben, mit seinen Worten das Geringste genützt, gewirkt, seine Sache gefördert zu haben. Die Deputation allein habe das Privilegium, von den Reden Einsicht zu nehmen und sie zu prüfen; sie aber gehöre nicht dem ganzen Konzil an, sondern nur der Mehrheit; „wie sie zu Stande gekommen ist, wissen wir." Als Tribunal müßte das Konzil die Thatsachen, die Ueberlieferung, die Zeugnisse ruhig, gründlich untersuchen, und dazu gebe es nur ein Mittel, daß man nach dem Vorbilde der früheren großen Konzilien, aus des Tridentinischen, Deputationen aus beiden Parteien zu ernsten Konferenzen bilde, in denen statt rhetorischer Uebungen wissenschaftliche Erörterung gepflogen werde — aus beiden Parteien, denn damit, daß man (wie Bilio gethan) die Thatsache ihrer Existenz zu ignoriren befehle, sei nichts erreicht. Modo in hoc Concilio fit aliter, et ideo ineptissime, schloß er und schlug noch als Formel vor: Magisterium universae ecclesiae est infallibile.

Die darauf folgende Rede Vitelleschi's Erzbischofs von Osimo, der aber nie in seiner Diözese, so nahe sie ist, gewesen, ging spurlos vorüber; es war eine Ermahnung in der Votirung der Unfehlbarkeit hübsch einträchtig zu sein. Und nun erhob sich Conolly von Halifax mit einer Rede, wie ihrer noch wenige in diesen Räumen gehört worden sind. Dreimal, sagte er, habe ich begehrt: man solle mir mit Bibeltexten nach authentischer Interpretation, mit Zeugnissen aus der Tradition und aus den Konzilien beweisen, daß die Bischöfe der katholischen Kirche von der Definition der Dogmen ausgeschlossen werden müssen; aber meine Bitte ist nicht erhört worden, und nun beschwöre ich euch wie der Blinde am Wege von Jericho (Luk. 18, 35) macht uns doch sehend und glaubend. Das sei ja, fuhr er fort, sonst immer die Praxis der Kirche gewesen, daß die Päpste die Kirche durch Abhaltung von Synoden oder durch encyklische Schreiben erst befragt hätten. In dem großen allgemeinen durch den Gesammtepiskopat sich kundgegebenen Konsensus der Kirche haben wir bisher das stärkste Motiv für die Glaubwürdigkeit der kath. Lehre gesehen, diesen Schild haben wir stets allen auswärtigen Gegnern entgegengehalten; mit diesem gewaltsamen Magnet haben wir Hunderttausende in die Kirche hereingezogen; diese unsere unbezwingbare Schutz- und Trutzwaffe soll uns jetzt zerbrochen vor die Füße hingeworfen werden; der tausendköpfige Episkopat mit den hinter ihm stehenden Millionen von Gläubigen soll zusammenschrumpfen in die Stimme, das Zeugniß eines einzigen Menschen? Möge uns doch die Deputation beweisen, daß es wirklich auch früher schon und immerdar in der Kirche so gestanden, daß der Papst Alles und die Bischöfe nichts gewesen sind.

Auf der Synode zu Jerusalem hat man nicht die Formel des Petrus, sondern die des nach ihm sprechenden Jakobus angenommen und im apostolischen Glaubensbekenntniß heißt es nicht: credo in Petrum et successores, sondern: Credo in unam ecclesiam catholicam. Wir Bischöfe haben kein Recht für uns und alle unsere Nachfolger, den angestammten uralten Rechten des Episkopats zu entsagen, zu verzichten auf die Verheißung Christi: „Ich bin bei euch bis ans Ende der Welt." Jetzt aber will man uns zu Nullen machen, will man uns das edelste Juwel aus dem hohenpriesterlichen Brustschilde der Bischöfe herausbrechen, die vornehmste Prärogative ihres Amtes ihnen entwinden, und soll die ganze Kirche und die Bischöfe mit ihr in eine Schaar von Blinden verwandelt werden, in deren Mitte ein einziger Sehender sich befindet, die dann freilich mit geschlossenen Augen glauben müssen, was dieser eine ihnen sagt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ueber ein grauenhaftes Ereigniß in Middletown, einem Dorfe des nordamerikanischen Staates Missouri, berichtet ein dortiges Blatt: „Die Besitzer einer umherziehenden Menagerie waren um eine neue Sensation verlegen, mit welcher sie das Publikum anlocken könnten, und so beschlossen sie, ihr Musikkorps oben auf den Käfig einiger dressirten Löwen zu placiren und so vierspännig durch die Straßen zu fahren. Obwohl die Musiker wiederholt Einwendungen machten

und den Käfig für nicht stark genug hielten, beharrten die Unternehmer auf ihrem Vorsatze und unter zahlreichem Gefolge des Publikums setzte der Zug sich am 12. Mai in Bewegung. Als der Kutscher um eine Straßenecke biegen wollte, verwickelten sich die Vorderpferde, brachten das ganze Gespann in Unordnung und rissen schließlich in einem Galopp aus. Das Vorderrad des Käfigs stieß bei dieser Gelegenheit mit solcher Gewalt gegen einen großen Stein, daß die Stützen des Daches nachgaben und die Musiker in das Innere des Käfigs hinabstürzten. Das Schreckensgeschrei der armen Opfer, welche von den wildgewordenen Bestien zerfleischt wurden, war herzzerreißend. Einigen wenigen von den Musikern gelang es, die Wände des Käfigs hinaufzuklettern; sie fielen besinnungslos auf der anderen Seite zu Boden, während die übrigen in einem schrecklich verwickelten Knäuel mit den Bestien um ihr Leben rangen. Nachdem die Zuschauer sich von dem ersten Schrecken erholt hatten, eilten sie in einen zufällig gegenüber liegenden Eisenladen, ergriffen Heugabeln, Hacken, lange Eisenstangen — kurz jede erreichbare Waffe — und entfernten die Seitenthüren des Käfigs, welche bisher das Innere den Augen der Zuschauer entzogen hatten. Ein schrecklicher Anblick bot sich dar: neben den Unglücklichen, deren glänzende Uniformen von Blut besudelt waren, lagen losgerissen halbverschlungene Gliedmassen, während die Bestien ihre grünen Augen wild auf die versammelten Volksmassen warfen. In diesem Augenblicke kam Professor Charles White, der Besitzer, hinzu und gab seine Befehle zur Beseitigung der Todten und Verwundeten. Nachdem er Leute mit Heugabeln und Eisenstangen an allen Seiten aufgestellt hatte, sprang er furchtlos in den Käfig und fing an, die Verwundeten aufzuraffen und der versammelten Menge hinauszureichen. Er hatte den letzten Verwundeten in Sicherheit gebracht und machte sich daran, die Ueberreste der Getödteten zu sammeln, als einer der Löwen, der „alte Nero“, mit fürchterlichem Gebrüll auf ihn lossprang, Zähne und Tatzen in seinem Halse und seinen Schultern vergrub und anfing, ihn in ganz schrecklicher Weise zu zerfleischen. Dreimal machte White den vergeblichen Versuch, das Ungeheuer abzuschütteln und dann befahl er, auf dasselbe zu feuern. Vier Revolver wurden auf den Pelz der Bestie abgebrannt und diese fiel mit wildem Geheul leblos zusammen. Der wackere Mann, wiewohl schrecklich zerfleischt, verließ selbst dann den Käfig noch nicht, sondern sammelte zuerst sorgfältig alle Ueberreste der Todten. Von den zehn Musikern waren drei sofort getödtet und vier erschrecklich zugerichtet worden. Die Todten, deren Leichen und abgerissene Glieder unmöglich zu erkennen waren, und die August Schorr, Konrad Freiz und Karl Greiner — offenbar alles Deutsche — hießen, wurden sofort in Särge gelegt und begraben.“

[Dreißigjährige Einschließung.] Aus Gmunden wird unterm 2. Juli gemeldet: Ein hiesiger Gendarm brachte in Erfahrung, daß in Obertraun bei Hallstadt ein schon 35 Jahre alter Mensch, Namens Mathias Gamsjäger, durch seine ganze Lebenszeit in einem Schweinstalle gefangen gehalten werde und an einem Fuße mittels eines Strickes angebunden sei. Er ging, um sich zu überzeugen, wirklich in das bezeichnete Haus und fand den Elenden, ganz nackt, in einem thierähnlichen Zustande auf dem Stroh liegen. Einige ihm hingereichte Pflanzen riß er mit unglaublicher Gierde an sich und aß sie sammt Wurzel und Erde. Er ist natürlich ganz blödsinnig. Die noch lebende Mutter desselben entschuldigte sich wegen dieser unmenschlichen Behandlung damit, daß Mathias Gamsjäger schon mit 2—3 Jahren solchen Blödsinn zeigte, daß er Alles, was ihm unterkam, fortwährend beschmutzte. Man habe ihn daher in diesen Stall gesperrt, wo er sich allmälig selbst behaglich gefühlt habe. Die gerichtliche Untersuchung ist bereits eingeleitet.

New-York, 14. Juni: Der Konsum von Lagerbier in den Vereinigten Staaten wird von einem Statistiker des „New-Yorker-Herald“ auf 6,500,000 Faß per Jahr angegeben, zu deren Erzeugung 970,000 Acres mit Gerste und 42,625 Acres mit Hopfen bebaut nothwendig sind. Nicht weniger als 45,000 Personen sind in diesem Industriezweige beschäftigt, und das in demselben angelegte Kapital beträgt, nach derselben Quelle, über 106,000,000 Dollars. Das Bier wird von Deutschen und Nichtdeutschen schlechtweg „Lager“ genannt. Jüngst brachte der deutsche Gesangverein zu Winona, Minnesota, bei sehr gut besetztem Hause „Wallerstein's Lager“ zur Aufführung. Die Vorstellung war ungefähr wie folgt, annoncirt: „This evening Wallersteins Lager in Philharmonic Hall, Music by the Band etc.“ Sie war von vielen Amerikanern besucht, welche kein Wort Deutsch verstanden. Das Räthsel löst sich, als die Herren in Masse und Mann für Mann „a Glass of Wallensteins Lager“ verlangten.

Ein beklagenswerther Unfall hat sich am letzten Sonnabend in Spandau zugetragen. Eine Anzahl Offiziere, welche zur Schießschule nach Spandau kommandirt sind, machten Abends in zwei Kähnen eine Wasserfahrt nach dem Pichelswerder, wobei sich der Unfall ereignete, daß die Boote umschlugen und die Insassen ins Wasser fielen. Es gelang Allen, bis auf den Premier-Lieutenant v. Herwarth vom 50. Regiment, Sohn des gleichnamigen Generals, sich zu retten. Die Leiche ist bereits im Wasser aufgefunden worden.

Gedruckt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers L. Mailand.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung!

Nr. 155 — Mittwoch, 13. Juli — 1870.

Die klimatischen Nachtheile der Entwaldung,

von Dr. L. Herrmann.

Aschaffenburg im Juli 1870.

> Mit dem sorglosen Vernichten des Baumwuchses greift der Mensch mächtig verändernd in die natürlichen Verhältnisse eines Landes ein.
>
> Schleiden.

Der bunten Decke der Erde, der Pflanzenwelt, ist vom Schöpfer eine wichtige Rolle im Haushalte der Natur zugetheilt.

Sie hat einen dreifachen Nutzen:

1) Sie regulirt die Bestandtheile der Luft, die atmosphärischen Niederschläge und die Temperatur der Länder — drei physikalische Prozesse von höchster Wichtigkeit in der Kette der Wechselwirkungen der Natur.

2) Sie dient zur Befriedigung materieller Bedürfnisse des Menschen und des Thieres, zur Nahrung, zur Feuerung und zum Betriebe der Gewerbe.

3) Ihre Schönheit, der Ausdruck des Göttlichen in ihr, macht einen belebenden, erhebenden Eindruck auf den menschlichen Geist, weckt den Schönheitssinn, stimmt den Menschen ideal.

In Bezug auf unser Thema interessiren uns hauptsächlich die drei angeführten physikalischen Prozesse. Einige kurz gefaßte, möglichst gemeinverständliche Andeutungen hierüber, mit besonderer Berücksichtigung des Baumes und des Waldes, werden uns das Verständniß der nachtheiligen klimatischen Folgen der Entwaldung erleichtern.

Sprechen wir zuerst von der Regulirung der Bestandtheile der Luft durch die Pflanzen. Unsere atmosphärische Luft besteht aus nahezu 4/5 Stickstoff, 1/5 Sauerstoff, 1/2000 Kohlensäure und Spuren von Ammoniak. Durch den Zersetzungsprozeß der Milliarden von Thier- und Pflanzenleichen, durch den Verbrennungs- und den Athmungsprozeß wird fortwährend viel Sauerstoff verbraucht, und viel Kohlensäure und Ammoniak entwickelt. Hiedurch müßte im Verlaufe der Jahrtausende sämmtlicher Sauerstoff konsumirt werden, und eine ungeheure Menge von Kohlensäure und Ammoniak in der Luft sich anhäufen, wenn nicht auf irgend eine Weise die Ausgleichung dieser Störung bewerkstelligt würde. Dies geschieht durch die Pflanzenwelt, indem sich die Pflanzen der Kohlensäure (aus 27 % Kohlenstoff und 73 % Sauerstoff bestehend) und des Ammoniaks bemächtigen, sie zum eigenen Wachsthum verwenden, und den überschüssigen Sauerstoff wieder an die Atmosphäre abgeben.

In den Städten wird die Luft fortwährend durch die mephitischen Gase der Latrinen, Kloaken und Abzugskanäle, der Schlachthäuser, Seifensiedereien und Gerbereien, durch den Rauch der Feuerherde und Oefen, durch den massenhaften Kohlendampf der Fabriken und Bahnhöfe, durch das Leuchtgas ꝛc. verdorben. Ferner durchsickern die Zersetzungsprodukte der Kloaken und der Abzugskanäle*) den porösen Boden im weiten Umfange und finden den Weg selbst bis zu den Brunnen.

Es enthält deßhalb die Luft und der Boden der Städte eine Menge den Menschen, besonders deren Athmungsorganen schädlicher, für den Stoffwechsel des Blutes ungeeigneter Stoffe. Diese Stoffe, welche sich in die binären Verbindungen des Wassers, des Ammoniaks und der Kohlensäure zerlegen, nimmt die Pflanze als Nahrung theils durch die Spaltöffnungen ihrer Blätter, theils durch ihre Wurzeln in sich auf und desinfizirt, reinigt auf diese Weise den Boden und die Luft der Städte. Vorzüglich hiezu geeignet wegen ihrer größeren Wurzeln und ihrer Blättermasse sind die Bäume. Aus diesem Grunde werden in der Neuzeit zur pflanzlichen Luft- und Bodendesinfektion in der nächsten Nähe großer Städte Luftwälder angepflanzt, die Städte mit einem grünen Promenadengürtel umgeben, innerhalb der Städte öffentliche Gärten, Rasenplätze und Alleen angelegt, die Brunnen und Denkmäler mit Baumgruppen geschmückt ꝛc. Daß die Luft pflanzenloser, besonders baumloser oder baumarmer

---

*) Besonders nachtheilig sind schlecht konstruirte Straßenkanäle. Sie verschlammen leicht, gestatten die faulige Durchsickerung des Bodens und lassen aus ihren Einfalllöchern pestilenzialische, die Luft vergiftende Gerüche aufsteigen. Derart sind unsere, 1865 und 1867 ganz gegen die Grundsätze der neuern Kanalisationswissenschaft erbauten, viereckigen, unten mit flachen Steinen gepflasterten Straßenkanäle; besser sind unsere neuen eiförmigen Kanäle, allein jene von ihnen, die keinen starken Fall haben, werden auch mit der Zeit verschlammen, wenn nicht eine temporäre Durchspülung damit verbunden wird.

Städte unreiner und ungesunder ist, als die von solchen Städten, in denen für pflanzlich belebten Boden hinlänglich Sorge getragen wird, ergibt sich aus dem eben Gesagten.

Gehen wir nun zur Regulirung der atmosphärischen Niederschläge über. Die Pflanzen athmen den überschüssigen Theil des Wassers durch ihre Blätter in Gasform wieder aus, dieser verbreitet sich als Wasserdunst in die Atmosphäre, und kehrt später als Thau oder Regen zur Erde zurück. Die Bäume dampfen wegen ihrer Blättermasse mehr Wasser aus als andere Pflanzen; eben so dampft der Wald wegen seiner vielen und großen Bäume mehr Wasser aus als einzelne Bäume oder Baumgruppen und daher ist der Wald als das Wasserdampfreservoir der Umgegend zu betrachten.

Während auf freiem Felde das Wasser durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen rasch verdunstet, und die Dünste durch die Winde entführt werden, hält der Wald durch seine Masse die Wasserdämpfe fest, theils weil er den schon vorhandenen Wasserdunst nicht so leicht von den Winden entführen läßt, theils weil er die von Winden aus andern Gegenden zugeführten Wasserdämpfe anzieht. Ueber eine baumarme, entwaldete Gegend führt ein schwacher Luftzug die Wolke hinweg, während sie der Wald aufhält und zum Entladen ihres Segens nöthigt. Da der Wald viele Wasserdämpfe enthält und kühler ist als die Umgegend, erfährt die über ihm schwebende, mit Wasserdampf gesättigte Wolkenschichte eine Erhöhung ihres Wassergehaltes und eine Erniedrigung ihrer Temperatur, was die Entladung als Regen zur Folge hat.

Durch ihren Einfluß auf die Vermehrung der Feuchtigkeit der Luft und auf die atmosphärischen Niederschläge dienen die Wälder zur Speisung und zur Erhaltung der Quellen.

Hiezu kommt noch ihre auffangungsfähige Streu- und Moosdecke, die eine unermeßliche Menge Regen- und Schneewassers in sich aufnimmt und ins Innere der Erde leitet. Der Wald ist deßwegen die Heimath der meisten Quellen. Der Reichthum eines Landes an beständigen Quellen hängt von dessen Bewaldung, besonders von der der Anhöhen ab.

Der Wald beugt auch den Ueberschwemmungen vor. Er setzt der zerstörenden Hast des Sturzregens einen Damm entgegen, und sein moos- und laubbedeckter Boden saugt wie ein Schwamm einen großen Theil des herabströmenden Regens auf.

Da sich der Wald im Frühjahr wegen der schwieriger in ihn eindringenden Sonnenstrahlen langsamer erwärmt als das freie Feld, schmilzt in ihm bei plötzlich eintretendem Thauwetter der Schnee nur allmählich, das Schneewasser findet Zeit, in die Erde zu sickern, und stürzt nicht thalabwärts als verheerender Gießbach auf die Fluren des Landmanns.

Ein mit Blößen versehener Wald kann selbstverständlich nicht so viel leisten, wie ein geschlossener Wald.

Aus dem Angeführten geht hervor, daß entwaldete Gegenden an Trockenheit und Quellenarmuth, anderseits aber auch wieder an zeitweisen Ueberschwemmungen leiden werden.

Hier sei auch bemerkt, daß die Wälder auf Bergabhängen Schutzwehren gegen Erdstürze und Lawinen, und an den Meeresküsten und in der Nähe der Wüsten Schutzwehren gegen das Umsichgreifen des Treib- und Flugsandes bilden.

(Fortsetzung folgt.)

Römische Briefe.

(Fortsetzung.)

War es die Siegesgewißheit, welche die Legaten bewog, diese ernsten Worte des kühnen und freisinnigen Amerikaners, der mit der vollen Wucht einer tiefen und nicht leichthin gewonnenen Ueberzeugung sprach, ohne Unterbrechung sich abwickeln zu lassen, während sie vorher kurz nacheinander drei der Ihrigen zum Schweigen genöthigt hatten? Oder hoffen sie durch solche rücksichtsvolle Schonung die Minderheit zu bestechen und geschmeidiger zu machen? Ich weiß es nicht. Das unbeneidete Loos, nach Conolly zu reden, traf den Erzbischof von Granada, Monzon y Martins Benvenuto. Von einem Spanier erwartet auf diesem Konzil kein Mensch Gedanken oder Thatsachen, sondern nur Bombast und hingebungsvolle Huldigungen nach oben. Seit sie die Königin Isabella nicht mehr haben, und der Thron dort vakant ist, haben diese Bischöfe ihre ungetheilte Devotion auf den Pontifex übergetragen und sind unter den hiesigen Reptilien nebst den Neapolitanern die demüthigsten. Monzon nun erklärte: er dürste nach neuen Dogmen, und da genüge ihm des Papstes Unfehlbarkeit noch nicht, er verlange auch noch begierig nach einem zweiten Dogma, nämlich dem der Göttlichkeit und folglich Unantastbarkeit des Kirchenstaats.

Es hieß vor ein paar Tagen: Kardinal Morichini, auch als vormaliger Nuntius etwas von deutscher Luft angeweht, gedenke im Sinne Guidis in der Aula zu sprechen; aber inzwischen ist die Scene zwischen dem Papst und Guidi bekannt geworden, und da glaubt man denn allgemein, daß kein Kardinal mehr das tollkühne Wagniß unternehmen werde, eine andere Meinung als die des inspirirten Papstes im Konzil zu äußern. Neue Redner haben sich inzwischen einschreiben lassen, darunter Haynald, Stroßmayer, die Bischöfe von Dijon, Constantine, Gap und Tarentaise ꝛc. Die Zahl erhebt sich schon beträchtlich über hundert, aber Errington hat nur allzusehr Recht; die Debatte in der Aula gleicht dem Reiten eines Knaben auf einem

Schaukelpferd; man bewegt sich ohne vorwärts zu kommen.

Wie die Jesuiten Guidi's, des Dominikaners, Auftreten ausbeuten, läßt sich denken. Nur sie allein sind die ganz sichere und unbedingt ergebene Leibwache des römischen Stuhl's; nur ihnen gebührt unbeschränktes Vertrauen. Und in der That, daß ein Jesuit in der Aula so spräche, wie Guidi geredet hat, das hält Niemand für möglich, wie denn hier Niemand den Worten eines Jesuiten die Bedeutung einer wirklichen Ueberzeugung beilegt, und man immer schon im Voraus weiß, was er über jede Frage zu sagen hätte, nämlich das, was der Orden seinem Interesse angemessen erachtet und als gemeinschaftliche Lehre des Ordens jedem vorzeichnet. Die Söhne des Ignatius erinnern nun daran, daß die Dominikaner sich stets unzuverlässig gezeigt haben. Schon im Jahre 1303 haben 130 Dominikaner zu Paris, sich der Appellation Frankreichs von Pabst Bonifacius VIII. an ein allgemeines Konzil angeschlossen; dann haben sie auf den Konzilien zu Konstanz und Basel an den Schritten gegen die päpstliche Allgewalt, an den heillosen Kanones der 4. und 5. Sitzung den thätigsten Antheil genommen, haben mit Savonarola sich dem P. Alexander VI. widersetzt und sich lieber verbrennen lassen als ihm gehorcht. Wiederum haben sie in Frankreich kräftig mitgeholfen zur Begründung und Aufstellung der gallikanischen Lehre. Und, sagen die Jesuiten, was ist die große Kirchengeschichte des Dominikaners Natalis Alexander Anderes, als ein Arsenal, aus welchem noch heute die Gegner der Unfehlbarkeit ihre Waffen entnehmen?

(Fortsetzung folgt.)

Karlsbader Bilder.

— Ende Juni.

Als ob er kein Wasser trüben könnte, so gutmüthig blickt er aus den treuherzigen Augen, der alte Herr mit dem großen weißgelockten Haupte, den fleischigen Rothwangen und dem schmunzelnden Munde. Und wie er da behäbig im weiten Sammtrocke einherschreitet, den festen Eichenstock in der Rechten, die stattliche Gattin im Arm und die hoch und stämmig aufgeschossene Tochter zur Seite — ein Musterbild jener wohlhabenden Gutspächter, wie sie in Boz und Bulwer herumlaufen — wer würde auf den Grafen Usedom rathen, den emeritirten preußischen Gesandten in Florenz, welcher gleichzeitig mit Viktor Emanuel und Garibaldi unterhandelte und die republikanischen Rothhemden zur unfreudigen Ueberraschung des italienischen Kabinets mit Zündnadel-Gewehren verproviantirte. Dieser wohlbeleibten Frau, welche den Becher in der Linken, in der Rechten stets die schwere Handtasche, aus der ein altmodischer Schirm guckt, bequem einhergeht — wer sieht es ihr an, daß sie einst mit ihrer süßen Kehle Jung und Alt entzückte und verrückte! Frau Lutzer-Dingelstedt ist übrigens nicht zum ersten Male hier. In dem poetischen Album der Postillion „Wolferl" hat sie sich schon in den Fünfziger-Jahren eingeschrieben, just unter dem Herzog von Narvaez, der damals seine durch die Sorge für Isabella angegriffene Gesundheit am Sprudel restaurirte.

An dem morschen Arme eines Mannes schmiegt sich ein goldlockiges junges Weib, wie eine schöne duftige Sage an eine Ruine sich aufrankt. Der Mann könnte vollauf der Vater dieses jungen Weibes sein, ist doch der Stiefsohn um ein Dezennium älter als die zweite Mutter. Und doch hat er solch junges Blut heimgeführt, dessen Gatte und Schwiegervater er nun in Einer Person ist. Eine fesselnde Erscheinung ist die „Wittwe". Seit einem Halbdutzend Jahren erscheint sie regelmäßig im Anfang des Wonnemonats in Karlsbad, stets in Schwarz gehüllt, mit langherabwallendem Wittwenschleier, die dunklen Augen immer zu Boden gesenkt, schreitet sie einher, unbekümmert um das bunte Treiben ringsum. Man erzählt von einer historisch-politischen Gruppe unter den alten Germanen, bei denen ein solch inniges Familienleben herrscht und das Weib dem angetrauten Manne so ganz zu eigen ist, daß die Wittwe am Grabe des Gatten sich selbst den Tod gibt; wir aber leben in einem civilisirten Zeitalter, und die Wittwe ist keine deutsche, sondern eine polnische Jüdin, die von Bad zu Bad wandert, in jedem reichen Mann ihren verlornen Gatten sucht und dabei ihre Rechnung findet.

Sehen Sie sich doch einmal den Jungen an! Er ist ein Karlsbader Stammgast, ein Sohn der Hammonia, seines Zeichens Partikulier, unter Brüdern hunderttausend Mark werth. Der Mann führt seinen Magen seit 15 Jahren in die Schwemme der Karlsbader Wasser, um ihn für die aufreibende Winterkampagne auszuspülen. Für ihn ist Essen und Trinken kein Bedürfniß, sondern eine Wissenschaft; er ist in der Küche aller Herren Länder bewandert und kein hohler Theoretiker, Börne's Eßkünstler ist ein elender Stümper gegen ihn. Seine „vergleichenden praktischen Studien über die nationale Küche in Europa," welche er hie und da aus dem Stegreif docirt, sind werthvolle Beiträge zur Kulturgeschichte der Menschheit. Sein Wahlspruch heißt: „Der Mensch ist, was er ißt;" ein Beefsteak, welches auf der schnalzenden Zunge zerfließt, schmeckt ihm süßer, als der würzigste Kuß von jungen Lippen, und lieber, als der Duft der Rosen von Schiras ist ihm eines ächten Bordeaux Blume! Er betet die Psalmen David's in einer rituellen Gansleber, und aus einem „spanischen Schnitzel" tönen ihm des Cid süße Verse entgegen. Jener Heinrich IV., dem Frankreich eine Messe werth war, und der jedem seiner

Bauern ein Hahn im Topfe wünschte — der verflossene Minister Banhans und sein kostenfreies Zukunftspferd stammen bekanntlich in direkter Linie von diesem König — ist sein monarchisches Ideal, der Marquis Luis de Cussy — Palastpräfekt unter Napoleon I. — welcher ein Huhn auf 365 Arten zuzubereiten verstand, sein Lieblingsschriftsteller, dessen „art culinaire" seine Bibel. Er bekennt sich frei und offen zu dem großen Ausspruch dieses berühmten Fressers und tiefen Denkers, der da sagte: „Der Protestantismus hatte seine eigentliche Quelle im Fasten und in der den Deutschen auferlegten Fastenpönitenz. Jeder Zoll an ihm ist Beefsteak, sein Magen ist das tiefe Grab der edelsten Hummern und der schlüpferigsten Austern, noch schlüpferiger, als die Anekdoten, die er so prächtig zu erzählen weiß; er ist ein friedlicher Mann, der seinem Nebenmenschen das Beste wünscht, und sie in seiner Weise anstatt mit einem „Guten Morgen" mit einem „Guten Magen" begrüßt, und der ganz Deutschland nur in die „Pfanne hauen" möchte, um daraus ein saftig Beefsteak zu gewinnen."

Mit Haß und Verachtung verfolgt ihn aber seit Jahren ein spindeldürrer, grätendünner, windiger Geselle, ein Apostel der Vegetarianer, welcher alle Fleischkost — außerhalb fremden Familienlebens — verdammt, der Grünfütterung das Wort redet, der Wasserrübe Hymnen singt und bei Spinat und Himbeersaft sein Leben verdünnt.

Nun, da ist einmal ein Prachtexemplar jener Dicken, wie selbe jetzt karawanenweise nach Karlsbad pilgern, um ihr Fett in den alkalischen Fluthen des Sprudels zu versäufen. Sie ist aber nicht vier Zentner schwer, die holde Dame, wie böse Zungen behaupten, sie wiegt nur dreihundertachtzig Pfund laut Ausweis der Karlsbader Waage, welche zur Abschätzung eines P. T. Publikums im Eingang der Allee aufgestellt ist. Keuchend mit der Langsamkeit einer Schnecke wälzt sich die Arme daher. Mit der Vorsicht eines Akrobaten, welcher das Trapez besteigt, prüft sie erst jeden Stuhl, auf den sie sich setzt, unterzieht erst jede Bank einer genauen Belastungsprobe, bevor sie sich auf ihr niederläßt; aber wo sie ruht, bleibt ein Fettfleck. Die Wangen sind so rund und mächtig, daß in ihrer Cäsur die Nase vollständig verschwindet und das Antlitz eine Form gewinnt, welche selbst einem geübten Numismatiker große Schwierigkeit bereiten würde, auf den ersten Blick zu entscheiden, wo „Kopf und wo Adler" ist. Zwei Söhne Albions, die Beide zusammen kaum einen Schatten werfen, bemonokeln und verfolgen auf Schritt und Tritt diesen Koloß; sie kommen übrigens um ein Vierteljahrhundert zu spät. Heute haben die Engländer ihre Rolle auf dem Kontinent schon ausgespielt, ein Londoner Schneidergeselle wird dadurch, daß er die Beine auf den Tisch legt, nicht mehr erreichen, daß er für einen Lord gehalten wird, sondern nur, daß ihn jeder resolute Wirth hinausschmeißen läßt.

Und nun! flüstert es da nicht wie Liebespoesie? Klingt nicht Rossinische Musik? Rauscht nicht der grüne Märchenwald? Tanzen nicht junge Nixen im Mondenschein? Duftet nicht der Palmenbaum? Ist's die Nachtigall oder die Lerche? Auch welch' berückender süßer Zauber strömt von dieser wundersamen Gestalt aus. Wie Heiligenschein leuchtet es um das Lockenhaupt dieses jungen Weibes mit dem glänzenden Bronce-Teint, den irrlichternden meergrünen Augen, über denen sich die kühn gezogenen Brauen wölben, um den Mund spielt es süß und ironisch wie Heine'sche Verse. Stolz und selbstbewußt schreitet sie durch die Menge der Gaffer, in die kostbarsten Spitzen gehüllt, von Brillanten übersäet, und doch zieht hie und da eine dunkle Wolke über diese Stirne, als hätte der herbste Schmerz seine Dornenkrone eingeflochten, und die Wundmale bluten, sobald sie reines Glück erschaut. Es ist ein wunderbares Gemisch von holdseliger Jungfräulichkeit und aufschäumender Leidenschaft dieses Weib, eine Inkarnation der russischen Sage von der Letawica, jenem weiblichen Vampyr, der das süße Blut junger Knaben schlürft und das warme Mark der Männer verzehrt.

Dieses Weib ist eine Russin. Ihr Name ist mir entfallen.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Flensburg, 5. Mai: Die neubelebten Hoffnungen auf das Vorhandensein eines Braunkohlenlagers bei Collund, nahe bei Flensburg am Strande unserer schönen Föhrde belegen, haben sich in neuester Zeit verwirklicht und dadurch das Interesse der hiesigen Stadt erregt. Auf Veranlassung des Gutachtens von Dr. Meyn und Andere sind nämlich die früheren Untersuchungen wieder aufgenommen worden, und zwar mittels eines Schachtganges, indem die Bohrungen durch den echten Rollsand gestört wurden, und wurde in einer Tiefe von circa 60 Fuß das vermuthete Lager angetroffen. Zur Erforschung der Mächtigkeit des Kohlenlagers werden jetzt weitere Bohrungen angestellt und hat man bereits an Stellen eine Dicke von 20—30 Fuß gefunden, wogegen über die Ausdehnung noch nichts Bestimmtes vorliegt. Die Brauchbarkeit der Kohle hält man für unzweifelhaft, ebenso hofft man auf einen Nutzen bringenden Betrieb der Mine.

• • •

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Mailand.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 156 Donnerstag, 14. Juli 1870.

Die klimatischen Nachtheile der Entwaldung,

von Dr. L. Herrmann.

(Fortsetzung.)

Da die Pflanzen Wasser ausdampfen, und bei jeder Verdunstung Wärme gebunden wird, wird hiedurch eine Abkühlung der sie umgebenden Luftschichten herbeigeführt; nun dampfen aber die Bäume mehr Wasser aus als andere Pflanzen, und somit trägt der Wald besonders zur Abkühlung der Umgegend bei. Im Sommer hält sein dichtes Laubdach die Sonnenstrahlen ab, während die ihn umgebenden Felder den Einwirkungen der Sonne mehr ausgesetzt sind; es strömt also seine kühlere Luft der durch die Wärme verdünnten Feldluft zu und bewirkt so die Abkühlung derselben. Nachts findet das umgekehrte Verhältniß statt: nach Sonnenuntergang wird die Luft der Felder wegen der stärkern Wärmeausstrahlung der letztern kühler als die des Waldes, der die Wärme wegen seines Schirmdaches mehr zurückhält; es strömt so die kühlere Feldluft der durch die Wärme verdünnteren Waldluft zu und verdrängt allmählig einen Theil derselben, wodurch die Nachtkühle der umgebenden Felder gemildert wird. Im Herbst bleibt der Wald wegen der ihn schützenden Ast- und Blätterdecke länger warm als die nackten Felder, welche er nun nach dem angegebenen Gesetze erwärmt, wodurch er die Kälte des nahenden Winters mildert. Im Frühling dagegen hindert der Wald die vollständige Wirkung der Sonnenwärme, weil die Sonnenstrahlen in ihn schwieriger eindringen als in das freie Feld.

Auch auf die Winde übt der Wald einen deren Temperatur regulirenden Einfluß aus. Da die meist auf Anhöhen gelegenen Wälder die Luftströmungen aufhalten und deren Geschwindigkeit mäßigen, gewinnen diese Zeit, die Temperatur der Gegend, in welcher sie wehen, anzunehmen, so daß die warmen südlichen Winde vom kältern Wald abgekühlt, und die kalten nördlichen Winde vom wärmern Wald erwärmt werden. Die Wälder vermitteln also das Gleichgewicht der Wärme in der Atmosphäre und wirken auf diese Weise den Extremen der Kälte und Hitze entgegen.

Entwaldete Länder werden deßhalb an häufigen Temperatursprüngen und an Extremen der Temperatur, wie sehr heiße Sommer und verhältnißmäßig strenge Winter, sehr heiße Sommertage und kalte Sommernächte, rascher Uebergang des Sommers in den Winter und umgekehrt ꝛc. zu leiden haben.

Da mäßige Wärme und Feuchtigkeit die Hauptbedingungen für das Wachsthum der Pflanzen sind, wirken die Wälder auch auf die Fruchtbarkeit des Bodens ein, denn sie führen häufige und gelinde Regen und Thau herbei, mäßigen die Gewalt der Winde, erhöhen die Temperatur des Nordwindes und mildern die Hitze und die austrocknende Eigenschaft des Südwindes. Durch die Entwaldungen aber werden die atmosphärischen Niederschläge vermindert, wird den Feldern der Schutz gegen die Stürme geraubt, der Boden durch heftige Winde ausgehagert und ihm das leichtflüchtige Ammoniak, eines der wirksamsten Düngemittel, entführt, ferner werden durch die Entwaldungen Ueberschwemmungen verursacht, welche die Felder und Wiesen mit Sand und Kies überschütten und den fruchtbaren Boden fortschwemmen.

Auch werden durch die Zerstörung der Wälder die Singvögel, die Vertilger der schädlichen Thiere und des Unkrautsamens der Felder, verscheucht.

Die durch die Entwaldung herbeigeführten klimatischen Veränderungen haben auch Pflanzenauswanderung zur Folge. Hievon zwei Beispiele: Der eine feuchte Atmosphäre erfordernde Kleebau hat sich von dem entwaldeten Griechenland nach Italien, und nach der Lichtung der dortigen Wälder nach den Niederlanden und dann nach Süddeutschland gezogen. Jetzt behagen ihm unsere immer trockener werdenden Sommer nicht mehr recht, und er scheint sich bereits an mehreren Orten zur Auswanderung nach feuchteren Gegenden anzuschicken. Aus stark entwaldeten Gegenden ziehen sich allmählich die Laubhölzer zurück und räumen den genügsameren Nadelhölzern, namentlich der Kiefer, der genügsamsten Holzart, das Terrain.

Durch die Regulirung der atmosphärischen Feuchtigkeit, der Bestandtheile der Luft und der Temperatur hat der Wald auch einen wichtigen Einfluß auf die menschliche Gesundheit. Entwaldete Gegenden haben, wie bereits gesagt, an häufigen Temperatursprüngen und lange anhaltender Trockenheit zu leiden und sind scharfen, kalten oder heißen Winden preisgegeben, was besonders nachtheilig auf den verweichlichteren Städter

einwirkt. (Ich erinnere nur an den verderblichen Einfluß unserer kalten und trockenen Nordostwinde auf unsere Brustleidenden.) Von dem gesundheitlichen Nutzen der Pflanzen, besonders der Bäume, in Bezug auf die Reinigung der Luft und des Bodens der Städte war schon im Eingang die Rede.

Da in entwaldeten Ländern der Ackerbau und die menschliche Gesundheit nothleiden, nimmt in diesen Ländern auch die Population ab. Jener, dereinst von der dichten Bevölkerung der Juden bewohnte Theil Syriens, der nach den Andeutungen des alten Testaments ziemlich bewaldet und sehr fruchtbar war, ist jetzt eine fast baum- und wasserlose Wüste, die nur einer spärlichen Bevölkerung zu leben gestattet. Ebenso ist die Population des entwaldeten Neugriechenland im Vergleich zu der von dem früher reichbewaldeten Altgriechenland eine sehr geringe.

Die nachtheiligen Folgen der Entwaldung, die wir im Vorhergehenden einzeln aufgeführt haben, sind also: Extreme der Temperatur, häufige Temperatursprünge, langanhaltende Trockenheit und Dürre, mit plötzlichen, heftigen Regengüssen *) und Ueberschwemmungen wechselnd, Verminderung und Versiegung der Quellen und Bäche, Versandung und Verkümmerung der Flüsse, von allen Seiten hereinbrechende Winde, ausgehagerter Boden, dürftiges Pflanzenwachsthum, Beeinträchtigung der menschlichen Gesundheit und Abnahme der Population.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Thatsache steht fest, daß entwaldete Länder öfter plötzlichen Sturzregen ausgesetzt sind. Ueber die physikalischen Ursachen, welche sie herbeiführen, herrschen verschiedene Ansichten, hierauf näher einzugehen, gestattet der Raum dieser Blätter nicht.

Römische Briefe.

(Fortsetzung.)

Man beschäftigt sich bereits mit den Zurüstungen zu den Festlichkeiten, welche die Promulgation der päpstlichen Unfehlbarkeit begleiten werden. Die Römer, das hiesige Volk nämlich, begreifen nicht, warum denn ein Theil der Bischöfe sich so stark dagegen wehre; nicht minder räthselhaft ist ihnen freilich auch der Feuereifer, mit welchem Fremde, namentlich Franzosen, darauf dringen. Doch meinen sie: die Unfehlbarkeit, da sie doch hoffentlich ansehnliche Geldzuflüsse nach Rom lenken werde, sei allerdings eine nützliche und preiswürdige Sache, und sind daher bereit, sich geräuschvoll zu freuen. Es werden viele Raketen steigen, man wird illuminiren, die Säulen der Kirchen werden, nach hiesiger Sitte, mit rothem Damast bekleidet, unzählige Wachskerzen werden verbrannt werden. Einige Sanguiniker meinen sogar, daß die Fontana di Trevi an jenem Tage Wein statt Wasser sprudeln werde, und man gibt sich der Hoffnung hin, daß die päpstliche Unfehlbarkeit mittelst einer Kopie des berühmten, auf hohen Befehl gemalten Bildes, beim Einbruch der Nacht im Transparent dem gläubigen Volke werde gezeigt werden. Und wenn die französischen Feuilletonisten wieder in den Straßen rufen wollen: Es lebe der unfehlbare Papst! — so werden einige Römer ihn auch leben lassen.

Die Festlichkeiten werden große Summen verschlingen, und die Finanzmänner sind nicht ohne Sorgen, denn wie einträglich auch das neue Dogma in der Zukunft sich erweisen mag, für jetzt ist es noch ein todtes Kapital, und das Defizit von jährlich 30 Millionen Franken, will sich nicht mit Vertröstungen auf spätere römische Prosperität decken lassen. Man hat nun, da der ungeheure Bankerott des zum römischen Grafen ernannten Landgrand-Dumonceau, doch etwas erschreckt hat, beschlossen, den rheinischen und westphälischen Adel mit den dort bestehenden kirchlichen Vereinen als Garanten heranzuziehen, und daraufhin ein Anlehen von 70 Mill. Fr. al pari zu machen. Die adeligen Vorsteher der Vereine sollen auch bereits ihre Bereitwilligkeit dazu erklärt haben.

Die Belohnungen Derer, für die keine Kardinalshüte übrig bleiben, werden auch schon erwogen. Gegen hundert Bischöfe, sagt man, werden für ihre Dienste ermächtigt werden, sich „Beisteher" des päpstlichen Thrones (So io pontificio Assistentes) zu nennen. Andere wird man zu Protonotarii apostolici ernennen, die meisten freilich nur zu Protonotarii soprannumerarii non partecipanti. Mehrere und für die gute Sache besonders thätige Priester wird man zu Titularbischöfen befördern, andere sollen Prelati domestici und damit Monsignori werden, oder auch Camerieri segreti u. s. w. Dazu kommen dann die Auszeichnungen durch Farben, und bald wird man den Grad des Eifers für das neue Dogma auf den ersten Blick daran ermessen können, ob der Mann abito paonazzo, oder Violett, oder gar Hochroth trägt. Ganz exzeptionelle liturgische Auszeichnungen, wie der Erzbischof von Algier früher eine hier erbeutet hat, werden auch noch in Bereitschaft gehalten.

Die Stellung des Herrn v. Ketteler erregt auch hier Verwunderung, und wird wie ein Räthsel, dessen Lösewort man suchen müsse, studirt. Eine hohe Person sagte dieser Tage: Io non capisco, cosa vuole quel Ketteler, che un giorno distribuisce delle brochure contro di me e contro della mia infallibilità, e che il giorno dopo scrive nei giornali che sia pieno di devozione per me, e che crede alla mia infallibilità, pare che sia proprio pazzo. (Ich begreife nicht, was dieser Ketteler will, der heute Broschüren gegen mich und meine Unfehlbarkeit vertheilt,

und morgen in Journalen erklärt: er sei voll Devotion gegen mich und glaube an meine Unfehlbarkeit; es scheint, daß er ein halber — ist.) Und hier machte der Redner eine mimische Bewegung, womit er ausdrücken zu wollen schien, daß es wohl nicht recht richtig im Kopfe des Herrn Bischofs von Mainz sein möge.

In der That, Hr. v. Ketteler ist der Einzige hier, der einen Berichterstatter oder Historiker geradezu in Verlegenheit setzt. Er läßt eine Schrift drucken und vertheilt sie, in welcher die Unfehlbarkeit für eine unbiblische und unkirchliche Lehre erklärt wird; er sagt selbst in seiner Invektive gegen mich: daß nach seiner Ansicht Schrift und Tradition (also die beiden einzigen Erkenntnißquellen der Kirche) die Dogmatisirung dieses Anspruches nicht rechtfertigen. Gleichwohl aber ist er seiner Versicherung nach noch immer gläubiger Infallibilist, und wird es wohl bald mehr als je sein. Es ist eine schwierige Aufgabe über die Kunststücke eines theologischen Aequilibristen zu berichten, der mehr in freier Luft zu schweben, als festen Boden unter den Füßen zu haben scheint. Hier meint man: Hr. v. Ketteler folge den Rathschlägen seiner mächtigen Gönner im Germanicum und Gesù, welche ihm begreiflich gemacht haben, daß das neue Dogma doch ganz sicher werde proklamirt werden, und er also wohl thue, sich die Umwandlung aus einem Inopportunisten, in einen feurigen Vertheidiger und strengen Handhaber des neuen Dogma möglich leicht zu machen. Erst in jüngster Zeit ist ihm von einem angesehenen Theologen (Gaß) der Vorwurf gemacht worden, daß er durch seine Lehre: „eine Pflicht des Gehorsams gegen das Gewissen kennt die katholische Kirche nicht,“ seine eigene Kirche schlechter mache als sie sei. Jedenfalls wird mir weder jetzt noch künftig einfallen, mich an das Gewissen des Hrn. v. Ketteler zu wenden — das wäre wirklich die letzte Instanz, zu der man seine Zuflucht nehmen könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus Kiel wird vom 11. Juli gemeldet: Gestern fand zu Eckernförde die Enthüllung des Denkmals für die Waffenthat vom 5. April 1849 statt. Die Kieler Zeitung schreibt: „Die Verhüllung fiel, der bedeutende Bau stand, so wie wir ihn schon aus dem Bilde von Baasch kannten, nun vor unseren leibhaften Augen da, unter ihm das saubere, aus weißem Nebra-Sandsteine gearbeitete, pyramidal zulaufende und von einer Kugel-Pyramide gekrönte Monument selbst, mit den goldenen Inschriften auf dunkeln Eisenplatten. Anmuthend fiel die schöne Architektonik in Sinn und Auge, mit der die einzelnen Worte und Reihen der Inschriften aufgebaut sind. Dem von der Seeseite nahenden Feinde kündigt sich der Bau warnend an als: „Errichtet 1870 auf dem Platze der von Preußen befehligten Südschanze 600 Schritt von den Wellen, die Christian VIII. Grabstätte decken.“ Die Gegenseite erzählt dem Wanderer, was hier geschehen: „Vor deutscher Artillerie sank am 5. April 1849 der Dannebrog von der Gefion und von Christian VIII.“ Die Südseite nennt die Truppentheile, die hier gekämpft, die Nordseite spricht ihnen den Dank der Nachwelt aus und Preis dem Herrn, der Sieg beschert.“

Als vor einigen Tagen auf der Potsdamer Chaussee ein Bärenführer seinen Petz tanzen ließ, ritt der Berliner Schlächtermeister M. den Weg entlang. Das Pferd desselben scheute vor dem zottigen Tänzer und sprang gegen dessen Führer so heftig an, daß dieser zu Boden stürzte und hierbei die Kette, an der Vetter Braun befestigt war, fallen ließ. Dieser benutzte die ihm hiedurch gebotene günstige Gelegenheit zur Flucht, indem er sich unverweilt in einen munteren Trab setzte und querfeldein lief, so daß ihm der bestürzte Besitzer nicht folgen konnte. Auf dessen Versicherung jedoch, daß der Flüchtling vollständig zahm und sehr harmlos sei, setzte sich der inzwischen vom Sattel gestiegene Herr M. wieder auf sein Pferd und machte auf den Deserteur Jagd. In der Nähe von Wilmersdorf schnitt er diesem auch den Weg ab, nahm die nachschleifende Kette des verblüfften Bären glücklich auf, ließ den braunen Burschen neben sich hertrollen und führte ihn auf diese Weise unter dem Jubel des angesammelten Publikums dem geängstigten Eigenthümer wieder zu.

[Naiver Wunsch.] In der Pfarrgemeinde St. Stephan bei Stainz ist ein Grundbesitzer gestorben, dessen Vulgarname „Herrgott“ war. Bei einem Versehgange ins Gebirge besuchte der Kaplan von St. Stephan auch eine alte Bäuerin, welche schon mehrere Jahre bettlägerig war. Nachdem er ihr eine zeitlang religiösen Trost gespendet, fragte sie den Kaplan, was es denn Neues gibt? Nun, erwiderte der Kaplan, ich weiß sonst nichts, als daß der Herrgott (er meinte den Grundbesitzer) gestorben ist. „Jesus Maria,“ rief die Bäuerin, „ist unser Herrgott auch gestorben! Geben's Hochwürden, wir in unserem Winkel auf dem Gebirge erfahren halt gar nichts, was auf der Welt vorgeht. Wos eppa für an Heiligen jetzt zum Herrgott machen werden? Wann's nur so g'scheit wären, und den heiligen Leonhardi zum Herrgott macheten, der verstünde doch vom Vieh auch etwas.“

Ein Pfarrer hatte zum Text seiner Predigt das Wunder von der Speisung der Fünftausend mit fünf Broden gewählt; er versprach sich indeß und erzählte seinen Gläubigen, der Herr habe fünf Personen mit 5000 Broden gesättigt. Nach Beendigung des Gottesdienstes sagte der Küster spöttisch zu ihm: „He, Herr Pfarrer, das hätt' ich auch gekonnt! Fünf Personen mit 5000 Broden satt zu machen, das ist nicht schwer." Der Pfarrer erwiderte nichts, am nächsten Sonntag aber trug er Sorge, sein Versehen zu berichtigen und zu erzählen, daß der Herr 5000 Personen mit 5 Broden gespeist. „Nun, Herr Küster," sagte er, als er von der Kanzel stieg, „wie steht's jetzt mit ihm? Wie will Er jetzt Seine Fünftausend satt machen? — „Nichts leichter als das, Herr Pfarrer. Vom vorigen Sonntag ist mir noch Vorrath genug übrig geblieben."

[Emser Geschichten.] Der Mann, welcher seit sechs Monaten in Schwarzburg-Rudolstadt die Zügel der Regierung führt, war früher ein flotter preußischer Husaren-Offizier, beim Hofe in Berlin nicht gerade zum Besten angeschrieben. Wie man uns nun aus Ems schreibt, begrüßte er als Fürst kürzlich den König des Morgens an dem Brunnen. „Wie steht's, Monarch?" frug der König. „Ganz wohl, Majestät!" war die Antwort des immer noch mit entblößtem Haupte dastehenden Rudolstädters, worauf Majestät erwiderte: „Na, so setzen Sie wenigstens 'mal Ihre Krone auf!" Das Kommando wurde ohne Widerspruch vollzogen.

Zu Frankfurt a. M. ist ein Appendix zu Schiller's „Wilhelm Tell" oder: Nothwendiger Reisebegleiter in die Schweiz von H. A. Masson, erschienen. Es werden darin sämmtliche in Tell vorkommende Ortschaften, unter Zitat der betreffenden Stellen aus der Dichtung, genau geschildert und durch gelungene bildliche Darstellungen in Stahlstich veraugenscheinlicht. Unter Anderem wird denn auch jene Uebersetzung des Schiller'schen Verses: „Ich stehe wieder auf dem Meinigen," durch den französischen Kritiker und Aesthetiker Philarète Chasles mitgetheilt, die da lautet: Me voici enfin de retour sur le Meiningen.

Bei der Zensus-Aufnahme in Philadelphia haben sich viele Damen geweigert, ihr Alter anzugeben. Marshall Phiser hat nun gegen dieselben eine Klage eingeleitet, um die von dem Gesetze bestimmte Strafe von 30 Doll., welche auf die Verweigerung von Auskunft an die Zensus-Kommission gelegt ist, beizutreiben.

In voriger Woche kamen in sächsisch Eibau eigenthümliche Krankheitsfälle vor. Jetzt hat es sich herausgestellt und wird ärztlicherseits konstatirt, daß diese Erscheinungen Symptome der Trichinenkrankheit abgaben. Es liegen bereits 41 Personen schwer krank darnieder, darunter einer der Fleischer mit Weib und Kind.

Die „Z. C." macht darauf aufmerksam, daß alle die, welche dänische oder schwedische Dienstboten oder Arbeiter zu engagiren beabsichtigen, dabei mit einer gewissen Vorsicht verfahren sollen. Die betreffenden Agenten sollen nämlich u. A. auch die aus den dortigen Arbeitshäusern Entlassenen exportiren.

Der berühmte pennsylvanische Oel-Prinz Johnny Steele, der vor ungefähr fünf Jahren ein Vermögen von drei Millionen Dollars besaß, sieht sich jetzt gezwungen, in Rouseville, Pa., als Kutscher eines Kohlenwagens sein Brod zu verdienen.

Jules Simon überreichte dieser Tage in der französischen Kammer eine Petition der Weinhändler von Bercy. Unter den Unterschriften befand sich auch die des Pfarrers von Bercy. „Was Teufel hat denn dabei der Pfarrer zu thun?" fragte der Abgeordnete Ordinaire. — „Wahrscheinlich ist er es, der den Wein zu taufen hat," entgegnete der Abgeordnete Steenackers.

In Kalifornien, dem Lande der Wunder, fand man jüngst einen Mann, der Selbstmord geübt, in der einen Hand eine Pistole und in der andern einen Spiegel haltend, am Boden liegen.

Logogryph.

In Spanien such' die Spur
Des Flusses, den ich meine;
Die Sylben umgedreht —
Bin ich ein Buchstab nur
Im griech'schen Alphabet;
Nun Leser, thu' das Deine!
Nenn mir den Fluß und auch zur Frist,
Das Wort, das nur ein Buchstab' ist.

M. M.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Meilandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung!

Nr. 157 Freitag, 15. Juli **1870.**

Die klimatischen Nachtheile der Entwaldung,

von Dr. L. Herrmann.

(Fortsetzung.)

In allen entwaldeten Ländern, wie Persien, Syrien, Griechenland, Sizilien, Neapel, Sardinen, Spanien, Portugal, Frankreich &c. lassen sich in der That diese verhängnißvollen Folgen der Entwaldung nachweisen. In einem früheren Aufsatze („Der Wald", Erheiterung Nr. 241, 1864) habe ich die klimatischen Veränderungen, die durch die Zerstörung der Wälder hervorgerufen worden sind in Griechenland und im südlichen Frankreich, zweien mir aus eigener Anschauung bekannten Ländern, eingehend besprochen. Hier will ich zur Unterstützung der aufgestellten Behauptungen zwei neuere Beispiele anführen.

Die deutschen Blätter enthalten 1867 in Nro. 7 einen Aufsatz, „die beleidigte Erdgöttin Indiens", betitelt. Es wird hierin nach englischen Zeitungen über die große Hungersnoth des Jahres 1866 berichtet. In Folge der massenhaften Zerstörung der Wälder und der Vernachlässigung der Kanalisirung Seitens der englisch-indischen Regierung traten Anfangs 1866 große, die Felder verheerende Ueberschwemmungen ein, worauf eine andauernde Hitze und Trockenheit folgte, so daß die Quellen versiegten, und die meisten Bäche und Flüsse fast austrockneten, die Felder und Gebüsche unter der Sonnenglut versengten und die ausgehungerten Hausthiere tausendweis wegstarben. Die Folge war eine entsetzliche Hungersnoth, der ungezählte Tausende von Indern zum Opfer fielen. Die Inder schrieben diese Noth der Rache der durch die englischen Waldzerstörungen grimmig beleidigten Erdgöttin Tari Pennu (der Göttin der Fruchtbarkeit) zu. Der deutsche Berichterstatter macht hiezu nachstehende Bemerkung:

„Die so beleidigte Erdgöttin straft diese Versündigung überall auf ähnliche Weise. Auch wir in Deutschland wirthschaften uns im großartigen ruchlosen Baum- und Waldfrevel in jahrelang fortgesetzter geschäftiger Versündigung gegen die Erdgöttin ähnlichen Strafen entgegen. Namentlich geht der Boden des norddeutschen Tieflandes durch großartige Entwaldung, welche den Quellen und Flüssen und damit auch den Feldern ihre Urkraft raubt, einer allgemeinen Vernüchterung und russischen Versteppung des Bodens entgegen, und schon rächen sich die immer seichter werdende Elbe und die versandete Oder durch die Erschwerung und Hinderung des Verkehres auf ihrem Rücken, der durch die Eisenbahnen nie ersetzt werden kann."

Aus der Statistik des preußischen Staates geht hervor, daß auch der Stand des Rheins bei Emmerich seit 1831 immer niedriger geworden ist.

Während der indische Halbwilde das Verständniß des Waldes hat, „fehlt dieses bei uns", wie Professor Gayer in seinem trefflichen Werke „die Forstbenutzung" sagt, „nicht nur dem Volke, sondern auch dem Stande der Gebildeten; ist letzterem ja doch die Natur immer noch ein Buch mit sieben Siegeln; wie sollte ihm das Leben des Waldes verständlich sein, bezüglich dessen fast Jedermann sich mit dem alten Glauben vertröstet: Holz wächst über Nacht."

Nun ein zweites Beispiel, welches auch den lokalen Einfluß der Entwaldung auf eine Stadt darthut.

Die Kölnische Zeitung enthält im Jahre 1864 Nr. 288 einen Aufsatz, „Folgen der Entwaldung", betitelt. Sie sagt im Eingang:

„Auch in Preußen schreitet die Entwaldung, namentlich die Zerstörung des Hochwaldes und die Ersetzung des Laubholzes durch Nadelholz in bedenklichster Weise von Jahr zu Jahr fort. Selbst die Staatswaldungen haben sich seit 50 Jahren beträchtlich verringert.

„Ueber diesen Gegenstand haben wir unsere Feder stumpf geschrieben, ohne Anderes zu ernten, als Haß und Verfolgung.

(So ergeht es ja auch dem Manne im grünen Rocke, dem Erzieher und Pfleger des Waldes, wenn er sich pflichtgetreu den maßlosen Ansprüchen der Gemeinde an den Wald widersetzt. B. d. V.)

„Wir wollen hierüber nun Andere reden lassen."

Die Kölnische Zeitung führt dann einen Aufsatz aus der Aachener Zeitung über die Folgen der Entwaldungen in der Umgegend der Stadt Aachen an, woraus ich das Wichtigste mittheile:

Von den auf den Anhöhen von Aachen herumliegenden Waldungen sind seit 1820 4285 Morgen verschwunden. Die Folge war, daß die atmosphärischen Niederschläge und die Regenmenge geringer wurden, und die aus den Quellen fließenden Wasser sich verminderten,

So ist der Saubach, dessen Quelle in jenen Waldungen entspringt, in welchen große Rodungen vorgenommen wurden, seit mehreren Jahren während 9 Monate im Jahre ganz trocken, während er früher ununterbrochen die ganze Gegend bewässerte.

Früher gewährten die Aachen umgebenden Wälder Schutz gegen die Luft des hohen Venns, jetzt bringt durch die Oeffnungen, welche in Folge der Rodungen entstanden sind, diese verderbliche Luft ungehindert in die Stadt ein. Alle diese Momente wirkten sehr ungünstig auf die klimatischen Verhältnisse und auf die Gesundheit der Bewohner Aachens ein. Ferner wird angeführt, daß seit 50 Jahren in den Kreisen Neuß, Bergheim, Jülich und Grevenbroich sehr große Entwaldungen vorgenommen worden sind, und daß man dort bereits eine Verminderung der atmosphärischen Niederschläge, eine Versiegung vieler Quellen und Brunnen und Austrocknung der Bäche wahrnimmt.

So ist „der Gilbach“, welcher früher eine der fruchtbarsten Strecken jener Provinz bewässerte, jetzt ein trockener Graben geworden. Ebenso sind die Quellen der „Niers“ verschwunden.

Wer könnte wohl solchen thatsächlichen Erscheinungen die Augen verschließen?

(Fortsetzung folgt.)

Römische Briefe.

(Fortsetzung.)

Rom, 30. Juni. In kirchlichen Streitsachen bediente man sich im Mittelalter des Gottesurtheils durch das Kreuz. Die Vertreter der beiden hadernden Parteien stellten sich, die Arme in Kreuzesform ausgespannt, vor ein großes Kreuz hin, und wer zuerst die Arme sinken ließ, oder, was auch vorkam, ohnmächtig zu Boden sank, hatte verloren. An die Stelle dieses Ordale ist jetzt in Rom auf dem Konzil die Hitze und das durch sie erzeugte Fieber getreten. Die Probe, von welcher der Ausgang des großen Prozesses abhängen soll, ist seit sechs Wochen im Gang, und die Mehrheit wird anscheinlich mit einem glänzenden und vollständigen Siege daraus hervorgehen. Sie besteht zum größten Theil aus Italienern und Spaniern beider Hemisphären, welche solche Dinge viel besser ertragen können, als die Nordländer, und, da sie an Zahl viermal stärker ist als die Minderheit, so kann sie die Lücken, welche Krankheit und Tod in ihre Reihen bringen, rasch ausfüllen, und als fest geschlossene Phalanx sich behaupten, während die Opposition die Botschaft der Krankheit oder Abreise eines der Ihrigen als einen Vorboten ihrer endlichen Niederlage mit steigender Entmuthigung vernimmt. Wie klar die maßgebenden Männer den unschätzbaren Werth des neuen Bundesgenossen, der Hitze und der mephitischen Fieberlüfte, erkennen, zeigt der päpstliche Leibjournalist Veuillot durch die lakonischen, aber bezeichnenden Worte: „Et si la définition ne peut mûrir qu'au soleil, eh bien, on grillera“. Wie früher schon, so scheint es, hat auch jetzt wieder die römische Orthodoxie das Feuer zum Gehülfen sich erwählt, und den Bischöfen, welche sich nicht nach Veuillots Wunsch braten lassen wollen, bleibt nur übrig, die Flucht zu ergreifen.

Dem Kardinal Guidi ist der strengste Befehl vom Papst ertheilt worden, seinen Vortrag im Konzil zu widerrufen. Ueber die Form, in welcher und die Gelegenheit, bei welcher er dies zu thun habe, möge er sich mit einem der Legaten verständigen. Eine Besprechung zwischen ihm und Bilio hat bereits stattgefunden. Damit jedoch Guidi, vor Zerstreuungen bewahrt, gesammelten Geistes die Größe seiner Verirrung erkenne, hat der Papst ihm verbieten lassen, Besuche anzunehmen. Einzelhaft wird auch in den Strafanstalten anderer Länder als wirksames Besserungsmittel angesehen und gehandhabt. Guidi hat nun dem Präsidenten gesagt: er sei bereit, über seine Rede eine Erklärung zu geben, und zwar in öffentlicher Sitzung, nur möge das Präsidium vorher konstatiren, daß dies auf Verlangen des Papstes geschehe. Doch könne er keine Retraktion leisten.

Der General der Dominikaner, Jandel, will nun eine Rede, die für ihn bereits im Gesù verfaßt ist, zur Widerlegung der Guidischen Theorie halten. Viele meinen, das furchtbare Schicksal des zu Tode gequälten Kardinals d'Andrea sei allzu abschreckend, als daß es Guidi aufs Aeußerste ankommen lassen werde. Ein Kardinal könne wohl, wenn er außerhalb des Kirchenstaats lebe, sich in einer gewissen Selbstständigkeit und selbst Opposition erhalten, wie das Beispiel des Kardinals Noailles beweise, aber in Rom sei dies unmöglich; als Erzbischof von Bologna würde Guidi wohl dort unter dem Schutze der italienischen Regierung gesichert sein; aber dahin werde man ihn nimmermehr gehen lassen.

Hitze, Fieber und Intriguen — so ließ sich kurzweg der Zustand Roms, soweit dies mit dem Konzil zusammenhängt, in diesen Tagen bezeichnen. Die Hitze mit ihren hier besonders schädlichen Miasmen ist für die Fremden aus dem Norden unerträglich; 6 Franzosen, 4 Amerikaner haben bereits, um ihr Leben zu retten, abreisen müssen; von den in Rom noch Anwesenden kann ein Drittheil der Bischöfe den Sitzungen wegen körperlicher Leiden nicht beiwohnen.

Nun geht eine an den Papst zu richtende Petition unter den Bischöfen zur Unterzeichnung herum, in welcher, mit Hinweisung auf die für so viele Fremde und bejahrte Prälaten lebensgefährliche Jahreszeit, um Prorogation gebeten wird. Ich lege Ihnen den Text bei, bemerke aber dabei, daß, wie ich höre, die meisten zu

unterzeichnen sich weigern; die einen, weil sie die Sache für ganz hoffnungslos halten, die andern, im Vatikan besonders schlecht Angeschriebenen hingegen, weil sie fürchten müssen, durch ihren Beitritt der Sache nur zu schaden.

Die Petition lautet:

„Beatissime Pater! Episcopi infrascripti, tam proprio quam aliorum permultorum Patrum nomine a benignitate S. V. reverenter, fiducialiter et enixe expostulant, ut ea, quae sequuntur, paterno dignetur excipere:

Ad Patres in Concilio Lateranensi V. sedentes hoc habebat, die XVII. Junii, Leo X Papa: „Quia jam temporis dispositione . . . concedimus“ simulque Concilium Pontifex ad tempus autumnale prorogabat. — Pejor certe impraesentiarum conditio nostra est. Calor aestivus, jam desinente mense Junio, nimius est, et de die in diem intolerabilior crescit; unde RR. Patrum, inter quos tot seniores sunt, annorum pondere pressi, et laboribus confecti, valetudo graviter periclitatur. — Timentur inprimis febres, quibus magis obnoxii sunt extranei hujusce temperiei regionis non assuefacti.

Quidquid vero tentaverit et feliciter perfecerit liberalitas S. V., ut non paucis episcopis hospitia bona praeberentur, plerique tamen relegati sunt in habitationes nimis angustas, sine aëre, calidissimas omninoque insalubres. Unde jam plures episcopi ob infirmitatem corporis abire coacti sunt; multi etiam Romae infirmantur et Concilio adesse nequeunt, ut patet ex tot sedibus quae in aula conciliari vacuae apparent.

Antequam igitur magis ac magis creverit aegrotorum numerus, quorum plures periculo hic occumbendi exponerentur, instantissime postulamus, B. Pater, ut S. V. aliquam Concilii suspensionem, quae post festum S. Petri convenienter inciperet, concedere dignetur.

Etenim, B. Pater, cum centum et viginti episcopi nomen suum dederint, ut in tanti momenti questione audiantur, evidens est, discussionem non posse intra paucos dies praecipitari, nisi magno rerum ac pacis religiosae dispendio. Multo magis congruum esset atque necessarium brevem aliquam, ob ingruentes gravissimos aestatis calores, Concilio suspensionem dari.

Nova vero Synodi periodus ad primam diem mensis Octobris forsitan indicari posset.

S. V., si hoc, ut fidenter speramus, concesserit, gratissimos sensus nobis populisque nostris excitabit, utpote quae gravissimae omnium necessitati consuluerit.

Pedes S. V. devote osculantes nosmet dicimus S. V. humillimos et obsequentissimos famulos in Christo filios.“

Zu Deutsch:

„Heiligster Vater! Die unterzeichneten Väter richten, in ihrem eigenen wie in dem Namen sehr vieler andern Väter, an das Wohlwollen Ew. Heiligkeit die ehrerbietige, die vertrauensvolle und dringende Bitte, daß dieselbe Nachfolgendes väterlich aufzunehmen geruhen wolle:

An die Väter des 5. lateranischen Konzils schrieb Papst Leo X. am 17. Juni Folgendes: „Weil bei der dermaligen Witterung . . . so gestatten wir,“ und gleichzeitig vertagte der Papst das Konzil auf den Herbst. Schlimmer gewiß ist unsere gegenwärtige Lage. Die Sommerhitze ist schon jetzt, gegen Ende des Juni, übermäßig, und wird täglich unerträglicher; in Folge dessen ist die Gesundheit der Ehrw. Väter, unter denen so viele ältere, von der Last der Jahre gedrückt und von Anstrengungen aufgerieben, schwer gefährdet. Man fürchtet besonders die Fieber, denen die des hiesigen Klima's ungewohnten Fremden mehr ausgesetzt sind.

Soviel aber auch Ew. Heil. versucht und glücklich ausgeführt hat, um nicht wenigen Bischöfen gute Herberge zu schaffen, so sind doch die meisten auf allzu enge, luftlose, sehr heiße und überhaupt ungesunde Wohnungen angewiesen. Daher sah'n sich schon mehrere Bischöfe wegen Krankheit zur Abreise genöthigt; viele liegen auch in Rom krank, und können dem Konzil nicht anwohnen, wie das die vielen leeren Sitze in der Aula zeigen.

Bevor daher die Zahl der Kranken mehr und mehr anwächst, von denen mehrere der Gefahr ausgesetzt wären, hier zu sterben, ersuchen wir auf's Dringendste, Heil. Vater, Ew. Heil. möge geruhen, eine Vertagung des Konzils zu bewilligen, welche passend nach dem St. Petersfest beginnen würde.

Denn, Heil. Vater, da 120 Bischöfe ihren Namen hergegeben haben, um in einer so wichtigen Frage gehört zu werden, so ist klar, daß die Berathung nicht im Zeitraum weniger Tage übereilt werden kann, außer mit großer Schädigung der Sache und des religiösen Friedens. Viel angemessener und nothwendiger wäre es, im Hinblick auf die bevorstehende drückende Sommerhitze, eine kurze Vertagung des Konzils eintreten zu lassen. Ein neuer Zusammentritt der Synode könnte vielleicht auf den 1. Okt. festgesetzt werden. Sollte Ew. Heil., wie wir zuversichtlich hoffen, dieß gewähren, so wird das in uns und unseren Bevölkerungen die dankbarsten Gefühle erwecken, indem dieselbe einer allgemeinen und dringenden Noth abgeholfen hätte.

Die Füße Ew. Heil. demüthig küssend, nennen wir uns Ew. Heil. demüthigste und gehorsamste Diener in Christo.“

(Fortsetzung folgt.)

Gesundheitspflege an der Nähmaschine und am Waschkessel.

Nachdem ich durch Veröffentlichung der Aufsätze über „Athmen" die Rolle eines Luftdoktors übernommen, ist mir von verschiedenen Seiten, namentlich von Damen, u. A. die berechtigte Aufforderung geworden, endlich auch gegen die Athmung des Tabakrauchs das Amt der häuslichen Sicherheitspolizei auszuüben. Zwar ist es ungalant, die Besprechung dieser Luftnarkotisirung auf die Tagesordnung späterer Fortsetzungen der „Gesundheitspflege in den Wohnungen" zu vertagen, und statt dessen hier einige chronische moderne Athmungssünden der Frauenwelt ans Tageslicht zu ziehen; aber die Dringlichkeit des Gegenstandes und die Unkenntniß der weit verbreiteten schleichenden Gefahr rech fertigt diese störende Einschiebung in die Reihenfolge der Aufsätze.

Seitdem man im Krankenexamen nicht allein nach dem Pulse fühlt, sondern auch den Patienten fragt, wo, wie und was er geathmet, in welcher Athmosphäre er gearbeitet und geschlafen, kommen gar wundersame schalkhafte Krankheitserreger vor das Forum der Gesundheitspflege. Herr Dr. Julius Sommerbrodt in Breslau ertappte zuerst einen neuen lauernden Gesundheitsfeind an der Nähmaschine. Er untersuchte mit dem Kehlkopfspiegel die Luftwege einer jungen Frau, welche von einem heftigen und hartnäckigen chronischen Katarrh der Kehlkopfschleimhaut gequält wurde, und fand die inneren Flächen des Kehldeckels, des Kehlkopfs und der oberen Parthien der Luftröhre täglich mit schwärzlichem Schleim reichlich bedeckt. Dieser schwarze Schleim haftete fest, und war durch Räuspern und Husten nur wenig von der Stelle zu bringen. Diese auffallende Erscheinung klärte sich auf durch die Mittheilung der Frau, daß sie sich ausschließlich an der Nähmaschine mit dem Nähen dunkler lockerer Tuche beschäftige. Der Verdacht, daß die überaus starke Schwärzung des zähen Luftröhrenschleimes von eingeathmeten feinsten Fäserchen des durch die tiefgebohrte Nadel herausgerissenen lockeren Tuches und von dem gefärbten Tuchstaub herrühren müsse, wurde zur Gewißheit durch die mikroskopische Untersuchung der ausgeräusperten Sputa. Die dunklen Beimengungen erwiesen sich als zerzupfte Theilchen des genähten Tuches, worunter besonders die Wollenfäserchen sich deutlich abhoben.

(Fortsetzung folgt.)

Gereimte Gedanken am 14. Juli. Zur Lösung des Paltndroms in Nr. 153:

An der A a r, den schönen Quellen,
Im freien Gau von ihr benannt,
Lauschte einst ich gern den Wellen,
Fern von meinem Heimathland; —
Sinnend still, — gebeugt im Muthe,
Da es wühlt im eig'nen Blute.
Doch wie ein Phönix aus den Flammen, —
Hoff.' ich, — vergnügt hervorgegangen —
Einstens auch die deutschen Gauen
Frei vereint, vergnügt zu schauen.

Gedankenschwer von solchen Tagen,
Folg' ich des Palindromes Gang,
Ob man es wieder wohl wird wagen
Zu stören deutschen Friedensdrang.
Ob jener Mann, mit welschen Horden,
Will raubend uns die Söhne morden —
Dem A a r e gleich im Luftrevier;
Gesucht den Streit aus Herrschbegier,
Vom Zaun gerupft mit aller Müh'
Von einem fremden Parvenu. —

Er, selbst gestützt auf Volkeswillen,
Mözt' wehren frech dem Volke frei,
Das sein Geschick will selbst erfüllen
Und wählen, wer sein Herrscher sei."
-Er sucht dadurch in deutschen Landen
Den Streit zu schüren, den bekannten.
Du armes, armes Heimathland;
Wer schürt an diesem Feuerbrand?
Vielleicht, — wer weiß — manch' eig'ner Sohn
Freut schon des Welschen Schlachtenton! —

Doch deutsche Männer nicht verzagen,
Steht fest, in Deutschlands Ehre fest,
Die Einheit nur als Schild getragen,
Der Welsche wohl uns Ruhe läßt,
Verachtend schaut man doch nur nieder
Auf die, die sind solch' falsche Glieder.
Doch sucht man Kampf mit Frevler Lust,
Frisch, fröhlich, frei mit deutscher Brust,
Und hohem Sinn sind kampfbereit
Vom Rechte ab nicht fingerbreit!

Vor deutschem Adler hochgehoben —
Der Stärke Sinnbild in ihm liegt —
Soll seiner Feinde Schaar zerstoben,
Wenn deutsche Kraft nicht selbst sich bricht.
Mit deutschem Heer voll Muth entbrannt,
Schützt Gott gewiß das Vaterland —
Ist groß auch nicht die junge Flotte,
Zählt sie doch manch' Kanonenboote.
Drum frisch die R a a e n aufgehißt,
Zur See sie auch bewährt schon ist! —

G.

Gleich richtig gelöst von G. M.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Mailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 158 — Samstag, 16. Juli — 1870.

Die klimatischen Nachtheile der Entwaldung,

von Dr. L. Herrmann.

(Fortsetzung.)

In Süddeutschland ist die Entwaldung noch nicht so weit vorgeschritten. Namentlich besitzt Bayern ein bedeutendes Waldareal, seine Wälder nehmen noch 33 Prozent der Gesammtfläche des Landes ein. Doch sind auch in Bayern während der letzten 50 Jahre in Gemeindewaldungen und in sehr vielen Privatwaldungen bedeutende Rodungen, und in letztern auch Abschwendungen vorgenommen werden. Hiefür leistete aber das ärarialische Forstwesen Ersatz, indem es seine Kulturen immer weiter ausdehnte.

Es haben deßhalb jene Rodungen in klimatischer Hinsicht keine allgemeinen, auf ganz Bayern sich erstreckenden nachtheiligen Folgen gehabt, sondern nur lokale, auf einzelne Gegenden sich beschränkende.

Die Einwirkung der Walddevastationen auf die bayerischen Flüsse zeigt sich nur an dem massenhaften Kies- und Sandgerölle der Gebirgsflüsse, welches von den tiefen Einrissen herrührt, die das Herabstürzen der Regengüsse über entwaldete Abhänge veranlaßt. Eine Verringerung der Wassermenge der bayerischen Flüsse ist bis jetzt nicht zu bemerken. Als Anhaltspunkte hiefür dienen die seit 1818 an allen Flüssen errichteten Pegel.

An jenen Flüssen oder größern Flußstrecken, an welchen noch nichts korrigirt ist, zeigen die Pegel keine Veränderung in der Wasserhöhe. Wo dagegen Flußkorrektionen vorgenommen worden sind, und die Korrektion ihre Wirkung bereits gethan hat, welche hauptsächlich durch Einengung des natürlichen Flußbettes und durch Abkürzung des Flußlaufes entsteht, zeigen die Pegel allerdings nicht mehr die frühere Wasserhöhe, diese ist geringer geworden, aber um eben so viel hat sich der Fluß in das Bett eingegraben, so daß die frühere Wassermenge doch noch vorhanden ist. Diese Tieferlegung des Flußbettes beträgt z. B. an der Isar bei München bereits über 4 Fuß, und an der Donau bei Ingolstadt über 3 Fuß; an dem Maine, der viel weniger Gefäll hat, beträgt sie weniger, weil von dem Gefälle die Geschwindigkeit und von dieser (abgesehen von der Gattung des Flußbettmaterials) die zur Vertiefung nöthige Kraft des Flusses abhängt.

In Betreff der Hochwasserstände der bayerischen Flüsse ist zu bemerken, daß wir seit 1845 kein gleichhohes Hochwasser mehr hatten.

Die durch Entwaldung in einer Gegend entstandenen klimatischen Nachtheile können, wenn auch nicht ganz ausgeglichen, doch gemildert werden durch Anpflanzen von Bäumen und Buschwerk auf den freien Plätzen der Städte, in Gärten und im Felde, an den Bächen und Teichen, an den Wegen und Chausseen und Wiesenrändern, auf allen Gemeindeplätzen, welche zum Ackerbau und Wiesenwuchs unbrauchbar sind, auf den Böschungen der Eisenbahnen, durch Einfriedigungen mit lebendigen Hecken, statt der todten, oder statt der Lattenzäune rc. Mit jedem Baume, mit jedem Strauche innerhalb der Stadt besitzen und genießen wir einen Vertreter des Waldes. Jeder Baum, jeder Strauch, jede Hecke athmet Wasserdunst und Sauerstoff aus, nimmt Kohlensäure und Ammoniak in sich auf und bindet durch die Verdunstung Wärme, jeder einzelne Baum hindert die Ausstrahlung der Stelle, welche er beschattet, jede Allee und jede größere Baumgruppe schützt gegen die Winde rc., kurz: jedes trägt einzeln seinen, wenn auch kleinen Theil zum großen Ganzen bei, und die Gesammtleistungen wirken wenigstens ebenso wie ein Wald mit Lücken oder Blößen.

Den ethischen Nutzen des durch Lusthaine, durch malerische Baumgruppen auf grünen Rasenplätzen, durch von gezweig-, blatt- und vogelreichem Unterholze umgebene einzelne Bäume von ästhetischer Architektur und Ornamentik rc. in und um die Stadt herum verpflanzten Waldes anzupreisen, unterlasse ich unserer realistischen Zeitrichtung gegenüber; denn diese faßt mehr die materielle Seite des Daseins ins Auge und taxirt den Werth des Baumes und des Waldes nur nach der Summe, die ihr gefälltes Holz oder etwa ihre Früchte abwerfen.

(Schluß folgt.)

Römische Briefe.

(Fortsetzung.)

Man hat es schon mündlich versucht, bei dem Papst einiges Mitleiden mit den schwer duldenden Bischöfen zu erwecken; das ist aber gänzlich mißlungen; die päpstlichen Aeußerungen über die Männer der Minderheit klangen so gereizt und bitter, wenn sie hier richtig wiedergegeben werden, daß ich sie mitzutheilen, Bedenken trage. Wohl aber muß ich erzählen, was dieser Tage bei einer Audienz von Malteser-Rittern, die sich beim Papst verabschiedeten, vorfiel. Sie waren hieher gekommen, um ihr Vorrecht, bei einem ökumenischen Konzil Woche zu halten, auszuüben. Bei der Abschiedsaudienz wandte sich Pius zuerst an einen darunter befindlichen Engländer, dem er zu dem Plane den Orden auch in England einzuführen Glück wünschte, wobei er dann — nach seiner Ueberzeugung von dem baldigen Eintritt der zahllosen von Manning verheißenen Konversionen — seiner Sympathie für diese Nation Ausdruck gab. Daran knüpfte er hierauf die Bemerkung: Die Italiener seien mitunter etwas leichtsinnig — und die Milde des Ausdrucks, verglichen mit frühern Zornergüssen, bewies, daß die infallibilistische Haltung der italienischen Bischöfe die politischen Sünden der Nation vor den Augen des Papstes zugedeckt hat. Darauf aber kehrte er sich zu den am zahlreichsten anwesenden Deutschen mit den Worten: „I più cattivi sono i Tedeschi, sono i più cattivi di tutti, lo spirito tedesco a guastato tutto.“ „Die schlechtesten sind die deutschen, es sind die schlechtesten von Allen, der deutsche Geist ist ganz und gar verdorben.“

Das genügte noch nicht, sondern ein gleichfalls anwesender böhmischer Ritter mußte auch noch einen Strom von Vorwürfen über das Verhalten des Kardinals Schwarzenberg hinnehmen. Der Eindruck, den die Ritter mit hinwegnahmen, war ein überaus peinlicher. Es ist, wie mir dieser Tage ein französischer Bischof sagte, ein niederbeugender Anblick, einen Mann zu sehen, der, in dem Moment, in welchem er seine Würde der Gottheit näher rückt, die kleinlichen Schwächen und Leidenschaften rücksichtslos zur Schau trägt, die man sonst schamhaft zu verschleiern pflegt.

Die Kongregationen, welche am 23. und 25. stattfanden, verriethen bereits deutlich, daß die Mehrheit, die Reden von der Gegenseite, nur noch wie ein kaum mehr zu ertragendes Leiden über sich ergehen lasse. Lautes Murren und Läuten mit der Präsidentenglocke wechselten ab. Als der Senior des Conzils, der Bischof Losanna von Biella, gegen die Belastung der christlichen Welt mit dem neuen Dogma redete, suchte ihn der Legat mit der Glocke zum Schweigen zu bringen. Da bat er: man möge wenigstens doch aus Rücksicht auf sein hohes Alter, ihm das Wenige, was er noch vorzubringen habe, zu sagen gestatten. Vergeblich. Der Legat fuhr fort zu läuten und der Bischof zu sprechen, so daß die Versammlung eine zeitlang den Genuß hatte, das Duell einer Glocke und einer — freilich unverständlichen — Menschenstimme zu hören.

In der Kongregation am 23. hielt der Erzbischof Landriot von Reims einen längeren auf Vermittlung und beiderseitige Konzessionen gerichteten Vortrag, der viel Studium verrieth, aber mit allen Zeichen des Mißfallens von der Mehrheit angehört wurde. Auch er schlug vor, was schon Errington begehrt hatte, beide Parteien möchten durch einen Ausschuß die ganze Tradition prüfen und das Ergebniß dem Konzil mittheilen lassen. Da rief man aus der Mehrheit heraus: Oho! oho! Entmuthigt und eingeschüchtert schloß endlich der Erzbischof mit der Erklärung: Wenn es dem Papst gefalle, das Schema zu bestätigen, so unterwerfe er sich im Voraus: wobei sich die finster gewordenen Gesichter wieder erheiterten und ihm dann auch die Apologie für die französische Kirche, die er noch folgen ließ, verziehen.

In der Sitzung am 25. waren die Vorträge des Bischofs Legat von Triest und Kettelers von Mainz die bemerkenswerthesten. Der erstere wagte es, auszusprechen, daß das Verfahren mit den Bibelstellen, die man im grellen Widerspruch mit der authentischen Interpretation der Kirche in den Dienst des neu zu machenden Dogma's presse, eine Sünde sei. Kettelers Rede erregte um so größere Sensation, als sie sehr entschieden klang, und den Widerspruch, in welchem dieser Mann nach seinen in Deutschland veröffentlichten Erklärungen sich zu befinden scheint, nicht verrieth.

Zwar muß ich darauf gefaßt sein, daß mein Bericht dem Sprecher selber wieder mißfalle und Zorn errege — denn dieses „mobile ingegno usato ad amar e a disamar in un punto“ pflegt es höchlich übel zu nehmen, wenn die kühnen Sprünge seines Geistes Anderen nicht dasselbe Bild hinterlassen, welches ihm selber in der Erinnerung vorschwebt. Doch will ich trotzdem, auch auf diese Gefahr hin, meiner Pflicht als Konzils-Historiker genügen. Kettler also hob hervor: kein Mensch habe noch den klaren Beweis geführt, daß die Annahme einer persönlichen und ausschließenden päpstlichen Unfehlbarkeit, wirklich in Schrift, in Tradition und im Bewußtsein aller Kirchen bereits vorliege; es sei eben nur die Meinung einer gewissen Schule (placita cujusdam scholae, wiederholte er mehrmals und nachdrücklich). Wohl habe der Papst das Recht, Doktrinen, die den bereits kirchlich entschiedenen Dogmen widersprächen, zu proskribiren, keineswegs aber das hievon ganz verschiedene Recht, ohne den Konsensus des Episkopats ein neues Dogma zu formuliren. Zu glauben oder zu sagen: Pontificem in pectoris sui scrinio omnem traditionem repositam et infusam habere — das sei die größte Absurdität. Bei diesen Worten erhob sich Murren in der Versammlung; Alle hatten erst

kurz vorher die Aeußerung des Papstes — la tradizione son' io — gehört und sich wechselseitig mitgetheilt. Ketteler indeß wandte sich nun gegen die Theorie des Kardinals Cajetan (des bekannten ersten Gegners Luthers), gegen die Behauptung nämlich, daß nur Petrus unter den Aposteln eine auf seine Nachfolger vererbende potestas ordinaria gehabt habe, während die den andern Aposteln von Christus gewährte potestas specialis mit deren Tod erloschen sei, so daß also die Bischöfe nicht Nachfolger der Apostel seien, vielmehr jede Macht ihnen einzig vom Papst gegeben werde. Dieses verderbliche System sei von einer Schule adoptirt, und das vorliegende Schema sei demselben gemäß und im Widerspruch mit jeder katholischen Tradition abgefaßt. Es setze unerhörter Weise die Bischöfe dem Papst gegenüber in dasselbe Verhältniß, in welchem die Priester zu den Bischöfen ständen. Er protestire gegen dieses System; er verlange, daß in jedem dogmatischen Dekret der heiligen Schrift und Tradition volle Rechnung getragen, demnach auch anerkannt werde: der Papst bedarf schlechthin der Kooperation der Bischöfe als Repräsentanten der Tradition. Zu glauben, daß der Papst allein der Träger des depositum fidei, sei höchst verkehrt.

Hatte Ketteler eine ernste und nachdenkliche Stimmung durch die Kraft und Klarheit seines Vortrages hervorgerufen, so ereignete sich zum Schlusse dieser Sitzung ein erheiternder Zwischenfall. Ein Irländer der Bischof von Cloyne, Keane, bestieg die Rednerbühne. Wie man von einer deutschen Stadt erzählt, deren weise Rathsherren, um ihr fensterloses Rathhaus zu erhellen, das Sonnenlicht auf der Straße in Säcken auffangen und hineintragen ließen, so erzählte Keane seinen Zuhörern: der heilige Petrus habe die ganze Tradition wohlverwahrt mit nach Rom gebracht; hier und nur hier allein liege sie noch jetzt, und jeder Papst nehme davon je nach Bedarf, besitze sie also ganz und unverfälscht.

Wer psychologische und ethische Studien machen wollte, müßte jetzt hierher nach Rom gehen, da könnte er beobachten, wie die drei großen Weltmächte, wie sie St. Augustin bezeichnet, errores, amores, terrores, in voller harmonisch zusammenwirkender Thätigkeit begriffen sind. Die letzte vorzüglich wird der ersten zum Siege verhelfen — auf wie lange, das weiß nur der Lenker der menschlichen Geschicke.

(Fortsetzung folgt.)

Gesundheitspflege an der Nähmaschine und am Waschkessel.

(Fortsetzung.)

Bei zwei anderen Mädchen desselben Nähmaschinen-Ateliers zeigte sich dieselbe Erscheinung, bei einer war sogar die untere Parthie des rechten Lungenflügels vom Katarrh befallen. — Bedenken wir einerseits die traurigen Folgezustände, welche sich aus solchen verschleppten und tagtäglich genährten Luftröhrenkatarrhen entwickeln müssen, und erwägen andererseits, daß jede Nadelbewegung ein Wölkchen von Tuchfäserchen dem athmenden Munde entgegenwirbelt; so läßt sich bei der enormen Ausbreitung der Maschinennäherei in Wahrheit behaupten, daß unter den Krankheiten der Gewerbe der Katarrh und die Lungenschwindsucht der gewerbmäßigen Maschinennäherinnen sich in wenigen Jahren einen schlimmen Ruf und eine epidemische Verbreitung zu erwerben drohen.

Wenn die Statistik schon ohnehin bei Näherinnen unter 1000 Todesfällen 141 Lungenschwindsüchtige, und bei denjenigen Berufsklassen, die in einer staubigen Atmosphäre leben, unter 1000 sogar 150 Lungenschwindsüchtige nachweist, und das durchschnittliche Lebensalter solcher, deren Beschäftigung sie zur Athmung einer mit Staub geschwängerten Luft nöthigt, nur 29 Jahre beträgt, dann können wir uns die Wahrscheinlichkeitsziffer der Lebensdauer für solche ausrechnen, bei denen die neue Nähtechnik beide schlimmsten Bedingungen der Lungenverödung zusammentreffen.

Gleichwohl wäre es unbillig, der segensreichen Erfindung nicht in jeder Beziehung das Wort zu reden. Wir halten es nur für unsere Pflicht, das betheiligte Publikum dringend zu warnen vor dem Lebensfeind, der sie ungesehen am Nähtisch in den Tausenden Woll- und Staubtheilchen umschwirrt. Möge man bei der Arbeit möglichst wenig sich vorüberbücken, den Mund geschlossen halten und ein dünnes seidenes Tuch vor Mund und Nase binden, welches den Durchtritt der Tuchpartikelchen verhindert.

Wer aber vor der Nähmaschine nach und nach von einem kurzen, trockenen Hüsteln befallen wird, der gedenke der heutigen Warnung und kehre einer Beschäftigung den Rücken, die ihn unfehlbar dem Grabe entgegentreiben würde, wenn sie ohne die angedeuteten Vorsichtsmaßregeln fortgeführt würde.

Wie die Nähmaschine als eine von den vielen verborgenen Quellen alltäglicher physikalischer Athmungsreizung zu betrachten ist, so entwickeln die modernen Dampfwaschkessel Dämpfe, welche nach zwei Richtungen hin die Luft mit chemisch giftigen Agentien sättigen. In dem Kapitel „Athmen“ habe ich ein Beispiel erzählt, wie in einem Dorfe die Menschenblattern epidemisch ausgebrochen waren, nachdem die Einwohner 14 Tage lang täglich viele Stunden eine mit Ausdünstungsgasen übersättigte stagnirende, faul stinkende Kirchenluft eingeathmet. Ein grundsätzlicher Feind des Trugschlusses „post hoc, ergo propter hoc“ [danach, also darum] überlasse ich es dem Leser, sich den genetischen Kommentar zu dieser Erscheinung wie auch zu der folgenden Krankengeschichte zu machen, indem ich nur Thatsachen nebeneinander stelle.

In einer Familie, deren Hausherr so gründlich die Luftdiät beobachtete, daß alle Schlafzimmer den Winter hindurch allnächtlich gehörig ventilirt waren, sollte ein neuer Dampfwaschkessel versucht werden. Um „die Eigenthümlichkeiten dem empfindsamen Hausherrn“ zu schonen, benutzte das weibliche Personal, wie das gewöhnlich geschieht, die Abwesenheit desselben zu dem Experiment des Dampfwaschens. Zufällig betrat ich das Haus, als mir der bekannte Seifenqualm des Waschkessels aus der kleinen Küche entgegenduftete, in welcher das sechszehn Monate alte Söhnchen meines Freundes in einem Kinderstuhl am Tisch saß, während die Wände und Fenster von dem kondensirten Wasserdampf trieften. Das arme Knäbchen hatte diese Atmosphäre den ganzen Vormittag einathmen müssen, wobei noch zu bemerken, daß die Mägde aus Unkenntniß unterlassen hatten, die schmutzige alte Wäsche vorher in Wasser auszuwaschen. Die Dämpfe bestanden also einmal aus ätzender Kalilauge, dann aus allen jenen in der Wäsche kondensirten flüchtigen und flüssigen übelriechenden Hautausdünstungsstoffen, die in neuester Zeit in der Gesundheitspflege immer berüchtigter werden. „Man überzeugt sich von ihrer Anwesenheit am sichersten, wenn man ein mit Eis gefülltes Glasgefäß in die verunreinigte Luft stellt, und das an der Außenwand verdichtete Wasser prüft. Es ist stinkend und trübe, enthält zahlreiche, fäulnißerregende Substanzen, geht selbst leicht in Fäulniß über und wirkt, genossen, direkt als heftiges Gift. Dasselbe gilt von der an den Fensterscheiben kondensirten Feuchtigkeit.“ Von diesem heftig wirkenden, konzentrirten, organischen Gift mußte aber das athmende Kind vielmehr in sein Lungenblut eingeathmet haben, als wohl ein Dutzend Eisflaschen auf sich niedergeschlagen hätten. Dieses erwägend und mich des oben zitirten Falles der Massenerkrankung entsinnend, glaubte ich den Eltern des Kindes eine intensive Erkrankung als unvermeidlich prophezeien zu dürfen und zu müssen; denn das Blut war infizirt, das Gift war im Körper und mußte unter jeder Bedingung sich stürmisch einen Ausweg suchen. In der That, schon am dritten Tage begann das arme Kind heftig zu fiebern, und am siebenten Tage war der ganze Körper unter glücklicher Ausnahme der unbehaarten Kopftheile, welche ich mit Fleiß prophylaktisch Tag und Nacht der Luft exponirt hatte, mit ächten Blattern bedeckt, deren Narben heute noch zu sehen sind. Und dieses Kind war voriges Jahr mit bestem Erfolge geimpft worden, so daß auf dem Arme 9 große Schutzblatternarben sich aufzeichnen. — Möge dieser Fall als Beitrag zur Kenntniß der Blattern dienen!

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Krieg den Chignons.] Als die Römer einst das alte Carthago belagerten und erstürmten, schnitten die carthagischen Frauen sich das Haupthaar ab und machten Sehnen daraus für die Bogen. Und als in unserem Jahrhundert die Preußen wider Napoleon aufstanden und alle Sehnen zum Riesenkampf anspannten, da fiel das herrliche Haupthaar mancher armen patriotischen Jungfrau unter der Scheere und der Erlös wanderte in die Kriegskasse. Das ist freilich etwas Anderes, als wenn in einem einzigen Dorfe bei Halberstadt 40 Bauernmädchen ihren Haarschmuck unter der Scheere des privilegirten Zopfabschneiders fallen lassen, der daraus jene häßlichen Chignons für die Damen der Stadt macht. Die Burschen aber in dem Dorfe haben sich verschworen, keines der Mädchen zu heirathen, es müßte ihnen denn das Haar wieder gewachsen sein. Recht so!

[Maschinen zum Behauen der Steine.] Eine andere wichtige Neuerung im Maschinenbau ist die von Holmes in London aufgestellte Maschine zum Behauen der Steine. Die Arbeit des Schreiners wird heut zu Tage schon vielfach von der Maschine verrichtet; nicht so wollte es glücken mit der Arbeit des Steinhauers, welche heut zu Tage immer noch von Händen geschieht. Die Schwierigkeiten lagen in dem Material, diese Schwierigkeiten hat nun Holmes überwunden. Seine Maschine besteht aus einer aufrechtstehenden Welle, an welcher eine ganze Reihe von Steinhauermeisel befestigt sind. Der Mechanismus ist so eingerichtet, daß die Meisel die Bewegung der Handarbeit nachmachen und dabei über den Stein hingeführt werden. Eine derartige Maschine leistet ungefähr so viel wie 15 geübte Steinhauer. (Arbeitgeber.)

In einer der vorwöchentlichen Schwurgerichtssitzungen zu Berlin äußerte ein Zeuge, ein gewisser P., auf die an ihn gerichtete Frage, ob er bereits bestraft sei: „Nein! außer daß ich bereits die zweite Frau habe!“

[Ballgespräch.] Nun, Herr Assessor, Sie heirathen lange nicht; getrauen Sie sich denn keine Frau zu ernähren? Ernähren, mein Fräulein, könnte ich drei Frauen, aber kleiden nicht eine einzige.

Berichtigung. In Nr. 157 d. Bl. S. 628, 2. Spalte, 6. u. 8. Zeile von oben soll es heißen verjüngt statt vergnügt und 10. Zeile von unten soll es heißen seid statt sind.

Erscheint unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers L. Maitland.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung!

Nr. 159 Montag, 18. Juli 1870.

Die klimatischen Nachtheile der Entwaldung,

von Dr. L. Herrmann.

(Schluß.)

Daß auch bedeutende Entbaumungen*) nicht ohne Einfluß auf die klimatischen Verhältnisse einer Gegend sind, geht aus dem kurz vorher und früher Gesagten hervor. Die Entbaumung schreitet in vielen Gegenden, besonders in der Umgebung der Städte, wenn auch langsam, doch immer vorwärts und macht sich meist erst nach dem Ueberblicken eines größern Zeitraums bemerkbar.

Um dies an einem Beispiel zu zeigen, wollen wir einen Rückblick auf die in der Umgebung unserer Stadt und in der Stadt selbst seit etwa 50 Jahren vorgenommenen Entbaumungen werfen.

Beginnen wir mit der Fasanerie. Die Wege dieses Parkes schlängelten sich früher unter für Winde und Sonnenstrahlen unzugänglichen Laubgewölben hin, die Ufer des Teichs waren allenthalben mit Bäumen beschattet, die Inseln ganz in Buschwerk eingehüllt, und dort, wo das Andriandenkmal steht, und an anderen Stellen war dichter Wald mit grüner Laubesdämmerung. Schon v. Herrlein klagt in seinem im Jahre 1857 erschienenen „Aschaffenburg und seine Umgegend“, daß der Wald in der Fasanerie immer lichter werde und den Feldern und Wiesen weichen müsse. Seit jener Zeit ist die Fasanerie noch viel durchsichtiger geworden.

Ebenso wurden auf den Bergabhängen der Elterhöfe, der Gartenhöfe, des Nauenthals und an vielen andern Punkten des die nächste Umgebung Aschaffenburgs auf dem rechten Mainufer bildenden Hügellandes nicht unbedeutende Waldparthien dem Pfluge geopfert.

Wer sich hievon überzeugen will, darf nur in den um Aschaffenburg herumliegenden Dörfern, wie Schweinheim, Gailbach, Haibach, Goldbach, Damm, Kleinostheim ꝛc. Nachfrage halten. Aeltere Leute werden ihm in jeder Gemeinde Stellen zeigen, die mit Wald bewachsen waren und während der letzten 50 Jahre gerodet wurden. Auch wird er nur zu oft hören: „Da und dort standen schöne Baumgruppen, Ueberbleibsel von abgetriebenem Walde, die später auch abgeholzt wurden.“ Der Gottelsberg und Büchelberg waren vor 40 — 50 Jahren viel mehr bewaldet als jetzt, und die zwischen beiden Bergen, dem Hasenkopfe und der Fischerhecke sich befindende Strecke*) war theilweis mit Sträuchern und vereinzelten Waldbaumgruppen besetzt, welche im Jahre 1838 zur Umwandlung des Bodens im Ackerland ausgerottet wurden. Auch die städtische Strieth hat die Axt des Holzhauers sehr gelichtet. Noch mehr gelichtet ist der an einem Abhange in der Nähe der Schellenmühle liegende städtische Walddistrikt „Fischerhecke“. Dort befand sich auch eine kleine Anlage, die sog. Studenten-Eremitage, welche in den zwanziger Jahren eingelegt wurde. Links vom Eingang der Fasanerie, da wo sich jetzt das Ernst'sche Oekonomiegut befindet, hatte der kunstsinnige Kanonikus Merkel einen großen englischen Garten mit mannigfaltigen, malerisch geordneten Baumgruppen, lauschigen Gebüschen, schattigen Gängen und einem kleinen Weiher ꝛc. angelegt und dem gebildeten Theil des Publikums den Eintritt gestattet. Diese englische Anlage wurde nach Merkel's Tode im Anfang der dreißiger Jahre von Spekulanten abgeholzt und aus den gefällten Bäumen eine erkleckliche Summe gelöst. Heuer ist auch die Silberpappelallee auf der rechten Seite der Fasaneriemauer sehr gelichtet worden. Der Exerzierplatz war mit einer schattigen Anlage umgeben, die gegen Ende der fünfziger Jahre zur Erweiterung des Platzes eingelegt wurde.

Die große Fläche, auf der jetzt der Bahnhof steht, und wo sich die Neustadt zu bilden beginnt, war früher ganz mit Gärten voll Obstbäumen, Johannis- und Stachelbeerstauden und Weingeländen ꝛc. und mit vielen grünen Heckenzäunen bedeckt. Wenn dort auch wieder Neupflanzungen stattgefunden haben, sind doch bedeutend mehr Bäume und Sträuche ausgerottet, als wieder angepflanzt worden.

Die um die nun niedergerissene Schönthalmauer sich ziehende Aepfelallee ist in diesem Winter umgehauen

*) Sit venia verbo! Ich bediene mich dieses Wortes, um damit die Abholzung oder Zerstörung von Anlagen, Alleen, Baumgruppen, Gebüschen, einzelnen Bäumen zu bezeichnen.

*) Jene Region ist die Heimath vieler Quellen; einige derselben sind bereits versiegt, und einige fließen jetzt sparsamer als früher.

worden, und die Akazienallee am Seilersgang soll wegen der Stadterweiterung ebenfalls zur Abholzung bestimmt sein.

Auch dieser Theil des Schönthals wird mit der Zeit ziemlich licht werden: mehrere Bäume sind bereits gefällt worden, einige müssen zur Erweiterung der nach dem Bahnhofe führenden Fahrstraße noch gefällt werden, andere, auf deren einer Seite die Wurzeln abgehauen worden sind, werden theils durch die Stürme umgelegt werden, theils nach und nach absterben, und jene, deren Stammende bei den verschiedenen Einebnungen mehrere Fuß hoch mit Erde zugeschüttet wurde, werden an der Schaftfäule zu Grunde gehen.

Von den die Mauer der Schönthalterrasse am Sandthor verhüllenden singvögelreichen Gebüschen wurde vor einigen Jahren eine Parthie ausgerottet. Ebenso wurden die Bäume und das Strauchwerk an den Abhängen des Holländer-Holzplatzes niedergehauen. In der Stadt wurde in den dreißiger Jahren die vor den damaligen Fleischscharren stehende Platanenreihe eingelegt, und in diesem Jahre mußte dort der mit vielen Bäumen, Gesträuchen und grünem Rasen bedeckte Bergabhang den Neubauten weichen. Ebenso sind mit der Zeit die Akazien*) am Schlachthause, am Krahnenplatze und die schöne Baumgruppe am Kreuze des Vetterischen Gartens verschwunden.

Diese Andeutungen mögen genügen, um darzuthun, daß auch bei uns nicht unbeträchtliche Entbaumungen stattgefunden haben. Zum Schlusse noch eine Bemerkung. Da unser trockener Sandboden einer nachhaltigen Feuchtigkeitsquelle bedarf, möchte schon deßhalb die fürsorgliche Anwendung der oben angegebenen Mittel zur Milderung der klimatischen Nachtheile, welche die mangelhafte oder nachlassende Bewaldung einer Gegend zur Folge hat, bei uns am Platze sein.

Römische Briefe.

(Fortsetzung.)

Rom, 2. Juli. Von Mund zu Mund geht hier die Antwort, welche der Papst den Personen gegeben haben soll, die ihm von den Leiden und der Lebensgefahr mancher Bischöfe und der Nothwendigkeit, das Konzil zu prorogiren, sprachen. Ich würde es für Sünde halten, sie öffentlich mitzutheilen. Wäre sie wahr, so müßte man mit dem Manne, der ein solches Wort sprechen konnte, verfahren, wie die Orsini ehedem mit Bonifazius VIII. in dessen letzten Lebenstagen verfuhren. Ist sie nicht wahr, so ist es höchst merkwürdig, daß die Römer ganz unbefangen die Aeußerung weiter erzählen, und ihrem Papst so etwas wirklich zutrauen. Dies und überhaupt die ganze an Verachtung gränzende Geringschätzung, mit welcher die Römer hier auf die Bischöfe herabblicken, gehört auch mit zu den unauslöschlichen Eindrücken, welche die Prälaten mit über die Alpen zurückbringen werden.

In der Sitzung am 28. Juni ereiferte sich zuerst der Bischof Vitali von Ferentino im Kirchenstaat über die langen Reden der Bischöfe, und erging sich dann in einem dithyrambisch gehaltenen Panegyrikus auf seinen Herrn, den Papst, der, wie ehedem Kaiser Titus, deliciae orbis terrarum sei. Er ward mitten in seiner Verzückung von dem Legaten etwas unsanft unterbrochen. Darauf hielt der eben erst bestätigte Erzbischof von Lyon, Ginoulhiac, nebst Maret der gelehrteste Theologe des französischen Episkopats, eine geschickt und vorsichtig abgefaßte Rede, die denn auch nicht unterbrochen ward. Er berief sich auf Aeußerungen und Beispiele früherer Päpste, welche, wie z. B. Cölestin I. (um 430), anerkannt hätten, daß sie nicht Herren des Glaubens, sondern nur Bewahrer der überlieferten Lehre seien, und zwar nicht allein, sondern mit allen Kirchen und deren Bischöfen, was im Dekret klar ausgesprochen sein sollte. Pius VI. habe ehedem, so stark er auch von Frankreich her gedrängt worden, doch nur zögernd, und spät das Dekret gegen die Zivil-Konstitution des Klerus von 1790 erlassen, weil, wie er dem König geschrieben, der Papst erst gewissenhaft die Empfänglichkeit prüfen müsse, mit welcher die Gläubigen die Entscheidung aufnehmen würden. Hier nun, bei dem Schema, sei diese Empfänglichkeit bei einem großen Theil der Katholiken durchaus nicht vorhanden, und werde das Dekret voraussichtlich theils schon bestehende Antipathien gegen die Kirche mächtig steigern, theils die stärksten erst hervorrufen. Pius VI. habe damals geäußert: wenn der römische Stuhl, der Mittelpunkt der Kirche, seine Autorität (durch Uebertreibung seiner Ansprüche) verliere, so sei Alles verloren. Pius IX. möge sich doch vorsehen, daß diese Lehre nicht eine Schlinge werde für unzählige Katholiken. Er schloß, indem er die den Konsensus des Episkopats erheischende Antonini'sche Formel empfahl.

In der Sitzung am 30. Juni trat ein Mann des ziemlich verschollenen französischen Tiers-Parti, Sergent, Bischof von Quimper oder Cornouailles, auf. Er schlug vor: man möge dem übrigens annehmbaren Schema die zu einer Glaubensentscheidung erforderliche Kooperation der episcopi sive dispersi sive in concilio congregati beifügen. Im Uebrigen betonte er die Superiorität des Papstes über das Konzil gemäß dem Dekret Leo's X., oder, wie er sagte, des fünften Lateran-Konzils, und gab eine Schutzrede für die von Pius dem jetzigen Konzil oktroyirte Geschäftsordnung zum Besten. Damit hatte er aber ein böses Geschwür angerührt; die Bischöfe sitzen hier unter dem fortwäh-

---

*) Die Akazie (Robinea pseudoacacia), eignet sich besonders zu städtischen Anlagen, denn sie verbindet mit außerordentlicher Genügsamkeit treffliches Holz, großen Blätterreichthum und schöne, wohlriechende Blüthen.

renden Bewußtsein, daß sie in unrechtmäßiger und tyrannischer Weise gebunden und unfrei seien, und daß die Geschäftsordnung das Gegentheil von altkirchlicher konziliarischer Selbstbestimmung sei. Die Legaten mußten daher besorgen, daß die Opposition sagen würde: haec excusatio est accusatio, und daß sie die dargebotene Handhabe ergreife, um die schriftlich eingereichten Proteste mündlich und jetzt noch im entscheidenden Moment zu erneuern. So ward denn Gerzent unterbrochen.

Nach dem Bischof von Aversa, der als ordinärer Infallibilist sprach, trat Bischof Martin von Paderborn auf und erregte Aufsehen. Ein deutscher Infallibilist, wie Martin, der nicht erst in der Jesuitenschule gekneset und zugerichtet worden, ist an sich schon eine interessante und Neugier erregende Erscheinung; er macht einen Eindruck, etwa wie ein Europäer, der freiwillig unter Wilden lebt, und ihre Sprache und Sitte angenommen hat. Das Auftreten dieses Redners war aber auch sonst noch ein merkwürdiges Ereigniß. Man hatte seit langer Zeit Niemanden in der Aula gehört, der in so zornigem Tone, mit so großem Gepolter und sichtlicher Anstrengung den stockenden Redefluß mit Händen und Füßen weiter zu rudern, seine Lektion aufgesagt hätte. Es war ein schweres Stück Arbeit, das Martin wie ein sich überschreiender Sänger verrichtete, doppelt verdienstlich in diesen glühend-heißen Tagen; und ich will hier eine Bemerkung, die früher schon hätte gemacht werden sollen, nachholen: die Aula hat wirklich in jüngster Zeit akustisch gewonnen, ein ausgespanntes Zeltdach wirkt als Resonanzboden ganz gut.

Martin also schrie in den Saal hinein: die persönliche Unfehlbarkeit eines jeden Papstes sei vom Primat unzertrennlich, denn der Papst sei oberster Gesetzgeber, und das könnte er nicht sein, wenn er nicht vor jedem Irrthum göttlich geschützt wäre. Die Bischöfe der Minorität geriethen schon bei dieser Erklärung in einiges Erstaunen, denn daß ein deutscher Bischof den ganzen Inquisitions-Codex, wie ihn die Päpste von Innocenz III. bis auf Paul V. promulgirt habe, für unfehlbar und inspirirt erklären würde, hatte doch keiner von ihnen erwartet. Es kam noch besser. Zwei deutsche Zeugen für die Unfehlbarkeit wurden angeführt, nämlich Dr. Luther, wegen seines Briefs an Leo X. v. J. 1518, und Dr. Pichler von anno 1870. Alle Deutschen seien überhaupt bis 1763 starkgläubige Infallibilisten gewesen, aber da sei der Febronianismus gekommen, und habe für einige Zeit dieses Licht der reinen Lehre, das bis dahin so schön im katholischen Deutschland geglänzt, verdunkelt. Später jedoch sei eine orthodoxe Reaktion eingetreten, Dank dem vortrefflichen Katechismus des Jesuiten Deharbe, der Kölner Provinzialsynode und mehreren Pastoralschreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Gesundheitspflege an der Nähmaschine und am Waschkessel.

(Fortsetzung und Schluß.)

Doch nicht die organischen Stoffe allein hatten im Blut ihre verderblichen Wirkungen entfaltet; auch die ätzende Lauge der Kaliseife hatte die von mir vorverkündigte heftige örtliche Einwirkung auf die Schleimhäute der Luftwege geäußert. Die Blattern waren in feurigster Blüthe, als eine heftige Entzündung des Kehlkopfs und der Luftröhre das Leben des Kleinen bedrohte, und heute noch, fünf Wochen nach der Infizirung ist eine chronische Bronchitis mit quälendem Husten vorhanden.

Gesetzt, der Zufall hätte mich an dem Waschtage nicht in die Wohnung meines Freundes geführt, ich hätte also nicht Gelegenheit bekommen, die Wirkung aus der Ursache vorherzusagen; dann würde mir selbst die Erkrankung des Knaben wohl für immer räthselhaft geblieben sein. Man würde gesagt haben: „Seht, das ist eines von den Kindern, die auch Nachts die gerühmte frische Luft einathmen, es ist bereits todtkrank geworden“; und so wäre ein Fall, welcher so glänzend die Wichtigkeit der Athmungsdiätetik belegt, den Fanatikern (denn überzeugte Gegner der Luftathmung existiren außer den Selbstmördern keine) des Luftcynismus willkommen gewesen, als Scheinbeweis für die Schädlichkeit der natürlichen Schlafzimmerventilation. Denn an die Einflüsse des Dampfwaschkessels würden selbst die Wächter nicht gedacht haben; abgesehen davon, daß die Magd, welche zeitweilig zur Bedienung des Waschkessels in der Küche verkehrt hatte, bettliegend erkrankte und 8 Tage fieberte.

Wir sehen, daß die aus den Waschkesseln aufsteigenden Dämpfe gesättigt sind mit den ekelhaften organischen Giftgasen der in der Wäsche abgelagerten Hautexcrete und mit der nachfressenden und zur Geschwürsbildung reizenden Kalilauge, und zwar in jenem fein verdünnten, in heißem Wasserdampf gelösten Zustande, welcher zur Entfaltung einer gesteigerten Giftwirkung ganz besonders disponirt.

Zur richtigen Würdigung der Seifendämpfe in ihrer örtlichen Wirkung auf die Athmungsorgane kam in dem oben erzählten Falle mir der Umstand zu statten, daß eine Dame des Hauses zu industriellen Zwecken wöchentlich Aetzkali abzuwägen hatte, und daß dieselbe, Anfangs meinen Warnungen zum Trotz, die Kalistückchen in die flache Hand ausschüttete und mit den Fingern anfaßte, bis nach mehreren Wochen die vom Kali berührten Stellen der Hand ausgedehnte heftige Entzündungen der Haut zeigten, die nun schon über zwei Monate bestehen und geringe Neigung zur Heilung haben. Nur bei denjenigen ergriffenen Hautpartien, an welchen ich bei Beginn der Entzündung in einem verdünnten Schwefel

Säurebad das Kali neutralisiren ließ, blieb die Entzündung auf die obersten Hautschichten beschränkt und heilte schneller. Und dieses selbe Kali, welches auf der derben Haut der Handfläche tief fressende Geschwüre erzeugt, ist der Hauptbestandtheil der Kaliseife, welche meist zum Waschen benutzt wird, muß also, mit der feuchten Luft einer Waschküche eingeathmet, auf die zarten Häute der Luftwege auch selbst dann verderblich einwirken, wenn die organischen Schmutztheile der Wäsche vor der Ausdämpfung im kalten Wasser ausgewaschen waren.

Mannigfaltigkeiten.

Unsere ganze Stadt ist in Aufregung, schreibt man von Sevilla, über einen schrecklichen Vorfall, dessen Schauplatz dieser Tage das in der Nähe der Stadt gelegene Dorf Castillo de Las Guardias war. Dort lebte ein junger Arbeiter mit seiner Frau, bei welchem ein Viehhändler, der in hiesiger Gegend Geschäfte hatte, öfter einkehrte. Als die Wirthin vor einiger Zeit in Wochen kam, erboten sich der Viehhändler und dessen Frau, Pathenstelle bei dem Kinde zu übernehmen. Am Tage der Taufe trägt der Vater des Kindes in Begleitung seines Gastfreundes dasselbe in die Kirche, während die Frauen allein zurückbleiben. Kaum sind die Männer zum Hause hinaus, so zieht die falsche Freundin ein Pistol aus der Tasche hervor und nöthigt die zum Tode erschrockene Wöchnerin, ihr den Ort anzugeben, wo sie ihr Geld aufbewahrten. Dies befand sich im Nebenzimmer, welches letztere mit einer starken Thür versehen war. Sobald sich die Frau des Viehhändlers in dasselbe begeben hatte, warf die Bäuerin, die sich mit Zusammenraffung der äußersten Kraft von ihrem Lager erhoben hatte, die schwere Thür ins Schloß und bewaffnete sich mit der Flinte ihres Mannes, um dem Angriff des Viehhändlers, dessen Rückkunft sie vermuthete, begegnen zu können. Bald sah sie diesen auch mit dem Kinde zurückkommen, indem er sich ihres Mannes unter irgend einem Vorwande entledigt hatte. Als er die junge Mutter am Fenster erblickt, fragte er heftig nach seiner Frau und droht, als er keine Antwort erhält, das Kind zu tödten. Die Wöchnerin erwidert, daß sie ihn todt schießen würde, wie einen Hund, wenn dem Kinde ein Haar gekrümmt würde; da ergreift der Elende das Kind bei den Füßen und zerschmettert ihm das Gehirn an den Eisenstäben des Fensters. Die Bäuerin, von dem Blute ihres Kindes bespritzt, gibt Feuer und streckt das Ungeheuer sofort todt nieder. Durch den Schuß war die Polizei herbeigelockt worden. Sie fand eine vor Schmerz tolle Mutter mit einem todten Kinde im Arme bei dem Leichnam eines Mannes und wußte sich von dieser Scene natürlich keine Rechenschaft zu geben. Auf ein Klopfen an der Thür, welche die Räuberin eingeschlossen hielt, öffnete der eine der Gendarmen und wird sogleich durch einen tödtlichen Schuß ins Gesicht von dieser niedergestreckt. Sein Kamerad gibt seinerseits nun Feuer und ertheilt damit dem spitzbübischen Weibe die wohlverdiente Strafe, indem dasselbe todt zu seinen Füßen zusammenstürzt.

[Menschenhandel.] Dieser Tage spielte sich in Versadin, einem Dorfe nächst Vukovar, eine Scene ab, welche geeignet ist, das menschliche Gefühl auf's Tiefste zu verletzen. Eine Bäuerin aus Pacser, im Bacser Komitat, kam nämlich, wie die „Drau" meldet, mit ihrem kaum dreivierteljährigen Söhnchen in den erstgenannten Ort und bot dasselbe auf öffentlichem Markte zum Verkaufe aus. Wirklich fand sich auch bald ein Zigeuner, welcher sich erbot, 30 kr. für das Kind zu zahlen, die scheußliche Mutter aber wollte sich nicht unter 50, sage fünfzig Kreuzer, von ihrem Kinde trennen. Nach langem Handeln endlich bezahlte der Zigeuner wirklich den geforderten Betrag und empfing das Kind aus den Händen der eigenen Mutter, welche sich ganz fröhlich entfernen wollte, da sie, wie sie selbst sagte, ihren Sohn „so gut angebracht und so gut versorgt habe." Unterdessen war aber die Geschichte ruchbar geworden, und wenige Augenblicke später saß sowohl die herzlose Verkäuferin als der Käufer unter Schloß und Riegel. Natürlicher Weise werden nun ganz romanhafte Geschichten über das Kind erzählt, so z. B., daß es aus einem hochadeligen Hause gestohlen worden sei u. dgl. m. Im ersten Verhöre jedoch soll es sich bereits herausgestellt haben, daß die unmenschliche Bäuerin die leibliche Mutter des armen Kleinen sei.

[Eine lehrreiche Spukgeschichte] hat sich neulich in Paris zugetragen. Die Polizei fand einen Todten auf der Straße, erhielt vom Arzte den Todtenschein, brachte den Leichnam nach der Morgue, wo er entkleidet und in das strömende Wasser gelegt wurde, worauf man seine Kleider über ihn hing. Den Inhalt der Taschen, darunter die Börse und ein adressirter Brief, entfernte der Wächter jedoch aus den Kleidern. Als der Wächter am nächsten Morgen in das Todtenzimmer trat, war der Leichnam sammt seinen Kleidern verschwunden. Der Vorsteher begab sich in größter Hast nach der auf dem Briefe angegebenen Adresse, und war nicht wenig erstaunt, als ihm der vermeintliche Todte selbst die Thüre öffnete; es war ein Drucker, der mitunter an Krämpfen leidet, und in einem solchen Anfall von dem Arzt für todt erklärt worden war.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Maillandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 160 Dienstag, 19. Juli 1870.

Die weiße Camellie.

(Aus der Karlsruher Zeitung.)

1. Photographie.

Es gab nicht leicht angenehmere, gemüthlichere Zimmer in London, als die meines Freundes, des Künstlers Eduard Maynard Esq. oder „Teddy", wie seine Bekannten ihn nannten.

In einem dieser Zimmer saß ich an einem herrlichen Nachmittag, als der liebliche, milde Frühling sich bereits anschickte, vor der Gluth des Sommers zu weichen. Die reizende Wohnung war nach einer von Teddy entworfenen Zeichnung ausgestattet, und das Zimmer, in das ich eingetreten, war fast das geschmackvollste. Das dunkle Getäfel von Eichenholz mit Goldeinfassung verlieh ihm etwas ungemein Trauliches; dazu kamen passende Vorhänge von schwerem Stoff, welche das grelle Tageslicht dämpften, und Möbel von geschnitztem Eichenholz mit Ueberzug von der Farbe der Vorhänge. An verschiedenen Plätzen des geräumigen, viereckigen Zimmers standen Büchergestelle ꝛc., Bücherschränke aus Eichenholz, und die Wände waren mit guten Oel- und Aquarellgemälden geziert, meistens Schöpfungen von Teddy's Freunden, Künstlern, wie er, welche ihm diese „hübschen kleinen Stücke", die den Maler entzücken, und über welche das Publikum sich den Kopf zerbricht, zum Geschenk gemacht hatten. Das Haus, in welchem die Wohnung meines Freundes war, lag mitten in einer Reihe ruhiger, in gleichem Style gebauter Häuser, nicht weit von Regent-Street und im Gesichts- und Gehörkreis dieser lebhaftern Passage, und der Widerhall von Stimmen und Schritten, vermischt mit dem Geroll der Wagen, führte meine Gedanken bald wieder in die Stadt zurück, nachdem dieselben, verlockt von der Schönheit des Nachmittags, in träumerischen Visionen hinaus auf's Land geschweift waren.

Teddy war ausgegangen. Er war immer aus, wenn man ihn besuchte, ich sollte auf ihn warten, wie er mir in einem kleinen Billetchen, das mir sein Cerberus übergab, dringend anbefahl. Da ich voraussichtlich lange zu warten hatte, so war es natürlich, daß ich mir vor Allem eine Cigarre anzündete, und indem ich dabei mich im Zimmer nach etwas umsah, womit ich mich unterhalten konnte, fiel mein Blick auf eines der Photographie-Albums, welche den Tisch zierten. Sogleich machte ich mich daran, es durchzublättern, um zu entdecken, ob Teddy wieder einige neue Photographien aufgegabelt hatte. Ich muß zugleich erwähnen, daß er eine wahre Manie für das Sammeln solcher kleiner Bilder und das Glück hatte, daß solche ihm stets gleich nach Anknüpfung einer Bekanntschaft angeboten wurden. Ich sah manche alte Flamme von ihm in dem Buch. Das hübsche Mädchen in dem Reitkleid, welches er das Glück hatte, seine Cousine zu nennen, die junge Lady mit dem reichen, aufgelösten Haar, welche sich oft bei Liebhaber-Theatervorstellungen so ausgezeichnet hatte, und noch ein gut Theil anderer Schönheiten; sodann wendete ich heftig die Blätter, um an's Ende des Buches zu kommen, wo, ich, wie zu vermuthen war, neue Gesichter finden würde.

Und wie wurde ich belohnt? Wie kann ich mit Worten den Eindruck beschreiben, welchen eine Photographie — die letzte im Album — auf mich machte? Ich war im ersten Augenblicke ganz verblüfft; die übrigen Gesichter hatte ich ziemlich gleichgiltig betrachtet, aber in diesem Gesicht lag etwas, das mich veranlaßte, mit dem Buch ans Fenster zu treten, um es bei besserem Lichte zu betrachten. Die Photographie war eine wunderbar gelungene und das Gesicht das ausdrucksvollste, das schönste, das ich je gesehen hatte, tadellos und vollendet in seiner Form, von schwarzem Haar — so schien mir wenigstens die Farbe — umrahmt, mit einem Augenpaar, in dem sich eine edle Seele spiegelte, und einem kleinen Mund, den ein reizendes Lächeln umspielte.

Es war nicht nur Liebe auf den ersten Blick, sondern Liebe zu einer Photographie, die mich, den sonst ziemlich kaltblütigen Mann, erfaßte, und in ein wahres Fieber der Aufregung, wegen eines kleinen Bildes auf einem Stück Karton versetzte. Wer war das Mädchen? Das war die Frage, und heftig nahm ich die Photographie aus dem Buch, um zu sehen, wer der Photograph war. Es stand kein Name, kein Buchstabe auf der Rückseite! Wo hatte Teddy es her? War es die Karte einer seiner Freundinnen, oder hatte er es sonst wo aufgegabelt? War sie verheirathet oder verlobt, kurz, wer und wo das Mädchen, welches mich,

einen ruhigen, vernünftigen Menschen in einen aufgeregten verliebten Thoren verwandelt hatte?

Wann konnte Teddy heimkommen? frug ich mich, das Zimmer mit raschen Schritten messend, während ich die Photographie in der Hand hielt und unverwandt anblickte. Ich öffnete alsdann das Fenster und sah ungeduldig mehrmals die Straße hinauf und herunter — da endlich vernahm ich Schritte auf der Treppe und er trat ins Zimmer.

„Nun, alter Knabe, wie geht's?“ sagte er, „bin froh, daß Du meinen Zettel erhieltest und gewartet hast.“

„Teddy,“ sagte ich, ohne seine Begrüßung zu erwidern, und hielt ihm die Photographie entgegen, „sag' mir, wessen Bild das ist?“

„Oh!“ sagte Teddy, diesen Ausruf so viel als möglich in die Länge ziehend, und gleichmäßig eine Pfeife anzündend, „wie aufgeregt man darüber scheint!“

„Ich weiß, daß ich aufgeregt bin,“ sagte ich, denn ich hatte mich in eine wahrhaft lächerliche Gemüthsverfassung hineingearbeitet, „aber beantworte meine Frage. Wer ist das Mädchen? Ich muß es wissen.“

„Laß sehen,“ sagte er, sich den Anschein gebend, als erkenne er die Photographie nicht. „Oh, das ist — das ist eine Photographie meiner Tante, der Kaiserin von China. Hübsches altes Mädchen, nicht wahr?“

„Teddy,“ sagte ich ungeduldig, „sei so gut und laß die Witze. Ich bin fürchterlich neugierig. Bitte, sage mir, wo Du es her hast, überhaupt Alles, was Du darüber weißt.“

„Ich sag' Dir, meine Tante“ — fing er wieder an — und dann, als er mich ärgerlich sah, sagte er, „nun gut, lieber Junge, Thatsache ist — ich weiß so wenig, wer es ist, als Du selbst. Ich sah es, fand, daß es ein ganz nettes Gesicht war, und kaufte es irgendwo in irgend einer photographischen Anstalt für einen Schilling.“

(Fortsetzung folgt.)

Römische Briefe.

(Fortsetzung.)

Hierauf beschäftigte sich Martin mit Döllinger, dem er vorwarf, er habe in seinen früheren Schriften die päpstliche Unfehlbarkeit gelehrt (genannt wurden diese Schriften nicht), während er sie jetzt erst bestreite. Da der Bischof auch Mitglied der Deputation ist, so schlug er eine von ihm erdachte Formel vor: traditioni inhaerentes docemus, Pontificem, cum universalem ecclesiam docet, vi divinae assistentiae errare non posse. Das sei aber noch nicht genug, sondern die Gegner der Lehre müßten auch noch durch ein feierliches Anathem niedergeschmettert werden, welches so lauten solle: Si quis dixerit, non nisi accidente consensu episcoporum R. Pontificem errare non posse — anathema sit. Ueberdies habe er mit Spalding und Dechamps auch noch verabredet, daß die Pfarrer und übrigen Seelsorger, durch eine eigens an sie gerichtete Ermahnung, aufgefordert werden sollten, diese Unfehlbarkeitslehre sehr oft und sehr nachdrücklich von der Kanzel dem Volk einzuprägen.

Die Rede wurde im Ton und den Manieren eines Paters, der einen im letzten Moment noch verstockten Sünder bearbeitet, vorgetragen, und die Deutschen, aus deren Mitte bisher Redner, wie Rauscher, Haynald, Stroßmayer, Hefele, hervorgegangen, saßen schamerfüllt, mit niedergeschlagenen Augen da, während man auf den Gesichtern der Italiener und Spanier das Vergnügen über diese Demüthigung der sonst auf die höhere Bildung ihres Klerus pochenden Nation lesen konnte. Ueberrascht wurde man zuletzt noch durch Martins Erklärung, daß allerdings in Deutschland große Gefahren für die Kirche, infolge der Promulgation des Unfehlbarkeitsdogma's bevorstünden.

In der Aula wurde nachher erzählt: Martin habe in einem weit verbreiteten Schulbuche, welches zehn oder elf Auflagen erlebt, das Gegentheil von seiner jetzt so geräuschvoll und aufdringlich behaupteten Doktrin vorgetragen; doch zu seiner Entschuldigung wurde bemerkt, daß er an den Heterodoxien dieses Buches, obgleich es seinen Namen trage, ganz unschuldig sei, denn er habe es — von dem verstorbenen Professor Dieckhoff, dessen Papiere er unter die Hände bekam, nur abgeschrieben.

Rom, 5. Juli. Rom ist eine ganz vortreffliche Schule für Bischöfe, ein konziliarischer Kursus von sieben Monaten, wirkt wunderthätig; man legt eine Illusion nach der andern ab, man gewinnt einige Einsicht in das Räderwerk der großen Maschine und in die sie treibenden Kräfte; man lernt endlich, wenn auch mühsam, und nicht ohne Thränen, wozu die Bischöfe da sind, und welche Dienste von ihnen einzig begehrt werden. Der Geschichtschreiber Pachymeres erzählt: als in Konstantinopel im Jahre 1282 das Volk ein Konzilium begehrt habe, um den unionistischen Patriarchen Bekkus zu richten, habe der Bischof Theoktistus von Adrianopel gesagt: diese Leute betrachteten die Bischöfe als hölzerne Bratspieße, an denen Bekkus gebraten werden solle, die man aber dann ins Feuer werfe (II, 20 ed. Bonn). Ein ganz ähnliches Gefühl, als Bratspieß dienen zu sollen, hat hier schon manchen Bischof beschlichen; er weiß, daß, wenn er zuletzt Non placet sagt, er auch ins Feuer geworfen wird, nachdem er widerwillig durch seine Theilnahme, seine Anerkennung der doppelten, alle wirkliche Freiheit zerstörenden Geschäftsordnung mitgeholfen hat, das neue Geistesjoch zu schmieden. So wird denn den Bischöfen jetzt die Schulstube sehr eng

und unbehaglich, und sie haben entdeckt, daß dieselbe einer Kerkerzelle zum Verwechseln ähnlich sehe.

Es wird hier ein Spiel von Zügen und Gegenzügen, wie auf dem Schachbrett aufgeführt, nur daß — bei Strafe des Hochverraths — Niemand: „Schach dem König!" sagen, Niemand den Finger zu einem so verwegenen Zuge regen darf. Die Minderheit war durch die plötzliche Abschneidung der allgemeinen Diskussion so bestürzt und entrüstet, weil sie mittelst derselben bis in die Zeit der unvermeidlichen Prorogation zu gelangen hoffte. Denn daß diese Ende Juni erfolgen würde, daran zweifelte im April und Mai Niemand, und dieser Wahn wurde durch die Versicherungen des konziliarischen Hofstabes (Legaten und Sekretär Fessler) sorgfältig genährt — auch vom Papste selbst. Es ist noch nicht lange her, daß Pius zu einem französischen Bischof sagte: „Es würde eine Grausamkeit von mir sein, wenn ich die Bischöfe auch noch während des Juli hierfesthalten wollte." So ließ sich die Opposition, wenn auch einmal durch einen Gewaltstreich aufgerüttelt und beunruhigt, immer wieder beschwichtigen, und dahin bringen, daß sie ihren Protestationen und Beschwerden nie eine praktische Folge gab. Die Hofpartei aber sagt jetzt: unter gewöhnlichen Umständen wäre es allerdings eine empörende Härte, uns hier in diesem fiebergebärenden Glühofen eingesperrt zu halten. Aber die außerordentliche Lage rechtfertigt dies; die große Rettungsthat der Unfehlbarkeitserklärung, welche die ganze Kirche mit neuen Lebenskräften durchströmen und das goldene Zeitalter der absoluten Kirchenherrschaft herbeiführen wird, darf nicht länger in Frage gestellt werden. „Wie, sagte Kardinal De Angelis einem Bischof, der von der Nothwendigkeit einer Prorogation sprach, Sie werden doch nicht etwa wollen, daß der Papst, der so viele tausend Scudi für die Bischöfe ausgegeben hat, nun ohne alle Vergeltung allein im Vatikan sitzen bleibe." Und Antonelli meint: Die Bischöfe sollten sich's nur selber zuschreiben, wenn sie jetzt in einem qualvollen Zustand sich befänden; warum haben sie auch so viele Zeit mit Reden vertragen.

(Fortsetzung folgt.)

Mozart's Erfolge in Italien.

Es sind heuer hundert Jahre, daß Mozart als Kind seine Oper „Mithridates" für das Theater La Scala in Mailand geschrieben hat. Drei Jahre später, 1773, folgte sein „Lucio Silla" auf derselben Bühne. Beide Opern blieben bekanntlich nicht ohne Beifall. Wie indeß auch der Werth dieser Werke, die sehr bald in dem von Sacchini, Picini, Paesiello geleiteten Strome verschlungen wurden, beschaffen gewesen sein mochte, so hatte doch ihr Beifall keine Spur zurückgelassen.

Mit Einemmale, um das Jahr 1800, erschien er wie ein Riese mitten unter jenen kleinen italienischen Komponisten, die blos durch Abwesenheit großer Männer groß wurden. Meier, Paer und ihre Nachahmer suchten seit langer Zeit die deutsche Gattung dem italienischen Geschmacke anzupassen, und wie alle Mittelwege den Schwachen beider Parteien schmeicheln, so erwarben sie sich den Beifall Derer, die nicht schwer in Verwunderung zu versetzen sind. Mozart dagegen ergriff die Gesellschaft nur an ihren äußersten Spitzen; es fehlte auch seine persönliche Gegenwart, während seine Rivalen in Italien gegenwärtig waren, ihre Musik für die Stimmen der Sänger schrieben, ihre kleinen Duos und Trios für die Geliebten der Großen komponirten und so sich Protektion erwarben. Mozart aber galt damals in Italien für einen romantischen Barbaren, der sich des klassischen Landes der schönen Künste mit List und Gewalt bemächtigen wollte.

Gegen das Jahr 1803 störten aber doch seine Triumphe in Wien und München die italienischen Kunstliebhaber auf; allein sie weigerten sich tapfer, daran zu glauben. Man kannte zwar seit langer Zeit Mozart's Symphonien und Quartetten; doch Mozart sollte nun für Gesang schreiben? Nicht möglich! Man redete von ihm fast ebenso, wie noch jetzt in Frankreich von Shakspeare: „Er ist nicht ohne Kraft, doch aber ein Wilder, und auch ein blindes Huhn kann wohl auch eine Perle finden. Hätte er das Glück genossen, bei Zingarelli und Paesiello Unterricht zu nehmen, so hätte etwas Bedeutendes aus ihm werden können!" Und so war vorläufig von Mozart nicht weiter die Rede.

Im Jahre 1807 fingen einige gebildete Italiener von Ansehen, die in der Suite Napoleon's auf seinen Feldzügen von 1805 und 1807 durch München gekommen waren, neuerdings von Mozart zu sprechen an. Man beschloß, „die Entführung aus dem Serail" aufzuführen. Aber um diese Oper gehörig zu geben, brauchte man vollendete Symphonienspieler, Leute, die genau in Tempo spielen und nicht immer dem Takt und Rhythmus untreu werden. Es war nicht die Rede von einer Musik, die das Ohr beim erstmaligen Singen gleich auffaßt. Die italienischen Instrumentalisten fehlen sich in große und rasche Bewegung; aber es kam aus diesem Ozean von Noten, welche die Partitur des Komponisten schwängerten, nicht heraus; hier sollte Alles gehörig und im strengsten Takte gehen, vornehmlich richtig eintreten, und im vorgeschriebenen Momente aufhören. Die Bequemen nannten dies Barbarei, und man wollte schon förmlich auf Mozart Verzicht thun. Einige junge reiche Männer, die mehr Stolz als Eitelkeit besaßen, fanden es jedoch für Italiener lächerlich und unwürdig, auf Musik blos wegen ihrer Schwierigkeit Verzicht zu leisten. Sie drohten dem Theater in Neapel, wie von dort in einem aus dem Jahre 1818 datirten Schreiben eines Herrn v. Amadée (vielleicht der Wiener „k. k. Musikgraf" gleichen Namens?) an

Melhsessel gesagt wird, im vollen Ernste ihre Protektion zu entziehen und so gab man denn Mozart's Werk. Armer Mozart! Personen, die sich bei dieser Aufführung befanden, kunstverständig waren und nachher den großen Mann lieben und hoch achten lernten, versicherten, in ihrem Leben nie irgendwo solch eine Katzenmusik gehört zu haben. Die Ensemblestücke und besonders die Finales brachten einen fürchterlichen Mißklang, einen wahren Teufelslärm hervor. Zwei oder drei Arien und ein Duett nur wurden leidlich exekutirt.

(Fortsetzung folgt.)

Marschgesang.

(Mel.: Stimmt an mit hellem, hohen Klang &c.)

Nun weg mit Feder und Papier
Und Säbel her und Flinte!
Die deutschen Noten schreiben wir
Mit Stahl und rother Dinte.

Die deutsche Landessprache kunnt'
Der Franzmann nicht begreifen —
Nun brüllt sie der Kanonenmund,
Die Kugel soll sie pfeifen!

Und daß das Lied ihn richtig packt,
Frisch auf, ihr Kriegesschaaren,
So schlagt dazu den richt'gen Takt,
Dragoner und Husaren!

Du kannst kein Deutsch — wir lehren's dich!
Marschire Feind, marschire!
Und ihr macht den Gedankenstrich
Recht derb, ihre Kürassiere!

Wie Deutsch man schreibt, das lernt ihr heut'
Französische Soldaten! —
Flugs auf die blut'ge Schrift gestreut
Als Streusand die Granaten!

Uhlanen her in flottem Trab!
Herbei mit euren Lanzen!
Ihr haltet mit dem langen Stab
Die Ordnung bei dem Tanzen!

Hurrah! Die Trommel wirbelt schon,
Trompete bläst zum Reigen —
Und tanzen soll Napoleon,
Wie wir zum Tanze geigen!

Emil Rittershaus.

Mannigfaltigkeiten.

[Wie man sich lästige Patienten vom Halse schafft.] Doktor Ricord, einer der bedeutendsten Pariser Aerzte, wurde neulich Nachmittags, als er über die Boulevards ging, von einem alten an schlechten Säften leidenden Herrn angeredet, welcher nicht weniger seines Reichthums, als seines Geizes wegen bekannt ist. Derselbe versuchte es, dieses Zusammentreffen zu benutzen, um den Doktor gratis zu konsultiren. „Wo leiden Sie denn hauptsächlich?“ frogte der Aesculap. — „Besonders am Magen.“ — „Ah, ah, lassen Sie doch einmal sehen! machen Sie die Augen zu!“ — Harpagon that, wie ihm geheißen wurde. — „Zeigen Sie auch Ihre Zunge.“ — Harpagon streckte die Zunge heraus. — „So nun verhalten Sie sich ganz ruhig, damit ich eingehend untersuchen kann.“ — Als der Geizhals eine Viertelstunde nachher die Augen wieder aufmachte, sah er sich von einem Schwarm von Gaffern umringt, welche sich über den weit geöffneten Schlund und die herausgestreckte Zunge amüsirten und den alten Herrn für verrückt hielten. Ricord war längst über alle Berge.

Bei einer neulichen Eisenbahnkatastrophe kostete es 5 Menschen das Leben, darunter dem Diener eines Engländers. Mylord saß in der ersten Wagenklasse, streckte ruhig den Kopf zum Fenster hinaus, und da er fand, daß sein Wagen nicht gelitten, drückte er sich ruhig wieder in seine Ecke. Ein Kondukteur stürzte bleich zu ihm hin, steigt auf die Rampe und redet ihn durchs Wagenfenster an: „Mein Herr! ein großes Unglück geschehen!“ — „Indeed? Oh!“ („In der That?) Oh!“ — „Drei Wagen sind zertrümmert!“ — „Indeed? Oh!“ — „Fünf Menschen sind getödtet!“ — „Indeed? Oh!“ — „Darunter Ihr Diener, Sir! Er ist in sechs Stücke zerrissen!“ — „In six pieces? Oh!“ — „Was sollen wir mit ihm thun, Sir?“ — „Bringen Sie mir das Stück von ihm, an dem die Schlüssel zu meinem Koffer sich befinden.“

[Humor in schwerer Zeit.] König Wilhelm berührte Köthen auf einer seiner Reisen. Als der Zug neben dem langen Perron des Bahnhofes hielt, begrüßt den König ein dortiger Sängerchor mit dem Liede: „Ich bin ein Preuße“ &c. „Majestät sehen,“ bemerkte einer der Herren aus dem Gefolge, „wie man Ew. Majestät auch im nichtpreußischen Deutschland ehrt.“ — „Nun,“ sagte Graf Bismarck, „die Leute können doch wahrlich nicht singen: „Wir sind ja Kö(h)er, laßt uns Kö(h)er sein!“ —

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Mailand.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 161 Mittwoch, 20. Juli 1870.

Die weiße Camellie.

(Fortsetzung.)

Ich war bitter enttäuscht und setzte mich ganz verstimmt nieder, die Photographie noch immer fest in der Hand haltend. Ich hätte fast eher gewünscht, daß er mir gesagt, die unbekannte Schönheit sei eine verheirathete Frau, oder in irgend einer andern Weise unerreichbar für mich; aber die Ungewißheit, die völlige Unwissenheit meines Freundes über ihre Existenz, das war eine sehr bittere Pille für mich.

„Nun Frank, alter Knabe, Du siehst ja ganz niedergeschmettert aus, und wirst's doch nicht wohl gar ernstlich mit Deinem Interesse für eine ganz unbekannte Photographie meinen? Sie kann ja möglicher Weise die Mutter von einem halben Dutzend hoffnungsvoller Sprößlinge, oder ein Ladenmädchen sein, und"

„Teddy, thue mir den Gefallen und scherze nicht; mein Herz ist in der That ernstlich verwundet. Ich weiß, daß ich ein Thor bin, aber ich kann's nicht ändern und muß, wenn irgend möglich, etwas Näheres über dieses Mädchen herausbringen. Kannst Du Dich nicht erinnern, wo Du die Photographie gekauft hast?“

„Nein, auf mein Ehrenwort, das kann ich nicht. Ich denke, es war in der Nähe von Westbourne Grove. So viel ist gewiß, daß ich in Bayswater dinirte, aber weiter weiß ich nichts.“

„Ich kann, denke ich, das Bild haben?“

„Gewiß; aber wenn Du meinen Rath annehmen willst, Frank, so wirst Du es ins Feuer werfen.“

„Danke Dir, aber das werde ich nicht thun,“ sagte ich, die Karte sorgfältig in meine Brieftasche steckend. „Jetzt Adieu, ich werde Dich morgen wieder besuchen.“

„Gut, aber wo geht es jetzt in solcher Eile hin?“

„Nun,“ sagte ich zögernd, „ich gedenke ein Weilchen in der Nachbarschaft von Westbourne Grove herumzuschlendern.“

„Du alter Esel,“ war die höfliche Erwiderung, und darauf ging er fort.

2. Westbourne Grove.

Unter Westbourne Grove, wie die meisten Londoner wissen, darf man sich nicht etwa einen schattigen, ländlichen Platz denken, denn nur wenige Bäume zieren die hübsche Bayswater-Passage, die diesen Namen führte. Es ist eine Art Miniatur-Regent-Street, fast ganz bewohnt von Mäklern, pensionirten indischen Offizieren und Juden. Ungefähr um vier Uhr an schönen Nachmittagen spaziert das schöne, so wie das männliche Geschlecht — unter welch' letzterem die Juden die vorherrschende Zahl bilden — Westbourne Grove auf und ab. Hier kann man eingeborne indianische Ammen sehen, Wägelchen ziehend, welche ganz vollgepfropft sind mit Kindern, Kranke, welche von höchst zweideutig, böswillig aussehenden Individuen in Rollstühlen geschoben werden, Geistliche, mit wichtiger Miene raschen Schrittes die Menge durchschreitend. Sodann kommt der Bayswater Geck, ein sehr distinkter Typus, schwach auf den Beinen, mit dem im rechten Augenwinkel eingezwängten Zwicker etwas freier die Vorübergehenden musternd, und nachlässig seinen Bekannten zunickend; nach ihm kommt eine Mädchenschule — ungefähr 16 Mädchen — welche in strengster Ordnung und möglichst weiter Entfernung von der verführerischen Pracht der Schaufenster von einer Dame mit ernster Miene geführt werden. Das Pflaster ist verdeckt von schleppenden Kleidern und die Atmosphäre von Parfüm geschwängert, während Schleier und Bänder in allen Farben von dem frischen Sommerlüftchen hin und her geweht werden. So ist Westbourne-Grove und nach dieser Promenade lenkte ich meine Schritte, nachdem ich von Teddy weggegangen war. Da ich müde war und rasch vom Fleck zu kommen wünschte, besann ich mich kurz und nahm in der Regent-Street ein hübsches Kabriolet, das mich in der Richtung nach Westen gegen Grove führte.

Sobald ich bequem in dem Fahrwerk saß, nahm ich das Bild aus der Tasche. Es sah lieblicher aus, als in jenem Augenblick, wo ich es zuerst gesehen hatte, und ich war auch verliebter, als zuvor. Daß es Verrücktheit war, das sah ich ein, allein es waren schon manche Männer vor mir aus Liebe zu einem Weibe verrückt gewesen, und weisere Männer als ich hatten sich beim Tournier in alten Zeiten betheiligt, um sich

Lächeln von einer Dame zu gewinnen, deren Gegenliebe zu erlangen sie sich niemals träumen lassen durften. Ich führte nun die Thorheit des Ritterthums der alten Zeiten ins 19. Jahrhundert ein, und es hatte sich Niemand darum zu kümmern, daß ich, wenn's mir beliebte, auf die Entdeckung nach dem Ursprung einer Photographie ausging.

Unterdessen sauste ich in meinem Kabriolet Westbourne Grave zu, ganz vertieft in das Anschauen des kleinen Kärtchens, und erreichte den Ort meiner Bestimmung, ehe ich eine klare Idee hatte, wohin ich von da aus meine Schritte lenken wolle.

Teddy hat mir keinen Schlüssel in Betreff des Photographen gegeben. Es konnte deren möglicher Weise ein Dutzend in Grave wohnen, und da ich nicht einmal mit Bestimmtheit wußte, ob der Kauf nicht in irgend einer Straße der Umgegend gemacht worden war, so wäre es ein sehr hoffnungsloses Geschäft gewesen, das zu keinem befriedigenden Resultat geführt hätte, wenn ich das Bildchen zu jedem Photographen in der Nähe herumgetragen hätte. Es war wahrscheinlich, dachte ich, daß das Bild auf Privatbestellung gemacht worden war, und daß der Photograph einige Kopien in Händen behalten hatte. Darin lag eine Möglichkeit, daß derselbe, nachdem er sah, daß die Photographie verkauft war, eine andere ausstellen würde. Ich verließ deßhalb mein Kabriolet am Ende von Queens Road und begann eine Nachsuchung der Photographen in Westbourne Grave.

(Fortsetzung folgt.)

Römische Briefe.

(Fortsetzung.)

Seit das furchtbare Wort des Papstes, dessen ich in meinem vorigen Briefe gedacht, hier bekannt geworden ist, haben die Bischöfe die Absicht als hoffnungslos aufgegeben, ihn direkt um Vertagung des Konzils aus Rücksicht auf Leben und Gesundheit der Konzilsglieder zu bitten. Der Herold des päpstlichen Hoftheologen, welcher sich Louis Veuillot nennt, hat diese Ueberzeugung vollendet. „Laßt euch nur braten, da doch einmal nur in dieser Feuersgluth der kostbare Wein der Unfehlbarkeit gezeitigt werden kann", ruft Veuillot ihnen zu, und die Bischöfe wissen jetzt, daß sie sich innerhalb jenes Thores befinden, über welchem als Aufschrift steht:

Lasciate ogni speranza voi ch' intrate.

Nun ist schon eine neue Befürchtung hervorgetreten. Es wird nämlich behauptet, vielleicht absichtlich ausgesprengt: man werde gegen das Ende hin keinen Bischof mehr eher abreisen lassen, als bis er einen Revers mit der Erklärung seiner vollständigen und rückhaltslosen Unterwerfung, welchen man ihm vorlegen werde, unterzeichnet habe. Wirklich vernimmt man auch, daß, vermöge einer jüngsten Entschließung, den Bischöfen nur im Falle schwerer Krankheit, also eigentlich nur, wenn sie die Reise nicht mehr ertragen können, Urlaub gegeben werden soll. Schon haben daher mehrere Prälaten bei den Gesandten der Regierungen sich erkundigt, welche Schutzmittel den Diplomaten, falls den Bischöfen solche Gewalt angethan werde, zu Gebote ständen. Diese werden sich daher wohl erst nähere Weisungen aus der Heimath erbitten müssen, da man, scheint es, nirgends diesen Fall vorgesehen hat, weil man Derartiges für unmöglich hielt. Indeß ist seit sieben Monaten hier so viel Ueberraschendes und für unmöglich Gehaltenes geschehen, daß ein solcher Akt nicht einmal sonderliche Verwunderung mehr erregen würde.

Guidi erscheint noch in der Aula, und zeigt sich auch in seinen Abstimmungen noch als selbstdenkender und keineswegs gebeugter oder gebrochener Mann, in seinem Kloster aber wird er als Gefangener bewacht, und fortwährend mit Drohungen und Ueberredungen zu einem Widerruf gedrängt. Als dem Papst über seine harte Behandlung dieses Mannes, der doch als Kardinal Antheil habe an den zahlreichen Privilegien seines Standes, eine Bemerkung gemacht wurde, soll er geäußert haben: „Ich habe ihn nicht als Kardinal, sondern als Frate Guidi, den ich aus dem Staub erhoben, rufen lassen." Guidi hatte übrigens schon früher sich hohes Mißfallen zugezogen, als er, in Gemeinschaft mit den Kardinälen Corsi und Riario Sforza, dem Papste Vorstellungen gegen die von diesem befohlene Aenderung in der Folge der Berathungsgegenstände, wodurch plötzlich das Unfehlbarkeitsschema eingeschoben wurde, gemacht hatte. Im hiesigen Kloster der Minerva wohnte er zusammen mit einigen Bischöfen seines Ordens: Milella, Pastero, Alcazar, Manucillo, und in den Konferenzen, welche diese Männer unter sich hatten, reifte die Ueberzeugung, daß die persönliche Unfehlbarkeit des Papstes eine neue, erst spät ersonnene, und selbst dem großen Thomas und der Thomistenschule noch fremde, im Grunde doch hauptsächlich nur von den Jesuiten aufgebrachte Lehre sei. Guidi beruft sich darauf, daß er schon seit Jahren, auch in Wien, so gelehrt habe, und daß man dies längst gewußt, oder leicht habe wissen können. Bleibt er fest, und sollte auch Kardinal Silvestri, der vielfach mit der Minderheit stimmt, dieser Seite sich ernstlich zuwenden — also fünf Kardinäle, nämlich auch noch Mathieu nebst Rauscher und Schwarzenberg unter den Dissentern — so dürften mehr italienische Bischöfe, als der Hofpartei lieb ist, zuletzt Non placet sagen. Man bemerkt jetzt schon, daß sie sich angelegentlich erkundigen, ob denn Aussicht sei, daß die deutsch-französische Minderheit auch in der entscheidenden Abstimmung noch fest bleiben und nicht sich auf-

lösen werde, in welchem Falle sie mit ihr zu stimmen bereit seien. Sie können sich denken, bis zu welchem Grade jetzt Guidi hier verhaßt ist. Für den Moment konnte er von sich sagen, was ehedem O'Connell von sich rühmte: „to be the best calumniated man in the British Empire.“ Von der hiesigen klerikalen turba Remi gilt noch immer wie zu Persius' Zeiten: Sequitur fortunam ut semper, et odit damnatos. Als eine Probe der hier in den Mehrheitskreisen herrschenden Stimmung mag noch erwähnt werden, daß Manning vor einigen Tagen einem der angesehensten Erzbischöfe der Minderheit sagte: er habe in der katholischen Kirche nichts mehr zu thun, und solle nur austreten. Selbst in der Aula rief der Bischof Gastaldi von Saluzzo den Männern der Minderheit zu: Sie seien Alle bereits ausgelöscht aus dem Buche des Lebens.

Die innere Geschichte der Minderheit seit Ende Juni hat hauptsächlich von den Bemühungen zu berichten, welche angewandt wurden, die Zaghaften, die Heimwehkranken, die vom Fieber Ergriffenen, von der Abreise abzuhalten. Urlaub wurde bisher den Bischöfen der Minderheit auf ihr Ansuchen bereitwilligst ertheilt; aber man hört, daß dies von jetzt an sich ändern werde. Der Fürstbischof Förster von Breslau wurde flehentlich gebeten: er möge doch bleiben; er schien erweicht zu sein, doch nun ist er dennoch gegangen (?), und so auch Purcell von Cincinnati, Vancsa, Erzbischof von Fogaras, Greith von St. Gallen und Andere, ein harter Verlust in der jetzige Lage. Der Trieb der Selbsterhaltung ist eben doch zuletzt mächtiger als jede andere Rücksicht, und was will man erwidern, wenn Der, den man zu bleiben, und die Wahrheit retten zu helfen beschwört, sagt: liege ich am Entscheidungstage fieberkrank im Bette, so ist meine Stimme doch verloren. Dazu kommt, daß diese Rom eigenthümliche Art der glühend heißen, und durch die Ausdünstungen der Pontinischen Sümpfe geschwängerte Luft den Geist nicht minder als den Körper belastet und entnervt, und die Willenskraft lähmt.

So ist denn am 1. Juli unter den Bischöfen der Minderheit eine Verständigung eingetreten. Man fühlte immer deutlicher, daß die Fortsetzung der Reden in der Aula ein steriles und unerquickliches Geschäft sei. Bekam man einmal einen gediegenen eigene Gedanken bietenden Vortrag, wie von Darboy, Stroßmayer, Haynald, Guidi, Dupanloup, Ginoulhiac, Ketteler, Maret u. s. w., zu hören, so mußte man dafür wieder in langen Stunden die Ergüsse spanischer, sizilischer, kalabresischer Infallibilisten anhören, und die Reden dieser Partei nehmen sich aus, als ob die Verfasser vorher die Dedikationsschreiben an die Päpste, welche Jesuiten ihren Werken vorgesetzt, studirt, und die schwunghaften Phrasen an einander gereiht hätten. Zugleich hatte sich die Haltung der Legaten zur handgreiflichsten Parteilichkeit gesteigert. Seit mehreren Tagen pflegten sie jedem, der auf das Wort verzichtete, in sehr demonstrativer Weise Dank zu sagen. Die bittersten Ausfälle, mit welchen Glieder der Mehrheit, die Gegner antasteten, gingen ungerügt hin; das Murren, die Zeichen der Ungeduld, so oft die Unfehlbarkeit in Frage gestellt ward, nahmen immer drastischere Formen an. Man erkannte, daß die Verlängerung der Reden wirklich zwecklos geworden sei, seit man der Hoffnung einer Vertagung des Konzils entsagen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Mozart's Erfolge in Italien.

(Fortsetzung.)

Es bildeten sich zwei Parteien an diesem Abende. Die „Patrioten“ erhoben sich in ihrer ganzen Wuth, und erklärten feierlich in allen Kaffeehäusern, daß ein Mensch, der nicht in Italien geboren sei, es niemals dahin bringen werde, eine gute und effektvolle Arie zu schreiben. Aus Italien seien seit Jahrhunderten alle Männer hervorgegangen, deren Kunstwerke die Welt entzückten; selbst der mangelhafte politische Zustand des Landes sei der Liebe und den schönen Künsten günstig, die Regierung lasse der Gewalt der Leidenschaften weit mehr und freiern Spielraum als die bürgerliche Verfassung anderer Staaten. Dies sei auch der Grund, warum die Künste im Norden nicht gedeihen, wo das Urtheil in den Händen der Großen und Vornehmen liegt, die ohne Leidenschaften und aus Furcht vor dem Lächerlichen, die bis zur lästigsten Poltronerie getrieben wird, befallen sind; ohne das verzehrende Feuer der Leidenschaften könne sich der begabteste Mensch in den Künsten nicht auszeichnen, weil er eben das Schöne in denselben nur wie durch einen Schleier sieht.

Barsch sagte darauf ein gewissener Herr: Die deutschen Accompagnements sind nicht Ehrengarden, sondern blos Gendarmen für Gesang! Eine andere Partei aber, zumeist Militärs, die durch München marschirt waren, behauptete wieder, daß Mozart sicher nicht nur Ensemblestücke, sondern auch zwei oder drei kleine Arien voll Genie und Neuheit geschrieben habe. Leute, die es mit der National-Ehre hielten, nahmen immer wieder ihre Zuflucht zu dem gewichtigen Argument, daß nur ein schlechter Italiener die Musik eines Ultramontanen bewundern dürfe.

Mitten unter solchem Geschrei ging die Vorstellung der Mozart'schen Oper zu Ende. Einige Wiederholungen folgten, das Orchester spielte jeden Abend schlechter, die Journale schmähten immer ärger, Nicolini und Puccita wurden neben Mozart als Götter erklärt und so schien Mozart's Sache völlig und für immer in Italien verloren zu sein.

Da aber erfährt ein Fürst, ein vornehmer und reicher Musikliebhaber, der in die Klasse Derjenigen gehörte, die alle sechs Monate irgend ein neues Paradoxon aufgreifen, von seiner Geliebten in Wien, daß Mozart der erste Tonkünstler der Welt sei. Nun begann der Fürst ein geheimnißvolles Arrangement. Er ließ sechs der besten Musiker aus Mailand zu sich holen, und ließ von ihnen im Geheimen das erste Finale aus „Don Juan" versuchen. Er hatte einen großen Palast, in welchem er einen Flügel, der nach dem Garten ging, überließ. Durch Geld und Drohungen vermochte er sie, das Geheimniß treu zu bewahren.

(Schluß folgt.)

Das ganze Deutschland soll es sein!

Das ganze Deutschland soll es sein!
Nicht fess'le uns der Wohnung Schranke;
Ob an der Donau, Spree, am Main,
Ein Herz, ein Schlag und ein Gedanke
Durchblitze Deutschland im Verein!
In aller Gauen widerhall' es:
Mein Deutschland, Deutschland über Alles,
Das ganze Deutschland soll es sein!

So weit die deutsche Zunge klingt,
Entzünden sich des Muthes Flammen;
Wir steh'n, so weit das Banner blinkt,
Als ein'ge Brüder treu zusammen.
Und komme, was will kommen d'rein,
Das deutsche Lied, hell sei's gesungen
Von abermillionen Zungen:
Das ganze Deutschland soll es sein!

Auf, ballt zum Kampf die tapf're Hand!
Zieht muthig aus den blanken Degen!
Dem welschen Wolf am Seine-Strand,
Dem Erbfeind Deutschland's kühn entgegen!
Nicht soll „den freien deutschen Rhein,"
Von Deutschland keinen Strich er haben!
Mit blut'gen Lettern eingegraben
Soll's ihm vom ganzen Deutschland sein!

O, schönes Deutschland, groß und stark,
Zersplitt're jetzt nicht in Parteien,
Sie zehrten stetig dir am Mark —
Zu spät, zu spät müßt' du's bereuen!
Nicht schwarz, nicht roth — der Farben Schein —
Der darf, bei Gott! dich nicht beirren;
Dein Wahlspruch sei in diesen Wirren:
Das ganze Deutschland soll es sein!

Alois Josef Ruckert.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Paris wird vom 18. Juli gemeldet: Der Prozeß in Blois hat heute begonnen. Man hatte Ollivier darum angegangen, die Angeklagten begnadigen zu lassen. Er rief aber wüthend aus: „C'est impossible! Tandis que l'Empereur écrasera les Prussiens en Allemangne il faut que vous écrassions les Prussiens à Paris." (Es ist unmöglich. Während der Kaiser die Preußen in Deutschland vernichtet, ist es nöthig, daß ihr die Preußen in Paris vernichtet.) Er scheint wirklich den Verstand verloren zu haben.

Herr Geh. Rath Krupp hat für den Bedarf an Mobilmachungspferden seinen ganzen, bekanntlich sehr zahlreichen Pferdebestand zur freien Disposition gestellt, nachdem zuvor der Stallmeister des Kronprinzen sich fünf Stück für Se. königliche Hoheit ausgesucht hatte. Herr Bürgermeister a. D. Huyssen stellte ebenfalls seine beiden als felddiensttauglich befundenen Pferde ohne Weiteres zur Verfügung. (Das Gleiche ist auch an anderen Orten mehrfach geschehen.)

Man erzählt sich, der kgl. sächsische Kriegsminister, General v. Fabrice, habe nach dem Eintreffen des Königs Wilhelm in Berlin am 15. Abends in einer Audienz bei demselben die Meldung gemacht, daß sein hoher Souverän im Namen der kgl. sächsischen Armee bitte, dieselbe im Kriege mit Frankreich in erster Linie zu verwenden.

Ein spekulativer Wirth in Haspe macht bekannt, daß es ihm gelungen ist, für die bevorstehenden Kirchmeßtage einen (!) der berühmten siamesischen Zwillinge, die in den nächsten Tagen nach Elberfeld kommen, zu engagiren. Auf dieses „größte Weltphänomen" macht er unter der üblichen Anpreisung seiner sonstigen Herrlichkeiten besonders aufmerksam.

Charade.

Ob die Erste hört die Frage!
Wohl die Zwei' im Herzen trage,
Zu verschlucken dreist sofort
Bechervoll mein ganzes Wort.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Meilandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 162 Donnerstag, 21. Juli 1870.

Die weiße Camellie.

(Fortsetzung.)

Es war eine vergebliche Mühe, denn ich fand, wie ich hätte voraussehen können, kein Gegenstück zu meinem Bild. Ich ging sogar an verschiedene Orte und erkundigte mich, ob es dort aufgenommen worden war, aber meine Frage wurde mit einer übermüthigen Verneinung beantwortet, indem mir mehrere Photographen bemerkten, daß ihre Arbeit bei weitem „dergleichen Pfuschwerk" wie das übertreffe. Es schien mir eine Entweihung, mein Bild so den profanen Blicken preiszugeben, und ich beschloß, von der Nachforschung in jedem Fall für einige Tage abzustehen. Ich dachte, daß ich in dieser Zeit den Versuch machen wolle, aus Teddy deutlicher herauszubringen, wo zugegen er die Photographie gekauft hatte; wollte ihn veranlassen, mit mir nach Bayswater zu schlendern, und denselben Weg zu machen, den er an jenem Tag, wo er das Bild gekauft, gemacht hatte. Schlug dieser Plan fehl, dann hatte ich keine Alternative, als zu jedem Photographen in dem Distrikt zu gehen, und das beschloß ich zu thun, wenn selbst die Nachsuchung Monate lang dauern sollte. Ich wollte beständig sein und nicht rasten, bis ich entdeckt hätte, wer die Unbekannte, das Original der Photographie, war. Es war ein verrückter Plan, allein da ich eine eigensinnige Natur bin, so beschloß ich, da ich einmal den Anfang gemacht, beharrlich bis zum Ende vorwärts zu gehen.

Meiner Bitte um seine Mithülfe begegnete Teddy am nächsten Tage mit einem Schwall nichtssagenden, gefühllosen Geplauders, und ich sah bald ein, daß der Versuch, irgendwie deutlichere Angaben von ihm zu erlangen, gänzlich hoffnungslos war. Er war, wie er sich erinnerte, in einer Droschke nach Bayswater gefahren, und hatte dort halten lassen, um Cigarren zu kaufen; er hatte den Photographen in der Nähe des Tabakladens bemerkt, und hatte aber — so sagte er — „nicht die mindeste Idee", in welcher Straße es gewesen war. Irgendwo in der Nähe von Westbourne Grove, das war Alles, dessen er sich erinnern konnte, und er schloß diese Auskunft mit derselben Bemerkung wie Tags zuvor: daß ich nämlich ein Esel sei, einer Photographie nachzurennen. Was also Teddy anbelangte, so war er mir in dieser Sache von ganz und gar keinem Nutzen.

Nach vielerlei Nachfragen in verschiedenen Theilen der großen Stadt, fing ich selbst an, an der Weisheit meines Unternehmens zu zweifeln, was leicht begreiflich ist, wenn man meine Lage ruhig prüfte. Da war ich tagelang in der ganzen Stadt bei allen Photographen herumrennend, um nur immer neue Enttäuschung zu erfahren, und selbst wenn meine Bemühungen den Erfolg hatten, daß ich entdeckte, wer mein Porträt war, so konnte ich möglicherweise eben so weit von dem ersehnten Ziele, sie kennen zu lernen und ihre Liebe zu gewinnen, entfernt sein, als jetzt. Ich blickte wieder auf das schöne Gesicht, auf die tiefen seelenvollen Augen, die den meinigen so ruhig auf dem Bilde begegneten, und der Gedanke, daß dieselben in Wirklichkeit einen Andern so anblicken könnten, machte mich wieder ganz fassungslos. Sie konnte die Gattin eines andern Mannes sein, und Alles, was mir übrig blieb, wenn ich sie fand, würde sein, mein Schicksal ergeben hinzunehmen, den Ort zu verlassen, wo sie wohnte, und meine hoffnungslose Liebe zu bekämpfen.

Endlich, nachdem ich eine Anzahl von Photographen besucht hatte, fing ich an, meine Nachforschung für gänzlich erfolglos zu halten und an der Auffindung des theuern Originals zu verzweifeln. Die kleine Photographie, welche ich täglich überall mit mir herumgetragen hatte, fing an, etwas trübe zu werden, und von ihrer ursprünglichen Schönheit einzubüßen, weßhalb ich beschloß, sie bei einem Photographen ersten Ranges kopiren zu lassen, und zwar in vergrößertem Format. Ich nahm dann die Karte mit mir zu einem der renommirtesten Photographen der Stadt — ein Mann, bei dem ich zuvor schon gewesen war, um zu sehen, ob er nichts davon wisse — und ertheilte ihm den Auftrag, eine bedeutend vergrößerte Kopie, so schön und gut wie irgend möglich, für mich anzufertigen.

Der Photograph nahm die kleine Photographie, und nachdem er sie einige Minuten betrachtet hatte, sagte er: „Eine vergrößerte Kopie von diesem, Sir? Die können Sie sogleich haben; bestellten Sie nicht schon vor zwei Tagen eine solche?"

„Nein," sagte ich, mit der größten Verwunderung; „aber jetzt bestelle ich eine."

„Gut, Sir, ich denke, wir haben eine zur Hand. Wollen Sie gefälligst hier ins Nebenzimmer treten?“

Im nächsten Augenblicke war ich ihm ins anstoßende Zimmer gefolgt, und dort stand auf einer Staffelei ein großes Bild meines Lieblings.

Es war ohne Zweifel eine vergrößerte Kopie derselben Photographie, wie ich eine besaß, jedoch kolorirt; und jetzt, da ich die eigentliche Farbe des Haares und der Haut sehen konnte, war die Schönheit eine wahrhaft zauberhafte.

„Ich habe mich überall nach dem Original erkundigt,“ sagte ich ganz erregt zu dem Photographen. „Bitte, sagen Sie mir, wer es ist?“

„Wer es ist?“ wiederholte der Mann, mich argwöhnisch anschauend. „Nun, sicherlich die vergrößerte Kopie der Photographie, die Sie in der Hand haben.“

Er setzte natürlich voraus, daß ich das Original kenne, und ich erkannte die Nothwendigkeit, vorsichtig zu sein, da er mir sonst leicht die Mittheilung, welche ich so sehnlich wünschte, hätte verweigern können.

„O gewiß!“ sagte ich, aber ich habe den Auftrag, die Kopie für einen Freund der Dame zu bestellen, und er hat mir den Namen nicht genannt. Können Sie ihn mir nicht sagen?“

Der Mann schien immer noch mißtrauisch, nahm aber ein großes Buch und sagte —

„Gut Sir, ich will zuerst Ihren Auftrag notiren, den Namen können wir, denke ich, alsdann im Buche finden.“

Ich beauftragte ihn, ein Bild in der Größe dessen, das vor mir stand, für mich anzufertigen, und bat den Mann, der Person, welche die erste Kopie bestellt hatte, nichts davon zu sagen, da dieselbe zu einer Ueberraschung für eine Verwandte bestimmt sei. Ich gab meiner Bitte Nachdruck durch ein sehr freigebiges Douceur, und der Mann, welcher davon ganz erweicht, schlug einige Blätter in dem Buche um und sagte, mit dem Finger auf eine Stelle deutend —

„Da haben Sie's Sir. Miß Vane, 28 Worcester Square Hyde Park. W.“

Mein Herz hämmerte, und ich fühlte, wie mein Gesicht sich mit einer glühenden Röthe überzog, als ich selbst mit eigenen Augen die Adresse las. Ich hatte mein Ideal endlich gefunden, und es war eine Miß Vane — so lange diese Miß Vane sich nicht als eine Freundin oder Cousine erwies.

„Ich denke, das ist Miß Vane wohl selbst,“ sagte ich in so gleichgiltigem Tone, als es mir bei meiner Aufregung möglich war.

„Ja, Sir,“ sagte der Mann, „denn ich bediente sie selbst.“

„Danke,“ sagte ich, und eilte hastig fort, Mayard's Wohnung zu.

(Fortsetzung folgt.)

Römische Briefe.

(Fortsetzung.)

Am 2. Juli sollte die Sache während der Sitzung zur Entscheidung gebracht werden. Die Minderheit hatte noch im Saal eine Formel, daß alle Redner ihrer Seite auf das Wort verzichteten, entworfen, und dieselbe vorerst dem Kardinal Mathieu zur Mittheilung an die Franzosen überreicht; diese aber wollten sie nicht annehmen; Jedem stehe es ja, sagten sie, ohnehin frei, für sich zu verzichten. So geschah es, daß an diesem Tage von 22 Vätern nur 4 sprachen, darunter Meignan von Chalons und Ramadié von Perpignan.

Doch bald darauf machte sich die Einsicht, daß es für beide Parteien, die große Hofpartei sowohl als die Minderheit, gleich rathsam sei, den oratorischen Uebungen ein Ende zu machen, unwiderstehlich geltend. Die Legaten hatten schon mehrmals, so oft ein eingeschriebener Redner verzichtete, die an den Index mahnende Formel gebraucht: **laudabiliter orationi renunciavit**, oder: **magnas ipsi agimus gratias**. Die Mehrheit hatte zwei Gründe, die Reden fortdauern zu lassen: erstens den Wunsch der Einzelnen, sich hervorzuthun und belohnungswürdige Verdienste sich zu sammeln; zweitens die Aussicht, daß die nordländischen Bischöfe der Minderheit den Strahlen der Juli-Sonne erliegen würden, wie die Achaier des Homer den Pfeilen Apollos. Aber man machte ihnen begreiflich, daß der Papst auch ihr einfaches **Placet, sans phrase** ihnen als genügendes Verdienst anrechnen und nach Wunsch belohnen werde.

Bezüglich der endgültigen Haltung der Minderheit, oder doch eines beträchtlichen Theils derselben, war man auch beruhigt; denn man hatte erfahren, daß ein paar deutsche Bischöfe geäußert hatten: Wir widerstehen bis zum entscheidenden Schluß hin; dann aber unterwerfen wir uns, denn ein Schisma wollen wir nicht machen. Darob große Freude bei der Hofpartei. Diese sind uns gerade die liebsten, hörte ich einen Monsignore sagen, lieber noch als die jetzt schon mit und für uns Stimmenden; denn ihr Uebertritt im letzten entscheidenden Moment kann dann nur der siegreichen und unwiderstehlichen Kraft des durch den Papst auf das Konzil ausgegossenen heiligen Geistes beigemessen werden; Jeder von ihnen ist ein zum Paulus gewordener Saulus, der sein Damaskus hier zu Rom gefunden und als lebendige Trophäe des päpstlichen Gottesthums und der Legitimität und Oekumenicität dieses Konzils herumgeht. Besseres für unsere Sache könnten wir uns nicht wünschen, als diese späten plötzlichen Bekehrungen. So wurde denn zum Erstenmale ein alle Theile befriedigendes Einverständniß erzielt; am 4. Juli entsagten Alle dem Wort, und behielten sich nur vor, ihre schriftlichen Bemerkungen der Deputation einzureichen.

Rom, 7. Juli. Ich muß in meinem Bericht um einige Tage zurückgreifen, und noch Einiges von den Reden mittheilen, die nach dem Apostelfest in der Aula gehalten wurden. Es liegt der Mit- und Nachwelt daran, daß das römische System des Vertuschens und Todtschweigens nicht vollständig durchdringe, und daß man wisse, welche Wahrheiten doch gesagt worden, und welche Gründe gegen den verhängnißvollen Beschluß der Mehrheit vorgehalten und von ihr zurückgewiesen worden sind.

Bald nach Martin sprach ein Mann, der sich die allgemeine Verehrung in einem hohen Grad erworben hat, Verot, Bischof von Savanneh, ein wirklich apostolischer Charakter, den man im mittleren Amerika mit Franz von Sales vergleicht. Schon bei einer früheren Gelegenheit, am 15. Juni, hatte er das Treiben der Hofpartei, und das Bestreben, Alles, was noch von der alten Kirchenverfassung übrig geblieben, dem konzentrirtesten päpstlichen Absolutismus aufzuopfern, einer treffenden Kritik unterzogen. „Wenn der Papst", sagte er damals, „in meiner Diözese eine direkte und unmittelbare Jurisdiktion besitzen und also auch ausüben will, so möge er nur selber hinüberkommen nach Amerika, möge recht viele von den hiesigen in solcher Abundanz vorhandenen Kleriker in mein priesterarmes Land mitbringen; gern will ich ihn wie ein Famulus überall hin begleiten und zusehen wie er, herumreitend in der ungeheuren Diözese, alles an Ort und Stelle richtet und ordnet." Und da eben erst wieder einige Mehrheitsbischöfe, die in Rom so beliebte Parole ausgegeben hatten: historische Thatsachen müßten vor der Klarheit und apriorischen Gewißheit der Doktrin zurückweichen, so erwiderte Verot kurzweg: „Mir gilt eine Unze geschichtlicher Fakta mehr, als tausend Pfund eurer Spekulationen." Diesmal ward er nicht unterbrochen, wie es ihm früher immer begegnet war, freilich auch von den meisten nicht verstanden.

Auch Maret wandte sich (in der Sitzung am 1. Juli) gegen den beabsichtigten Absolutismus, mit welchem die Kirche nun heimgesucht werden solle. In der politischen Welt, sagte er, ist derselbe abgethan und verschwindet immer mehr noch unter dem allgemeinen Widerwillen, und nun will man ihn erst recht in der Kirche befestigen, und sollen die Christen, die „Söhne der himmlischen Freiheit", nachdem der schützende Consensus des Episkopats verworfen ist, zu geistigen Knechten herabgewürdigt und zu blinder Unterwerfung unter die Machtsprüche eines einzigen Menschen genöthigt werden. Maret hat das mit mehr Urbanität ausgedrückt, als sich in dieser kurzen Fassung zeigt.

Zu den bedeutendsten Reden gehörte der darauf gehaltene Vortrag des Bischofs David von Saint-Brieuc (in der Bretagne). Es war dies eine von den Reden, von welchen ich in einem Brief aus der ersten Zeit des Konzils äußerte: sie würden wohl nicht in der Aula geduldet werden. Der Erfolg hat mich hier widerlegt. Was jetzt Glaubensartikel werden soll, sagte David, ist erst im 15. Jahrhundert ersonnen worden, als man der Kirche, wie sie Christus gestiftet, eine neue von ihm nicht beabsichtigte Gestalt zu geben unternommen hat, auf Kosten der unveräußerlichen Rechte der Bischöfe wie der Gläubigen.

Gehörte die Hypothese der päpstlichen Unfehlbarkeit wirklich zum Depositum des Glaubens, so müßte sie, da sie dann offenbar eine fundamentale und der ganzen Kirche unentbehrliche Lehre wäre, schon in den frühesten Zeiten als solche formulirt und allgemein bekannt gegeben worden sein. Die Parallele mit der erst jüngst formulirten und früher stets unbestimmt gelassenen und entbehrlichen Lehre von der unbefleckten Konzeption ist durchaus verkehrt.

Schon jetzt, fuhr er fort, ist es sichtbar, daß dieser neue Anlauf zur Erhöhung des Papstthums ähnliche Stürme hervorrufen wird, wie jener frühere im 16. Jahrhundert. Ein Zeichen davon ist die so plötzlich und rasch um sich greifende, von der Ferne her angestiftete Auflehnung des Klerus in Frankreich gegen die Bischöfe. Zur Apologie der vielgeschmähten gallikanischen Lehre übergehend, zeigte er, daß die früheren Päpste selber sie für zulässig erklärt, und nur die Versuche daraus eine eigene für die französische Kirche geltende Glaubensregel zu machen reprobirt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Mozart's Erfolge in Italien.

(Schluß.)

Es währte sechs Monate, bis ein Theil der Mozart'schen Oper fertig gespielt werden konnte. Nun weihte er ein halbes Dutzend Sänger und Sängerinnen in das Geheimniß ein. Nach zweimonatlichen Bemühungen waren auch diese eingerichtet. Auf seinem Landgute ließ jetzt der Fürst, immer im Geheimen, die Finali und hauptsächlichsten Ensemblestücke des „Don Juan" ausführen. Er fand sie vortrefflich. Dieses Effekts versichert, fing er an, schon ein wenig minder geheimnißvoll von Mozart zu sprechen, er ließ sich angreifen von seinen Gegnern, und veranstaltete endlich eine ansehnliche Wette, die mitten in der Ruhe einer italienischen Stadt entstanden, sehr bald die größte Neuigkeit in der Lombardei wurde. Er hatte gewettet, daß er einige Stücke des „Don Juan" wolle aufführen lassen, und daß die und die Herren, über deren unparteiisches Urtheil kein Zweifel zulässig war, dann gewiß erklären würden, Mozart stehe an Verdienst beinahe Maier und Paer gleich, er sündige zwar wie diese durch seine Neigung zum deutschen Schwulst, sei aber vielleicht im Ganzen genommen doch nicht minder stark

als die Komposition das „Gärtnerin“ und der „Golo“. Allein hat von Luchsen bei dieser anmaßlichen Behauptung umkommen wollen.

Der Fürst aber fand die Sache gewiß und in seiner Eitelkeit nicht wenig geschmeichelt, verschob den großen Tag der Entscheidung unter verschiedenen Vorwänden. Endlich erschien der merkwürdige Moment. Auf dem Landhause des Fürsten wurde das entscheidende Konzert gegeben. Der Fürst gewann die Wette und der Komponist einen leidlichen Kredit. Man entschloß sich nun wieder seine Werke aufzuführen. Den „Don Juan“ verstümmelte man 1811 in Rom, in Mailand 1814, ein Jahr später „Figaro's Hochzeit“, welche Oper an dreißig hintereinander folgenden Abenden gegeben wurde. Und wieder ein Jahr später fiel die „Zauberflöte“ in der Scala durch und ruinirte die Theaterunternehmung; aber die Wiederholung des „Don Juan“ erhielt verhältnißmäßig anständigen Beifall. Auch der Schauspieldirektor wurde, durch Rozzari's, David's und der berühmte Pisaroni treffliche Mitwirkung gehoben, nicht unfreundlich aufgenommen.

Heute wird Mozart in Italien wohl verstanden, aber man wirft ihn eben mit den anderen deutschen Meistern zusammen. Bei uns wissen indeß sich die Manen Mozart's darüber zu trösten. (Presse.)

Mannigfaltigkeiten.

Graf Beust, wird erzählt, soll sich bereits für das Bonmot revanchirt haben, womit 1866 Napoleon die österreichische Allianz ablehnte. Der Kaiser der Franzosen äußerte damals:

„Je ne veux pas me lier
Avec un cadavre.“

(Ich will mich nicht verbinden mit einem Leichnam.)

Auf den französischen Allianz-Antrag neuesten Datums soll der österreichische Staatsmann erwidert haben:

„Je ne puis pas me lier
Avec un hôpital de fous.“

(Ich kann mich nicht verbinden mit einem Spital voll Narren.)

[Wüthende Pferde.] Zu den seltensten Erscheinungen gehört ein wuthkrankes Pferd und sind in Pesth zwei Fälle vorgekommen, die geeignet sind, die Aufmerksamkeit der Fachmänner auf sich zu lenken. In der Engelsfelder Bierbrauerei wurde von einem wüthenden Hunde ein Pferd gebissen, bei dem bald darauf die Wuthkrankheit ausbrach, in Folge dessen das Thier nach der Veterinär-Anstalt gebracht wurde, wo es verendete. Dann wurde ein zweites Pferd, welches von demselben Hunde gebissen wurde, nach dem Thierspital gebracht und ist auch bei diesem die Wuthkrankheit ausgebrochen.

Dem Privatbriefe des Reichstagsmitgliedes Reichensperger entnimmt die „Kieler Zeitung“ Folgendes: Er kommt unmittelbar aus Frankreich, stand vor den Pyrenäen; er ist dreimal 24 Stunden durchgereist, um noch vor dem Kriege nach Hause zu kommen. Er versichert, daß die Franzosen durchaus nicht für den Krieg begeistert wären. Auf seiner ganzen Reise, die über Paris geführt, habe er nur Leute gesehen, die die Köpfe hängen ließen, mit alleiniger Ausnahme des Extrazuges von jungen Deutschen, die mit lautem Enthusiasmus zur Erfüllung ihrer Militärpflicht von Paris nach Deutschland gezogen seien.

[Ein hübscher Vergleich.] In der „Nat.-Ztg.“ schreibt Arnold Ruge unter der Ueberschrift: „Also er sucht Händel?“ unter Anderem Folgendes: „Sie haben mir auf den Fuß getreten?“ — „Nein“. — „Wenn Sie mir aber auf den Fuß getreten haben, sind Sie gefordert, und wenn Sie es nicht gethan haben, verlange ich, daß Sie es Denen verbieten, die mir auf den Fuß treten wollen!“ — „Sie sind ein Dummer!“ — „Sie sind gefordert!“ — So fängt man jetzt die Kriege an nach dem Alt-Heidelberger Comment!

[Explosion.] Ein schreckliches Unglück hat sich am 19. nächst Wiener-Neustadt ereignet. Es kommen uns von authentischer Seite folgende Daten zu: Unter fürchterlicher Detonation ging am 19. d., 15 Minuten nach 4 Uhr Nachmittags, das außerhalb Wiener-Neustadt auf der sogenannten Haide aus Riegelwänden und Mauerwerk aufgeführte Laborir-Objekt Nr. 24 in die Luft. 8 Mann blieben todt.

Wie groß die Begeisterung für den Krieg ist, geht aus der uns mitgetheilten Thatsache hervor, daß sich allein in Berlin bei dem ersten Garde-Dragoner-Regiment 400 junge Leute zum freiwilligen Eintritt gemeldet haben. Aehnliches tritt überall hervor. In Glogau z. B. sind 50 Gymnasiasten freiwillig eingetreten.

Von den Bonner Studenten wollen 400 sofort in die Armee eintreten; die Universität ist so gut wie geschlossen.

[illegible] L. Maitland.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 163 | Freitag, 22. Juli | 1870.

Die weiße Camellie.

(Fortsetzung.)

3. Im Park.

Teddy saß in seinem bequemsten Armsessel, beschäftigt, in sorgloser Ruhe Sodawasser mit Sherry zu trinken, und dazu aus einer enorm langen hölzernen Pfeife zu rauchen. Er sah in die Höhe, als ich eintrat, und sagte: „Ah! Der Photographie-Narr! Wie geht's uns und dem Bilde heute?"

„Heute," sagte ich, im Tone des Triumphes, „heute haben wir das Original aufgefunden."

„Wirklich," sagte er in phlegmatischem Tone. „Dann sitze nieder und rauche eine Pfeife; dort auf dem Speiseschrank ist Sodawasser so viel Du willst; mische Dir welches und sei glücklich."

„Stumpfer, unempfindlicher Mensch! Du fragst nicht einmal, wer sie ist?"

„Bewahre mich Gott. Ich habe so viel während dieses Monats oder länger von ihr gehört, daß ich — nimm meine Offenheit nicht übel — vorziehe, ihren Namen nicht zu erfahren. Wenn Du wieder wie gewöhnlich von ihr faseln willst, so schließe ich die Augen und höre zu. Aber mach's nicht länger, als es durchaus sein muß."

„Du Wicht!" sagte ich lachend, „sie ist eine Miß Vane — wohnt in Worcester Square, Hyde Park."

„So? Eine alte Jungfer, denke ich."

„Nun, wenn Du ihre Photographie für die einer alten Jungfer hältst, dann hast Du richtig errathen. Aber Alles, was ich sagen kann, ist, daß ich nicht mit Dir übereinstimme."

„Und was hast Du vor, jetzt zu thun? Du kennst keine Familie Vane und ich auch nicht, so sehe ich denn nicht ein, wie Du dem Ziele näher bist. Begnüge Dich mit der Adresse, gib die Geschichte auf und reiche mir meinen Tabakbeutel."

„Ich werde keines von Beiden thun, ich muß Miß Vane kennen lernen, und Du bist ein so unausstehlicher Faulenzer, daß es Dir überaus gut sein wird, Dir den Tabak selbst zu holen."

„Wie willst Du denn diesen reizenden Plan anfangen?"

„Indem ich sofort das Haus aufsuche. Ich kann vielleicht einen Schatten von ihr erhaschen."

„Armer Junge," sagte Teddy spöttisch, bedeutsam mit dem Finger seine Stirne berührend, „wie weit ist's schon mit uns gekommen!"

Von Teddy Maynard hatte man nie gehört, daß er in jemand Andern verliebt gewesen sei, als in sich selbst, und er war ganz unfähig, mit den Gefühlen anderer Menschen zu sympathisiren oder dieselben zu begreifen. Seinen Spott nicht beachtend, verabschiedete ich mich von ihm und machte mich auf den Weg nach Worcester Square, um Nummer 21 aufzusuchen.

Ich fand, wie ich vermuthete, ein hübsches, anständig aussehendes Haus, das sich durch nichts von den andern Häusern des Quadrats auszeichnete. Da es jedoch um die Zeit war, wo die Bewohner voraussichtlich beim Mittagessen waren, und Miß Vane nicht am Fenster erscheinen konnte, so war damit nichts gewonnen, wenn ich hier länger verweilte, und ich verließ meinen Posten, um mich zu einem einsamen Mittagessen im Klub zu begeben, wo ich Rath hielt mit mir selbst. Das Resultat dieser Berathung war der Beschluß, mir zuerst Gewißheit darüber zu verschaffen, ob die Dame, Miß Vane, wirklich das Original meiner Photographie war, und diesem Beschluß gemäß ging ich am folgenden Tage wieder nach Worcester Square und suchte den in jenem Stadttheil stationirten Polizeimann auf. Dieser kannte Worcester Square, wie er sagte, ganz gut und war dort in einem Hause lange in Dienst gewesen, ehe er zur Polizei gegangen. Ja, ein Mr. Vane, Obrist Vane, wohnte im Nummer 21. „Hat er Kinder?" fragte ich rasch. Ja, — Miß Vane, eine schöne junge Dame. Fuhr oder ging dieselbe manchmal aus? Ja, meistens fuhr sie mit ihrem Vater um 3 Uhr des Nachmittags spazieren. Er versicherte mir obendrein, daß er immer froh sei, eines Gentlemans Fragen zu beantworten, und während dieser Worte schloß sich seine Hand fest und zärtlich über dem halben Souvereigns, welchen ich hinein hatte gleiten lassen. Dies war soweit ganz befriedigend. Ich ging nicht zu dem ungläubigen Teddy zurück, sondern schlenderte ruhig in den Park, natürlich stets in Gedanken mit dem einen Ziele beschäftigt, das mich seit

mehreren Monaten in Spannung hielt und mich, während ich unzählige Cigarren rauchte, in hoffnungsvollen Träumen wiegend. Im Begriff, den Park wieder zu verlassen, sah ich einen offenen Wagen in raschem Schritte gegen das Gitterthor kommen. Ich trat auf die Seite, um ihn vorüber zu lassen — da wandte die Dame, die darin saß, sich nach mir um und — oh! welche Ueberraschung! Das Antlitz, das mich seit so langer Zeit im Schlaf wie im Wachen verfolgte, leuchtete mir in seinem ganzen Liebreiz entgegen. Unsere Blicke begegneten sich eine Minute, dann führte es der Wagen aus meinem Gesichtskreis, indeß ich wie angewurzelt noch lange auf derselben Stelle stehen blieb und ihm nachstarrte.

Obrist Vane und seine Tochter waren heute zu einer früheren Stunde als gewöhnlich ausgefahren, sonst hätte ich sie in den Wagen steigen sehen müssen. Jetzt würden sie wahrscheinlich im Park auf- und abfahren, es war somit Hoffnung für mich vorhanden, den Wagen nebst seiner holden Insassin noch einigemal an mir vorüberfahren zu sehen, weßhalb ich mir ein passendes Plätzchen aussuchte, wo ich sein Nahen bemerken konnte. Das Original meiner Photographie trug einen duftigen, reizenden kleinen Hut und ihr herrliches braunes Haar fiel in üppigen Locken unter demselben hervor und bildete gleichsam einen Rahmen für das liebliche Gesicht mit den glänzenden Augen.

Ihr Vater, ein hübscher, soldatisch aussehender alter Mann mit grauem Schnurrbart, saß neben ihr, und sie schien ihm aufmerksam zuzuhören, denn sie sah gerade vor sich hin, und ich erhaschte keinen Blick mehr von ihr während der Stunde, in der sie noch mehrmals an mir vorüberfuhren. Als sie den Park verlassen hatten, ging auch ich, mich mit neuen Plänen tragend, wie und wann ich die holdselige Erscheinung wiedersehen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Römische Briefe.

(Fortsetzung.)

Darauf erhielt der Spanier Payá y Rico, Bischof von Cuenca, das Wort, und versicherte zuerst in der gespreizten und phrasenhaften Manier seiner Landsleute: in Spanien habe die Unfehlbarkeitslehre immer geherrscht — dieß war nun eine offenbare Lüge, man hätte nur die Namen Tostado, Escobar, Victoria u. a. ihm entgegengehalten, an die spanischen Bischöfe und Theologen in Trient, und an die Thatsache, daß erst die Inquisition diese Lehre dort zur Herrschaft brachte, erinnern dürfen, aber in der Aula sind unmittelbare Gegenbemerkungen nicht gestattet, und die Mehrheit war über die Entdeckungen des Mannes so erfreut, daß sie ihm förmlich und mit großem Geräusch applaudirte. Dadurch ermuthigt, wandte er sich nun an die Gegner: noch sei ihnen eine kurze Frist gegeben, sich der Mehrheit zuzugesellen; wenn sie dieselbe nicht rechtzeitig benützten, bleibe ihnen nur die Wahl zwischen später, verdienstloser Unterwerfung oder — Verdammung wegen Häresie.

Die Bischöfe der Minderheit, die sich jetzt täglich theils nach Nationen, theils in internationalen Konferenzen versammeln, beschäftigen sich mit Entwerfung einer den Consensus des Episkopats als nothwendig bezeichnenden Formel, gaben dies aber bald wieder auf und beschlossen, sich jeder Aufstellung, da sie doch sicher nichts damit erreichen würden, zu enthalten. Dadurch würde, meinten mehrere, die Mehrheit, wenn es ihr um den Beitritt der Opposition wirklich zu thun sei, genöthigt sein, ihrerseits Vorschläge zu einer erträglichen Formel zu machen. Für jetzt ist das doch sehr unwahrscheinlich.

In der Sitzung am 5. d., in der es sich nach der vorausgegangenen allgemeinen Verzichtung nur um Abstimmung über das dritte Kapitel handelte, ereignete sich ein unerwarteter Zwischenfall. Schon vor einigen Tagen hatte Bischof Martin von Paderborn in seinem und einiger Kollegen Namen den Vorschlag gemacht: es möge in einem als „Monitum“ zu bezeichnenden Anhang die doktrinäre Autorität der Bischöfe, doch nur beiläufig und so, daß sie als etwas mit der persönlichen Unfehlbarkeitsprärogative des Papstes wohl Vereinbares erscheine, erwähnt werden.

Als der Papst dieß erfuhr, ward er sehr unwillig, und befahl: dem Konzil müsse ein Kanon zur Annahme vorgelegt werden, der die päpstliche Omnipotenz über die ganze Kirche in geschärfter Weise und mit dem Anathem gegen jede Abweichung ausspreche.

Die Deputation hatte nun den dritten Kanon folgendermaßen emendirt, und gedruckt vertheilen lassen: „Si quis dixerit, Rom. Pontificis Primatum esse tantum officium inspectionis et directionis et supremam ipsius potestatem jurisdictionis in universam Ecclesiam non esse plenam, sed tantum extraordinariam et mediatam — anathema sit.“ (So Einer sagt: der Primat des römischen Papstes sei nur ein Amt der Aufsicht und Leitung, und seine (des Papstes) oberste Jurisdiktionsgewalt über die gesammte Kirche sei keine volle, sondern nur eine außerordentliche und mittelbare — der sei verflucht.)

Um dem päpstlichen Befehl nachzukommen, las aber in der Sitzung der Bischof Rovlao als Deputationsmitglied denselben Kanon mit einer Verschärfung, die in der That den vollendetsten Absolutisten nichts zu wünschen übrigen ließ, die aber nicht im Druck stand, und von den meisten Bischöfen theils nicht gehört, theils nicht verstanden wurde, aber dennoch auf der Stelle

(also gegen die klare Bestimmung der Geschäftsordnung) mitvotirt werden sollte. Diese verschärfte Fassung des Kanons lautet:

„Si quis dixerit, Rom. Pontificem habere tantummodo officium inspectionis vel directionis, non autem plenam et supremam potestatem jurisdictionis in universam Ecclesiam, tum in rebus, quae ad fidem et mores, tum quae ad disciplinam et regimen Ecclesiae per totum orbem diffusae pertinent; aut eum habere tantum potiores partes, non vero totam plenitudinem hujus supremae potestatis; aut hanc ejus potestatem non esse ordinariam et immediatam sive in omnes ac singulas ecclesias, sive in omnes et singulos pastores et fideles — anathema sit. (So Einer sagt: der römische Papst habe lediglich ein Amt der Aufsicht oder Leitung, nicht aber volle und oberste Jurisdiktionsgewalt über die gesammte Kirche, sowohl in Dingen welche Glauben und Sitten, als auch in solchen, welche Disziplin und Regiment der über den ganzen Erdkreis zerstreuten Kirche betreffen; oder: er habe nur den Haupttheil, nicht aber die ganze Fülle dieser obersten Gewalt; oder: diese seine Gewalt sei keine ordentliche und unmittelbare, sowohl über alle und über jede einzelne Kirche, als auch über alle und über jeden einzelnen Hirten und Gläubigen — der sei verflucht.)

Eine schamlosere Ueberlistung eines Konzils ist wohl noch niemals versucht worden. Sofort erhob sich Erzbischof Darboy (den man irriger Weise, dem „Gaulois“ folgend, nach Paris zurückreisen ließ, wie auch die Nachricht von dem erfolgten Weggange Smors unrichtig ist), und protestirte gegen dieses Taschenspieler-Manöver. Die Legaten mußten wirklich, so demüthigend dies auch für sie war, die Sache für jetzt fallen lassen: doch wird der Zusatz in einigen Tagen wieder vorgelegt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Erdbildung.

Von Oskar Peschel ist in jüngster Zeit ein Werk: „Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde“ erschienen, dem wir folgende Stelle entnehmen:

Wer einen Blick auf die Karten wirft, welche das Antlitz unserer Erde veranschaulichen, wird in erster Linie darin nichts sehen, als ein landschaftliches, nach der Natur aufgenommenes Gemälde. Wer aber die Configuration der Länder und ihre Erhöhungen über den Meeresspiegel betrachtet und sodann auf den Karten die Aehnlichkeiten in der Natur und ihre räumliche Verbreitung ins Auge faßt, dem wird eine Landkarte auch die Bedingungen des Ursprungs solcher Aehnlichkeiten verrathen und sein mehr und mehr geschärftes Auge wird mit der Zeit dahin gelangen, in den Karten ein historisches Gemälde zu erblicken. Ihm offenbart sich nicht nur die Gegenwart, sondern auch die Vergangenheit.

Dieses angewendet auf die Inseln, so verräth die Physiognomie derselben, der gemeinschaftliche Familienzug eines Theils derselben, dem wissenschaftlichen Auge gemeinschaftliche Gründe ihrer Entstehung, so daß sich eine Art Biographie derselben von demjenigen konstruiren läßt, der die Kunst versteht, Karten zum Sprechen zu zwingen.

Die Inseln, welche einem Festlande nahe liegen, sind entweder abgesprengte Bruchstücke der nächsten Küste oder Anschwemmungen jungen Landes, oder Ablösungen eines ehemaligen Kontinentalgebietes durch langsame Senkung desselben unter den Meeresspiegel. Die eigentlichen Küsteninseln, welche während der Hebung der Erdoberfläche als Trümmer sich abgelöst haben, sind nur in den hohen Breiten anzutreffen. Dagegen offenbaren andere Inseln durch ihre Gliederung und hauptsächlich durch ihre Größe einen völlig verschiedenen Ursprung, nämlich die Ablösung vom Festlande durch örtliche Senkungen. Dieß ist z. B. bei Großbritannien und Irland der Fall; die geringe Meerestiefe zwischen denselben und dem europäischen Festlande beweist, daß sie ihren insulären Charakter lediglich einer Senkung verdanken. Wann aber fand die Senkung statt? Die Pflanzengeographie kommt uns hier zu Hülfe und gibt uns die Antwort, daß dieß vor verhältnißmäßig kurzer Zeit (geologisch gesprochen) geschehen sein mußte; denn die britischen Inseln besitzen alle wilden europäischen Gewächse, die im dortigen Klima fortkommen; ebenso auch alle wilden europäischen Thiere. Zur Zeit also, da die jetzigen Pflanzenformen und Thierarten sich über Europa verbreiteten, mußten Großbritannien und Irland mit dem Kontinente noch zusammenhängen.

Andererseits gibt uns die Betrachtung der Pflanzen- und Thierformen Australiens die Gewißheit, daß dieser Welttheil einst mit Asien zusammenhing. Auch hier läßt sich die Zeit der Trennung annähernd bestimmen; sie muß in der tertiären Periode stattgefunden haben. Damals hatten Asien und Europa noch Beutelthiere und Eukalypten mit Australien gemein; nach Auflösung des trockenen Zusammenhangs aber blieb das auf sich selbst angewiesene Australien in seiner Entwicklung zurück, „so daß ein Europäer, der jetzt Australien betritt, dort die abgelegten und altmodisch gewordenen Trachten der Thiere und Pflanzen wiederfindet, die seinem heimathlichen Welttheil zu tertiären Zeit noch nicht fremd waren.“ So läßt sich aus der Beschaffenheit der Flora und Fauna eines Erdraums ein Theil Geschichte desselben konstruiren.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gedicht des Kardinals v. Geissel.

In dem vom Domkapitular Dumont herausgegebenen, in der M. Du-Mont-Schauberg'schen Buchhandlung so eben erschienenen 3. Bande der „Schriften und Reden von Johannes Kardinal v. Geissel, Erzbischof von Köln", findet sich Seite 648 ein bisher nicht gedrucktes Gedicht aus dem Jahre 1828, dessen Abdruck mit Rücksicht auf die gegenwärtige Zeitlage unsere Leser interessiren dürfte.

Das Lied von den „Armegecken".

Es kamen die „Armegecken"*)
Vor Alters ins deutsche Land
Und zogen umher zum Schrecken
Mit Sackmann und Mord und Brand.
Da hob aus Burgen und Flecken
Das Volk sich zum harten Strauß
Und jagte die Armegecken
Mit Kolben zum Land hinaus.

Darauf kamen die „Wälschen Schinder"**)
Heraus an den deutschen Rhein
Und schändeten Weib und Kinder
Und würgeten Groß und Klein.
Die rheinischen Städte erhuben
Mit Macht sich zum blut'gen Strauß
Und jagten die „Bösen Buben"
Mit Spießen zum Land hinaus.

D'rauf raste des Melac Bande***)
In die schöne Pfalz herein
Und machte die rheinischen Lande
Mordbrennend zu Wüstenei'n.
Da griffen die Fürsten zum Schwerte,
Zu rächen den blutigen Hohn,
Und jagten von deutscher Erde
Die Mordbrennerbande davon.

D'rauf kamen die Carmagnolen†)
Und Grippe-Kommissäre wohlbewährt,
Die haben die Glocken gestohlen,
Stall, Keller und Speicher geleert;
Sie wollten als Ohnehosen
Die deutschen Männer am Rhein,
Um so auch würdig der großen
Glorreichen Nation zu sein.

D'rauf flogen im Adlerfluge
In Deutschland stolz sie umher
Und lagen nach jedem Zuge
Aussaugend im Lande schwer.
Doch ob sie's auch lang' getrieben
Mit wälschen Pratiquen behend,
Es ist von Bestand nicht geblieben,
Der Spuk nahm zuletzt ein End'.

Es hoben in allen Gauen
Sich Volk und Fürsten zu Hauf
Und schlugen mit Gottvertrauen
Des Vaterlandes Banner auf,
Und stürzten sich todesmuthig
Hinein in den heil'gen Strauß
Und jagten die Dränger blutig
Zum deutschen Lande hinaus.

Will Wälsch-Hahn wieder uns necken
Und kollert: „Zum Rhein, zum Rhein!"
Wir lassen uns nicht mehr schrecken,
Deutsch ist und bleibet der Rhein;
Und wagen's sie's wieder, die kecken,
Stolzen Schreier und kommen heraus,
So jagen die wälschen Gecken
Zum fünften Mal wir nach Haus.

*) Die Armagnaken, Kriegsbanden des Herzogs von Armagnac, von den deutschen Chroniken scherzhaft „die Armegecken" genannt, machten, von Karl VII. geschickt, ihren ersten Raubzug an den Rhein im Jahre 1439. Siehe J. Geissel, der Kaiser-Dom zu Speier, I. 247—250.

**) Den zweiten Zug der „Wälschen Schinder" und „Bösen Buben", welchen Namen sie durch ihre Thaten am Rhein in hohem Grade verdienten, setzen die Chroniken ins Jahr 1444.

***) Unter Ludwig XIV. im orleans'schen Erbfolgekrieg 1686—1693.

†) In der französischen Revolution seit 1789.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 156:

An dieses Räthsel unverzagt,
Nicht säume ich, wird's frisch gewagt,
Mit jenem „Tajo", Spaniens Fluß,
Ich bald die Lösung finden muß;
Zitir' zugleich die schöne Zeiten
Herbei, wo glaubt man viel zu leiden
An jenem alten griech'schen Brocken,
Ermüdend fand am Buch zu hocken,
Lief lieber auf der Straß' umher;
Mancher d'rum kennt kein „Jota" mehr.

G.

Gleich richtig gelöst von G. M.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers L. Mattland.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 164 Samstag, 23. Juli 1870.

Die weiße Camellie.

(Fortsetzung.)

4. In der Oper.

Ich beschloß, wieder zu Maynard zu gehen, und traf ihn glücklicher Weise im Künstlerklub, von dem wir Beide Mitglieder waren.

Er rauchte wie gewöhnlich, und seine erste Bemerkung war: „Nun, alter Knabe, wie steht's?"

„Ich habe sie so eben gesehen —"

„O, abermals und immer wieder „Sie"! Ich glaubte, Du hättest die Geschichte ganz vergessen", sagte er lachend.

„Dann hast Du Dich eben sehr geirrt, mein Junge. Ich habe sie so eben gesehen — sie fuhr im Park spaziren — ich habe sie sogar mehrmals gesehen und es war himmlisch!"

„Ach! es war himmlisch, so? Und was wirst Du nun zunächst beginnen?"

„Das ist's gerade, was ich wissen möchte — ich weiß wahrhaftig nicht, was ich thun soll. Kannst Du mir keinen vernünftigen Rath geben?"

„Werfe Dich vor die Räder ihres Wagens, und wenn die Hufe ihrer edlen Pferde Dir Dein Herzblut austreten, dann rufe ihr zu, daß Du sie liebst." So sprechend, schwenkte Teddy seine Cigarre ganz theatralisch, und lehnte sich alsdann in seinen Sessel zurück, als wenn die Anstrengung zu viel für ihn gewesen wäre.

„Mache keine dummen Witze, sondern sage mir, was ich thun soll."

Teddy, der, was das Herz anbelangte, ein Prachtexemplar war, machte eine ernsthafte Miene, sann nach und sagte dann:

„Ich hab's. Schreib ihr!"

„Ihr schreiben?"

„Ja."

„Aber ich kenne sie ja nicht, und sie wird mir niemals solch' eine Unverschämtheit verzeihen."

„Thut nichts; riskire es. Das ist mein Rath, und wenn Du den nicht befolgen willst, weßhalb, zum Teufel, fragst Du mich darum?"

„Ich denke, ich will es thun," sagte ich sinnend.

„Das ist recht," sagte Teddy in ermuthigendem Tone. „Schreibe und sage wer Du bist; ich würde nicht meinen wahren Namen nennen, sie aber wissen lassen, daß Du ein Gentleman bist, und daß sie die Aussicht hat, Lady Harcourt eines Tages zu werden. Sage, daß Du die Dinge nicht überstürzen, sondern mit Ruhe abwarten willst, bis Du das Glück hast, eine der Etikette gemäße Vorstellung bei ihrem Vater zu erlangen, und" — hier stockte er einen Augenblick, „und frage sie, ob sie, wenn sie Dir nicht zürnt, nicht an einem Abend in dieser oder einer der nächsten Wochen in die Oper kommen würde, wo Du jeden Abend hingehen, und wobei Du eine weiße Camelie im Knopfloch tragen wollest. Da hast Du Deinen Plan, fein ausgesonnen und ausgesponnen, und Du bist der undankbarste Mensch von der Welt, wenn Du ihn nicht ausführst."

Ich schreckte einen Augenblick zurück vor diesem Vorschlag, dessen Kühnheit mir große Bedenklichkeiten einflößte, und nachdem ich Teddy gedankt hatte, ging ich in meine Wohnung, um darüber nachzudenken.

Es war in der That ein verrückter Plan, wenn auch nicht verrückter als mein leidenschaftlicher Kummer, nachdem ich die Photographie gesehen hatte. Zwei Tage schwankte ich hin und her, bald mit aller Energie gegen die Thorheit des Planes ankämpfend, wieder fühlend, daß es eine Unmöglichkeit für mich sei, ruhig abzuwarten, bis ein glücklicher Zufall ein Zusammentreffen in Gesellschaft mit Miß Vane herbeiführen würde. Ein Mädchen mit solchen Augen, dachte ich, mußte romantisch sein, und sicherlich würde die ganze Romantik ihres Charakters mir zu Hülfe kommen, wenn sie erfuhr, wie lange ich ihr Bild angebetet, wie unermüdlich ich nach dem Original gesucht hatte.

Zwei Tage wartete ich im Park auf sie, und dann beschloß ich, Teddy's Rath zu befolgen. Unsere Familie war in früheren Zeiten wegen ihres raschen, energischen Handelns, wenn einmal etwas entschieden worden, berühmt gewesen, und ich machte keine Ausnahme in der gewöhnlichen Regel. Es wurde also ein Brief, ganz nach Teddy's Entwurf, geschrieben, und am folgenden Tag abgesendet. Ich nannte meinen Namen nicht, da ich Miß Vane's Unwille fürchtete, und so konnte der Briefe, selbst wenn er in andere Hände gerieth, kein Unheil anstiften. Natürlich würde sie mich sehen, wenn sie in die Oper ging, allein ich war überzeugt, daß

wenn sie auf die Verabredung einging, sie nicht so unfein handeln und mich verrathen würde. Es fanden vier Opern in Covent Garten im Laufe der folgenden Woche statt, und an einer dieser Vorstellungen hatte ich sie gebeten, zu erscheinen. Ich wollte dort sein mit der weißen Cameliè, und würde ihr Erscheinen als ein Zeichen ansehen, daß sie mir nicht zürne, sondern meine Einführung bei ihr in einer passenden, der Sitte gemäßen Form, gestatte.

Mit heftig klopfendem Herzen nahm ich meinen Sitz im Parterre der Oper am ersten der bestimmten vier Abende ein. Meine Ungeduld hatte mich viel zu früh ins Theater getrieben, und nur wenige Personen außer mir waren dort. Diese fixirte ich aufmerksam durch mein Opernglas, und als die Logen, Gallerien &c. sich anfüllten, da widmete ich meine Zeit ganz der Prüfung ihrer Inhaber, ohne auch nur einen Ton der herrlichen Musik einer zum Erstenmale aufgeführten Oper zu hören, und meine Nachbar müssen mich für einen Barbaren ohne allen Sinn für Musik gehalten haben. Aber mein Suchen war vergeblich. Mein Blick flog umsonst die glänzenden Reihen auf und nieder, welche sich wie ein Regenbogen vor mir ausbreiteten. Ich sah manches schöne Gesicht, manches strahlende Auge mit ernstem Ausdrucke auf die Bühne gerichtet, gold- und braunhaarige Schönheiten, wie Königinnen auf ihren Sitzen thronend, aber nirgends konnte ich das Gesicht entdecken, das ich suchte. Am ersten Abend jedenfalls hat sie es nicht für passend gehalten, zu kommen, dachte ich, und so wartete ich nur, bis der erste Akt aus war, um mich bitter getäuscht nach Hause zu begeben.

(Fortsetzung folgt.)

Das französische und das deutsche Heer.

Von Julius v. Wickede.

Die französische Armee ist entschieden für den Kampf im Felde sehr kriegstüchtig ausgerüstet, und da man in Frankreich seit des jetzigen Kaisers Regierung für alles, was das Heer anbetrifft, keine Kosten scheute und selbst mitunter das Geld mit vollen Händen fortwarf, auch sich in den vielen Feldzügen unter der Herrschaft des Mannes, der bei seiner Thronbesteigung öffentlich verkündete: „L'empire c'est la paix," mannigfache Erfahrungen hierin sammeln konnte, so hat man viel Gutes und Nachahmenswerthes erreicht.

Betrachten wir nun zuerst die Infanterie, als sowohl der Zahl wie auch der Verwendung nach die Hauptstärke des Heeres bildend.

Die Uniformirung ist leicht, weit und bequem und, da man die Erfahrung in Algerien und Italien besonders dabei berücksichtigte, vorzugsweise für ein heißes Klima berechnet. Die Tunique oder Waffenrock ist eine kurze, weite Jacke und bei Sommerhitze dem etwas zu engen preußischen Waffenrocke entschieden vorzuziehen. Da dieser Feldzug wahrscheinlich nur im Sommer stattfinden wird, so wäre es vielleicht zweckmäßig, wenn unsere deutsche Infanterie ihren Waffenrock ganz zu Hause ließe und nur im leinenen Kittel oder der Blouse und mit dem darüber gehängten Mantel versehen ausmarschirte.

Wir werden in großer Hitze entschieden anstrengende Märsche zu machen haben, und da viele Mannschaft, die so eben erst wieder zur Fahne berufen wird, im Marschiren noch so nicht recht geübt sein kann, so empfiehlt sich nur möglichst leichte Bekleidung und Bepackung sehr dringend. Ein Hemd und ein Paar Schuhe, dazu der Mantel und die Patrontasche, weiter sollte der Soldat im jetzigen Feldzuge bei den Eilmärschen nichts zu tragen haben; alles Andere muß zurückbleiben oder nachgefahren werden. Rüstet man unsere Infanterie nur in dieser Art aus, so ist sie eben so zweckmäßig wie die französische für den Krieg uniformirt. Ob das französische Käppi oder die preußische Pickelhaube für den Krieg vorzuziehen ist, besteht noch als offene Streitfrage. Leichter und bequemer ist ersteres, gegen Regen, Wind und feindliche Kolbenschläge oder Schwerthiebe aber besser schützend entschieden letzterer. Will man die Pickelhaube zurücklassen, so ersetzt die preußische Feldmütze wohl so ziemlich das französische Käppi, zumal wenn die Soldaten sich an die Mütze dann einen Schirm, der besser gegen die Sonne schützt und das Zielen erleichtert, befestigen.

Die preußisch-deutschen Infanteristen sind mit dem schon erprobten Zündnadelgewehr, die Franzosen mit dem Chassepotgewehr bewaffnet. Jede dieser beiden Arten von Waffen hat ihre besonderen Vorzüge; welche sich am meisten im großen Kriege bewähren wird, muß die Erfahrung erst zeigen. Das Chassepotgewehr soll oft versagen und auch sonst mancherlei Zufälligkeiten ausgesetzt sein. Zu fürchten brauchen unsere deutschen Infanteristen diese Chassepotgewehre nicht im Mindesten und können durchaus mit gerechtem Vertrauen auf ihre Zündnadelgewehre in den Kampf gehen. Die französischen Infanteristen schießen mit einzelnen Ausnahmen fast durchweg schlecht, geben sich keine Mühe mit richtigem Zielen, legen kaum das Gewehr fest an, und finden ein Vergnügen daran, recht viel unnütz in die Luft zu knallen, woran sie die Offiziere bei dem angebornen Leichtsinne so vieler Franzosen kaum verhindern können. Man lasse die Franzosen mit ihren Chassepots nur wild und ungeordnet verstürmen und in die Luft knallen, erwarte sie ruhig und fest, gebe aus größerer Nähe dann einige gehörige, wohlgezielte Salven, wobei man besonders auf die Offiziere zielt, und dann mit dem Bayonnet und dem Kolben fest geschlossen gehörig drauf, und man wird sehen, daß es mit dem so viel ausposaunten französischen Ungestüm einer wirklich

fest disziplinirten, wohlgeschossenen Truppe gegenüber auch nicht so weit her sein wird. Deutsche Kraft, Besonnenheit und Mannszucht kann, wird und muß es mit dem französischen Ungestüm entschieden aufnehmen. Die besten französischen Fußtruppen sind übrigens die Chasseur à pied, welche die so oft genannten Zuaven in ihrer Brauchbarkeit für den ernsten, größeren Kampf entschieden übertreffen. Die 4 Voltigeur-Regimenter der Garde, dann die 20 Chasseur-Bataillone à pied werden entschieden die beste leichte Infanterie sein, die Frankreich jetzt uns gegenüber stellen kann. Unsere Jäger und Füsiliere werden ihnen schon, besonders was sicheres und dabei schnelles Schießen anbelangt, mehr als gewachsen sein.

Die jetzt viel genannte französische Mitrailleuse oder Kugelspritze, von der jedes Infanterie-Bataillon ein Exemplar mit sich führen soll, kennen wir nicht, um ein Urtheil darüber abgeben zu können. Erfahrene Sachkenner dieser Waffe haben uns aber versichert, das Ganze sei mehr eine Spielerei als für den Krieg von wirklich practischer Bedeutung, und auch im französischen Heere scheint man vielfach gleicher Ansicht zu sein. Die Mitrailleuse soll schwer zu transportiren und langsam aufzustellen sein, und wo man sie gebrauchen kann, da kann auch ein leichtes Geschütz zur Anwendung kommen, das eben so schnell und dabei doch noch sicherer schießt.

Im Tirailliren ist die französische Infanterie durchweg schnell und gewandt und jeder Soldat selbstthätig ausgebildet; alle geschlossenen Bewegungen hingegen werden sehr unordentlich, locker und trotz der anscheinenden Schnelligkeit doch nur langsam ausgeführt. Es wird viel unnützer Lärm dabei gemacht, und unsere deutschen Offiziere und Soldaten müssen sich nur anfänglich nicht davon verblüffen lassen.

Marschiren thut die französische Infanterie durchweg rasch und ausdauernd; die älteren Soldaten sind darin wohl geübt und leisten sehr Tüchtiges. Auch im Bivouakiren, dann in der zweckmäßigen Anlegung von Lagern, im schnellen Aufschlagen von Zelten und Hütten Kochen, kurz, in dieser ganzen Art von Feldleben leistet die französische Infanterie durchweg Vortreffliches, und man erkennt darin so recht besonders die reiche Schule der Erfahrung, die sie seit 1830 in Algerien und anderwo gemacht hat. Hierin ist sie unseren deutschen Truppen anfänglich entschieden überlegen; doch werden wir es bei nur einiger Uebung bald ebenso weit bringen, wie sich dies zuletzt im Feldzuge von 1866 zeigte.

Die vielen gebildeten, geistig gewandten und nachdenkenden Soldaten, welche wir durch die allgemeine Wehrpflicht in den Reihen unseres Heeres zählen, ersehen hierin die mangelnde Uebung und helfen ihren minder gewandten Kameraden leicht mit durch. Der Vorposten- und sonstige Felddienst wird bei der französischen Infanterie stets sehr nachlässig und selbst oft unverzeihlich liederlich betrieben. Die Leute und selbst die Offiziere sind hierbei viel zu sorglos und übermüthig und verlassen sich auf ihre Ueberlegenheit dem Feinde gegenüber. Wenn hierin unsere leichten Truppen nur schnell, gewandt und recht energisch vorgehen, wird es ihnen an manchen guten Erfolgen sicherlich nicht fehlen; davon sind wir fest überzeugt. Wir dürfen es übrigens an der strengsten Wachsamkeit und dem pünktlichsten Vorpostendienste den Franzosen gegenüber keinen Augenblick fehlen lassen, da diese zu kecken, unternehmungslustigen Expeditionen stets sehr geneigt zu sein pflegen und alles Andere lieber als Thatenlosigkeit und Langeweile ertragen. Die Zuaven und Chasseurs werden unsere Vorposten stets schon gehörig in Athem erhalten, und es gilt nur, sie dann auch gebührend zu empfangen. Je nachlässiger die Franzosen selbst gewöhnlich im Vorpostendienst zu sein pflegen, desto überraschter und verwirrter sind sie häufig, wenn sie auf einen wachsamen Feind stoßen und statt zu überraschen nun selbst überrascht werden. Besonders auch im nächtlichen Kampfe ficht die französische Infanterie bei ihrer Lotterheit und Hang zur Indisziplin selten recht fest und ausdauernd.

Die französische Artillerie ist entschieden die tüchtigste Waffengattung des Heeres. Die Offiziere sind praktisch erfahren und theoretisch ausgebildet, und die Mannschaft besteht aus kräftigen, ausgesuchten Leuten, die eine Art Elite des Heeres bilden. Unsere braven deutschen Artilleristen werden somit schon sehr ebenbürtige Gegner in den Franzosen finden, mit denen sich so recht im ernsten Kampfe der Waffen zu messen eben so viel Vergnügen macht wie Ehre bringt. Frankreich wird unzweifelhaft eine starke Artillerie mit in diesen Krieg bringen und von den 157 bespannten Batterieen des Heeres mit 942 Geschützen werden wohl über die Hälfte, ja, fast an zwei Drittel jetzt gegen uns Deutsche losdonnern. Nun, glücklicher Weise können wir ihnen jetzt auch eine tüchtige, ebenbürtige Waffe entgegensetzen. Die Geschütze, welche die französische Artillerie jetzt mit ins Feld nimmt, werden wohl durchgängig gezogen sein.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Erdbildung.

(Fortsetzung.)

Oft kann auch die bloße örtliche Lage einer Insel über ihren Charakter und damit über ihre Entstehung Aufschluß ertheilen. Die eigentlich vulkanischen Inseln und solche, welche in der Nähe derselben liegen, lagern sich, wo sie in Gruppen auftreten, in einer Kurve, deren dem Ozean zugekehrte Seite gewölbt, während die Festlandseite hohl ist. Dieß gilt selbst da, wo größere Zwischenräume zwischen ihnen und dem Festland liegen. So errieth Humboldt die vulkanische Natur der Revilla

lazigeds-Inseln durch Verlängerung der Kurve, welche die mexikanischen Vulkane verbindet, in das stille Weltmeer hinaus.

Inseln, welche nicht in der Nähe des Festlandes, sondern auf hohem Meere liegen, sind entweder von Korallen gebaut oder steigen als Vulkane auf. Die Korallen, welche nur in erwärmtem Seewasser leben können, bauen nur aus mäßigen Tiefen. Wo daher das Senkblei in der Nähe solcher Inseln in große Tiefen sinkt, läßt sich eine Senkung des Baugrundes annehmen, welche die Korallen dann veranlaßte, ihren Bau höher aufzuführen. „So erscheinen uns denn die Koralleninseln als der letzte Versuch der Natur, ein untergegangenes Festland vor dem völligen Verlöschtwerden zu retten."

Inseln auf hohem Meere und außerhalb der Korallenzone sind aus vulkanischem Grunde erhoben. Eine scheinbare Ausnahme macht die Insel Anticosti im Lorenzmeerbusen Canadas, welche weder vulkanisch noch von Korallen gebaut ist. Der Umstand, daß auf ihr keine Frösche noch Schlangen zu finden sind, löst das Räthsel und widerspricht nicht nur dem aufgestellten Gesetze, sondern gibt auch noch Aufschluß über die Entstehungszeit dieser Insel. Anticosti war bereits vom Festland abgetrennt, bevor noch die Batrachier in der Schöpfung auftraten. Es ist ein uraltes Stück Schöpfung, abgetrennt von einem silurischen Festland.

Diese Ergebnisse klären uns über einen lang gehegten Irrthum auf, demgemäß der Boden des Meeres dieselben Rauhheiten zeige, wie unsere Erdoberfläche, deren Unebenheiten großentheils den verheerenden Kräften des Luftkreises zuzuschreiben sind. Unsere Meßwerkzeuge lassen uns in der That statt der von früheren Geologen vermutheten Seegebirge und Seethäler allmälige Bodenanschwellungen, Terrassenbildungen in der Tiefe des Meeres finden.

Aber auch die Betrachtung der Thier- und Pflanzenwelt der Inseln gibt uns — wie wir zum Theil im Bisherigen schon gesehen — historische Aufschlüsse über die Entstehung derselben. Jede Thier- und Pflanzenart geht von einem Vorbereitungszentrum aus und entsendet ihre Nachkommen so weit als die Bedingungen des Daseins sich günstig finden, oder bis eine natürliche Schranke, ein Meer oder ein Gebirgszug sich entgegensetzt. Die Verbreitung der Thiere und Gewächse geschieht auf dreierlei Weise: durch Wandern, Schwimmen oder Fliegen. Neu aufgetauchte Inseln werden daher in erster Linie nur von solchen Thieren erreicht werden, welche fliegen. Der Umstand, daß auf den polynesischen Atollen (ringförmige Koralleninseln mit einem Binnenwasser) sich keine Schlangen, keine Frösche noch Kröten finden, ja nicht einmal vierfüßige Thiere, solche ausgenommen, welche durch Seefahrer dahingebracht worden, beweist uns die verhältnißmäßige Jugend dieser Inseln. Ausnahmen werden nur durch besonders günstige zufällige Umstände herbeigeführt. So erzählt Lyell, daß einst eine Boa Konstriktor um einen frisch abgerissenen Cedernstamm geringelt nach der antillischen Insel St. Vincent angeschwommen kam. Sie wurde glücklicherweise bemerkt und getödtet. Wäre dieß nicht geschehen und das Thier ein trächtiges Weibchen gewesen, so würde man aus dem Vorhandensein von Schlangen auf dieser Insel den falschen Schluß gezogen haben, daß sie zur Zeit des Auftretens der Reptilien in der Schöpfung mit dem Festlande noch zusammenhing.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Joseph Strauß †.] Einer der populärsten und sympathischsten Wiener Künstler, der Kapellmeister Joseph Strauß, ist am 22. d., Mittags halb 2 Uhr, seinem längeren Leiden erlegen.

Zwei Berliner Kaufleute, Weingroßhändler Schlieben und Kaufmann E. Drebeck, haben dem Komite zur Verabreichung von Erfrischungen an die nach dem Westen abfahrenden und durchpassirenden Truppen auf dem Potsdamer und Anhalter Bahnhof sofort 1800 halbe Flaschen Wein, Cognac und Bischof überwiesen. Die Flaschen führen das Etiquett:

Sie dürfen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein!
Einstweilen thut Euch laben,
Und dann haut wacker drein!

Die Berliner.

Aus Eberstadt bei Darmstadt, 20. Juli, schreibt man: Von Seiten der hiesigen Firma „J. Hölzl" ist ein Preis von 100 fl. demjenigen Soldaten unserer großherzoglichen Division ausgesetzt worden, der das erste französische Chassepot-Gewehr im Gefecht erobert und mit Bescheinigung von Seiten seines nächsten Vorgesetzten hierher abliefert. Das Gewehr wird nach Ausbezahlung der Prämie nach Wunsch zurückgegeben werden.

Im Malkasten zu Düsseldorf (Künstlergesellschaft), wurde der folgende nicht schlechte Witz gemacht. Man behauptete, die Franzosen seien im Begriff, am Rhein eine „Moltkenkur" zu nehmen. Wenn es ihnen nur gut bekommt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Maillandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 165 Montag, 25. Juli 1870.

Die weiße Camelie.

(Fortsetzung.)

Den nächsten Tag hatte ich nicht den Muth, in den Park zu gehen, ging aber am Abend pünktlich zur Zeit des Anfangs in die Oper. Ich wurde abermals getäuscht — Miß Vane, die über meine Zudringlichkeit zu zürnen schien — war nicht anwesend. Ich eilte nach der Vorstellung zu Maynard und machte ihm Vorwürfe wegen seines Rathes; er war aber nicht aus seinem Phlegma zu bringen, sondern schickte mich fort und rieth mir, mich in einer Narrenanstalt zu melden. So blieb mir denn nichts übrig, als geduldig den dritten Abend abzuwarten, und in die Oper zu gehen, wo ich meinen Sitz mit so sicherer Ueberzeugung einnahm, daß Miß Vane nicht erscheinen werde, daß ich diesmal weniger unmuthig aus dem Theater ging, wie die beiden vorhergehenden Abende. Es blieb mir noch eine Nacht, noch eine Chance für mich und meine weiße Camelie, und ich gab noch nicht völlig die Hoffnung auf, daß sie kommen werde.

Am vierten Abend war ich genöthigt, einem Diner bei einem alten Freunde meines Vaters anzuwohnen, der lange Jahre in Canada gewesen und sich jetzt in seinem Heimathlande niedergelassen hatte. Er besaß keine Familie, hatte ein schönes Haus gemiethet, und war bestrebt, mir seine Zuneigung auf jede nur mögliche Art zu beweisen. Ich war deßhalb genöthigt gewesen, seine Einladung anzunehmen, hoffte jedoch, daß Mr. Laurence mich zur Zeit des Theaters entlassen würde, und war deßhalb auf's Angenehmste überrascht, als Mrs. Laurence mir im Empfangszimmer entgegenkam und sagte: „Mein Gemahl wird sich bei Ihnen entschuldigen, Mr. Harcourt; er ist genöthigt, gleich nach Tisch wegen eines wichtigen Geschäftes auszugehen, und da ich nicht erwarten kann, daß es mir gelingen würde, Sie den ganzen Abend zu unterhalten, so habe ich eine Loge in der Oper genommen; wollen Sie dieselbe benützen?"

„Mit größtem Vergnügen," sagte ich, „obgleich ich mich auch hier nicht gelangweilt hätte."

„Nun, ich will nur gestehen, daß mein Vorschlag nicht so ganz ohne Selbstsucht ist. Ich gehe nämlich sehr selten ins Theater, da mein Gatte sich nichts aus Musik macht, und bin deßhalb froh, wenn ich Jemanden finde, der mich begleitet. Wir werden aber nicht allein sein; ich habe noch eine junge Dame eingeladen, deren Bekanntschaft zu machen, Ihnen aber sicherlich nur angenehm sein wird, denn sie ist ein schönes, liebliches Mädchen."

In diesem Augenblick kam Mr. Laurence herbei, und gleich darauf wurde das Essen aufgetragen.

Dieses Arrangement schien mir ein sehr glückliches für mich zu sein, und als die Stunde herbei kam, benützte ich einen Augenblick, wo Mrs. Laurence im Nebenzimmer ihren Mantel umlegte, um schnell die Camelie in das Knopfloch meines Rockes zu stecken und sorgfältig unter dem lichten Ueberzieher zu verbergen.

Als wir am Portal von Covent Garden anfuhren und dann in den Vorsaal eintraten, sagte Mrs. Laurence: „Ich wette, der Obrist ist mit Edith schon da; wenn ich nicht irre, habe ich ihren Wagen gesehen."

„Der Obrist und Edith!" — Dies fuhr mir wie ein Stich durch's Herz, denn ich mußte unwillkürlich an ihren Vater denken, und da wir uns schon der Loge näherten, sagte ich zu Mrs. Laurence: „Sie sprachen so eben von einem Obrist; darf ich fragen, wie er heißt?"

„Obrist Vane, ein alter Freund meines Mannes. Er hat lange in Quebeck gelebt und Edith ist sein einziges Kind."

Ich wunderte mich oft nachher, wie es mir möglich war, eine solche Selbstbeherrschung zu üben bei dieser Nachricht, und mich nicht durch einen lauten Ausruf zu verrathen. Edith Vane! Dies also war der Name meines Idols und noch nie hatte ein Name so wohlklingend an mein Ohr getönt. Nur noch wenige Minuten und ich sollte ihr gegenüber stehen! Plötzlich erinnerte ich mich meines Briefes und der Camelie. War sie wohl aus eigenem Antrieb an diesem letzten Abend gekommen oder veranlaßt durch die Aufforderung meiner mütterlichen Freundin? Gerade in dem Augenblick, wo wir die Logenthüre erreichten, riß ich die Camelie aus meinem Knopfloch; ich sollte ihr jetzt in aller Form vorgestellt werden und beschloß daher, mich nicht als den Schreiber des Briefes zu erkennen zu

geben. Wir traten in die Loge; die gewöhnliche gegenseitige Vorstellung fand statt und Obrist Vane verließ uns, indem er die Damen meinem Schutze empfahl. Sie hatten einander sehr viel zu sagen, und ich saß während einiger Zeit, mir selbst überlassen, im Hintergrund der Loge, vollkommen zufrieden damit, Edith anblicken zu können. Hatte ich die Photographie schon für schön gehalten, wie viel mehr erregte jetzt das Original meine Bewunderung, wo ich es in voller Toilette sah! Ich war ganz froh, daß mir Zeit gegeben war, mich zu fassen, meine Gedanken zu sammeln und zugleich Edith's Gesicht in der Wirklichkeit, wie ich es jetzt von der Seite sah, mit der Photographie zu vergleichen.

(Schluß folgt.)

Das französische und das deutsche Heer.

(Fortsetzung.)

Das System La Hitte ist jetzt in der französischen Artillerie angenommen und wird solche nur mit Vorderladungsgeschützen in den Krieg marschiren. Man hat nach vielfachen Versuchen und Abänderungen, die besonders in der Artillerie von Frankreich stets stattfanden, sich jetzt entschieden, mit gezogenen Vorderladungs-Zwölfpfündern und für den leichten Dienst der Artillerie mit gezogenen Vorderladungs-Vierpfündern in den Kampf zu ziehen. Wie sich diese Geschütze bewähren werden, muß erst die Erfahrung zeigen. Die Bespannung der Artillerie ist stark, aber plump und langsam. Wir glauben entschieden, daß die preußisch-deutsche Artillerie schneller fährt und gewandter manövrirt als die französische und mit Leichtigkeit Terrainhindernisse überwinden wird, vor welchen die französischen Fahrkanoniere stocken. Alles, was mit Pferden zu thun hat, ist und bleibt nun einmal in Frankreich höchst mittelmäßig, wenn wir dabei auch nicht verkennen wollen, daß gerade hierin, seit der Regierung des Kaisers ganz besondere Fortschritte eingetreten sind. Wenn die französische Artillerie nur erst 4 Wochen im Felde einen recht angestrengten Dienst hat, wird die Hälfte ihrer Pferde schon unbrauchbar sein.

Die französische Reiterei ist trotz aller Sorgfalt, welche der Kaiser unläugbar gerade dieser Truppengattung seit seiner Regierung zugewandt hat, entschieden der mittelmäßigste Theil des französischen Heeres. Zwar fehlt es den Reitern nicht an ungestümem Muth und sie werden, unter lautem Geschrei ihre langen Stoßpallasche über den Köpfen schwingend, wild und verwegen genug drauf losjagen, allein die Hälfte von ihnen hat ihre Pferde dann nicht mehr in der Gewalt, und muß sich diesen willenlos überlassen.

Unsere preußische Reiterei manövrirt zehnmal gewandter als die französische, davon kann man sich bei jedem Friedensmanöver schon jetzt überzeugen, und der Krieg wird diese Ueberlegenheit erst recht in ihrer vollen Bedeutung zeigen. Wenn bei einem Zusammenstoß preußisch-deutscher und französischer Kavallerie erstere nur einige schnelle und gewandte Manöver macht, so werden die Franzosen ungestüm vorbeistürmen, sehr bald in Unordnung kommen, ihrer Pferde nicht recht mächtig mehr sein und so bald besiegt werden können. So gewandt daher viele französische Reiter auch ihre Pallasche zu führen verstehen, so schlecht und erbärmlich reiten sie, und sind deßhalb lange nicht so gefährliche Gegner, als es sonst den Anschein haben dürfte.

Die besten und entschieden am meisten zu beachtenden französischen Reiter werden unzweifelhaft die Chasseurs d'Afrique sein, die, fast nur aus Freiwilligen bestehend, mit kleinen ausdauernden orientalischen Hengsten beritten, durch ihren beständigen Felddienst in Algerien sehr gewandt und kriegsgeübt geworden sind. Ob die orientalischen Spahis mit zur Verwendung gegen Deutschland kommen werden, muß die Zeit erst lehren. Aehnlich sähe es zwar diesem Napoleon, daß er im Namen der Civilisation und Humanität jetzt diese Turcos und Spahis, die aus den wildesten und verlorensten Söhnen Algeriens bestehen, gegen uns friedliche Deutschen hetzen wird. Es ist dies eine Schande, wie sie gar nicht größer gedacht werden kann, eben so wie 1859 in Italien die Turcos die wildesten Gräuel sowohl gegen die Oesterreicher, als auch gegen die italienische Bevölkerung, der sie angeblich als Bundesgenossen dienen sollten, ziemlich ungestraft verüben durften.

Die französische schwere Reiterei ist mit zwar plumpen, aber starken Pferden normannischer Race recht gut beritten und hat darin keinen Nachtheil gegen die deutsche.

Bei der sehr schlechten Pferdewartung, durch welche die französische Reiterei sich von je her zu ihrem großen Nachtheil stets ausgezeichnet hat und die auch jetzt trotz aller Sorgfalt des Kaisers noch fortbesteht, wird die französische schwere Kavallerie bei nur wenigen Wochen angestrengten Dienstes kaum die Hälfte ihrer Pferde noch im dienstbrauchbaren Zustande haben, die übrigen werden so lahm und gedrückt sein, daß sie nicht mehr zu brauchen sind. Da der Kaiser zwar im Geheimen schon längst gerüstet hat, so wird der Pferdestand der schweren Kavallerie jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach ein ziemlich kompleter sein. Wie es heißt, soll die Gendarmerie an 10,000—12,000 ihrer Pferde an die Kavallerie abgeben, die dann wohl größtentheils der schweren Kavallerie zugetheilt werden dürften. Manche Schwadronen derselben bleiben wahrscheinlich vorläufig zurück, und geben alle ihre dienstbrauchbaren Pferde an die in das Feld marschirenden Schwadronen ab.

Entschieden schlechter als die 12 Regimenter schwerer Kavallerie sind die Lanciers und Dragoner oder die sogenannte Linien-Kavallerie, die überhaupt wohl den mittelmäßigsten Theil der ganzen französischen Armee bilden dürfte. Es sind vielfach schlechte, schwache und hochbeinige Thiere, welche die schwer bepackten französischen Dragoner und Lanciers reiten, und schon nach wenigen Wochen angestrengten Felddienstes werden Tausende von ihnen elend zu Grunde gegangen sein. Wie der Kaiser gerade diesen Theil seiner Reiterei vollständig zu remontiren im Stande sein wird, wenn er keine Pferde aus dem Auslande beziehen kann, bleibt uns sehr zweifelhaft. Man wird viele Dragoner- und Lanciers-Regimenter wohl unberitten zu Hause lassen müssen, und sich auch wohl damit helfen, daß man die Pferde der Gendarmerie und der berittenen Douaniers in die Schwadronen eintheilt. Wir glauben, daß unsere braven deutschen Reiterschwadronen noch recht oft sich mit diesen französischen Dragonern und Lanciers messen werden und ihnen der Sieg dann in glänzender Weise zufallen wird.

Entschieden besser als diese Linien-Kavallerie ist die leichte Kavallerie beritten, die außer der Garde aus 8 Husaren-, 12 Regimentern Chasseurs à cheval, 4 Regimentern Chasseurs d'Afrique und 3 Spahis-Regimentern besteht. Diese Art der Reiterei hat theilweise orientalische Pferde, die für jeden Felddienst sich sehr brauchbar zeigen. Einige Husaren-Regimenter reiten auf kleinen, starken aber etwas plumpen und langsamen Pferden aus den Ardennen, Vogesen und anderen Gebirgsgegenden Frankreichs.

Man wird jetzt so viel orientalische Pferde als möglich aus Algerien, Marokko und der Türkei für die leichte französische Reiterei anzukaufen suchen. Das Gepäck dieser Art von Kavallerie ist übrigens viel zu schwer, und da die Franzosen stets unruhig reiten und ihre Pferde unnütz abquälen, so werden diese frühzeitig ermüdet und unbrauchbar gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Erdbildung.

(Fortsetzung.)

Auch Pflanzensamen können Inseln fliegend erreichen oder von Vögeln übertragen werden, durch deren Darmkanal viele ohne Verlust der Keimkraft gehen. Dagegen büßen die meisten diese Keimkraft durch Schwimmen im Salzwasser ein. Dies ist jedoch bei der Cocospalme nicht der Fall und daraus erklärt sich, daß diese Palme zu den frühesten und gewöhnlichsten Erscheinungen auf den Koralleninseln zählt. Wie schwer aber oft die Räthsel der Pflanzengeographie zu lösen sind, beweist Folgendes:

„Als Bates den unteren Amazona's beschiffte, überraschten ihn eine Menge Bimssteinbrocken, welche nach dem atlantischen Meere hinausschwammen. Es waren dies Auswürflinge eines Vulkans der quitenischen oder peruanischen Anden, welche die Quellenflüsse des großen Stromes vielleicht mehr als 500 deutsche Meilen verfrachtet hatten. Verborgen sie, wie es nicht anders zu erwarten war, Pflanzensamen, so konnten diese bis zum Meere hinaus, ja mit dem Küstenstrome der süßen Amazonenwasser bis nach Guayana und weiter gelangen, und ihr gleichzeitiges Vorkommen an den atlantischen Gestaden und in den äquatorialen Kordilleren hätte dann zu großen Räthseln der Pflanzengeographie gehört, wenn das seltsame Verkehrsmittel noch nicht von einem Naturforscher beobachtet worden wäre."

Aus diesem Beispiele erklärt sich auch, warum die Flora mancher Inseln mit der des nächst gelegenen Festlandes nicht übereinstimmt; oft können nämlich herrschende Luft- und Meeresströmungen zur Folge haben, daß Inseln von entlegenen Landtheilen aus mit Pflanzen bevölkert werden, während ihnen die zunächst gelegenen nichts zukommen lassen.

Es gibt Inseln, welche ihr geologisches Alter dadurch bezeugen, daß sie Pflanzenarten aufweisen, die nur mehr als Petrefacten auf dem Festlande vorkommen, wo sie von den erst nach Lostrennung der Insel aufgetretenen feindlichen Gewächsen vollständig verdrängt worden sind. So sieht man sich auf Madeira in die botanische Tertiärzeit versetzt; man findet dort Pflanzentrachten, welche die Flora der Kontinente schon längst abgelegt hat, alterthümliche Organismen, „lebendige Petrefacten", wie sie Darwin nennt. Was in dieser Beziehung von Pflanzen gilt, das gilt auch von den Thieren und den Menschenracen. Auch die Bewohner der Südseeinseln und Australiens könnte man „beseelte Fossilien" nennen.

Vom Festlande abgetrennte Inseln müssen sich umgekehrt verhalten, als diejenigen, die aus dem Meere emporgehoben werden. Solche Trümmer der Kontinente werden um so reicher an Thier- und Pflanzenarten sein, je jünger sie sind, je länger sie mit dem Festland verbunden waren, um so ärmer dagegen, je älter sie sind. Daraus läßt sich schließen, daß beispielsweise die Senkung, welche Großbritannien zur Insel machte, jüngeren Datums ist, daß die Nordsee und der Kanal La Manche erst nach der Eiszeit durchbrachen.

Sehr viele festländische Gewächse vermögen dem Inselklima nicht zu widerstehen, daher sie sammt der von ihnen abhängigen Thierwelt bei Inselbildungen untergehen. Umgekehrt werden andere Pflanzen und Thiere eines Erdraums durch die Insularität desselben vor den Einbrüchen feindlicher Horden bewahrt, welchen das Festland ausgesetzt ist. „Alterthümliche Trachten der Schöpfung, die auf dem Festland schon der Versteinerungskunde verfallen sind, vermögen daher ihr Da-

sein auf Inseln zu verlängern. Aehnlich wie Inseln zum Festland, so verhalten sich wegen ihrer Isolirung die Süßwasserseen zum Wasser im Allgemeinen. Wie Darwin uns belehrt, haben sich daher im Süßwasser die ältesten Thiergestalten erhalten."

(Schluß folgt.)

Kriegerlied.

(Nach der Melodie: „Wer will unter die Soldaten, der muß haben ein Gewehr" x. x.)

Jubelnd sei's der Welt verkündet:
;,; Nicht mehr scheidet uns der Main! ;,;
Darum rücken wir verbündet
Ins Franzosenland hinein.
Von der Alpe bis zum Strand
Schallt das Lied für's Vaterland:
„Immer frisch, frei, fromm und froh
Haut sie auf den Chassepot,
Chasse—pot—pot—pot—pot—pot—
Auf den Chaff'pot mit Hurrah!"

Bayern, Schwaben, Sachsen, Hessen,
;,; Schließt euch tapfer, Glied an Glied! ;,;
Was geschehn ist, ist vergessen,
Und vergessen, was uns schied!
Von der Alpe u. s. w.

Ob den heil'gen Chaff'pot preise
;,; Auch der Franzmann voller Gluth — ;,;
Glaubt mir, auch der heil'ge Dreise
Und der Werder Wunder thut.
Von der Alpe u. s. w.

Immer feste auf die Weste!
;,; Halt dich tapfer, alter Krupp! ;,;
Bring' uns bis zum letzten Reste
All' das Kruppzeug auf den Schub!
Von der Alpe u. s. w.

Daß der Teufel euch die Treffer
Und die Chassepots verhext!
Fahrt zum Lande, wo der Pfeffer
Von Cayenne üppig wächst!
Von der Alpe u. s. w.

Jagt den Kaiser der Franzosen,
;,; Brüder, fort von Reich und Haus! ;,;
Drüben stehn die rothen Hosen —
Wer da Muth hat, klopft sie aus!
Von der Alpe bis zum Strand
Schallt das Lied für's Vaterland:
„Immer frisch, frei, fromm und froh
Haut sie auf den Chassepot
Chasse—pot—pot—pot—pot—pot—
Auf den Chaff'pot mit Hurrah!

(Kladderadatsch.)

Mannigfaltigkeiten.

Dem „Melbourne Argus" zufolge tritt den bekannten Export-Artikeln Australiens, wie Gold, Kupfer, Wein, Wolle, Getreide und — Millionäre, ein neuer Artikel hinzu, nämlich Blutegel, an denen Australien sehr reich sein soll. Die Qualität der im Flusse Murray gefundenen Egel soll dieselben zu mächtigen Rivalen der gefleckten Egel im nördlichen Europa machen. Sie saugen leicht, ohne fest zu halten, und lassen keine entzündete Wunde oder Merkmale zurück. Diese Vorzüge sind in der Kolonie Vic'oria vollkommen gewürdigt, und haben einen solchen Begehr nach diesem Artikel zur Folge gehabt, daß die Blutegel-Zucht ein regulärer Industriezweig geworden ist.

Man schreibt aus Dortmund, 20. Juli. Die „Westph. Ztg." hat folgende Depesche heute erhalten: „Mit Gott für König und Vaterland! Derjenige Kamerad der Stadt Dortmund, der die französische Fahne oder Geschütz erobert, oder den ersten französischen General lebendig gefangen einbringt, erhält meinen dreijährigen Vollbluthengst Strousberg von mir zum Geschenk. Sammelplatz Unna, 20. Juli 1870. Fritz Lindemann, mobiler Korporal."

[Kurz resolvirt.] Der Hauptmann einer pommer'schen Kompagnie hielt vor dem Ausmarsch seiner Leute denselben die kurze Ansprache: „Kerls, wenn Ihr mit Zuaven zusammen kommt, so fürchtet Euch nicht. Indem sie auf den Feind losgehen, schreien sie mörderisch, können aber nicht mehr wie Ihr. — Nun," fragte er einen biederen Hinterpommer, „was werdet Ihr thun, wenn sie Euch so entgegenkommen?" — „Wer slan se ub det Mul," antwortete dieser ruhig. (Wir schlagen sie auf's Maul.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Mallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 166 Dienstag, 26. Juli 1870.

Die weiße Camelie.

(Schluß.)

„Mr. Harcourt", sagte Mrs. Laurence, sich plötzlich nach mir umwendend, „Sie haben vielleicht schärfere Augen als Edith und ich. Können Sie nicht einen Herrn im Theater mit einer weißen Camelie im Knopfloch entdecken?"

Ein angenehmes Geschäft für mich, wahrlich! Wie dankte ich meinem guten Engel, daß ich die Blume weggethan und verborgen hatte.

„Ja," sagte Miß Vane in scherzhaftem Tone, „sehen Sie irgend einen Menschen in dem Zuschauerraum, der besonders verliebt aussieht?"

„Darf ich vielleicht nach dem Grunde dieser Nachforschung fragen?" sagte ich in möglichst gleichgültigem Tone, obgleich ich sehr nervös war. „Ist dies vielleicht eine Verabredung?"

„Ja, so etwas der Art. Thatsache ist, Mr. Harcourt, ich habe einen unbekannten Bewunderer, welcher mich bat, an einem der vier Abende dieser Woche in der Oper zu erscheinen. Ich beabsichtigte natürlich nicht, zu kommen, allein Papa wünschte es heute Abend, und so wird das unternehmende Individuum — wenn es anwesend ist, befriedigt sein."

„Der treulose Mensch ist, wie es mir scheint, nicht da," sagte ich, die Zuschauer durch mein Opernglas genau prüfend, „wenigstens sehe ich nirgends eine weiße Camelie, wenn diese das Zeichen sein sollte."

„Ich befürchte, er ist nicht gekommen," sagte Mrs. Vane. „Wie ungalant von ihm — nicht wahr, Mr. Harcourt?"

„Armer junger Mann!" sagte die gutmüthige Mrs. Laurence, welche etwas sentimental war, „er wird Sie wahrscheinlich gesehen und sich wirklich in Sie verliebt haben, Edith, und Sie sagten ja, daß er, seinem Briefe nach zu schließen, ein Gentleman sei?"

„Gut, aber er hat das Stelldichein nicht eingehalten," sagte ich, mich vorwärts beugend unter dem Vorwand, mich noch einmal nach dem Träger der Camelie umzusehen, in Wahrheit aber, um das mir peinliche Gespräch abzubrechen. Als ich mich wieder zurücklehnte, um mit Miß Vane zu sprechen, bemerkte ich einen neuen seltsamen Ausdruck auf ihrem Gesicht, gleichsam als ob etwas ihre Gedanken beschäftigte, das sie zu verbergen sich bestrebte, und zwar etwas Spaßhaftes, denn ihre Augen lächelten ganz schelmisch, obgleich ihre Miene ernsthaft und ruhig blieb. Sie beantwortete eine Frage über Musik, die ich an sie richtete, und fragte dann:

„Gehen Sie oft in die Oper, Mr. Harcourt?"

„O ja," sagte ich unüberlegt, „ich war schon dreimal diese Woche darin," und mich plötzlich meines Briefes erinnernd, wendete ich den Kopf auf die Seite, um meine Verlegenheit zu verbergen. Die Stunden verliefen auf's Angenehmste, allein der frohe Abend fand auch ein Ende, wie Alles im Leben. Wir geleiteten Edith an ihren Wagen und dann brachte ich Mrs. Laurence in ihre Wohnung. Als ich trunken vor Glück, auf mein Zimmer kam und die Camelie aus der Tasche nehmen wollte, fand ich sie merkwürdiger Weise nirgends. Ueberzeugt, daß sie mir unterwegs aus der Tasche gefallen sein mußte, und froh darüber, sie nicht gebraucht zu haben, legte ich mich zu Bett und träumte von Edith Vane.

5. Die Schlußrede.

Mrs. Laurence, welche, wie alle älteren Frauen, sehr gern Heirathen stiftete, schien es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, meine Liebe, die ihr vom ersten Augenblick an kein Geheimniß war, so viel wie möglich zu protegiren. Ich wurde fast täglich in ihr Haus eingeladen, wo ich stets Edith Vane traf. Natürlich lernte ich auch den Obristen kennen und wurde in Worcester Square eingeladen, wo Edith die Wirthin mit unendlichem Liebreiz spielte. Brauche ich zu sagen, daß ich sie täglich glühender liebte und das Glück hatte, glauben zu dürfen, daß sie nicht gleichgültig gegen meine Verehrung war? Oft, wenn ich an ihrer Seite durch den Park ritt, blickte ich zurück auf jene Zeit, wo ich sie aus der Ferne angebetet, und wo ich kaum zu hoffen gewagt hatte, daß mir jemals die große Vergünstigung zu Theil werden würde, täglich in ihrer Nähe sein zu dürfen.

Eines Nachmittags war ich nach Worcester Square gegangen, und da Edith von einem Ball der vorhergegangenen Nacht zu müde war, um auszureiten, so

blieb ich bei ihr in dem reizenden kleinen Wohnzimmer und wir plauderten zusammen. An jenem Sommernachmittag beschloß ich, die Entscheidung meines Schicksals herbeizuführen, und erhielt eine seltsame Antwort, nachdem ich Edith gesagt, wie ich sie liebe, und sie gebeten hatte, mein Weib zu werden.

„Bitte, denken Sie nicht unfreundlich von mir — aber ich habe Ihnen ein Geständniß zu machen."

„Ich kann nie unfreundlich von Ihnen denken, Miß Vane — Edith!" sagte ich, sie erwartungsvoll anschauend.

„Erinnern Sie sich," sagte sie, „jener Nacht in der Oper, wo ein Herr mit einer weißen Camelie mich dort treffen wollte?"

„Sehr genau. Wie könnte ich diese Nacht je vergessen? Es war ja das erste Mal, wo ich mit Ihnen zusammen war."

„Nun gut," sagte sie langsam, „obgleich Sie ihn nicht sahen. — Ich sah den Herrn mit der Camilie an jenem Abend."

„Sie sahen ihn?" sagte ich, indem ein Gefühl unsäglicher Bitterkeit bei dem Gedanken über mich kam, daß irgend ein Mann mit meiner Blume dort gewesen sein konnte, der Edith's Interesse erweckt hatte.

„Ja," fuhr sie fort, „und seitdem habe ich ihn oft — sehr oft gesehen."

Wie verwünschte ich Teddy und seinen Rath! Jemand hatte von meinem Briefe Kenntniß bekommen, hatte sich meinen Plan zu Nutze gemacht und mir Edith's Herz geraubt.

„Und — und — sagte ich bebend, „ich weiß, daß ich kein Recht habe, so zu fragen — Sie lieben ihn?"

Eine glühende Röthe bedeckte ihr Gesicht, und indem sie mir ins Auge sah, sagte sie:

„Ja, ich liebe ihn."

Ich schlug die Hände vor's Gesicht und seufzte tief. Das war also das Ende aller meiner Pläne und Hoffnungen. Und doch hatte sie mir so manche Ursache gegeben, glauben zu dürfen, daß sie meine Liebe erwidere. Es war sehr bitter, aus ihrem eigenen Munde das Geständniß ihrer Liebe zu einem Anderen zu hören und sich sagen müssen, daß ich selbst die Veranlassung dazu gegeben hatte. Ein silberhelles Lachen machte mich den Kopf erheben. Edith Vane saß neben mir — augenscheinlich über meine Trostlosigkeit lachend.

„Ich hätte kaum geglaubt, daß ich Hohn verdiente —" sagte ich, tief verletzt.

Aber noch immer lachte Edith.

„In wieferne habe ich Sie verhöhnt?" sagte sie endlich.

„In wiefern? Nun, indem Sie über meinen Schmerz lachen, nachdem Sie mir Ihre Liebe für einen Andern gestanden haben."

„Aber das habe ich ja gar nicht gethan."

„Ich kann mich jetzt nicht mit Räthseln befassen, Miß Vane," sagte ich herbei, „was meinen Sie damit?"

„Nun, ich meine damit, daß ich liebe," hier wandte sie den Kopf halb zur Seite — „daß ich den Herrn liebe, der eine weiße Camelie an jenem Abend in der Oper bei sich trug, und nun sagt er, daß ich ihn verhöhne, indem ich das gestehe. O, Frank!" Dann hielt sie mir mit einem reizenden schelmischen und doch unendlich zärtlichen Blick meine weiße Camilie entgegen — und im nächsten Augenblick barg sie ihr rosiges Gesicht an meiner Brust.

Daß Edith mein Weib wurde und die Camelien seither unsere Lieblingsblumen sind, brauche ich wohl kaum hinzuzufügen, von Interesse wird es aber für den Leser sein, daß Teddy unsern ersten Knaben über die Taufe gehoben hat.

Das französische und das deutsche Heer.

(Fortsetzung.)

Wir haben gezeigt, daß die preußisch-deutsche Reiterei wahrscheinlich in jeder Hinsicht der französischen entschieden überlegen sein wird, wobei wir den Muth der Letzteren auch nicht im Mindesten schmälern wollen. Wird es in diesem Kriege wirklich zu größeren Reiterkämpfen kommen, so dürfen unsere braven Reiter schon den Franzosen zu kosten geben, was deutsche Schwerthiebe zu bedeuten haben, ebenso wie dies in allen den vielen Kriegen, zu welchen uns unser stets unruhiges Nachbarvolk nur zu häufig schon gezwungen hat, stets der Fall gewesen ist.

Das Trainwesen der französischen Armee war sehr schlecht organisirt und litt stets an dem Mangel guter Zugthiere und deren sorgfältiger Pflege. Auch hat Frankreich, obgleich sich die Pferdezucht seit der Regierung des Kaisers daselbst sehr entschieden verbessert hat, stets Mangel an guten Zug- wie Reitpferden gehabt und im Fall einer Mobilmachung unausgesetzt Pferde vom Auslande, besonders aus Deutschland und Dänemark, kaufen müssen. Ob dies jetzt wieder der Fall sein wird, ist die Frage, da der Kaiser diesen Raubkrieg ja schon lange vorbereitet hat.

Im Allgemeinen wird übrigens der preußisch-deutsche Train dem französischen weit überlegen sein und besonders die Strapazen des Krieges länger aushalten. Zu rühmen hingegen ist bei den Franzosen, daß sie stets mit ungleich weniger Gepäck in den Krieg ziehen, als dies bei den preußischen Truppen 1864 in Schleswig-Holstein und 1866 in Böhmen der Fall war. Die französischen Offiziere aller Grade haben stets weniger Sachen bei sich, als dies bei den preußischen der Fall ist, und selbst ein französischer Brigade-General durfte

1859 in Italien höchstens drei Pferde mitnehmen, wie denn auch die Wagenkolonnen und die Menge unnützer Handpferde bei dem französischen Korps ungleich geringer als bei einem preußischen ist. Gerade hieraus erkennt man, daß die französische Armee eine sehr kriegsgeübte ist. Wir hatten 1866 in Böhmen durchweg viel zu viel Sachen bei uns, die Hauptquartiere waren überfüllt, und eine Menge von Personen, die den Krieg nur als Liebhaber mitmachten, folgten dem Heere, und bewirkten nichts als Uebelstände, ohne der Sache selbst auch nur im Mindesten zu nützen. Da der Feldzug stets glücklich geführt wurde, und wir von Sieg zu Sieg marschirten, ohne auch nur einen einzigen Rückzug anzutreten, so schadete dieser Ueberfluß von Pferden, Wagen und vornehmen Amateurs weiter nicht so viel, obgleich auch jetzt schon mancherlei Uebelstände sich zeigten und sehnlichst von den Truppen erwartete Brodwagen zurückbleiben mußten, weil überflüssige Wagen ihnen den Weg versperrten, oder die Pferde die Fourage fortnahmen. Hätte die preußische Armee in Böhmen das Unglück gehabt, geschlagen zu werden, so wäre durch diese Unmasse von Pferden und Wagen, Bedienten, Kammerherren und Gott weiß noch was für Leuten mit oft sehr vornehmen Titeln, aber äußerst geringer Wirksamkeit, eine ungeheure Verwirrung entstanden. Die unnützen Wagen hätten bei der Flucht die Wege versperrt, und Truppen, Geschütze oder Munitionskolonnen wären dadurch vielleicht abgeschnitten und in die Gewalt des Feindes gefallen. Möchte man doch auch jetzt in Preußen, gerade in der Geringfügigkeit des Trains, die französische Armee zum Muster nehmen, denn hierin können wir von dieser noch etwas lernen. Der Krieg ist nun einmal keine Vergnügungspartie und Jeder, ohne Ausnahme des Ranges, muß sich Entbehrungen aller Art dabei auferlegen, und wird dies auch gern thun, sobald er nur von wahrer Begeisterung erfüllt ist. Da sie stets nur von äußerst geringem Train begleitet ist, so wird der französischen Armee ihr schnelles und gewandtes Marschiren dadurch sehr erleichtert.

Das französische Militär-Medizinalwesen ist gut und praktisch eingerichtet und man sieht, daß die Franzosen hierin durch ihre beständigen Kriege viele praktische Erfahrungen gemacht haben. Die französischen Militärärzte gehen vielleicht mitunter etwas rücksichtslos und unwissenschaftlich zu Werke, und sind im Allgemeinen zu schnellen Operationen sehr geneigt, allein sie sind rasch, entschieden, und in ihrem blutigen Berufe, durch die fast beständigen Kriege, welche dieser Napoleon, der Kaiser des Friedens, führte, wohl geübt. Jedes französische Infanterie-Regiment hat 3 Militärärzte, jedes Kavallerie-Regiment und Jäger-Bataillon 2 Aerzte.

Das Personal der Ambulancen wird für jeden Feldzug besonders bestimmt, und war 1859 in Italien ziemlich genügend, wenn auch gerade nicht allzu zahlreich mit Aerzten, Administrations-Offizieren, Apothekern und Krankenwärtern versehen. In der freiwilligen Krankenpflege, durch welche Deutschland sich 1866 so rühmlich auszeichnete, leisteten die Franzosen stets äußerst wenig, und stehen hierin hinter uns Deutschen sehr weit zurück. Nur der treffliche Orden der „Soeurs grises“, oder barmherzigen Schwestern, machte hierin eine rühmliche Ausnahme und leistete auch im Kriege Außerordentliches, wie er ja im Frieden sich so große Verdienste durch seine freiwillige Krankenpflege erwirbt. Die übrigen Franzosen, Männer wie Frauen, manche Ausnahmen natürlich abgerechnet, sind viel zu egoistisch und frivol, um sich um die freiwillige Krankenpflege allzu viel zu bekümmern. Sie schwatzen lieber mit oft unerträglicher Eitelkeit über die Gloire der grande nation, als sich später um die unglücklichen Opfer, welche für diese Gloire bluten mußten, viel zu bekümmern und ihre Leiden nach besten Kräften lindern zu helfen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Erdbildung.

(Schluß.)

Daß Australiens Flora und Fauna die gleiche ist, welche in Asien und Europa zur Tertiärzeit noch vorhanden war, während ihm jene Arten fehlen, die seither bei uns entstanden sind, beweist, daß Australien zur Tertiärzeit seinen Zusammenhang mit Asien verlor. Australien ist demnach die älteste von den großen Weltinseln. Aber auch Menschenracen und deren alterthümliche Sprache erhalten sich länger auf Inseln, als auf dem Festland. So hat sich in Island die altnordische Sprache erhalten, so erhielten sich die keltischen Sprachen länger in Großbritannien auf dem Kontinent, und noch länger in Irland; so hat uns — um ein noch näher gelegenes Beispiel anzuführen — Steub in dem abgeschlossenen Grödenerthal eine „romanische Sprachinsel“ gezeigt. So ist also auch die Linguistik eine Hilfswissenschaft der vergleichenden Geographie.

Der Vortheil, den die Insularität eines Landes den Pflanzen und lebenden Wesen desselben verleiht, schlägt aber in einen Nachtheil um, so wie das trennende Meer aufgehört hat, eine Schranke zu bilden. Auf Inseln hat nämlich die Armuth an Arten zur Folge, daß dieselben weit friedlicher beisammenleben als auf dem Kontinent, so zwar, daß verschiedene Thierarten mit der Zeit das Vertheidigungsorgan verlieren, das ihnen unnöthig wird, das aber durch den Gebrauch sich auf dem Festland erhält, wo der Kampf ums Dasein heftiger ist. So entwöhnte sich der Dodo auf der Insel Mauritius des Fliegens, wurde aber auch, als dort feinschmeckende holländische Matrosen landeten, vertilgt. Ich glaube daher die Zoologie einer Ungerechtigkeit an-

klagen zu dürfen, da sie den Vogel **Didus ineptus** taufte; die Verkümmerung seiner Flügel und seine friedliche Gemüthsart, die nichts vom Kampf ums Dasein wußte, hat seinen Untergang mehr verschuldet, als seine Bornirtheit.

So geschieht es, daß Inselbewohner, Pflanzen, Thiere und Menschen von dem Augenblick an dem Untergang geweiht sind, da sie von Festlandbewohnern heimgesucht werden. Es ist insbesondere der **homo europaeus**, der die größten Verwüstungen auf den Inseln hervorbringt, die sein Fuß betritt. Die einheimischen Gewächse weichen seinen Schmarotzerpflanzen, die einheimische Thierwelt seinen Zuchtthieren und endlich die Urbewohner selbst sterben allmälig aus. Es ist daher nicht nur voll melancholischer Poesie, sondern auch von wissenschaftlicher Richtigkeit, was die Maori, die Eingebornen Neuseelands, klagen: „Wie des weißen Mannes Ratte (sie wurde durch Schiffe eingeschleppt) die einheimische Ratte vertrieben hat, so vertreibt die europäische Fliege unsere eigene. Der eingewanderte Klee tödtet unser Farrenkraut und so werden die Maori verschwinden vor dem weißen Manne selbst.“ Im Großen zeigt sich dieser Prozeß in Amerika, wo die letzten Scenen der seit der Entdeckung dieses Welttheils spielenden Tragödie sicher noch vor Ablauf eines weiteren Jahrhunderts abgespielt sein werden.

Aber nicht etwa sind solche Umwälzungen auf der Erde beschränkt auf die Bewohner der Welttheile, sondern diese Welttheile selbst erfahren eine ununterbrochene, wenn auch langsame Veränderung, eine Verschiebung ihrer Küsten von Osten nach Westen. Dies läßt sich wiederum am besten an Amerika beobachten. Wer mit wissenschaftlichem Auge die Karte dieses Landes betrachtet, der kann mit Hilfe der Anhaltspunkte, die uns nach Europa über das Aufsteigen und Sinken der Küsten gibt, den Schluß ziehen, daß die atlantische Küste Amerika's weit älter ist, als die mehr und mehr aus dem stillen Weltmeer auftauchende westliche Küste. Die Karte Nordamerikas zeigt uns an der östlichen Küste Inseln, die sich als abgelöste Stücke des Festlands kundgeben, während an der westlichen Küste nur eine Gruppe von Inseln sich zeigt, die Novillagigados, die einer blos örtlichen vulkanischen Kraftäußerung ihr Daseyn verdanken.

Ebenso ist der westliche Rand Südamerikas frei von Inseln, mit Ausnahme der vulkanischen Masafuera, Juan Fernandez und der Gallagagos gleichen Charakters — Vorboten einer künftigen Gestaltung des Erdballs; der östliche Rand Südamerikas dagegen zeigt die Falklandsinseln, deren Thierwelt uns den früheren Zusammenhang mit dem Kontinent beweist.

Wie also einem unergründlichen Naturgesetze zu Folge die Menschenstämme der Erde von Osten nach Westen sich ausbreiten, so flieht auch das Trockene der Erdfläche nach Westen, indem es hinter sich Inseln als abgelöste Trümmer zurückläßt und als unheimliche Wahrzeichen dessen, was zu erwarten ist. So werfen also auch im physischen Sinne der Ereignisse, welchen unser Erdball entgegenrollt, ihre düsteren Schatten voraus und es läßt sich schon jetzt sagen, daß einst die Zeit kommen wird, da die Riesenstädte Amerika's im Meeresschooße liegen werden als Unterlage für Riffe bauende Korallen, welche dann allein noch Zeugniß davon geben werden, daß dort einst trockenes Land seine Fläche den Wolken zugekehrt habe.

Mannigfaltigkeiten.

„Wie jede Substanz“, schreibt der „Naturf.“, „im glühenden Zustande bestimmte helle Linien oder Bänder im Spectrum zeigt, die ihr eigenthümlich sind, so erzeugt sie, wenn ein helles Licht durch dieselbe hindurchstrahlt, im Spectrum bestimmte dunkle Absorptionslinien oder Streifen. Diese Eigenschaft der Stoffe benutzt Hr. Sorky, um die im Handel vorkommenden Artikel auf ihre Reinheit zu prüfen. Es werden von der zu prüfenden Substanz kleine Mengen gelöst und durch die Lösung Sonnenlicht hindurchgelassen, welches im Spectrum ganz bestimmte Absorptionsstreifen zeigen muß. Ist die Substanz gefälscht, dann sieht man andere Streifen. Diese Prüfungsmethode ist sehr einfach und von Jedem leicht ausführbar. Es kommt nur darauf an, die der betreffenden reinen Substanz eigenthümlichen Absorptionsbänder zu kennen. Herr Sorby hat nun im Oktoberheft des **Quarterly Journal of Microscopical Science** diese Bestimmung für gefärbte Weine, weiße Weine, die Farbstoffe des Bieres, Senf, Safran, Käse und Butter ausgeführt. Er weist ferner nach, wie sich alle Weine und verdorbene Biere mittels des Spectroscrops einfach und leicht erkennen lassen, und fordert endlich auch andere Forscher auf, dieses reiche Material bearbeiten und für die praktische Verwerthung vorbereiten zu helfen.“

(Kleine Kriegschronik.) Ein Breslauer Professor hat an seinem Hörsaale folgenden Anschlag angeheftet: „Da die Herren Studirenden jetzt etwas Besseres zu thun haben als ins Colleg zu laufen, erkläre ich meine Vorlesungen für geschlossen.“

• • •

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers E. Mailand.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 167 Mittwoch, 27. Juli 1870

Die französische Mitrailleuse.

Die französische Mitrailleuse ist in ihrer Konstruktion freilich ein Geheimniß, in ihrer Wirkung aber kann sie den bekannten Mitrailleusen von Clakston und Montigny unmöglich überlegen sein. Zum Nutz und Frommen derjenigen, die sich unter einer Mitrailleuse etwas gar so Schreckliches vorstellen, wollen wir in Nachstehendem den Gegenstand näher erläutern.

Zwanzig bis dreißig und noch mehr Hinterladungs-Gewehrläufe bilden ein Bündel, das die ungefähre äußere Form eines dicken Geschützrohres hat, und wie dieses auf einer Laffete mit Rädern ruht. Die einzelnen Läufe werden durch eine mechanische Vorrichtung mit Patronen geladen, durch dieselbe Vorrichtung abgefeuert, und wenn es Metallpatronen sind, aus den Läufen entfernt. Die Patronen liegen zu diesem Zwecke in einem Vorrathskasten am hinteren Theile des Gesammtrohres in Reihen geordnet. Eine Kurbel setzt die Mechanik in Bewegung. Das Gesammtrohr ist durch eine Handhabe um seine Längenachse drehbar, im Uebrigen wie ein Geschützrohr beweglich.

Es feuern immer nur einzelne wenige Läufe bis zur Erhitzung; dann wird das Gesammtrohr gedreht und andere Läufe kommen an die Reihe. Die Tragweite ist die des Infanterie-Hinterladungsgewehres, das Kaliber eher kleiner als größer wie dieses, um viele Läufe verwenden zu können.

Wenn also die Mechanik gut gedacht und gut gearbeitet ist, so kann eine solche Maschine begreiflicher Weise Tausende von Kugeln in sehr kurzer Zeit verschießen.

Aber — jedes Ding hat ein „aber" und die Mitrailleuse hat deren viele — die praktische Anwendung der Mitrailleuse, die in ihrer Form und Größe dem kleineren Feldgeschütze gleichkommt und im Gewicht demselben nicht sehr nachsteht, ist vor allen Dingen durch die Fortbewegung sehr in Frage gestellt. Nur durch Pferde läßt sie sich fortbewegen, es sei denn, daß 20 und noch mehr Soldaten den Dienst der Pferde versehen sollen. Auseinandernehmen läßt sich die Mitrailleuse nicht oder nur mit großer Mühe und vielen Umständen, denn ihr Mechanismus ist nichts weniger als einfach, und trotz der größten Vollkommenheit stets Unregelmäßigkeiten und Störungen ausgesetzt.

Den Infanterie-Kolonnen, denen sie beigegeben werden soll, und das ist ja ihre Bestimmung, kann sie in schwierigem Terrain gar nicht folgen. In hundert Fällen, wo der Infanterist mit Erfolg feuern kann, ist die Mitrailleuse nicht zu verwenden. Sie bedarf einer besonderen Bedienungsmannschaft, und soll sie, was ja ihr Zweck ist, einen Hagel von Kugeln schleudern, so hat sie einen sehr großen Vorrath an Patronen nöthig, die den Transport erschweren. Ladet die französische Mitrailleuse Patronen der Chassepotgewehre, so könnte sie sich freilich aus den Beständen der Infanterie mit Munition versehen, aber das ist nicht wohl anzunehmen, da bei der alsdann nothwendigen Entzündung vermittels der Feder die Mechanik ein wahres Uhrwerk sein würde und in Folge dessen, und namentlich der mangelhaften Obturation wegen gar keine Garantie für Dauerhaftigkeit und Sicherheit böte. Es ist daher wohl ganz unzweifelhaft, daß die Mitrailleuse Metallpatronen mit Zentral-Schlagzündung ladet, also eine besondere Patrone, wovon die Waffe demnach große Vorräthe mitführen muß.

Während der Fortbewegung kann die Mitrailleuse nicht feuern. Sie hindert die freie Bewegung der Infanterie-Kolonne, und kann im Gedränge den eigenen Truppen gefährlich werden. Der Infanterist kann bei jedem Schusse nach einer anderen Richtung feuern, die Mitrailleuse muß vorerst gerichtet werden. Ein Geschütz freilich auch, dafür hat es aber auch eine andere Wirkung und Tragweite, und ein einziger wohlgezielter Kanonenschuß kann mehr Unheil anrichten als tausend Mitrailleusenkugeln. Bei großen Infanteriegefechten mag die Mitrailleuse verheerend wirken können, aber — und es ist immer wieder ein „aber" dabei — wann kommt es denn vor, daß große Infanteriemassen ruhig stehen bleibend auf einander feuern?

Die ganze Bauart der Mitrailleuse ist durch die nothwendige Leichtigkeit eine sehr schwache, und jede sie treffende Kanonenkugel wird ihr für immer das große Maul stopfen. Dazu bietet sie durch ihre bei Infanterie-Kolonnen nothwendige sichtbare und auffallende Aufstellung jedem Geschütze ein willkommenes und leicht erreichbares Objekt.

Die Mitrailleuse endlich ist ihres sehr unwahrscheinl

lichen Erfolges wegen in keiner andern Armee der Welt als wirkliche Waffe eingeführt. Sie wird es immer bleiben, ein zwar häßliches Spielzeug, aber doch immer ein Spielzeug, keine ernste, kriegstüchtige Waffe. Von ihr gilt das Wort: Viel Geschrei und wenig Wolle.

Römische Briefe.

(Fortsetzung.)

In welcher Begriffsverwirrung viele der hiesigen Mehrheitsbischöfe dahinleben, davon drängte sich mir in diesen Tagen eine Probe auf. Einem derselben, der seine Verwunderung äußerte, daß man so viel Aufhebens von diesem einen Dogma mache, fragte ich: ob er denn von der rückwirkenden Kraft desselben sich ein klares Bild gemacht, alle die päpstlichen Aussprüche von Siricius (385) bis auf den Syllabus von 1864, die nun durch das Unfehlbarkeitsdogma zu Glaubensartikeln werden sollten, überschaut habe. Da kam heraus, daß dieser Hirte von einigen hunderttausend Seelen meinte: nicht für die Vergangenheit, nur für die Zukunft solle jeder Papst für unfehlbar erklärt werden. Doch wurde er etwas bedenklich, als ich ihm in der Schnelligkeit nur ein paar Sätze päpstlicher Moraltheologie nannte, welche nun zu göttlich inspirirten Wahrheiten gestempelt werden sollten.

Samstag den 9. soll über die oben mitgetheilte, im Sinne des päpstlichen Absolutismus verschärfte Emendation des Can. III. Cap. 3 speziell und noch an demselben Tag oder Montags darauf über das ganze dritte Kapitel und die Amendements zum vierten, Mittwoch den 13. dann über das ganze Schema en bloc abgestimmt werden. Die Opposition kann bis jetzt immer noch auf 97 Mitglieder angegeben werden, ungerechnet Guidi und die Dominikaner-Bischöfe, von denen es nicht unwahrscheinlich ist, daß sie im entscheidenden Moment jene verstärken werden.

Eines der hier in Rom kursirenden Witzworte, zu welchem das Konzil den ächten Römern den Stoff leiht, ist Folgendes: In der Sitzung am 4. Juli sei ein großer Aufruhr unter den Bischöfen entstanden, sie seien sich in die Haare gerathen, selbst der Papst sei davongelaufen, und warum alles dieses? **E perchè tutta questa cagnara? perchè il Papa vuole esser impeccabile, e i vescovi non lo vogliono.**

Rom, 14. Juli. Wieder muß ich meinen Bericht über die Vorfälle und Reden zwischen dem 5. und 11. Juli unterbrechen, um Ihnen Details über das große Ereigniß der Sitzung am 13. Juli mitzutheilen — ein Ereigniß, welches alle Erwartungen auf beiden Seiten getäuscht, und in Rom eine Sensation, ein Erstaunen hervorgerufen hat, von welchem sich zu erholen man einige Zeit brauchen wird. Selbst jenseits der Alpen wird es, obgleich mit der sonst alles absorbirenden Kriegsfrage zusammentreffend, doch große Theilnahme und freudige Verwunderung erwecken. In den letzten Tagen vor dem Entscheidungsmorgen des 13. wurde unter den Bischöfen der verschiedenen Nationen viel darüber verhandelt: ob man mit einfachem Nein, oder mit einem bedingten Ja, mit **Non placet**, oder mit **Placet juxta modum** stimmen solle. Es handelte sich nämlich nicht blos um das vierte Kapitel, das Unfehlbarkeitsdekret, sondern um das ganze Schema vom Papstthum, worin sich also auch der verrufene dritte Canon des dritten Kapitels befindet, der zum Erstenmal die Theorie, vom Universal-Episkopat des Papstes, jene Theorie, die Papst Gregor der Große als einen Gräuel und eine Blasphemie bezeichnete, aufstellt. Man wußte nun, daß besonders jene Bischöfe, die nur Dilettanten in der Theologie sind — und ihre Zahl ist, wie bei der jetzigen Besetzungsweise der Bischofsstühle natürlich, Legion — am liebsten mit einem **juxta modum**, also mit einem verklausulirten Ja, stimmen möchten. Dabei konnten sie sich für die letzte öffentliche Abstimmung **coram sanctissimo** (wie man hier vom Papst sagt), wo nur mit Ja oder Nein kurzweg gestimmt werden darf, noch immer weitere Entschlüsse vorbehalten. Jeder von ihnen konnte seine Bedingungen oder Wünsche, von deren Beachtung er sein **Placet** abhängig machen wollte, schriftlich einreichen, und dann, wenn diese Vorschläge unbeachtet blieben, in der öffentlichen Sitzung nach Gutdünken Ja oder Nein sagen: Ja, wenn er die Blitzstrahlen des zürnenden Jupiter von sich ab, auf andere Häupter lenken wollte; Nein, wenn er so viel Manneskraft und Muth im letzten Moment noch aufzubringen vermochte. Man hatte von Seiten des Hofs und der Mehrheit nichts versäumt, um die Widerstrebenden von der Nutzlosigkeit ihres ablehnenden Votums und von dessen persönlichen Nachtheilen für jeden von ihnen aufmerksam zu machen. Jedem wurde gesagt: es ist unwiderruflich beschlossen, auf euer Nein keine Rücksicht zu nehmen, und zur Promulgirung des Dogma's zu schreiten. Getragen durch mindestens 500 beifällige Stimmen, und gleichsam zum Ueberfluß, das Zentnergewicht des eigenen Votums in die Waage werfend, wird der Papst am 17. Juli (oder 24.) unter der präsumtiven Akklamation der ganzen katholischen Welt über eure Köpfe wegschreiten — und wie kläglich, wie aussichtslos ist dann eure Lage! Ihr seid dann Häretiker, den furchtbaren Strafmitteln des kanonischen Rechts verfallen, ihr habt euch dann selber dem schwer beleidigten Papst, auf Gnade und Ungnade, wie gebunden überliefert. Bedenkt: **Quid sum miser tunc dicturus — quem patronum rogaturus?**

So wurden die einzelnen bearbeitet. Man wandte

noch drastischere Mittel an. Im Vatikan, hieß es, sind bereits zwei Schriftstücke entworfen, welche jeder Bischof zu unterzeichnen gezwungen wird, ehe man ihn von Rom abreisen läßt; das Eine ist ein mit dem neuen Artikel der Unfehlbarkeit vermehrtes Glaubensbekenntniß, das Andere ein Zeugniß, daß das Konzil in seinem ganzen Verlauf vollkommen frei gewesen sei. Wer sich weigert, das Eine oder das Andere zu unterzeichnen, verfällt sofort den päpstlichen Censuren. Man wird also zugleich euer Non placet und euer „freies" Bekenntniß des wenige Tage vorher von euch verneinten Glaubensartikels von eurer Hand besitzen, und der Welt vorzeigen. Wollt ihr euch denn selber in der öffentlichen Meinung moralisch vernichten?

(Fortsetzung folgt.)

Das französische und das deutsche Heer.

(Fortsetzung.)

Besonders die französische Frauenwelt steht hierin im Allgemeinen hinsichtlich ihrer Frivolität auf einer ungleich niedrigeren Stufe, als dies — der Schöpfer sei dafür gepriesen — bei unseren deutschen Frauen der Fall ist. Unmöglich kann ich diese Gelegenheit vorüber gehen lassen, um nochmals eine recht herzliche Bitte an alle Männer, Frauen und Jungfrauen unseres deutschen Volkes zu richten, sich doch der Sorge für die Verwundeten und Kranken mit allen Kräften annehmen zu wollen. Gerade in der freiwilligen Krankenpflege können Alle, Alle, ohne Ausnahme des Standes und Ranges, welche wirklich ein warmes Herz für die Ehre Deutschlands besitzen, jetzt so viel leisten, so außerordentliches Gute bewirken. Ich habe mich bisher stets mit Spott abgewandt, wenn ich von der sogenannten Emanzipation unserer deutschen Frauen hörte, aber gerade jetzt ist der schöneren Hälfte des menschlichen Geschlechtes bei uns in Deutschland hinreichende Gelegenheit gegeben, zu zeigen, daß Thatkraft, Aufopferung und gemeinsames Wirken für höhere Zwecke auch hier in mustergültiger Weise stattfinde. Es darf jetzt nicht mehr nur heißen, daß jeder Mann seine Schuldigkeit thue, sondern auch von jeder Frau muß ein Gleiches gesagt werden.

Sehr tüchtig organisirt, zahlreich und mit großen Befugnissen ausgestattet ist die französische Armeepolizei oder Gendarmerie. Die französischen Feldgendarmen sind bewährte, auserlesene Männer, die ihren schweren Beruf mit großer Energie erfüllen. Hierin ist die französische Armee der preußischen von 1866 in Böhmen entschieden weit überlegen. Es war damals im preußischen Heere die Armeegendarmerie theils viel zu schwach, theils zu ungeübt und lange nicht energisch genug auftretend, daher zuletzt die großen Unordnungen aller Art im Rücken des Heeres einzureißen anfingen. Da wir stets Sieger blieben, so schadete dies am Ende nicht so viel, hätten wir aber Unglück gehabt, oder wäre der Krieg von längerer Dauer gewesen, so hätten leicht ganz unberechenbare Nachtheile dadurch entstehen können. Man errichte daher jetzt im preußisch-deutschen Heere eine möglichst zahlreiche, energische und mit großen Befugnissen versehene Feldgendarmerie und der Nutzen derselben wird sicherlich ein großer sein. Gendarmen, Schutzmänner, Polizeibeamte und Gefängnißwärter, welche jetzt in Folge der allgemeinen Dienstpflicht wieder zum Heere einberufen werden, geben ein sehr tüchtiges Material, um eine solche zahlreiche Feldgendarmerie zu bilden, zu deren Offizieren man theilweise auch höhere Polizeibeamte und Offiziere der Schutzmänner von Berlin verwenden muß. Je stärker und energischer solch ein Korps ist, desto besser wird es sein. Es hilft nun einmal nichts, im Felde und im Lager ist eine starke, energische Polizei von großem Nutzen; das hat jeder Feldherr bisher stets erkannt.

Wir haben in dem Vorhergehenden, wie wir hoffen, den überzeugenden Beweis zu liefern gesucht, daß die französische Armee weder in ihrer Organisation, Kriegserfahrenheit ihrer höheren Offiziere, Subalter-Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten noch in ihrer Ausrüstung und Brauchbarkeit der Waffen aller Art, Pferde, kurz Allem, was zu einem Kriege gehört, den preußisch-deutschen Heeren auch nur im Allermindesten überlegen ist, und wollen nun zu der Stärke und der taktischen Eintheilung der beiden großen Heeresmassen, die durch die Willkürherrschaft des Kaiser Napoleon gezwungen sind, jetzt auf blutigen Schlachtfeldern sich zu messen, übergehen.

Die kaiserlich französische Armee besteht nach den neuesten Angaben auf dem Friedensfuß aus in runden Zahlen: 100,000 Mann Offizieren, Unteroffizieren, Veteranen und alten Soldaten; ferner 5 Kontingenten Jahresersatz, nach Abzug der Untauglichen; jedes Jahreskontingent erster Aushebung zu 60,000 Mann berechnet, macht 5mal 60,000 = 300,000 Mann; zusammen also 400,000 Mann, die auch im Frieden beständig bei den Fahnen bleiben; dazu kommen im Falle eines Krieges: 1) 9 Kontingente zweiter Aushebung mit fünfmonatlicher Dienstzeit, jedes Kontingent 12,000 Mann = 108,000 Mann; 2) 4 Kontingente freiwillig Eingetretener oder aus der Reserve wieder Eingetretener zu 7000 Mann = 28,000 Mann; 3) 4 Kontingente Reserve erster Aushebung zu 60,000 Mann = 240,000 Mann. Summa der ganzen Kriegsstärke 776,000 Mann.

Von dieser großen Heeresmasse werden aber allen Berechnungen nach abgehen an 80,000 Mann Gendarmen in den Militärschulen, Remontedepots, Arsenalen, Pulvermühlen; kurz, in allen derartigen vielen militärischen Anstalten, dann auch im günstigsten Falle in den Lazarethen.

Im Allgemeinen werden unter allen Umständen auch an 40,000 Mann guter Truppen zurückbleiben, um dieses weite Land einigermaßen zu besetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Der rohe Mull als Verbandmaterial.

Ich möchte die Fachgenossen auf ein Verbandmaterial aufmerksam machen, das mir besonders für die Kriegschirurgie eminent nützlich zu werden verspricht, es ist dies der rohe unapretirte Mull, wie er aus den Baumwolle-Webereien in größter Wohlfeilheit und Menge leicht verschafft werden kann. Der Mull hat folgende gute Eigenschaften:

1) Seine Wohlfeilheit läßt reichliche Anschaffung überall zu; er ist der wohlfeilste aller Stoffe, die Quadrat-Elle etwa einen Silbergroschen.

2) Seine Weichheit und Schmiegsamkeit lassen ihn schon beim ersten Blick, beim ersten Angreifen als ein vortreffliches und sehr angenehmes Verbandmaterial erscheinen. Er legt sich weicher als alles Andere über die verletzten Theile her, wenn man Umschläge damit macht.

3) Er absorbirt sehr gut, besonders wenn man ihn vorher mit einer schwachen Lösung von phenylsaurem Natron befeuchtet; man hat alsdann gleichzeitig die antiseptische und desinfizirende Wirkung.

4) Er wäscht sich sehr gut. Die gewaschenen Stücke werden noch weicher und weißer und machen sich demnach um so besser.

5) Er ist sehr gut zu packen und zu transportiren. Einige Ellen Mull bilden ein kleines und leichtes Päckchen, und mit diesem Päckchen kann man dann alle Arten von Verband improvisiren.

In der Marburger Klinik wird der unapretirte Mull zu folgenden Zwecken verwendet:

1) In kleinen Stückchen oder Fleckchen statt der Gittercharpie.

2) In größeren Stückchen, beliebig zusammengefaltet, statt der gewöhnlichen Charpie.

3) In noch größeren Stücken, mehrfach zusammengelegt, zu Kompressen und Umschlägen.

4) In großen viereckigen Stücken mit Watte kombinirt, als Fütterungs- und Unterlagsmittel für Beinbrüche, Armbrüche u. dgl.

5) In dreieckigen oder dreieckig zusammengelegten Stücken, zu Mayer'schen Schnupftuchverbänden.

6) In der Kravattenform zu den gewöhnlichen Verbänden.

7) In langen Streifen, beliebig breit abgerissen, zu allen Arten von Wickelverbänden, zur Unterlage und zum Ueberzug der Gypsverbände u. s. w.

8) In gekreuzten Binden-Touren zum Bedecken und Sichern der Amputationsstümpfe.

Marburg, 20. Juli 1870.

W. Roser.

Mannigfaltigkeiten.

Die „Tribüne" warnt die zu Felde ziehenden Landsleute, Schlüssel, Zuschlagemesser, stählerne Geldbörsen u. s. w. zur Zeit des Gefechts in den Hosentaschen zu tragen, da durch Nichtbeachtung dieser Vorsichtsmaßregel in den Campagnen von 1864 und 1866 entsetzliche Verwundungen vorgekommen sein sollen. Nur zu oft werden derartige Gegenstände, von einer Kugel getroffen, tief in das Fleisch hineingetrieben.

Wie man der „N. Fr. Presse" aus Berlin schreibt, wird dem General Moltke, „dem Schweigsamen", ein bezeichnendes Wort nacherzählt. Er soll gesagt haben: „Wenn Napoleon bis zum 21. Juli nicht einmarschirt ist — dann sieht er den Rhein zwischen Köln und Mainz niemals!"

Aus Berlin wird berichtet: Als ein eingezogener Landwehrmann (Schauspieler) in einem hiesigen bekannten Bierlokale seine Zeche bezahlen sollte, entschuldigte er sich, indem er seine leeren Taschen zeigte, mit den Worten: „Ich habe nichts als mein Leben, das muß ich dem Könige geben."

Gott, du Gerechter, was kostet der Krieg, rief Isak händeringend aus: Nu, was wird er kosten, antwortete ihm sein Nachbar: „Ein paar Napoleon."

Homonyme.

1) Ein Volk, das manche Krone stahl,
2) Ein Haus, das Kronen weihte,
3) (Ein schwäbischer Minister),
4) Ein Freude gebender Pokal; —
Sag', welches Wort mich deute?

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Maillardt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 168 | Donnerstag, 28 Juli | 1870.

Das französische und das deutsche Heer.

(Fortsetzung.)

Es bleiben ferner nach der Organisationsbestimmung in den Depots zurück: 114 Infanteriedepots zu 6 Kompagnien = 34 200 Mann; 21 Depots der Chasseursbataillone = 2500 Mann; 60 Kavalleriedepots, 1 Eskadron zu 125 Mann = 7500 Mann; 24 Artillerie- und Geniedepots = 3000 Mann; also in runder Zahl für die verschiedenen Depots 55,000 Mann. Will der Kaiser Napoleon somit alle seine Truppen aus Rom zurückziehen, in Paris und den großen Festungen des Landes, außer den Depots, gar keine Garnisonen von Linientruppen zurücklassen, auch gegen Spanien kein Korps aufstellen, kurz, Alles nehmen, was er nur immer jetzt nehmen kann, so mag er im günstigsten Falle immer sich eine Offensiv Armee von 550—580,000 Mann der verschiedensten Truppengattungen bilden können. Es müssen dann aber auch alle Kräfte angestrengt werden und jeder, der dazu bestimmt ist, muß in das Heer eintreten. Augenblicklich ist diese Offensiv-Armee entschieden noch nicht von dieser Stärke, in Italien stehen noch einige 30,000 Mann, und die 4 Kontingente Reserven erster Aushebung, die bisher noch nicht in den Waffen geübt sind, können auch nicht mit zum Ausmarsch kommen. Wenn der Kaiser Napoleon augenblicklich an 350,000 Mann hat, die sich in solchem Zustande befinden, um sofort in das Feld gegen Deutschland geschickt werden zu können, so ist dies aller Wahrscheinlichkeit nach die höchste Ziffer. Man bedenke nur, daß Frankreich bisher die allgemeine Wehrpflicht nicht besaß, daher die Zahl der wirklich für den Krieg gebildeten jungen Leute im Verhältniß zu seiner Bevölkerung keine allzu große ist, und ferner die Degeneration unter der männlichen Jugend höherer Stände alljährlich immer mehr zunimmt. Von all diesen Tausenden von Flaneurs, die jetzt die Boulevards von Paris mit ihrem wahnwitzigen wilden Kriegsgeschrei erfüllten, treten nicht 100 in die Armee ein, denn es fehlt ihnen entweder die Lust dazu oder sie sind auch körperlich zu schwach und zu entnervt, um wirklich für das ernsthafte Handwerk der Waffen, das einen ganzen Mann erfordert, zu taugen.

Die Nationalgarde, von der ein Theil jetzt mobil gemacht werden soll, mag eine Stärke von 380,000 Mann immerhin haben, wenn Alle, welche es sollen, auch wirklich eintreten. Da ungeachtet aller Fanfaronnaden einer gewissen Pariser Kriegspartei und der von ihr abhängigen Blätter in der großen Masse des französischen Volkes keineswegs Begeisterung für diesen von Napoleon auf so frevelhafte Weise unternommenen Krieg herrscht, so wird der freiwillige Eintritt in die Nationalgarde wohl kein allzu großer sein. Wenn wirklich an 250- —280,000 Mann mobiler Nationalgarde, die zur Besetzung der Festungen dienen soll, zusammen kommen, so dürfte dies wohl die höchste Zahl sein. Es ergibt sich also, daß der Kaiser Napoleon jetzt schon immer sehr beträchtliche Menschenmassen auf die Schlachtbank führen, und seinem frivolen, persönlichen Ehrgeiz opfern kann, diese Zahlen aber wirklich nicht so groß sind, als daß wir davor zu erschrecken nöthig hätten. Wie wir in späteren Artikeln zeigen werden, können wir aus Deutschland, da wir Deutschen jetzt glücklich zur völligen Einheit gelangt sind, und die braven süddeutschen Heerestheile aus Baden, Bayern und Württemberg mit freudigem Muthe an der Seite unserer preußisch-norddeutschen Truppen in den gerechten Kampf ziehen, noch über viel größere Heeresmassen verfügen.

Die französische Infanterie, mit deren Organisation wir jetzt beginnen wollen, besteht nun zuerst aus der Garde-Infanterie; diese zählt nach ihrer neuesten Organisation 3 Regimenter Grenadiere zu 3 Bataillonen = 9 Bataillonen; 4 Regimenter Voltigeurs zu 3 Bataillonen = 12 Bataillonen; 1 Regiment Zuaven zu 2 Bataillonen = 2 Bataillonen; 1 Bataillon Chasseurs à pied = 1 Bataillon; also zusammen 24 Bataillone Garde-Infanterie in 2 Divisionen zu 2 Brigaden eingetheilt.

Es soll jetzt nach der neuesten Bestimmung jedes Infanterie-Regiment der Garde auf dem Kriegsfuß 3 Feldbataillone zu je 7 Kompagnien und 1 Depotbataillon zu 6 Kompagnien stark sein. Jede Feldkompagnie soll inklusive aller Chargen in voller Kriegsstärke 130 Mann stark sein, ein Feldbataillon also circa 920 Mann, so daß die Garde mit 21- —22,000 Mann Infanterie sofort in das Feld marschiren kann. Daß diese Elitetruppe, die stets mit eine Hauptstütze der napoleonischen Macht bildete und vom Kaiser auf

alle Weise gehegt und gepflegt wurde, diese Stärke auch in voller Wirklichkeit und nicht bloß auf dem Papier besitzt, bezweifeln wir keinen Augenblick.

Die Garde rekrutirt sich nur aus körperlich sehr kräftigen, ausgesucht brauchbaren Leuten; ihr Ersatz soll bestehen aus mindestens 1 Jahr gedienten, sehr tüchtigen Leuten der Linie, die nicht über 35 Jahre alt sind, wenn sich solche noch zu dreijähriger unausgesetzter Dienstzeit verpflichten, und endlich aus sehr kräftigen, tadellosen Freiwilligen, welche mindestens zu 5jähriger Dienstzeit sich verpflichten. Einen Ersatz aus der allgemeinen Rekrutirung erhält somit die Garde nicht. Der Sold der Gardisten, die in zwei Klassen zerfallen, ist beträchtlich größer als der, welchen die Soldaten der Linie erhalten.

Bei der Uniform der Garde hat man die alten historischen Erinnerungen der Kaiserzeit des ersten Napoleon möglichst beibehalten, und tragen z. B. die Grenadiere noch jetzt die bekannten hohen Bärenmützen und die großen Epaulettes von rother Wolle, und auch die Voltigeurs sind wie diejenigen des Kaisers Napoleon I. uniformirt.

Die Infanterie besteht außer der Garde-Infanterie I. aus 100 Regimentern Linien-Infanterie, jedes Regiment soll auf vollem Kriegsfuß haben 3 Feldbataillone zu je 7 Kompagnien in der Stärke, wie wir solche vorhin anführten. Es würden somit zur Verwendung für den Felddienst kommen 300 Linien-Infanterie Bataillone mit 2100 Kompagnien, und wenn wir nach Abgang der Kranken u. s. w. rechnen, daß jede Kompagnie wirklich mit 100 Mann ausmarschirt, 210,000 Mann Linien-Infanterie. Die frühere Eintheilung der Linien-Infanterie in Kompagnien d'Elite, wie die Grenadiers- und Voltigeurs-Kompagnien genannt wurden, und Kompagnien du Centre hat jetzt aufgehört. Auf dem letzten Friedensfuß im Mai 1870 hatte jedes französische Linien-Regiment 3 Bataillone zu 8 Kompagnien, davon 6 Feld- und 2 Depotkompagnien. Die Kompagnie zählte 70—75 Mann, da ein Theil der Mannschaft auf Urlaub war, dazu 1 Kapitän und 2 Lieutenants.

Wir sind der Ueberzeugung, daß manche Infanterie-Regimenter jetzt nur mit 2 Bataillonen zu 8 Kompagnien und höchstens in einer Kriegsstärke von 1800 Mann in das Feld marschiren werden und ihr drittes Feldbataillon erst nachrücken lassen.

Die Linien-Infanterie ist mit Chassepotsflinten bewaffnet und dabei gut und reichlich ausgerüstet, zählt aber manche kleine, schwächliche Leute in ihren Reihen. So ein pommer'sches oder westphälisches Infanterie-Regiment kann ganz anders d'rauf losschlagen als ein französisches.

II. 20 Bataillone Chasseurs à pied oder Jäger zu Fuß, jedes Bataillon wird wohl mit 8 Feldkompagnien in einer Stärke von 700—800 Mann jetzt in das Feld marschiren. Die Mannschaft der Chasseurs, rekrutirt vorzugsweise aus den Gebirgsgegenden Frankreichs, ist nun zwar klein, aber nervig, kräftig und gewandt und im Allgemeinen jener der Linien-Infanterie weit vorzuziehen, auch schießen die Chasseurs mit ihren Büchsen weit sicherer als die Linien-Infanteristen, und sind entschieden mit die tüchtigsten Gegner, die unseren Truppen gegenüber stehen werden. Auch die Offiziere der Chasseursbataillone pflegen ausgesucht tüchtige Leute zu sein, die sich auf den Felddienst besonders gut verstehen.

III. 3 Regimenter Zuaven von gleicher Stärke und Formation wie die übrige Linien-Infanterie. Die Stärke dieser Zuaven, die sich nur aus freiwillig in das Korps eintretenden Soldaten rekrutiren, ist oft sehr verschieden. Wenn auch jetzt alle 3 Regimenter aus Algier, wo sie sonst beständig garnisoniren, nach Europa gezogen werden sollten, so können doch immer wohl höchstens über 2000 Zuaven der Garde und 7—8000 Zuaven der Linie, zur Verwendung kommen. Die lockere Disziplin und die bunte orientalische Uniform, welche diese Zuaven tragen, dazu der abenteuerliche Ruf, den sich dieses Korps nun einmal erworben hat, bewirkt, daß alle wilden, übermüthigen Gesellen, und alle verlorenen Söhne vornehmer Familien aus ganz Frankreich vorzugsweise hier eintreten. Auch Deutsche, Italiener, kurz, Söhne aller möglichen Nationen Europa's, die dann früher schon in der Fremdenlegion dienten, findet man viele bei den Zuaven. An kecken, unternehmungslustigen Streichen und Schnelligkeit und Gewandtheit ihrer Angriffe werden es diese Zuaven nach ihrer gewohnten Art auch diesmal wieder gewiß nicht fehlen lassen, treten ihnen unsere deutschen Truppen aber nur mit Ruhe und Besonnenheit entgegen und lassen sich weiter nicht von ihnen imponiren, so sind sie auch nicht so besonders gefährliche Gegner, zumal die meisten nur schlecht schießen und auch sonst nicht geübt sind. „Laß dich nicht verblüffen!" müssen unsere deutschen Soldaten den Zuaven gegenüber nur stets beherzigen und besonders fest und sicher darauf zielen. Die alten, in Algerien, der Krim und Italien vielerprobten Zuaven sind übrigens größtentheils in Mexiko zu Grunde gegangen, und man wird jetzt auch viel unerfahrene Mannschaft dabei finden. Die Offiziere der Zuaven pflegen in der Regel besonders tüchtige und ehrgeizige Männer zu sein, die — koste es, was es wolle — ein schnelles Avancement machen wollen.

IV. Ein Fremdenregiment, dessen Stärke augenblicklich wohl nicht über 2000—2500 Mann betragen wird. Es besteht vorzugsweise aus Deutschen und anderen Ausländern, die aus irgend einem Grunde nach Frankreich auswanderten und sich dort aus Noth und Verzweiflung unter diese Fremdenlegion anwerben ließen. Mit ihrem gewohnten nationalen Uebermuth behandelten die Franzosen diese fremden Soldaten stets sehr schlecht, betrachten sie als Futter für Pulver, gebrauchen sie gern zu den gefährlichsten und anstrengendsten

Diensten, verweigern ihnen aber dabei die gebührende Anerkennung und wollen sie nicht als ihres Gleichen betrachten. Die Franzosen hoffen jetzt sicherlich darauf, daß viele Deutsche zu ihnen desertiren und die Reihen ihres Heeres vermehren helfen, werden sich aber entschieden hierin wie auch in manchem Anderen bedeutend täuschen. Kann jetzt wohl ein Deutscher, mag er auch sonst immerhin eine noch so verschiedene politische Ueberzeugung haben, so ehrlos und infam handeln, zu diesen Franzosen, diesen frechen, übermüthigen Feinden seines Vaterlandes desertiren zu wollen! Wahrlich um die Schufte, die jetzt von uns zu den Franzosen übergehen, sind diese nicht zu beneiden, das sind dann Kerle, die längst für den Galgen reif waren, und sollten wir welche von ihnen gefangen nehmen, so wird Infamie und Zuchthaus ihr gebührender Lohn sein. Sollte es jetzt wirklich auch noch welsche Agenten und Werber bei uns in Deutschland geben, wäre das Volk nicht wohl berechtigt, solche Kerle zu zerreißen, wenn sie entdeckt würden? So hegen wir die entschiedene Ueberzeugung, daß von uns nicht leicht viele Männer zu den Franzosen übergehen werden, dagegen viele Deutsche, die jetzt in der französischen Fremdenlegion dienen, diese Gelegenheit gern benutzen, um zu uns zu kommen. Wer so unglücklich war oder noch ist, in der französischen Fremdenlegion dienen, und die schlechte Behandlung darin ertragen zu müssen, der hat nur Haß und Ingrimm gegen die Franzosen; das ist eine alte Erfahrung.

V. 3 Regimenter eingeborener algerischer Schützen, Turcos genannt, die wohl jetzt 8000 — 9000 Mann stark sein werden und für gewöhnlich in Algerien garnisoniren. Die Mannschaft besteht aus den wildesten Kabylen, Negern und anderen Afrikanern, die Offiziere und Unteroffiziere sind fast durchweg Franzosen. Es ist eine wahre Schande für die Menschheit, solch raub- und blutgieriges Volk in einem europäischen Kriege zu verwenden, wie Napoleon dies auch 1859 in Italien gethan hat. Uebrigens sind diese Turcos lange nicht so gefährliche Feinde, wie sie äußerlich erscheinen. Es fehlt ihnen Disziplin, Kaltblütigkeit und Manövrirfähigkeit, und wenn unsere Soldaten ihnen nur recht kaltblütig gegenübertreten und fest und sicher auf sie zielen, sind sie gar nicht so schwer zu besiegen.

VI. 5 Bataillone leichte afrikanische Infanterie, Zephirs, genannt. Es sind dies fast durchweg Franzosen, die wegen verschiedener leichter Vergehen zwangsweise zu der nordafrikanischen Infanterie versetzt wurden. Dieselbe garnisonirt gewöhnlich in den entlegensten Theilen von Algerien, die Mannschaft muß mit an den Straßenbauten und Befestigungen arbeiten und ist einer härteren Disziplin unterworfen, als solche in der französischen Armee stattfindet. Ob auch diese Infanterie mit zur Verwendung in Europa kommen wird, vermögen wir nicht anzugeben. Trunkenheit und Hang zur Indisziplin ist den meisten Soldaten derselben eigen, doch sind auch viele sehr muthige, verwegene Leute darunter.

(Fortsetzung folgt.)

Römische Briefe.

(Fortsetzung.)

Da die zum Nein entschlossenen Bischöfe die zaghaftere Stimmung vieler Kollegen, die sich halb ziehen zu lassen und halb hinzusinken bereit waren, wohl kannten, und des Bibelwortes eingedenk waren, daß „ein Oberpriester Mitleid haben muß mit unsern Unvollkommenheiten" (Hebr. 4, 15), so entwarfen einige von ihnen eine Formel, auf deren Grund die Zaghaften mit Placet juxta modum stimmen könnten. Im Proömium des Schema's sollte nämlich principium mit exordium vertauscht, statt vis et virtus in eo (Papa) consistit sollte præcipue in eo consistit gesetzt werden; weiter der 3. Can. des 3. Kapitels gänzlich wegbleiben und in diesem Kapitel das Wort episcopalis ausgelassen; endlich für das 4. Kapitel die Antoninische Formel gewählt werden. Der Schluß des entworfenen Formulars lautete: Secus in solemni sessione dicturus sum: Non placet."

Am 12. Juli hielten die Bischöfe der Minderheit eine internationale Sitzung, die besuchteste, die noch stattgefunden; es erschienen ungefähr 70 Bischöfe. Drei Prälaten, zwei Deutsche und ein Franzose (Ketteler, Melchers und der Erzbischof Landriot von Reims) schlugen vor: Alle sollten mit Placet juxta modum stimmen, aber dabei, als die Bedingung, an welche ihr Ja geknüpft sei, eine scharf und entschieden lautende Formel übergeben, mit der Erklärung, daß eine Verwerfung oder ungenügende Beachtung der in dieser Formel niedergelegten Begehren sie nöthigen würde, in der öffentlichen Sitzung mit Nein zu stimmen. Damit wäre im Grunde der vollständigste Sieg der Mehrheit und der Kurie entschieden gewesen. Man hätte selbstredend allgemein geschlossen: Euer Ja kann, wenn auch mit einigen Klauseln behangen, doch nur den Sinn haben, daß ihr in der Hauptsache mit dem Schema einverstanden seid; die Hauptsache aber, das sind die zwei großen über die Zukunft der Kirche entscheidenden und zusammengehörigen neuen Glaubensartikel: der Universal-Episkopat des Papstes (Kap. 3) und seine Unfehlbarkeit (Kap. 4). Wenn ihr Placet sagt, so bejaht ihr diese zwei neuen Dogmen, und dann verschlägt es wenig mehr, welche besondern Wünsche oder Klauseln ihr etwa in Nebendingen noch beifügen möget. Ob diese euch gewährt werden, oder nicht, immerhin müßtet ihr an dem großen Tage des öffentlichen Bekenntnisses, wo

nur noch mit einfachem Ja oder Nein gestimmt werden darf, konsequenterweise Ja sagen.

Die drei Kardinäle, die zwei Primaten, Simor nnd Ginoulhiac, Stroßmayer u. A. sprachen sich wiederholt und mit größtem Nachdruck gegen den heillosen Vorschlag aus, der noch im letzten Moment alle Hoffnungen vereitelt, die Früchte siebenmonatlicher Leiden und Anstrengungen vernichtet haben würde. Entscheidenden Eindruck machte die Bemerkung des Erzbischofs von Mailand: gerade unter den Infallibilisten seien viele, welche aus verschiedenartigen Gründen ein bedingtes Ja sagen, also mit juxta modum stimmen würden; man möge ihnen doch diese eigenthümliche und besser für Höflinge als für Bischöfe passende Art der Abstimmung überlassen. „Uns,“ sagte er, „die wir von der Verwerflichkeit dieser Lehre überzeugt sind, ziemt nur offen und gerade Nein zu sagen.“ Einstimmig wurde dies nun angenommen (Tarnoczy, der sich schon seit geraumer Zeit von seinen deutschen und ungarischen Kollegen zurückgezogen und regelmäßig mit der Mehrheit zu stimmen pflegte, war nicht zugegen). Kardinal Schwarzenberg erklärte noch: es würde ihn freuen, wenn einer der Kardinäle vor ihm mit Non placet stimmte; sollte dies aber nicht der Fall sein, so werde er der Erste sein, und sich's zur Auszeichnung rechnen, an der Spitze dieser ehrenvollen Reihe zu stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Auch eine Frauenfrage.

(Melodie: „Prinz Eugen der edle Ritter.")

Möchten wohl in unsern Tagen
Deutsche Frauen ferner tragen
Noch die Moden aus Paris?!
Auf, entsagt dem fremden Tande,
Weist ihn aus dem deutschen Lande,
Heute und für alle Zeit!

Fort mit Chignon und mit Röckchen
Riesenpuffen, falschen Löckchen,
Wulsten à la Eugénie;
Brauchen keine fremde Waare,
Haben auch noch eig'ne Haare;
Blond und schwarz und dunkelbraun.

Fort mit Paniers und mit Bändern,
Mit Frisuren und Gewändern,
Vom Pariser Karneval —
Fort mit all' den fremden Dingen,
Deren Namen lockend klingen,
Weil sie kommen von Paris!

Seide können selbst wir spinnen,
Blendend weiß lockt unser Linnen
Wohlbekannt in aller Welt,
Und die schönsten Spitzen wachsen
Billiger im nahen Sachsen
Als im fernen Alençon. —

Baden, Würtemberg und Bayern
Sollen jetzt Triumphe feiern
Mit Geweben deutscher Hand.
Und aus Oesterreichs Fabriken
Wird man uns nichts Schlecht'res schicken
Als uns Frankreich hat gebracht!

Wollen Alle uns mit Freuden
Schlicht in deutsche Stoffe kleiden
Aus dem großen Vaterland: —
Auf dem theuren deutschen Boden
Tragen wird nun deutsche Moden
Jede ächte deutsche Frau! —

Mannigfaltigkeiten.

Jemand, der es liebt, sich hochgestellten Personen in etwas forcirter Weise zu nähern, der auch mit dem Chef des Generalstabs Freiherrn v. Moltke persönlich bekannt ist, begegnete demselben, wie die „B. B.-Ztg.“ erzählt, dieser Tage und fragte: „Excellenz, wie stehts?“ — Moltke, der bekannte zugeknöpfte Schweiger entgegnete: „O, im Allgemeinen recht gut! Wenn auch mein Roggen nicht gerade sehr gut steht, so versprechen doch meine Kartoffeln eine um so prächtigere Ernte.“ Der neugierige Fragesteller schlich verblüfft davon.

Aus Leoben, 25. Juli, schreibt man der „Grazer Tagespost“: Seit einigen Tagen ist hier die Bildung eines „obersteierischen Komite's für verwundete deutsche Krieger“ im Werke, und sobald die formellen Schwierigkeiten, die derselben noch im Wege gestanden, überwunden sein werden, wird der betreffende Aufruf in Hunderten von Exemplaren über das Oberland verbreitet werden. Dieses Komite wird zweifelsohne sich als Hülfskomite des Grazer geriren.

Professor Wippermann in Wiesbaden schenkte eine als fürstliches Ehrengeschenk erhaltene goldene Tabatière, welche zu 80 Thaler deklarirt war, „zu Zwecken des in verruchter Weise von Napoleon heraufbeschworenen, aber, so Gott will, zum Heile unseres einigen Gesammtvaterlandes glorreich geführten Krieges, insonderheit für Verpflegung der Verwundeten oder Unterstützung verlassener Frauen und Kinder.“

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Maitlandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 169 Freitag, 29. Juli 1870.

Das französische und das deutsche Heer.

(Fortsetzung.)

Wir wollen nun die Reiterei der französischen Armee in aller Kürze schildern. Dieselbe zerfällt erstens in die der Garde, dann das Genie und drittens der afrikanischen Armee.

Die Garde zählt an Kavallerie:

1	Regiment	Kürassiere,	schwere Reiterei.
1	"	Karabiniers,	
1	"	Dragoner,	mittlere Reiterei.
1	"	Lanciers,	
1	"	Chasseurs,	leichte Reiterei.
1	"	Guides,	
6	Regimenter.		

Jedes Regiment zählt 4 Feld-Eskadrons. Jede Schwadron hat im Frieden eine Stärke von 7 Offizieren, 123 Mann und 100 Pferden, im Kriege aber eine Stärke von 8 Offizieren, 162 Mann und 148 Pferden. Wenn wir annehmen, daß jede Schwadron der Garde-Kavallerie jetzt mit 150 Mann, das Regiment also mit 600 Mann und die gesammte Garde-Kavallerie daher mit 3600 Mann in das Feld rückt, so glauben wir das Richtige getroffen zu haben. Sowohl die Mannschaften wie Pferde dieser Garde-Kavallerie sind ausgesucht, und wie unläugbar, von besonderer Tüchtigkeit. Nun, Gott sei dafür gepriesen! unsere preußisch-deutsche Kavallerie braucht auch den Vergleich mit der besten französischen Garde-Kavallerie nicht im allermindesten zu scheuen. Das wird gehörige Hiebe setzen, wenn nur erst unsere bayerischen oder pommerischen und westphälischen Kürassiere auf die französischen Garde-Kürassiere einhauen und die Blücher'schen und Ziethen'schen Husaren mit den Guides des Kaisers Napoleon herumscharmutziren! Die Uniform der französischen Garde-Kavallerie aller Waffengattungen ist sehr bunt und oft phantastisch aufgeputzt.

Die Linien-Kavallerie der französischen Armee besteht nun aus 10 Regimentern Kürassieren zu 4 Feldschwadronen und 1 Depotschwadron. Es sind dies sehr schwer berittene, mit Stahlhelmen und Brust- und Rückenpanzer versehene Leute, größtentheils aus dem Elsaß, Lothringen und dann aus der Normandie rekrutirt. Nimmt man an, daß jetzt jedes französische Kürassier-Regiment wirklich 500 Mann in den Sätteln zum Ausmarsch bringt, so wird dies das Höchste sein, was der Kaiser Napoleon erreichen kann. Es würden somit an 5000 Kürassiere der Linie gegen uns Deutsche in das Feld rücken, deren Zahl aber, wie wir in früheren Artikeln schon auseinandersetzten, in Folge der schlechten Pferdewartung und des dadurch erzeugten schnellen Abganges der Pferde sich sehr bald bedeutend vermindern wird.

Die mittlere oder Kavallerie de ligne besteht aus 12 Regimentern Dragoner und 8 Regimenter Lanciers, jedes Regiment zu 4 Feldschwadronen, also 48 Eskadrons Dragoner und 32 Eskadrons Lanciers. Wenn hiervon jetzt 6000 Mann Dragoner und 4000 Mann Lanciers wirklich zum Ausmarsch kommen, so dürfte dies das Höchste sein, da es besonders dieser Waffengattung sehr an guten Pferden fehlt. Jedes Regiment läßt dann beim Ausmarsch eine Depotschwadron zurück.

Ferner: 12 Regimenter Chasseurs à cheval oder berittene Jäger und 8 Regimenter Husaren, jedes Regiment zu 4 Feldschwadronen. Es kommen hiernach also zum Ausmarsch 48 Schwadronen Chasseurs à cheval und 32 Schwadronen Husaren. Jede Schwadron dürfte mit 130—140 Pferden ausrücken, also in runder Zahl das leichte Kavallerie-Regimenter 550 stark sein, so daß die gesammte leichte Kavallerie der Linie Frankreichs mit circa 7000 Chasseurs und 5000 Husaren in das Feld marschiren könnte. Wir glauben aber nicht, daß diese Zahl wirklich zur Verwendung kommt. Es müssen sicherlich einige Regimenter in Algerien zurückbleiben, wenn man die 4 Regimenter Chasseurs d'Afrique von dort fortzieht, dann steht auch ein Husaren-Regiment jetzt in Rom, und da Frankreich aller Wahrscheinlichkeit nach auch ein Observationskorps an der spanischen Gränze aufstellen wird, so bleiben auch einige leichte Kavallerie-Regimenter dort zurück. Wenn jetzt außer 3000 Mann Garde-Kavallerie an 10,000 Mann Husaren und Chasseurs, 10,000 Mann Dragoner und Lanciers, 6000 Mann Kürassiere, außerdem an 3—4000 Mann afrikanische Reiterei, zusammen also an 34—35,000 Mann Kavallerie mit wirklich brauchbaren Pferden sich in Bewegung gegen Deutschland setzen, so wird dies das Höchste sein, was der Kaiser Napoleon zu erreichen vermag. Diese Zahl wird, wie schon gesagt, in Folge

der schlechten Pferdewartung aber sehr bald ganz bedeutend zusammenschmelzen, und man dürfte die größte Mühe haben, sie stets aus den Depots gehörig zu ergänzen.

Die Husaren und Chasseurs à cheval unterscheiden sich nur durch ihre verschiedenartige Uniformirung, die besonders bei Ersteren sehr bunt und überladen ist, sind sich im Uebrigen aber in Bewaffnung und Pferden ganz gleich. Die französische leichte Kavallerie ist sehr schwer bepackt und ausgerüstet, und die Leute führen alle einen langen gezogenen Karabiner, mit dem sie es lieben, recht unnütz viel in die Luft zu knallen. Wenn unsere deutschen Reiter sich nur auf solch' Geschieße gar nicht einlassen wollten, sondern gleich gehörig mit dem Säbel in der Faust auf die Franzosen einjagen, so dürfte sich ihre Ueberlegenheit bald glänzend zeigen.

Ganz auffallend ist die große Zahl von Offizieren aller Grade, welche die französische Reiterei besitzt, wodurch man dem Uebelstande der schlechten Pferdewartung der Leute möglichst vorbeugen will. Es sind z. B. bei jedem französischen Kavallerie-Regimente 1 Oberst, 1 Oberstlieutenant, 2 Eskadronchefs, 1 Major, also 5 Stabsoffiziere, dann 3 Adjutanten, als 2 Capitaines adjutant-majors und 1 Lieutenant d'état major, ferner ein besonderer Reitlehrer (Capitaine instructeur), 1 Capitaine trésorier (Zahlmeister). Jede Schwadron hat 2 Capitaines, 2 Lieutenants en premier und 2 Secondelieutenants. Im Ganzen soll das Offizierkorps eines französischen Kavallerie-Regiments auf dem Kriegsfuß 41 Offiziere stark sein, während z. B. ein preußisches Kavallerie-Regiment, das in gleicher Stärke ausrückt, höchstens 28 Offiziere zählt, wenn diese wirklich alle vollzählich sind.

Die sogenannte afrikanische Kavallerie besteht aus 4 Regimentern Chasseurs d'Afrique. Dieselben garnisoniren im Frieden stets in Algerien und bestehen aus freiwillig eintretenden tüchtigen Leuten, unter denen sich stets viele Deutsche befanden, die früher in der Fremdenlegion dienten. Ein großer Theil dieser alten vielerprobten Chasseurs d'Afrique soll übrigens in Mexiko den Untergang gefunden haben. Die Chasseurs d'Afrique, welche lichtblaue kurze Waffenröcke tragen, reiten durchweg kleine, leichte, sehr tüchtige Hengste orientalischer Race, jedes dieser 4 Regimenter hat eine Kriegsstärke von 700 Mann und 600 Pferden, und so glauben wir, daß immerhin an 2000 vielerprobte Chasseurs d'Afrique auf dem europäischen Kriegsschauplatz erscheinen werden. Da Napoleon die Schwäche seiner eigenen Kavallerie selbst kennt, so wird er voraussichtlich diesen besten Theil derselben jetzt gegen Deutschland vorzugsweise zu verwenden suchen.

Ferner: 3 Regimenter Spahis oder eingeborene afrikanische Kavallerie, deren Offiziere und Unteroffiziere aber größtentheils Franzosen sind. Die Stärke dieser 4 Spahis-Regimenter dürfte nicht viel über 2000 Pferde betragen. Ein Theil derselben wird wahrscheinlich mit auf dem europäischen Kriegsschauplatz erscheinen. Die Leute sehen in ihrer orientalischen Uniform sehr bunt aus, tummeln auch ihre kleinen maurischen Hengste gewandt umher, können aber weiter nicht geschlossen manövriren.

So ist unsere preußisch-deutsche Kavallerie der französischen sowohl an Zahl wie Tüchtigkeit ganz entschieden weit überlegen. Gebe nur ein gütiges Geschick, daß unsere braven Reiter stets eine gute Verwendung finden, dann wird es ihnen an Sieg gewiß nicht fehlen.

Die französische Feld-Artillerie hat nun nach ihrer letzten Organisation:

I. Die Artillerie der Garde, welche 1 Regiment fahrende Artillerie mit 6 Batterien zu 6 Geschützen = 36 Geschützen und 1 Regiment reitende Artillerie von gleicher Stärke und Organisation zählt. Es wird somit diese Garde-Artillerie mit 12 Batterien = 72 Geschützen zum Ausmarsch kommen. Daß diese Stärke der in jeder Hinsicht vortrefflich ausgerüsteten Garde-Artillerie, welche die besten Artilleriepferde und Artilleristen Frankreichs enthält, schon zum Ausmarsch gekommen sein dürfte, bezweifeln wir keinen Augenblick.

II. Die Feld-Artillerie der Linie zählt 15 gemischte Regimenter. Jedes Regiment hat 12 Batterien, von denen 8 Batterien, und zwar zwei 12pfündige und sechs 4pfündige, montirt und 4 Festungsbatterien unmontirt sind. Ferner 4 Regimenter reitende Artillerie, ebenfalls jedes Regiment 8 Batterien zu 6 Geschützen stark.

Es ist somit nach der neuesten Organisation die zur Verwendung im Felde kommende Artillerie der Linie 152 Batterien mit 912 Geschütze stark.

An Mitrailleusen-Batterien werden wohl 24 zu je 6 Stück mit in das Feld rücken. Jede Mitrailleuse besteht aus einem massiven Lauf mit 31 Bohrungen gewöhnlichen Gewehrkalibers, jedem mit einem Stiftschloß versehen. Sämmtliche Schlösser werden gespannt und durch Beugung einer Sicherheitsplatte abgefeuert, was so schnell geschieht, daß die 31 Schüsse zu gleicher Zeit abgefeuert werden.

Die französische Artillerie besitzt ein großes Zentraldepot mit allen möglichen großartigen Werkstätten. Zwei Geschützgießereien zu Bourges und Douay mit vortrefflichen Einrichtungen, fünf sehr große Pulvermühlen des Staates, Waffenfabriken, Zündnadelfabriken u. s. w. Alles dies ist in der besten Weise eingerichtet und auf Kostenersparniß wurde dabei niemals Rücksicht genommen. Frankreich ist stets leider ein nur zu kriegslustiges Land gewesen, das seinen Waffenruhm sehr theuer bezahlt hat. So wird denn auch jetzt die französische Armee und besonders die Artillerie an guten Waffen keinen Mangel haben, und hierin sehr reichhaltig ausgerüstet sein. Man berechnet, daß in den Arsenalen, Geschützgießereien und dann in den vielen Festungen an 8000 Geschütze vorhanden sind. Auch an guter Munition aller Art wird es nicht fehlen.

Die Genietruppen der französischen Armee nach

ihrer neuesten Organisation bestehen aus zwei Kompagnien Genietruppen der Garde und ferner drei Genie-Regimentern. Jedes Regiment hat auf dem Kriegsfuß zwei Bataillone zu je acht Kompagnien und einem Kompagnieführer. Es werden somit außer den Depots an 48—50 Kompagnien Genietruppen zur Verfügung kommen, die meist mit 5000—5500 Mann in das Feld rücken können. In jedem Bataillon sind sieben Kompagnien Sappeurs und eine Kompagnie Mineurs, während die Fahr-Sappeurs den Genietrain bilden. In jedem Regiment ist je eine Kompagnie im Zerstören und Herstellen der Eisenbahnen besonders ausgebildet, eben so auch in der Behandlung der Lokomotiven und im Fahren mit denselben. Einer anderen Kompagnie in jedem Regiment fällt der Telegraphendienst zu.

Die französischen Geniesoldaten sind eine wahre Elitetruppe des Heeres und bestehen aus ausgesucht tüchtigen, kräftigen Männern, gewöhnlich früheren Bauhandwerkern, Eisenbahnarbeitern und Bergleuten, die von sehr fähigen, theoretisch gebildeten und praktisch erfahrenen Offizieren aller Grade kommandirt werden. Dazu haben besonders die Genietruppen vor Sebastopol, 1859 in Italien und vor Puebla in Mexiko eine reiche Schule der Erfahrung gemacht, durch welche gewiß viel Gutes bei ihnen zurückgeblieben ist. Wir glauben, daß unter allen Waffengattungen des Heeres, gerade die Genietruppen mit unsere bedeutendsten Gegner bilden werden.

(Fortsetzung folgt.)

Römische Briefe.

(Fortsetzung.)

Merkwürdiger Weise war die Ansicht allgemein verbreitet: kaum zehn ablehnende Stimmen würden wirklich beim Aufruf zum Vorschein kommen. Ueberhaupt war alles geschehen, um durch Gerüchte und erfundene Nachrichten Bangigkeit und eine Verzweiflungsstimmung in den Reihen der Opposition zu erregen. So hatte man durch auswärtige Blätter, wie durch hiesige Aussprengungen — Sie werden es in den Journalen gelesen haben — den Wahn verbreitet: ein sauve qui peut, eine débandade sei unter den Opponirenden eingerissen, nicht dreißig würden am Tage der Abstimmung noch übrig sein. Nun zeigt sich, daß das alles hier erfunden war. Nicht einmal Försters Abreise, die ich selber gemeldet, fand statt; nur Greith war gegangen. Als Darboy am Tage vor der Abstimmung Audienz beim Papste hatte, und äußerte: die Zahl der Bischöfe, die mit ihm Non placet sagen würden, sei beträchtlich, erwiderte Pius: Vielleicht werden viele mit juxta modum stimmen; mit Non placet aber gewiß nicht über zehn. Bekanntlich weiß Pius seit einiger Zeit alles, auch die Stimmung entfernter Länder u. s. w. mit absoluter Gewißheit. Die dem Papste von der römischen Kanzlei in den Mund gelegten Formeln proprio motu und ex certa scientia sind durch 24jährigen Gebrauch bei ihm wirklich in Saft und Blut übergegangen.

Beim Beginne der Sitzung hatte sich bereits unter der Mehrheit die Kunde verbreitet, daß der verneinenden Stimmen weit mehr sein würden, als man noch am Abend zuvor geglaubt hatte. Da ging Dechamps von Mecheln zu den Häuptern der Gegenseite und bat sie mit demüthig-flehender Geberde und weinerlicher Stimme: sie möchten doch mit juxta modum stimmen; es sei wirklich schon an maßgebendem Ort einige Geneigtheit vorhanden, den consensus und das testimonium ecclesiarum in das vierte Kapitel einzuschieben.

Der Kunstgriff war zu plump, um zu wirken, und es fielen scharfe Worte von der andern Seite. Einer der Bischöfe sagte dem neuen Primas: c'est une impudence sans exemple, und Darboy machte die drei Kardinäle auf dieses noch in der zwölften Stunde versuchte Manöver, die Opposition zu theilen und zu verwirren, aufmerksam. Nun begann die Abstimmung sub secreto, wie es wieder hieß, und der Subsekretär Jacobini las die Namen der Väter von der Kanzel. Da stellte sich abermals ein ganz unerwartetes Phänomen heraus: von 601 in Rom anwesenden Vätern — im Januar sind es ihrer noch 764 gewesen — waren nur 520 erschienen, und man wußte alsbald, daß sehr viele von den Weggebliebenen aus Unzufriedenheit mit dem Schema, und um den unangenehmen Folgen eines Nein zu entgehen, sich entfernt hielten.

Aufsehen erregt hier die Haltung der Orientalen bei der Abstimmung. Die Propaganda hat nichts versäumt, sie unter strenger Zucht und Aufsicht zu halten, und dennoch ist das Ergebniß, daß die angesehensten mit Nein, einige mit juxta modum gestimmt haben, andere aus der Sitzung wegblieben. Thatsächlich hat der ganze wahrhaft bischöfliche, d. h. wirkliche Diözesen repräsentirende Orient gegen das Dogma gestimmt. Jeder Kenner der asiatischen Zustände sieht voraus, daß die dennoch erfolgende Proklamirung die definitive Trennung der vereinigten orientalischen Kirchen zur Folge haben wird. Dieß macht aber auf Papst und Jesuiten nicht den geringsten Eindruck.

Als die Namen Derer, die mit juxta modum gestimmt, verlesen waren, sagte der Präsident: quorum, quantum possibilis erit, habebitur ratio. Das klang wie offenbarer Hohn: „soweit möglich, wird man auf sie Rücksicht nehmen", zu deutsch: was für unmöglich gelten soll, also namentlich die Bedingung einer Mitwirkung des Episkopats, das haben wir (die Deputation) schon unter uns ausgemacht; aber es gibt noch einige

„mögliche“ Dinge. Sollten z. B. einige Bischofsseelen wünschen, daß statt infallibilitas gesetzt würde inerrantia, so wird man ihnen vielleicht zu Willen sein. Und selbst derartige Konzessionen sind noch ungewiß; denn man darf doch den Bischof Gasser von Brixen nicht Lügen strafen, der bestimmt erklärt hat: nec verbum addetur nec verbum demetur amplius.

Unter den bedingt Stimmenden findet sich Dreux-Brézé, gewiß nur darum, weil ihm das Dekret noch nicht stark genug klingt. Der ganze ungarische Episkopat ist in seiner Verneinung fest geblieben. Die Oesterreicher verstehen nun, warum man ihnen Rudigier und Feßler zu Bischöfen gegeben hat. Doch ich lege Ihnen hier das authentische Verzeichniß derjenigen Konzilsväter, welche nicht mit einfachem Placet stimmten.

Es zeigt, daß gerade die Bischöfe der Hauptstädte und außerdem nordamerikanische, irische, englische, namentlich auch über Erwartung viele norditalienische Bischöfe ablehnend votirten. Völlig untreu ist eigentlich nur ein einziger geworden, der Bischof von Porto-Rico.

Der Papst ist sicher, daß noch im letzten entscheidenden Moment ein himmlisches Wunder der verfinsterten Gemüther der Opponenten erleuchten und plötzlich umstimmen wird. Der heilige Geist wird das, muß das thun. Pius scheint davon bestimmte Zusicherungen zu haben. Er hat nämlich kürzlich eine merkwürdige Unterredung hierüber mit einem französischen Bischof, den er zum Erstenmal sah. Da er jeden Gegner des Unfehlbarkeitsdogma's als seinen persönlichen Feind ansieht, so wurde auch dieser damit empfangen, und ihm vorgeworfen, daß er, statt des Papstes, des Kaisers Freund sei. Der Bischof erwiderte: seine weißen Haare bewiesen, daß er, der Furcht wie der Hoffnung bar, blos seinem Gewissen zu folgen habe, und dieses gebiete ihm mit vielen Kollegen wider das neue Dogma zu stimmen. Nein, rief Pius, ihr werdet nicht dagegen stimmen, der heilige Geist wird euch in der Entscheidungsstunde unwiderstehlich erleuchten und ihr werdet alle Placet sagen.

Als die französische Regierung im Jahr 1733 den Kirchhof La Chaise mit Soldaten besetzen ließ, um die Wunderheilung auf dem Grabe des Abbé Paris zu verhindern, las man eines Morgens über dem Thore des Kirchhofs:

De par le roi défense à Dieu,
De faire miracle en ce lieu.

Am 17. oder 24. Juli dürfte über dem Eingang der Aula stehen:

De par le Pape ordre au bon Dieu
De faire miracle en ce lieu.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ein tragi-komisches Intermezzo] wird aus Wiesbaden berichtet: Ein tapferer Sänger der dortigen Oper ergriff in patriotischer Entrüstung gegen einen franzosenfreundlichen Fremdling sofort die Offensive, hatte Anfangs das Unglück, zu Boden zu fallen und bis an die Thür geschleppt zu werden. Dort aber stolperte der Fremde und fiel; der deutsche Sänger machte sich alsbald die Gelegenheit zunutze, sprang auf, ergriff den Bösewicht beim Beine und entriß ihm einen Stiefel. Der Fremdling entwich halb barfuß und der siegreiche Sängerheld kehrte triumphirend mit der erbeuteten Trophäe ins Lokal zurück.

Die „Voss. Ztg.“ erzählt: In einer Berliner sehr bedeutenden Landkartenhandlung versuchte in Abwesenheit des Chefs derselben ein französischer Unterhändler ein bedeutendes Quantum (an 5000 Stück) Rheinkarten käuflich zu erwerben. Das Geschäft war mit dem Kommis schon abgeschlossen und der Käufer wollte so eben Zahlung leisten, als der Chef des Hauses eintrat und — vom Sachverhalt kurz unterrichtet — auf der Stelle die Auslieferung der Karten verhinderte.

Man schreibt aus Viersen vom 24. Juli, daß von einem Wirthe Namens Prell im Kahser eine wunderschöne Brieftaube aufgefangen wurde, die auf einer Feder den Stempel in Blau: „Paris, St. Cloud“ trug. Ein unter den Flügeln gebundener Zettel lautet: „Les soldats ont beaucoup de courage, tout ira bien; on attend l'empereur. M. (Die Soldaten haben viel Muth, Alles wird gut gehen, man erwartet den Kaiser.)

Logogryph.

Ein lästiges Gewächs bin ich 1, 2, 3, 4,
4, 2 3, 1 jedoch nennt eine Gegend dir,
In die zwar Muth und Kühnheit oft schon drang,
Doch ganz sie zu erforschen, nicht gelang.

Auflösung der Charade in Nr. 161:

Wermuth.

Redaktion unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Maitandl.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 170 Samstag, 30. Juli 1870.

Das französische und das deutsche Heer.

(Fortsetzung.)

Die Pontonniers werden in Frankreich zur Artillerie gerechnet und bilden ein besonderes Regiment derselben, das 14 Kompagnien enthält. Jede Kompagnie besteht aus 100—120 Mann und führt einen entsprechenden Pontontrain mit sich. Die Pontonniers, deren Stab für beständig in Straßburg garnisonirt, bestehen fast nur aus früheren Rhein- und Rhoneschiffern, und sind sehr gut eingeübt. Es wird somit der französischen Armee sicherlich nicht an der gehörigen Zahl von derartigen Truppen für ihre Feldarmee fehlen.

Wie schon früher angeführt, ist der Train der französischen Armee nur sehr schlecht und hat mittelmäßige Pferde, die dazu schlecht behandelt und gewartet werden. Es besteht ein eigenes Korps „des équipages militaires", welches die Bespannung sämmtlicher Artillerie, dann der Munitionskolonnen und auch der Munitionskolonnen der Infanterie-Divisionen bildet. Es sind 3 Train-Regimenter vorhanden, die zusammen 48 Train-Kompagnien enthalten. Ein großer Theil des französischen Trains ist statt der Pferde mit Maulthieren, die stark, ausdauernd und zähe sind, bespannt.

Die übrigen Verwaltungstruppen bestehen aus 13 verschiedenen Abtheilungen von militärischen Arbeitern, die an den Hauptsitzen der Militärverwaltung und in Algerien garnisoniren; dann mehreren Bataillonen Sanitätstruppen zum Dienst in den großen Militärlazarethen.

Alle diese vielen verschiedenen Zweige der Heeresverwaltung sind gut und zweckmäßig organisirt und werden, darüber darf man sich keiner verderblichen Täuschung hingeben, ihren Dienst gewiß vortrefflich versehen. Die Gendarmerie in Frankreich ist sehr zahlreich, streng militärisch organisirt und steht unter dem Kriegsminister. Alle Gendarmen sind kräftige, bewährte Männer, die früher mindestens 6—8 Jahre tadellos in der Linie gedient haben müssen und ihren schweren Dienst stets mit großer Energie, die mitunter sogar in Rücksichtslosigkeit ausartet, versehen. Diese Gendarmerie hat die Stärke von 20,000 Mann, die in verschiedenen Brigaden zu sechs Mann organisirt über Algerien und ganz Frankreich vertheilt ist. Ungefähr die Hälfte der Gendarmerie dient zu Fuß, die andere zu Pferde. Daß jetzt von dieser Gendarmerie an 5000—6000 Mann, lauter besonders ausgesuchte, sehr gewandte und tüchtige Soldaten, bei dem aktiven Feldheere eingetheilt werden, um den so sehr wichtigen Dienst der Armeepolizei daselbst zu versehen, bezweifeln wir gar nicht. Möchte man doch auch in unserm preußisch-deutschen Heere diese nicht auf eine so arge Weise wieder vernachlässigen, wie das 1866 leider geschah. Weniger Fuhrwerk und hohe vornehme Herren im Hauptquartier, und dafür mehr recht tüchtige Gendarmen mit in das Feld genommen, ist vom allergrößten Nutzen, wie wir uns in den acht Feldzügen, denen wir theils als Offizier, theils als militärischer Berichterstatter nun schon beiwohnten, aus wiederholt überzeugten.

Im Frieden ist die französische Armee in Territorial-Divisionen und Sub-Divisionen, die sich nach den Departements richten, eingetheilt, und erst im Felde geschieht die Eintheilung in bestimmte Armeekorps, Divisionen und Brigaden, die dann schnell formirt werden. Die Truppen, die in den großen Militärlagern von Chalons und Sathonays stehen, dann die Garde und die sogenannte Armee von Paris sind auch im Frieden schon in bestimmte Divisionen eingetheilt. Im Felde soll jede Infanterie-Brigade bestehen aus 6 Linien-Infanterie-Bataillonen, der mitunter noch 1 Chasseur-Bataillon oder ein anderes leichtes Bataillon zugetheilt ist; jede Infanterie-Division aus 12 Linien-Infanterie-Bataillonen, 1 Chasseur-Bataillon, einigen Eskadrons leichter Kavallerie, 1 Genie-Kompagnie, 1 Batterie-Mitrailleusen oder 2 4pfündigen Batterien; jede Kavallerie-Brigade aus 8 Schwadronen Reiterei, jede Division aus 2 Brigaden und 1 reitenden Batterie.

Die Stärke der Armeekorps wird den Umständen nach wohl eine verschiedene sein. Im Allgemeinen soll jedes Armeekorps bestehen aus 3 Infanterie-Divisionen, also 39—40 Bataillonen Infanterie, 1 Kavallerie-Division, 1 Artillerie-Division von 7—8 Batterien und 1 Kompagnie Pontonniers mit 1 Brücken-Equipage.

Man behauptet, doch wollen wir dies nicht verbürgen, daß jetzt 8 Armeekorps zum Kriege gegen Deutschland formirt werden sollen. Es würden dies ergeben: 24 Infanterie-Divisionen, jede Division 7 Bataillone stark, also 168 Bataillone Infanterie, 8 Kavallerie-

Divisionen gleich 64 Eskadronen Kavallerie, dann 24 Batterien Mitrailleusen und ferner die nöthigen Artillerie-Reserven und Brücken-Equipagen. Die schwere Kavallerie wird entschieden in besondere Reserve-Divisionen formirt werden, ebenso wird man auch große Artillerie-Reserven bilden.

Wie im französischen Heere überhaupt eine große Zahl von Offizieren aller Grade vorhanden ist, so ist auch der Generalstab sehr stark besetzt. Schon der Friedensetat enthält 580 Generalstabs-Offiziere aller Grade, die zum Theil auch Adjutanten bei den Brigaden und Divisionen verwandt werden und mit in den verschiedenen Bureaux des Kriegsministeriums arbeiten. Die Generalstabs-Offiziere in Frankreich ergänzen sich zum großen Theil aus Zöglingen der Kriegsschule von St. Cyr, die von dort, ohne erst zuvor praktischen Dienst bei den Truppen gethan zu haben, sogleich in die besondere Schule für Generalstabs-Offiziere eintreten und nach 2jährigem Kursus daselbst dann Generalstabs-Offizier werden.

Das Offizierkorps der französischen Armee ergänzt sich im Frieden der Bestimmung nach zu einem Drittel aus befähigten Unteroffizieren und zwei Dritteln aus Zöglingen der höheren militärischen Bildungsanstalten. Jeder Unteroffizier, der im Frieden Offizier wird, muß einige Jahre tadellos gedient, soll das 30. Lebensjahr noch nicht überschritten haben und nicht verheirathet sein. Diese aus dem Unteroffizierkorps hervorgegangenen Offiziere avanciren in der Regel nur bis zum Kapitän, sind dann zu alt, um auf höhere Stellen Anspruch zu machen, und ziehen sich alsdann mit Pension zurück. Ausnahmen kommen natürlich hierin vor, und es gibt auch jetzt noch einzelne Generale, die als gewöhnliche Rekruten in die Kaserne eingetreten sind.

Um ja recht viele junge Stabsoffiziere zu haben, denn wer mit 40 Jahren noch nicht Stabsoffizier und mit 50 Jahren noch kein General ist, hat schwerlich Hoffnung, dies noch zu werden, besteht die Vorschrift, daß ein Drittel Stellen aller Lieutenants und Kapitäns, und die Hälfte aller Stabsoffiziere nicht nach der Ancienne im Regiment, sondern nach freier Wahl des Kriegsministers besetzt werden. Es soll der Vorschrift nach im Frieden Jeder zwei Jahre lang einen Grad bekleidet haben, bis er höher avanciren darf. So kommt es häufig vor, daß ein junger Offizier, wenn er sich ganz besonders auszeichnet, oder, was im heutigen Frankreich noch mehr gilt, sich besonderer Protektion zu erfreuen hat, sich schöne Frauen seiner annehmen, oder er vielleicht auch die höheren Offiziere im Kriegsministerium mit Geld besticht, denn bei der scheußlichen Korruption eines leider nur zu großen Theiles aller einflußreichen Personen des jetzigen Kaiserreiches gelten Ehebruch, Bestechungen u. s. w. als ganz etwas Gewöhnliches, in 4—6 Jahren zum Kapitän und nach 10—12 Jahren zum Obersten avancirt. Obersten von 30—35 Lebensjahren und Generale von 40 Jahren findet man im jetzigen französischen Heere sehr häufig, eben so wie Kapitäne, nur ausgenommen die Zuaven; es hängt Alles dort vom Glück, Zufall oder besonders von der Protektion ab, die zu erwerben kein Mittel gescheut wird. Hatte die Kaiserin Eugenie es doch einmal durchgesetzt, daß ein besonders schöner, junger Adjutant, der niemals in der Truppe gedient hatte und nur wegen seiner großen Fähigkeit, sich die Gunst verliebter Damen zu erwerben, in den Tuilerieen sehr geschätzt ward, jetzt aber plötzlich aus einer eifersüchtigen Laune der hohen Frau entfernt werden sollte, ohne Weiteres zum Obersten eines Dragoner-Regiments ernannt wurde. Dieser Skandal war aber doch zu arg; das Regiment drohte in offene Meuterei auszubrechen; empfing den Obersten vor der Front mit Lachen, so daß er schleunigst wieder in die Adjutantur zurückversetzt wurde. Es würde eine arge Geschichte der scheußlichsten Korruption sein, wollte man erzählen, auf welche Weise ein nicht ganz geringer Theil der jetzigen höheren französischen Generale und ihrer Adjutanten und besonders protektionirten Offiziere ein so auffallend schnelles Avancement gemacht haben. Gerade das Avanciren aus Willkür hat auch den kameradschaftlichen Sinn im französischen Offizierkorps gründlich zerstört, und Neid, Eifersucht Spioniren und politisches Parteigetriebe herrschen bei vielen französischen Offizieren in einem Grade, wovon wir in Deutschland glücklicher Weise kaum einen Begriff haben.

Sehr tüchtige, ehrgeizige Leute, wahre Muster ehrenwerther Soldaten findet man aber sehr häufig unter den französischen Unteroffizieren, die das rege Verlangen haben, sich durch ihr Blut die ersehnten Offiziers-Epaulettes zu erwerben. Wer mit französischen Korporalen verkehrt, kann durchschnittlich rechnen, sich in einer wirklich anständigeren Gesellschaft zu befinden, als die vieler Generale sein wird.

Verheirathete Offiziere und nun gar Unteroffiziere findet man in der französischen Armee ungleich seltener als in der preußisch-deutschen, und dies halten wir in rein militärischer Hinsicht für einen großen Vorzug vor ersterer. Wenn ein französischer Unteroffizier, Lieutenant, Kapitän, ja, selbst Staabsoffiziere bis zum Obersten heirathet, so hat er in der Regel keinen militärischen Ehrgeiz, verzichtet auf schnelles Avancement und ist zufrieden, stets in den Depots und Bureaux, aber nicht mehr in der Feldtruppe zu dienen. Schon der Umstand, daß jedes Regiment in der Regel alle zwei Jahre mit seiner Friedensgarnison wechselt, bald hier bald dort im Norden oder Süden Frankreichs oder auch in Algerien garnisonirt, erschwert das Heirathen der Offiziere und Unteroffiziere sehr.

So viele bittere Abschiedsthränen aus schönen Augen, wie jetzt in Preußen beim Abmarsche der Regimenter aus ihren alten Garnisonen leider fließen müssen, wer-

den in einer französischen Garnisonsstadt nicht vergossen, wenn das Regiment, das vielleicht seit Wochen oder Monaten dort garnisonirt hat, jetzt in den Krieg marschirt. Die meisten französischen Offiziere leben in wilder Ehe mit ihren Maitressen, und diese wissen sich bald über den Abmarsch ihrer alten Liebhaber zu trösten und neuen Ersatz zu bekommen.

Freilich ist dafür der Einmarsch eines preußischen Regiments in seine alte, treue, mit Blumen und Fahnen reich geschmückte Garnison nach beendetem Kriege wieder ungleich erhebender, als dies in Frankreich der Fall ist, wo man von dem engen Bande, das bei uns Volk und Heer umschlingt, von der Innigkeit unseres deutschen Familienlebens kaum eine Ahnung hat.

Die französische Generalität zerfällt in Marschälle (**Maréchaux de France**), deren es 10 jetzt gibt, Divisionäre (**Généraux de Division**), deren 80 aktiv im Heer und etwa 100 zur Disposition sind, und 160 aktive Brigadiers (**Généraux de Brigade.**) Der Regel nach soll jeder General, der über 60 Lebensjahre zählt, nicht mehr avanciren, sondern bald in die Disponibilität versetzt werden.

Nun zum Schluß noch einige kurze Mittheilungen über die Mobilgarde. Die Stärke derselben dürfte nicht über 100,000 Mann betragen, da die Organisation noch nicht ganz vollendet ist und bei der geringen Neigung aller wohlhabenden Volksklassen in Frankreich für den wirklichen Waffendienst, der Subordination und Selbstverläugnung erfordert, in Wirklichkeit auf manche Schwierigkeiten stößt. Es sollen zur Zeit 155 Bataillonschefs und 1120 Kapitäne der Mobilgarde, lauter pensionirte Offiziere, ernannt sein. Wenn der Kaiser Napoleon wirklich an 80—100,000 Mann Mobilgardisten in geschlossenen Bataillonen vereinigt, so ist dies das Höchste, was er erreichen kann. Die Landwehr zweiten Aufgebots in Preußen ist entschieden fester organisirt und besser als diese französische Mobilgarde.

Aus unserer bisherigen Arbeit ergibt sich also, daß die Landmacht, über welche der Kaiser Napoleon verfügt, in keiner Hinsicht kriegstüchtiger und dabei nicht so kriegsstark ist, als die, mit welcher die vereinigten preußisch-deutschen Heerestheile jetzt in den Nationalkrieg für Deutschlands Ehre und Freiheit ziehen. In ihrer Flotte, auf die wir gelegentlich später zurückkommen wollen, besitzen die Franzosen leider eine nicht geringe Ueberlegenheit über uns Deutschen zur See.

In unseren nächsten Artikeln wollen wir nun zu der Stärke unserer preußisch-deutschen Heerestheile übergehen.

(Fortsetzung folgt.)

Römische Briefe.

(Fortsetzung.)

Das Echo des Vatikans, Veuillots „Univers", hat so eben die Bischöfe der Minderheit angeklagt, sie hätten den päpstlichen Staatsschatz ruinirt, indem sie durch ihren Widerstand die Debatte über die Unfehlbarkeit so in die Länge gezogen, und dadurch den Papst genöthigt hätten, die schweren Ausgaben für seine 300 bischöflichen Pflegsöhne fort und fort zu tragen, und seine Unfehlbarkeit, die ihm gleich in den ersten Tagen durch spontane Akklamation hätte in den Schooß geworfen werden sollen, langsam um theures Geld zu erkaufen. Jetzt hat sich ein Heilkünstler für den an der Unfehlbarkeit krank gewordenen Staatsschatz gefunden. Rothschild ist, wie man vernimmt, hier gewesen und hat ein Anlehen von 40 Millionen Franken abgeschlossen. Da das Defizit bloß 30 Millionen beträgt, so bleiben noch 10 Millionen, um Feuerwerk, Illumination, Kirchendekoration und Reisegeld der ergebenen Bischöfe u. s. w. zu decken. Aber schon droht auch der Krieg, und mit ihm die Abnahme des Peterspfennigs und vielleicht noch Schlimmeres.

Mit **Non placet** stimmten: 1. Prag, Kard.-Fürsterzbischof Schwarzenberg; 2. Besançon, Kard.-Erzb. Mathieu; 3. Wien, Kard.-Fürsterzb. Rauscher; 4. Antiochia, Patriarch Jussuf, melchit. Rit.; 5. Babylonien, Patriarch Audu, chald. Rit.; 6. Gran, Erzb.-Primas von Ungarn Simor; 7. Lyon, Erzb. Ginoulhiac; 8. Tuam, Erzb. Mac-Hale; 9. Olmütz, Fürsterzb. Fürstenberg; 10. Trapezunt, Bisch. Ghiureghian, armen. Rit.; 11. München, Erzb. Scherr; 12. Bamberg, Erzb. Deinlein; 13. Seert. Bisch. Bar-Tatar, chald. Rit.; 14. Halifax, Erzb. Conolly aus dem Orden der Kapuziner; 15. Lemberg, Erzb. Wierzchevski, lat. Rit.; 16. Paris, Erzb. Darboy; 17. Kalocsa, Erzb. Haynald; 18. Mailand, Erzb. Nazari di Calabiana; 19. Tyrus, Erzb. Kauam, melchit. Rit.; 20. Biella (Ital.), Bisch. Losanna; 21. Autun, Bisch. Marguerye; 22. Ivrea (Piemont), Bisch. Moreno; 23. Dijon, Bisch. Rivet; 24. Metz, B. Dupont des Loges; 25. Iglesias (Sard.), B. Montixi; 26. Acquapendente (vormals Kirchenstaat), B. Pellei; 27. Triest, B. Legat; 28. Orleans, B. Dupanloup; 29. Veszprim, B. Ronalder; 30. Mainz, B. Ketteler; 31. Bosnien und Syrmien, B. Stroßmayer; 32. Budweis, B. Jirsik; 33. Breslau, Fürstbisch. Förster; 34. Kerry, B. Moriarty; 35. Leontopolis i. p. i., B. Forwerk, apost. Vikar von Sachsen; 36. Plymouth, B. Vaughan; 37. Clifton, B. Clifford; 38. Nizza, B. Sola; 39. Parenzo und Pola, B. Dobrilla; 40. Kreutz in Kroatien, B. Smiciklas, ruthen. Rit.; 41. Augsburg, B. Dinkel; 42. Cork, B. Wiery; 43. Caltanisetta (Sizilien), B. Guig

tabauro di Reburbone; 44. Vecz (in Ungarn), B. Peitler; 45. Marianne (Syrien), — ? melchit. Rit.; 46. Catam, B. Rogers; 47. Csanad und Temesvar, B. Bonnaz; 48. Pittsburg, B. Domenec; 49. Lucon, B. Colet; 50. Sura i. p. i., B. Maret; 51. S. Brieuc, B. David; 52. Trier, B. Eberhard; 53. Coutances, B. Bravard; 54. Lavant, B. Stepischnigg; 55. Soissons, B. Dours; 56. Akra, B. Mellus, chald. Rit.; 57. Siebenbürgen, B. Fogarasy; 58. Chalons, B. Meignan; 59. Valence, B. Gueullette; 60. Perpignan, B. Ramadié; 61. Paleopolis i. p. i., B. Mariassy (Ungarn); 62. Petricola oder Little-Rock (Ver. Staaten), B. Fitzgerald; 63. Marseille, B. Place; 64. Cahors, B. Grimardias; 65. Osnabrück, B. Beckmann; 66. Szathmar (Ungarn), B. Bird-Keydi-Polany; 67. Munkacs, B. Pankovics, ruthen. Rit.; 68. Bayeux, B. Hugonin; 69. Raab, B. — ?; 70. La Rochelle, B. Benedetto; 71. Nancy, B. Foullon; 72. Constantine (Algerien), B. de las Cases; 73. Oran (Algerien), B. Callot; 74. Gap, B. Guilbert; 75. Ermeland, B. Crementz; 76. Rochester, B. Mac-Quaid; 77. Louisville, B. Kenrick; 78. Cassovia. B. Perger (Ungarn); 79. Agathopolis, B. Namszanowski, Propst der preuß. Armee in Berlin; 80. Motreal (Canada), B. Bourget; 81. Großwardein, B. Lipovniczky; 82. Fünfkirchen, B. Kovacs; 83. Steinamanger, B. Szerecy; 84. Rottenburg, B. Hefele; 85. Ajaccio, B. Sante Casanelli d'Istria, wozu drei aus dem letzten Konsistorium kamen, die im neuesten Elenco (offiziellen Verzeichniß) noch nicht stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Pesth, 31. Juli: Heute fand ein Duell zwischen Klapka und Csernatony statt. Die Distanz betrug zwanzig Schritte. Es wurden zwei Gänge gemacht. Csernatony, welcher den ersten Schuß hatte, war ungeheuer aufgeregt, seine Hand zitterte, kein Wunder, daß er fehlte. Auch beim zweiten Schusse war das der Fall. Klapka schoß beide Male in die Luft. Nach dem zweiten Gange stellte Klapka an seinen Gegner die Frage, ob er zufrieden gestellt sei. Csernatony bejahte es und versprach in der nächsten Nummer des „Ellenör" einen Widerruf zu bringen. Man wundert sich hier übrigens sehr, daß das Duell, von dem alle Welt sprach, und zu welchem die Vorbereitungen nahezu öffentlich betrieben wurden, von der Polizei nicht verhindert worden ist.

[Folgen des Modewechsels.] Als in Pesth der Uebergang von der ungarischen zur französischen Kleidertracht eintrat, kamen außergewöhnlich viele ungarische Kleider dort zum Versatze, und nachdem keine Verordnung vorlag, die Annahme solcher Kleidungsstücke zu verweigern, so wurden diese auch anstandslos angenommen. Da nun diese Kleidersorten gar nicht ausgelöst wurden, schon längst verfallen und in Pesth kaum an den Mann zu bringen sind, so sollen die betreffenden Schätzmeister für den erwachsenen Schaden verantwortlich gemacht werden und denselben vergüten. Demzufolge haben sich die verzweifelten Schätzmeister an den ungarischen Handelsminister mit der Bitte gewendet, man möge sie, als an dem Schaden nicht schuldig, nicht zum Ersatze verhalten. Wie der „Pester Lloyd" erfährt, wird diese Angelegenheit zur Zufriedenheit der Bittsteller entschieden.

Der Pfarrer einer kleinen Gemeinde bei Paris predigte neulich gegen die Geschwätzigkeit der Frauen. „Ja," sagte er, „die Frauen sind so schwatzhaft, daß Jesus Christus am Tage seiner Auferstehung ihnen zuerst erschien, damit die Nachricht um so schnellere Verbreitung fände."

Räthsel.

Es liegt noch tief im Schacht begraben,
Mit Mühe wird es ausgebracht,
Doch ist es erst zu Tag gefördert,
So wird es froh bekannt gemacht.

Im Schachte war sein Werth verborgen,
Am Lichte wird er offenbar;
Und hielt es erst die Feuerprobe,
So blinkt es euch ins Auge klar.

Doch sprecht mir nur nicht von Metallen,
Von Gold und Silber und sofort;
Es ist nicht Alles Gold, was glänzt,
Und noch im Schachte liegt mein Wort.

Nicht Knappen sind es, welche suchen,
Es sind ja meistens schöne Frau'n;
Auch liegt der Schacht nicht in der Erde,
Er liegt in ihren Häuptern traun!

Auflösung der Homonyme in Nro. 167: Römer.

[illegible] des Druckers und Verlegers K. [illegible]

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 171 | Montag, 1. August | 1870.

Das französische und das deutsche Heer.

(Fortsetzung.)

Haben wir nun bisher von dem französischen Heere gesprochen, und wie wir hoffen, überzeugend gezeigt, daß solches zwar stets ein sehr bedeutender, wahrlich nicht zu gering anzuschlagender Feind sein wird, aber auch sonst lange nicht die Bedeutung und gar Ueberlegenheit zu Lande besitzt, die Manche, auch in Deutschland, ihm wohl früher zuschreiben mochten, so wollen wir jetzt zu unsern deutschen Heerestheilen übergehen. Der Himmel sei dafür gepriesen, daß wir jetzt endlich einmal in Deutschland vollkommen einig sind und die Truppen von der Ostsee und Nordsee, aus Westphalen, Mecklenburg, Oldenburg, Ost- und Westpreußen sich unter jubelndem Zurufe mit den aus Württemberg, Baden, Rheinhessen und dem ganzen bayerischen Königreiche verbunden haben. So können wir jetzt von einem großen preußisch-deutschen Heere reden, das unter König Wilhelm's Oberbefehl jetzt nunmehr mit Sang und Klang in den ihm so frevelhaft aufgedrungenen Kampf für des gemeinsamen deutschen Vaterlandes Ehre und Unabhängigkeit rückt. So lange wir nur deutsche Geschichte kennen, hat es niemals ein auch nur annähernd gleich starkes deutsches Heer gegeben, als das jetzige, das nun in den Krieg gegen einen übermüthigen Feind zieht.

Es besteht solches aus der preußisch-norddeutschen Bundesarmee. Dieselbe besitzt an Infanterie für das Felde das preußische Gardekorps enthält 9 Garde-Grenadier- und Füsilier-Regimenter zu Fuß, und ferner an Linie: 15 Grenadier-, 77 Infanterie- und 13 Füsilier-Regimenter, zusammen 114 Regimenter Infanterie mit je 3 Feldbataillonen zu 1000 Mann Kriegsstärke, das Regiment also in runder Zahl 3000 Mann Feldtruppen und außerdem ein Depotbataillon stark.

Es stellen davon das Königreich Sachsen die Infanterie-Regimenter Nr. 100—108, Mecklenburg die Regimenter Nr. 89 und 90, Braunschweig Nr. 92, Anhalt Nr. 93, Oldenburg Nr. 91, die thüringischen Staaten Nr. 94, 95 und 96, alle übrigen Regimenter sind preußische.

Das Großherzogthum Hessen stellt 4 Infanterie-Regimenter, jedes Regiment 2 Feldbataillone stark.

Somit besitzt die norddeutsche Bundesarmee 350 Bataillone Infanterie für den Felddienst, die mit 350,000 Mann sogleich in den Krieg marschiren können.

Ferner 18 Jäger- oder Schützenbataillone von gleicher Stärke und Formation wie die Infanterie.

Diese 368,000 Mann Infanteristen und Jäger sind nicht blos auf dem Papier, sondern in voller Wirksamkeit vorhanden und stehen jetzt schon wohl gerüstet unter den Waffen. Sie enthalten nur kräftige, vollkommen ausgebildete Soldaten vom 19. bis 28. Lebensjahre, sind mit tüchtigen Offizieren und Unteroffizieren genügend versehen, gut uniformirt und ausgerüstet und die Infanteristen mit Zündnadelflinten, die Jäger hingegen mit Zündnadelbüchsen neuester Konstruktionen versehen. Diese Infanterie kann und wird es auch ganz entschieden mit der besten französischen Infanterie vollständig aufnehmen können, dessen kann man sicher überzeugt sein. In Folge der sehr schnellen und energischen Mobilmachung werden jetzt, wo wir diese Zeilen schreiben, alle diese Infanteriebataillone schon ausmarschirt sein, um an den verschiedenen Gränzen des Reiches ihre Aufstellung zu nehmen.

An Reiterei für den mobilen Felddienst besitzt nun die norddeutsche Bundesarmee 10 Kürassier-Regimenter, darunter 2 Garde-Kürassier-Regimenter — 40 Feldschwadronen schwerer Reiterei; 21 Uhlanen-Regimenter, darunter 3 preußische Garde-Uhlanen- und 2 sächsische Uhlanen-Regimenter — 84 Feldschwadronen mittlerer Reiterei; 18 Husaren-Regimenter, darunter 1 preußisches Garde-Husaren- und 1 braunschweigisches Husaren-Regiment — 72 Schwadronen leichter Kavallerie; 21 Dragoner-Regimenter, darunter 2 preußische Garde-Dragoner-Regimenter, Nr. 17 und 18 mecklenburgische und Nr. 19 oldenburgische Dragoner — 84 Schwadronen leichter Kavallerie; 6 Reiter-Regimenter, darunter 4 sächsische und 2 großherzoglich hessische Regimenter — 24 Schwadronen leichter Kavallerie.

Wir können also jetzt in das Feld führen: 40 Schwadronen schwere, 84 Schwadronen mittlere und 180 Schwadronen leichte Reiterei, zusammen also 304 Feldschwadronen Kavallerie. Jede Feldschwadron hat eine Kriegsstärke von 5 Offizieren und mindestens 140 Pferde, so daß unsere gesammte norddeutsche Kavallerie aller Waffengattungen jetzt mit circa 52,000 Mann in das Feld rücken kann. Da die Einrichtung besteht,

daß jedes Regiment seine 5. Schwadron im Depot zurückläßt, und diese ihre guten, brauchbaren, vollständig kriegstüchtigen Pferde an die 4 Feldschwadronen abgibt, um diese auf den Kriegsfuß zu setzen, so ist unsere gesammte Reiterei jetzt schon vollständig kriegstüchtig in das Feld marschirt.

Sollten die Franzosen auch wohl nur annähernd eine Reiterei von nur gleicher Stärke und gar Tüchtigkeit uns entgegenzusetzen vermögen? Das wird ein gar tüchtiger Reiterkampf werden, wenn die deutschen und französischen Säbel erst gegeneinander klirren, und gar mancher übermüthige Franzmann wird noch aus dem Sattel und die Erde küssen müssen. Zeigte sich die preußische Kavallerie 1866 der österreichischen im Allgemeinen überlegen, so wird dies der französischen gegenüber doch sicherlich noch in viel höherem Grade der Fall sein.

An Feldartillerie besitzt die norddeutsche Bundesarmee 1 Garde-Feldartillerie-Regiment, 12 Feldartillerie-Regimenter der Linie, darunter das 12. vom Königreich Sachsen gestellt wird, eine hessische Feldartillerie-Abtheilung.

Jedes Feld-Regiment hat auf dem Kriegsfuß 3 Fuß- und 1 reitende Abtheilung und besteht aus 2 6pfündigen und 2 4pfündigen Batterien. Jede Batterie hat 6 Geschütze. Jede reitende Abtheilung zählt 3 Batterien zu 6 Geschützen. Es zählt somit ein Feldartillerie-Regiment 12 Fuß- und 3 reitende Batterien mit 90 Geschützen auf dem Kriegsfuß. Das Großherzogthum Hessen hat 5 fahrende und eine reitende Batterie.

Somit wird die deutsche Bundesarmee mit 894 Geschützen fahrender und 217 Geschützen reitender Artillerie, im Ganzen also 1111 Geschützen ins Feld marschiren.

Es ist daher unsere preußisch-norddeutsche Artillerie schon allein der französischen an Zahl überlegen und an Tüchtigkeit doch wohl mindestens ebenbürtig. Der große Bestand an guten Pferden, den wir glücklicher Weise in Deutschland besitzen, erlaubt es, daß wir auch jetzt bei dem frechen Ueberfall unseres raublustigen Nachbars unsere Artillerie in schnellster Frist mobil machen können. Zwar hat nun wieder eine Batterie nur 4 bespannte Geschütze, und so müssen viele Batteriepferde für die Munitionskolonnen und auch für die Geschütze angekauft werden; da aber in Preußen alle diensttauglichen Pferde stets in Listen aufgeführt sind und im Nothfall für einen bestimmten Preis an den Staat abgeliefert werden müssen, so hat man sehr bald die gehörige Zahl guter Zug- und Reitpferde, um alle Batterien vollständig ausgerüstet in das Feld schicken zu können.

Außerdem besteht eine Feuerwerks-Abtheilung von 2 Kompagnien mit 8 Offizieren und einigen 100 Mann auf dem Kriegsfuß.

Das Ingenieur-Korps der norddeutschen Bundesarmee besteht aus 13 Pionier- und Pontonnier-Bataillonen, darunter 1 Garde-Bataillon und 1 sächsisches, und außerdem einer hessischen Pionier-Kompagnie. Jedes Bataillon enthält 4 Kompagnien, darunter 1 Pontonnier-Kompagnie mit einem vollständigen Brückentrain, 2 Sappeurs-Kompagnien und einer Mineur-Kompagnie. Es können somit in das Feld marschiren 52 Pionier-Kompagnien, die Kompagnie in voller Kriegsstärke 250 Mann stark. Die Mineur-Kompagnien enthalten größtentheils Bergleute, die Sappeur-Kommpagnien Zimmerleute und andere Bauhandwerker, die Pontonnier-Kompagnien frühere Flußschiffer. Wenn wir auch freilich den Wunsch nicht unterdrücken können, daß unsere Genietruppen noch etwas zahlreicher sein müßten, so glauben wir doch, daß sie sonst in jeder Hinsicht den französischen Genietruppen vollkommen ebenbürtig sind.

Das Trainwesen der norddeutschen Bundesarmee ist mit kräftigen Pferden hinreichend versehen und jedenfalls dem französischen weit überlegen. Wir haben 13 Trainbataillone und eine hessische Trainabtheilung. Könnten somit schon die Feldtruppen der norddeutschen Bundesarmee in noch größerer Stärke als die Franzosen in das Feld rücken, so ist dieser Krieg zum Heile Deutschlands nicht blos ein preußisch-norddeutscher, sondern ein nationaler-deutscher jetzt geworden. So rücken denn nun unsere wackeren Verbündeten aus ganz Süddeutschland mit lautem Sang und Klang und freudiger Begeisterung in das Feld, um an der Seite unserer preußischen Waffenbrüder den frechen Raubeinfall in unsere Gränze gebührend zurückzuweisen. „Viribus unitis“ heißt es diesmal mit vollem Rechte.

Diese süddeutschen Truppen bestehen nun: 1) aus den Feldtruppen des Großherzogthums Baden. Dieselben enthalten 3 Infanteriebrigaden — 10 Bataillone Infanterie und Jäger zum Ausrücken in das Feld von einer Kriegsstärke zu 10,000 Mann, 3 Regimenter Dragoner von einer Kriegsstärke von 12 Feldschwadronen zu 2800 Mann.

9 Batterien Artillerie, darunter 3 reitende Batterien mit 54 vollständig ausgerüsteten Geschützen, 2 Kompagnien Pioniere mit einem Brückentrain und einer Trainabtheilung. Die Kriegsstärke der badischen Division ist 16,600 Mann, darunter 400 Offiziere mit 6800 Pferden und 54 Geschützen. Die badischen Truppen sind durch den preußischen General v. Beyer, der jetzt in Karlsruhe das Kriegsministerium verwaltet, vollständig auf preußischem Fuß organisirt, bewaffnet und ausgerüstet, so daß sie diesen in jeder Hinsicht ganz gleich stehen. Es kann jede badische Kompagnie oder Schwadron ohne Weiteres in ein preußisches Regiment eingetheilt werden und wird sogleich ihren Dienst darin verrichten können.

Ferner die bayerischen Truppen. Dieselben bestehen

K.

aus: 16 Regimenter Infanterie — 48 Bataillonen zu 4 Kompagnien, 10 Jäger-Bataillonen von gleicher Stärke.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Saarbrücken, 29. Juli.

Wie in den vorhergehenden 10 Tagen war auch am gestrigen Tage unser Exerzierplatz, das Saarbrücker Observatorium, wie ihn ein Berichterstatter eines auswärtigen Blattes ganz richtig bezeichnet, mit Hunderten Neugieriger besetzt, um mit bewaffneten und unbewaffneten Augen die Bewegungen auf der Vorpostenlinie zu beobachten. Da zog am Nachmittag um 2 Uhr ein schweres Gewitter am Himmel auf, und als gegen 3 Uhr unter Blitzen und Donner die Schleußen des Himmels sich öffneten, suchten so viele der Zuschauer, als eben Platz finden konnten, Schutz in den Räumen des am Eingang auf den Exerzierplatz, mit prächtiger Aussicht nach der nahen französischen Gränze, gelegenen Wirthshauses „Zur Bellevue“. Doch kaum waren die Wirthschaftszimmer von Gästen angefüllt, als eine Chassepotkugel durch eine Fensterscheibe an der Frontseite des Hauses eindrang, über den Köpfen des Wirthsgäste hinweg und in die Hinterwand des Zimmers einschlug, worauf begreiflicher Weise sämmtliche Anwesenden das ungastliche Haus verließen und auch der Wirth selbst sich anschickte, seine Habseligkeiten in Sicherheit zu bringen. Plötzlich schlug eine Granate durch die Hauptmauer des Gebäudes, zerschlug die im Wirthsschranke vorhandenen Flaschen mit Spirituosen, so wie das im Wege stehende Bierfäßchen auf dem Buffet und logirte sich in eine Ecke des Zimmers ein, woselbst sie platzte, Fenster, Decke, Tische, Stühle und einen Vogelkäfig zertrümmend, während der Vogel glücklich durch das zerbrochene Fenster entkam. Nach wenigen Sekunden prasselte das ganze Haus; eine zweite Granate war durch das Dach auf den Speicher gefallen, ohne jedoch zu zerplatzen. Gleich darauf erhielt die Frontseite des Hauses noch ein drittes Geschoß, welches jedoch nicht durch die Mauern hindurchdrang, sondern ebenfalls, ohne zu platzen, aus der Oeffnung, die es verursachte, zurück auf den Boden vor dem Hause fiel. Zwei weitere Granaten zerschlugen die eine das Dach des Hintergebäudes, die andere riß einige Aeste von einem Baume in dem hinter dem Hause gelegenen Garten. Noch andere Granaten, mit kleinen Bleikugeln gefüllt, flogen über den südwestlichen Theil unserer Stadt dahin, und eine oder zwei zerplatzten in der Nähe des Zivilhospitals und warfen Splitter und Bleikugeln bis in die Vorstadt hinein. Die Granaten wurden von Geschützen ausgeworfen, die theils auf dem Spichererberg, einer französischen Anhöhe, die das ganze vorliegende Terrain und unsere Stadt mit beherrscht, theils am Walde hinter der „goldenen Bremm“ postirt waren, und es ist wirklich als ein wahres Glück zu betrachten, daß kein einziger Mensch beschädigt worden ist. Heute Nachmittag wird unsererseits der erste Gefallene im deutsch-französischen Kriege beerdigt, ein Uhlane der 4. Eskadron des 7. Regiments, der gestern Abend auf Patrouille durch einen Schuß in den Kopf getödtet wurde. Derselbe, im Fürstenthum Hohenzollern geboren, war erst vor sechs Monaten in das Regiment eingetreten und kam gestern zum ersten Male, und zwar auf seinen besonderen Wunsch, vor den Feind.

Von der Südarmee, 31. Juli.

Der Rekognoszir-Ritt des Grafen von Zeppelin vom würtemb. Generalstabe, der 48 Stunden in Frankreich sich aufhielt, war wirklich ein kühnes deutsches Reiterstück, was freilich leider manche Opfer kostete. In Begleitung der Lieutenants von Gayling, von Wechmar und Winsloe, eines geborenen Engländers, vom badischen Leibdragonerregiment, und vier sehr gut berittener Ordonnanzdragoner ritten die Herren im Morgengrauen über die Gränze und sprengten dann mit lautem Hurrah und gezogenen Säbeln mitten durch das französische Städtchen Lauterburg. Hinter Lauterburg stießen sie auf eine französische Lanciers-Patrouille, von der ein Mann niedergehauen und zwei gefangen genommen wurden. Da man die Gefangenen nicht transportiren konnte, so ließ man sie wieder frei; ebenfalls auch einen französischen Gendarmen. Die muthigen Reiter blieben nun 36 Stunden in Frankreich und ritten weit hinter die französischen Linien, indem sie stets Waldungen aufsuchten, die dem Lieutenant Winsloe, der als eifriger Jäger hier im Elsaß früher gejagt hatte, noch bekannt waren. Die große Erschöpfung ihrer Pferde nöthigte sie endlich zum Umkehr, nachdem sie sehr werthvolle Notizen über die französische Aufstellung gesammelt hatten. Bei Neuweiler fanden sie aber eine französische Husareneskadron, die zu ihrer Verfolgung ausgesandt war, den Weg versperrend. Es kam zum heftigen Gefecht, wobei freilich die Unserigen unterliegen mußten. Der Lieutenant Winsloe, sehr guter Reiter und Fechter, war nach verzweifelter Gegenwehr von den Franzosen zusammengehauen, die beiden Lieutenants v. Gayling und v. Wechmar nebst den vier Ordonnanz-Dragonern, deren Pferde zu ermüdet waren, aber endlich gefangen genommen. Nur der Hauptmann Graf Zeppelin, der ein sehr edles Roß ritt, hieb sich glücklich durch, erhielt zwar eine Menge flacher Hiebe und Streifhiebe, kam aber endlich, ein erbeutetes französisches Offizierspferd an der Hand, glücklich wieder bei den bayerischen Vorposten an, wo er mit lautem Jubel begrüßt wurde. Man hat viel Wichtiges bei dieser Rekognoszirung erfahren.

Römische Briefe.

(Fortsetzung.)

☞ Mit Placet juxta modum stimmten: 1. De Silvestri, Kard.-Priester; 2. Trevisanato, Kard.-Patriarch von Venedig; 3. Guidi, Kard.-Erzb. von Bologna; 4. Salzburg, Erzb. Primas Tarnoczy; 5. Oregon-City, Erzb. Blanchet; 6. Nisibis i. p. i., Erzb. Tizzani; 7. Tyrus und Sidon, Erzb. Bostani. Maronit; 8. Manila, Erzb. Melithon-Martinez; 9. Granada, Erzb. Monzon y Martins; 10. Avignon, Erzb. Dubreuil; 11. New-York, Erzb. Mac-Closkey; 12. Köln, Erzb. Melchers; 13. Melitene i. p. i., Erzb. Mérode; 14. Reims, Erzb. Landriot; 15. Sens, Erzb. Bernardou; 16. Burgos, Erzb. Yusto; 17. Ventimiglia (Ital.), B. Biale; 18. Columbica i. p. i., B. Verolles, ap. Vikar in Leao-Tung (China); 19. Canopo i. p. i., B. Vesi; 20. Sira, B. Alberti, ap. Delegat in Griechenland; 21. Zenopolis i. p. i., B. Moccagatta, ap. Vic. in Xan-Tung; 22. Lipari, B. Ideo; 23. Birmingham, B. Ullathorne; 24. Vancouver, B. Demers; 25. Milet, B. Mirclone; 26. Moulins, B. Dreux-Brézé; 27. Gezira, B. Hindi, chald. Rit.; 28. Hadrianopolis i. p. i., B. de la Place, ap. Vic. in Tsche-Kiang; 29. Tarnovia, B. Pukalski (Galizien); 30. Chartres, B. Regnault; 31. Urgel, B. Caixal y Estrade; 32. Monterey, B. Amat; 33. Tanes i. p. i., B. Salzano, Dominic.; 34. Newcastel, B. Chadwick; 35. Lacedonia, B. Majorsini; 36. Todi, B. Rosati; 37. Avellino, B. Gallo; 38. Amelia, B. Pace; 39. Nola, B. Formisano; 40. Imola, B. Moretti; 41. Zamora, B. Condé y Corral; 42. Avila, B. Blanco. Dominic.; 43. Savannah, B. Verot; 44. Cuenca, B. Payá y Rico; 45. Cajazzo, B. Riccio; 46. Teramo, B. Milella, Dominic.; 47. Nocera, B. Pettinari; 48. S. Christophori, B. de Urguinaona; 49. Claropolis i. p. i., Bsciai, ap. Vic. in Aegypten, copt. Rit.; 50. Erzerum, B. Melchisedechian, arm. Rit.; 51. Monte Fiascone, B. Bovieri; 52. Savona, B. Cerrutti; 53. Agathonica i. p. i., B. Pagnucci; 54. Askalon i. p. i., B. Meurin, Soc. J.; 55. Dionysia i. p. i., B. Gentili; 56. Cattaro, B. Marchich; 57. Serena, B. Orrego; 58. Mardin, Bischof des chald. Rit.; 59. Tiberias i. p. i., B. Valeschi; 60. Guardi, General der Krankendiener; 61. Der Abt der Camaldulenser in Etrurien.

(Fortsetzung folgt.)

Kugelspritzen-Kultur.

Marschirst du an der Spitze
Der Civilisation
Mit deiner Kugelspritze,
Dritter Napoleon?
Des frommen Landmanns Staaten,
Zerstampfen wider Fug,
Wär's dir nicht Gräul's genug,
Du willst im Blute waten.

Du schickst den Sohn der Wüste
In unser Paradies,
Damit er es verwüste,
Das man um Schönheit pries.
Verwüsten und Verheeren
Zu der Kultur Gewinn,
Der Ruhm liegt dir im Sinn,
So geizest du nach Ehren.

Dich läßt das Glück nicht schlafen,
Des Manns von Korsika,
Der einschlief in den Hafen
Des Heils auf Helena.
Das wird dir auch gelingen,
Eh' du Welt zerstörst:
Wohin du längst gehörst,
Dahin wird sie dich bringen.

K. Simrock.

Mannigfaltigkeiten.

Aus der Pfalz schreibt man: Den Zügen edler Aufopferung für das Vaterland vermögen wir einen neuen hinzuzufügen. Ein junger protestantischer Geistlicher bekleidete seit mehreren Jahren eine sehr einträgliche Pfarrstelle im benachbarten Elsaß und erfreute sich insbesondere einer prachtvollen Wohnung und eines herrlichen Gartens. Er war von seiner Gemeinde geliebt und geehrt. Als Frankreich an Preußen den Krieg erklärte, als er sah, wie das französische Volk planmäßig gegen Deutschland aufgehetzt wurde, trat er am vorletzten Sonntag in der Kirche vor seine Gemeinde und erklärte, er lege seine Stelle nieder; für französisches Waffenglück könne er nicht beten und wirken, sein Herz gehöre seinem Vaterlande, für das es schlage. Von seiner Gemeinde bestürmt, zu bleiben, „sie wollten ihn schützen," erwiderte er: „Nein!" übergab den Schlüssel des Pfarrhofes und reiste ab. Seitdem meldete er sich in Speyer als Feldprediger. So handelt ein deutscher Mann.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers L. Meilandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 172 Dienstag, 2. August 1870.

Das französische und das deutsche Heer.

(Fortsetzung.)

Diese bayerische Infanterie soll auf dem Kriegsfuß stark sein 50,600 Mann. Die Infanterie ist von der norddeutschen ziemlich abweichend organisirt, uniformirt und bewaffnet. Die Feldtruppen führen das sogenannte Werder'sche Hinterladungsgewehr. Die Kavallerie besteht aus zwei Kürassier-, 2 Uhlanen- und 6 Chevaux-Regimentern; jedes Regiment hat 4 Feld-Eskadrons. Die Gesammtstärke der bayerischen Reiterei, die zum Ausmarsch bestimmt ist, beträgt 48 Schwadronen mit 5800 Pferden. Da die bayerische Kavallerie sich auf einem sehr niedrigen Kadresstand befand, so glauben wir nicht, daß solche in ihrer Gesammtheit so schnell, als es vielleicht wünschenswerth sein möchte, mit zum Ausmarsch kommt, zumal Bayern fremder Pferde bedarf, wenn es seine Armee vollständig mobil machen will.

Die bayerische Artillerie zerfällt in 4 Regimenter, eine Ouvrier-Kompagnie und eine Feuerwerkskompagnie. Jedes Artillerie-Regiment hat 8 Feldbatterien, so daß 32 Batterien vorhanden sind, darunter 4 reitende Batterien; das Geschütz und Kaliber ist preußisch.

Das Feld-Genie-Regiment hat 6 Feld-Genie-Kompagnien, darunter 2 Pontonnierkompagnien mit vollständigem Brückentrain, das Trainwesen und die sonstigen Einrichtungen der bayerischen Armee sind genügend, wenn auch freilich die vollständige Mobilmachung auf mancherlei Schwierigkeiten stoßen dürfte.

Im Ganzen soll die bayerische Armee an Feldtruppen besitzen: 50,600 Mann Infanterie, 5600 Mann Kavallerie, 32 Batterien Artillerie, 1444 Mann Genietruppen, 3400 Mann Train und sonstige Administrationstruppen, zusammen 70,000 Mann.

Die Armee des Königreichs Württemberg hat ebenfalls eine ziemlich abweichende Organisation.

Dieselbe besteht aus 8 Linien-Regimentern — 16 Bataillonen, ferner 3 Jägerbataillonen, 17 Schwadronen Reiterei und 9 Batterien Artillerie. Das Pionierkorps ist 2 Kompagnien mit einem vollständigen Brückentrain stark. Die Infanterie ist mit Zündnadeln nach preußischem System bewaffnet, die Artillerie führt Geschütze nach preußischem Kaliber.

Auf dem Kriegsfuß ist die württembergische Armee stark: 15 Bataillone Infanterie — 16,000 Mann, 13 Eskadrons Reiterei — 2200 Mann, 9 Batterien Artillerie, sonstige Truppen 1600 Mann, im Ganzen also 22,000 Mann.

Rekapituliren wir nun mit kurzen Angaben die Gesammtstärke aller preußisch-deutschen Feldtruppen, so ergeben sich folgende Zahlen:

Norddeutsches Bundesheer 394,000 Mann, Badenser 10,600 Mann, Bayern 50,600, Württemberger 16,000 Mann, zusammen 471,200 Mann Infanterie, zum Ausmarsch in das Feld bereit.

Norddeutsch-preußische Reiterei 53,500 Mann, badische 2800 Mann, bayerische 5800 Mann, württembergische 2200 Mann, zusammen 63,500 Feldtruppen, die durchweg mit guten Pferden beritten sind.

An Artillerie der norddeutsche Bund 51,000 Mann mit 1212 Geschützen, Baden 1800 Mann mit 54 Geschützen, Bayern 7000 Mann mit 192 Geschützen, Württemberg 1800 Mann mit 54 Geschützen, zusammen 61,600 Mann mit 1522 Geschützen. An Pionieren einige 20,000 Mann.

Man sieht, es ist eine ungeheure Heeresmasse, die jetzt aus Deutschland gegen Frankreich marschirt.

Wir haben nun die große Feldstärke der Truppen dargelegt, mit der jetzt unsere vereinten nord- und süddeutschen Truppen in den Krieg gegen den übermüthigen Störer unseres Friedens und den Vernichter unseres Glückes und Wohlstandes, Napoleon, gerückt sind, und wollen nun zeigen, welche ungeheure Heeresstärke das vereinte Deutschland außerdem noch an Ergänzungs- und Besatzungstruppen besitzt. Ja, Dank sei es der unsterblichen Schöpfung des edlen Scharnhorst vom Jahre 1808, der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Preußen, die seit 1866 auch im ganzen übrigen Deutschland endlich nachgeahmt wurde, wir sind in Wahrheit ein Volk in Waffen. Diese allgemeine Wehrpflicht erfordert, wie nicht zu längnen ist, im Kriege wie im Frieden ungeheure Opfer aller Art, und belastet das ganze Volk wie fast jeden einzelnen Staatsbürger oft auf recht harte Weise; aber wahrhaft waffengeübt hat sich auch unser preußisch-deutsches Volk gemacht, wie keine andere Nation der Erde jetzt auch nur annähernd in dieser Weise ist; das wird sich nun in der ersten Stunde der Gefahr und Prüfung auf eine recht überzeugende

Weise zeigen. Wir haben schon sehr zahlreiche Streiter an unsere Gränzen geschickt, aber noch ungleich zahlreicher sind die Schaaren, die jetzt entweder in unseren Festungen und großen Städten als nothwendige Besatzung zurückbleiben, aber die Ergänzungen bilden, die den nothwendigen Ersatz für die Feldtruppen nachsenden.

Wir Alle wünschen gewiß einen möglichst kurzen Krieg, der die ungeheuren Leiden desselben so sehr verringert, von ganzem Herzen, sollte aber wider alles Hoffen und Erwarten ein Kampf von längerer Dauer beschieden sein, so sind wir im Stande, ungleich mehr waffengeübte Ergänzungstruppen nach und immer wieder nachzusenden, als der Kaiser Napoleon dies vermag, und wenn er im Namen der Zivilisation auch noch so viele Neger und Kabylen aus Afrika herbeiholt, um solche wie die wilden Bestien gegen Deutschland zu hetzen.

Die Ergänzungstruppen der norddeutschen Bundesarmee bestehen aus: 9 Garde- und 105 Infanterie-Regimentern, also 114 Infanterie-Regimentern. Jedes Infanterie-Regiment bildet beim Ausmarsch in das Feld sogleich ein viertes Depotbataillon, welches in der Friedensgarnison zurückbleibt und die Ausbildung des Ersatzes besorgt.

Es werden mehrere Offiziere der Feldbataillone bei diesem Depotbataillon eingetheilt, an deren Stellen jetzt wieder einberufene Reserve-Offiziere treten, und außerdem noch wieder viele Offiziere, die jetzt zur Disposition stehen oder pensionirt sind, für die Dauer des Krieges dabei angestellt. Der norddeutsche Bund zählt so viele derartige Offiziere, daß es sehr leicht ist, sämmtliche Depottruppen genügend mit Offizieren aller Grade zu versehen, von denen viele zwar nicht mehr die körperliche Rüstigkeit besitzen, um die vielen Strapazen des angestrengten Felddienstes zu versehen, die aber im Depot die besten Dienste leisten können.

Auch an hinreichender Mannschaft fehlt es nicht. Es wird jetzt der Jahrgang, der erst im Herbst unter die Waffen treten sollte, eingezogen, was allein pro Bataillon 1000 Mann gibt, und hierbei treten bei der allgemeinen Begeisterung, die jetzt ohne Ausnahme in ganz Deutschland herrscht, so viele Freiwillige aller Stände in das Heer, daß hiedurch allein die Depots genügenden Ersatz erhalten würden. So dürften trotz der großen Nachsendungen zum aktiven Heere alle Depotbataillone und Schwadronen stets sehr stark bleiben.

Da die vier hessischen Regimenter ebenfalls Depots bilden, so haben wir 123 Bataillone Infanterie und 18 Kompagnien Jäger gleich 123,000 Mann mit 2000 Offizieren, da jedes Jägerbataillon beim Ausmarsch eine Depotkompagnie bildet.

Bei der Kavallerie bleibt von jedem Regiment eine Schwadron zurück, die ihre alten schon gerittenen Pferde an die ausmarschirenden vier Feldschwadronen abgibt und nun sogleich neue Remonten empfängt, diese zureitet und je nach Bedarf allmählich den Regimentern nachsendet. Da wir in Deutschland einen großen Ueberfluß an sehr guten Kavalleriepferden jeder Gattung haben und ferner alte erfahrene Kavallerie-Offiziere, die es sich zur Ehre rechnen, ihre Dienste dem Vaterlande jetzt wieder widmen zu dürfen, in großer Menge vorhanden sind, so werden auch diese Kavallerie-Depots stets viel treffliches Material besitzen, und für die genügende Ergänzung des Heeres schon sorgen können.

Es sind daher augenblicklich formirt 76 Depotschwadronen Reiterei mit 381 Offizieren und 15,000 Soldaten. Die Depots der Artillerie sind ebenfalls sowohl an Offizieren und Mannschaften wie auch an Geschützen, Munitionswagen und Pferden vollständig stark. Der große Reichthum guter Pferde besonders in Norddeutschland kommt uns hierbei sehr zu statten. Wir formiren jetzt 39 Depotbatterien der Artillerie mit 234 Geschützen, 143 Offizieren, 7200 Artilleristen und 3000 Pferden.

Die Pioniere formiren 13 Depotkompagnien mit 52 Offizieren 2700 Mann.

Die Depots des Trains sind ebenfalls vollständig genügend und schon im Stande, den nöthigen Bedarf des Heeres an geübten Mannschaften wie Pferden stets nachzusenden. Es werden 13 Abtheilungen, die 162 Offiziere, 6000 Soldaten und 3000 Pferde enthalten sollen, gebildet. Rekapituliren wir diese Zahlen, so ergibt sich, daß an 137,000 Mann Truppen aller Waffengattungen mit 234 Geschützen jetzt in den Depots zurückbleiben und stets genügende Ergänzungsmannschaften dem Heere nachsenden können.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Saarbrücken, 30. Juli.

Die „Köln. Ztg." und nach ihr viele andere Blätter behaupten, die Sprengung des Viadukts bei Saargemünd durch Lieutenant v. Voigt habe nicht stattgefunden, es seien nur Schienen aufgerissen worden. Die Thatsache der Sprengung ist aber durch die verschiedensten Detailberichte konstatirt und überall wurde bemerkt, daß die Mannschaft des Lieutenants v. Voigt auch außerdem noch eine Anzahl Schienen aufgerissen habe. Dann haben wir auch noch die Berichte der französischen Blätter über die Wiederherstellung des Viadukts. Zu allem Ueberfluß sei nachfolgendes Zeugniß eines bei der Affaire selbst betheiligten Trierers, das die „Trier. Ztg." einem Privatbriefe entnimmt, hier wiedergegeben; es enthält auch sonst Interessantes: „Saarbrücken, Vorposten, 29. Juli. Es war am Mittwoch zu Nacht, als wir um 12 Uhr geweckt wurden im Stall bei unseren Pferden,

wo wir schliefen, und satteln mußten und alsdann sofort ausrücken; unser Lieutenant v. Voigt, ein ebenso tüchtiger als beliebter Offizier unserer Schwadron, hielt eine kurze Anrede an uns und alsdann ging's mit frohem Muthe auf den Bahnhof, woselbst wir eingeladen wurden und nach Zweibrücken ins Bayerische fuhren. Wir kamen daselbst um 4 Uhr Morgens an und wurden mit lautem Jubel empfangen. Gute Quartiere gab's und am Tage hatten wir Ruhe, aber jeden Abend um 7 Uhr ging's an unsere Arbeit, vier Nächte waren wir in Frankreich und hatten dort ein Viadukt zu sprengen. Wie wir dabei vorgehen mußten, kann ich jetzt nicht schreiben bis später. Aber wir brachten unsere Sache fertig. Am Montag Nacht hatten wir ein furchtbares Gewitter und nach dem Gewitter gingen wir in das französische Dorf Bliesbrücken vor; dort kam es zu einem Gefecht und pfiffen zum Erstenmale die französischen Kugeln mir und meinen Kameraden an den Köpfen vorbei, aber der Muth verließ mich nicht; wir hatten etliche Pioniere bei uns und zwei davon wurden verwundet, einer erhielt einen Schuß durch die Schulter und einer einen Schuß durch den Arm. Heute haben wir Ruhe."

Saarbrücken, 2. Aug.

Nichts Erwähnenswerthes von unseren Vorposten, als daß wir gestern die Ehre hatten, dem Feinde einen Zug Husaren vorzustellen, die er beim Erscheinen mit anhaltenden Ehrensalven begrüßte. Die Husaren waren sehr überrascht, als ihnen gleich beim Ausreiten vom Exerzierplatz das Blei um die Ohren sauste. Unbegreiflich diese Knallerei der Franzosen bei jeder unbedeutendsten Gelegenheit. Gestern Mittag schossen sie von den Abhängen des Spicherer Berges, daß die Kugeln in die Felder unmittelbar vor dem Exerzirplatz fielen. Gestern hat sich übrigens die Grrrande Nation mit einer Kriegsthat geschmückt, welche ich zur Notiz für die offiziellen Lager-Korrespondenten des Kaisers hier registrire. Die kaiserlich französische Armee hat einen deutschen Mistkarren glänzend besiegt. Auf deutscher Seite bei dieser ruhmreichen Affaire zwei todte Pferde und ein viermal angeschossener Kutscher. Die Franzosen hatten keine Verluste. Man denke sich folgenden gloriösen Vorfall: Herr Eduard Karcher, einer der geachtetsten Saarbrücker Grundbesitzer und Industriellen, sendet seinen Kutscher nach Bliesdorf, wo er ein Besitzthum hat, um sein Fernrohr von dort zu holen. Der Kutscher bittet ihn um die Erlaubniß, zugleich eine Fuhr Mist mit hinaus nehmen zu dürfen. Ruhig fährt der Kutscher seines Weges. Plötzlich fällt von dem Kirchhof, auf welchem die französischen Posten sich eingenistet, ein Regen von Kugeln auf ihn. Der Kutscher sucht sich hinter dem Karren zu bergen und die Stränge der Pferde abzuschneiden. Die Kugeln hageln auf ihn; eines der Pferde wird verwundet. Er läuft zum Hofe hin, der 20 Minuten entfernt, kehrt wieder zurück und sieht, daß es den Franzosen wirklich gelungen, in einem Zeitraume von 40 Minuten seine beiden Pferde todt zu schießen. Er selbst erhielt 4 Streifschüsse. In derselben brutalen Weise ward gestern auch ein Mann von den französischen Posten niedergeschossen, der ruhig in seinem Weinberge arbeitete. Wir wissen also, wessen wir uns von der kultivirtesten aller Nationen zu versehen haben, die im Namen der Zivilisation bereits gegen die Mistkarren Krieg führt und in bestialischem Muthwillen die Arbeiter auf den Feldern niederschießt.

Römische Briefe.

(Fortsetzung.)

Der Abstimmung enthielten sich, obwohl in Rom anwesend: die Kardinäle 1. Mattei, 2. Orfei, 3. Quaglia, 4. Hohenlohe, 5. Berardi, 6. Antonelli, 7. Grassellini, 8. der Patriarch Harcus von Antiochia, syr. Rit.; 9. der Erzb.-Primas Salomone von Salerno; 10. der maronit. Erzb. Aun von Beyrut; 11. 12. Zwei andere Erzbischöfe; 13. Aleppo, Erzb. Matar, maronit. Rit.; 14. Venezuela, Erzb. Guevara; 15. Utrecht, Erzb. Zwysen; 16. Tours, Erzb. Guibert; 17. Rodi i. p. i., Erzb. Bocc-Forno, Bischof von Malta; 18. Mardin, Erzb. Nasarian, armen. Rit.; 19. Alby, Erzb. Lyonnet; 20. Iconium i. p. i., Erzb. Puecher Passavalli; 21. Guadalaxara, Erzb. Loza; 22. Amida, Erzb. Bahtiarian, armen. Rit.; 23. Tournay, Bischof Labis; 24. Terni, B. Severa; 25. Veglia, B. Vitezich; 26. Almira i. p. i., B. Carli, Capuc.; 27. Montabaun, B. Doney; 28. Cava, B. Fertilla; 29. Curia i. p. i., B. Grioglio; 30. Segni (Kirchenstaat), B. Ricci; 31. Paphus i. p. i., B. Alcazar, Dominic., ap. Vic.; 32. Vincenza, B. Farina; 33. Salford, B. Turner; 34. Catanzaro, B. de Franco; 35. Bergamo, B. Speranza; 36. Savannah (?); 37. S. Angelo dei Lombardi, B. Fanelli; 38. Dromore, B. Leahy, Dominic.; 39. Glarus; 40. Birta i. p. i., B. Pinsoneault; 41. Fernes, B. Furlong; 42. Anagni, B. Pagliari; 43. Siguenza, B. Benavides; 44. Ceramo i. p. i., B. Jearcard, Weihbisch. von Marseille; 45. Polemonia i. p. i., B. Pinchon; 46. Lipari, B. Athanasio; 47. Apamea, Erzb. Ata, melchit. Rit.; 48. Mindus i. p. i., B. Papardo del Parco; 49. Bursa, B. Tilkian, armen. Rit.; 50. Astorga, B. Arguelles y Miranda; 51. Comacchio, B. Spoglia; 52. Charlottetown, B. Mac-Intyre; 53. Vallis Pratensis (?); 54. Lamego, B. de Vasconcellos Pereira de Mello; 55. Montpellier, B. Curtier; 56. Barcelona, B. Monserrat y Navarro; 57. Amatunto i. p. i., B. Galezki, ap. Vic. in Krakau; 58. Kilmore, B. Conaty; 59. Priene i.

p. i., B. Cosi; 60. Tuy, B. Garcia y Anton; 61. Puno, B. Huerta; 62. Adelaide, B. Shiel; 63. Albany (Amerika), B. Conroy; 64. Concordia, B. Frangipani; 65. S. Hyacinth, B. Lareque; 66. Dubuque, B. Hennessy; 67. Bannes, B. Becel; 68. Goulborne, B. Lanigan; 69. S. Germani bei Monte Cassino (?); 70. Verdun, B. Hacquard; 71. Egea i. p. i., B. Reynaud; 72. S. Giov. di Cupo, B. Achaval; 73. Cirene i. p. i, B. Canzi; 74. Rodiopolis i. p. i., B. Tosi; 75. Buffalo, B. Ryan; 76. Adramyttum i. p. i., B. Gibbons; 77. Coria, B. Nunnez; 78. Heliopolis, B. Nasser, melchit. Rit.; 79. Titopolis i. p. i., (?); 80. 81. Abbates nullius; 82. 83. Burchall, Präsident der Benediktiner-Kongregation in England; 84. Der Abt von Janow als apost. Administrator in Rußland; 85. Montis coronæ; 86 — 91 konnten nicht angemerkt werden, weil die Konfusion zu groß war.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Liedberg, bei Gladbach, 30. Juli: Gestern Nachmittag gegen 5 Uhr fuhr bei heftigem Donner der Blitz über dem Beichtstuhle in das Dach der vor der Ringmauer des Schlosses Liedberg gelegenen ehemaligen Schloßkapelle, jetziger Pfarrkirche, warf einen Haufen Schiefer herunter und traf ein 3 Schritt vom Beichtstuhl knieendes Mädchen von 15 Jahren und einen 5 Schritte von jenem knieenden Jüngling von 17 Jahren, ohne die dazwischen stehenden Personen zu verletzen. Das Mädchen war sofort todt, der Jüngling erholte sich nach einer halben Stunde, schrie laut zwei Stunden lang, ohne sprechen zu können, mit Armen und Beinen um sich schlagend, worauf dann die Sprache zurückkehrte und er sich erholte. An dem Gewölbe und der Wand der Kirche sind keine Verletzungen, als in der Sacristei ein Loch in der Wand, von der Größe eines Hühnereies.

[Diamantenreichthum.] Nach den Berichten der neuesten Cappost ist das Flußgebiet des Baals in Südafrika unermeßlich reich an Diamanten. Europäer allein haben seit Kurzem Diamanten im Werthe von 100,000 Pfd. St. gefunden. Die europäischen Diamantengräber sind alle bewaffnet, um etwaige Ueberfälle der benachbarten räuberischen Kaffern zurückschlagen zu können.

Man schreibt aus Pirmasens, 23. Juli: Dem Kutscher der Herren Gebrüder Fahr von hier, der gestern die Schwägerin dieser Herren, die zu ihrem Gatten nach Paris reisen wollte, nach der kleinen französischen Festung Bitsch zu fahren hatte, wurden dort auf Befehl des Kommandanten, angeblich um ihn zu kennzeichnen, die Haare auf der Hälfte des Kopfes sauber abrasirt und derselbe dann, nachdem man ihm die Baarschaft von 10 Franks abgenommen, mit dem Bedeuten entlassen, daß er sich niemals dort blicken lassen möge.

Ein entsetzlicher Abschied wurde einem Feldwebel des Kaiser-Franz-Garde-Grenadier-Regiments in Berlin bereitet. Als das Regiment bereits im Ausmarsch von der Kaserne begriffen war, wollte das sechsjährige Töchterchen eines Feldwebels dem Vater noch einmal ein letztes Lebewohl sagen und ihn umarmen. Dies geschehen, lief das Kind zurück und gerieth so unglücklich unter einen Proviantwagen, daß es, über den Hals gefahren, sofort getödtet ward. Mit welchen Gefühlen muß der unglückliche Vater in den Krieg gezogen sein!

In Karlsburg ermordete ein Offiziersdiener seine Geliebte, warf den Leichnam derselben vom ersten Stocke aufs Straßenpflaster, erbrach die Truhe der Ermordeten und eignete sich deren Habseligkeiten an. Der Mörder ist eingezogen und hat seine That bereits eingestanden. Ebendaselbst hat sich der Gärtner des Bischofs, ein bereits ergrauter Mann, erschossen. Am andern Tage wollte sich dessen Frau aus Verzweiflung im Garten erhenken, wurde aber an der Ausführung ihres Vorhabens verhindert.

[Ein guter Witz.] Ein Eingesendet in der „Times“ schlägt in ironischer Weise vor, dem Herrn v. Benedetti als Auszeichnung für seine Bemühungen, durch wenige Worte einen europäischen Krieg heraufbeschworen zu haben, den Titel Herzog v. Maledetti zu verleihen.

Als Kuriosum wird gemeldet, daß derselbe Ziegenbock, welcher bei der Magdeburger Artillerie den ganzen Feldzug 1866 mitgemacht, auch diesmal wieder in den Kampf ausgezogen sei.

Angeblich soll Graf Bismarck neuerlich das geflügelte Wort gesprochen haben: „Wenn wir siegen, so werden die Franzosen zur Strafe Napoleon behalten.“

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers L. Maillandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung!

Nr. 173 Mittwoch, 3. August 1870.

Das französische und das deutsche Heer.

(Fortsetzung.)

Grade diese sehr gut organisirten starken Depots lassen auch bei uns in Deutschland die Bildung von besonderen Freikorps überflüssig und nicht wünschenswerth erscheinen. Bevor ein solches Freikorps erst einigermaßen organisirt, mit genügenden Offizieren versehen und zum wirklichen Felddienst brauchbar ausgebildet ist, vergeht stets ein sehr beträchtlicher Zeitraum. Bloße Schaaren zusammenzuraffen, ihnen eine beliebige phantastische Tracht zu geben, sie dann ihre Offiziere sich selbst wählen zu lassen und nun ohne Weiteres in das Feld gegen die streng disziplinirten Franzosen senden wollen, kann doch unmöglich die Absicht irgend eines vernünftigen Mannes sein! Diese Freischaaren würden verzweifelt geringen Nutzen leisten, ihr Blut nur unnütz vergießen und dem eigenen Heere oft mehr zur Last, als zum Vortheil gereichen. Wir haben aus dem Studium des Krieges unsere Lebensaufgabe gemacht und acht verschiedenen Feldzügen beigewohnt und daher doch gar viele Freischaaren aller Art, sowohl als Bundesgenossen, wie als Feinde gesehen, und können versichern, daß solche in ihrer wirklichen Kriegstüchtigkeit für den großen Krieg niemals die guten eigentlichen Feldtruppen, erreichten, sondern gewöhnlich sehr weit hinter diesen zurückstanden. Es wird nur sehr häufig viel eitler Lärm von allen solchen Freischaaren gemacht, es werden ihnen Thaten angedichtet, die sie niemals verübt haben, und Journalisten, Dichter und Künstler wetteifern oft darum, sie auf übertriebene Weise zu feiern, und sie in einem glänzenden poetischen Lichte erscheinen zu lassen, was sich in der Ferne oft wohl hübsch ausnehmen mag, in der Wirklichkeit aber häufig auch nicht im Allermindesten vorhanden war. Wir müssen bekennen, oft recht herzlich gelacht zu haben, wenn wir später poetisch-phantastische Schilderungen von Freischaaren und Freikorps lasen, die wir im Felde selbst gesehen hatten, und nun den ungeheuren Unterschied entdeckten, der zwischen der Schilderung und der Wirklichkeit bestand. Eine kriegerische Begeisterung ist gewiß etwas sehr Schönes und Edles, und wir sind wahrlich der Letzte, der solche jetzt bei unserer deutschen Jugend nur im Allermindesten dämpfen möchte, aber allein reicht solche entschieden nicht aus; um ein wirklich kriegstüchtiges Korps zu bilden, dazu gehört auch Disziplin und nochmals Disziplin, und da diese bei dem Freikorps ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit wegen niemals vorhanden sein wird, so ist ihr wirklicher Werth für den Krieg stets weit geringer, als der von streng disziplinirten tüchtigen Feldtruppen.

Welche Stellung sollen und wollen auch wohl solche Freikorps den übrigen regulären Truppen gegenüber einnehmen? Wahrscheinlich eine bevorzugte, d. h., sie wollen möglichst viele kecke Unternehmungen, abenteuerliche Expeditionen und alles, was die Langeweile vertreibt, unternehmen, von der Langweiligkeit des gewöhnlichen Felddienstes aber möglichst verschont bleiben, dazu eine ungebundene Lebensweise, eine bessere Verpflegung und möglichst gute Quartiere, wie z. B. die deutschen Freischaaren von 1848 in Schleswig-Holstein es stets forderten. Wäre es aber nicht die größte Ungerechtigkeit gegen die regulären Feldtruppen, die mehr leisten und den schwersten und dabei langweiligsten Dienst versehen müssen, wenn sie zum Lohne dafür noch gegen solche Freikorps zurückgesetzt werden sollten? Und würde nicht als natürliche Folge davon sehr bald eine gegenseitige Erbitterung entstehen, die dem Ganzen nur schaden könnte? Unsere norddeutsche Bundesarmee enthält in ihren Reihen die Söhne aller Stände, und der vornehmste Grafensohn muß in ihr eben so gut den Tornister tragen, oder mit dem lästigen Carabiner am Sattel im Gliede reiten, wie der ärmste Sprößling des Tagelöhners: wie könnte sie also wohl dulden, daß irgend ein plötzlich organisirtes Freikorps auch nur die allermindeste Bevorzugung erhielte? Wahrlich, wer sich zu stolz hält, jetzt in dem ersten besten preußischen oder sonstigen deutschen Linien-Regiment als Soldat einzutreten und sich eben so gut wie alle seine übrigen Kameraden der zwar mitunter für den Einzelnen recht lästigen, für eine wirklich tüchtige Feldtruppe aber nun einmal ganz unentbehrlichen Strenge der Disziplin zu unterwerfen, der bleibe jetzt nur ganz vom Waffendienst fort.

Hat aber ein junger Mann, der noch nicht zum Heeresdienst einberufen ist, den wirklichen Ernst, mit seiner ganzen Kraft, sich dem Vaterlande zu weihen, wie dies jetzt glücklicher Weise bei so vielen Tausenden

von Jünglingen aller Stände der Fall ist, so trete er so schnell als möglich bei dem ersten Depot irgend eines regulären Regiments ein. Hat er nur irgendwie körperliche Gewandtheit und unermüdete Ausdauer, so kann er bei der Infanterie und Artillerie innerhalb 4 Wochen, bei der Kavallerie aber in der doppelten Zeit so weit ausgebildet werden, um als ein wirklich kriegstüchtiger Soldat den jetzt schon im Felde stehenden Truppen nachgesandt zu werden. Dort ist er denn von wahrem Nutzen für sein Vaterland und findet seinen geeigneten Platz in den Reihen seiner übrigen Kameraden, denen er mit Wort und That ein gutes Vorbild abgeben muß.

Wir wollten uns sehr freuen, wenn diese aus vieljähriger Praxis hervorgegangenen Worte recht viele junge Leute aller Stände dazu bewegen sollten, so schnell als möglich bei unseren verschiedenen Depottruppen einzutreten.

Für die Kavallerie möchten wir nicht rathen, denn wir haben ohnedin schon sehr viel Kavallerie in Deutschland, und der Dienst dabei ist auch für einen Freiwilligen nicht allein sehr theuer, sondern der Pferdewartung wegen im Felde auch anstrengend. Unsere Jäger- und Infanterie-Bataillone sind der beste Platz für alle Freiwilligen, dort finden sie auch am schnellsten Gelegenheit, recht gehörig auf die Soldaten dieses Kaisers Napoleon daraufzuschießen und Deutschland gegen diesen frechen Raubeinfall vertheidigen zu helfen.

Die bayerische Armee soll nach ihrer neuesten Organisation an Ersatztruppen besitzen: 11 höhere Stäbe, 336 Offiziere, 16 Bataillone Infanterie und 10 Jäger-Kompagnien — 20,700 Mann, 10 Schwadronen Kavallerie — 1750 Mann, 8 Batterien Artillerie — 2100 Mann, 2 Kompagnien Pioniere — 364 Mann. Zusammen 25,700 Mann mit 471 Offizieren, 2400 Pferden und 48 Geschützen. Da auch in Bayern seit 1866 die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wurde und in Folge dessen eben so wie in Preußen eine Menge von gebildeten jungen Leuten aus allen Ständen im Heere dienen müssen, so glauben wir, daß diese Ersatztruppen in der von uns angeführten Stärke jetzt schon aufgestellt werden können.

Das Königreich Württemberg besitzt nach dem neuesten Organisationsplan an Ersatztruppen: 15 Bataillone Infanterie — 5200 Mann, 4 Schwadronen Kavallerie — 500 Mann, an Artillerie 400 Mann. Zusammen überhaupt 6500 Mann Ersatztruppen mit 400 Pferden und 12 Geschützen. Da auch in Württemberg neuerdings die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wurde, so wird auch die Bildung dieser Ersatztruppen dort möglich sein. Manche Schwierigkeiten dürften freilich auch dort hierbei noch zu besiegen sein, die man in Preußen schon längst überwunden hat.

Das Großherzogthum Baden besitzt an Besatzungstruppen 3570 Mann Infanterie, 321 Mann Reiterei und eine Batterie Artillerie. Zusammen 4000 Mann Truppen mit 76 Offizieren und 340 Pferden. Da in Baden schon die preußische Militärorganisation seit 1866 mit allen ihren Konsequenzen eingeführt wurde, so glauben wir, daß gerade hier unter allen süddeutschen Staaten am schnellsten die Ersatztruppen aufgestellt werden können.

Rekapituliren wir nun in aller Kürze die Stärke aller Ergänzungstruppen in ganz Deutschland, so ergeben sich 187,000 Mann Preußen, 25,000 Mann Bayern, 6000 Mann Württemberger, 4000 Mann Badenser. Zusammen 222,000 Mann Ergänzungstruppen aller Waffengattungen. Diese Zahl würden wir auch im ungünstigsten Falle und selbst wenn der Krieg noch so lange dauern sollte, stets in voller Stärke beibehalten können. Je mehr Ergänzungen die Ersatztruppen den Feldarmeen nachsenden, desto mehr junge Leute treten auch entweder freiwillig oder weil sie eingezogen werden, wieder daselbst ein, und so wird ihre Stärke ganz entschieden niemals abnehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Römische Briefe.

(Fortsetzung.)

Rom, 17. Juli. Sämmtliche Bischöfe der Minderheit sind, nachdem sie eine Erklärung über ihre Stellung zu den das Pastthum betreffenden Dekreten eingereicht, von Rom abgereist. Unmittelbar vorher haben sie noch einen letzten Versuch gemacht, den Papst zu bewegen, daß er die Sache doch wenigstens nicht überstürzen, noch eine Frist durch Prorogation gewähren möge. Heute um 12 Uhr begab sich eine Deputation zu ihm und wurde vorgelassen. Kardinal Rauscher, der das Wort führte, stellte dem Papst die großen und vielfachen Gefahren vor, die für die ganze Kirche zweifellos aus jener Definition entstehen würden. Bisher hatte sich Pius, so oft ihm Bedenken geäußert wurden, auf das „die Tradition bin ich", auf seine schon an sich gewisse Unfehlbarkeit berufen. Dießmal that er es nicht. Er zog sich auf den Standpunkt des „zu spät" zurück. Die Sache sei schon zu weit gediehen, die ganze christliche Welt schon zu sehr mit dieser Frage beschäftigt, zu mächtig durch dieselbe aufgeregt. Ueberdieß habe das Konzil bereits einen Beschluß gefaßt mit ansehnlicher Majorität, und so sehe er sich in die Unmöglichkeit versetzt, dem im vollen Zuge begriffenen und zum Abschluß in dieser Frage drängenden Konzil Einhalt zu thun. Die Proklamation des Mehrheitsbeschlusses erfolgt also morgen.

Die Orientalen haben sich der Erklärung der Minderheit angeschlossen. Nur zwei deutsche Prälaten, Melchers und Ketteler, haben dieselbe nicht unterzeichnet,

sondern eine eigene Erklärung dem Papst überreicht. Die Erklärung der Minderheit lautet in deutscher Uebersetzung:

Heiligster Vater! In der General-Kongregation vom 13. d. M. gaben wir unsere Stimmen über das Schema der ersten dogmatischen Konstitution von der Kirche Christi ab.

Ew. Heiligkeit ist bekannt, daß 88 Väter, gedrungen von ihrem Gewissen und aus Liebe zu der hl. Kirche, ihre Stimme mit **non placet** abgaben, 62 andere mit **placet juxta modum** stimmten, und endlich ungefähr 70 von der Kongregation abwesend waren und sich der Abstimmung enthielten. Dazu kommt, daß andere, theils wegen Krankheit, theils aus anderen gewichtigern Gründen in ihre Diözesen zurückgekehrt sind.

So wurden Ew. Heiligkeit und der ganzen Welt unsere Vota offenkundig, und ward konstatirt, von wie vielen Bischöfen unsere Anschauung gebilligt wurde; auf diese Weise erfüllten wir das Amt und die Pflicht, welche uns obliegen.

Von jenem Zeitpunkt an, ereignete sich aber ganz und gar nichts, was unsere Anschauung ändern könnte, dagegen vielen viele und zwar äußerst gewichtige Dinge vor, welche uns in unserm Vorsatz bestärkten. Deßhalb erklären wir, daß wir unsere bereits abgegebenen Vota erneuern und bestätigen.

Indem wir also durch diese Eingabe unsere Vota bestätigen, beschließen wir zugleich, uns von der öffentlichen Sitzung, welche am 18. d. M. gehalten werden soll, fernzuhalten. Die kindliche Pietät und Verehrung, von welchen jüngst unsere Abgeordneten zu Füßen Ew. Heiligkeit geführt wurden, gestatten uns nicht in einer Sache, welche die Person Ew. Heiligkeit so nahe angeht, öffentlich und im Angesichte des Vaters **non placet** zu sagen. Und dennoch könnten wir in der feierlichen Sitzung nur die in der Generalkongregation abgegebenen Vota wiederholen.

Wir kehren daher ohne Aufschub zu unsern Heerden zurück, denen nach so langer Abwesenheit wegen der Kriegsbefürchtungen, und besonders wegen ihrer höchsten geistlichen Bedürfnisse unsere Gegenwart äußerst nothwendig ist, in der schmerzlichen Gewißheit, daß wir wegen der gegenwärtigen traurigen Zeitumstände unter unseren Gläubigen auch den Frieden und die Ruhe der Gewissen gestört finden werden.

Unterdessen empfehlen wir die Kirche Gottes und Ew. Heiligkeit, der wir unveränderte Treue und Gehorsam geloben, von ganzem Herzen der Gnade und dem Schutze Unsers Herrn Jesus Christus, und verbleiben Ew. Heiligkeit ergebenste und gehorsamste Söhne. Rom, 17. Juli 1870. Folgen die Namen der ganzen Opposition sammt den Orientalen.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Losheim, 1. Aug.

Ein Geist, wie derjenige, der unsere Mannschaften beseelt, vermag die Leistungsfähigkeit einer Armee im Felde zu verdoppeln. Heute wurden bei unseren Kompagnien gedruckte Beschreibungen der algerischen Truppensorten und ihrer Gefechtsweisen vertheilt. Die autographirten Abbildungen dieser halbwilden Stämme machten auf unsere Leute einen komischen Eindruck; sie meinen, daß auch die Kabylen unsere „blauen Erbsen" wohl nicht mit geöffnetem Munde aufschnappen würden. Nachdem unsere Jäger sich die Fratzen der vielverschrieenen Horden gründlich bemustert, bildete sich alsbald ein Clübchen, welches sich die in der „Köln. Ztg." ausgeschriebene Prämie von 60 Thalern (lebenden Turco nebst zugehöriger Katze für den Zoologischen Garten in Köln einzufangen) verdienen will; ja, dieser Jagdklub des Bataillons erbot sich außerdem, gegen Erstattung der Futterkosten Kabylen, Turcos und Zuaven reinster Race für das vergleichende anthropologische Kabinet der polytechnischen Schule zu Aachen einzufangen.

An Hirten und Heerden.

Im Jahr 1846/47.

Von Nord und Osten brummt der Bär,
Von Süden schleicht das Füchslein her,
Von Westen bleckt der Wolf die Zähn' —
O Ochsen, wie wird's euch ergeh'n!

Ihr wär't nach Nord und Süden fest,
Euch kränkte weder Ost noch West,
Wenn so gescheidt ihr, als gelehrt,
So praktisch nur als thätig wär't.

Doch setzt ihr euch einmal zur Wehr,
So stürmt ihr wie verrückt daher,
Und stoßt einander ins Gesicht —
Ihr Ochsenvolk, so geht es nicht.

Hegt unter euch fügsamen Sinn,
Die Hörner kehrt nach außen hin!
Und wer sich da von Kopf und Horn
Der Stärkste zeigt, der stehe vorn!

Und sei der Kleinen Haupt und Schutz
Zu seiner Ehr' und Aller Nutz;
Doch wo selbstherrlich jeder Wicht
Mitstoßen will, da geht es nicht.

Da gafft die Heerde wirr und dumm,
Und Einer rennt den Andern um;
Der Teufel jauchzt, der Feind bricht los,
Und rafft als Beute Klein und Groß.

Du Hirt im Himmel, schau darein!
Laß dies kein böses Omen sein!
Nimmst du die Heerd' in treue Huth,
So geht es doch am Ende gut.

Im Jahr 1870.

Ja Gott, du hast es wohl gemacht,
Nicht eben wie wir's selbst gedacht,
Doch immer so, daß neubelebt
Das deutsche Volk sein Haupt erhebt.

Einträchtig wie noch nie zuvor
Zum Himmel schickt's den Schwur empor:
Wir stehen all' mit Herz und Hand
Für's Eine heil'ge Vaterland!

Selbst die Getrennten steh'n uns nah;
Dem alten Feinde gilt es ja,
Der jetzt sich wieder gierig rührt,
Wolfsbrut, vom Satan angeführt.

Kommt nur! ihr findet, Wolf wie Bär,
Das alte Ochsenvolk nicht mehr;
Nur Eins erhielt sich, unerschlafft
Der alten Stöße Wucht und Kraft.

Und diese führt, zur Macht vereint,
Der Stärkste wider jeden Feind;
Ihm folgt der Heerbann fest und treu
Und Gott im Himmel steht uns bei.

Dr. G. Str.

Mannigfaltigkeiten.

[Die Wacht am Rhein.] Der Komponist dieses jetzt überall gesungenen Liedes ist Karl Wilhelm, der über 20 Jahre lang in Crefeld als Musikdirektor wirkte, jetzt aber krank und in sehr gedrückten Verhältnissen zu Schmalkalden, seiner Heimath, lebt. Er bekam das Gedicht anonym von Mörs zugesandt, und hat den Namen des Verfassers nie erfahren können. Man vermuthet, daß Müller von der Werra oder ein Lehrer Müller in Crefeld oder auch Emil Rittershaus der Dichter sei. Das allbekannte Bild von Lorenz Clasen „Die Wacht am Rhein" befindet sich auf dem Rathhause zu Crefeld.

[Telegraphische Curiosa.] Ein Pesther Blatt enthält folgendes Eingesendet:

„Sehr geehrter Herr Redakteur!

Zur Beleuchtung unserer Telegraphen-Zustände ersuche ich Sie, Folgendes in Ihrem vielverbreiteten Blatte aufzunehmen. Am 30. v. Mts. gab ich folgende Depesche in Ofen auf:

„Herrn N. N. in Alba. Koffer noch nicht erhalten, beschleunigte Absendung. Aufgabsrecepisse sende unter Adresse Adolf N. Heller für Modern."

Dieselbe ist trotz des ebenfalls verstümmelten Namens wie folgt in Alba zugestellt worden:

„Konfer nicht noch: Alte Stejn lassen schleinigst anggabe recepisse sende Adolf N.

Blan Mün Moneau."

Die Irländer haben die kontinentalen Ereignisse bereits ländlich-sittlich durch eine mächtige Prügelei gefeiert. In Derry bildete sich am Samstag ein Haufe, der „Nieder mit König Wilhelm!" und „Hurrah für Frankreich!" rief; ein zweiter antwortete: „Nieder mit dem Papst!" und „Hurrah für Preußen!" Es folgten Schläge, Steinwürfe, Schüsse; verschiedene ernste Verwundungen und mehrere demolirte Häuser waren das Resultat.

Aus Metz meldet man vom 31. Juli: Die Oberin des hiesigen Nonnen-Klosters Sacré coeur hat aus dem französischen Hauptquartier am 31. Juli Befehl erhalten, das ganze Kloster als Lazareth bis zum 8. August fertig zu stellen. In Folge dessen wünschen die 120 dort befindlichen Pensionäre (darunter 6 Deutsche), sofort von ihren Angehörigen abgeholt zu werden.

Bei Korinth hat man mehrere Gräber aufgegraben, in denen sehr werthvolle Vasen und Spiegel gefunden wurden.

Logogryph.

Mit a verspritzt es Heldenblut,
Wirft in den Staub die Leichen:
Mit e da ist es gar nicht gut,
Nur Bösem zu vergleichen;
Mit i da ist es recht und grad,
Und einfach und in Ehren,
Mit u wird es den engen Pfad
Durch Berg und Fels erschweren.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Mailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 174 Donnerstag, 4. August 1870.

Das französische und das deutsche Heer.

(Fortsetzung.)

Außer diesen Ersatztruppen haben wir aber noch eine sehr große Zahl von Besatzungstruppen. Es ist bekannt, daß die preußische Landwehr 1813 — 1815 und noch bei mehreren anderen Gelegenheiten sich mit unsterblichem Ruhme, den ihr Niemand zu schmälern vermag, bedeckt hat. Sie ist auch jetzt noch eine sehr tüchtige Truppe, die, wenn es gilt, sich entschieden mit der größten Tapferkeit gegen jeden Feind ihres Vaterlandes schlagen wird. Trotzdem halten wir es aber für einen sehr wichtigen Vorzug unserer neuen preußischen Militär-Organisation, daß die Landwehr nicht mehr für den eigentlichen Felddienst, sondern mehr für den Besatzungsdienst in den großen Festungen und zur Vertheidigung des eigenen Landes verwandt wird.

Die Landwehr besteht, wie bekannt, größtentheils aus Leuten, die das 25. Lebensjahr schon überschritten und sich einen eigenen Hausstand bereits gegründet haben. Diese Männer werden nun plötzlich beim Ausbruch eines Krieges ihrem bürgerlichen Berufe entrissen und in die Uniform eingekleidet. Selbst bei dem besten Willen und der patriotischen Begeisterung können diese älteren Landwehrmänner nicht mehr so schnell mit Sack und Pack marschiren, und die vielen sonstigen Strapazen des Feldlebens ertragen, als dies die jungen Soldaten der Linie, die in dem Felddienste stets geübt werden, im Stande sind. Wenn heute ein eben erst einberufenes Landwehr-Regiment und ein recht geübtes Linien-Regiment bei heftiger Hitze einen anstrengenden Bergmarsch machen und später bivouakiren oder schlechte Quartiere bei mangelhafter Verpflegung erhalten soll, so wird Ersteres entschieden die doppelte Zahl von Kranken und Marodes als Letzteres haben. Aus diesem Grunde allein schon ist es sehr vortheilhaft, daß man die Landwehr zunächst wenigstens nur für den Festungsdienst verwendet und sie dadurch allmählich an die Strapazen des Kriegsdienstes gewöhnt. So wird die Landwehr dadurch vor unnützen Verlusten bewahrt, und desto besser für ihren eigentlichen Zweck, die Wehr des Landes zu bilden, vorbereitet.

Ein fernerer Nachtheil, wenn man die Landwehr ersten Aufgebotes sogleich in der offenen Feldschlacht mitkämpfen läßt, werden die großen Verluste derselben sein. Die Mannschaft ist im Gebrauch der Waffen nicht so geübt, wie die Linien, kann in der ersten Zeit nicht so geschickt tirailliren, und wird dadurch stets im Nachtheil gegen gewandte Feldtruppen sein. Ist ein Landwehr-Regiment erst einige Wochen unter den Waffen, so wird es gleiche Uebung in allen diesen Sachen wie jedes andere Linien-Regiment besitzen. Es ist aber für den Staat von dem größten Nachtheil, wenn viele verheirathete Landwehrmänner, welche zahlreiche Familien zurücklassen, geopfert werden.

Die Sorge für diese Hinterlassenen bleibt später eine schwere Last für die betreffenden Gemeinden, und schon aus diesem Grunde ist es besser, wenn junge, unverheirathete Soldaten der Linie statt verheiratheter Männer auf dem Schlachtfelde kämpfen. Dies sind in aller Kürze die Gründe, warum jetzt die Landwehr so viel als es die Umstände nur irgend gestatten, in der Reserve gehalten, und zur Besatzung der Festungen und zum Schutz der Küsten verwandt wird.

Sehr zweckmäßig hat sich aber die schon 1864 und 1866 stattgefundene Einrichtung bewiesen, viele junge, unverheirathete Offiziere der Landwehr in die Linien-Regimenter zu kommandiren, und an ihrer Stelle wieder Linienoffiziere zur Landwehr zu vertheilen. Gerade diese Vermischung der Landwehr- und Linienoffiziere hat den Geist der Kameradschaftlichkeit geweckt, einen regen Wetteifer erzeugt, und ist besonders von den jüngeren Landwehroffizieren, die mit glühendem Eifer in das Feld zogen, sehr freudig begrüßt worden. So sind jetzt auch wieder bei allen Regimentern der Feldtruppen Landwehrlieutenants in Menge zugetheilt, während umgekehrt ältere Lieutenants der Linie Landwehrkompagnien führen. An Offizieren aller Grade fehlt es jetzt der preußischen Landwehr nicht, da alle zur Disposition stehende Offiziere wieder einberufen sind und auch außerdem eine große Menge von schon pensionirten Offizieren um Wiedereinstellung baten.

So ist durchweg das gesammte Offizierkorps der Landwehr jetzt sehr gut besetzt und es befinden sich viele erfahrene Männer darunter.

Die gesammte Landwehr-Infanterie ist jetzt ebenfalls durchweg mit Zündnadelflinten ausgerüstet.

Die Landwehr des Norddeutschen Bundes besteht nun aus 1) 218 Bataillonen Infanterie und 18 Kompagnien Jäger mit 14 600 Offizieren und 140,000 Mann, dieselbe steht augenblicklich schon vollständig ausgerüstet unter den Waffen. 2) 16 Besatzungs-Kavallerie-Regimentern mit 480 Offizieren und 9800 Mann mit eben so vielen Pferden; 3) 10 Festungsartillerie-Regimentern mit 1018 Offizieren und 42,524 Mann, denen die Bedienung der Festungsgeschütze obliegt und von welchen ein großer Theil auch im Frieden unter den Waffen steht; 4) 36 Festungspionier-Kompagnien mit 180 Offizieren und 7200 Mann, die in den Festungen zurückbleiben. Es befinden sich hierunter viele Techniker und Civil-Ingenieure aller Art und sind diese Festungspionier-Kompagnien ein wirklich ausgezeichnetes Korps zu nennen.

Es ergibt sich also, daß mindestens an 200,000 bis 205,000 Mann vollständig ausgebildete Landwehrtruppen aller Waffengattungen zum Schutz unserer Festungen und Küstenforts jetzt bereit stehen, während ihre jüngeren Waffenbrüder schon in das Feld gerückt sind.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Julius v. Wickede erzählt Folgendes: In Bingerbrück, wo ich auf die Nahe-Bahn überging und wohl an die 4 — 5 Stunden auf den Zug warten mußte, fehlte es nicht an Scenen aller Art. Von dem nahen Bade Kreuznach hatten sich zahlreiche Badegäste aller Nationen nach Bingerbrück geflüchtet und konnten nun nicht fortkommen, da keine regelmäßigen Personenzüge mehr gingen. Da waren ganze Schaaren steifer englischer Damen mit ihrem vielen Gepäck, die dringend baten, ob sie nicht mit einem Militärzug fahren könnten, und wenn sie auch ihren Platz auf einem offenen Gepäckwagen erhalten sollten, und wieder vornehme Russinnen, die sehr erfreut waren, wenn ihnen ein gefälliger preußischer Reservist einen Platz auf einer Holzbank neben sich einräumte. Auch an Französinnen, sonst leicht so übermüthig und jetzt plötzlich, inmitten dieses deutschen Kriegsgetümmels, sehr kleinmüthig und bescheiden geworden, fehlte es nicht. Eine übertrieben elegant gekleidete, hübsche junge Pariserin, wahrscheinlich der reicheren Demi-Monde angehörend, die ja bis in die Tuilerien hinein die ganze Pariser Gesellschaft jetzt beherrscht, wollte sich — wohl von Furcht getrieben — das Wohlwollen der einberufenen preußischen Soldaten dadurch erwerben, daß sie Dutzende von Weinflaschen kommen ließ und Allen, die in ihrer Nähe waren, die leeren Gläser eigenhändig füllte. Den Trunk verschmähten die wackeren Vaterlandsvertheidiger freilich nicht, lohnten aber der freigebigen Französin dafür mit einem „Hoch der König von Preußen! Auf und drauf gegen die Franzosen!" Ein galanter Reservist, der mir ganz so aussah, als sei er im bürgerlichen Leben ein Beflissener der edlen Schneiderkunst, wollte nun aber zeigen, daß er auch feine Manieren besitze, näherte sich der Dame mit einem Kratzfuße und einem höflichen „à votre santé Mademoiselle" und bot ihr sein Glas zum Trinken an. Zwar hätte die Dame ihrem Gesichte nach gern auf diesen Trank verzichtet, allein sie fürchtete wohl, den Soldaten dadurch zu beleidigen, und setzte das schon etwas sehr gebraucht aussehende Schoppenglas mit einem „Merci Monsieur" widerstrebend an die zarten Lippen. So etwas gefiel den übrigen Kameraden des galanten Schneiders, sie wollten nun auch zeigen, daß sie diesem nicht an feiner Lebensart nachständen, und so kam wohl ein Dutzend preußischer Soldaten, theilweise schon sehr angeheitert, mit ihren Schoppengläsern an die elegante Pariserin heran, damit sie ihnen Bescheid daraus thun möge. Es sah unbeschreiblich komisch aus, wie diese bonne mine à mauvais jeu machte und trotz alles inneren Widerstrebens fort und fort mit den Soldaten aus deren Gläsern trank. Sie benutzte endlich einen freien Augenblick, um aus dem Restaurationslokale zu entfliehen, und später sah ich sie einsam an dem Ufer des Rheines wandeln. Ein Franzose, der nach gewohnter Weise frech aufgetreten war und, ich weiß nicht, durch welche insolente Aeußerung, den gerechten Zorn eines Unteroffiziers erregt hatte, wurde von diesem sehr ruhig am Kragen gepackt, und trotz alles Sträubens und Zappelns aus dem Restaurationslokale herausgeworfen, bei welcher ganzen Prozedur der Preuße auch kein einziges Wort nur sprach. Möchte doch Deutschland für alle fernere Zukunft jetzt von allen diesen vielen zweideutigen Angehörigen der grande nation, die alljährlich immer mehr unsere schönen rheinischen Bäder durch ihre Anwesenheit verpesteten, verschont bleiben!

Pariser Kriegsnachrichten.

Paris, 30. Juli: Saarbrücken wurde, wie nicht anders zu erwarten, von unsern tapfern Söhnen beim ersten Anprall genommen; die Preußen zerstoben wie Spreu. Saarbrücken ist eine mit allen Werken der Natur befestigte Stadt von etwas unter einer Million Einwohnern, drei bis vier Büchsenschuß weit von Berlin entfernt. Sie erlag dem unwiderstehlichen Elan unserer Chasseurs d'Afrique à cheval, und ihre Einwohner frohlocken, dem unerträglichen Joche der Borussen entronnen zu sein. Sie tragen uns auf den Händen. Vive L'empereur! vive la France!

Paris, 4. Aug.: Wo wir, die Zuaven und Turcos, erscheinen, weichen die Preußen zurück; wir stehen bereits tief in Pommern, ohne bisher einen Preußen auch nur von Weitem gesehen zu haben. Die sogenannten Zündnadeln scheinen mir bloßes Berlinerblau zu sein. Sie werden uns doch wenigstens Eine Schlacht gönnen? Vive la gloire!

Paris, 8. Aug.: La bataille est engagée. Die Katzen unserer Turcos sind allen an Bravour voran: sie retirirten zuerst. Wie mich diese armen Prussiaken dauern! Les pauvres rennen blindlings vorwärts in's Verderben. Sie fliehen bereits bis Metz hinter uns daher. Keiner kann uns entrinnen.

Paris, 10. Aug.: War das ein männermordend Schlachten! halb Frankreich liegt voll erschlagener Preußen. Vor den Thoren von Paris, bis wohin wir sie glücklich an unsern Fersen lockten, stehen sie nun, die Thoren, und sie jammern und flehen um Einlaß. Selbst unsere Cocottes treiben auf den Wällen Scherz mit ihnen, um sie ihre Schande und ihren Verlust verschmerzen zu lassen. Sie behaupten jedoch, nur in Paris selbst ihr ganzes Elend übersehen zu wollen.

Monsieurs le préfet berathet sich eben, ob er diese pauvres Allemagnes auch noch in diese Falle gehen lassen soll. Sein menschliches Gefühl empört sich, aber die Querköpfe wollen es nicht anders. Seien sie denn ihrem entsetzlichen Loose überantwortet.

Paris, 12. Aug.: So eben öffnen sich unsere Thore. Die Prussiens voran, mit gesenkten Köpfen und dicke Thränen in den Augen, selbst beim Weinen sind diese deutschen Bären noch grob und tölpisch, hinter ihnen les Bavarois, les Württemberger, les Badenser, les Sax, les Heß, les Brunswick, l'Oldenburg, les Hanséates, les Mecklenburger, les so und so, wer kann sich alle diese maudits deutschen Namen merken, ohne seine Zunge zu verrenken, marschiren stumpf und still, wie es Besiegten geziemt, schwer bewaffnet durch unsere Straßen. Auf manchen Quais wird ihnen ein mitleidiges Vive zugeläuselt, das ist ihr ganzer Triumph. Pauvres Allemagnes!

Paris, 15. Aug.: Wir erhalten aus London folgende Nachricht: Ihr ehemaliger Mitbürger Ludwig Bonaparte feierte hier heute sein Napoleonsfest; er zog nämlich alle die „Napoleons", die er in unsere Bank eingelegt, wieder heraus und schob fest damit ab. Hinter ihm trippelte eine ärmlich geputzte Frau, haspelte einen Rosenkranz ab, und zog ein bleiches, verlassenes Kind hinter sich. Man sagte, es wäre das früh in Waffen ergraute Kind Frankreichs. Glaub's wer mag!

Paris, 20. Aug.: Endlich wurde das glorreiche Frankreich einer lästigen Bürde los. Elsaß und Lothringen, zwei veraltete, zurückgebliebene Provinzen, schenkte unser neuer Präsident dem armen König von Preußen und erlaubte ihm zugleich, sich künftig Kaiser von Deutschland zu nennen. Das geschieht dem gerade recht! Savoyen verlor sich gottlob an das es unverdiente Italien, und so sind wir gottlob nach langem, aber glücklichem Kampfe am Ziel unserer heißesten Wünsche: nur mehr ein rein französisches Land zu sein. Vive la France!

(Brog.)

Saarbrücken.

(Nach der Mel.: „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus 2c.")

Sie setzten Napoleon auf sein Pferd.
Hurrah!
Das machte dem Kaiser gar viel Beschwerd'.
Hurrah!
Und auch der Loulou war mit dabei,
Auf daß die Gloire vollkommen sei.
Hurrah, hurrah, hurrah!
Der Louis ist nun da.

Saarbrücken, die große Festungsstadt —
O je! . . .
Ihn lange schon weidlich geärgert hat —
O je!
Der wollt' er jetzt zeigen in großer Schlacht,
Wie die „Grande-Nation" Gloire sich macht.
O je, o je, o je!
Thät's Reiten nur nicht so weh!

Er hielt auf dem Berge in sicherer Huth.
So, so!
Er dreht sich den Schnauzbart voll grimmer Wuth.
So, so!
Und Dreißigtausend marschirten voran,
Er führte sie Alle von hinten an —
So, so! — So, so! — So, so!
Mit ihren Chassepots.

Nur seine famose Kugelspritz'
Ei, ei!
Die hat er vergessen in großer Hitz'
Ei, ei!
Doch dreiundzwanzig Kanonen sind da:
„Wir siegen, und Loulou schreibt's der Mama."
Ei, ei! — Ei, ei! — Ei, ei!
Das gibt ein groß' Geschrei.

Und bis sie geschossen das Nest in Brand —
Ja, ja!
Das Häuflein Deutsche, sie hielten Stand.
Ja, ja!
Drauf rückte nun ein die Grand-Nation,
Der Louis, er telegraphirte schon:
„Ja, ja! — Ja, ja! — Ja, ja!
„Die alte Gloire ist da!"

In Paris aber noch in selbiger Nacht —
Eh bien!
Las man an den Ecken: „Die große Schlacht!“
Eh bien!
Deß freute die Grande-Nation sich sehr;
Die Jungen schrie'n mörderisch: „Vive l'Empereur!“
Eh bien! Eh bien! Eh bien! ...
Wenn's immer so leicht nur gelänge!

Ferdinand Koch.

Mannigfaltigkeiten.

[Von einem komischen Quiproquo] weiß der kürzlich von einer Reise aus Bayern zurückgekehrte Berliner Hofmusikalienhändler Bock jun. zu erzählen. In Oberammergau angekommen, wohin er einen Ausflug gemacht hatte, um das dortige Passionsspiel mitanzusehen, bemerkte er bald, daß er der Gegenstand einer respektvollen Aufmerksamkeit geworden war. Ein leises Flüstern ging durch die Reihen der Anwesenden, man grüßte ihn ehrerbietigst, Einer zeigte ihn dem Anderen und bald waren Aller Blicke auf den eben angekommenen jungen Mann gerichtet. Dieser konnte sich zuerst nicht den Grund der ihm geschenkten allgemeinen Aufmerksamkeit erklären, bald erfuhr er jedoch denselben. Schon in München war ihm gesagt worden, daß er eine auffallende Aehnlichkeit mit dem König von Bayern habe. Diese Aehnlichkeit läßt sich in der That, sowohl hinsichtlich der Gesichtszüge, wie der Figur, nicht verkennen. Es dauerte auch nicht lange, so hörte Herr Bock sich hie und da mit „Majestät“ anreden, und alle seine Versicherungen, daß man ihn verkenne, daß er niemals die Krone der Wittelsbacher getragen, daß er ein Musikalienhändler vom Strande der Spree sei, wurden von der Menge nicht geglaubt, die es sich nun einmal nicht ausreden lassen wollte, daß sie den König von Bayern vor sich habe. Die vermeintliche Majestät sollte aber auch bald erfahren, daß man weder umsonst unter Palmen wandelt, noch umsonst, und wenn auch nur auf zwei Stunden, eine Krone trägt. Er hatte einen Wagen gemiethet, um in Gemeinschaft eines ihn begleitenden Freundes, den man für einen Adjutanten hielt, eine Ausfahrt in die Gegend zu machen; dadurch beabsichtigte er zugleich, den immer lauter werdenden Ovationen zu entgehen. Nach beendeter Tour fragte er den Kutscher, was er zu zahlen habe. „I fordre nix,“ erwiderte dieser, ein pfiffiges Gesicht machend, „Majestät werden schon gebe, daß i zufriede bin.“ — „Ich bin nicht der König,“ rief Herr Bock, „sagen Sie jetzt kurz und gut, was Sie zu fordern haben.“ — „Majestät wollen's nur nit haben, daß Sie erkannt sind,“ erwiderte der Kutscher, „nun, wenn i durchaus fordern soll, gebens zweihundert Gulden, das wird für a König wol nit zu viel sein.“ Das ging Herrn Bock denn doch über allen Spaß. „Zum Teufel,“ rief er, „ich bin keine Majestät, werden Sie mir nun sagen, was ich nach der Taxe zu bezahlen habe?“ Als der Kutscher mit saurem Gesicht endlich die Zahlung nahm, die sich noch nicht auf den zwanzigsten Theil der von ihm geforderten Summe belief, brummte er in den Bart: „Und doch sind Sie der König.“ Als Herr Bock sich Oberammergau wieder näherte, bemerkte er einen bayerischen Gendarm, der ehrfurchtsvoll vor ihm Front machte. „Die Leute scheinen wirklich zu glauben,“ äußerte er herantretend zu diesem „daß ich der König von Bayern bin. Sagen Sie ihnen doch, daß sie sich irren, daß sie mich verkennen.“ — „Nun,“ erwiderte der Gendarm, „wenn Ew. Majestät es befehlen, will ich's ihnen sagen, ich weiß, Sie wollen inkognito reisen.“ — „Aber ich gebe Ihnen mein Wort darauf,“ erwiderte etwas verblüfft der Gendarm, „nun, dann ist's doch wohl ein Irrthum. Dann sind Sie unsere königliche Hoheit, der Prinz Otto.“ Jetzt verzweifelte Herr Bock, die Leute zu überzeugen, daß nicht das Blut der Wittelsbacher in seinen Adern rolle, und er beeilte sich, eine Gegend zu verlassen, in welcher ihm à tout prix eine Krone oktroyirt werden sollte.

Der Ex-Kurfürst von Hessen und der Ex-König von Hanover erwarten aus den Händen des „Befreiers der deutschen Völker“ ihre Kronen wieder. Nutzlose Hoffnung! was helfen ihnen diese Kronen, da sie gemäß ihrer Erwartung schon a priori den Kopf verloren.

Vater „Rhein“ ist halt doch ein guter deutscher Mann; als er von den französischen Kanonenbooten hörte, rief er lachend: „Laßt sie nur kommen, ich bin schon zur rechten Zeit — seicht!“

Daß die Franzosen in die Kammern ihrer Chassepots spucken, ist kein Wunder, sagte ein genauer Kenner derselben: aber ein Wunder ist es, daß die französischen Kammern nicht längst auf ihre Chassepots spuckten.

Dem zweiten Dezember geschieht es ganz Recht, daß er sich in Beziehung auf Deutschland so gewaltig irrte; warum hielt er sich auch in Berlin als Militärbevollmächtigten einen — Stoffel!

* * *

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 176 — Samstag, 6. August — 1870.

Das französische und das deutsche Heer.

(Schluß.)

Rekapituliren wir die Gesammtstärke unserer Macht in aller Kürze, so stehen im Augenblick unter dem Oberbefehl des Königs Wilhelm von Preußen, als des Feldherrn der gesammten deutschen Kriegsmacht 550,000 Mann norddeutsch-preußische Feldtruppen mit 1200 Feldgeschützen und 53,000 Mann ausmarschirende Kavalleristen; 187,000 Mann norddeutsch-preußische Ersatztruppen mit 234 Geschützen und 18,000 Mann Kavalleristen; 205,000 Mann Landwehr- und Besatzungstruppen mit 10,000 Mann Kavallerie, zusammen also 944,000 Mann norddeutsch-preußische Truppen mit 1680 mobilen Geschützen und 193,000 Pferden; ferner 69,000 Mann bayerische Feldtruppen mit 192 Geschützen und 14,800 Pferden; 25,000 Mann bayerische Ergänzungstruppen mit 2400 Pferden; 22,000 Mann bayerische Besatzungstruppen; 22,000 Mann württembergische Feldtruppen mit 54 Geschützen und 6200 Pferden; 6500 Mann württembergische Ergänzungstruppen; 6000 Mann württembergische Besatzungstruppen 16,000 Mann badische Feldtruppen mit 54 Geschützen; 4000 Mann badische Ersatztruppen, 9600 Mann badische Besatzungstruppen. Alles zusammen ergibt die ungeheure Zahl von 1,124 000 Mann aller Waffengattungen, die jetzt gerüstet dastehen. So lange wir die deutsche Geschichte kennen, hat es niemals auch nur annähernd ein deutsches Nationalheer von gleicher Stärke gegeben.

Von diesen 1,124,000 Mann waren aber vor vier Wochen kaum 360,000 Mann unter den Waffen. Die Uebrigen trieben in friedlicher Ruhe ihre verschiedenen bürgerlichen Geschäfte mit regem Fleiß, und halfen den Wohlstand der Kultur und Zivilisation Deutschlands und somit Europa's vermehren. So müssen jetzt von 800,000 Mann kräftiger Männer, von denen über zwei Drittel Weib und Kind daheim lassen, wieder zu den Waffen greifen, bloß weil es einem Napoleon und seinen Helfern und Helfershelfern in Frankreich gelüstet hat, uns, ohne auch nur den allermindesten Grund dazu zu haben, mit frevelhaftem Kriege zu überziehen, und unsere Kultur und Unabhängigkeit vernichten zu wollen. Wahrlich, wen dabei nicht die gerechte Empörung ergreift und ihm das Herz bis zur äußersten Wuth entflammt, der besitzt ein Temperament, um welches wir wenigstens ihn nicht beneiden möchten.

Während in Frankreich die Armee im Frieden, wie wir früher schon zeigten, in Territorial-Divisionen eingetheilt wird, besteht deren Eintheilung in Preußen und auch im übrigen Deutschland stets aus bestimmten taktischen Verbänden. Dies hat jetzt für uns den großen Vortheil, daß wir nicht die ganze bisherige Eintheilung vollständig zerreißen und durch eine neue ersetzen müssen, sobald wir in das Feld marschiren, wie dies z. B. jetzt in Frankreich geschehen ist, wo lauter neue Verbände eingetreten sind, sondern die alten Brigaden, Divisionen und Armeekorps mit ihren bisherigen Führern vollständig unverändert beibehalten können. Es ist dies sowohl für die Truppen selbst, die dadurch in ihren alten, langgewohnten und liebgewonnenen Verbindungen bleiben können, sehr erwünscht, wie auch die schnelle und pünktliche Mobilmachung und Aufstellung dadurch ungemein erleichtert wird.

Die preußisch-norddeutsche Bundes-Armee ist eingetheilt:

1) In das Gardekorps, welches wieder in 2 Garde-Infanterie-Divisionen und 4 Garde-Infanterie-Brigaden, 1 Garde-Kavallerie-Division und 2 Garde-Kavallerie-Brigaden zerfällt.

2) 12 Linien-Armeekorps, von denen das zwölfte vom Königreich Sachsen gestellt wird. Außerdem besteht eine großherzoglich hessische Division. Diese 12 Armeekorps haben 25 Divisionen oder 50 Brigaden Infanterie und 12 Divisionen oder 25 Brigaden Kavallerie. Dazu kommt für die 4 Regimenter der Besatzung von Mainz eine besondere Inspektion. Eine Infanterie-Brigade hat 2—3 Infanterie-Regimenter, eine Kavallerie-Brigade 2—3 Kavallerie-Regimenter. Jedes Armeekorps hat außerdem 1 Jägerbataillon, 1 Pionierbataillon und 1 Feldartillerie-Regiment und ist somit vollständig mit allen verschiedenen Truppengattungen ausgerüstet, um sogleich in seiner bisherigen Formation in den Krieg ziehen zu können. Die jetzige, so überraschend schnelle Mobilmachung und Aufstellung der norddeutschen Bundes-Armee wäre ohne diese Einrichtung gar nicht möglich gewesen.

Das Königreich Bayern hat 2 Armeekorps. Jedes Armeekorps besteht aus 2 Infanterie-Divisionen, jede Division wieder aus 2 Infanterie-Brigaden und einer Kavallerie-Division. Jede Division hat 2 Brigaden, jede Brigade hat 2—3 Kavallerie-Regimenter. Ferner gehört zu jedem Armeekorps 1 Artillerie-Brigade, aus 2 Artillerie-Regimentern, und 1 Feldgenie-Abtheilung.

Die Kavallerie in Bayern besteht aus 2 Kürassier-, 2 Uhlanen- und 6 Chevauxlegers-Regimentern.

Das Königreich Württemberg hat 1 Infanterie-Division, welche in 3 Infanterie-Brigaden zerfällt, und 1 Kavallerie-Division, die 1 Feldjäger-Eskadron und 4 Reiter-Regimenter besitzt; ferner 1 Feldartillerie-Regiment.

Das Großherzogthum Baden hat 1 Infanterie-Division zu 3 Infanterie-Brigaden und 1 Kavallerie-Brigade zu 3 Regimentern.

Während in Bayern und Württemberg noch sehr verschiedene Armeebestimmungen stattfinden, hat man in Baden alle preußischen Militär-Einrichtungen vollständig angenommen, was jetzt den großen Vortheil hatte, daß in Baden die Mobilmachung und Aufstellung des Heeres am schnellsten geschah.

Römische Briefe.

(Fortsetzung.)

Noch am Abend des 9. Juli wurde eine neue Unfehlbarkeitsformel als Verschlag an die Bischöfe vertheilt; sie scheint darauf berechnet gewesen zu sein, die Opposition zu zersplittern, und war breit, deklamatorisch, citatenreich und freigebig mit Versicherungen, daß der römische Stuhl stets sein oberstes Lehramt vortrefflich verwaltet; immer nur Wahrheit verkündet habe. Jetzt, da viel Widerspruch sich erhoben, sei nöthig, zu definiren, daß ex cathedra er entscheidend unfehlbar sei und seine Glaubens- und Sittendekrete in Kraft der ihm gegebenen Verheißung irreformabel seien. In den französischen und deutschen Konferenzen wurde dieses neue Produkt besprochen und — verworfen, obgleich einer der einflußreichsten deutschen Bischöfe — Ketteler nämlich — es in Schutz genommen hatte. Die Deputation, versicherte er, habe einstimmig beschlossen, daß von dem jetzt vorliegenden Wortlaut auch nicht um eines Haares Breite mehr abgewichen oder nachgegeben werden könne. So wie man die Unfehlbarkeit des Papstes läugne, stehe man schon in der Negation des Primats überhaupt.

Unterdeß hatte aus höchstem Auftrag der Jesuit Franzelin die von der Glaubensdeputation adoptirte Formel einer neuen Bearbeitung unterzogen, mit welcher aber Schrader sehr unzufrieden sein soll.

In der Sitzung am 11. Juli vertheidigte zuerst der Bischof von Treviso als Deputationsmitglied das bekannte Dekret im dritten Canon des dritten Kapitels, welcher die ganze Kirchenverfassung im Sinne des päpstlichen Absolutismus umgestalten soll. Darauf ward durch Aufstehen und Sitzenbleiben über den wichtigsten und folgenreichsten Artikel der seit 600 Jahren einer Versammlung vorgelegen, abgestimmt, und die Ungewißheit bei dieser in der Kirchengeschichte unerhörten Abstimmungsweise war so groß, daß nachher die Majorität behauptete, nur 50 oder 60 hätten sich dagegen erhoben, die Minorität dagegen darauf besteht, es seien zwischen 90 und 100 gewesen.

Nun sprach im Namen der Deputation der Bischof Gasser von Brixen drei Stunden lang über das Unfehlbarkeitsdekret, welches in seiner neuen Gestalt — Gasser erklärte: diese sei das Ultimatum — noch mit dem Anathem gegen die, welche contradicere praesumpserint bereichert worden war. Gasser wollte nicht hinter Manning, Dechamps, Dreux-Brézé und den Spaniern zurückbleiben. Gegen Ketteler nahm er die Doktrinen des Kardinals Cajetan in Schutz.

Kardinal Guidi war unterdeß so kräftig bearbeitet worden, daß es gelang, ihn einzuschüchtern, und er stimmte nun für das dritte Kapitel mit der Majorität. Man hatte das Mittel, das in Frankreich so gute Dienste gethan, den Klerus einer Diözese gegen den fallibilistisch stimmenden Bischof aufzuwiegeln, durch nach Bologna gesandte Agenten auch gegen ihn angewandt.

Der Abfall des Erzbischofs Tarnoczy von Salzburg, der gleichfalls mit der Majorität stimmte, überraschte nicht, ward aber doch schmerzlich empfunden. Während der Inhaber eines der ältesten deutschen Stühle, der Nachfolger eines Arno, Pilgrim, Colloredo, seine und seiner Nachfolger Rechte verschleuderte, als ob es hohle Nüsse wären, stimmte selbst der Kardinal Silvestri gegen das dritte Kapitel und das Anathem des vierten.

Das Ergebniß des 13. Juli hat wie ein Erdbeben gewirkt, erschütternd, momentan die Köpfe und die Operationspläne verwirrend. Zieht man auch von den bedingt (juxta modum) Stimmenden die Hälfte ab, als zur Mehrheit gehörig, so bleiben noch 31 Stimmen, welche an dem vierten Kapitel wesentliche Aenderungen begehrten — Aenderungen, welche die Deputation für schlechthin unannehmbar erklärt hat, und welche, im Falle der Annahme, einen Theil der Mehrheit abstoßen würden. Die letztere Folge wäre nun freilich von keinem Belang; sie würde sofort durch ein einziges Machtwort des Papstes beseitigt werden; denn es versteht sich, daß jeder von der unbedingten Irrthumslosigkeit des Papstes durchdrungene Bischof nicht einen Augenblick sich bedenken darf, einem von ihm gebilligten Dekret zuzustimmen. Die Verlegenheit ist aber doch groß. Bringt man das Dekret, wie es die Mehrheit votirt hat, in die öffentliche Sitzung, so wären gegen

120 Nein zu erwarten. Der Papst ist aber entschlossen, unfehlbar senza condizione, wie er sagt, zu werden.

Es wird nun häufig gesagt: am Tage der öffentlichen Sitzung werde ganz gewiß der heilige Geist noch ein recht augenfälliges Wunder wirken, und die Gegner so plötzlich bekehren, daß sie, obgleich sie mit dem Entschluß Nein zu sagen hineingekommen, dennoch Ja sagen würden. Ueberhaupt aber bemerkt man in der Mehrheit jetzt zwei Strömungen. Die einen, zu denen Antonelli gehört, stimmen für persönliche Schritte, also Konzessionen, welche jedoch von der Glaubensdeputation für unmöglich erklärt werden. Die andere sehr zahlreiche Partei dagegen sagt: gerade die unerwartet große und weit verbreitete Opposition gegen ein so fundamentales Dogma macht ein Anathem um so nothwendiger. Man ist nun auf einen neuen Operationsplan verfallen, welchem die inzwischen erfolgten Todesfälle sehr zu statten kommen. Die große öffentliche Proklamationssitzung sollte nach der früheren Bestimmung am 17. gehalten werden, und mit äußerster Noth ließen sich viele unter den Minderheitsbischöfen bewegen, bis zu diesem Entscheidungstage noch zu bleiben. Jetzt wird vom 25. Juli als dem Sitzungstage gesproche. Zugleich wird verbreitet, und selbst von Antonelli bestätigt, daß auch Ende Juli oder Anfangs August keine Prorogation erfolgen, sondern das Konzil fortbauern werde, obgleich man vielen Bischöfen auf Begehr Urlaub ertheilen wolle. Es liegen, sagt Antonelli, zunächst noch als dringende Aufgabe die Fragen über den orientalischen Kirchenritus vor. Damit hat nun zwar die römische Kurie seit vielen Jahrhunderten kein Konzil behelligt, sondern diese Dinge stets allein entschieden und regulirt, wie eine Reihe päpstlicher Dekrete darüber beweist. Und nach erfolgter Promulgation der Unfehlbarkeit ist es vollends überflüssig, Hunderte fremder Bischöfe dieser Materie wegen hier festzuhalten. Allein man weiß, daß die Orientalen in Folge des neuen Dogma's sich trennen werden, und so will man denn ihre Bischöfe gleichsam als Geiseln noch längere Zeit hier festhalten, wozu der Konzilsname den Vorwand leiben soll. Dagegen hofft man, daß die nordländischen Bischöfe, die Deutschen und Franzosen, um so sicherer Urlaub nehmen und heimkehren werden, so daß die Opposition dadurch auf ein kleines Häuflein einschrumpft. Der Papst selbst scheint dieß sehr zu wünschen; seine Bemerkung: daß der Erzbischof von Paris doch etwas lang hier bleibe, ist sofort herumgetragen worden. Wirklich sind auch gleich am 14. fünf Bischöfe, darunter Förster von Breslau, abgereist.

(Fortsetzung folgt.)

Uebersicht der Ehrenpreise.

Der preußische „Staatsanzeiger" veröffentlicht eine Uebersicht der hervorragendsten Ehrenpreise, welche für Waffenthaten deutscher Soldaten ausgesetzt sind. Es sind folgende:

I. Für eroberte Adler, Fahnen und Standarten sind ausgesetzt: 200 Thlr. von Stammgästen der Grat-weilschen Bierhallen zu Berlin (Kommandantenstraße) an den ersten Berliner Soldaten, der eine Fahne erobert. — 149 Frdr., im Reichstage durch Fürst Lychnowsky gesammelt, für den Soldaten, welcher die erste französische Fahne erobert. — 100 Thlr. vom Baron v. B. auf S. dem Littauischen Uhlanen, der dem Feinde eine Fahne oder Standarte abnimmt (Friedland). — 100 Thlr. von der Einwohnerschaft aus Langenöls (Kr. Lauban) dem ersten Eroberer eines französischen Adler. — 100 Thlr. von der Frau Intendantur-Rath Neumann in Magdeburg für die erste französische Fahne oder Standarte. — 100 Thlr. von einem Gutsbesitzer der Grafschaft Roßla (Provinz Sachsen) für die erste französische Fahne. — 100 Frdr. von einem Rheinländer deponirt bei dem Berliner Bankhause Anhalt und Wagener, in gleichen Theilen zu zahlen an die Eroberer der ersten zehn französischen Fahnen. — 100 Thlr. von einer Abendgesellschaft von fünf Männern zu Obernkirchen (Rheinprovinz) für die erste Fahne (an den Kriegsminister eingesandt.) — 1000 Thlr. von Bürgern der Stadt Hannover für denjenigen Unteroffizier oder Soldaten des 10. Armeekorps, der die erste französische Standarte oder Fahne erobert. — 100 Thlr. aus der Stadt Iburg, 100 Thlr. von einem Kaufmann aus Nienburg zu gleichem Zweck. — 100 Thlr. zu Harburg gesammelt für denjenigen Soldaten des dortigen Bataillons, der mit persönlicher Bravour die erste feindliche Trophäe erobert. — 100 Thlr. von dem Vorsteher des Knaben-Pensionats zu Bad Hofgeismar (Kassel) demjenigen Husaren des 1. Hessischen Husaren-Regiments Nr. 13, welcher die erste feindliche Fahne erbeutet. — 100 Thlr. von einem Mainzer Bürger für den Soldaten der Garnison, welcher den ersten französischen Adler erobern wird. — 50 Thlr. vom Kegel-Klub St. Georg zu Hamburg für die erste französische Fahne oder Standarte (der Betrag ist deponirt bei den Herren Haasenstein und Vogler in Hamburg.) — 100 fl. von einem Regensburger demjenigen bayerischen Soldaten, welcher die erste französische Fahnenstange erobern würde. — 300 fl. einem bayerischen Soldaten für die erste feindliche Fahne (Nürnberg). — 100 Dukaten von einem Kirchheimer demjenigen württembergischen Truppentheile, welcher eine französische Regiments-Fahne erobert. 100 fl. in Karlsruhe beim großherzoglichen Kriegsministerium deponirt für denjenigen Truppentheil, der die erste französische Fahne erobert. — 100 Thlr. ebendaselbst für jeden Eroberer

einer feindlichen Fahne. — 100 Thlr. für den deutschen Soldaten, der zuerst eine französische Fahnenstange (flag-poster) erobert (Telegramm der Illinois-Staats-Zeitung in Chicago an den Bundeskanzler Grafen Bismarck).

II. Für Kanonen sind ausgesetzt: 500 Thaler in Ostpreußischen Pfandbriefen von einem Ostpreußen für einen Soldaten des 1. Armeekorps (Königsberg), 500 Thaler einem deutschen Truppentheil für die erste Kanone (Köln. Zeitung), 200 Thaler der Abtheilung des achten Armeekorps, die zuerst ein Geschütz nimmt (Köln. Z.), 200 Thlr. dem Eroberer der zweiten französischen Kanone (Köln. Ztg.), je 250 Thlr. für die zweite und dritte Kanone von einem Koblenzer Bürger (dem General-Kommando zur Verfügung gestellt), 400 fl. einem bayerischen Soldaten für die erste feindliche Kanone (Nürnberg), 20 Thlr. für jeden Eroberer einer feindlichen Kanone (Karlsruhe).

III. Für Kanonen oder Fahnen sind ausgesetzt: 60 Thaler von R. Alexander, Kaufmann in Breslau (Neue Schweidnitzerstraße 4) für die erste französische Kanone oder Fahne einem preußischen Krieger. Eine goldene Uhr nebst Kette vom Regierungsrath R. Schück in Posen für denjenigen Soldaten des 5. Armeekorps, welcher die erste feindliche Kanone oder Fahne erbeutet, oder nach dem Urtheile seiner Vorgesetzten eine gleich verdienstliche Heldenthat ausübt. Zieht der zum Empfange Berechtigte baares Geld vor, so zahlt der Regierungsrath Schück dafür die Summe von 100 Thlr. 100 Thlr. von einem alten gelähmten Krieger in Merseburg, welcher seine beiden Söhne in der Armee hat, demjenigen Helden der Provinz Sachsen, welcher die erste französische Fahne oder Kanone erobert. Sollte der Held dem Kreise Merseburg angehören, so empfängt er die Prämie von 200 Thlr. und soll bei seiner Rückkehr mit dem Kranze von dem Laube der dortigen alten deutschen Eiche geschmückt werden. Seinen dreijährigen Vollbluthengst „Strousberg" verspricht Fritz Lindemann, mobiler Korporal aus Unna, demjenigen Kameraden der Stadt Dortmund, der die erste französische Fahne oder Geschütz erobert oder den ersten französischen General lebendig fängt. 300 Thlr. demjenigen Emmericher, der bei der Eroberung einer französischen Kanone oder Fahne betheiligt ist. 100 Thlr. stellen die Mitglieder der Gesellschaft „Sozietät" zu Mörs zur Disposition für einen Rheinländer, welcher eine Trophäe oder Kanone vom Feinde erobert.

IV. Für die Eroberung einer Mitrailleuse (Kugelspritze) 1000 Thlr. gezeichnet im Unions- (Sport) Klub von Berlin (Unter den Linden 17), für den deutschen Krieger, welcher die erste Mitrailleuse erobert. 80 Pfd. Sterl. dem Truppentheil, welcher die erste Mitrailleuse wegnimmt. (Kölner Ztg.) 300 fl. einem Soldaten der Bayerischen Armee, der die erste Kugelspritze erobert. (Nürnberg, Redaktion des Korrespondenten von und für Deutschland.)

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus Offenburg wird dem „Oberrh. C." geschrieben: „Gestern war Einsender dieses in Kehl, um die zerstörte Brücke zu sehen. Es ist kaum möglich, ein auch nur schwaches Bild von der furchtbaren Zerstörung und Verwüstung zu geben, die sich hier dem Auge zeigt. Das prachtvolle Werk liegt zertrümmert theils im Rheine, theils auf den zerstörten, aus Granitblöcken erbaut gewesenen Pfeilern und Vorwerken. Gewalzte Eisenbalken von ½ Schuh im Durchmesser liegen zerknickt wie Strohhalme in den Schutthaufen, bis weit hinein zu den Zollgebäuden liegen zertrümmerte Eisentheile, centnerschweres und in die Luft geschleudertes Mauerwerk auf dem Boden zerstreut umher. Ein mehrere Centner schweres Eisenstück, an einen Granitblock von ebenfalls einigen Centnern befestigt, durchschlug eine mehrere Fuß dicke aus Quatern erbaute Festungsmauer und machte eine Bresche von mindestens 6 bis 8 Fuß im Durchmesser. Ein Eisenbalken von circa 12 bis 15 Fuß wurde in die Tiefe geschleudert und steckt nun aufrecht ungefähr 10 Fuß in der Erde zwischen den Bahnschienen. Der innere Theil der Vorwerke gleicht einem Schutthaufen, aus dem ungeheure Eisenstangen und baumdicke Holzbalken hervorragen. Die Mauern derjenigen Werke, die nicht vollständig zertrümmert sind, sind bis auf das Fundament geborsten, so daß mehrere Zoll weite Risse ersichtlich sind. Derjenige Theil der Brücke, welcher sich an die Drehbrücke anreiht, liegt zur Hälfte im Rhein zertrümmert und gekrümmt. Ueberall das jämmerlichste Bild der grausenhaftesten Zerstörung. Es überkommt einen unwillkürlich ein wehmüthiges Gefühl, wenn man das Prachtwerk zertrümmert und verheert zu seinen Füßen sieht, wenn man bedenkt, daß Hunderttausende von Gulden unter dem Schutt begraben sind, und dieß Alles wegen eines Menschen, der das Machtwort Krieg ausgesprochen hat.

[Der Satan im Heere.] Daß die Zuaven und Turkos die braunen Teufel der französischen Armee genannt werden, ist bekannt. Seit der Erstürmung von Weißenburg und der Schlacht bei Wörth ist jedoch der Satan auch in das deutsche Heer eingezogen, und zwar haben die bayerischen Soldaten die Ehre, besagte Rolle zu spielen. Die Tapferkeit derselben imponirte den Franzosen so, daß sie ihnen die Bezeichnung gaben: le bleux diables (die blauen Teufel).

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Mailand.

ndenten von und für

L)

itten.

m „Oberrh. C.“, ge-
dieses in Kehl, um
Es ist kaum möglich,
der furchtbaren Zer-
, die sich hier dem
rk liegt zertrümmert
nßörten, aus Granit-
und Vorwerken. Ge-
m Durchmesser liegen
Schallbalken, bis weit

vollendetste Absolutismus der wohl je in eines Menschen Gehirn erdacht worden ist.

Nach der Geschäftsordnung soll keine Textesveränderung ohne vorherige konziliarische Diskussion zur Abstimmung gebracht werden. Das ward aber jetzt versucht, und der Bruch der Geschäftsordnung durch die Legaten selber war so flagrant, die Absicht der Ueberlistung so handgreiflich, daß dieses Ereigniß bis zum 12. Juli Gegenstand des allgemeinen Gesprächs blieb. Als die Sache mißlungen war, wurde zur Entschuldigung vorgegeben: man habe die Diskussion eintreten zu lassen vergessen, — vergessen gerade bei dem wichtigsten aller bisher noch vorgelegten Artikel, und bei einer Veränderung, von solcher unermeßlicher Tragweite, daß man wohl sagen darf, in 1800 Jahren sei auf keinem Konzil ein Beschluß gefaßt worden, der diesem an Gewicht und Wirksamkeit gleichgekommen wäre. Die Sache machte begreiflich gewaltige Sensation; in den nationalen Versammlungen der opponirenden Bischöfe fiel mehr als einmal das Wort Trug, Fälschung; man hob hervor, daß die ganze Glaubensdeputation zugleich mit den Legaten sich an dieser Indignität betheiligt habe, daß man überhaupt in wahrhaft empörender Weise die Bischöfe nöthige, über Veränderungen der weitesttragenden Art abzustimmen, welche den Tag zuvor erst mitgetheilt worden seien.

Aus dem Kreise der französischen Bischöfe ging ein kurzes Memorandum hervor, welches die damit gebotene Gelegenheit des Weggangs von Rom zu ergreifen empfahl.

Darauf ging indessen die Mehrzahl der Opposition nicht ein; vielmehr wurde wieder beschlossen, einen Protest einzureichen, den die Hofpartei ad piper et quidquid chartis amicitur ineptis gleich dessen zahlreichen Vorgängern verwenden wird. Der Bischof Dinkel von Augsburg verfaßte denselben, und er wurde, so viel ich weiß, von Allen unterzeichnet.

(Fortsetzung folgt.)

Mac-Mahon.

Der Marschall von Frankreich, Graf Marie Edmund Patrik von Mac-Mahon, Herzog von Magenta, gilt für den hervorragendsten Führer des französischen Heeres. Der Stammbaum des Generals wird bis zum letzten unabhängigen Könige von Irland verfolgt. Graf Mac Mahon ist 62 Jahre alt, jedoch noch rüstig und geistesfrisch; während seiner langen Offiziers-Laufbahn repräsentirte er stets das Bild des vollendetsten Ehrenmannes. Schon als er die Militärschule von St. Cyr besuchte, besaß er ein Vermögen von 50,000 Francs jährlicher Revenuen, welches sich seitdem durch Erbschaften wohl verfünffacht haben mag; er ist also jedenfalls der reichste Offizier der französischen Armee.

1825 besuchte Mac-Mahon die Kriegsschule, welche er als Unterlieutenant verließ, er ward 1830 Lieutenant und 1832 Hauptmann im Generalstabe, als solcher machte er die Belagerung von Antwerpen mit; 1837 ward er vor Konstantine schwer verwundet und avanzirte 1840 zum Major; 1842 wurde er Oberstlieutenant, 1845 Oberst und 1848 Brigade-General mit 39 Jahren.

Der Antheil, den Mac-Mahon an dem gelungenen Angriff auf den Malakoff gehabt, ist bekannt. Weniger bekannt mag es sein, daß im Augenblick, als der Sturm gelungen, ein Adjutant Pelissier's den Befehl brachte, augenblicklich den Thurm zu verlassen, da er minirt und durch elektrischen Draht mit der Stadt in Verbindung sei. In jenem verhängnißvollen Augenblicke nun, wo der Boden unter seinen Füßen sich öffnen und ihn und seine Division der Vernichtung weihen konnte, gehorchte Mac-Mahon dem Befehle des Ober-Generals nicht, und sagte dem Adjutanten: „Diese Stelle ist der Schlüssel der Krim, von hier darf die französische Fahne nicht mehr weichen; — sagen Sie dem General, er möge die Division bestimmen, die, wenn seine Prophezeihung eintrifft, die Trümmer des Malakoff besetze!“ Ein glücklicher Zufall rettete hier den General und seine Division. Ein Soldat, welcher im Verein mit anderen die Aufgabe hatte, eine Pallisade niederzuhauen, zerhieb zufälliger Weise mit seinem Beile den Drath, welcher die Pulvertonnen unter dem Malakoff mit der elektrischen Batterie in Sebastopol in Verbindung setzte.

Magenta gab ihm jedoch noch größeren Ruhm. Die französischen Garden, welche sich um den Kaiser geschaart, und alle Angriffe der Oesterreicher bis dahin zurückgeschlagen, wankten bereits, als Mac-Mahon erschien. Dieser, welcher bei Turbigo das linke Ufer des Ticino gewonnen, dirigirte seine Truppen auf Magenta und rettete so den Kaiser und die französische Armee. Der Name jenes Dorfes ward für ihn zum Herzogstitel.

Seit jener Zeit war Mac-Mahon größtentheils Gouverneur von Algerien und hat diese Kolonie mit vieler Einsicht geleitet.

Zur Krönung König Wilhelm I. ward er als außerordentlicher Gesandter vom Kaiser Napoleon nach Berlin gesendet, wo er beim Festball im französischen Gesandtschaftshotel eine feenhafte Pracht entfaltete.

Obgleich Mac-Mahon in seinen Unternehmungen stets glücklich war, so hatte Kaiser Napoleon weder Vertrauen in seine Person, noch in seine militärischen Fähigkeiten. Mit dieser Meinung stand der Kaiser in der französischen Armee allerdings sehr vereinzelt da, und er konnte nicht anders, als dem Herzog v. Magenta ein hervorragendes Kommando zu geben. Ist diese letztere Version richtig, welche der Biograph übrigens verbürgt, so müssen wir das Ahnungsvermögen des dritten

Napoleon bewundern. Malakoff, Magenta und doch hat der Kaiser kein Vertrauen in diesen stets siegreichen Führer, dem er in seinem vielleicht größten und folgenschwersten Kriege nun auch wirklich die erste Niederlage verdankt!

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Autodafé.] Vor einigen Wochen kehrten etliche Jesuiten von einer Mission, die sie im tiefen Unterkrain veranstaltet hatten, durch das Gottscheer Ländchen heim, um daselbst Umschau zu halten wegen der Erfolge ihrer vorjährigen Missionspredigten. Da erfuhren sie denn in einem Dorfe, daß ein Hausirer aus der Fremde gottlose Bücher mitgebracht habe, die von mehreren Dorfbewohnern gierig verschlungen worden seien, und all den guten Samen, den die Jesuiten ausgestreut, zunichte zu machen drohten. Die schlauen Patres brachten zugleich in Erfahrung, daß die Frau jenes Verbreiters gottloser Schriften eine eifrige Besucherin ihrer Predigten gewesen sei; sie zitirten daher dieselbe vor ihr Tribunal, und beschworen sie bei ihrem Seelenheil, all die gottlosen Bücher ihres Mannes durch das Feuer zu vertilgen. Der Rathschlag fand williges Gehör und Renan's „Leben Jesu" sammt der ganzen Bibliothek, welche der Hausirer durch Jahre gesammelt hatte, wanderte in den Feuerofen. Als der Gottscheer, nach Hause heimgekehrt, die Flammen um seine werthen Bücher züngeln sah, sprach er in gemessenem Tone zu seinem Eheweibe, sie solle ihm ihren Schrank öffnen, indem auch darin ein Papier aufbewahrt sei, das ihrem Seelenheil sehr schädlich werden könnte. Das Weib folgte der Aufforderung, ihr Mann zog den Heirathsbrief hervor, worin er seiner Frau im Falle als er früher stürbe ein artiges Sümmchen ausgesprochen hatte. Der Gottscheer meinte nun, wenn Renan so gefährlich für das Seelenheil, so könnte der Teufel sein Weib wegen der Erbeinsetzung zu einer bösen That verleiten und sie in die Hölle bringen. Das Weib kannte zu sehr den energischen Willen ihres Mannes, um mit Erfolg Widerstand zu leisten, und so mußte sie eigenhändig auch ihren werthvollen Heirathsbrief dem Feuertode weihen.

Der edle Köchli, der schon zu Zeiten des luxemburgischen Konflikts der französischen Regierung das Anerbieten stellte, auf eigene Faust einige Bataillone gegen Deutschland auszurüsten, ist heuer auf seine großsprecherische Idee zurückgekommen; trotz seiner deutschen Herkunft, trotz seines barbarisch klingenden Namens, legt er sich vor Ludwig Napoleon in den Staub und schenkt ihm 5000 (!!!) Freischärler. So melden wenigstens französische Blätter. Die „Magdeburgische Zeitung" erinnert sehr richtig an jene volksthümliche Apostrophe, mit der der „Kladderadatsch" vor drei Jahren den unbändigen Eifer des „Patrioten von Mühlhausen" besang:

> Köchli, Köchli,
> Kriech ins Löchli,
> Sonst zerklopft man dir die Knöchli.

[Barbarei.] Aus Tokai schreibt man der „Reform": „Ein Klein-Tokaier Einwohner nahm einen elfjährigen verwaisten Knaben zu sich, ging aber mit ihm so roh um, daß der Knabe am 3. d. Mts. durchging. Der Bauer brachte ihn je och mit Gewalt zurück, band ihn an den Schweif eines Pferdes, und ließ dieses davongaloppiren, so daß der Unglückliche nach wenigen Minuten eine unförmliche, zerschellte und zerfetzte Leiche war. Der elende Mörder wird hoffentlich dem Arm der strafenden Gerechtigkeit nicht entgehen.

[Treu seiner Fahne], soll, wie gemeldet wird, derselbe Ziegenbock, welcher bekanntlich bei der Magdeburger Artillerie den ganzen Feldzug 1866 mitgemacht hat, auch diesmal wieder mit ausgezogen sein. Ein Soldat soll den Neugierigen auf Befragen über den Zweck dieses langbärtigen Bundesgenossen geantwortet haben: „Wenn die Zuaven mit Katzenkrallen kommen, so wollen wir ihnen zeigen, daß wir Hörner zum Stoßen und Haare auf den Zähnen haben."

Ein Bonmont auf Napoleon zirkulirt derzeit in Berlin. Diesem zufolge soll der Selbstliebe des Kaisers Napoleon der Umstand einen gewaltigen Stoß versetzt haben, daß, während sein Oheim von einem Canova gemeißelt wurde, er selbst nur von einem „Steinmetz" ausgehauen werden soll.

Als der Direktor der Großen Oper in Paris sich entschuldigte, das Lied „Le Rhin" sei noch nicht einstudirt, rief der alte Girardin aus seiner Loge: „Wie, ihr braucht mehr Zeit, den Rhein einzustudiren, als wir, ihn zu nehmen?" Natürlich ungeheurer Beifallssturm — so berichten voll Jubel die Pariser Blätter.

Jörg: Duc de Gramont heißt er, nicht?
Sepp: Der Chauvinist? ja! nächstens aber wird's heißen: „Duck' di, Gramont!"

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers L. Mailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 177 Montag, 8. August **1870.**

Das Treffen bei Weißenburg.

---

5. August 1870.

Der Aufbruch des Hauptquartiers von Speyer er-
lgte gestern Früh, ein langer Zug von Wagen, Rei-
rn, Rossen, wohl 200 Pferde auf staubiger Chaussee.
er Weg von Speyer nach Landau führt in der ersten
älfte vier Wegstunden durch flaches, äußerst fruchtbares
and; der Nußbaum im Felde, sorgfältig gepflegte Reb-
rten, der Tabak geben dem Landbau Charakter. Die
enschen mit intelligenten Gesichtern, auch unter den
ndern viel Braunhaar und Schwarzhaar und große
nkle Augen, theils römisches, theils jüdisches Blut,
s hier einen großen Bestandtheil ausmacht, daneben
ächtige hellblonde Germanenköpfe. Die Frauen tragen
uf dem Kopf und haben deßhalb gute Haltung. In
n Dörfern, welche die lange Kolonne passirte, hingen
ele blau-weiße Fahnen zum Fenster heraus, auch die
ppiche der Putzstube aus den niedrigen, weißgetünch-
n Steinhäusern, Bundesfarben zuweilen in den Städten,
f den Dörfern nur einmal eine schwarz-weiße Fahne,
e wir salutirten; darunter kauerten und standen fünf
ibsche Kinder in einer Gruppe. Alles freut sich hier
cht innig, daß es einmal gut bayerisch zu sein vor
ott und Menschen erlaubt ist.

Allmählig wird bei der Wegrichtung auf Frankreich
s Hardtgebirge zur rechten Seite höher. Prächtige
ormen, Kegel und stark geschwungene Gipfel, am Reise-
ge im blauen italienischen Duft. Es war sehr schön
nd tröstete über die Fortifikationen von Landau. Ein
kleinstädtisches, miserables verkommenes Nestlein für
ertrinkende Invaliden habe ich in meinem Leben nicht
esehen. Der Kronprinz war hier sehr in Anspruch
enommen; mir fiel auf, daß er mit so geringer Be-
ckung in das Land ritt, denn hier sind Zuaven-
Indianerstücke sehr möglich, indessen wurde ich von an-
erer Seite bald darüber beruhigt. Später machte der
ronprinz einen Besuch im Lager des 5. Korps; als
r heranritt, lösten sich die Bataillone vollständig auf,
eil Alles vorwärts stürzte und ihm die Hochs ent-
egenrufen wollte. Das waren seine Treuen von Nachod
nd Skalitz. Er besah auch das 11. Korps, stattliche
urschen — die bayerischen Regimenter hätte er in
Speyer gemustert — und nach seiner Rückkehr wurde
Verschiedenes im geheimen Rath des Generalstabes beschlossen, was uns später bald klar werden sollte.

Heute Früh war ein Regengriesel. „Wie bei Königgrätz“, sagten die Leute. Kurz nach 6 Uhr, nachdem die Post angekommen war, brach der Kronprinz mit einem Theile des Hauptquartiers auf. Es lag Etwas in der Luft; Jedermann wußte, daß ein Zusammenstoß mit dem Feinde wahrscheinlich war. Die Unsicherheit war, wo die Franzosen ständen und was sie beabsichtigten; am Tage vorher war gemeldet, daß bei Saarbrücken zwei Korps übergegangen seien. Die Württemberger und die badische Division waren bei Maxau über den Rhein gegangen.

Um 9 Uhr stand die bayerische Division Graf Bothmer Weißenburg nördlich gegenüber mit dem Befehl, die Stadt zu nehmen. Den letzten Nachrichten zufolge war dieselbe bereits von Franzosen besetzt. Die Bayern fanden größeren Widerstand als sie erwarteten. Die Division des Generals Abel Douay — 10. Jäger-Bataillon, 50. und 78. Linien-Regiment, 1 Zuaven- und 1 Turco-Regiment, ein Kavallerie-Regiment mit 4 Batterien und 1 Batterie Mitrailleusen — hatte am Abend vorher die Stadt besetzt; sie war gerade beim Abkochen und wurde überrascht; aber die Stadt Weißenburg ist eine Beste, zwar nur alte Wälle und feste Thore, aber doch für einen Infanterie-Angriff sehr schwierig.

Der Angriff der Bayern war nach der Disposition mit einem Angriff des 5. und 11. Korps in der Art kombinirt, daß die Bayern nicht früher angreifen sollten, als die preußischen Korps in Thätigkeit getreten wären. Die französische Division stand Front nach Norden Weißenburg bis Geisberg. Die Bayern griffen zuerst die Stadt Weißenburg an, den Feind beschäftigend, dann forcirend, als die Umfassung der französischen Stellung durch die Preußen vollendet war. Die Bayern fanden heftigen Widerstand und unterhielten ein heftiges Feuer mit den Turcos der Besatzung. Unterdessen griffen die Preußen den Geisberg an, den Stützpunkt des rechten französischen Flügels, ebenfalls schnell zur Vertheidigung hergerichtet durch Geschütz-Emplacements und Schießscharten in dem massiven Bau auf der Höhe. Es waren Regimenter des 5. Korps, voran das Königs-Grenadier-Regimenter Nr. 7. Mit schlagenden Tambours schritten die Bataillone fast ohne

Schuß zu thun unaufhaltsam gegen die befestigte Stellung aufwärts im stärksten Feuer der Chassepots und Geschütze, während mehrer 1000 Schritt. Die Offiziere, nach preußischem Brauch voran, fielen zuerst. Nichts hemmte den Tritt der Braven, der Anblick war das Größte und Ergreifendste, was militärische Augen schauen konnten. Uns Allen traten Thränen in die Augen. Solche Soldaten sind unüberwindlich. Oben angelangt — Salvenfeuer, ein Hurrah und der Feind wich und floh. General Douay selbst wurde durch eine Granate getödtet, als er gerade im Begriff war, die Mitrailleusen-Batterie zu richten, die Bayern stürmten jetzt Weißenburg. Wir haben mehr als 800 unverwundete Gefangene und eine Kanone genommen.

Eine kleine glorreiche Affaire. Wir hatten wohl die Uebermacht, aber der Gegner stand in sehr fester Stellung. Die sogenannten Weißenburger Linien und ein weites militärisch werthvolles Terrain darüber hinaus kam dadurch in unsern Besitz. Und was nicht weniger werth ist, die ganze Affaire ging nach den Dispositionen mit der Sicherheit eines Uhrwerks vor sich; es war zugleich ein Meisterstück des Generalstabs der 3. Armee, und General Blumenthal durfte am Abend nur das eine Bedauern äußern, daß uns nicht 50,000 Mann, das ganze Korps von Mac-Mahon, gegenüber gestanden.

So war eine Rekognoszirung zu einem glänzenden Gefecht geworden. Die Chassepots schießen gut, sehr weit, und machen, wenn sie treffen, schwere Wunden, aber das Zündnadelgewehr in den Händen unserer Truppen ist ihnen überlegen. Die Mitrailleusen-Batterie hat drei Schuß abgegeben, zu mehr kam's nicht, eine Granate störte den ganzen Mechanismus. Die Turcos — garstige schwärzliche Schlingel — kauerten am Abend als Gefangene in langer Reihe bei dem Pfarrhause von Schweighofen, wo das Hauptquartier des Kronprinzen war. Der Tag hat die Stimmung des Heeres hoch gehoben. Als der Kronprinz den Geisberg heraufritt, lösten sich die Reihen der zerrissenen Bataillone, Alles stürzte jauchzend und Hoch rufend um ihn her, die Schwerverwundeten hoben sich und streckten ihm die Arme entgegen; es war wie einst immer Ruf: „Sieh, wir haben's nicht schlecht gemacht!" Dies Gefühl einer so festen, noch in den Schrecken des Todes aufjauchzenden Kriegertreue ist das Höchste, was der Feldherr erleben kann.

Jetzt geht's weiter in den Elsaß hinein. Für heute wird wenig erwartet, wohl aber für morgen große Affaire. Unter tausend Störungen expedire ich dies flüchtige Geschreibsel in einer kleinen Bauernstube, wo ich mit Bleibtreu, einem Doktor, und Graf Harrach einquartirt bin.

Uebersicht der Ehrenpreise.

(Schluß.)

V. Für die Erbeutung des ersten Chassepotgewehrs haben die Bewohner der Friedrichstadt zu Berlin 675 Thaler 12½ Sgr. bestimmt. (Volks-Ztg.)

VI. Für hervorragende Thaten zur See sind ausgesetzt: 50,000 Thaler für die Zerstörung einer Panzerfregatte. — 30,000 Thaler für die Zerstörung einer Panzerkorvette oder eines Widderschiffs. — 20,000 Thaler für die Zerstörung einer Panzerbatterie. — 15,000 Thaler für die Zerstörung eines Schraubenfahrzeugs. (Diese Preise sind von der Regierung ausgesetzt und werden den betreffenden Schiffsbemannungen ausgezahlt, denen anheimgestellt wird, sich bei der Anwerbung der Bemannung mit dieser über die derselben etwa zu gewährenden Antheile an der Prämie zu einigen.) 200 Thaler von dem Bevollmächtigten der Krupp'schen Gußstahlfabrik in Essen, Herrn Meyer, dem Marineministerium zur Verfügung gestellt für denjenigen Matrosen oder Seesoldaten, welcher sich dem Feinde gegenüber durch die erste hervorragende That auszeichnen wird. — 100 Thaler bewilligt ein Bewohner Kiels denjenigen Mannschaften der Kieler Befestigungen, die ein französisches Panzerschiff nehmen oder zum Sinken bringen, widrigenfalls das Geld zur Unterstützung dortiger Invaliden, oder nachbleibender Familien verwandt wird.

VII. Für sonstige tapfere Thaten sind ausgesetzt: 100 Thaler (und mehr) demjenigen Militär, welcher im Kreise Rössel (Preußen) geboren und ausgehoben ist, und als der erste das Eiserne Kreuz im bevorstehenden Kampfe erwerben wird. — 100 Thaler vom Landrath v. Heyden-Cadow des Demminer Kreises dem 2. pommerischen Uhlanen-Regiment Nr. 9, übersandt zur Vertheilung an diejenigen Mannschaften, welche sich im ersten Gefecht auszeichnen werden. — 1000 Thaler vom Rittergutsbesitzer Baron von Rhöden in Viehow, an Unteroffiziere und Mannschaften des pommer'schen Dragoner-Regiments Nr. 11 zu vertheilen für außerordentliche Tapferkeit im bevorstehenden Feldzuge. — Ein Sparkassenbuch über 100 Thaler nebst den fälligen Zinsen eines Jahres, so wie eine silberne Ehren-Tabakspfeife, welche zur Zeit des Wiener Kongresses dem Fürsten Blücher verehrt worden war und mit drei goldenen Medaillen mit den Bildnissen Friedrich Wilhelm III., Franz I. und Alexander I. geziert ist, hat ein Bürger der Stadt Breslau dem Vorstand des Frauenvereins zugewandt. An die letztere Gabe hat er die Bestimmung geknüpft, daß sie einem tapferen Breslauer Krieger als Ehrengabe überreicht werden soll. — 500 Thaler der deutschen Kavallerie-Abtheilung, welche das erste französische Carré vernichtet (Köln. Ztg.) — 300 Thaler von einem Koblenzer Patrioten, dem General Herwarth v. Bittenfeld zur Verfügung gestellt für

den Soldaten eines rheinischen Regiments, welcher sich vor dem Feinde auszeichnet. — 1000 Thaler dem Emmericher Krieger, der zuerst in Paris einrückt. — 120 Thaler von Bürgern aus Malmedy, unmittelbar an der belgischen Gränze (2 Stunden von Spaa) gelegen, dem Kriegsminister zugegangen für einen Soldaten des 8. Armeekorps, welcher sich durch Tapferkeit auszeichnet. — 25 Thaler verspricht der Fabrikant Brauer in Lüneburg einem Unteroffizier oder Füsilier des dortigen Infanterie-Bataillons für besondere Auszeichnung. — 1000 Thaler hat ein Frankfurter Bürger dem Könige von Preußen zur Verfügung gestellt, um damit Unteroffiziere und Gemeine, welche sich im Felde vor dem Feinde besonders auszeichnen, zu belohnen. — Zur Belohnung hervorragender Waffenthaten der Unteroffiziere und Soldaten des 12. Armeekorps bringt das „Dresd. Journ.“ vom 30. Juli einen Aufruf. Auch sollen die hülfsbedürftigen Familien derer bedacht werden, die bei solchen Thaten ihr Leben dem Vaterlande opferten. Ein Madrider 100 Fr.-Loos (Nr. 422,791) mit Coupons und Ueberweisung des Lotteriegewinns hat Herr Martin Perels, Herausgeber der „Deutschen Schaubühne“ zu Leipzig, für einen besonders tapferen und heldenmüthigen Soldaten der deutschen Armee, jüdischen Glaubens, bestimmt. — 175 fl. hat Banquier Fr. Feustel zu Bayreuth dem Kriegsministerium in einer Obligation des 4prozentigen bayerischen Prämien-Anlehens übergeben für den bayerischen Soldaten, welcher die erste goldene Tapferkeits-Medaille erwerben wird. — 1000 gute Cigarren von Herrn Binzinger, Prokuristen bei Schwedlin u. Komp. in Stuttgart, dem deutschen Soldaten zugesichert, welcher den ersten Turco gefangen nimmt. — 40 fl. in Karlsruhe für tapfere Krieger (deponirt beim Kriegsministerium) — 100 fl. hat der Regierungsrath Pfannebecker zu Worms für den vom Obersten als den Tapfersten bezeichneten Soldaten des dort liegenden Regiments ausgesetzt.

Vom Kriegsschauplatz.

In der Rheinpfalz gab der Eifer, Spione zu entdecken, den besonders die bayerischen Truppen oft mit mehr Ungeduld, als gerade sonderlichem Geschick trieben, häufig zu recht komischen Scenen Anlaß. So fuhr ich eine Strecke auf der Eisenbahn mit einer jungen, sehr anständig gekleideten und dabei sehr schweigsamen Dame, die, wie nicht zu läugnen, etwas scharfe markirte männliche Gesichtszüge besaß. Besonders hatte die gütige „Mutter Natur“ ihr auf die Oberlippe einen etwas dunklen Anflug von Schnurrbart verliehen, um den sie zwar vielleicht mancher Fähnrich beneidet hätte, der aber sonst nicht recht zu einem Damengesicht unter Federhut und Schleier passen wollte. Die Arme sollte jetzt bald hiefür büßen müssen, denn nach dem Urtheil der Menge mußte sie jedenfalls ein als Frau verkleideter, spionirender französischer Offizier sein. Mit ziemlicher Rücksichtslosigkeit forderten bayerische Unteroffiziere ihr den Paß ab, und ihre Antworten blieben leider diesen unverständlich — denn sie wurden in italienischer Sprache gegeben. Dies machte den Verdacht gewiß und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre die arme schluchzende und weinende und Gott und alle Heiligen in der Zunge Italiens als Zeugen ihrer Unschuld anrufende Dame, von den erregten Bayern arg mißhandelt worden. Jetzt nahm ich denn mich ihrer kräftig an und ließ zuerst von der zufällig anwesenden Frau eines Bahnbeamten die Gewißheit ihres weiblichen Geschlechtes konstatiren, was die Menge schon sehr beruhigte. Ich ließ mir nun ihren Paß zeigen und ersah, daß es eine italienische Sängerin sei, die aus Berlin kam und nun ihrer Heimath zueilen wollte. Aus geographischer Unkenntniß und weil man ihr gesagt hatte, durch die Rheinpfalz komme sie am leichtesten nach Straßburg und so nach Marseille, war sie hieher verschlagen worden. Die echt südlichen Dankaussprüche der Geretteten gegen mich waren eben so lebhaft, als früher ihre Klagen. Viele Mühe kostete es mir, mich ihrer ferneren Begleitung zu entziehen, nachdem ich ihr die jetzt beste Reiseroute über den Bodensee aufgeschrieben hatte, denn sie fühlte sich unter meinem Schutze so sicher, daß sie solchen gar nicht wieder aufgeben wollte.

Mannigfaltigkeiten.

Daß es auf den Vorpostenlinien an scherzhaften Intermezzos nicht fehlt, möge folgendes kleines Geschichtchen zeigen, das uns von einem bayerischen Offizier als bis in die Einzelheit wahr erzählt wurde. — In einer dunklen Nacht fällt in der Vorpostenkette ein Schuß. Alles wird lebendig, man glaubt die Franzosen wollten einen Ueberfall versuchen, der kommandirende Offizier stürzt herbei und examinirt den Posten, der den Schuß abgegeben. „Warum haben Sie geschossen?“ „A Franzos wollt sich ebe auf alle Vier ranschleiche, da hab' i ihn g'schosse!“ — „Haben Sie ihn angerufen und was hat er gesagt?“ „Er konnt' nur antworte „oui oui“, und da hab' ich g'schosse!“ — Das Terrain wird genau abgesucht, die Patrouillen gehen hin und her und endlich findet man den „Oui-Oui-Sager“. Mit Triumphgeschrei wird er erfaßt, hochgehoben, zum Lager gebracht und — als kostbarer Leckerbissen verspeist. — Der „Oui-Oui-Sager“ war ein schönes, feistes Wildschwein.

Die „Ulmer Schnellpost" erzählt Folgendes: Unter den Soldaten, die gegenwärtig an den Festungswerken schanzen, konnte man am 9. d. Mts. in der Frühe auch einen Beamten, den Kreisgerichtsrath W. von hier, mitschanzen sehen. Er hatte unter Freunde geäußert, er würde, wenn es gälte, augenblicklich an den Schanzarbeiten Theil nehmen, worauf Einer erklärte, er gebe hundert Gulden, wenn der Kreisgerichtsrath einen Tag mit den Soldaten schanze. Sogleich nahm dieser den Wettenden beim Wort und machte sich am anderen Tage zu den Soldaten an die Arbeit, um dem hiesigen Sanitätsverein die hundert Gulden zu verdienen. Bravo! Den Soldaten aber würde ein solcher Mitarbeiter öfters willkommen sein, denn nachdem er mit ihnen in der Arbeit gewetteifert hatte, besorgte er auch für seine Arbeitskameraden einen guten Labetrunk.

In Ostpreußen kursirt ein Reiterstückchen, welches mit des General v. Seydlitz bekanntem Windmühlenritt wetteifert. Als das Tilsiter Dragonerregiment, erzählt man, gen Westen befördert wurde, fand eines der in den Waggons aufgestellten Pferde die Sache so wenig seinem Geschmack zusagend, daß es mit kühnem Satze von dem Waggon auf die mütterliche Erde herabsprang. Als der zur Bewachung der Pferde im Waggon befindliche Dragoner sah, daß das Roß wohlbehalten sich anschickte, das Weite zu suchen, sprang er ihm nach, fing das Pferd ein, und als eine Stunde später der Zug auf der Station hielt, trabt auch schon der Dragoner auf dem wieder eingefangenen Flüchtling heran. Der General soll dem kühnen Springer einen Thaler geschenkt haben mit den Worten: „So etwas kann auch nur ein littauischer Dragoner." Die Geschichte wird von den Eisenbahnbeamten, welche jenen Zug begleiteten, als wahr erzählt.

[Die Hinrichtung eines Mörders] in Dublin am 27. v. Mts. war von einer gräßlichen Scene begleitet. Der Strick, der dem Delinquenten ziemlich dicht um den Hals gelegt wurde, hatte die ungewöhnliche Länge von 14 Fuß, in Folge dessen, als das Gerüst fiel, durch den jähen Fall des Körpers der Kopf wie durch das Messer der Guillotine vom Rumpf getrennt wurde, die Strangulirung demnach mit einer Enthauptung endete. Eine Todtenschau, die später über die Leiche des Hingerichteten gehalten wurde, sprach die Gefängnißbehörde von jedem Tadel frei und gab ein Verdikt, daß der Unfall ein zufälliger gewesen.

[Das Zündnadelgewehr kitzelt!] Eine Probe von der Phantasie der französischen Journalisten. Der Korrespondent des „Soir" macht die köstliche Entdeckung, daß die preußischen Soldaten sich fast ebenso vor ihren eigenen Waffen fürchten, als vor den Mitrailleusen. Das Zündnadelgewehr beschreibt der Korrespondent folgendermaßen: „Es kann nur fünfmal abgefeuert werden und dann berstet es, seine Schußweite beträgt kaum ein Drittel von der des Chassepots. Die Kugel, die es abschießt, ist so klein, daß, wenn sie einen Menschen trifft, dieser den Schuß kaum spürt, die Empfindung, wenn überhaupt eine solche vorhanden, ist fast eine angenehme — eine Art Kitzel!"

Man schreibt aus Lauenburg vom 4. August: Gestern Abend wurden zwei der Spionage verdächtige Individuen hier eingeliefert, welche sich am diesseitigen Ostseestrande zu schaffen gemacht hatten. Einen komischen Eindruck soll der Eine, ein Tischler, gewährt haben, als er bei Vorhaltung seines schweren Verbrechens fast weinend in die Worte ausbrach: „Was, ich ein ehrlich hinterpommersch Kind, soll ein französischer Spion sein? Na da hört die Weltgeschichte auf!"

Komiker Karl Helmerding in Berlin hat dem „König-Wilhelm-Verein" einen Beitrag von zwei Louisd'ors zugehen lassen, und zwar mit folgendem Verslein:

Zwei Louis liefr' ich gerne
An Wilhelms Hülfsverein;
Der uns den Dritten liefert,
Wird Wilhelm selber sein!

„Mitrailleusenprinz" ist Lulu jetzt getauft worden. Um die Komödie, welche Vater und Sohn am 2. August bei Saarbrücken aufführten, vollständig zu machen, hat der kaiserliche Prinz, wie die „France" damals meldete, den ersten Schuß aus den Mitrailleusen gethan, „welche die Preußen buchstäblich niedermähten."

Aus Frankfurt wird eine lustige Anekdote über einen ganz „dunkelbraunen Turco" erzählt: Derselbe wurde von einem Herrn französisch angeredet, gab aber sofort in dem reinsten schwäbischen Dialekt zur Antwort: „Oh i bin froh, dasch i ausch der Sauerei fort bi."

Daß der Korse jetzt Va banque spielt, darüber ist Alles im Klaren; wie lange braucht es nun noch, bis Alles auch darüber im Klaren ist, unisono zu schreien: Va banqueroutteur!

• • •

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Maillandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 178 Dienstag, 9. August 1870.

Die Schlacht bei Wörth.

7. Aug. 1870.

Die 3. Armee hat am gestrigen Tage mit dem Feinde einen zweiten Kampf bestanden, heißer und blutiger, aber auch glänzender und entscheidender in seinen Resultaten, als der Erste. — Alle am 5. August eingelaufenen Nachrichten stimmten darin überein, daß Marschall Mac-Mahon seine sämmtlichen Truppen auf den Höhen westlich Wörth konzentrirte, und durch unausgesetzte Zuzüge auf der Eisenbahn verstärkt werde. Es ward deßhalb beschlossen, die schon früher beabsichtigte Front-Veränderung der Armee am 6. zur Ausführung zu bringen, nach welcher das zweite bayerische und fünfte Korps in ihrer Aufstellung bei Lembach und Preuschdorf verblieben, während das elfte preußische Korps eine Rechtsschwenkung machte und bei Hölschloch Vorposten gegen die Sauer bivouakirte und das erste Korps in die Gegend von Lobsann-Lampertsloch vorging. Die Kavalleriedivision blieb bei Schönenburg, Front nach Westen, das Korps Werder marschirte nach Reimerswiller, Vorposten gegen den Hagenauer Forst.

Das fünfte Korps hatte am Abend des 5. d. aus seinem Bivouak bei Preuschdorf die Vorposten bis auf die Höhen östlich vorgeschoben. Jenseits der Sauer erblickte man in der Nacht zahlreiche feindliche Bivouakfeuer, die französischen Vorposten standen auf den Höhen westlich der Sauer, gegenüber Wörth und Gunstett. Mit Tagesanbruch begannen kleine Vorposten-Scharmützel, welche die preußischen Avantgarden veranlaßten, ein Bataillon nach Wörth hineinzuschicken. Von 8 Uhr an vernahm man starkes Feuer auf der rechten Seite bei den bayerischen Truppen, und sah sich durch diesen Umstand, so wie durch das Feuer, welches der Feind gegen Wörth richtete, veranlaßt, die gesammte Artillerie des fünften Korps auf den Höhen östlich dieses Ortes zum Gefecht vorzuziehen, um die Bayern zu degagiren. Das fünfte Korps erhielt darauf den Befehl, das Gefecht abzubrechen, weil die Schlacht gegen den konzentrirten Feind nicht früher eingeleitet werden sollte, als bis die Front-Veränderung der Armee ausgeführt war und sämmtliche Truppen zur Verfügung standen. Vom zweiten bayerischen Korps Hartmann war um 7¾ Uhr, veranlaßt durch das starke Feuer der Vorposten bei Wörth, die vierte Division Bothmer, von Lembach aufgebrochen und über Mattstall und Langen-Sulzbach nach heißem Kampf bis Reschwiller vorgegangen, wo sie sich in Front gegen Süden entwickelte. Um halb 11 Uhr erhielt sie durch das fünfte Korps fälschlicher Weise den Befehl, das Gefecht ebenfalls abzubrechen, und zog sich deßhalb nach Langen-Sulzbach zurück. Nachdem somit der Feind in seiner linken Flanke Luft bekam, wandte er sogleich alle seine Kräfte mit großer Energie gegen das fünfte Korps bei Wörth. Unausgesetzt trafen Verstärkungen ein, welche auf der Eisenbahn herangeführt wurden. Diese Wahrnehmung, so wie der Umstand, daß nunmehr um 11 Uhr Vormittags der Anmarsch des elften Korps auf Gunstett deutlich bemerkbar wurde, veranlaßte das fünfte Korps sofort zum Angriff überzugehen, um den Feind womöglich noch vor vollendeter Konzentrirung zu schlagen.

Zuerst defilirte die 20. Brigade durch Wörth und nahm die Richtung gegen Elsaßhausen und Fröschwiller, ihr folgte bald darauf die 19. Brigade. Die Franzosen hielten mit außerordentlicher Zähigkeit Stand, ihr Feuer wirkte vernichtend; es gelang der 10. Division trotz der größten Bravour der Truppen, nicht den Widerstand zu brechen. Auch die 9. Division mußte der 10. folgen, so daß das ganze fünfte Korps in ein äußerst hartnäckiges Gefecht gegen die Höhen westlich Wörth verwickelt wurde.

Es ward daher Mittags halb 2 Uhr befohlen, daß das erste bayerische Armeekorps von der Tann mit Zurückhaltung einer Division als Reserve seinen Marsch über Lobsann und Lampertsloch hinaus mit möglichster Beschleunigung fortsetzte, und sich zwischen das zweite bayerische Korps bei Langen-Sulzbach und das fünfte preußische Korps bei Wörth einschiebe, während das elfte preuß. Korps mit Energie über Elsaßhausen und am Niederwald vorbei gegen Fröschwiller vorgehen, das Korps Werder, die württembergische Division auf Gunstett dirigiren und diese dem elften preußischen Korps über die Sauer folgen sollte. Die badische Division sollte in Surbourg verbleiben.

Um 2 Uhr war der Kampf auf der ganzen Linie auf das Heftigste entbrannt; das fünfte Korps kämpfte bei Wörth, das elfte in der Höhe von Elsaßhausen,

Der Feind entwickelte bei Fröschwiller und auf den nebenliegenden Höhen in starker Position einen äußerst zähen Widerstand. Das erste bayerische Korps war bei Görsdorf eingetroffen, engagirte sich aber nicht ernstlich. Das zweite bayerische Korps hatte für nöthig befunden, die erschöpften Truppen der Division Bothmer, welche sich in den heißen Kämpfen des Morgens theilweise verschossen hatten, durch die Division Walther ablösen zu lassen. Die Division Bothmer war daher zurückgegangen, die Brigade Schleich von der Division Walther war im Anmarsch gegen Langen-Sulzbach. Die württembergische Division näherte sich Gunstett.

Um 2 Uhr ward demgemäß angeordnet, daß die württembergische Division sich über Eberbach auf Reichshofen gegen die Rückzugslinie des Feindes dirigirte, und daß das erste bayerische Korps sogleich zum Angriff vorginge, um den Feind aus seiner Position bei Fröschwiller und den nebenliegenden Weinbergen zu delogiren. Zwischen 2 und 3 Uhr unternahm der Feind und zwar immer wieder mit frischen Truppen und mit großer Energie und Bravour verschiedene Offensiv-Stöße gegen das fünfte und elfte Korps, welche aber alle Angriffe mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit abschlugen. Der Kampf des fünften und elften Korps gegen die Höhen von Fröschwiller und den Ort selbst kam für einige Zeit zum Stehen, bis endlich die mit glänzender Bravour unternommenen Angriffe des ersten bayerischen Korps von Görsdorf und der ersten württembergischen Brigade auf dem äußersten linken Flügel von Eberbach her, die Schlacht entschieden.

Die Franzosen unternahmen noch eine große Kavallerie-Charge gegen das fünfte und elfte Korps, namentlich gegen deren Artillerie. Der Angriff wurde von unseren Truppen mit großer Ruhe gänzlich abgeschlagen, die Artillerie hielt feuernd Stand und brachte dem Feinde namhafte Verluste bei. Nach diesem mißlungenen Offensivstoß räumte der Feind um 4 Uhr Fröschwiller und zog sich in westlicher Richtung durch das Gebirge auf Bitsch zurück. Die Kavallerie sämmtlicher Divisionen folgte sofort.

Die Kavallerie-Division, welche des schwierigen Terrains wegen, in welchem die Möglichkeit ihrer Verwendung nicht vorauszusehen war, nach der Disposition vom 5. bei Schönenburg belassen worden war, erhielt um halb 4 Uhr den Befehl, sogleich bis Gunstett vorzurücken, um am Morgen des 7. mit Tagesanbruch eine energische Verfolgung in der Richtung auf Ingweiler und Brustwiller zu unternehmen. Seit heute Früh ist somit auf allen Straßen, welche in der Rückzugsrichtung des Feindes liegen, Kavallerie zur energischen Verfolgung desselben in Bewegung. Sämmtliche Truppen, welche gefochten hatten, bezogen auf dem Schlachtfelde ihr Bivouak, die Kavallerie-Division bei Gunstett, die badische Division bei Surbourg.

Preußische, bayerische und württembergische Truppen haben sich mit der ausgezeichnetsten Bravour und Ausdauer geschlagen. Unsere Verluste sind groß, lassen sich aber bis zu diesem Augenblick noch nicht genau übersehen. General v. Bose ist schwer verwundet. Die Trophäen des Tages bestehen in 2 Adlern, einigen 30 Geschützen, 6 Mitrailleusen und über 5000 unverwundeten Gefangenen.

Auf französischer Seite haben unter dem persönlichen Oberbefehl des Marschalls Mac-Mahon das gesammte erste Korps und die zweite und dritte Division des sechsten Korps gefochten. Wir haben Gefangene gemacht von fast allen Infanterie-Regimentern dieser Truppen-Abtheilungen und außerdem vom 4. Kürassier- und 5. Dragoner-Regiment. (Volksztg.)

Marschall Bazaine.

Der gegenwärtige Oberkommandant der französischen Armee Marschall Franz Achill Bazaine, ist 59 Jahre alt und stammt aus einer sehr ehrenwerthen bürgerlichen Familie, von der viele Mitglieder sowohl in der Armee, wie in der Magistratur ziemlich bedeutende Stellungen einnehmen.

Im Jahre 1832 verließ der Lieutenant Bazaine die polytechnische Schule und wurde nach Afrika geschickt, wo er drei Jahre später für besondere Tapferkeit das Kreuz der Ehrenlegion erhielt. In demselben Jahre (1835) ward er der Fremdenlegion zugetheilt, und als dieses Regiment von Ludwig Philipp der Königin Christine, Regentin von Spanien, geborgt wurde (!), ging er nach dieser Halbinsel und erwarb sich in zwei Feldzügen das Kapitäns-Patent. Als solcher kehrte er nach Algerien zurück und übernahm hier die Leitung eines arabischen Bureaus. Die Araber fürchteten diesen wenig redenden Mann mit dem durchdringenden scharfen Blick und fügten sich ihm stets gehorsam. 1843 zum Major, 1848 zum Oberstlieutenant, 1850 zum Obersten befördert, erhielt er als solcher das Kommando des 1. Regiments der Fremdenlegion. Der frühere Kommandant Mellinet hatte die Legion, die allerdings vielen Auswurf der Gesellschaft in sich birgt, lieb gewonnen und die Legion verehrte in ihm den gerechten, wohlwollenden Kommandanten. Unter Bazaine mit seiner furchtbaren Strenge, ward das nun allerdings Alles anders. Im Jahre 1852 kamen in einer Garnison der Legion, in Sidi Bel Abbes in einer Woche 23 Selbstmorde vor! Der damalige Kriegsminister, Marschall St. Arnaud, ließ über diesen exorbitanten Fall sogar eine Untersuchung einleiten.

Während des Krimfeldzuges wurden die zu einer Brigade vereinigten beiden Fremden-Regimenter unter

das Kommando des zum General beförderten Bazaine gestellt. Die Leistungen dieser Brigade waren außerordentlich, freilich wurde sie häufig nur um die Wege zu bahnen, d. h. als Kanonenfutter gebraucht, und hatte deßhalb enorme Verluste. 1855 wurde Bazaine General-Lieutenant, und nach dem Sturme Gouverneur des eroberten Theils von Sebastopol. Als solcher unternahm er die Expedition nach Kinburn, das er am dritten Tage eroberte; 175 Geschütze und mehrere tausend Gefangene fielen dabei in seine Hände. Doch der Glanz- und zugleich Schattenpunkt seiner militärischen Carrière ward die mexikanische Expedition. Der Name dieses Generals ist oft genug während jenes unheilvollen Dramas, dessen letzter Akt auf der Ebene von Queretaro so blutig schloß, genannt und geschmäht worden. Die Kritiken und Anschuldigungen seines ehemaligen Adjutanten, des Deputirten Grafen Kératry, haben Bazaine (seit 1864 Marschall) in der öffentlichen Meinung sehr geschadet, und das eiserne und blutige Regiment dieses Mannes allüberall verhaßt gemacht. Indessen, er hat das Land verlassen, ohne vom Feinde geschlagen worden zu sein. Auf alle gegen ihn gerichteten Anklagen setzt er seit drei Jahren das verächtlichste Schweigen entgegen. Man bezeugt ihm deßhalb weder Achtung noch Mißachtung, er erregt weder Sympathie noch Antipathie.

Wir können es uns nicht versagen, die höchst interessante Charakteristik dieses Generals, wie sie das Berliner Montagsblatt in wenigen Worten gibt, hier anzuschließen. Es sagt wörtlich:

„Marschall Bazaine ist ein kalter, scharf berechnender, und wenn die Physiognomik nicht täuscht, von einem Alles beherrschenden Ehrgeiz verzehrter Mann. Er ist, was bei den Franzosen — wie man weiß — eine wunderbare Ausnahme ist, wortkarg — fast schweigsam, von einer Ruhe, die einem Jeden als einstudirt vorkommen muß, und die ihn — so seltsam das auch erscheinen mag — selbst dann nicht verläßt, wenn seine Worte wie vom Hauch des Enthusiasmus und der Begeisterung durchweht klingen. So hat ihn Schreiber dieses vor dreiundzwanzig Jahren als Major gesehen — und ebenso sah er ihn als Marschall von Frankreich wieder; schon damals leuchtete sein Blick herrisch und kalt, entschlossen und scharf .... Der Blick, der eine fixe Idee verräth! — und nach einem Vierteljahrhundert, während der ganze Mann der Zeit seinen Tribut bezahlt, seine Schläfe gebleicht waren und Runzeln sein von der afrikanischen Sonne gebräuntes Gesicht durchfurcht hatten, war es noch derselbe Blick mit all seinem durchdringenden Feuer, war es noch dieselbe Idee, die Niemand kennt, welche stechend daraus hervorleuchtete!“

Des Kriegers Braut.

Es schmettern die Trompeten, es funkelt das Gewehr,
Und funkelt jedes Auge im braven deutschen Heer;
Doch d'rin im stillen Stübchen sitzt eine deutsche Braut,
Die hat das schöne Auge mit Thränen heiß bethaut.

Er ist hinweggezogen, der ihr das Liebste war, —
Ob sie ihn wiedersiehet, den Mann mit dunkelm Haar,
Mit raschem, leichten Gange, von Lebensmuth beseelt,
Den sie zum künft'gen Gatten sich hoffend auserwählt?!

Sie wollte ihm nicht zeigen, wie schwach ihr stolzes Herz,
Und hat ihm kühn verborgen den herben Trennungsschmerz.
Sie ist ein **deutsches** Mädchen und wankt und zittert nicht;
Sie denkt nicht ihrer Liebe, sie denkt nur ihrer Pflicht.

Sie gürtet ihn beim Scheiden mit schwarz-roth-gold'nem Band,
Das sie ihm selbst gewirket mit starker Liebeshand,
Und spricht: „Zieh' hin zum Kampfe und thu' wie's Gott gefällt,
Und bleibst Du auf dem Felde, so bleibe als ein Held!“

So lange war sie kräftig; doch ach, nun zieht er hin!
Sie weiß, nun kann sie länger dem Grame nicht entflieh'n,
Sie kehrt ins stille Stübchen, von Thränen heiß bethaut.
— Gott möge Dich behüten, Du arme deutsche Braut! —

Mannigfaltigkeiten.

Die „N. Stett. Ztg.“ berichtet aus **Swinemünde** vom 12. Aug.: Auf dem Terrain in der Festung werden fleißig Patronen gefertigt und Kriegsmaterialien verarbeitet. Bei dieser Arbeit ist eines Beispiels von seltener Geistesgegenwart und Unerschrockenheit zu erwähnen. Einem Arbeiter, welcher gefüllte Granaten ihrer Bekapselung wegen über einen Kessel mit siedendem Pech halten mußte, fiel nämlich eine dieser Granaten aus der Hand in den Kessel. Im Gefühle der großen Gefahr und unter dem Drucke seiner Verantwortlichkeit besann sich der mit der Beaufsichtigung der Arbeit betraute Oberfeuerwerker nicht lange, sondern griff mit den bloßen Händen in das siedende Pech und zog die Granate glücklich heraus. Zwar brachten ihn die erlittenen und höchst schmerzhaften Brandwunden einer Ohnmacht nahe und schleunige Hülfe mußte geschafft werden; durch diese kühne That rettete er aber sich und den nahestehenden Personen das Leben und schützte die Umgebungen, da eine erhebliche Menge Pulver in unmittelbarer Nähe des Vorfalls lagerte, vor Zerstörung und Untergang.

Ein prosaisches, aber vielleicht sehr wahres Bild vom Schlachtfelde gab auf einem **Berliner** Bahnhofe bei einem der Gefangenenzüge einer der transportirenden Soldaten, ein biederer Liegnitzer. Er klagte, so schreibt der Korrespondent der „Elberf. Ztg.", inmitten des Ueberflusses, den die Gefangenen hatten, über rasenden Durst, und ich verhalf ihm zu einem Glase Bier. Ich fragte ihn aus; er hatte bei Weißenburg gefochten. „Haben Sie viel Kanonen gesehen?" „Gesehen haben wir gar nichts, immer vorwärts, fünf Stunden lang." „War Kavallerie dabei?" „Das weiß ich nicht, wir sind immer bloß vorwärts gelaufen, mit gefälltem Bayonnet; die Franzosen schossen so viel, daß die Luft ganz dunkel war. Ab und zu wurde kommandirt: Halt! dann schossen wir dreimal, und dann liefen wir weiter vorwärts." „Wie viel Patronen haben Sie verschossen?" „Nicht viel, 37." „Haben Sie Gefangene gemacht?" „Ich habe bloß einen gemacht." „Wie ging denn das zu?" „Er hielt mir sein Gewehr gerade vor's Gesicht und wollte losdrücken. Ich sprang zu und packte ihn an der Gurgel und sagte: „Oller Bruder, geschossen wird hier nicht mehr! Ihn behielt ich gleich, da sitzt er." In der That blickte in diesem Augenblick ein freundlich grinsendes Franzosengesicht zu uns einverständnißinnig herüber. Der Gefangene schien für seinen Gefangennehmer Anhänglichkeit zu haben und nickte ihm öfter zu.

Der Schneidermeister F. U. in **Sondersleben** sendete kürzlich dem dortigen Frauenvereine zur Unterstützung Verwundeter rc. drei Paar Hosen, welche er im Auftrage des Vereins gefertigt hatte, mit folgendem Gedicht statt der von ihm eingeforderten Rechnung:

Rechnung über Schneiderarbeit

Ich fertigte drei Hosen
Euch Deutschlands Söhnen wohl
Nur bläuet den Herrn Franzosen
So recht den Rücken voll.
Das Geld will ich verlangen
Nicht von dem Frauenverein,
Nein, von den rothen Rangen
Dort drüben über'm Rhein.
Für mich sollt Ihrs quittiren
Nicht mit dem Kiel noch Stift,
Nein, mit der stählern Feder,
Die haut und schießt und trifft.
Und kehret vom Franzosen
Als Sieger Ihr zurück,
So mach' ich noch drei Hosen
Mit freudig nassem Blick.

Die „**Solinger** Ztg." erzählt vom 8. August: „Als Samstag Abend 10 Uhr die Siegesnachricht hier eintraf, verbreite sich dieselbe mit Blitzesschnelle in der Stadt! Recht lebendig ging es in den öffentlichen Lokalen her. In einer vielbesuchten Bierwirthschaft hielt ein Redner eine begeisterte Rede über Deutschlands Einigkeit. Er bemerkte, wie Fanny Lewald kürzlich die Frauen Deutschlands aufgefordert, die Chignons wegzuwerfen — — an uns Männern wäre es jetzt, auch die französischen Bärte, die sogenannten Henri quatre abzuschaffen! Die Rede wurde mit großem Beifall aufgenommen und sofort unter den Anwesenden eine Umschau gehalten, wer im Besitze eines solchen Bartes sei. Es fanden sich Verschiedene, darunter der Wirth selbst — ein Barbier war rasch zur Stelle, und unter dem Jubel der Anwesenden fielen die französischen Bärte, um, wie die Ex-Träger versicherten, nie mehr zu erstehen!!"

Ueber die Bestialität der Turcos wird der „Elb. Ztg." aus **Bingen** vom 11. August geschrieben: „Heute Morgen brachte man einen Kerl, scharf geschlossen an Händen und Füßen, hier durch, der ein Gewerbe daraus machte, auf dem Schlachtfelde den Todten und Verwundeten die Finger abzuschneiden, um auf diese Weise leichter die goldenen Ringe abstreifen zu können. Auch mit den Ohren Derer, welche Ohrringe trugen, that er deßgleichen."

In **Torgau** bestand die Sage, es sei dort zu den Zeiten der Freiheitskriege in der Elbe eine Kriegskasse versenkt worden; nach wiederholten erfolglosen Nachsuchungen hat man in der That durch Baggerungen am 3. d. Mts. einen Kasten gefunden, in dem sich einige Tausend Thaler befanden, und die Finder haben ihren Antheil dem dortigen patriotischen Komite überwiesen.

Räthsel.

Ein einziges Wort verkündet Dir
Des deutschen Volkes herrlichste Zier;
Löse nur ab, was umschlossen es hält,
Und Du findest den Götzen der ganzen Welt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 170:

Räthsel.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Mailand.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 179 — **Mittwoch, 10. August** — **1870.**

Der Rückzug der Franzosen nach der Schlacht bei Wörth.

Wien, 10. Aug. 1870.

Ein Korrespondent der franzosenfreundlichen „Wehrzeitung“ sendet diesem Blatte eine lebhafte Schilderung des in wilder Flucht ausgearteten Rückzugs der Franzosen nach ihrer Niederlage bei Wörth. Wir entnehmen dem Schreiben folgende Stellen:

Ich konnte es in Hagenau nicht mehr aushalten. Trotz der Warnung des Wirths, mich nicht hinauszuwagen, „da das Landvolk gegen die Fremden mißtrauisch und erbittert sei,“ eilte ich bei dem nördlichen Thore hinaus und nahm die Richtung gegen den Hagenauer Forst, gegen Niederbronn zu. Der Kanonendonner war stark. Rauchsäulen waren im Nordwesten und selbst in der Richtung gegen Saarburg zu bemerken. Ich schätzte das Gefecht in der Nähe von Niederbronn — und ich habe mich nicht geirrt.

Unweit der Stadt gerieth ich mitten in einen Schwarm von Landleuten, die mich mit mißtrauischen Blicken betrachteten. Ein Mann, der sich dann als Flurschütz auswies, hielt mich an, und ich war genöthigt, abermals Prüfung als österreichischer Staatsbürger abzulegen.

Nun blieb ich wohl in der Nähe des Ortes und habe gut daran gethan.

Um 4 Uhr galopirte ein lediges Pferd, den Sattel unter dem Bauche schleppend, zum Stadtthore hinein. Bald darauf ein zweites, ein drittes.

Dann folgte ein Kürassier auf blut- und schaumbedecktem Pferde, ohne Küraß, ohne Waffen, dann ein Artillerist auf ungesatteltem Pferde; auf den Gesichtern lag unaussprechliche Angst.

Nach einigen Minuten jagte ein Schwarm von etwa 20 Reitern vorüber, worunter mir zwei Zuaven auf Einem Pferde besonders aufgefallen sind.

Die anderen waren Kürassiere in allen Stadien der Furcht, des Schreckens, einige ihre Säbel schwingend, andere wie wahnsinnig auf die armen abgehetzten Pferde dreinschlagend, viele ohne Sattel, die meisten ohne Waffen.

Ein Kürassier hielt unmittelbar neben mir sein Pferd an, nestelte seinen Küraß los, warf seinen Helm, dann seinen wuchtigen Säbel, und endlich den schwerfälligen Panzer von sich, und setzte dann zufrieden lächelnd langsam seinen Weg fort.

Dann erfolgte eine etwa fünf Minuten lange Pause. Die Einwohner waren alle in das Innere der Stadt geflohen. Der Flurschütz und ich standen allein an dem Punkte, wo die Niederbronner Zweigbahn die Chaussée durchschneidet.

Jetzt sauste ein Feldgendarme heran, hielt das halbtodte Pferd an und meinte: „Schließen Sie eiligst die Stadtthore — die Preußen sind sur nos trousses!“

Der Feldhüter wurde bleich. Ich ermahnte ihn, den Unsinn sein zu lassen, „Hagenau sei eine offene Stadt, Vertheidiger seien keine da, und wenn die Preußen wirklich da wären, so gäbe es in diesem Momente für die Stadt nichts Besseres, als recht weit offene Thore.“

Dem Flurschützen leuchtete das ein. In solchen Momenten der Panique thut es einer armen Menschenseele so wohl, die Rathätigkeit als den besten Theil zu erkennen. Er blieb, offenbar beruhigt, an meiner Seite und wir ließen dann mitsammen im besten Einvernehmen die Trümmer der einen Division des ersten Korps defiliren.

Die Scene, welche nun folgte, ist unbeschreiblich. Ich klammerte meine Sinne an alles Einzelne, Charakteristische, wollte die markanten Punkte im großen Gewühle festhalten, um es Ihnen so lebhaft vor die Augen zu bringen, wie ich es selbst erlebte. Es war unmöglich. Jedes einzelne Individuum trat wieder hervor, nachdem die einförmige Ordnung, die militärische Disziplin ganz und gar gebrochen war; es waren keine Soldaten, die da vor uns vorbeiraßten, es waren arme Menschenkinder, einzig und allein mit der Sicherung ihrer mehr oder minder schadhaften Haut beschäftigt.

Immer größer ward der Tumult. Unter die Haufen der Kürassiere mischten sich einzelne Lanciers, dann kam die Husaren-Uniform, wenn auch selten genug, zum Vorschein; sie drängten sich in der Straße; ledige Pferde liefen, als wären sie von gleicher Furcht getrieben, an allen Orten mit dem Schwarme; Artilleristen im bloßen Hemde kamen heran, und sehr häufig Zugpferde mit abgeschnittenen Zugsträngen, von Infanteristen oder Artilleristen geritten.

Unter dem ganzen Vortrab der Flucht habe ich keinen Offizier bemerkt. Das muß ich konstatiren. Als der Schwarm am dichtesten war, sauste plötzlich ein Eisenbahntrain vom Norden herüber.

Ein im Schwarm der Flucht mitgerissenes Bauernmädchen mit einem Karren war eben auf den Schienen. Sie konnte nicht vor, nicht zurück; sie schien verloren.

Da packten wir, der Feldhüter und ich, den Barrièrebaum, wiesen die sinnlosen Flüchtlinge zurück, schlossen die Barrière, halfen der Bäuerin hinüber, und so passirte der Zug ohne Unfall.

Der Eisenbahnzug sollte das Material bergen, welches noch bei Niederbronn gewesen war, er sollte wohl Verwundete transportiren — er war lediglich ein Mittel der Flucht. Es waren die ersten Infanteristen, welche da sich retteten. Alle Waggons überfüllt, auf den Dächern, an den Handhaben hängend, mit halbem Leibe in der Luft, auf den Trittbrettern, einige mit voller Rüstung, einige halb nackt. Verwundete keine — so zog da ein neues Bild von Verwirrung vorüber und kreuzte den Unglücksstrom auf der Heerstraße.

Wir ließen den Balken fallen und sprangen seitwärts.

Wie die wilde Jagd eilten die Reiter der Stadt zu und passirten dieselbe ohne Aufenthalt.

Um 5 Uhr versiegte der Strom der Kavallerie.

Nach einer Pause kam Fuhrwerk. Ich habe 4—5 Protzen gesehen, alle noch komplet bespannt, aber ohne Geschütze; dann sauste und polterte ein zerbrochener Munitionskarren, mit Turcos bepackt, einher, dann kam ein Bauernwagen mit Bettzeug und allerlei Habseligkeiten bepackt, ohne ihre Besitzer. Ein Zuave leitete die Pferde, zwei gräßlich verstümmelte Turcos lagen über quer oben, ein Haufe unbewaffneter Soldaten aller Waffen klammerte sich oben an.

Nun kam Infanterie zu Fuß — etwa um halb 6 Uhr. Noch immer kein Offizier!

Im dichten Schwarme Kanzleikarren, die Wagen von drei Brigade-Generalen, das „Archiv" einer Truppen-Division, vier bis fünf leere Munitionskarren, sodann allerlei „Ambulanzwagen" — aber mit Gesunden bepackt. Auf einem Karren lagen drei Todte, während ein paar jämmerlich zugerichtete Turcos im Gewühle mit jener stumpfen Resignation einhergingen, welche die Wüstensöhne in Wahrheit auszeichnet. Dann kamen verschiedene Marketenderwagen.

Diese Marketenderinnen, eine Eigenthümlichkeit der französischen Armee, habe ich jüngst für recht kokett und niedlich gehalten, als ich sie inmitten einer enthusiasmirten Truppe im Momente der Abreise beobachtete. Heute, in den Scenen der Verwirrung, ihre Kleider beschmutzt, ihre Gesichter mit zerrauftem Haare eingerahmt, von Schmutz starrend und von Angst verzerrt — schienen sie mir recht eckelhaft. Das macht der Eindruck des Augenblicks.

Von den Infanteristen hatten alle ihr Gepäck weggeworfen, viele ihre Gewehre, viele gingen im Hemde, die Meisten hatten von Allem nur etliche Brodlaibe an einem Säbel gespießt über der Schulter.

Weitaus der größte Theil der Flüchtigen waren „des vieux soldats", denen General Trochu jüngst jeden Werth abgesprochen hat.

Unvergeßlich ist mir ein armer schwitzender Infanterist des 50. Regiments, der vollkommen nett adjustirt, den gepackten Tornister auf dem Rücken, mit breitem, geröthetem Gesichte auf mich zukam und mich ängstlich frug, „wo sein Regiment sei?"

Ich sagte ihm, „er möge immer gerade ausgehen, bis er nach Straßburg käme, dort werde er Bescheid finden. Im Uebrigen solle er sich an seine Kameraden halten." Er marschirte brav und vorschriftsmäßig von hinnen. Er war ein Elsässer.

Um halb 7 Uhr kam ein geordneter Trupp Kürassiere unter Kommando eines Kapitäns mit zwei Subalternen, etwa 40 Mann stark. Sie waren fast Alle ordentlich gerüstet und kamen im Schritte an.

Ich hatte den letzten Zug nach Straßburg versäumt. Mitten im Strome eines aufgelösten Armeetheiles, ohne Möglichkeit von hinnen zu gelangen, hätte ich wohl recht ängstlich werden können, wenn ich mir zu Betrachtungen Zeit genommen hätte. Ich verläugne nicht, daß ich mit ganzer Kraft dem Eindrucke einer solchen Deroute entgegenarbeiten mußte.

Von 4—7 Uhr zog ein aufgelöster Schwarm Menschen vorüber, so ganz mit sich selbst und mit ihrer elenden Existenz beschäftigt — in dem ganzen Zuge bloß 40 Mann geordnet — im Ganzen wohl 8000 bis 10,000 Mann, verhältnißmäßig wenig Verwundete und bloß 3—4 Kavallerie-, 2 Artillerie- etwa 8 Infanterie-Offiziere im ganzem Schwarme; eine solche Deroute weist weder das Jahr 1859 noch 1866 auf. Mir war das Ganze etwas unverständlich. Ich hielt die Hagenauer Chaussée für die Hauptrückzugslinie, und konnte nicht begreifen, erstlich warum Mac-Mahon dem preußischen Plane der Trennung in die Hände arbeite und noch dazu der Festung Straßburg mit einer demoralisirten Soldatenmasse moralische und physische Schädigung bringe.

Nun weiß ich freilich, daß die durch Hagenau Gekommenen von der anbefohlenen Rückzugslinie abgedrängt, oder, da die meisten derselben kurz vorher in Hagenau oder Straßburg gelegen hatten, von ihren alten Kasernen und Stallungen angezogen worden sind.

Was ich über das Treffen erfuhr, schöpfte ich aus trüber Quelle; aber es stimmt, nachdem ich alle Widersprüche entfernt und meine eigenen Erfahrungen über die preußische Kampfweise mit den Eindrücken, welche mir die französische Armee gegeben, zusammengehalten hatte, ziemlich zusammen. Die Absicht des Erzählers, die Flucht durch Uebertreibung der Gefahr zu beschönigen, habe ich bereits abgezogen.

Vor Allem steht fest: die Niederlage Mac-Mahon's ist lediglich einem strategischen Fehler zuzuschreiben. Dieser Fehler ist: Langsamkeit der Vorbereitung, Sorglosigkeit und vor Allem Unkenntniß über den Stand der gegnerischen Rüstung und schließlich vollkommene Unwissenheit über den feindlichen strategischen Aufmarsch.

Beweis dafür ist der Befehl Leboeuf's, mit der Division Douai die Höhen von Weißenburg zu halten und den Rest südlich davon zu konzentriren."

Die Linie Thionville-Weißenburg ist ungeheuer ausgedehnt, umsomehr, wenn man durch die Umstände auf die Defensive gestellt werden kann.

Was die taktischen Fehler betrifft, so kann davon bei einem Stärkeverhältnisse von 5 zu 14, vielleicht selbst von 5 zu 20 nicht die Rede sein. Kein Taktiker der Welt vermag im modernen Kriege auf dem Schlachtfelde diesen Unterschied auszugleichen.

Was ich hundertfach, besonders von den als brav geschilderten Chasseurs hörte, ist der Umstand, daß die Preußen das Terrain eben geschickter zu benützen wissen, als die Franzosen.

„Wir haben sie nie gesehen," gestand mir ein verwundeter Brigadier einer Chasseur-Kompagnie, „sie legen sich stets in Wälder, diese Verräther; kämen sie in die Ebene, wir würden es ihnen schon zeigen!"

Die preußische Artillerie muß ungeheuer überlegen gewesen sein. Die Franzosen reden jetzt, unter dem Eindrucke der Défaite", viel von der Superiorität der preußischen „Gatlinggeschütze".

(Schluß folgt.)

Römische Briefe.

(Fortsetzung.)

Rom, 19. Juli. Am 15. Abends begab sich eine Deputation von Bischöfen der Minderheit zum Papste. Es waren der Primas von Ungarn, Simor, Erzbischof Ginoulhiac, Erzbischof Darboy, Erzbischof Scherr von München, Ketteler und Rivet, Bischof von Dijon. Nach einstündigem Warten wurden sie Nachts 9 Uhr vorgelassen. Was sie zu erbitten suchten, war in der That viel weniger, als die Opposition bisher erstrebt hatte, sie begehrten nur Zurücknahme des Zusatzes zum dritten Kapitel, worin dem Papst der ausschließliche Besitz aller kirchlichen Gewaltfülle zugeeignet wurde, und die Einschaltung im vierten Kapitel: daß nur jene Entscheidungen des Papstes unfehlbar seien, welche er „innixus testimonio ecclesiarum" fälle. Pius gab darauf eine Antwort, die wohl in Deutschland wie eine böswillig erfundene Fabel klingen wird, sie lautete: „Je ferai mon possible, mes chers fils; mais je n'ai pas encore lu le Schéma; je ne sais pas ce qu'il contient." Zugleich ersuchte er den Wortführer Darboy, das Anliegen der Minderheit schriftlich vorzulegen. Das sagte dieser zu, fügte aber nicht ohne Ironie bei: er werde so frei sein, Sr. Heiligkeit auch das Schema zu übersenden, welches die Glaubensdeputation mit den Legaten in sträflichem Leichtsinn sogar noch bis zwei Tage vor der Proklamation des Dogma dem Papste vorenthalten habe — ein Benehmen, wodurch sie ihn in die Gefahr gebracht, ein ihm unbekanntes Dekret proklamiren zu müssen. Das hat denn auch Darboy gethan, und in einem zweiten Schreiben an die Deputation es mit scharfen Worten gerügt, daß man der Hauptperson, dem Papste, gegenüber die Nachlässigkeit begangen, ihm das Schema nicht einmal mitzutheilen.

Weiterhin äußerte Pius, ich weiß nicht, ob ironisch oder im Ernste, die Minderheit sollte nur sorgen, daß die 88 bis 100 Stimmen anwüchsen, dann wolle man sehen. Zuletzt versicherte Pius noch: es sei ja notorisch, daß die Kirche zu allen Zeiten die unbedingte Unfehlbarkeit des Papstes gelehrt habe. Da trat Bischof Ketteler vor, warf sich vor dem Papst auf die Kniee und flehte Minuten lang: der Vater der katholischen Welt möge der Kirche und dem Episkopat durch etwas Nachgiebigkeit Frieden und die verlorene Einigkeit wieder geben. Es war ein eigenthümlicher Anblick, die beiden Männer, verwandte und doch wieder grundverschiedener Naturen, in solcher Lage, den einen sich vor dem andern auf dem Boden windend, zu betrachten.

Vor Pius warf sich der deutsche Bischof nieder, ipso papa papalior, begeistert für die ideale Größe und unerreichbare Hoheit des Papstthums, und zugleich getragen von dem aristokratischen Bewußtsein des westfälischen Edelmannes und dem hierarchischen Selbstgefühl des Bischofs und Nachfolgers der alten Reichserzkanzler, dabei doch auch wieder umflossen von deutscher Geistesatmosphäre, und bei aller Glaubensentschiedenheit angekränkelt von der Blässe des Gedankens, innerlich ringend mit der bangen Ahnung, daß die geschichtlichen Thatsachen in die Länge Recht behalten, und daß das Schiff der Curie, wenn es auch jetzt mit von günstigem Winde geschwellten Segeln stolz einherfährt, zuletzt an diesem Felsen zerschellen werde.

Die Prostration des Bischofs von Mainz schien einigen Eindruck auf Pius zu machen. Er entließ die Deputation in einer hoffnungsreichen Stimmung. Sie war von kurzer Dauer. Denn alsbald fanden, als das Gerücht von päpstlicher Nachgiebigkeit sich verbreitet hatte, Manning und — Senestrey (de grands effets par de petites causes) beim Papste sich ein, versicherten ihm, daß Alles reif und fertig, und die große Mehrheit für die absoluteste, schroffste Form der Unfehlbarkeitstheorie schwärmerisch eingenommen sei, und schreckten ihn mit Hinweisung auf Honorius; wenn er

etwas nachgebe, werde er in der Geschichte als der zweite Honorius mit Unehren bezeichnet werden. Dies genügte, um jeden Gedanken an eine Milderung, wenn ein solcher je in dieser Seele erwacht war, zu ersticken.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Saarbrücken, 9. Aug. Wachenhusen erzählt: Daß unsere Armee der französischen taktisch überlegen, daß erstere ihr an militärischem Geiste weit voraus, im Elan allermindestens gleichkommt, hat die Schlacht auf den Spicherer Bergen zur Genüge bewiesen. Unsere Leute wußten nichts von Furcht oder Bedenken, als sie dünn und schwach an Zahl die Höhen hinanklommen; die Brandenburger, die immer Spaßmacher genug in ihren Kompagnieen haben, machten beim Sturm auf die Höhen ihre Witze, wie dicht auch die Kugeln auf sie herabhagelten, wie viele ihrer auch tödtlich getroffen zusammenbrachen. Und was der französischen Armee einen unauslöschbaren Flecken anheftet, das sind die Massen von Gefangenen, welche oft kompagnieweise von uns gemacht wurden. Nur Einer von ihnen und sogar ein am Knie Verwundeter, scheint der Schmach der Gefangenschaft den Tod vorgezogen zu haben, denn man fand ihn an seinem blauen Halstuch erhängt und er ward erst heute vom Baume geschnitten. Eine für die französische Armee nicht schmeichelhafte Beobachtung machte ich heute auf dem Schlachtfelde. Den französischen Todten, welche hinten auf dem Wege der Flucht (denn Rückzug ist dieß nicht zu nennen) das Feld in Masse bedeckten, sind vielfach einzelne Finger abgeschnitten. Die eigenen Kameraden beraubten dieselben ihrer Ringe, und da das Abziehen von den starren Gliedern zu viel Zeit erforderte, schnitten sie ihnen dieselben von der Hand. Von dem moralischen Werthe der französischen Armee zeugten auch die kleinen Gebetbücher der Offiziere, in deren einem ich die obscönsten Bilder aufbewahrt sah. In welcher Weise der französische Soldat seinen Tornister mit allen erdenklichen Gegenständen vollpackt, davon zeugen alle die auf dem Schlachtfelde zu Tausenden umherliegenden und in dem Lager namentlich angehäuften Gegenstände.

In Bordeaux wohnende Deutsche hatten die Absicht, unter der Hand Sammlungen für die deutschen Verwundeten unter den hiesigen Stammesgenossen zu veranstalten, sind aber durch vielseitig entstandene Bedenken und schließlich durch ein kürzlich erschienenes Dekret davon abgehalten, welches in Erinnerung bringt, daß nach dem Code pénal Jeder mit dem Tode bestraft wird, der Mittel gebraucht oder Verbindungen angeknüpft hat, um dem Feinde Unterstützung an Geld zukommen zu lassen. Dennoch aber sind von einem Bordeauxer Hause 100 Kisten à 12 Flaschen Wein von Antwerpen abgesandt und dem Johanniter-Orden zur Verfügung gestellt worden.

[Bayerische Knödel.] Der Kaiser von Frankreich soll an gänzlicher Appetitlosigkeit leiden. Nach langer Beobachtung hat sein Leibarzt endlich die Diagnose gestellt: Seiner kaiserlichen Majestät liegen die bayerischen Knödel zu schwer im Magen.

Ein von den Deutschen in Konstantinopel unter dem Vorsitze des Grafen Keyserling gebildetes Komite hat bereits 600 Lstr. für die im Felde erkrankten und verwundeten Krieger gesammelt, eine verhältnißmäßig bedeutende Summe, da die deutsche Kolonie kaum 800 Seelen zählen dürfte.

Die Ziethen-Husaren haben bei Forbach u. A. eine Partie Hafer in Berliner Säcken erbeutet. Es hat sich leicht ermitteln lassen, daß dieser Hafer im Juni d. Js. hier geliefert worden ist.

An der Börse wurden Herrn Zwickoir „Franzosen“ (Papiere) angeboten. Er lehnte sie ab: „Wä heußt Franzosen? Die sünd allewèile wörthlos.“ (Wöth los.)

Meine Absichten sind rein, ruft Napoleon; und denkt sich: aber mit spiritus asper — Rhein.

Charade.

Im Ersten steht vor Dir ein Held,
Gar wohl bekannt der Kriegerwelt;
Im Zweiten ein verschmitzt Gesicht,
Von dem der Kladderadatsch stets spricht;
Das Ganze ein gewalt'ger Geist,
Den Jung und Alt verehrt und preist.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 173:
Schlacht.

[illegible]

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung

Nr. 180 — Donnerstag, 11. August — 1870.

Der Rückzug der Franzosen nach der Schlacht bei Wörth.

(Schluß.)

Das Treffen vom 6. August begann bei Froschweiler mit einer Art Ueberfall. Die auf ungesattelten Pferden Angekommenen wurden durch den ersten Angriff eben im Satteln ertappt; so haben sie nämlich behauptet.

Alle, welche ich sprach, theilen den preußischen Geschützen große Treffsicherheit zu. Es mag das Geschütz seit 1866 verbessert worden sein.

Das Zündnadelgewehr hat den Franzosen imponirt, trotz ihrer Chassepots. Der Grund ist leicht einzusehen. Die preußischen Kompagnien sind im Stande stärker, sie gehen im Einklange vor und entwickeln daher ein stärkeres Feuer.

Ich habe eine große Anzahl Gewehre in der Hand französischer Infanteristen ohne Spur von Pulverschmutz gesehen. Sie waren von verschiedenen Regimentern und Kompagnien und sind evidenterweise nicht zum Feuern gekommen.

Das Kürassier-Regiment ist durch preußische Kavallerie zersprengt worden.

Die Turcos haben unendlich muthig gekämpft; das sagen alle anderen Truppen. Sie allein haben mehr Verwundete als alle anderen Truppen zusammen, wurde behauptet. Wir wollen diesen schweren Ausspruch einstweilen **in suspenso** lassen. Im Allgemeinen ist klar, daß die Franzosen lediglich ihre Stoßtaktik geübt haben und der wahren, vernünftigen Taktik unterlegen sind.

Es war 7 Uhr Abends. Der Strom der Flüchtigen floß spärlicher.

Es wäre Allerlei zu erzählen. Von einer Mutter, welche ihren Sohn erwartete und glücklich wieder fand; von hübschen Mädchen, welche hin und wieder frugen, wie es dem „Willem" und dem „Anderl" gehe; von herumeilenden Weinspenderinnen und von Barmherzigen Schwestern, welche von Haus zu Haus eilten, um Verwundete zu suchen. Ich war zu unmuthig, um dem viel Rührung abzugewinnen. Nicht unmuthig über den Sieg der Preußen — denn der geht mich ja eigentlich so wenig an, wie die Niederlage der Franzosen. Es war Unmuth über das Schauspiel selbst. So schwach also, dachte ich, sind die „rein militärischen Antriebe" einer Armee! So leicht ist es, einen alten, eisenfressenden Zuaven in ein zitterndes Kind zu verwandeln! Lächerlich kamen sie mir vor, die in Eisen gehüllten Kürassiere, welche vor dem Namen „Preußen" flohen.

Als ich in später Dämmerung nochmals vor die Stadt eilte, um zu erkunden, ob nicht doch noch ein Bahnzug gesendet würde, führten 5 bis 6 Soldaten mehrerer Truppengattungen einen gefangenen Preußen in ihrer Mitte — stolz, als hätten sie die ganze preußische Armee mit sich.

Dem armen Manne zitterten die Knie. Als er vor mir vorbeikam, blickte er mich flehend an; er mochte Mitleid bemerkt haben. Vielleicht hat für ihn mein rother Bart deutschen Schimmer. Ich zuckte leicht mit den Achseln. Ich konnte ihm ja nicht helfen, ohne mich selbst Mißhandlungen, ja einer Massacre auszusetzen.

Aber ich konnte mich nicht enthalten, die Scene mit einiger Ironie zu betrachten. In solcher Verwirrung mit einem Gefangenen zu paradiren!

Im Wirthshause war es sehr belebt geworden. An mehreren Tischen zehrten Soldaten, und was mich wunderte, sie zahlten ruhig ihre Zeche. Keinerlei Unordnung ist im Laufe des Tages und der Nacht vorgekommen. Der Krieg hat noch zu kurze Zeit gewährt.

Neben mir verdrehte ein altes Fräulein die Augen und wollte im allgemeinen Unglücke noch „ihre kranken Nerven" geltend machen. Ich entrann der Gefahr, ihr Vertrauen zu erwerben, durch die Flucht.

Im Nebenzimmer tranken vier Infanterie-Offiziere still und gedrückt ihren Wein. Fünf Kürassiere saßen um eine gebratene Gans und machten tolle Witze.

Früh Morgens den 7. glückte mirs, einen Wagen nach Straßburg zu gewinnen. Ich wußte, daß mich die Marodeurs ganz einfach auf die Erde setzen, daß man mich nicht in die Festung lassen würde, wenn ich nicht für eine Sauvegard sorgte. Sie war bald gefunden. Ein Korporal des 30. Regiments, ein Gascogner vom reinsten Wasser, und ein bläßlicher Rekrut des 81. Regiments waren recht froh, als ich ihnen Plätze auf meinem Karren anbot. Sie waren entzückt über mein Anerbieten, und halten mich heute noch für den edelsten der Menschen zwischen Hagenau und Straßburg.

Ich habe auf der Fahrt viel zu erleiden gehabt, die Route war von armen Fußgängern besäet. Alle wollten sich aufsetzen, obwohl kein Platz war. Da sagte ich meinem Gascogner, er möge krank scheinen, und dem Rekruten, er möge wimmern, so oft wir an einem Schwarm von Nachzüglern vorbeikamen; der Kutscher, ein verlaufter elsässischer Bube, hieb jedesmal in die Pferde, und so gelangten wir glücklich bis Brumath. Dort kamen neue Hindernisse. Eine neue Panique hatte die Flüchtigen ergriffen. Wir waren bald von einem Haufen von Reitern umgeben, die Einwohner stellten sich entgegen und wollten Neuigkeiten von den Preußen, ob sie schon in Hagenau seien, ob es wahr sei, daß sie Weiber und Kinder morden. Endlich langten wir auf dem Glacis vor Straßburg an. Heillose Verwirrung! Alles von Wagen, Karren, Fußgängern, weinenden Weibern angefüllt. Das Thor war eben geöffnet worden; mein Gascogner verzog sein Gesicht wie im Schmerz, der Rekrut winselte, und so gelangte ich in die Festung, ohne Paß, ohne Frage, ohne Antwort; ja, barmherzige Weiber eilten mit Wein herbei und meine beiden Schlingel mußten sich noch laben lassen. Welchen Eindruck mir Straßburg im Augenblicke gemacht hat, habe ich bereits erwähnt. Alle Postverbindung, aller Eisenbahnverkehr war abgeschlossen, die Thore wieder geschlossen, ich war oder schien gefangen.]

Zum Glück ging noch ein Train um zehn Uhr Vormittags und nach kurzem Nachdenken entschloß ich mich, nach Paris zu eilen.

In Zabern fand ich das Mac-Mahon'sche Korps. Es war noch nicht ganz gesammelt (12 Uhr Mittags des 7. August). Die Heerstraße, soweit sie vom Bahnzuge aus übersehen wird, mit Versprengten angefüllt, keine gesammelte Truppe, Reiter, Fußgänger, bunt durcheinander, alle zu Tode ermattet und entsetzlich niedergeschlagen.

In Zabern erfuhren wir, daß bei Saargemünd ein französischer Lebensmitteltransport und viel Geld von den Preußen genommen sei.

In Barleduc wußten wir die Niederlage des französischen Korps bei Saarbrücken.

Das erste Korps ist ohne Arrièregarde zurückgewichen. Es ist keine Abtheilung geschlossen. Ich habe in Zabern kein Geschütz entdecken können.

Die französischen Gefangenen.

Von Julius v. Wickede.

Der Krieg wäre wirklich mitunter eine ganz amusante Sache, wenn er nur nicht so viel Geld kostete und der schmerzliche Anblick der Verwundeten nicht wäre. Sonst freilich sieht und erlebt man jetzt oft in einer Stunde mehr, als im gewöhnlichen Lauf der Dinge in Wochen, Monaten, ja selbst Jahren. So könnte ich, ständen mir selbst Hunderte von gewandten Federn zu Gebote, nicht den kleinsten Theil der Scenen schildern, die man jetzt oft in einer Stunde auf dem Bahnhofe von Weißenburg erlebt.

Freilich wechseln höchst ergötzliche, die einem Genremaler den dankbarsten Stoff für sein ganzes Leben bieten dürften, wieder in schneller Weise mit den allerschmerzlichsten ab. Nun gar wenn die endlosen Reihen der Tausende von französischen Gefangenen hier unter der Eskorte von ganzen Schwadronen preußischer Dragoner ankommen, um nach kürzerer oder längerer Rast die Eisenbahn zu besteigen, was erblickt man dann hier nicht Alles! Die Franzosen marschiren ja ihrer eigenen tausendfach wiederholten Versicherung nach an der Spitze der Zivilisation und Louis Napoleon führt diesen Krieg im Interesse der Freiheit und Selbstständigkeit Deutschlands, und um allen etwa Ungläubigen an dieser erhabenen Mission einen sichtbaren Beweis hiervon zu geben, hat er die Turkos, die aus dem rohesten und wildesten Gesindel von ganz Algerien rekrutirt sind, seinen Zuaven als Avantgarde beigegeben. So haben wir denn wohl an 500—600 von diesen Kerlen gefangen genommen und noch mehr getödtet, und man hat hiedurch rechte Gelegenheit, alle möglichen Gaunergesichter, die Afrika und der Orient nur hervorbringen, sich aus größter Nähe recht behaglich ansehen zu können.

Ich bin nichts weniger als ein Freund der naturgeschichtlichen Anschauungsweise von Karl Vogt und freue mich, daß die Bibel uns eine andere Abstammung des menschlichen Geschlechts als von den Affen verkündet, aber wahrlich, unter diesen gefangenen Turkos habe ich wiederholt Kerle gesehen, die ungleich mehr Aehnlichkeit mit einem Orang-Utang als einem Menschen besitzen.

Was der Negerstamm nur an Häßlichkeit hervorbringen kann, ist hier in wirklichen Prachtexemplaren vertreten. Andere wieder besitzen klassisch schöne Köpfe, rein und tadellos in ihrer Form, und nur die vor Wildheit funkelnden, unruhig in dem großen Weiß umherrollenden dunkeln Augen verleihen ihnen etwas sehr Unheimliches. An wie in einem Käfig hinter dem Gitter gefangenen Panther erinnern manche dieser jetzt von uns gefangenen Turkos nur zu sehr. Viele sind übrigens keine Afrikaner, sondern Malteser, Sizilianer, Aegypter. Kurz, was man an den Gestaden des Mittelmeeres nur an Gesindel zusammenbringen kann, und bekanntlich gibt es dort eine große Auswahl von Kerlen, die dem menschlichen Geschlecht gerade nicht zur besonderen Ehre gereichen, hat Herr Louis Napoleon jetzt zu uns senden zu wollen die Freundlichkeit gehabt. „Wie der Herr, so die Diener", sagt das Sprüchwort mit Recht. Viele dieser Turkos sind jetzt noch fr

wild und wiederholt wurden sie schon von der Eskorte wegen Widersetzlichkeiten, ja, wiederholt versuchten Meuchelmordes niedergestochen. Andere sind kriechend demüthig, die Mehrzahl hingegen vollkommen gleichgültig oder selbst auch in der Gefangenschaft von einer affenartigen Lustigkeit.

Verächtlich blicken manche der gefangenen Franzosen auf diese ihre Kameraden, und wenn man zu so alten Sergeanten spricht: „Voilà vos Camerades“, antworten diese gewöhnlich sehr hastig: „Non, non Monsieur, ce ne sont pas nos Camerades“, und schauen mit stolz verächtlichen Blicken auf die Kerle. „Das sind nicht ehrliche Soldaten, sondern Räuber und Banditen und eine Schande ist es für den Halunken und Erzspitzbuben Napoleon, daß er solch Volk gegen uns fechten läßt, es muß ihm doch sehr an gehörigen Soldaten fehlen“, sagen die Bayern und Westphalen, welche die Eskorte bilden, in ihrer ruhigen Weise. Man hat bei Wörth Leichen auf dem Schlachtfelde gefunden, denen die Augen ausgestochen waren oder die Zungen abgeschnitten, und 14 bayrischen Jägern, die umzingelt sich den Turcos ergeben wollten, sind von diesen mit ihren Dolchmessern die Kehlen abgeschnitten worden. Die Bayern sind wüthend und wollen jetzt ferner den Turcos gar keinen Pardon mehr geben.

Auch unter den Offizieren der Turcos, mit denen ich wiederholt sprach, sind recht wilde und verwegene, aber nichts weniger als zivilisirt aussehende Kerle. Der eine, mit dem ich sprach, war ein Korsikaner, von einem anderen erzählten selbst die französischen Offiziere, er sei wegen eines Mordes aus Eifersucht schon zu 10jähriger Galeere verurtheilt worden, jetzt aber vom Kaiser nach 1jähriger Haft begnadigt worden, weil er, als ein sehr wilder Soldat bekannt, jetzt gehörig gegen die Preußen habe fechten sollen. Auch den Kommandanten eines Turcos-Bataillons haben wir gefangen genommen. Es scheint, daß man diese drei Regimenter Turcos absichtlich stets in erster Linie vorgeschickt hat, damit sie durch ihre Wildheit unseren Soldaten Entsetzen einflößen und so diese zum Weichen bringen sollten.

Da hat aber Napoleon wie in Allem sich auch hierin wieder recht gründlich verrechnet gehabt. Gerade die Turcos haben mit Recht die Wuth aller unserer Krieger so erregt, daß sie mit doppeltem Ungestüm jetzt vorstürmen. Aber auch unter den anderen Hunderten von französischen Gefangenen, die unaufhörlich jetzt bei uns ankommen, gibt es gar verschiedene Gestalten. Da sind alte Sergeants, an den Aermeln der Uniform 2 bis 3 goldene Chevrons, die Zeichen langjähriger Dienstzeit die Brust mit 4—5 Orden und Medaillen geschmückt, in der Krim, Algerien, Mexiko und Italien schwer erkämpft. Es sind oft prächtige Soldatengestalten mit scharf geschnittenen Gesichtern, voll kühnem, aber dabei intelligentem und gutmüthigem Ausdruck. Sie benehmen sich sehr anständig, sind höflich aber zurückhaltend, und man sieht ihnen so recht den tiefen Herzenskummer an, daß sie jetzt als Gefangene bei den so bitter gehaßten Preußen verweilen müssen. Dann kommen wieder viele gewöhnliche Soldaten der Linie, darunter manche kleine schwächliche Gestalten, mit gleichgültigen Gesichtern, müde, verhungert und oft bis zum Tode erschöpft aussehend. So wie nur ein Augenblick Halt gemacht wird, werfen sie sich ohne Weiteres zu Boden, gleichgültig, ob dies im tiefsten Schmutz der Landstraße oder auf einem Misthofe ist. Die Leute sind in der letzten Zeit schon in Frankreich viel umhergehetzt, nun nach einer Schlacht, die von Morgens bis Abends dauerte, gefangen genommen worden, und in ihrer bisherigen 48stündigen Gefangenschaft konnten sie bei der Eile, mit der Alles geschieht, und weil es kaum möglich war, unsere kämpfenden Truppen gehörig zu verpflegen, auch nur sehr spärlich beköstigt werden. Unter den gefangenen Chasseurs fand ich viele Corsen und Savoyarden, die sehr erfreut und erstaunt waren, wenn ich einige italienische Worte mit ihnen sprach. Sehr hohe, stattliche Soldaten waren die gefangenen Kürassiere, von denen bei Wörth ein ganzes Regiment aufgerieben sein soll. Es waren meist Normanen. Gefangene Artilleristen habe ich nur sehr wenige gesehen ebenso Soldaten des Geniekorps. Auf den Kaiser Napoleon schimpfen fast alle Gefangenen sehr und belegen ihn mit allen möglichen Verwünschungen. Vielleicht mag dies aber auch nur geschehen, uns ihre Sympathien desto mehr zu erwerben.

(Schluß folgt.)

⊙ München, 10. August.

Der Gedanke, die jahrhundertlange Schmach Deutschlands an dem Franzosenreiche endlich gerächt zu sehen, hat im Herzen eines jeden Deutschen eine Begeisterung angefacht, deren Flamme überall auf allen Theilen des Erdballs lodert, wo immer nur deutsche Laute klingen. Es hebt sich unsere Brust in gerechtem Stolze, wenn wir die unendlichen Zeichen der Liebe und Hingebung sehen, mit welcher alle Deutschen, wo sie auch seien, ihren Brüdern zur Hilfe eilen, um welche der Krieg seine eisernen Kreise gezogen hat, und welche jetzt die Größe und Freiheit unseres gemeinsamen Vaterlandes mit ihrem Blute auf dem Schlachtfelde besiegeln. Wer nicht die Kraft des Armes zur Verfügung stellen kann, der tritt mit seinem Gute, seiner Habe ein, um dem Vaterlande in der Stunde der Noth die Last der Sorgen für seine Söhne zu erleichtern; auch der Aermste bringt sein Scherflein, das er sich am Munde spart — denn Keiner, Keiner will sich sagen, daß er nicht mitgearbeitet habe an dem Aufbau des theuren Vaterlandes mit allen seinen Kräften.

Unter den zahlreichen Kundgebungen der allgemeinen Theilnahme, mit welcher die Deutschen aller Erdtheile an ihrem gemeinsamen Vaterlande hängen, gedenken wir mit freudigem Stolze der großartigen Liebesgaben der Deutschen zu Chicago, welche dieselben mit einem erhebenden Gruße aus der Feder des dort lebenden deutschen Dichters Kaspar Butz begleiteten. Dieser Gruß, den uns die „Illinois Staats-Zeitung" vom 19. Juli 1870 bringt, lautet:

Gruß der Deutschen in Amerika an Deutschland.

Wenn Wünsche Kugel wären, wenn Blitz und Donnerschlag,
Der längst Verbannten Zürnen, jetzt am Entscheidungstag,
Wie würd' der Donner rollen gewaltig übers Meer,
Für Deutschland eine Salve und für sein tapferes Heer!
Vergessen ist ja Alles, vergessen jede Noth,
Vergessen jedes Urtheil, ob es auch sprach: der Tod!
Für dich, o Muttererde, du Land der Herrlichkeit,
Auch deine fernen Söhnen sie stehen mit im Streit!

Nicht Zeit ist mehr für Worte; Gott grüße dich mein Land!
Wie stehst du stolz im Streite, der jetzt so jäh entbrannt;
Ein Feigling, der verzweifelt nur einen Augenblick,
Hol' deine alte Größe und Ehre dir zurück!
Pflanz' auf des Wasgau's Höhen das deutsche Banner auf,
Laß weh'n die alten Farben von Straßburgs Domes Knauf!
Nun ist für Deine Kammern, trotz des Jahrhunderts Hohn,
Endlich die Zeit gekommen, die Zeit der Reunion!

Der Würfel ist gefallen, der furchtbar eisern rollt;
Sie haben mit beschlossen, sie haben mit gewollt;
Sie küssen ihm begeistert den Reiterstiefel blank,
Der einst bis an die Knöchel in Bürgerblut versank;
Hohläugig ein Gespenste, betritt in blindem Wahn
Der letzte Bonaparte die letzte Schlachtenbahn.
Gerichtet von den Völkern, stürzt er ins Blachgefild,
Denn seines stolzen Hauses Jahrhundert ist erfüllt.

Doch du, der jetzt du lenkst des Vaterlands Geschick,
O! stehe fest! o! wanke jetzt keinen Augenblick;
O! sieh wie Klio's Auge so ernst jetzt blickt auf dich,
O! sei dem deutschen Volke kein zweiter Metternich!
Vermähle du, du kannst es, reich' nur dem Volk die Hand,
Die Freiheit mit der Größe im deutschen Vaterland!
Wir segnen den Befreier, wir fluchen dem Verrath,
Auf! und vollziehe endlich der Deutschen größte That!

Mannigfaltigkeiten.

Aus Oldenburg wird vom 14. August gemeldet: Auch unter den Turcos gibt es Menschen. Ein beim 6. Regiment stehender Lieutenant K. von hier, welcher bei Wörth durch einen Schuß ins Bein eine Fleischwunde erhalten, erzählt in einem Briefe an seine Verwandten einen Zug von den Turcos, welcher mit den bisherigen Anschauungen über diese wilde Truppe sehr im Widerspruch steht. Nach seiner Verwundung in ein Haus gebracht, lag er lange Zeit hülflos da, bis vier Turcos sich in dasselbe flüchteten, welche nun den verwundeten Offizier kunstgerecht verbanden, ihm sodann aus ihrem eigenen Tabaksvorrath Papier-Cigarren fabrizirten und sich nachher ruhig gefangen nehmen ließen.

Man schreibt aus Köln vom 17. August: Die von belgischen und deutschen Zeitungen gebrachte Nachricht, daß der bekannte Komponist J. Offenbach, sein Vaterland vergessend, ein neues französisches Kriegslied, **Dieu garde l'Empereur**, komponirt habe, wird von ihm selber in einem Briefe an seine hier lebende Schwester auf das Entschiedenste in Abrede gestellt. Die Frau Offenbach's sagt in einem andern Schreiben an die hier lebenden Verwandten, „daß ihr Mann nie eine Note für ein Lied gegen Deutschland geschrieben habe noch schreiben werde, und er, obgleich er in Frankreich naturalisirt sei, nie das Land vergessen könne, in dem er das Licht der Welt erblickt."

Darmstadt, 15. Aug. Dieser Tage wurde hier ein Dienstmann mit einer fremden Dame getraut, welche er seither nie gesehen, und die nach der erfolgten Trauung sofort wieder abreiste, während ihr zurückbleibender „Gatte" 150 fl. und einen neuen Anzug erhielt, und über den sonderbaren Handel seelenvergnügt ist.

Werther's Leiden, zweite Pariser Ausgabe, ist beendet. Der Verfasser begab sich nach Berlin in den Ruhestand, wo er nun Muse findet, sein angefangenes Werk: Cäsar's Ende und Tod" in raschen Stößen folgen zu lassen. Druck von O. Bismarck, mit Stahlstichen von Wilhelm, Friedrich und Carl.

In Darmstadt passirte am 16. August ein Zug Landwehr durch, von welchem ein Waggon die originelle Aufschrift trug: „Vor Durst zu bewahren!"

Auflösung des Räthsels in Nr. 178:
Eiche, Ich.
Richtig gelöst von Gustav Kern.

[illegible]

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 181 Freitag, 12. August 1870.

Die französischen Gefangenen.

(Schluß.)

Sehr verschieden sind auch die vielen französischen Offiziere aller Grade. Manche sind ohne Zweifel Männer von Erziehung und Bildung und benehmen sich anständig, zurückhaltend, aber höflich; andere hingegen scheinen recht rohe, ungebildete Gesellen zu sein, die auch jetzt noch nach gewohnter Weise arrogant und übermüthig auftreten möchten, und z. B. kaum danken, wenn die preußischen Offiziere sie zuerst höflich grüßen. Auch wollen sie jetzt noch Ansprüche machen und verlangen hier, wo die Sieger oft sich Entbehrungen auferlegen müssen, noch besondere Berücksichtigungen. Von der Anmaßung einzelner gefangener französischer Offiziere sah ich gestern noch ein rechtes Beispiel. Ein älterer preußischer General mit schon grauem Barte redete zwei gefangene unverwundete französische Offiziere sehr freundlich an. Die Flegel dankten kaum und hielten es nicht für nöthig, von ihren Stühlen nur aufzustehen. Da packte ein sehr großer preußischer Unteroffizier, der zufällig in der Nähe stand, den einen Franzosen, der noch ein junges Bürschlein mit recht frech aussehendem Gesichte war, ohne Weiteres am Kragen, hob ihn in die Höhe und stieß ihn dann auf den Boden, zornig sagend: „Sie, Polisson, wenn ein preußischer General Ihnen die Ehre erzeigt, überhaupt nur ein Wort mit Ihnen zu reden, so gehört es sich, daß Sie dabei aufstehen!“ Wie der Blitz sprang jetzt auch der andere französische Offizier auf. Ueberhaupt, die Unverschämtheit der Franzosen wird ihnen sehr gehörig von uns ausgetrieben werden, darauf kann man sich sicher verlassen. Unsere braven Soldaten betragen sich indeß mildthätig gegen alle Verwundeten, haben die beste Mannszucht, so daß z. B. in allen von uns besetzten französischen Orten auch noch kein Exzeß, keine Plünderung irgend einer Art vorgekommen ist und alle Landleute in Weißenburg, Lauterburg und Sulz mitten wie im tiefsten Frieden die Märkte mit ihren Erzeugnissen besuchen; aber wenn die Franzosen grob und insolent auftreten wollen und noch immer den komischen Wahn hegen, sie wären die „grande nation“ und wir Deutsche müßten in tiefer Demuth uns ihrer Arroganz fügen, so bekommen sie es tüchtig auf die Köpfe.

Gerade die Anwesenheit und die treffliche Kameradschaftlichkeit der bayerischen und preußischen Truppen, die nicht genug hervorgehoben werden kann, trägt selbst sehr viel zu dieser guten Mannszucht bei, denn beide Truppen haben jetzt förmlich einen regen Wetteifer, darin zu rivallisiren und sich auszuzeichnen.

Aber all dieses bunte, mannigfaltige, malerische Treiben auf dem Bahnhofe zu Weißenburg wird wieder durch den Anblick der Hunderte von Verwundeten, die überall umherliegen, gar sehr getrübt. Es sind in dem kleinen Weißenburg allein jetzt an 3000 Verwundete. Alle öffentlichen Räume sind zu großen Lazarethen umgewandelt, täglich fahren lange Bahnzüge die leicht Verwundeten in alle Gegenden Deutschlands zur besseren Pflege, und immer auf's Neue kommen die Reihen der kleinen Ochsenwagen an, die von dem Schlachtfelde bei Wörth die blutigen Früchte hieherbringen. Jetzt noch, nach zwei bis drei Tagen nach der Schlacht, werden in den Büschen und Holzungen manche Verwundete, die bis dahin ohne Speise, Trank und Verband gelegen haben, aufgefunden. Wenn einige 80,000 einen ganzen Sommertag in äußerster Wuth mit Zündnadelgewehren, Chassepots, Mitrailleusen und Granaten sich einander beschießen, so muß es sicherlich wohl Verwundete und Todte zu Tausenden geben. Oft wunderlich zusammengefügte Paare, wie es gerade der Zufall geleitet, enthält so ein langer, schmaler elsäßer Bauernwagen mit seinem Ochsengespann. Da liegt ein Kabyle in weißem, feinem Burnuß, der jetzt freilich von Blut arg geröthet ist, den weißen Turban auf dem glatt geschorenen Haupte; wie aus dunkler Goldbronze sind seine Gesichtszüge gegossen, die dunklen Augen rollen wild, krampfhaft hebt sich seine entblößte Brust — und neben ihm liegt ein großer, blondhaariger und bärtiger, blauäugiger, derber Westphale, so ein rechtes Bild eines frischen norddeutschen Mannes, jetzt freilich auch von Blutverlust gebleicht und erschöpft. Der Kabyle und Westphale vertragen sich jetzt gut, der Schmerz der Wunde hat sie, die gestern noch in grimmiger Wuth gegen einander kämpften, nun zu trefflichen Kameraden gemacht.

Und unter all diesem Blut und Elend und diesen Schaaren von Verwundeten, die den kleinsten freien Raum erhalten, wandeln wie Engel des Friedens die

barmherzigen Schwestern und Diakonissen; überall helfend, überall tröstend, erquickend. Sie spenden ihre Milde dem Kabylen wie dem Deutschen, dem korsischen Banditen, den Napoleon gegen uns hetzte, wie dem begeisterten Jünglinge, der für Deutschlands Ehre jetzt zu den Waffen griff. Die barmherzige Schwester oder Diakonissin kennt nur leidende Mitmenschen, die ihrer Pflege bedürftig sind, ein anderer Unterschied besteht für sie nicht. Und auch dem Sterbenden bringt sie im letzten Augenblicke noch Trost. Ich habe gesehen, daß eine junge barmherzige Schwester zwischen einer Gruppe von Sterbenden niederknieete. Dem Einen, einem Soldaten aus Westphalen, reichte sie das Kreuz, welches sie am Gürtel trug, zum Küssen. Mit wahrer Verklärung drückte der Sterbende dieses heilige Zeichen auf die Lippen, stieß einen leisen Seufzer aus, rief den Namen „Heilige Maria!“ und war eine Leiche. Als sich die Schwester jetzt aber zum Zweiten, der auch schon in den letzten Zügen lag, wandte, um diesem ebenfalls das Zeichen des Kreuzes zu reichen, drehte der braune Sohn der Wüste verächtlich den Kopf weg. Von Algerien her konnte ich noch den arabischen Gebetspruch: Allah il allah et sidi Mahomed, rasol allah! (für richtige Ortographie stehe ich nicht), sprach ich dem Sterbenden in das Ohr und legte ihn dann mit dem Gesichte in die Richtung gegen Mekka. Ein dankbares Grinsen belohnte mich für diesen letzten Liebesdienst, und im Todeszucken umklammerte der Sterbende meinen Arm so heftig, daß ich die blauen Merkmale davon noch lange tragen werde. So war auch der Sohn der Wüste, der Mohamedaner, in seinem Glauben gestorben und der letzte Hauch des Lebens ihm dadurch versüßt worden.

Diakonissinnen, barmherzige Schwestern, Johanniter- und Malteser-Ritter, freiwillige Aerzte und Krankenpfleger, kurz, Hunderte von Personen aller Konfessionen und Stände wetteifern jetzt hier in der Pflege der Verwundeten, und Alle, Alle finden hier nur zu reichliche Arbeit bis zur Erschöpfung ihrer Kräfte.

Dazwischen brüllen Schlachtochsen, die seit 48 Stunden kein Wasser und Futter in den Eisenbahnwaggons erhielten, wiehern Pferde, knallen Peitschen, pfeifen die Lokomotiven, hört man Flüche, Befehle in allen möglichen Dialekten Deutschlands, küssen und umarmen sich bayerische, preußische, badische, württembergische Soldaten, die in dem rothen elsässer Weine, der in Ueberfluß für geringes Geld zu haben ist, sich in die heiterste Stimmung versetzen und versichern, sie seien die besten Freunde der Welt, sie wären deutsche Brüder und wollten nur mit einander, aber niemals gegen einander kämpfen.

So geht es jetzt in Weißenburg zu.

Den 8. August. (Köln. Ztg.)

Vom Kriegsschauplatz.

Reichshofen, 8. Aug.

Ueber den Gang der Schlacht bei Wörth werden die Zeitungen berichtet haben; dagegen glaube ich, daß es interessiren wird, wenn ich meine Erlebnisse nach der Schlacht und das Schlachtfeld selbst beschreibe, das ich gestern in einer Ausdehnung von 3 Stunden durchritten.

Vorgestern Abend lagen wir noch in Lauterburg, bekamen Befehl zum Abmarsch nach Hoffen ins Bivouak, in der Nacht heftiger Regen, der den ganzen Montag Morgen fortdauerte. Morgens 4 Uhr Befehl zum Vorrücken nach Reichshofen (kleines elsäßisches Städtchen) am Fuß der Vogesen, in deren Bergen ich heute in einem eleganten Zimmer eines in der Angst geflüchteten hiesigen Fabrikanten wohne.

Da unser Spital wegen der weichen Erde nur langsam vorwärts kommen konnte, wurde ich mit Dr. . . . vorausgeschickt, um in Reichshofen dem Stabsarzt die voraussichtlich etwas spätere Ankunft des Spitals zu melden. Bis nach Sulz war die Straße leer, das Feld mit Ausnahme der Biwouakplätze noch wohl erhalten; eine Viertelstunde vor Sulz begann mein Schimmel unruhig zu werden, Leichengeruch verpestete Anfangs in geringem, später in stärkerem Grade die Luft, 100 Schritte vor uns lag das erste todte Pferd, auch ein Schimmel, ich hatte große Mühe, den meinigen vorbeizubringen, da er offenbar über seinen todten Kameraden höchlich alterirt war; rechts und links von der Straße weit hinein ins Feld bis an den nächsten Waldessaum sah man nun noch eine Reihe von todten Pferden, an einer Stelle 5 neben einander, da und dort waren Menschen beschäftigt, große Löcher zum Verscharren zu graben; todte Menschen hatten wir noch keine gesehen, ohne Zweifel waren sie hier schon beerdigt.

In der Nähe von Wörth geriethen wir mitten unter die Kolonnen des schlesischen Armeekorps und kamen zwischen ihnen nur langsam vorwärts. Rechts an der Straße war ein Garten, in welchem wiederum Leute mit Gräbermachen beschäftigt waren; daneben lagen in einer Hopfenplantage 4 todte durch Fäulniß zum Theil schon entstellte Zuaven, für welche das Grab bestimmt war.

Von jetzt ab entfalteten sich die Gräuel des Krieges von Minute zu Minute grausenhafter. Vor unseren Augen, jenseits Wörth, Reichshofen zu, zieht sich ein ziemlich steiler Berg; an dessen Abhang rechts und links von der Straße, in Baumgärtern, im Ackerfeld und zumeist im Straßengraben hatten wir einen erschütternden Anblick: der ganzen Stellung entlang fast nur todte Preußen, meist vom 14. und 48. Infanterie-Regiment, auf 3 Preußen höchstens ein todter Franz

zose; besonders Zuaven und afrikanische Jäger, wenig reguläre Infanterie. Die Franzosen lagen fast alle auf dem Bauch; auf einem Haufen 3 Zuaven, an andern Stellen aber auch wieder 5 und 6 todte Preußen, sehr viele mit Kopfschüssen.

Erst nachdem wir den Gipfel des Berges erreicht hatten, wurde das Zahlenverhältniß umgekehrt, jetzt nur noch wenige todte Preußen, dagegen sehr viele Kabylen und französische Linieninfanteristen. Je näher wir dem Dorf Fröschweiler kamen, je zahlreicher wurden die todten Franzosen. Rechts an der Straße lagen zwei württembergische Offiziere, die ich nicht kannte, nicht weit entfernt davon nebeneinander ein preußischer Soldat neben einem Zuaven, die der Richtung der Bajonette nach beide mit dieser Waffe gegeneinander gefochten hatten. Dazu kam jetzt noch starker Brandgeruch; vor uns lag der Ort Fröschweiler, bei dessen Einnahme namentlich das 2. württembergische Infanterie-Regiment und das 3. Jäger-Bataillon engagirt waren.

Im Dorfe selbst konnten wir wegen der stockenden preußischen Munitionsreserve nicht vorwärts kommen. Von 2 württembergischen Jägern wurden wir mit unbeschreiblicher Freude bewillkommt und dringend gebeten, uns hier zu verweilen und einigen 36 schwerverwundeten Kameraden die erste ärztliche Hülfe angedeihen zu lassen.

Diese Aufforderung durften wir nicht zurückweisen; in verschiedenen Scheuern zerstreut fanden wir hungrige und durstige Schwerverwundete zum Theil in grauenerregendem Zustande. Zwei Verwundete, die beide dem Tode nahe waren, der eine mit einem Schuß durch beide Schläfen, der andere durch die Brust, lagen völlig entblößt, röchelnd und frierend und Niemand war da, der ihnen etwas hätte geben können; ein freiwilliger Verwundetenpfleger aus Rheinpreußen zog sein eigen Hemd aus und gab es dem einen derselben, für den andern fand ich Monturstücke von todten Soldaten. Nachdem wir die Landsleute und andere Deutsche, die zwischen ihnen lagen, Bayern und Preußen, nothdürftig verbunden hatten — wir hatten nur unsere Verbandtaschen und nicht unsere Verbandwägen bei uns — war ich Zeuge einer erschütternden, aber rührenden Scene. Ein Soldat des 46. preußischen Infanterieregiments Julius Penhart, war in den Oberschenkelknochen geschossen. Sein Bruder bat mich, doch nach ihm zu sehen und ihm die Kugel auszuziehen; die Kugel stack fest im zersplitterten Knochen, ich konnte sie nicht herausbringen. Dieser Bruder mußte mit seiner Truppe weitermarschiren, einen Bruder hatte er todt auf dem Schlachtfelde zurückgelassen und die Verwundung des zweiten mußte als sehr bedenklich bezeichnet werden. Mit zitternder Stimme, aber ohne Thräne, sah ich ihn sich verabschieden und den Bruder trösten; wie gerne wäre er dageblieben, um für den Armen zu sorgen, aber er äußerte nicht einmal den Wunsch und marschirte, nachdem er mir mit innigem Dankgefühle die Hand geschüttelt, mit seinem Regimente weiter. Von diesem Dankgefühle, von dem großartig wohlthuenden Eindruck, den unter diesen Umständen das Erscheinen des Arztes hervorbringt, macht sich nur der einen Begriff, der selbst in dieser Lage war.

Leider gaben die meisten Verwundungen, die ich in Fröschweiler sah, schlechte Aussicht auf Erfolg. Die meisten der Verwundeten waren von Samstag Mittag bis Montag Früh in Regennächten draußen ohne Nahrung und Getränke auf dem Felde verblieben, und erst Montag in Scheuern gelegt worden. In dem Orte selbst war kein Wasser zu finden, die Bevölkerung hatte die Wassereimer abgerissen! Von Speisen war auch nicht die Rede, und als einzige Erfrischung konnte ich den Armen meinen Cognac reichen.

Die Bevölkerung von Wörth und Fröschweiler hatte sich am Kampfe betheiligt, und aus den Häusern hinterrücks auf durchmarschirende Truppen geschossen. Zur Strafe hiefür wurden 17 Zivilisten, die eingebracht waren, an ihrer Spitze ein Schulmeister, ohne weitere Prozedur durch eine Abtheilung bayrischer Soldaten hinausgeführt und erschossen, der Ort Fröschweiler selbst aber in Brand geschossen. Das Bild der Zerstörung war grausenhaft. Von der schönen Kirche stand nur noch die westliche Façade, der ganze Giebel und die Seitenwände waren zusammengebrochen und hatten eine ganze Masse Franzosen, die dort Schutz gesucht, erschlagen.

Das arrogante ärztliche Personal, das bei den zahlreichen Verwundeten geblieben war, hatte für diese ein schönes Gebäude (Schloß) in Anspruch genommen und vollkommen belegt. Diese französischen Aerzte laufen wie die Metzger in blutigen Schürzen in den Straßen herum zum Entsetzen der Verwundeten und zum Abscheu für ihre deutschen Kollegen, die ob solcher Koketterie entrüstet sind. Jenes Schloß und die angränzenden Scheunen waren von mehr als 200 Verwundeten belegt, mitten unter ihnen theils Todte, so ein französischer Offizier, und Sterbende. Im Schloßhofe stand der französische Operationstisch, auf dem unausgesetzt gearbeitet wurde.

Die schwarzen häßlichen Gesichter der Turcos, die wilden trotzigen Züge der Afrika-Jäger, die selbst verwundet noch raisonniren und schimpfen und, wenn sie bewaffnet wären, sogar gefährlich werden könnten, geben eine traurige Illustration zu den zivilisatorischen Fortschritten, welche uns durch sie nach Deutschland hätten gebracht werden sollen, und wir dürfen in der That froh sein, daß dieses Gesindel nicht zu uns herübergekommen ist. (Schw. M.)

Römische Briefe.

(Fortsetzung.)

Die Sitzung am 16. Juli wurde wegen der von den bedingt Stimmenden eingereichten Vorschläge gehalten. Die Legaten hatten möglichste Berücksichtigung verheißen, welche darin bestand, daß eine Stelle gestrichen, eine andere eingeschaltet wurde. Auf den Antrag einiger Spanier, den die Glaubensdeputation sich aneignet, beschloß nämlich die Mehrheit die Worte am Eingang des vierten Kapitels zu streichen: „Der Papst werde nichts definiren, **nisi quod antiquitus tenet cum ceteris ecclesiis apostolica sedes.**“ Man fand nun, daß der päpstlichen Unfehlbarkeit und Definitionswillkür damit zu enge Gränzen gezogen seien. Und da die Minderheit noch am Tage vorher dem Papste den besonderen Wunsch ausgesprochen hatte, daß doch der Konsensus der Kirchen als zu einer Lehrdefinition erforderlich erwähnt werden möge, so wurde, wieder auf Antrag spanischer Bischöfe, im vollständigsten Widerspruch dagegen, jetzt beschlossen, es bei den Worten „**definitiones Pontificis ex sese seu per sese esse irreformabiles**“ nicht bewenden zu lassen, sondern noch beizufügen: **non autem ex consensu ecclesiæ.** So ist denn das Unfehlbarkeitsdekret, wie es jetzt von der katholischen Menschheit unter Strafe des Anathems gläubig angenommen werden muß, ein eminent spanisches Erzeugniß, wie sich das auch geziemt für eine Lehre, die unter dem Schatten der Inquisition geboren und großgezogen wurde.

In der letzten Kongregationssitzung waren drei Bischöfe der Glaubensdeputation, der Neapolitaner d'Avanzo, Bischof von Calvi und Teano, Zinelli von Rovigo, der Urheber des berüchtigten Zusatzes zum dritten Kapitel des dritten Kanons, und Gasser von Brixen. D'Avanzo war spaßhaft aufgelegt: „Gleichwie,“ sagte er, „der Engel dem Apostel Johannes geboten habe, ein Buch zu verschlucken, mit der Bemerkung: es wird deinen Bauch verbittern, aber in deinem Munde süß schmecken wie Honig, so müssen wir Bischöfe jetzt dieses Unfehlbarkeitsschema verschlucken, und ich habe es bereits gethan. Es wird zwar auch vielen von uns Bauchgrimmen verursachen, wir müssen aber gleichwohl thun, als ob wir Honig im Munde hätten.“ Gasser, als Redner **se ipse amans sine rivali**, wie Cicero von Pompejus sagt, hielt wieder eine endlos lange Rede bis zur äußersten Ermüdung der gezwungenen Zuhörer; doch nicht ohne einiges diesem Auskehricht untermischtes Gold. Zu dem Letzteren rechne ich seine Erklärung: Konzilien seien bisher nur nothwendig gewesen für Leute von verdorbenem Glauben, die dem Papste für sich nicht glauben wollten, während jeder gute Christ stets dem Papst ohne Weiteres geglaubt habe. Jetzt indeß: **quid credendum sit unice ab arbitrio Pontificis in posterum dependebit.** Da konnte ein berühmter ungarischer Bischof sich nicht enthalten zu seinen Nachbarn zu sagen: „**Si etiam infallibilitas Pontificis contenta esset in sacra scriptura magis compromitti non posset quam hoc levissimo ac ineptissimo sermone, quo auditores ex integro jam lassos ad vomitum movit et martyres reddidit.**“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Von der Schlacht bei Saarbrücken werden einzelne erschütternde Scenen erzählt. Auf den Spicherer Höhen sollen die Todten und Verwundeten haufenweise gelegen haben, so daß ein Darüberhinschreiten unmöglich war. Nach der Schlacht traf ein Westphale, der zur Hilfe für die Verwundeten anwesend war, einen preußischen Infanteristen, der an einer Mauer lehnte; ein Schuß war ihm durch den Leib gegangen. „Willst du trinken, Kamerad?“ fragte der Westphale. Blaß und furchtbar entstellt im Antlitz, schüttelte der Verwundete das Haupt und bedeutete dem zu Hilfe Gekommenen nur, daß er ihm die Lippen anfeuchten möge. Das geschah, und nun fragte der Sterbende flüsternd, ob er schreiben könne. Der Westphale bejahte und zog seine Brieftasche heraus; mit brechendem Auge diktirte Jener: „Lebe Mutter, leb' wohl!“ und die Adresse: Berlin, Oranienstraße N . . . . Hierauf redete ein anderer schwer Verwundeter dicht nebenbei den Westphalen an und bat um einen Trunk, und während dieser sich umdrehte, um den Blutenden zu laben, röchelte der Erste und verschied.

Man schreibt aus Königsberg, 16. Aug.: Am Samstag wurde der Parolebefehl ertheilt, daß unsere Militärs vom Feldwebel abwärts den französischen Offizieren die üblichen Honneurs zu machen haben. Andererseits sind die letzteren angewiesen worden, unsere Offiziere zuerst zu grüßen. Wie im Jahre 1866 die gefangenen österreichischen Offiziere, so erhalten nun auch die französischen bis zum Hauptmann einschließlich 15 Sgr., die Stabsoffiziere ohne Unterschied 25 Sgr. tägliches Traktament.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers [illegible]

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 182 Dienstag, 23. August 1870.

Vom Kriegsschauplatz.

Aus dem Hauptquartier Pont à Mousson, 15. Aug.

Die auf dem Rückzuge befindliche französische Armee, und namentlich die in derselben befindlichen Elsäßer, haben das Gerücht verbreitet, daß die vorrückende deutsche Armee alle jungen Leute sofort in die Uniform stecke und dann in die vorderste Reihe stelle, wenn es zum Treffen komme. Dadurch in Furcht gesetzt, hatten sich alle jungen Leute in Lothringen nach dem Gehölze geflüchtet, und so geschah es, daß gestern (14.) einige Leute, von einer Patrouille in der Nacht angerufen, dieselbe auf sich Feuer geben sah, und daß dabei — es war in der Nähe von Vigny — ein junger Bauer erschossen und zwei verwundet wurden. Die Letzteren wurden von dem Leibarzte des Königs auf der Fahrt desselben nach Pont à Mousson verbunden. Natürlich wird daraus von den Pariser Journalen von Neuem Kapital gemacht und die entsetzliche Grausamkeit der deutschen Truppen aus sittlichster Entrüstung an den Pranger gestellt werden.

Interessant ist das Gruppenbild, wie der gegenwärtige Moment es auf der Chaussee darbietet. Nämlich die Feldpost reitet die Landstraße ab, um die Briefe der Truppen einzusammeln. Mit dem Posthorn und mit halbgefüllten Leinbeuteln und Ledertaschen behangen, schaut der Reiter friedlich lächelnd vom Pferde herab und nimmt mit beiden Händen, von rechts und von links die Briefe entgegen, mit denen die Soldaten das Pferd des Postillons umlagern. Wie eine Reiterstatue ragt der geduldige, freundliche Feldpostillon aus der Gruppe der Jäger hervor. Ein lustiger Oberjäger begleitet die Uebergabe seines Briefe mit dem spaßhaften mündlichen Auftrage an den Postillon: „Schönen Gruß zu Hause!“ Da der Zudrang der Briefbringer nicht aufhören will, reißt endlich selbst dem Postillon die Geduld: lächelnd gibt er dem Pferde die Sporen, bricht sich eine Gasse durch die Leute und galopirt weiter, wo in 10 Minuten Entfernung auf sein Signal schon eine andere bivouakirende Truppe seinem Pferde den Weg verlegt. Heute ist der Andrang zu diesem reitenden Briefsammler um so größer, als die meisten Leute gestern Angesichts der gestern in Aussicht gestellten Schlacht ihre Abschiedsbriefe geschrieben hatten.

Es wird der Feldbrief eines Kölner Kavalleristen vom 14. August mitgetheilt, der von einem von ihm ausgeführten Rekognoszirungsritt in der Nähe von Thionville wie folgt berichtet: So eben komme ich von einem achtstündigen Ritte zurück. In den Dörfern waren Thüren und Fenster auf das Festeste verschlossen, und ist kein Mensch, kein lebendes Wesen zu sehen, nur an einem Hause war ein Hund, welcher sich ängstlich an eine Thür anlehnte. So ritten wir stets singend durch mehrere Orte bis zwei Meilen vor Bouzonville, wo wir Halt machten, es war gegen halb 2 Uhr Nachts. Wir legten uns komplet vor die Pferde und um 4 Uhr gings weiter. Der erste Zug der dritten Eskadron unter Lieutenant v. Voigts-Rhetz war kommandirt, die Flanke der Division zu decken und das Terrain auf der Straße von Bouzonville nach Thionville zu untersuchen. Ich mußte also mit. 22 Mann stark, trabten wir vom Regimente weg. Vor dem ersten Dorfe wurden auf der Anhöhe rechts zwei schwarze Punkte bemerkt, welche sich hin und her bewegten. v. Voigt-Rhetz kommandirte mich mit einem Manne, zu suchen, was das sei, er glaube, es seien feindliche Vedetten. Ich ritt hin und fand — zwei kleine Bäumchen, welche sich im Winde hin und her bewegten. Also zurück; bei meiner Meldung wurde herzlich gelacht. Wir passirten ungeschoren Bouzonville, Thalheim, Kedange und mehrere kleinere Orte. Vor Kedange zerstörten wir den Telegraphen, welcher nach Metz führt, und ritten weiter mit leerem Magen.

Als wir bis 11 Uhr geritten und zehn Kilometer von Thionville ab waren, meldete die Spitze, daß sich feindliche Dragoner zeigten. Es wurde Halt gemacht, und im Schritt auf eine Anhöhe der Chaussee geritten, und wirklich sahen wir die Kerle da unten vor dem Dorfe mit Einladen von Hafer beschäftigt. v. Voigts-Rhetz ließ aufmarschiren und sandte eine Patrouille nach rechts, zwei Gehöfte zu untersuchen. Hier fand sich nichts. Nichts desto weniger stand der Feind vor uns. Wir zogen die Palasche, befestigten die Pistolen am Riemen und trabten weiter bis an das Dorf, in welches sich der Feind zurückgezogen. Unteroffizier Golz ging mit einer Patrouille von drei Mann nach links, ich mit zwei Mann nach rechts. v. Voigts-Rhetz mit den 16 Mann verfolgte die Dorfstraße. Als ich eben von meiner Seite durch einen schmalen Weg in das

Dorf einlenkte, sehe ich die Dragoner, welche, als sie uns gewahrten, Reißaus nahmen. Das Dorf war weiter nicht besetzt, und sagten die Bewohner, es sei nur die feindliche Patrouille dort gewesen. Ich ward mit zwei Mann als Spitze vorgeschickt. Vor dem Dorfe, etwa 1000 Schritte, befindet sich ein Wald. Hierin konnte man durch das Fernrohr Leute mit grauen Röcken bemerken. Ich machte Halt und ließ melden. Der Lieutenant kommandirte: „Im Trabe weiter!"

Als ich an den Wald kam, sprangen gewiß zwölf Nationalgardisten aus dem Busch heraus, aber statt zu schießen, warfen sie Alles weg und liefen über den Weg in den Wald, der bis Thionville geht.

Etwas weiter bemerkten wir die Dragoner. Voigts-Rhetz sagte nun: „Wir müssen sie haben, ich baue auf Sie!" — Gut! — Ich wählte mir vier Mann aus, welche auch herzlich gern mitgingen, ritten im Trabe, die Augen nach allen Seiten aufhaltend, die Helme fest im Nacken und den Palasch in der Hand, weiter. Als die Dragoner uns wieder sahen, machten sie wieder weg gegen das Dorf O.-Teutz, wir sprengten zur Carrière und in Carrière durch das Dorf, dessen Bewohner nach allen Seiten in die Häuser flohen, immer den Dragonern nach. Bis auf hundert Schritt waren wir heran, als wir hinter uns unsere Leute ebenfalls in der Carrière kommen hörten. Furcht kannte ich in dem Momente nicht. Die Dragoner, mit den Säbeln auf die Pferde hauend (es waren deren 4), eilten vor uns her, wir nach. Die Pferde keuchten, doch gab es Sporen in ganzen Portionen. Voigts-Rhetz, dessen Pferd besser lief als die unserigen, holte uns ein und lief mit uns. Auf 20 Schritte an den Kerls schoß Voigts-Rhetz, doch versagten alle Schüsse seines Revolvers.

Die Jagd ging vorwärts, da plötzlich sahen wir vor uns eine Zugbrücke und Leute nach allen Richtungen auseinander stäuben. Wir waren in den Wällen von Thionville. Da plötzlich krachten Schüsse. v. Voigts-Rhetz kommandirt: „Kehrt!" Wir trabten eine Strecke zurück. Die Kugeln flogen gewiß eine Meile weit über uns weg. Niemand ward getroffen, nur ein Pferd verwundet. Ein Mann kommt uns nachgetrabt und fleht, ihn mitzunehmen. Es war ein preußischer Gefangener, welcher dort in Thionville auf und in den Wällen mit Abhauen von Holz und Einsenken von Vorräthen beschäftigt worden. Dieser erzählte uns, als wir Halt machten, daß die Thorwache, als die Dragoner herangesprengt, sogleich alles weggeworfen und sich aus dem Staube gemacht; er habe den Augenblick benutzt und sei, als er unser ansichtig geworden, entsprungen. Er sagt, daß Thionville nur von 2 Eskadronen Dragonern und Nationalgarden besetzt sei, und man eine furchtbare Angst vor den Preußen habe. Als wir uns in Marsch setzten, sehe ich einen französischen Soldaten dahin sprengen, und ihn gefangen nehmen, war rasch geschehen, obgleich der Kerl keinen Pardon annehmen wollte. Er war ein Nationalgardist. Ich brachte ihn dem Lieutenant; zwei andere Leute hatten den mit 3 Pferden bespannten Dragoner-Fouragewagen eingeholt und brachten ihn. Der Gefangene wurde darauf gesetzt und durch die Dörfer ging es im Trabe zurück, da wir glaubten, der Feind werde uns verfolgen, was jedoch nicht geschah. Wir ritten wieder bis Redange zurück. Dort brachten uns die Bewohner Fleisch und Wein in Hülle und Fülle und baten, „nur nicht die Häuser zu zerstören."

Als wir eine Stunde gerastet, kommandirte mich der Lieutenant, mit 2 Mann und dem Rapporte und Wagen und Gefangenen das Regiment aufzusuchen. Also wieder weiter, ich war todtmüde, vom Regiment zur Division, wo ich dem Grafen von der Gröben Exzellenz Details erzählen mußte. Er drückte mir die Hand und sagte, dieses sei brav gewesen, ging selbst mit mir zum Regimentskommandeur und sagte, ich sollte noch die Nacht zum Generalkommando, den Gefangenen abliefern und Rapport abstatten. Da mein Pferd nicht mehr konnte, erhielt ich einen Wagen. Ich lieferte den Gefangenen in Barize ab und stattete schriftlich Rapport ab, worüber man mir sehr viel Elogen machte. Exzell. v. Steinmetz ließ mir Essen und 2 Flaschen Wein bringen, gab mir sofort den Gegenbefehl, und hatte ich eben dieses Schreiben angefangen, als ich wieder fort mußte nach Barize. Da ich durch unsere Vorposten mußte, gab man mir Vollmacht, mir, wenn ich sie nöthig finde, Bedeckung mitgeben zu lassen, was ich auch bei der letzten Feldwache that. Der Weg führte zwischen unsern und den französischen Vorposten durch und kam ich glücklich an.

Römische Briefe.

(Fortsetzung.)

Am Schlusse der Sitzung vom 16. d., der letzten, welcher die Bischöfe der Minderheit beiwohnten, ereignete sich noch ein merkwürdiges Nachspiel. Es wurde nämlich eine Ansprache an die Väter verlesen und gedruckt vertheilt, in welcher die Legaten in den stärksten Ausdrücken Klage führten über gewisse Schriften, welche den Verlauf des Konzils darstellen. Zwei wurden genannt, und als „verläumderisch" bezeichnet, beide zu Paris erschienen, die eine (von Gaillard) **Ce qui se passe au Concile**, die andere von einem hochgestellten, durch Geist, Beredtsamkeit und Kenntnisse ausgezeichneten Mann, einem Mitgliede des Konzils, der, wie kaum ein anderer, in der günstigsten Lage sich befand, das ganze Gewebe zu durchschauen. Es ist die schon genannte: **„La dernière heure du Concile."** Hier wird das persönliche Eingreifen des Papstes und der von ihm ausgeübte Druck vollkommen wahrheitsgemäß in kräftigen Zügen geschildert.

Die Schrift hatte bereits großes Aufsehen erregt, und als die Legaten die Bischöfe aufforderten, sie mit ihnen zu verdammen, schrieen die Italiener und Spanier, die sie — des Französischen meist unkundig — nicht gelesen hatten, sofort: Nos condemnamus. „Wir nicht!“ riefen Bischöfe der Minderheit dazwischen. Darauf wurden Jedem Exemplare dieser Ansprache eingehändigt, mit der Aufforderung, eines davon mit seiner Namensunterschrift zurückzugeben. Dieß hatte jedoch schlechten Erfolg; Haynald sagte den Legaten im Namen der ungarischen Bischöfe: sie möchten nur die „Letzte Stunde“ erst ins Lateinische übersetzen, und so ihnen zustellen lassen, dann würden er und seine Kollegen sehen, ob sie denn wirklich so schlimm sei, wie die Kardinäle behaupteten.

Zu der Promulgationssitzung vom 18. Juli waren aus Süd- und Mittel-Italien alle Bischöfe, die noch aufgetrieben werden konnten, oder die früher wegen Kränklichkeit oder Altersschwäche Urlaub erhalten hatten, mit gemessenen Befehlen herbeigezogen worden. Von den Kardinälen fehlte Hohenlohe. Die übrigen, auch Antonelli, waren erschienen; aber nur drei: Patrizi, Bonaparte und Panebianco, legten durch Stimme und Haltung — sie standen dabei auf — eine gewisse Spontanität und Energie in ihr Placet. Am meisten wurde Guidi bemerkt; gedrückt und in sich gekehrt, saß er da, und das Placet entwand sich nur mühsam, kaum hörbar, seinen Lippen. Die beiden Verneinenden waren der Bischof Riccio von Cajazzo und der Bischof von Little-Rock, Fitz-Gerald. Als der die Namen und Stimmen recitirende Monsignore dem einen dieser beiden Prälaten aus eigenem Vorrath ein Placet untergelegt hatte, rief dieser mit einer Stentorstimme: Nein, Non placet!

Da alle Bischöfe der Opposition bis auf zwei sich fern hielten, und bei dem Aufruf jedes nur einigermaßen berühmten Namens ein abest erscholl, so hatte der heil. Geist keine Gelegenheit, Bekehrungswunder zu wirken; alles verlief prosaisch, ordnungsmäßig, ohne Sensation, wie das Räderwerk einer Uhr. Jeder der Bezahlten hatte seine Schuldigkeit gethan, und Papst und Monsignori finden, daß das Konzil zwar viel Geld gekostet habe, daß aber dieses Geld wohl angelegt sei, und reichliche Zinsen tragen werde. Unter den Ueberläufern war der auffallendste Landriot von Reims. Von sämmtlichen Bischöfen hatte keiner früher den Mund so voll genommen, keiner mit solcher stets fließenden Wortfülle seine fallibilistische Gesinnung Jedem, der ihm in den Weg kam, verkündet. Jetzt sagt er, wie Talleyrand: er sei nur früher angekommen als Andere. Das klerikale Rom ist, so viel ich jetzt schon wahrnehmen kann, nicht gerade in einer besonders gehobenen oder enthusiastischen Stimmung — das verbieten die politischen Konjunkturen, welche den HH. Antonelli und Berardi viel zu denken geben — Banneville zwar hat dem Kardinal Antonelli die beruhigendsten Zusicherungen gegeben; die 5000 Franzosen in Civitavecchia hätten zwar die Weisung empfangen, sich zur Rückkehr nach Frankreich bereit zu halten, sie würden jedoch durch 5000 andere (Rekruten, wie man glaubt), sofort ersetzt werden. Paris wünscht nämlich gegenwärtig mit Rom auf freundlichstem Fuße zu stehen, da es im Verlaufe des Kriegs, welchen der „Monde“ jetzt schon als einen Religionskrieg gegen den Protestantismus signalisirt hat, leicht noch ein nützlicher Bundesgenosse werden kann. Vorderhand indeß ist man im Vatikan zufrieden, den rocher de bronze stabilirt zu haben — scheinbar aus eigenem Antrieb — zu Gunsten des Monarchen abgedankt, um so viele Befugnisse und Kommissionen, als er ihnen zu übertragen für gut finden wird, von ihm zurückzuerhalten. Die Revolution in der Kirche ist, „Einen zu bereichern unter Allen,“ vollbracht. Pius selbst ist mehr als zufrieden, sein höchster Wunsch, die Krone seines Lebens und Wirkens, ist erreicht.

Während der Abstimmung und Promulgation entlud sich ein Gewitter über Rom, und machte den Versammlungssaal so finster, daß der Papst seine Unfehlbarkeit nicht vom Blatt lesen konnte, und ihm daher eine Kerze hingestellt werden mußte. Die Verlesung des Dekrets geschah unter Begleitung von Donner und Blitz. Die Einen von den Bischöfen sagten: der Himmel will damit auch seine Verurtheilung des Gallicanismus andeuten; die Andern meinten: Pius werde nun vom Himmel selbst als der neue Moses beglaubigt, der, wie einst der alte, nun gleichfalls unter Blitz und Donner das Gesetz Gottes verkündet. Merkwürdig, daß der Eröffnungstag dieses Konzils, und der Tag der Schlußsitzung, die zwei düstersten und unerquicklichsten Tage waren, die Rom in diesen acht Monaten gesehen hat. Es regnete fort und fort, so daß auch die angekündigte Illumination theils unterblieb, theils sehr kläglich ausfiel. In der sehr leer aussehenden Kirche befanden sich während der Sitzung hauptsächlich nur Mönche, Nonnen und Zuaven. Als der Papst endlich sich selber als den unfehlbaren und absoluten Gebieter aller getauften Menschen „mit Approbation des heil. Konzils“ definirte, erschollen einige Bravos; mehrere klatschten mit den Händen, und die Nonnen riefen mit verzückter, zärtlicher Stimme Papa mio. Dieß war der ganze Aufwand von Demonstrationen, der gemacht wurde. Sollte wirklich einige Begeisterungsgluth in den Seelen der Römer geglimmt haben, so ist sie durch die vom Himmel sich ergießenden Wasserfluthen gelöscht worden. Der durchschnittliche Römer, gewöhnt, sich über diesen Papst als über eine etwas komische Persönlichkeit mit einer gewissen gutmüthigen Ironie zu äußern, meint: man könne ja dem alten Herrn, der nun einmal sein Herz an diese Unfehlbarkeit gehängt habe, die Freude wohl gönnen; das thue Niemandem wehe. Die bedeutenderen Persönlichkeiten des diplomatischen Korps hielten sich alle gemäß den Weisungen ihrer Regierungen fern. Nicht zugegen waren die Gesandten von Oesterreich,

Frankreich, Preußen, Bayern. Dagegen hatten der belgische und der holländische Geschäftsträger und ein Agent einiger südamerikanischen Republiken sich eingefunden. Die beiden entscheidenden, zwei neue Dogmen aufstellenden und mit dem Fluche bewaffneten Dekrete des 18. Juli sind nun folgende:

a) Si quis itaque dixerit Romanum Pontificem habere tantummodo officium inspectionis vel directionis, non autem plenam et supremam potestatem jurisdictionis in universam Ecclesiam, non solum in rebus quae ad fidem et mores, sed etiam quae ad disciplinam et regimen Ecclesiae per totum orbem diffusae pertinent; aut eum habere tantum potiores partes, non vero totam plenitudinem hujus supremae potestatis, aut hanc ejus potestatem non esse ordinariam et immediatam sive in omnes ac singulas Ecclesias, sive in omnes et singulos Pastores et fideles — anathema sit.

b) Sacro approbante Concilio docemus et divinitus revelatum dogma esse definimus: Romanum Pontificem, cum ex cathedra loquitur, id est, cum omnium christianorum Pastoris et Doctoris munere fungens, pro suprema sua apostolica auctoritate doctrinam de fide vel moribus ab universa Ecclesia tenendam definit, per assistentiam divinam, ipsi in beato Petro promissam, ea infallibilitate pollere, qua divinus Redemptor Ecclesiam suam in definienda doctrina de fide vel moribus instructam esse voluit; ideoque ejusmodi Romani Pontificis definitiones esse ex sese, non autem ex Consensu Ecclesiae irreformabiles. Si quis autem huic Nostrae definitioni contradicere, quod Deus avertat, praesumpserit — anathema sit.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Französische Schulweisheit.] Folgendes Gespräch eines gefangenen französischen Offiziers, welcher nach Ingolstadt gebracht wurde, theilt ein Korrespondent eines Wiener Blattes mit: „Mein Herr, wo sind wir denn? Sind wir in Preußen?“ „Nein, mein Herr,“ antwortete der Deutsche gelassen, „Sie sind in München.“ „Wo ist München?“ „Es ist die Hauptstadt von Bayern.“ „Aber, wo ist Bayern? Ist es in Preußen? Wir kennen Bayern nicht. Und wo gehen wir hin?“ „Sie kommen in die Stadt Ingolstadt, das ist eine Festung an den Ufern der Donau.“ „Aber die Donau ist doch in der Türkei? Eigenthümlich das,“ sagte der Franzose, und war verwirrter als zuvor. Und dennoch trug der Mann nicht etwa ein schwarzes Gesicht und hatte seine Studien nicht etwa in Afrika gemacht, sondern er war weiß und nur die Sonne des Rheins hatte ihn gebräunt.

Man schreibt aus Düsseldorf, 15. August: Dem Briefe einer jungen Dame, der Tochter eines hiesigen Bürgers, die sich in einem Pariser Pensionat für junge Damen befindet, entnehmen wir Folgendes: Die Preußen gelten hier als die größten Uebelthäter, Verräther und Barbaren. Sie sollen selbst auf die Verwundeten und barmherzigen Schwestern geschossen haben und die Franzosen hinterrücks niederschießen. Dann sollen sie zu Tausenden im Walde versteckt und Napoleon trotz alledem so großmüthig sein, daß er den Wald nicht in Brand steckt. Die lächerlichsten Sachen werden erzählt, und wenn es nicht zu einfältig wäre, so würde ich oft böse werden. So sagte man auch: die Preußen siegen, weil sie den Schlachtplan der Franzosen wissen, ein Verräther ist hingegangen und hat den Schlachtplan verkauft u. s. w.

Man schreibt aus Kassel: Die hiesige Industrieausstellung ist durch die plötzlich eingetretenen Kriegsereignisse stark geschädigt worden. Um derselben aufzuhelfen, hat sich, wie die „Frankf. Zeitung“ hört, das Unternehmer-Komite an den Grafen Bismarck mit der Bitte gewendet, der Ausstellung eine der eroberten Mitrailleusen zu überlassen, durch deren Einreihung unter die nach dem Programm allein zulässigen „Gegenstände häuslichen Gebrauchs“ man die Schaulust des Publikums in gegenwärtiger Zeit von Neuem zu wecken und das Unternehmen bis zum Oktober auszudehnen hofft. Die Spekulation ist jedenfalls zeitgemäß.

[Eine Gabe aus dem Elsaß.] Herr G. zu Mühlhausen im Elsaß hat der Viktoria-National-Invaliden-Stiftung durch den Polizei-Präsidenten v. Madai in Frankfurt am Main fünftausend Thaler zugehen lassen.

An unsere geehrten Leser!

Durch die vermehrte Ausgabe von Beilagen und Extra-Beilagen zu unserer Zeitung sind wir mit den „Erheiterungen“ um eine volle Woche in Rückstand gekommen. Da es uns in der nächsten Zeit nicht möglich ist, die ausgefallenen Nummern nachzuliefern, so bitten wir unsere geehrten Leser um gütige Nachsicht, wogegen wir bestrebt sein werden, sie auch in der Folge durch Beilagen zu entschädigen.

Die Expedition.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Maillardt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 183 | Mittwoch, 24. August | 1870.

Spaziergänge eines Wieners in Paris.

Ich habe nicht versäumt, in Paris das berüchtigte Laboratorium zu besuchen, in welchem der Kurs der französischen Rente gebraut wird, die Börse.

Wenn der Lärm in diesen heiligen Hallen schon während des Friedens so groß war, daß unsere Börse mir dagegen wie ein kleines Taubstummen-Institut vorkam, so war derselbe nach der Kriegserklärung nur dem Schlachtenlärm zu vergleichen. Die Börse begann mit einem kleinen Tirailleurgefecht, indem einzelne gewandte Spieler sich an die befestigten Höhen der Corbeille, auf welcher die Agenten eine gesicherte Stellung einnahmen, heranschlichen, einige Centimes herabdrückten, und dann wieder im Hintergrunde sich sammelten. Die Kette der Anstürmenden wurde aber immer dichter, und endlich wälzte sich die ganze schwarze Masse der Coulisse mit wildem Gebrülle gegen die verschanzte Höhe.

Um jeden Centime wurde jetzt mit heldenmüthiger Verachtung aller Lungensucht gerungen, und nach jedem Weichen der Rente erscholl ein klägliches Geheul, ein Wimmern und Winseln oder wildes Fluchen der Zurückgedrängten, ein donnerndes Siegesjauchzen der Vordringenden. Die hochgeschwungenen Einschreibbüchlein der Börsianer verfinsterten die Sonne, so daß die Kurse im Schatten notirt wurden. Die Gallerie war von Zuschauern dicht besetzt, welche den Cancan, der hier vor dem goldenen Kalbe getanzt wurde, neugierig verfolgten. Man sah dort Soldaten, Geistliche, Elegants und Blousenmänner; aber auch das zarte Geschlecht der Halbwelt ergötzte sich an dem Kampfspiele in der fruchtbaren Ebene und so manchem schweißtriefenden Fixer wurde ein Lächeln von schöngefärbten Lippen zum Lohne.

Auf der Straße war nicht viel Erholung zu suchen, denn die Gassenjungen waren die Herren der Situation und die Arbeiter, wie in diesen glorreichen Tagen Alle, die nichts arbeiteten, von den Polizei-Organen ehrerbietig genannt wurden, folgten den heranwachsenden Führern. Sobald sich die Nachricht verbreitet hatte, Berlin sei die Hauptstadt von Preußen, unterließen es diese nicht, Tag und Nacht „à Berlin" zu johlen, eine Aufforderung, welcher der bedächtige französische Kaiser, obgleich sonst stets geneigt, den berechtigten Wünschen der Nation Rechnung zu tragen, diesmal aus strategischen Rücksichten nachzukommen nicht in der Lage war. Unausgesetzt erschallten die Freiheitslieder, welche zu ganz anderen Zwecken gedichtet wurden, als den wackeligen Thron der Napoleoniden aufrecht zu halten, und selbst die schöne Marseillaise wurde Einem unerträglich, wenn sie von diesen Unholden gesungen wurde, die durch das Brüllen derselben ihre zu stark angefeuchteten Kehlen trocken zu legen trachteten.

Namentlich ergötzte es aber die ungewachsenen Chauvinisten, die Antwort Musset's auf Becker's Rheinlied zu singen, in welcher den Deutschen der Rath ertheilt wird, ihre Livrée im Rhein zu waschen, ein Gedicht, welches der französische Dichter im Salon der geistreichen Frau v. Girardin seiner Zeit improvisirt hatte. Der Gemahl der Letzteren zog in der jüngsten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit wieder dadurch auf sich, daß er die Soldaten aller Truppengattungen, deren er habhaft werden konnte, auf offener Straße umarmte, und Diejenigen unter ihnen, welche sich durch dieses Liebeszeichen für die bevorstehenden Strapazen nicht hinlänglich gekräftigt erachteten, mit einem Schoppen Bier abfand.

Die kriegerische Begeisterung hatte sich Aller bemächtigt, selbst von dem „Kinde Frankreichs" erzählte man, daß es für seine Jahre schon sehr blutdürstig sei, während der rothe Prinz sich bereits mit der Flanellbinde umgürtet hatte, und den Fahrplan von Calais nach Dover studirte. Nur der alte Invalide, welche mir in der Kirche des Invalidenhotels die eroberten Fahnen zeigte, sah mit Besorgniß dem beginnenden Kriege entgegen, denn er meinte, es sei an den Wänden kein Raum mehr für die neuen Trophäen vorhanden.

Wer gegen das Kriegsgeschrei und den allgemeinen Lärm Schutz suchte, mußte zu den Todten auf dem **Père Lachaise** oder zu den Thieren im **Jardin des Plantes** flüchten. Ich konnte mich eines Lächelns nicht erwehren, als ich in der Unterweltstadt die vielen Prunkdenkmale berühmter Generale sah. Jede Grabschrift eines Feldherrn sollte mit einem Fragezeichen schließen, und zum Soldatenglück gehört es auch, zur rechten Zeit gestorben zu sein. Auf dem Grabe Börne's ruhte kein Kranz, keine Blume, und seine Büste war mit Staub bedeckt.

Ein bayerischer Richter, den ich auf dem Friedhofe getroffen hatte, meinte, es freue ihn, daß die Deutschen diesen unpraktischen Träumer vergessen hätten, und daß derselbe den ephemeren Ruhm, den er genossen, nur der politischen Unreife seines Publikums zu danken gehabt habe. Die Liberalen und der Liberalismus hätten sich überlebt, und hierüber die Völker aufzuklären thue jetzt Noth. Uebrigens habe man seit dem Jahre 1866 einsehen gelernt u. s. f. u. s. f. Ich antwortete dem königlich bayerischen Verstandesmenschen, daß ich ihm für die Aufklärung, die er mir als einem, wenn auch nur bescheidenen Theile der Völker habe zu Theil werden lassen, zu besonderem Danke verpflichtet sei, daß Börne allerdings, wie ich gerne zugebe, nie berühmt worden wäre, wenn er nur solche Richter zu Lesern gehabt hätte, und daß sich als Milderungsgrund für den unpraktischen Träumer anführen lasse, daß er schon vierzig Jahre vor dem Jahre 1866 und dem u. s. f. u. s. f., das man seitdem einsehen gelernt, geschrieben habe. Uebrigens habe er in seinen lichten Momenten die deutsche Einheit gepredigt, lange bevor sie modern gewesen.

Die Bestien im **Jardin des Plantes** schienen den blutigen Krieg zu wittern, denn sie sprangen wie wilde Turcos hin und her, rüttelten an den Stäben ihrer Käfige und heulten entsetzlich. Nur der Löwe lag melancholisch da, als hätte er geahnt, wie vielen Eseln es wieder gelüste, sich mit seinem Felle zu schmücken. Mein lieber transleithanischer Landsmann aber, der ungarische Ochse, verhielt sich ganz ruhig und machte nur ein demonstrativ dummes Gesicht. (W. Pr.)

Vom Kriegsschauplatz.

Grauer Ort, 19. Aug.

Man schreibt der „K. Ztg.“: So wären wir denn mitten auf der Elbe und ganz nahe der viel gefürchteten Torpedolinie. Dank der hohen Verwendung des preußischen Gesandten in Hamburg war uns, dem Timescorrespondenten Mr. Latimer und mir gestattet worden, zu unserer beabsichtigten Reise nach Cuxhaven den kleinen Schnelldampfer „Concurrent“ zu benutzen, der in dienstlichen Angelegenheiten, geführt vom eben so gastfreien, als liebenswürdigen Zeuglieutenant Jahn, die Elbfahrt heute Morgen um 5 Uhr antrat. Kaum hatten wir die prachtvollen Elbufer, welche sich an Altona und Blankenese anschließen, hinter uns, als der Fluß sich mehr und mehr ausbreitete und einen seeähnlichen Charakter annahm. Der flußkundige Kapitän des Fahrzeuges, das einen Tiefgang von 9 Fuß besaß, hatte die Güte, uns auf die besonderen Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, welche die Elbe jeder Zeit für Schiffe von nur einigermaßen beträchtlichem Tiefgange darbietet, die aber jetzt, nach dem Verschwinden sämmtlicher Tonnen, Feuerschiffe und Baken, für einen des Gewässers nicht sorgfältig Kundigen die ernstesten Gefahren birgt. Das Bewußtsein dieser Beschaffenheit des Flußbettes mag wohl zum guten Theil die sonst fast unerklärliche Unthätigkeit der französischen Flotte motivirt haben; zum Mindesten erklärte es der gewandte Steuermann für ein Ding der Unmöglichkeit, ungefährdet die Elbe zu passiren, wenn man nicht über die gewiegtesten Lootsen verfüge. Als wir hier im Grauen Ort anlangten, zeigten uns mächtige Schanzen, die zum großen Theil durch die langgestreckten Deiche vor einem ersten feindlichen Angriffe vollkommen gedeckt erschienen, daß man jedenfalls fest entschlossen sei, dem Feinde, sollte es ihm wider Erwarten gelingen, bis zu dieser Stelle vorzudringen, das weitere Heranrücken an Hamburg auf das Ernsteste zu verleiden. Der fahrbare Strom ist überdies an dieser Stelle nur 36 Fuß breit, und da man in Preußen im Gegensatz zu Frankreich den löblichen Grundsatz befolgt, auch die Tage des Mißerfolges oder des Unheils vorher zu sehen und in Berechnung zu ziehen, so hatte man hier eine sehr beträchtliche Anzahl von großen, dreimastigen Kauffahrteischiffen vereinigt, welche, mit großen Steinmassen ausgemauert, auf's erste Signal zum Versinken gebracht werden sollten, um der feindlichen Marine die schmale Fahrstraße definitiv zu versperren und sie zugleich in den Bereich der Grauen-Orter Batterieen zu bringen, die schwerlich Mitleid mit ihnen gehabt haben würden. Für den Augenblick freilich ist kaum noch daran zu denken, eine französische Flottenabtheilung in dieser Weise ihrem Untergange entgegeneilen zu sehen. Das Eindringen des Vizeadmirals Fourichon mit seiner Blokadeflotille in die Nordsee ist seit 14 Tagen schier ein Ding der Unmöglichkeit geworden. Dennoch haben es die Franzosen an Versuchen nicht fehlen lassen, sich über die Stromtiefe, das Bett und die Fahrstraße der Elbe genauere Nachrichten zu verschaffen. Erst in diesen Tagen meldete ein hannoverischer Bauer dem Truppenkommando von Grauer Ort, daß sich ein verdächtiges Fischerboot seit vier bis fünf Tagen in der Elbe umhertreibe und allerhand Messungen vornehme. Die Mannschaft begebe sich Niemals ans Land und lasse sich von einzeln stehenden Bauernhöfen aus mit Nahrungsmitteln versehen.

Auf diese Nachricht hin ließ der Kommandant sofort eine kleine Dienstschaluppe in dem Moment auslaufen, in welchem das verdächtige Boot in Sicht kam. Kaum merkte Letzteres, daß eine mit preußischer Flagge geschmücktes Schiff es anrufe, als es schleunigst umkehrte und das Weite suchte. Sofort ließ man nun den kleinen Postdampfer „Garibaldi“ auf den Flüchtling Jagd machen, der denselben auch schnell einholte und nach Grauer Ort bugsirte. Dort fand sich denn, daß das

Boot von zwei Matrosen besetzt war, von denen der Eine sich als Däne, der Andere als Helgoländer erwies. Bei dem Dänen fand man vielerlei komprimittirende Schriftstücke in französischer Sprache, die seine Thätigkeit in feindlichem Interesse außer Zweifel stellten. Er wurde mit seinem Genossen nach Stade abgeführt, woselbst sich Beide noch jetzt im Gefängniß befinden.

Römische Briefe.

(Schluß.)

In der von dem Bischof von Mainz hier vertheilten Schrift gegen die Unfehlbarkeit findet sich folgende Stelle: „Wird es nicht allen Völkern vorkommen, die Autorität aller Bischöfe sei nur zu dem Zweck unterdrückt und zum Tode verurtheilt worden, damit über so viele und so große Ruinen des einen römischen Papstes Gewalt über alles Maß sich erhebe?" Als diese Zeilen geschrieben wurden, hatten der Bischof und sein Theologe noch keine Ahnung, jedenfalls noch keine Kenntniß von dem erst später noch verschärften dritten Anathematismus des dritten Kapitels. Beide dachten nur an die Unfehlbarkeit, aber was würden sie gesagt haben, wenn sie schon gewußt hätten, daß man den Bischöfen ansinnen würde, die Abschaffung des Episkopats und die Uebertragung aller denkbaren kirchlichen Gewalten und Rechte über die 180 Millionen Katholiken im Ganzen und im Einzelnen auf den einzigen Papst als neuen Glaubensartikel und mit dem Anathem gegen jeden Andersdenkenden zu unterzeichnen? Und doch ist dieß am 13. und 18. Juli 1870 geschehen. Daß die ordentliche und unmittelbare Jurisdiktion der Bischöfe trotzdem fortbestehe, ist allerdings in dem Dekret auch behauptet — **protestatio facto contraria**; sie wäre im unvermeidlichen Zusammenstoß mit der stets eingreifenden päpstlichen der am eisernen zerschellende irdene Topf.

Josephus, der jüdische Feldherr und Geschichtschreiber, berichtet, wie er, mit 40 Gefährten in der Höhle von Jotapat eingeschlossen, von den Römern zur Ergebung aufgefordert worden sei. Die Vierzig beschlossen, sich lieber umzubringen, als sich zu ergeben. Jetzt wird den Bischöfen nicht diese Alternative, sondern Beides zugleich angesonnen. Unterwerft euch und bringt euch zugleich selbst ums Leben, unterzeichnet mit der Annahme der Mehrheitsbeschlüsse zugleich das Urtheil, das euch degradirt und zu den Todten wirft, sonst seid ihr dem Anathem verfallen! So lautet die Aufforderung. Das ist eine Lage, wie sie wohl noch nie dagewesen. Und die 532 wirklichen oder sogenannten Bischöfe, welche am 13. und 18. Juli diese **dies nefasti** der Kirche gemacht, welche mit ihren und ihrer Nachfolger Rechten auch so viele Pflichten wie ein abgetragenes Kleid weggeworfen haben? Es mag diesen Männern jetzt leicht ums Herz, es mag ein angenehmes Gefühl sein, wenn man sich, wie sie, sagen kann: Gott sei Dank, daß ich nun um Lehre, Tradition und Dogma nicht weiter mich zu kümmern habe, dafür sorgt von nun an das eine unfehlbare Orakel im Vatikan, das seinerseits wieder die Bürde auf die rüstigen Schultern der Jesuiten wie bisher schon ablagern wird. Und wie süß und bequem ist es, mit ganz ungeschmälerten bischöflichen Einkünften bloß Vollstrecker päpstlicher Befehle zu sein, und bei jeder Schwierigkeit, jedem Konflikt mit Klerus, Volk oder Regierungen sich mit dem Medusen-Schild einer päpstlichen Weisung decken zu können? Jetzt erst, hörte ich Bischöfe dieser Partei sagen, beginnen die goldenen Tage des Episkopats.

Man erzählte sich: schon am Tage nach der Proklamation sei bei mehreren Bischöfen eine gewisse Ernüchterung, ein Gefühl, wie der deutsche Student es den Katzen beizulegen pflegt, eingetreten, und sie hätten bei den hochmögenden Dogmenfabrikanten, den päpstlichen Legaten und einzelnen Mitgliedern der Deputation angefragt: ob sie denn nun wirklich Alles, was im Syllabus von 1864 und in der Bulle **Unam Sanctam** u. s. w. steht, glauben, bekennen, lehren müßten; die völlige Unterwerfung der weltlichen Gewalten unter den Papst, die körperliche Strafgewalt der Kirche mit dem glorreich regierenden Pius, die Verbrennung der Ketzer mit Leo X. **et hoc genus omne.** Man soll ihnen mit einem bekannten römischen Sprüchwort geantwortet haben: **toto devorato bove turpe est in cauda deficere** — ihr habt den ganzen Ochsen der päpstlichen Unfehlbarkeit und noch die letzte spanische Zuthat obendrein verschluckt, ihr werdet auch an dem Schweif, den Konsequenzen nämlich, nicht ersticken; sie sind gerade das beste an diesem Ochsen.

Vor der Abreise von Rom haben sich die Bischöfe der Minderheit noch das Wort gegeben, daß keiner in der Frage, was den Mehrheitsbeschlüssen gegenüber ferner zu thun sei, vereinzelt und für sich vorgehen wolle, sondern alle darüber in Korrespondenz bleiben und nur nach gemeinschaftlicher Berathung handeln wollten. Das Konzil ist indeß nicht prorogirt worden, man gibt aber den Bischöfen, welche dringende Gründe vorzuschützen in der Lage sind, Urlaub, der sich jedoch längstens bis zum 15. November erstrecken soll. Mittlerweile werden vielleicht die zurückgebliebenen Bauleute des neuen jesuitisch-papalistischen Zions noch manche Ueberraschung für die katholische Welt fertig arbeiten.

Mit dem 18. Juli 1870 werden die Historiker in Zukunft eine neue Periode der Kirchengeschichte beginnen lassen, so gut als mit dem 31. Oktober 1517.

Sind wir nun wirklich am Ende des Drama's? Es scheint so. An derselben Stelle, wo vor nunmehr

1856 Jahren der erste Weltmonarch Augustus sterbend den Seinigen zum Zeichen der trefflich zu Ende gespielten Rolle mit den Händen zu klatschen befahl, haben am 18. Juli römische Höflinge den von 532 geistlichen Satrapen proklamirten ersten unfehlbaren Weltmonarchen mit Händeklatschen begrüßt. Der achtmonatliche Feldzug hat zu dem vorläufigen Schlußakte des 18. Juli geführt; das absolute Papstthum feiert seinen zwar finanziell theuer erkauften, doch sonst ziemlich müheles errungenen Triumph über die Kirche, die nun wehrlos zu den Füßen der Italiener liegt. Es gilt nun noch die auf der Flucht begriffenen Feinde, nämlich die Minderheitsbischöfe, zu verfolgen bis in ihre Schlupfwinkel, und jeden einzelnen zu zwingen, daß er unter dem Caudinischen Joch unter dem Hohngelächter der Mehrheitskollegen durchkrieche. Die **ultima ratio Romae**, die Anatheme, sind den Fliehenden bereits nachgesendet, und jeder derartige Schuß des Unfehlbaren trifft unfehlbar.

Kronprinz und Marschall.

(Ein kriegerisches Schelmliedlein aus dem 19. Jahrhundert.)

Unser Königsohn von Preußen,
Friedrich Wilhelm thut er heißen,
Schlug bei Wörth den Allerwerth'sten,
Der Franzosen Hochgeehrt'sten:
Mac-Mahon! Mac-Mahon!
Fritze kommt und hat ihn schon.

Seine groben Kugelspritzen,
Konnten ihm doch all' nichts nützen,
Seine feinen Mitrailleusen
Sind das reine Blech gewesen:
Mac-Mahon u. s. w.

Seine Turcos, seine Zuaven,
Des Tyrannen rohe Sklaven,
Seine wilden Söldnerschaaren
Trieb das deutsche Schwert zu Paaren:
Mac-Mahon! Mac-Mahon!
Fritze kommt und hat ihn schon.

(Berliner Post.)

Mannigfaltigkeiten.

Der „W. M." schreibt aus **Coesfeld** vom 14. August: Unser „Moniteur" brachte vor einigen Tagen folgende drollige Anzeige: „Von heute ab werden beim Bäcker X. täglich Franzosen mit und ohne Chassepots gebacken. Jedes Stück kostet ohne Chassepot 8 Pfg., mit Chassepot 1 Sgr. Der Ertrag wird zum Besten der Verwundeten in eine Büchse geworfen. **Heute** Schlacht bei Wörth; Vernichtung der Mac-Mahon'schen Armee." Die Sache verhielt sich so: Einige Herren hatten ein kleines Sümmchen zusammen gebracht für die Verwundeten. Sie beschlossen dasselbe dadurch zu vermehren, daß sie bei einem patriotischen Bäcker, der sich sogleich dazu bereit erklärte, Franzosen obiger Art fabriziren ließen. Die Idee bewährte sich vollkommen. Die ganze vaterlandsliebe Jugend strömte herbei, um ihr Müthchen an einem Franzmann zu kühlen. In kurzer Zeit waren die für den ersten Tag gebackenen mit Haut und Haaren verspeist bis auf den langen Douay, der 3 Sgr. kostete und dem das rothe Blut dick auf seiner Wunde lag. Aber auch er mußte dran.

Die am 19. August in **Berlin** zur Ausgabe gelangte Nummer der „Berliner Wespen" enthält folgendes Epigramm an Steinmetz:

„Herr General, wär' Louis ganz Dich los,
Er fürchtet Dich, weil er Dich kennt von Böhmen,
Du aber läßt — ist auch sein Leiden groß —
Ihm Deine erste Sylbe blos,
Und wirst ihm nur noch Deine zweite nehmen."

Photograph Günther aus **Berlin** hat sich nach Spandau begeben, um daselbst die dort gefangenen Turcos rc. zu photographiren. Dieselben zeigten, als man ihnen sein Vorhaben anzeigte, eine ungemeine Freude darüber, wuschen sich, schnitten sich die Haare und veranlaßten an sich eine Generalsäuberung. Obgleich eine große Anzahl Aufnahmen stattfanden, so waren sie doch unermüdlich, immer wieder auf's Neue vervielfältigt zu werden.

Es zirkulirt eine drollige Anekdote aus dem deutschen Lager. Der leutselige Kronprinz von Preußen frug einen bayerischen Soldaten, wie es ihm gehe und ob er zufrieden sei. Die Antwort lautete: „Ganz gut! Ja, wenn wir im Jahr 1866 Sie zum Anführer gehabt hätten, da wären die Preußen tüchtig geschlagen worden."

Eine hohe Dame fragte einen der preußischen Soldaten, welche die französischen Gefangenen nach Berlin gebracht hatten, welchen Eindruck die Turcos auf ihn gemacht hätten? Der brave Krieger antwortete: „Sie auf mir gar keinen, aber wir auf ihnen!"

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers [illegible]

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 184 Donnerstag, 25. August 1870.

An das deutsche Kriegsheer!

Von Westen schallet Kriegsgeschrei
Und weckt zum Kampf den deutschen Leu,
Der welsche Feind im Uebermuth
Sieht lüstern her nach deutschem Gut.
Germania ruft in's Land hinein:
Wohlauf zum Rhein, zum deutschen Rhein!

Und wiederhallt's in aller Brust,
Der Deutsche greift zum Schwert mit Lust,
Im Osten, Westen, Nord und Süd,
Ein Schlag ist's, der das Herz durchglüht:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein,
Wir wollen seine Hüter sein!

In Eintracht zieht die wack're Schaar,
Hoch schwebt voran der deutsche Aar;
Mit alter deutscher Tapferkeit
Geht es in Kampf, zum blut'gen Streit.
Nur Einigkeit macht groß und stark
Und schützet uns're deutsche Mark!

Den tapfern Ahnen seid Ihr gleich,
An Heldenmuth, wie sie, so reich
Und schützt, wie sie, mit starkem Schwert
Die theure Heimath, unsern Herd.
Nimm unsern Dank, o tapf'res Heer,
Dein Ruhm strahlt über Land und Meer!

Ihr habt bewacht mit Eurem Blut
Den deutschen Rhein, die heil'ge Flut,
Die mächtig zieht durch deutsches Land
Mit schönen Städten an dem Strand,
Mit seinen Burgen, seinem Wein;
Wie herrlich ist der deutsche Rhein!

Das schöne, einstens deutsche Land,
Seither in des Franzosen Hand,
Das immer deutsch gefühlt, gedacht,
Erkämpftet Ihr in heißer Schlacht
Und legt es an Germanias Brust,
Wem schlägt nicht hoch das Herz vor Lust!

Du Straßburgs Münster sei gegrüßt,
Wo uns'res Rheines Woge fließt,
Du schaust in deutsches Land hinein,
Von deutscher Kunst zeugt Dein Gestein,
Den stolzen Bau schuf deutsche Hand,
D'rum bleibst Du nicht in fremdem Land!

Wir können jetzt mit Gottvertrau'n
Beruhigt in die Zukunft schau'n,
Deutschland steht ja treu und fest
In Süd und Norden, Ost und West,
Und es umschlingt ein einig Band
Das liebe, deutsche Vaterland!

O welche Freude, welche Lust,
Erfüllt nicht jedes Deutschen Brust,
Wenn wir gedenken jener Zeit,
Wo wir nach langem, blut'gen Streit
Die Tapfern schließen an das Herz,
Vergessen ist dann Gram und Schmerz!

Herr, der Du bist die stärkste Wehr,
Beschütze unser braves Heer,
Und wie Du es mit sich'rer Hand
Geführet in der Feinde Land,
So leite siegreich es zurück,
Zu Deutschlands Ehr', zu Deutschlands Glück!

Aschaffenburg, am 24. August 1870.

Franz Englert.

Die Festung Paris.

Inmitten des durch seine geologische Bildung merkwürdigen Tertiärbeckens gelegen, dessen gleichartig sich wiederholende Formen bis an den Ostrand der Champagne von Vouzier über St. Ménéhould, St. Dizier und Troyes bis Joigny zu verfolgen sind, ist die Lage von Paris auch in politischer Beziehung eine auffallend begünstigte.

Da wo der europäische Kontinent im Westen sich zu seiner geringsten Breite verengert, und Frankreich, zwischen dem Kanal, dem atlantischen Ocean, den Pyrenäen und dem mittelländischen Meer eingeschlossen, durch diese natürlichen Gränzen unantastbar wird, ja selbst gegen Osten hin durch einen Theil der Alpen gedeckt ist, liegt zwar, näher dem Norden, aber mit Berücksichtigung der eigenthümlichen Strom- und Terrainverhältnisse dennoch fast im Herzen des Landes die Haupt- und Residenzstadt Paris. Nahe der Nordküste Frankreichs ragen die Kreideklippen der britischen Inseln hervor, und im Süden bespült das durch die Eröffnung des Suez-Kanals wieder zum Hauptschauplatz der Schifffahrt und des Handels gewordene Mittelmeer die französische Küste. Ein großer Theil des Verkehrs zwischen Europa und Amerika ist gezwungen, den kürzesten Weg durch Frankreich, resp. über Paris, zu nehmen. Hier konzentriren und kreuzen sich also alle Wege Europa's von Osten nach Westen und von Nordwesten nach Süden. Das ist die Lage einer Weltstadt!

Aus dieser Lage ist auch theilweise die weit über die Gränzen Frankreichs gehende Bedeutung derselben und ihr Einfluß in politischer, wissenschaftlicher und kommerzieller Beziehung, wie nicht minder ihr Tonangeben für die Mode und den sonstigen Zeitgeschmack zu erklären. Daß in der That Paris von jeher der Herd und Schauplatz für die Ereignisse war, welche das Schicksal des eigenen Landes, und oft genug die gesammten europäischen Verhältnisse bestimmten, ist ja bekannt genug — und es wird nicht minder wahr sein, daß eine Paris auferlegte Züchtigung von ganz Frankreich mitempfunden werde. Es liegt indessen nicht im Plan hier, auf die Geschichte dieser Riesenstadt einzugehen, und ebensowenig kann es bei der in allen Schichten der Gesellschaft verbreiteten Kenntniß derselben unsere Absicht sein, Details über die innere Organisation derselben zu geben. Es genügt zu bemerken, daß die dort angehäuften Reichthümer, die Pracht der Bauten, die zahlreichen öffentlichen Plätze mit ihren Denkmälern, die breiten Boulevards mit den verführerisch eingerichteten Kaffeehäusern, Restaurants und Theatern, die zahllosen Sehenswürdigkeiten und vieles Andere, verbunden mit der Ueppigkeit und Leichtlebendigkeit der Bewohner, über das Ganze einen so eigenthümlichen Glanz verbreiten, daß der Reflex desselben ganz Europa überstrahlt. Dazu kommen wahrhaft großartige Anstalten für die Wissenschaften, Künste und Gewerbe, nicht minder aber auch für Vergnügungen und Zerstreuungen jeglicher Art, so daß stets eine große Anzahl von Fremden aller Nationen an diesem Sitze des Luxus und der davon untrennbaren Laster weilt.

Zwischen den Zusammenflüssen der Marne und Oise mit der schiffbaren Seine, inmitten einer weiten Ebene der vormaligen Provinz Isle de France gelegen, in welcher sich die das Thalufer der Seine begränzenden Höhen des Montmartre (394'), von Belleville (311'), Ménilmontant und Charonne diesseits, der hier 80 Fuß über dem Meeresspiegel gelegenen Seine und die etwas entfernteren außerhalb des Stadtgebiets liegenden Höhen des Mont Valérien (495'), von St. Cloud (306'), Sèvres, Meudon und Issy auf dem andern Ufer erheben, ist die Stadt durch den in einem Bogen von Osten nach Westen fließenden und abwechselnd zwischen 2—300' breiten Strom in zwei ungleiche Hälften getheilt. Der nördliche Theil ist der größere, und 21 Brücken vermitteln den beiderseitigen Verkehr. Die Gestalt der Stadt läßt sich mit einem auf der rechten Seite etwas eingedrückten Oval vergleichen, dessen längster Durchmesser 1 $^2/_3$ Meilen beträgt.

Paris zählt nach dem Census von 1866 1,825,274 Einwohner in etwa 90,000 Häusern, also über 200,000 Einwohner mehr als die Gesammtbevölkerung des Königreichs Dänemark, und übersteigt die Bewohnerzahl des Königreichs Württemberg noch um beiläufig 80,000 Personen. Der Flächenraum, den das Stadtgebiet einnimmt, beträgt 7800 Hektaren, d. i. 2,42 Q.-M., und ihr Umfang 34 Kilometer = 4,6 Meilen oder 7 $^2/_3$ Wegstunden, also einen starken Tagmarsch.

Lassen wir unsern Blick über die nächste Umgebung der Riesenstadt hinausschweifen, so sehen wir fast nichts Anderes als eine ununterbrochene Fortsetzung derselben, und wir zählen in der Entfernung von nur einer halben Meile außerhalb des Weichbildes von Paris nicht weniger denn 40 Ortschaften, darunter die durch ihre alte Benediktiner-Abtei berühmte Stadt St. Denis mit 26,117 Einwohnern, das bekannte Neuilly mit 17,545 Einwohnern, Courbevoie mit 9862 Einwohnern, Puteaux mit 9428 Einwohnern, Clichy mit 13,666 Einwohnern, Boulogne mit 17,343 Einwohnern, St. Cloud mit 5248 Einwohnern, Sèvres, kaiserl. Porzellanfabrik, mit 6754 Einwohnern, Arcueil mit 5024 Einwohnern, Ivre mit 10,199 Einwohnern, Charenton mit 6190 Einwohnern, Vincennes mit 14,573 Einwohnern, Montreuil mit 9235 Einwohnern, das berüchtigte Pantin mit 8563 Einwohnern, Aubervilliers mit 9240 Einwohnern u. s. w., so daß wir nach ungefährer Schätzung schon in diesem Umkreis weitere 200,000 Bewohner zählen. Darüber hinaus, in der Entfernung von nur 1½ Meilen von der Enceinte, liegen Versailles mit 44,021 Einwohnern, St. Germain mit 17,478 Einwohnern, Argenteuil mit 8176 Einwohnern und andere große Orte, und man kann ohne Uebertreibung behaup-

ten, daß die ganze Gegend auf sechs Meilen im Umkreis von Paris mit starkbewohnten Orten, Schlössern, Landhäusern und Gärten wie besäet ist. Zahlreiche Eisenbahnen aus allen Richtungen der Windrose, von denen sich kurz vor Paris oft mehrere zu einem Strang vereinigen, und herrliche Chausseen zeigen überall schon von weitem den Weg nach dem Centrum Frankreichs.

Paris ist seit dem Jahr 1841 unter der Regierung Ludwig Philipps und hauptsächlich auf Anregung seines damaligen Ministerpräsidenten Thiers in eine Festung umgewandelt. Eine Einnahme von Paris, wie in den Jahren 1814 und 1815 durch die Verbündeten, sollte in Zukunft nicht mehr möglich sein. Das war wenigstens der offizielle Vorwand. Gewissermaßen eine Ergänzung der Festungswerke ist es zu nennen, seit mit dem Regierungsantritt Napoleons III. durch seinen Präfekten Haußmann ein planmäßiger, jetzt fast vollendeter Umbau der innern Stadt begann. Denn wenn auch ohne Weiteres zugegeben werden muß, daß diese Maßregel zur Verschönerung und Gesundheitsverbesserung der Hauptstadt ganz außerordentlich beigetragen hat, so läßt sich doch ebensowenig läugnen — und ein Blick auf die langen schnurgeraden Straßen und neuen Plätze mit den an strategisch wichtigen Punkten angebrachten großen und festen Kasernen läßt es sofort erkennen — daß dem ebensogut eine politische Sicherheitsmaßregel zu Grunde gelegen hat.

(Schluß folgt.)

Ein Turco an seine Eltern.

(Aus der in Berlin erscheinenden „Kriegs-Zeitung".)

Um auch einmal nach unserem Grundsatz: suum cuique „von der anderen Seite" einen Bericht zu geben und zugleich zu zeigen, daß keineswegs alle Turcos auf der niedrigsten Stufe der Bildung stehen, geben wir in Nachstehendem mit dessen Einwilligung die freie Uebersetzung des Briefes eines Turco an seine Eltern:

Geliebte Eltern!

Am 16. Juli erhielten wir den Befehl zum Abmarsch, rückten am 17. von Montaganem aus und kamen Abends in Stitia an, wo wir übernachteten. Am 18. kamen wir in Arsiou, am 19. in St. Cloud, am 20. in Oran an und schifften uns am 21. in Milsi-nieguibir nach Marseille ein, wo wir am 23. um 7 Uhr Morgens ans Land gingen. Auf Befehl des daselbst kommandirenden Generals fuhren wir auf der Eisenbahn Nachmittags weiter, kamen am 25. Vormittags 10½ Uhr in Lyon an, wo wir bis 1 Uhr Nachmittags blieben, dann weiter fuhren und am 26. Nachmittags 4 Uhr in Straßburg anlangten. Hier wurden wir sehr gut empfangen und blieben bis zum 2. August. An diesem Tage mußten wir schnell, mit Lebensmitteln für 4 Tage versehen, nach Hagenau abmarschiren und von da gleich weiter nach Woerth, einem großen Dorf an der bayerischen Gränze, wo der Feind uns erwartete. Dort wurde ich mit meiner Kompagnie zur Hauptwache kommandirt. Wir nahmen Stellung ungefähr 1000 Schritt vom Feinde, welcher während der ganzen Nacht auf uns feuerte. Während des 5. blieben wir in unserer Stellung, sahen den Feind immer vor uns, durften selbst aber nicht schießen. Bis Morgens 5 Uhr blieb Alles ruhig, dann aber begannen die bayerischen Truppen die Schlacht mit Geschützfeuer. Unser Regiment eröffnete das Feuer erst gegen 8 Uhr. Mit uns fochten das 2. Zuaven- und 2 Linienregimenter, so wie das 8. und noch ein anderes Jägerbataillon. Gegen 10 Uhr zog sich der Feind etwas zurück. Auf beiden Seiten waren schon große Verluste an Todten und Verwundeten; in diesem Augenblick aber wohl mehr auf feindlicher, wie auf unserer Seite. Ungefähr um 11 Uhr ging der Feind mit großen Verstärkungen wieder vor. Das 2. Regiment (tirailleurs algériens) mußte mit seiner Fahne unter großem Verlust zurück. Granaten und Geschosse aller Arten fielen wie Hagel, schrecklich litten wir und um 3 Uhr waren wir vom Feinde ganz umringt. In diesem Augenblick schlugen wir uns so, daß ein Blutbad entstand, wie ich es noch nie vorher gesehen. Ich erhielt nur einen Schuß in den linken Fuß; keiner aber von den Unsrigen wollte sich gefangen nehmen lassen; glaubten wir doch alle, es würde kein Pardon gegeben werden; wir wußten und glaubten es nicht, daß wir so menschenfreundlich aufgenommen werden würden. Ich habe in Italien bei Solferino, wo es sehr blutig herging, mitgekämpft; aber bei Solferino war es gegen Wörth ein Knabenspiel. Auch hier hatten wir nicht den Muth verloren, wir standen fest, bis, was sich noch aufrecht halten konnte, gefangen genommen wurde. Während der folgenden Nacht mußten wir unter strömendem Regen auf freiem Felde zubringen. Am Morgen des 7. wurden wir nach Weißenburg auf den Bahnhof gebracht, wo wir aber Nichts bekommen konnten, weil keine Lebensmittel aufzutreiben waren. Von dort wurden wir auf der Eisenbahn weiter transportirt. Auf jeder Station waren viele Leute, welche uns die verschiedensten Lebensmittel reichten, und viele, viele Neugierige, welche uns noch Taback, Cigarren und sogar Geld gaben. Es fehlte uns an Nichts und bedauerten wir nur, daß wir den Leuten unsern Dank nicht mit Worten aussprechen konnten, da sie unsere Sprache nicht verstanden. So bin ich denn in so kurzer Zeit aus meiner fernen Heimath bis hierher in die Gefangenschaft in der preußischen Festung S. gekommen. Doch bin ich für meinen Theil zufrieden und wünsche nur, daß dieser Krieg bald zu Ende sein möge, damit ich bald zu euch, meine geliebten Eltern zurückkehren kann.

Euer Mohamed B.

Mannigfaltigkeiten.

Unter den Gefangenen, welche in der vergangenen Woche nach Spandau gebracht worden, war schon, wie Berliner Blätter berichten, wenige Stunden nach ihrem Eintreffen daselbst eine gewaltige Schlägerei ausgebrochen. Die Turkos hatten nämlich auf ihren Kaiser geschimpft, weil er sie aus ihrem Vaterlande entfernt habe und daran Schuld sei, daß sie in eine so unangenehme Lage gekommen; dies war von ihren europäischen Kameraden übel aufgenommen worden und einem Wortwechsel waren Püffe gefolgt. Der Kommandant sah sich genöthigt, die Turkos von den übrigen Gefangenen zu trennen und in das Reduit einzuquartieren, wo sie von dem Publikum eifrig in Augenschein genommen werden. Die meisten dieser Turkos sitzen mit finsterer Miene, einem Steinbild gleich, da; einige Andere aber zeigen sich sehr lustig und ergötzen die Zuschauer durch allerlei Taschenspielerkünste. So wickelt der Eine seinen weißen Turban, der aus einem Stück Zeug besteht, mit großer Gewandtheit auseinander und unter dem linken Arm wieder auf. Zwei Andere beschäftigen sich mit ihrem rothen Shawl, den sie um den Leib tragen. Derselbe ist wohl acht Ellen lang und eine Elle breit. Er dient den Turkos auch als Mantel. Das eine Ende dieses Shawls hält ein Kamerad, während der Besitzer des Shawls das andere Ende mittelst der daran befindlichen Haken um seinen Leib befestigt und sich dann wie ein Kreisel so lange um sich dreht, bis das ganze Tuch um ihn gewickelt ist. Dieses Manöver geht mit solcher Geschwindigkeit vor sich, daß es nie verfehlt, den beiden Darstellern ein Geschenk von Cigarren und Früchten einzubringen. Als Hauptmann der Bande figurirt ein Turko von riesiger Größe. Jedem Wink desselben gehorchen die Gefangenen augenblicklich. Die Offiziere gehen bis zum Zapfenstreich in der Festung in Zivilkleidern ungehindert spazieren.

Aus Essen schreibt die dortige Zeitung: Die unwürdige Bevorzugung der französischen Gefangenen vor unseren eigenen braven Soldaten Seitens des weiblichen Publikums nimmt noch immer kein Ende. In einer benachbarten rheinischen Stadt trieb es eine junge Dame auf dem Bahnhofe so arg, daß sie einem Turco in der herzlichsten Weise die Hand drückte. Ein Offizier sah sich deßhalb veranlaßt, an die Dame heranzutreten und an sie die Worte zu richten: „Bitte, mein Fräulein, beeilen Sie sich, wenn Sie Ihrem Schützling noch einen Kuß geben wollen, der Zug geht gleich ab!“ Die ernsten Rügen, welche die Presse seit einigen Tagen über das Benehmen gegen Menschen, die selbst von den Franzosen mit der gebührenden Verachtung behandelt werden, ausgesprochen hat, scheinen bis dahin wenig gefruchtet zu haben. Das Publikum muß selbst darüber wachen, daß Szenen, wie wir sie bis dahin, erlebt haben, sich nicht wiederholen.

[Französische Amazonen.] Frankreich wird nächstens sein Amazonen-Korps haben; im ersten Regiment Chasseurs zu Pferde ist Fräulein Navailles d'Albret, Baronesse von Bernadotte, als Freiwillige eingetreten. Dieses Beispiel dürfte um so zahlreichere Nachahmer finden, als ja viele französische Damen eine besondere Passion für das Lagerleben zu empfinden scheinen; die vielen Damentoilettestücke, die auf dem etwas überstürzten Rückmärschen nach Wörth und Forbach unseren Soldaten in die Hände gefallen sind, dürften dafür zeugen. Der Abwechselung wegen dürfte es indessen unseren Braven gar nicht unangenehm sein, statt der Turcos und Zuaven auch einmal eine Front Pariser Salonheldinnen sich gegenüber zu haben.

Als bei dem Eintreffen der ersten französischen Gefangenen in Berlin die Bevölkerung sich massenhaft auf die Waggons stürzte, um die Turcos zu sehen, und es den Polizeibeamten unmöglich war, Platz zu machen, erschien der Polizeipräsident v. Wurmb und redete die Menge mit folgenden Worten an: „Die Berliner sind freilich nicht gewohnt, vor den Franzosen zurückzuweichen, aber diesmal muß ich Sie doch einmal bitten, vor den Franzosen zurückzuweichen.“ Auf dieses Bonmot wurde sofort die Bahn frei.

In der Nacht vom 16. bis 17. entstand zu Rippes eine seltsame Revolte. Ein Transport von mehreren Hundert Ochsen, angeblich Eigenthum eines Berliner Armee-Lieferanten, brach, vom Hunger geplagt, aus dem Stapel aus und verbreitete sich über die Gärten und Felder. Es war ungemein schwierig, die Ausreißer wieder zusammenzubringen. Dieser Fall zeigt übrigens auf's Neue, daß es mit der Verpflegung der für die Armee bestimmten Schlachtvieh-Transporte nicht zum Besten bestellt ist.

Als die 130 französischen Offiziere in Königsberg ihr Traktament ausbezahlt erhielten und nun Jeder über den Empfang quittiren sollte, stellte es sich heraus, daß 17 von ihnen nicht einmal ihren Namen schreiben können. — Das nennt man: an der Spitze der Zivilisation marschiren!

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers L. Mailand.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 185 | Freitag, 26. August | 1870.

Die Festung Paris.

(Schluß.)

Versuchen wir nunmehr eine Beschreibung der Festungswerke.

Die Umwallung von Paris besteht aus einer befestigten Ringmauer, welche aus einer Militärstraße, Wall, Graben und Glacis gebildet ist. 85 fast gleichförmige Bastionen, daran außer sonstigen Vorsprüngen, sind bestimmt, das Vorterrain und den 35 Schritt breiten, durch Kanäle und die Seine unter Wasser zu setzenden Graben zu bestreichen. Die Escarpe ist mit einer Mauer bekleidet, welche von dem Glacis gedeckt wird. Die auf der innern Seite laufende Militärverbindungsstraße ist gepflastert. Nahe und oft parallel derselben läuft die Ligne de Ceinture, welche alle in Paris einmündenden Eisenbahnen und deren 8 Bahnhöfe untereinander verbindet. 66 Thore, an welchen sich die Zollbureaux befinden, durchbrechen den Befestigungswall.

Außerhalb der Festungsmauer, und bis zu einer Entfernung von einer halben Meile, liegen fünfzehn detaschirte Forts, exklusive Vincennes, die theilweise durch Verschanzungen und Redouten mit einander verbunden sind, und es ist der bessern Uebersicht wegen nöthig, dieselben in drei Abtheilungen vorzuführen.

1) Nordöstliche Linie. Unbedingt der Hauptpunkt der ganzen äußern Befestigung ist das nördlich vom Montmartre liegende St. Denis. Diese Stadt allein ist von drei großen Forts umgeben. Links, dicht an der nach Enghien und Montmorency führenden Eisenbahn, und hinter der Stelle, wo der Kanal von St. Denis in die Seine geht, liegt das Fort de la Briche, nördlich und jenseits des Flüßchens Rouillon die Double couronne du Nord, und südöstlich das Fort de l'Est. Diese drei Werke unterhalten durch einen Wall nebst Graben Verbindung, und das Ganze wird durch eine leicht zu bewerkstelligende von der Redoute de Stains gedeckte Inundation noch besonders stark, so daß man St. Denis ohne Weiteres als eine selbstständige Festung betrachten kann. 4400 Schritt südöstlich vom Fort de l'Est, und daher näher Paris, liegt gleichfalls in der Ebene das Fort d'Aubervilliers. Zwischen Beiden geht die nach Soissons führende Eisenbahn hindurch, und dahinter läuft der Kanal von St. Denis. Die aus diesem ausgehobene Erde bildet vor dem Kanal eine Art Brustwehr, welche durch drei Redouten verstärkt ist. In der weitern Entfernung von 4200 Schritt jenseits des Kanals von Ourq und der nach Straßburg führenden Eisenbahn, aber oben auf der Fortsetzung der Höhe von Belleville über Pantin liegt das Fort de Romainville. Es ist von dem Hauptfestungswall nur 1800 Schritte entfernt. Von ihm läuft bergab nach dem Kanal von Ourq eine Reihe von Verschanzungen, während auf der andern Seite desselben noch zwei Redouten die Uebergänge vertheidigen.

Weiter östlich und südlich, immer auf der nach auswärts gerichteten Seite desselben Höhenzuges, und fast parallel über der nach Mühlhausen gehenden Eisenbahn, folgen sich nunmehr die durch eine gepflasterte Straße verbundenen Werke Fort de Noisy (3500 Schritt), Fort de Rosny (3200) und Fort de Nogent (3800 Schritt). Hier endigt der bei Belleville beginnende Höhenzug, der ziemlich steil nach der darunter fließenden Marne abfällt. Zwischen den genannten Forts liegen in kleineren Intervallen nach derselben Reihenfolge noch die Redouten von Noisy, Montreuil, Boissière und Fontenay. Es bildet nun die fast 100 Schritt breite Marne einen weitern natürlichen Defensivabschnitt, der indessen am Isthmus von St. Maur, da wo der Fluß überbrückt ist, durch eine 2800 Schritt lange Verschanzung, aus Brustwehr und Graben bestehend und an beiden Enden durch die Redouten Faisanderie und Gravelle flankirt, noch besonders befestigt ist. Hier geht auch die von Vincennes nach la Varenne eilende Eisenbahn vorüber.

Alle die ebengenannten Festungswerke schließen fast halbkreisförmig das befestigte Schloß von Vincennes ein, in welchem sich das Hauptarsenal von Paris befindet, und dessen großer Artillerieschieß- und Manöverplatz südlich bis an die Marne reicht. Jenseits dieses Flusses, in dem Winkel, der durch die Vereinigung der Seine und Marne gebildet wird, bei Alfort, rechts der nach Lyon führenden Eisenbahn, liegt das Fort de Charenton, und mit demselben schließt unsere erste Vertheidigungslinie. Dieselbe ist noch dadurch besonders stark, daß der umschlossene Raum sich zu einem verschanzten Lager eignet, in welchem mit Leichtigkeit 200,000 Mann campiren können.

2) Südliche Linie. Gegenüber dem Fort de Charenton in 4000 Schritt Entfernung, auf der linken Seite der Seine, beginnt die südliche Befestigungslinie mit dem etwas erhöht liegenden Fort d'Ivry. In fast gerader Linie von Osten nach Westen folgen sich in fast gleichen Abständen von durchschnittlich 3000 Schritt die Forts de Bicêtre, de Montrouge, de Vannes und d'Issy. Das Letztere liegt etwa 50 Fuß über der hier wieder aus dem Stadtgebiete tretenden Seine. Zwischen denselben gehen die Eisenbahnen nach Limours, resp. Sceaux, und die nach Versailles (Route Gauche) hindurch. Die drei letztgenannten Werke werden nach Einführung der gezogenen Geschütze, an welche man bei Anlegung derselben noch nicht gedacht, durch die dahinterliegenden Höhen von Bagneux und Meudon beherrscht.

3) Westliche Linie. Diese Linie ist von Natur besonders stark, indem die Seine bei Meudon und Sèvres in nördlicher und nordöstlicher Richtung bei St. Cloud, Boulogne, Suresnes, Puteaux, Courbevoie (Kaserne), Neuilly, Asnières, Clichy und St. Ouen vorbei, welche Orte rechts und links derselben liegen, sich nach St. Denis wendet. Zwischen dem Strom und der Stadt liegt das berühmte Bois de Boulogne. Fünf Brücken führen auf der angegebenen Strecke über die Seine, und bei dem Bahnhof Asnières auf dem linken Ufer vereinigen sich die von Dieppe, aus der Normandie, von St. Germain und von Versailles (Route Droite) kommenden Eisenbahnen, um gemeinschaftlich in einem breiten Strang den Strom zu übersetzen. Nur ein einziges Fort, aber das größte und stärkste von allen, die Forteresse du Mont Valérien, das hoch oben, 415 Fuß über der Seine liegt, und von welchem aus man eine prachtvolle Aussicht auf Paris hat, beherrscht die ganze Gegend. Eine gepflasterte Straße verbindet den Mont Valérien vermittelst der Brücke von Suresnes mit dem Bois des Boulogne. Seine Entfernung von dem nächstliegenden Fort bei St. Denis beträgt in gerader Linie 16,5000 Schritte. also beinahe $1\frac{3}{4}$ Meilen, und vom Fort d'Issy 10,000 Schritt oder eine Meile, und es ist ersichtlich, daß das Befestigungssystem hier eine große Lücke zeigt. Hierauf scheint sich auch der Rapport des Kriegsministers Dejean an die Kaiserin vom 8. August zu beziehen worin von jenem gesagt wird, daß das Spezialkomite zur Armirung der Pariser Festungswerke konstatirt habe, daß eine wichtige Lücke in der Vertheidigungslinie vorhanden sei, „die Arbeiten zur Ausführung gewisser Werke, deren Projekte schon festgestellt sind, werden schon morgen beginnen.“ „Le Soir“ und „Constitutionnel“ sind so indiskret, diese „wichtige Lücke“ als auf der Seite des Thales der niedern Seine liegend, näher zu bezeichnen, und fügen hinzu, „daß zwischen dem Mont Valérien und den Coteaux von Meudon ein großes Werk gebaut werden soll, das die Thäler von Sèvres und Ville d'Avray beherrscht; der Punkt der gewählt wurde, ist Montretout.“ Derselbe liegt unmittelbar über dem Bahnhof von St. Cloud.

Hiermit ist die Reihe der Befestigungen geschlossen, und wir geben zum Schluß noch einige darauf bezügliche Dimensionen. Die größte Entfernung ist zwischen dem Mont Valérien und Fort de Nogent vorhanden. Sie fällt so ziemlich mit dem Parallel zusammen und beträgt 27,000 Schritt = $2\frac{3}{4}$ Meilen, während in der Richtung des Meridians die größte Entfernung zwischen St. Denis und Fort de Bicêtre = 20,000 Schritt oder 2 Meilen besteht. Die Umfassungslinie, welche entstehen würde, wenn man alle Außenforts mit einander verbunden denkt, beträgt 7,4 Meilen = $12\frac{1}{8}$ Wegstunden. Es bleibt nur noch zu bemerken, daß sämmtliche Außenforts bastionirt sind. Außerdem haben diejenigen von Noisy, Rosny und Nogent Hornwerke vor sich. Die Escarpen und Contrescarpen sind so hoch, wie bei der Umwallung der Stadt. Bedeckte Wege mit gemauerten Laufgräben und bombenfeste Pulvermagazine sind überall vorhanden. Sämmtliche Forts sind unter sich und mit Paris durch den Telegraphen verbunden.

Nach Vorstehendem zu urtheilen, unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß Paris die größte, aber auch wohl eine der stärksten Festungen der Welt ist. Ihre Belagerung würde zunächst ein ungeheures Heer erfordern, und es mag beispielsweise erwähnt sein, daß eine einfache Linie von Soldaten, die sich in Kanonenschußweite und parallel von den Außenbefestigungen aufstellen wollte, Schulter an Schulter nicht weniger denn 96,000 Mann erfordern würde. Dahingegen ist auf der andern Seite zu beachten, daß die Besatzung von Paris verhältnißmäßig ebenso groß sein müßte, daß es ferner ein wenigstens bis jetzt noch ungelöstes Problem ist, eine eingeschlossene Bevölkerung von mehr als 2 Millionen Seelen auch nur auf einen Monat im Voraus ausreichend zu verproviantiren, und daß die zu Emeuten geneigten Pariser und die Treue des französischen Heeres bei besonderer Veranlassung gar nicht zu berechnen sind.

Gotha. Topograph C. Vogel.

Vom Kriegsschauplatz.

Hauptquartier des Oberkommandanten der 3. Armee. Luneville, 15. Aug.

An dem Tage, an welchem nach den stolzen Prophezeiungen der Pariser Presse die französischen Armeen den Rheinübergang antreten sollten, am 15. August, dem Napoleonstage, befindet sich das Hauptquartier der 3. Armee in Luneville. Es hätte am 14. August, Morgens 8 Uhr, Petersbach (Departement de la Meurthe) verlassen und seinen Marsch auf Blomont genommen, eine alte lothringische Burgstadt, die im 30jährigen Kriege von dem Herzog Bernhard von Weimar in Brand geschossen wurde. Hier traf am Nachmittage des 14. die Nachricht ein, daß die kleine Festung Marsal, die

noch von 200 Franzosen, im Rücken unserer gegen die Mosel vordringenden Armee, besetzt war, ebenfalls die Waffen gestreckt habe. Ihr Fall hat insofern Wichtigkeit, als dadurch die Straße über Dieuze auf Narcy, die in strategischer Hinsicht zu den bedeutendsten des Landes zählt, vom Feinde völlig befreit worden ist. Die Beschießung von Pfalzburg hat noch nicht den gewünschten Erfolg gehabt, da der französische Befehlshaber die Uebergabe standhaft verweigert; natürlich ist für eine hinreichende Cernirung Sorge getragen. Nach Straßburg ist preußischerseits aus dem Lager des Kronprinzen der General Schulz entsandt, um die taktischen Operationen zu leiten. Während der Oberbefehlshaber der Südarmee seinen Einzug in die Residenz der lothringischen Herzöge gehalten, sind die Truppen, fast bis auf den letzten Mann, bereits an die Mosel vorgeschoben. Den ersten Theil ihrer strategischen Aufgabe haben die verbündeten Bayern und Preußen damit in rühmlichster Weise gelöst. Ueberblicken wir noch einmal die Stellungen, welche die süddeutsche Armee vor dem Einfall in das Elsaß, also bis zum 4. August, einnahm, so waren dieselben nach einem doppelten Gesichtspunkt vertheilt. Die Bestimmung sollte einmal sein, dem von Straßburg her erwarteten Feind, der in die Flanken der deutschen Truppen einzufallen drohte, mit energischem Widerstand zu begegnen und andererseits gleichzeitig für die preußische Hauptarmee, falls der Feind sich an der Saar mit überlegener Macht auf sie werfen würde, die nöthigen Kräfte zur Deckung und Verstärkung bereit zu halten. Diese Aufgabe ist von der Südarmee im vollständigsten Maße erfüllt worden, wenn auch unter Modifikationen, die sich bei den veränderten Entschlüssen der französischen Heerführer als nothwendig herausstellten. Man erfuhr, daß die bei Straßburg aufgestellten Korps in einer Schwenkung begriffen waren, die sie dem Gros des französischen Heeres, den Flügeln Mac-Mahons und Failly's nähern sollte. Diese Nachricht entschied für ein rasches Vorgehen der dritten Armee, die freilich bei diesem Stande der Dinge ihre Bewegungen unternehmen mußte, bevor noch die nachrückenden Kolonnen vollzählig herangezogen werden konnten. Durch die glückliche Disposition und die großen Thaten am 4. und 6. August gelang es, eine Rechtsschwenkung zu bewerkstelligen, welche der Südarmee sofort mit den Truppen unter Kommando des Prinzen Friedrich Karl Fühlung gab, und weiterhin das Einrücken in die große Linie der deutschen Offensive für sie ermöglichte. Zwar bedingten die Schlacht von Wörth und der schwierige Durchgang durch die Vogesen einigen Aufenthalt; die zähe Ausdauer aber, mit der sich unsere Soldaten den beschleunigten Märschen unterwarfen, hat die Folge gehabt, daß alle Hemmnisse des Anschlusses glücklich überwunden worden sind. Auch die Belagerungen der festen Plätze, wie Bitsch, Lützelstein, Pfalzburg, die man beim Vordringen zu berücksichtigen hatte, vermochten die Durchführung des Kriegsplanes nicht zu hindern. Der Erfolg, mit dem der erste Abschnitt des französischen Feldzuges für die Südarmee endet, faßt sich dahin zusammen, daß diese mit den anderen preußischen Korps und den deutschen Verbündeten gleichzeitig an der Mosel zum weiteren Vormarsch bereit steht. 16. August. Nachdem nun der Kronprinz heute Stadt und Umgebung von Luneville in Augenschein genommen hatte, erfolgte um 7 Uhr Abends zu Wagen die Abreise nach Nanzig.

Deutsches Reiterlied.

Rößlein, mein Rößlein, was wieherst du so,
Stampfend hinaus in die Nacht?
Munter, mein Rößlein, sei muthig und froh,
Morgen, da geht's in die Schlacht!
Hurrah!
Morgen, da geht's in die Schlacht!

Morgen, beim ersten, beim tagenden Glanz
Donnert das Kugelgeschoß,
Schmettern Trompeten zum blutigen Tanz,
Hurtig, mein feuriges Roß!
Hurrah!
Hurtig, mein feuriges Roß!

Rößlein, mein Rößlein, hinaus in den Krieg! —
Siehst du den Himmel so roth? —
Vivat mein Deutschland! — O Rößlein, zum Sieg
Trage mich, oder zum Tod!
Hurrah!
Trag' mich zum Sieg oder Tod!

Drück' ich nur leis in die Weichen den Sporn,
Sprengest du wild an den Feind;
Rößlein, mein Rößlein, in heiligem Zorn
Kämpfen wir Beide vereint!
Hurrah!
Kämpfen wir Beide vereint!

Rößlein, mein Rößlein, wir reiten zum Strauß
Kühn in die Reihen hinein;
Rößlein, mein Rößlein, gen Welsche schlag' aus,
Deutsch sei und bleibe der Rhein!
Hurrah!
Deutsch sei und bleibe der Rhein!

Rößlein, mein Rößlein, hinaus in den Krieg! —
Siehst du den Himmel so roth? —
Vivat mein Deutschland! — O Rößlein, zum Sieg
Trage mich, oder zum Tod!
Hurrah!
Trag' mich zum Sieg oder Tod!

Alois Josef Ruckert.

Mannigfaltigkeiten.

Ein in Berlin in Pflege befindlicher Verwundeter erzählt nach der „Tribune“ folgendes Ereigniß aus der Schlacht bei Weißenburg. Er war mit einem Berliner Freunde und Landsmann, einem, Portier seines Zeichens, ansehnlichen und wohlbeleibten Mann, in einer Kompagnie bei einem Grenadierregiment. Als es in die Schlacht ging, bemerkte der Dicke, daß sein Zündnadelgewehr einer Reparatur bedurfte, und bat seinen Freund, da er wegen seiner Korpulenz nicht schnell genug bei der Hand sein konnte, die leichte Reparatur vorzunehmen. Da ward zum Angriff geblasen und der Dicke sagte lakonisch: „Na, denn nich! wenn ick nich schießen kann, dann muß ick stechen! Die Schlacht ging zu Ende, unser Erzähler liegt verwundet auf der Wahlstatt, da sieht er von fern seinen Freund munter einher schreiten, er ruft ihn und Jener kommt nach kurzem Bedauern sofort wieder auf die Reparatur zurück, die er partout nicht allein herzustellen vermochte. Der Verwundete macht sich daran, so gut es gehen will, zu helfen, da — springt ein Turco — der in der Nähe gelegen, plötzlich auf und will auf die Beiden anlegen. Der Dicke ist schnell entschlossen, er läuft spornstreichs auf ihn zu und rennt ihm das Bayonnet in den Leib, dann kehrt er zum Freunde mit den Worten zurück: „Siehste wohl, wenn Du mir die Geschichte jleich in Ordnung gebracht hättest, dann hätte ick mir jetzt nich so abzuloosen brauchen un die Sache von hier aus abgemacht!“ Damit drückte er dem Verwundeten die Hand und nahm Abschied. Hoffentlich hat ihm das reparirte Gewehr so gute Dienste gethan, daß es ihm gelingt, wohlgemuth in die Heimath zurückzukehren.

Aus Paris vom 19. Aug. schreibt man: Aus der Ortschaft Haute-Faye aus der Dordogne wird ein schreckliches Verbrechen gemeldet. Auf dem dortigen Markte erschien der junge Monnéis, der Sohn einer der angesehensten Familien der Gegend in Begleitung seines Vetters; eine Bande von jungen Leuten, die vorüberzog, verhöhnte ihn mit den Worten, daß sein Vermögen ihm gestatte, einen Andern für ihn seine Haut zu Markte tragen zu lassen; er verwahrte sich dagegen mit vielem Anstande, indem er ihnen bemerklich machte, daß er sich seiner Dienstpflicht nicht entziehen werde und daß, wer dies thue, ein Elender sei, wie jene, die da rufen: Vive la Prusse! Es scheint, daß ein Theil der Bande nur diese letzten Worte hörte und in ihnen seine verwegene Herausforderung sah. Sie ergriffen v. Monnéis (sein Begleiter war glücklich entkommen) und mißhandelten ihn; er rettete sich Dank der Dazwischenkunft des Pfarrers und des Maires in ein nahes Haus, wurde aber dort von seinen Verfolgern hervorgeholt, blutig geschlagen und nach einer Grube geschleift, welche die Unmenschen mit Holzscheiten bedeckten, um endlich ihr Opfer lebendig zu verbrennen. Als der Vater des Unglücklichen herbeieilte, fand er nur noch die kohlende Asche seines Sohnes. Fünf Individuen wurden verhaftet und zwei haben sich freiwillig gestellt. Nach einer anderen Version soll der Streit damit begonnen haben, daß die Bande den jungen de Monnéis zwingen wollte: Vive l'Empéreur! zu rufen und daß er sich dessen geweigert hätte. Auf alle Fälle wirft dieser Hergang ein erschreckendes Licht auf den Kulturzustand gewisser französischer Landbevölkerungen.

[Hexenverbrennung.] Die Gemeinde Iroholez im Taraczthale hätte jüngst beinahe das mittelalterliche Schauspiel einer Hexenverbrennung gesehen. In dem genannten Orte brach nämlich die Viehseuche aus, ein dortiger Bauer machte den armen ruthenischen Dorfbewohnern weiß, daß dieß Hexenwerk sei, und daß er ihnen um 20 fl. die betreffende Hexe ausliefern wolle. Der Richter ließ diese Summe eintreiben, händigte sie dem Betrüger ein, worauf dieser eine arme alte Frau festnehmen, mit Ketten binden und zur Verbrennung führen ließ. Nun schritt der Sicherheitskommissär ein, befreite das zitternde Weib und verhaftete den Betrüger, der seiner Strafe nicht entgehen wird.

[Ein geraubtes Kind] ist in Gyoma, im Bekeser Komitate, gegenwärtig der Gegenstand der allgemeinen Theilnahme. Dasselbe ist entsetzlich verstümmelt. Vor einigen Wochen sah man es auf dem Markte in Tur, da war es noch unversehrt; als man es in Gyoma wiederfand, war ihm die Zunge herausgeschnitten, waren alle seine Glieder verrenkt. Schriftlich gab es den Leuten zu verstehen, daß es aus Karvas gebürtig sei, von wo es Zigeuner entführten und später verstümmelten. Die Aerzte wundern sich darüber, daß die Wunden des Kindes in so kurzer Zeit vollkommen zuheilten.

Man schreibt der „Nat.-Ztg.: „Eine in Saargemünd weggenommene Sendung Briefe soll an 200 Privatbriefe französischer Offiziere enthalten, in denen sich die größte Demoralisation ausspräche. Aus guter Quelle will mein Freund ferner gehört haben, daß für die französische Flotte Landungsmannschaften von so geringer Ausbildung bestimmt waren, daß die Marineverwaltung sich weigerte, sie anzunehmen.“

• • •

[illegible] Mailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 186 — Samstag, 27. August 1870.

Die Kriegführung der Deutschen.

Der „Staatsanzeiger“ schreibt: „Am 15. Juli 1870 verbreitete sich die Nachricht der am Tage vorher an König Wilhelm im Bade zu Ems von Frankreich gestellten Forderungen in allen Gauen Deutschlands. Ein Schrei der Entrüstung antwortete in allen Stämmen, in allen Parteien der unerhörten Forderung. Der Krieg, dessen entsetzliches Elend man abgewendet glaubte, war unvermeidlich geworden, und der hingeworfene Fehdehandschuh wurde aufgenommen. Am 15. August — am Napoleonstage — flatterten die deutschen Fahnen und Standarten jenseits der französischen Mosel und Meurthe. Innerhalb der kurzen Spanne von vier Wochen, mitten in den Geschäften des tiefsten Friedens zum blutigen Waffengange aufgerufen, hat Deutschland über eine Million wohl ausgebildeter und ausgerüsteter Krieger aufgestellt, Hunderte vom Niemen wie vom Bodensee herbeigeführt, mächtige Armeen gebildet, in blutigen Schlachten und Gefechten auserlesene Korps (afrikanische Truppen und die zuletzt im Lager von Chalons geübten) zertrümmert, die Dispositionen der französischen Hauptarmee durchkreuzt und sie zum Rückzuge von der Gränze bis über die Mosel und Meurthe gezwungen. Wir sind daher in der Lage, eine Uebersicht der Operationen der Oeffentlichkeit übergeben zu können.

Wie bereits bemerkt, zog es die diesseitige Armeeführung vor, als Frankreich seine immobilen Truppen in überstürzender Hast an die Gränze warf, das schwierige und komplizirte Werk der Mobilmachung in voller Ordnung auszuführen. Die allerhöchste Kabinetsordre bestimmte: „planmäßig“, wie solches im Frieden nach reiflicher Ueberlegung bis in die kleinsten und verwickeltsten Details vorgearbeitet war. Dies wurde zum höchsten Nutzen des Ganzen durchgeführt. Daß Frankreich dabei seine an die Gränze geworfenen Armeen auch über dieselbe hinauszuführen und auf unsere Kosten zu leben vermochte, ist ebenfalls schon früher gesagt.

Aber noch ein anderer und großer Uebelstand mußte mit hingenommen werden. Angesichts der zu größeren Operationen zwar nicht befähigten, wohl aber zu kurzen Schlägen bereits geeigneten französischen Korps konnte der Eisenbahntransport nicht bis an die dicht an der Gränze liegenden Punkte geführt werden, da die alsdann successive eintreffenden kleinen Abtheilungen beim Vordringen des Feindes im höchsten Grade gefährdet waren, im glücklichsten Falle aber mit Rückzugsgefechten hätten beginnen müssen. Es handelte sich mithin darum, den Versammlungspunkt der Armee so weit rückwärts zu legen, daß man an den gewählten Stellen, sobald diese von dem etwa vorschreitenden Feinde erreicht werden konnten, hinreichende Kräfte bereits versammelt hatte, um demselben mit Aussicht auf Erfolg entgegentreten zu können. Natürlich änderte hierbei jede Stunde die Sachlage; jeder Tag war ein Gewinn. Kam die Meldung, daß der Feind nicht vorgerückt, so vermochte man die Ausschiffungspunkte der nächstfolgenden Abtheilungen um eine Etappe weiter vorzuschieben. Aber auch diese Aufgabe des Eisenbahntransportes war vorgesehen, und durch die betreffende Leitung auf das Sorgfältigste vorbereitet, so daß seit dem Eingange des Mobilmachungsbefehls durch rastlose Thätigkeit aller daran Betheiligten, eine bis dahin unerhörte Leistung in glänzender Art durchgeführt werden konnte. Auf diese Weise war von Hause aus ins Auge gefaßt, jeden Echec oder jede rückgängige Bewegung zu vermeiden.

Die Armeen sammelten sich bei Trier, vorwärts Mainz, so wie zu beiden Seiten des Rheins um Mannheim; ihre Têten rückten nach Maßgabe der ankommenden Verstärkungen vor. Da alle Eisenbahnen in die Kombinationen des Transportes hineingezogen waren, auf einer Linie Truppen verschiedener Korps, je nachdem ihre Mobilmachung beendet, transportirt wurden, die später kommenden Korps in die erste Linie der Marschirenden hineinfuhren, und dies noch fortdauerte, als die Têten sich schon mit dem Feinde herumschlugen, so mußte es dem Gegner fast unmöglich werden, über die Aufstellung der deutschen Armeen sich zu informiren. Dagegen hatte man diesseits eine vollständig genügende Aufklärung über die französischen Armeen dadurch erlangt, daß die Korps derselben sich an der Gränze formirten und an dieser Wochen lang ruhig stehen blieben. Hierbei ergab sich, daß die Hauptkräfte des Feindes gegen die preußische Saar sich entwickelten, während das Korps des Marschalls Mac-Mahon sich in einer gewissen Isolirung im Elsaß befand, und am oberen Rhein ein Korps erst noch in der Formation begriffen war. So lange der Aufmarsch der deutschen Armeen

noch nicht vollendet, mußte die oberste Leitung ihre Aufgabe rein defensiv auffassen, keineswegs aber hatte sie die Absicht, trotz der Initiative Frankreichs in dieser Haltung zu verharren, sobald sie über die Mittel verfügte, um den Gegner auf seinem eigenen Gebiete aufzusuchen. Nichts konnte mehr dazu einladen, dies mit einem Theile der Kräfte auszuführen, als die Nähe Mac-Mahons an der kronprinzlichen Armee. Letzterer war während der Zeit defensiven Abwartens die Aufgabe zugefallen, Süddeutschland zu schützen. Besser konnte diese Aufgabe nicht gelöst werden, als wenn man offensiv auf dem linken Rheinufer vorging und den Süddeutschland bedrohenden Gegner auf seinem eigenen Gebiet aufsuchte. Demgemäß brach der Kronprinz auf, überschritt am 3. August die Lauter, vernichtete am 4. August die Division Douay bei Weißenburg und schlug am 6. August in der blutigen Schlacht bei Wörth das durch Truppen aus dem Süden noch verstärkte Korps Mac-Mahons derartig, daß es mit enormen Verlusten sich fast gänzlich auflöste. Süddeutschland wurde durch diesen glänzenden Sieg von jeder drohenden Invasion befreit, der Elsaß in ihr erobert, die Elite der afrikanischen Truppen unschädlich gemacht, die schwierigen und so leicht zu vertheidigenden Vogesenpässe dem Einmarsch der deutschen Kolonnen frei gelegt.

An demselben Schlachttage wurde aber auch an der Saar ein großartiger und erfolgreicher Sieg errungen. Es lag nicht in der Absicht der Armeeführung, der feindlichen Hauptarmee hier früher eine Entscheidung anzubieten, bis die gesammten dorthin dirigirten Streitmassen in sich aufgeschlossen waren. Eine über diesen Fluß vorgeschobene Division gerieth jedoch in ein Gefecht mit anscheinend nur schwachen feindlichen Kräften. Der Gegner unterstützte seine engagirten Truppen, so daß der Kampf größere Dimensionen annahm, und nun eilten auch von preußischer Seite alle in der Nähe befindlichen Truppen, zum Theil per Bahn, herbei, um das einmal begonnene Gefecht auch zum siegreichen Ende zu führen. Das Resultat war, daß es 26 preußischen Bataillonen gelang, das gesammte Korps Frossard, zu dessen Unterstützung noch zwei Divisionen Bazaine's aufmarschirten, aus einer nach bisherigen Begriffen fast uneinnehmbaren Position zu werfen.

Diese beiden Siege waren von ganz außerordentlichen Folgen begleitet, große moralische und strategische Erfolge waren erreicht. Der Nimbus der französischen Armee war auch in den Augen der Welt gebrochen; zwei Korps derselben aufgelöst und die unsere Gränzen bedrohende Stellung ihrer Hauptkräfte unhaltbar geworden. Die Operationen des Feindes hatten es zu Stande gebracht, daß, nachdem zwei seiner Korps isolirt geschlagen, der Rückzug seiner gesammten Streitkräfte bis hinter Mosel und Meurthe angetreten werden mußte. Unaufhaltsam folgten die preußischen Kolonnen bis unter die Kanonen von Metz und bemächtigten sich verschiedener Uebergänge über Mosel und Meurthe; das wichtige Nancy, Luneville, Pont à Mousson befinden sich in ihren Händen, eine große Strecke französischen Bodens ist in unserm Besitz. Der einzig wichtige Punkt auf dieser Strecke, welcher sich noch in den Händen der Franzosen befindet, das alte Straßburg, ist von deutschen Truppen cernirt, fast die Hälfte des Weges nach Paris zurückgelegt."

Pflege der Verwundeten in Privathäusern.

Ist ein Kriegskranker in ein Privathaus aufgenommen, dann schafft man ihn direkt in das für ihn bestimmte Zimmer, lasse ihn entkleiden, sämmtliche getragene Kleidungsstücke, welche von Schweiß und Staub durchtränkt sind, aus dem Zimmer entfernen und gründlich in kaltem Wasser auswaschen. Heißes Wasser würde einen großen Theil der Schweißbestandtheile im Tuche gerinnen machen und dadurch die vollständige Reinigung der Kleider verzögern. Wie mit den Montirungsstücken, so werde es auch mit der im Bette zu wechselnden Wäsche gehalten; man lasse sie nie im Zimmer oder auf dem Flur liegen, entferne vielmehr Alles gleich ins Freie.

Jeder Kriegskranke müßte nach dem Entkleiden je nach Umständen gleich entweder ein Vollbad, oder doch wenigstens ein Beinbad von kaltem oder lauem Wasser bekommen, damit die Hautporen gereinigt, die Haut erfrischt und die Blutbewegung in derselben elastisch werde. Diejenigen Theile des Körpers, die nicht vom Bade berührt werden, sind mit Wasser zu waschen und abzutrocknen. Erst wenn so der ganze Körper des Kranken von dem Schmutze des Schlachtfeldes gesäubert, die Oberhaut aufgeweicht und abgerieben ist, werde der Kranke ins Bett gebracht.

Einer von den Hausbewohnern wird unterdessen sich gern der Mühe unterziehen, für den Kranken den brieflichen Verkehr mit dessen Verwandten zu übernehmen, — ein Bedürfniß, dessen schnelle und zuverlässige Befriedigung von jeder Familie im Lande mit größtem Danke anerkannt würde. Wer nicht selbst Verwandte im Feldzuge gehabt, kann sich keinen Begriff machen von der peinlichen Situation der Ungewißheit, in welcher daheim die Stunden und Minuten gezählt werden, bis man von dem Schlachtfelde die Nachrichten über das Weiterbefinden des lieben Verwundeten erhalten hat. Auf Dörfern könnten etwa die Ortsgeistlichen, Lehrer, gebildete Damen und sonst geeignete Personen unter Gestattung der Benutzung der Feldpost diesen Liebesdienst der alltäglichen Korrespondenzen zu Gunsten der armen Verwundeten und ihrer fern wohnenden Angehörigen übernehmen, so daß eine Art ständiger Korrespondenz-Bureaux unterhalten würde. Aehnliche Posten freiwil-

liger Privatkrankenberichte wären nicht minder in den Feld-, Etappen- und Reservelazarethen am Platze. Wir sind es den bis auf den Tod betrübten Eltern, den jammernden Gattinnen, unmündigen Kindern und Geschwistern der braven verwundeten Krieger und den letzteren selbst schuldig, daß wir einen nicht zu sparsamen systematischen Briefverkehr zwischen den Verwundeten und deren Heimath zu vermitteln suchen, — eine Rücksicht, die keine Kosten verursacht und im ganzen Lande einen unbeschreiblich beruhigenden Trost verbreiten würde. Möchten doch gleich vorläufig die Lazarethkommission Anträge auf freiwillige Korrespondenzdienstleistungen von Privaten entgegennehmen! Die behandelnden Aerzte und Pfleger können ja täglich gleich nach beendigten Krankenvisiten die Notizen über Verlauf der Krankheiten und Verwundungen den Korrespondenten oder Korrespondentinnen zustellen, ohne daß eine Störung im Lazarethdienste zu befürchten wäre. Würde einem solchen brieflichen Austausche eine internationale Ausdehnung zwischen den kämpfenden Ländern verschafft, so wäre der Nutzen noch größer. Eine solche Vereinbarung würde in den sich befehdenden Staaten die Familienbande zwischen den verwundeten und gefangenen Kriegern und ihren in der Ferne verzweifelnden Angehörigen respektiren und den Tapferen, die für ihr Vaterland geblutet, den schnellsten Verkehr mit der theuren Heimath in Aussicht stellen. Sollte aber auch dieses höchste Ziel, ein auf den Prinzipien der Genfer Konvention aufzubauendes, mittels offener Postkarten zu bewirkendes, durch Privathilfe zu bethätigendes Korrespondenznetz für den gegenwärtigen Krieg noch nicht zu erreichen sein, so darf das Beste auch hier nicht der Feind des Guten werden; und möchten wir hiemit die Idee angeregt haben, daß allüberall, wo die Errichtung von Feld-, stehenden, Etappen- und Reservelazarethen in Aussicht steht, gebildete Damen und Herren kleine Korrespondenzklubs gründen mögen, welche den lieben Blessirten entweder direkt oder durch die Lazarethbehörden neben körperlichen Labungsmitteln auch jene geistige Erquickung bieten, die in dem stetigen Briefverkehr liegt. Eine solche briefliche Befriedigung des heimathlichen Harrens und Hoffens würde auch den nicht zu wehrenden Zudrang der Verwandtenbesuche in den Lazarethen vermindern, indem die Gemüther der weinenden Mütter und Gattinnen in Ruhe und Fassung versetzt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Saarbrücken, 23. Aug.

Ein Reserve-Unteroffizier der 6. Kompagnie 40. Füsilierregiments schreibt aus dem Bivouac, drei Stunden hinter Metz, unterm 19. August an seine Verwandten einen Brief, den die „Saarbr. Ztg.“ mittheilt, wie folgt:

Lieber Schwager!

Meinen Brief vom 13. d. Mts. werdet Ihr wohl jetzt erhalten haben, damals lagen wir noch 4 Stunden vor Metz; wir marschirten von da weg und ließen Metz rechts liegen. Den 14. d. hatte das 7. Armeekorps ein Gefecht und trieb die Franzosen in die Festung hinein; am 16. August hatten wir ein großes Gefecht bei Gorce, einem Städtchen 3—4 Stunden von Metz, wobei wir die Franzosen aus ihren verschanzten Stellungen in Weinbergen und durch einen Wald treiben mußten. Die Franzosen vertheidigten sich fürchterlich und einmal schien es, als wenn wir zurück müßten, worauf wir mit allen unsern Kräften eine glänzende Bajonnet-Attake machten und die Franzosen zum Weichen brachten. Ihr Schnellfeuer in Verbindung mit den Kugelspritzen ist etwas Furchtbares; doch bleiben dieselben hinter den Erwartungen zurück und kann man davon sagen: mehr Geschrei als Wolle. Deßgleichen ist es mit ihrem Schnellfeuer, indem sie ohne alles Zielen schießen. Dieses Gefecht dauerte von Morgens 11 Uhr bis Abends 10 Uhr; wir hatten sehr viele Verluste, dabei unter andern unseren Regimentskommandeur Frhr. v. Eberstein, welcher todt ist; von unserer Kompagnie sind sämmtliche Offiziere und Fähnrich gefallen, unser Hauptmann todt, die anderen verwundet; wir haben einen einzigen Offizier bekommen, einen Landwehrlieutenant als Kompagnieführer; am 17. August hatte ein anderes Armeekorps wieder ein Gefecht, in welches wir nicht eingriffen. Die Franzosen wurden daselbst wieder zurückgeschlagen. Gestern, den 18. August, wurden wir mit Rücksicht auf unsere Verluste und Mangel an Offizieren in die allerletzte Reserve versetzt. Das Gefecht begann um halb 10 Uhr und wurde zu einer furchtbaren Schlacht, sämmtliche Batterien waren im Feuer. Die Franzosen hatten sich Schanzen hinter Schanzen gebaut und gut zu vertheidigende Steinbrüche dazu eingerichtet. Um 3 Uhr kam der König mit glänzender Suite an und ritt bis in die Gefechtslinie. Um 5 Uhr hatten wir noch keine Viertelstunde Terrain gewonnen. Da kam unser Divisionskommandeur zu der Reserve, welche aus dem 72., 11. und 40. Regiment bestand, und sagte: „40er, Ihr habt jetzt in drei Gefechten gekämpft und die Leute machen so viel Aufhebens von Euch. Da vorn ist ein Wald, in dem die Franzosen noch fest sitzen, und die sollt Ihr heraustreiben!“ Die 28er, 29er und 54er hatten es vergebens versucht. Darauf gingen wir vor, und in einer Stunde war der Wald unser. Rechts vor dem Wald lag ein Dorf, um welches wir 3 Stunden kämpften. Die Franzosen hatten ihre ganze Munition verschossen, ebenso die Preußen, und schien der Kampf sich zu seinem Ende zu neigen. Da müssen die Franzosen ihrerseits Munition und bedeutende Verstärkungen

erhalten haben, denn plötzlich brechen sie mit einer Unmasse von Infanterie, Kavallerie, Artillerie und Kugelspritzen vor und überschütten uns mit einem so fürchterlichen Kugelregen, wie bis jetzt noch nicht erlebt. Man konnte vor Pulverdampf nichts mehr sehen und mag es leider wohl vorgekommen sein, daß irrthümlich manche preußische Kugel ein preußisches Herz getroffen hat. Da, im entscheidenden Moment (unsere Artilleriekolonnen waren noch nicht mit der Munition zurück), ertönte auf der rechten Seite ein unvergeßliches „Hurrah!" unter Salven und Kanonendonner und der König an der Spitze, rückten zwei Armeekorps zu unserer Verstärkung heran, und Alles von unserer Seite mit Tambour battant rückte wieder gegen die Höhen vor. Es war dies ein furchtbarer Kampf, der letzte Verzweiflungsstoß der Franzosen, welcher bis spät Abends dauerte. Sämmtliche Dörfer und Gehöfte, welche in der Umgegend waren, verbrannten, und sah es schauderhaft schön bei Nacht aus. Viele Menschen sollen dabei mitverbrannt sein, besonders viele französische Militärs. Heute bivouakiren wir mitten auf unserem eroberten Schlachtfelde. Wir bivouakiren überhaupt immer, an Quartier ist nicht zu denken. Die meisten Einwohner der französischen Dörfer sind geflüchtet und haben Alles im Stiche gelassen, blos das Vieh weggetrieben; auch dies nicht immer. Ihre sonstigen Sachen, Betten u. s. w., haben sie alle zurückgelassen. In Gorce, dem französischen Städtchen, wo das Gefecht am 16. ds. stattfand, wurde von den Einwohnern auf preußische Verwundete geschossen, was die arme Stadt bitter büßen muß. Ein Kerl wurde an eine Stange in der Stadt aufgehängt, als warnendes Beispiel, und dann noch mit Bajonnetten erstochen. Viele Noth haben wir mit dem Wasser, indem die Franzosen die öffentlichen Brunnen in den Städten und Dörfern, so wie die Wasserleitungen beim Rückzuge meistens zerstören.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Düsseldorf, 19. Aug.: Zur Charakteristik französischer leicht verwundeter Gefangener wird Folgendes mitgetheilt: „Nachdem am Donnerstag den 18. ds. ein Transport von circa 40 gefangenen, leicht verwundeten Soldaten aller Waffengattungen mit größter Sorgfalt in der Kaserne des Niederrheinischen Füsilier-Regiments Nr. 39 zu Düsseldorf verbunden war, wurde sämmtlichen Gefangenen eine kräftige Suppe verabfolgt. Vor der Weiterbeförderung nach Magdeburg meldete mir der betreffende Revier-Inspektor, daß im Speisesaale 17 Eßlöffel verschwunden seien. Sofort forderte ich von den eben in Reih' und Glied angetretenen Franzosen nachdrücklich die gestohlenen Löffel zurück, erhielt dieselben aber erst ausgeliefert, als ich drohte, sämmtliche Mannschaften visitiren und die Diebe erschießen zu lassen. Die neuverzinnten Löffel waren möglicherweise für silberne gehalten worden. Marcard, Major a. D.

[Ein grauenhafter Fischzug.] Der auf der Landstraße wohnhafte Posamentier S. in Wien ging gestern Nachmittags mit seinem Sohne zum Ausflusse des Donaukanals in die große Donau, um daselbst zu fischen. Lange wollte sich nichts rühren. Endlich zog es gegen Abend zur größten Freude der Fischer heftig am Angelhaken. „Das ist ein Kapitalsfisch", meinten sie und mühten sich aus Leibeskräften ab, um die Beute einzubringen; — ein Ruck, und das schon in Verwesung begriffene Haupt eines Mannes kam zum Vorschein, das sich mit den Haaren an der Angel gefangen hatte. Die beiden Fischer erschracken derart, daß sie das Fischzeug fahren ließen, welches mit der unheimlichen Last fortschwamm. Herr S. begab sich kopfschüttelnd nach Hause und liegt jetzt vor Entsetzen erkrankt darnieder. Da der todte Mann nackt war, so dürfte derselbe jedenfalls ein unglückliches Badeopfer gewesen sein.

Man schreibt aus Wickrath, 15. August: Vor mehreren Tagen ging der Lieutenant Hr. Eduard Büsgen hierselbst (ein Bruder unseres Mitbürgers Herrn Goldarbeiters W. Büsgen), ein 73jähriger, aber noch rüstiger Greis, als Freiwilliger zur Armee ab. Derselbe hat noch die Kriege von 1813, 14 und 15 mitgemacht. Auch den Krieg gegen Oesterreich im Jahre 1866 machte er als Freiwilliger mit, und bei der ersten Kriegsdrohung Frankreichs an Preußen stellte er sich sofort dem Kriegsministerium zur Verfügung. Er hat sich in Koblenz zu stellen und dort weiteren Bescheid entgegen zu nehmen.

In Berlin haben, wie die „National-Zeitung" meldet, die öffentlichen Aeußerungen des Unwillens über das Tragen von Chignons und ähnlichem Plunder den erfreulichen Erfolg gehabt, daß die anständige Damenwelt diese Unzier abgelegt hat; man sieht dieselbe nur noch an den Köpfen der Unanständigen.

Dem Komite des Wilhelms-Vereins ist eine Geldeinzahlung zugegangen vom Neger August Paul Djocaudour vom Mondgebirge in Zentral-Afrika am weißen Nil, Sprachlehrer in Dellamata.

Redaktion unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Mailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 187 Montag, 28. August 1870.

Kriegsfahrten.

Von Julius v. Wickede.

Ich machte in Hagenau zufällig die Bekanntschaft eines sehr alten französischen Kapitäns, der noch bei Leipzig unter dem ersten Kaiserreich gefochten hatte, da sich Gelegenheit fand, ihm mit leichter Mühe einen wichtigen Gefallen zu erweisen. Derselbe war Franzose durch und durch und auch ein eifriger Napoleonist, dabei aber auch ein ganz verständiger Mann, mit dem sich, wenn man über einzelne Vorurtheile und die nun einmal so ziemlich allen Franzosen eigene lächerlich übertriebene Nationaleitelkeit wegsah, schon ganz vernünftig plaudern ließ. Er machte — und dieß gereichte ihm in meinen Augen nur zur Ehre — aus seinem tiefen Kummer über die wiederholten Niederlagen der französischen Waffen auch nicht das mindeste Hehl, war aber besonders auch wüthend über die übermüthige und dabei wieder gränzenlos ungeschickte Art und Weise, mit welcher Louis Napoleon den Krieg gegen Deutschland begonnen hatte. Er sagte dann in seinem Eifer: Er ist eine bête und ich ärgere mich nur, daß er den Namen unseres großen Kaisers führt, mit dem er übrigens fast gar nicht verwandt ist, denn wie alle Welt weiß, war sein Vater ein holländischer Admiral, setzte der vieux Capitaine, um seinen Zorn zu beschwichtigen, stets hinzu, denn sonst hätte er nicht diese — das Wort „verdammten", was er schon auf der Zunge hatte, verschluckte der Alte aus Artigkeit gegen mich — nicht so brüskiren sollen, ohne doch bereit zu sein, loszuschlagen. Als die Kriegserklärung gegen Preußen kam, da sagte ich zu meinem alten Freund und Kameraden: Compère, gebt Acht, morgen marschiren zwei Divisionen unserer Armee bei Straßburg über den Rhein in das Badische und vier andere Divisionen über Weißenburg und Bitsch da drüben in die Pfalz hinein und noch ein paar andere Divisionen nach Saarbrücken und so sind wir im Umsehen mitten in Deutschland, und das können wir, denn die Deutschen sind überrascht und noch gar nicht zum Kriege gerüstet, und ich weiß gewiß, in Baden, in der Pfalz und Zweibrücken stehen zusammen nicht 20,000 Mann Truppen. So hätte es unser erster Napoleon gemacht, der wäre gleich am andern Morgen nach der Kriegserklärung auch sofort in Deutschland eingerückt und hätte, wie es sich gehört, den Krieg auf den Boden des Feindes geführt. Ich fuhr schon mit der Bahn nach Straßburg, um es mit anzusehen, wie unsere braven Soldaten über den Rhein nach Deutschland marschirten. Doch sacristie, da hätte ich lange warten können, denn dieser Tölpel von Kaiser und sein Ochse von Major-General (Wortspiel mit dem Namen Le Boeuf) die druckten und druckten wie ein altes Weib, und konnten den Weg über den Rhein nicht finden, der doch so leicht war, und warteten, bis dieser Roi Wilhelm de Prusse et ses amis Moltke, Roon et le grand comte Bismarck, das Männer sind, die da wissen, was sie wollen, und denen das Herz auf der rechten Stelle sitzt, ihre halbe Million Soldaten zusammen hatten und nun gegen uns marschirten, unsere Truppen stets schlugen, so tapfer diese sich auch vertheidigten, und nun bald in Paris sein werden, um diesen Sansfaçon von Napoleon le petite zum Teufel zu jagen. Croyez moi, Monsieur, es ist ein tiefer Schmerz für einen alten Soldaten des ersten Kaiserreiches, dies noch mit ansehen zu müssen! — so lautete die Rede des alten Kapitäns, wobei er seinen weißen Schnurrbart zornig drehte und mit dem Stock wiederholt heftig auf den Boden stieß. Aber Recht hatte er in seinen Ansichten. Je mehr und ruhiger ich jetzt über die Ereignisse der letzten Woche nachdenke, desto unfaßlicher bleibt mir das Benehmen Louis Napoleons und seiner Helfer und Helfershelfer. Auf die frechste und übermüthigste Weise von der Welt beleidigt dieses Gesindel unseren König Wilhelm von Preußen und erklärt uns den Krieg, ohne auch nur den allermindesten Grund irgend einer Art hiefür zu haben. Und statt nun nach erfolgter Kriegserklärung sogleich auch rücksichtslos mit 80,000 Mann in Deutschland einzumarschiren und Saarbrücken, die ganze Rheinpfalz und Karlsruhe zu besetzen, was so leicht gewesen wäre, blieb das französische Heer ruhig in Frankreich stehen, und wartete, bis wir es mit unseren inzwischen mit wunderbarer Schnelligkeit gesammelten Heeren angreifen und schlagen. Als ich in den Tagen vom 20. bis 28. Juli wiederholt die ganze deutsch-französische Gränze von Saarbrücken bis Lauterburg bereiste, und sah, wie wenig preußisch-deutsche Truppen in der Rheinpfalz und Baden schon aufgestellt waren, und wie im günstigsten Falle doch noch sechs bis acht Tage vergehen konnten,

bevor die großen preußischen Heeresmassen aus den östlichen Provinzen hier kampffüchtig mit ihren Munitionskolonnen konzentrirt wären, da überschlichen mich — ich will es gar nicht läugnen — oft sehr trübe Gedanken, und ich hegte bange Besorgnisse, zwar nicht über den Ausgang, wohl aber über den Anfang dieses Krieges. Ich machte mich gefaßt, stündlich den Rheinübergang der Franzosen in das Badische und ihren Einmarsch in die Rheinpfalz zu vernehmen, und ich wußte, daß wir noch keine genügende Heeresmacht daselbst besaßen, um solche mit aller Kraft zurückzuwerfen. Aber nichts, gar nichts geschah, die Einnahme des nur schwach besetzten unbedeutenden Saarbrücken war bisher die einzige Offensivbewegung der ganzen großen französischen Armee in diesem Kriege.

Und welches Ruhmesgeschrei erscholl vorhin in Paris, welche übermüthige Prahlereien mußte man täglich in den dortigen Zeitungen lesen! Wahrlich, wenn man diese unverschämten Rodomontaden eines Girardin und Granier de Cassagnac, Keratry und wie diese Canaillen, die dort das große Wort führen, noch weiter alle heißen mögen, mit dieser wahrhaft kläglichen Schwäche im wirklichen Handeln vergleicht, so muß ein unsägliches Gefühl der Verachtung gegen solche Menschen, und Alle, die überhaupt deren Reden nur die mindeste Beachtung schenken konnten, Einem das Herz erfüllen. Wohl noch niemals hat ein Volk sich so gründlich blamirt, wie jetzt das französische, denn noch niemals war ein solch vorheriges übermüthiges Prahlen und Stolziren, und dabei ein so klägliches, schwächliches Handeln vereint. „Hochmuth kommt vor dem Falle", die Wahrheit dieses alten guten deutschen Spruches erprobt sich jetzt so recht wieder, und statt der „grande nation" kann sich das französische Volk jetzt mit ungleich größerem Rechte „la petite nation" nennen.

Deutsche friedfertige Bürger, die im Schweiße ihres Angesichts ruhig ihr Brod in Frankreich verdienten, und deren Fleiß und Intelligenz die Stadt Paris ein gutes Theil von dem, was sie wirklich geworden ist, verdankt, vermag man schonungslos und mit der empörendsten Rohheit von ihrem Eigenthum zu vertreiben, zum wirklichen energischen Handeln ist man aber viel zu schwächlich, zu egoistisch und unmännlich geworden. So ist es auch mit der so viel besprochenen Volksbewaffnung und dieser heldenmüthigen Aufopferung des Volkes, um den geheiligten Boden Frankreichs zu vertheidigen, nichts als eitles Prahlen und leeres Phrasenthum gewesen, wie ich das schon in früheren Briefen voraussagte. Nicht allein, daß wir die Wälder und Schluchten und Engpässe der Vogesen ruhig durchzogen haben, ohne von den vorher so pomphaft angekündigten Freischützen-Kompagnien das Mindeste zu verspüren, sondern auch jetzt unsere Truppen schon im Herzen des Inneren Frankreichs stehen, ist keine Spur von Volksbewaffnung vorhanden. So haben unsere Kavallerie-Abtheilungen Luneville, Pont à Mousson, Nancy und noch andere wichtige Städte im Innern Frankreichs besetzt, ohne auch nur den mindesten Widerstand daselbst zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

Pflege der Verwundeten in Privathäusern.

(Fortsetzung.)

Kehren wir nach Einschiebung dieser zeitgemäßen Vorschläge zurück zur Besprechung der körperlichen Pflege!

In den Zeitungen lesend, daß man beginnt, in den Schulen Charpie und anderes Verbandzeug durch die Kinder bereiten zu lassen, kann ich nicht dringend genug davor warnen, Charpie zu zupfen und aufzubewahren in Räumen, wo viele Menschen zusammen leben. Wenn nämlich schon unter freiem Himmel das Beisammensein großer Menschenmengen die Luft verdirbt, so ist die Luft selbst in ventilirten, geschweige in unventilirten Räumen, welche mit gesunden Menschen angefüllt sind, in einer halben Stunde schon ganz verschlechtert und enthält nachweislich bedeutende Mengen fäulnißerregender animalischer Dunststoffe. Wer das bezweifelt, der bringe eine eiskalte Flasche in eine solche mit Menschen gefüllte Stube; in einer Minute wird die kalte Flasche mit Wassertropfen aus der Luft bedeckt sein; diese Tropfen, an dem Glase herabrieselnd, stammen von den athmenden und dünstenden Menschen, bilden, gesammelt, eine stinkende Jauche, in welcher nach 18 Stunden unter dem Mikroskop bei tausendfacher Vergrößerung unendlich viele Haufen Fäulnißpilze ihr zerstörendes Wachsen und Wirken beginnen. Diese verpestete Luft der Versammlungsräume saugt sich in großen Mengen in die Charpie ein und wird letztere so zum gefährlichsten Träger der Miasmen. Haucht man z. B. nur in ein Paket Charpie hinein und durchtränkt dieselbe so mit unseren Athmungsprodukten, so wird diese Charpie bei schwacher Befeuchtung nach einigen Tagen schon die mikroskopischen Fäulnißerreger in großen Massen nachweisen lassen.

Also dringende Mahnung: Zubereitung und Aufbewahrung von Verbandzeug, Charpie, Watte, Leinzeug möglichst im Freien, Niemals in überfüllten geschlossenen Räumen, z. B. in Schulen oder anderen Versammlungen, zu veranstalten. Diese Maßregel wird viele Krankheiten von unseren Lazarethen fern halten. So soll auch kein Verbandzeug in Schlafzimmern angefertigt oder gar aufbewahrt werden. Die Saugkraft der Leinenfäden wird eine Durchseuchung der Verbandstücke unvermeidlich machen. In einer einzigen Nacht muß die Charpie oder Watte, die in einem belegten Schlafzimmer aufbewahrt worden, mit Fäulnißerregern

durchsiebt sein. Man nehme daher diese wichtige Mahnung ja nicht gleichgültig auf!

Daß Charpie nur von ganz reinen, schweißlosen Händen gezupft werden darf, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Die Charpie darf unter gar keinen Umständen schon beim Entstehen Träger von Infektionsstoffen werden. Gebrauchte Leinwand ist unter allen Umständen auszuschließen.

Wenden wir uns zum Krankenzimmer zurück. — Neben der äußersten Reinlichkeit ist eine absolute Ruhe das Erste, was man dem blessirten Krieger gönnen sollte; man vermeide alle unnöthige Unterhaltung, und werde dem Patienten nicht lästig durch Ausfragen oder gar durch Zuführung neugieriger Besucher. Die freiwilligen Krankenpfleger sollen im Verkehr mit den ihnen anvertrauten leidenden Kriegern im Reden wie im Handeln durch ruhigen Ernst und aufmunternde Entschiedenheit sowohl wie durch schonende, humane Freundlichkeit und ausdauernde Hingabe sich die Liebe und das Vertrauen ihrer Kranken gewinnen. Man hüte sich vor der verführerischen Sucht, in edelster Absicht des Guten zu viel thun zu wollen.

Zum Heilen bedarf jede Wunde vor Allem der Ruhe. Jede Erneuerung eines Verbandes besteht aber, was selbst wenige Aerzte genugsam beherzigen, aus zwei ganz verschiedenen Akten. Der erste Akt, bevor man den neuen Verband auflegen kann, ist die Entfernung des alten Verbandes von der Wundfläche. Jede noch so schonende Abnahme eines Deckverbandes muß aber unwillkürlich an den Berührungsstellen eine unberechenbare Störung und Reizung des Heilprozesses veranlassen. Ich lasse daher mit den überraschendsten Heilerfolgen bei eiternden Wunden möglichst selten die Verbände wechseln, sorge nur für Abschluß der Luft von der Wundfläche. Auf die mit reinem Wasser ausgespülte (nicht ausgewaschene) Wunde lege ich einen einfachen dünnen Leinlappen, welcher zuvor mit einer dicken Schicht Fett oder Salbe bestrichen ist, über welche einige Tropfen Leberthran oder sonst ein reines Oel nachgegossen sind. Die ge-ölte Fettschicht wird unmittelbar auf die Wundfläche sanft angelegt. Dadurch, daß ich nun häufig des Tages und bei Nacht über die Rückseite des Lappens Leberthran oder Oel zum Durchsaugen aufstreichen lasse, bleibt der Luftabschluß ziemlich bewahrt und die Salbe geschmeidig. Die Zersetzung des weichen, heilenden Wundeiters wird verhütet, und kann man daher die üppigen Heilwärzchen der Wunde unter der schützenden Decke unbehelligt sich entwickeln lassen. Nach jedesmaliger Oelung der Lappen wird eine Schicht Watte oder eine Leinenkompresse oder trockene Charpie auf den Verband gelegt.

(Schluß folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Aus dem Bivouac vor Metz, 18. Aug.

Als unser Armeekorps diesen Morgen 8 Uhr in Schlachtordnung aufgestellt war und heftige Vorpostengefechte sich entspannen, glaubten wir, jeden Augenblick würde die Schlacht in voller Heftigkeit auf der ganzen Linie sich entwickeln. Nach diesen lebhaften Scharmützeln schienen plötzlich die Franzosen ihren Schlachtplan zu ändern. Um 10 Uhr verschwanden ihre Truppen von den schlachtmäßig besetzten Höhen, so daß allem Anscheine nach die Aufstellung nur als Maske hatte dienen sollen, hinter welcher die französische Armee ihren Abmarsch nach Verdun bewirken wollte. Wir bezogen daher Bivouacs, während die Armeekorps unseres linken Flügels die Aufgabe zu haben schienen, dem Feinde in die Flanke zu fallen.

Nachdem wir 2 Stunden lang nur vereinzelte Gewehrschüsse vernahmen, entwickelten sich plötzlich um 12 Uhr lebhafte Salven. Unsere Leute, die bereits zum Wasserholen sich in die Umgegend zerstreut hatten, wurden alarmirt und in einer halben Stunde standen wir schon in der Schlachtlinie. Ein ununterbrochenes Krachen und Knattern, wie wenn 100 Gewitter losgelassen wären. In Schlangenwindungen rückten wir im rechten Flügel vor. Trotz der kolossalen Verluste an Offizieren und verhältnißmäßig an Mannschaften ließen sich die über das offene Feld anstürmenden Jäger keinen Augenblick hindern, den Anlauf auf das zu einer Festung umgewandelte Gehöft St. Hubert fortzusetzen, ihren Weg mit hier und da von aufschlagenden Kugeln und Granatsplittern getroffenen Kameraden bezeichnend.

Die Erstürmung geschah, ohne Aufpflanzung des Hirschfängers, mit einer solchen affenartigen Geschwindigkeit, unterstützt von vereinzelt hinzueilenden Infanteristen, daß es gelang, hinter der Mauer des mit Schießscharten versehenen Hofes noch eine Anzahl Sanscülottes (auch Rothhosen genannt) abzukneifen und zu Gefangenen zu machen. Gleichzeitig setzte sich ein anderer Zug Jäger des Bataillons durch Ueberspringung zweier hoher Gartenmauern, die ebenfalls mit Schießscharten versehen waren, in Besitz des Bauernhofes und trieben sie die weiter vorn in Saltomortales hinübersetzenden Franzosen zur größten Eile.

Während Lieutenants Stelzer, v. Hövel, Kröckelsberger und Portepéefähnrich v. Clave im heftigen Feuer an der Nordseite über die Mauern voltigirten, war Lieutenant Basse schon von der rechten Seite in den Hof gedrungen, also einer der Ersten auf dem eroberten Terrain. Die Ueberraschung der Unsrigen im Gehöfte war nicht gering. Die große Zahl meist durch den Kopf getroffener Todten und Verwundeten, so wie die vielen angeschossenen Pferde ließen erkennen, wie vortrefflich die ungedeckt vorgehenden Schützen unseres Bataillons gefeuert hatten.

Während des Gefechtes hatte sich der Hof und Garten mit einzelnen Mannschaften verschiedener Truppentheile, die unseren Jägern gefolgt waren, angefüllt. Hauptmann Günther und Adjutant Roe vom 67. Regiment zeichneten sich hier neben den genannten Offizieren besonders aus. Ein Verzeichniß der tapferen Oberjäger und Jäger, die in das Gehöft mit eingedrungen waren, werden wir folgen lassen. Jetzt galt es, dieses durch den verwegendsten Handstreich erstürmte Vorwerk vor dem wilden Feuer der jenseits postirten Mitrailleusen, Infanterie und Artillerie dauernd zu behaupten, bis das 2. Armeekorps vorgestoßen wäre. Flugs wurde der Hof in Vertheidigungszustand versetzt. Feldwebel Jansen von der ersten Kompagnie eilte mit einigen Jägern auf die oberste Etage des Hauses, ließ Schießlöcher brechen und eröffneten mit Ruhe ein mörderisches, wohlgezieltes Gewehrfeuer. Gleichzeitig feuerten die übrigen Jäger des Bataillons vom Hof und Garten aus wirksam auf den Feind, und wurde so die gegenüberstehende Mitrailleusen-Batterie zum Schweigen und zum Abzuge gezwungen.

Hier ist auch noch der Umsicht und Kaltblütigkeit des Feldwebels Holz im Anordnen des Gefechtes zu erwähnen. Unterstützt von einer Batterie, welche unsererseits südwestlich von St. Hubert aufgefahren war, bedrängte die kleine Besatzung des Gehöftes jetzt dermaßen die festen Schanzen des Feindes, daß nur noch in Pausen ein lebhaftes Rollfeuer von dort zurückgegeben wurde. Der Kommandant des Bataillons, Major v. Bronikowsky, leitete mit aufopfernder Energie diese Aktionen des Bataillons. Nicht achtend, daß ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen, daß beim Gehöfte mehrere Kugeln seinen Rock und seine Hosen gestreift, daß ein Geschoß den Schaft seines auf der Hüfte hangenden Revolvers, ein anderes sein Fernrohr zerschmettert und die rechte Hand verwundet hatte, blieb er unerschütterlich an der Spitze des Bataillons und ertheilte seine Gefechtsanordnungen mit einer Kaltblütigkeit, die ihre begeisterte Rückwirkung auf die Jäger nicht verfehlen konnte. Ihm sekundirte mit Bravour, ebenfalls trotz eigener Verwundung, sein Adjutant Lieutenant v. Weise.

Das Bataillon behauptete den blutig erkämpften, strategisch bedeutungsvollen Punkt im Kreuzfeuer des Feindes, bis die einbrechende Dunkelheit dem mörderischen Kampfe ein Ende machte und das Bataillion Bivouac bezog. Da das Jägerbataillon sich aus allen Winkeln der Provinz rekrutirt, somit in seinen Kriegern gleichsam das Herz des Armeekorps repräsentirt, so wird die Kunde von der tapferen Haltung und der siegreichen Aktion dieser schneidigen Truppe, neben dem Schmerz über den Verlust vieler wackerer rheinischer Männer, in der ganzen Provinz mit patriotischer Theilnahme vernommen werden. Doppelt an Mannschaften, beinahe v..erfach an Offizieren dezimirt, rückt das Rheinische Jägerbataillon ungebeugt zu ferneren Siegen vor, und wird bei neuer Aufstellung des Feindes seinen hagelnden Mitrailleusen-Geschossen von Neuem Front machen.

(K. Z.)

Meiningen, 25. Aug.

Der Herzog von Meiningen hat an die Herzogin zwei Briefe vom Kriegsschauplatze gerichtet, die diese bekannt gegeben. Wegen der interessanten, theils noch unbekannten Momente in denselben lassen wir beide wörtlich folgen:

1. „Luneville, 14. Aug. Vorige Nacht waren wir in Blamont, diese Nacht sind wir in Luneville, nachdem das Korps heute vier Meilen zurückgelegt hat. Die Armee Mac-Mahons ist hier in Deroutte durchgekommen. Der Theil derselben, der weniger gelitten hat, die Truppen de Failly's, sollen sich südwestlich gewandt haben. Verwundete von Weißenburg und Wörth sind in Menge bis hierher und weiter rückwärts per Eisenbahn transportirt worden. Welche Verluste müssen die Franzosen gehabt haben, da die Verwundeten im Elsaß auf 10,000 Mann geschätzt werden! Von den zwei berühmten Zuavenregimentern Nr. 2 und 3, die sich vor Sebastopol ausgezeichnet haben, sollen nur 50 Mann hier durchgekommen sein, alle Truppen aber jammervoll ausgesehen haben. Hier wohne ich in einem alten Landschlößchen, das dem Maire gehört; eine Brigade, die Avantgarde, ausgenommen, ist das ganze 11. Korps in der Stadt, welche 15,000 Seelen zählt, untergebracht. Die Landbevölkerung schimpft auf den Kaiser wegen des Krieges. Hier zeigt sich Alles sehr höflich gegen uns. Unser Marsch ward beispiellos rasch ausgeführt, wenn man bedenkt, mit welchen Massen wir marschiren mußten. (Den zweiten Brief lassen wir in der nächsten Nummer erscheinen.)

Mannigfaltigkeiten.

Von Moltke wird erzählt: Ein Engländer ließ sich im Hauptquartier vorstellen, der bereits den böhmischen Feldzug im Gefolge des Generalstabs mitgemacht. Der Engländer machte die Bemerkung, die Strapazen dieser Feldzüge seien doch außerordentlich und müßten auch den General stark angreifen. Moltke, mit seinem kaum merklichen Lächeln, erwiderte darauf: „Ja, nun, so lange man jung ist, hält man es schon noch aus."

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit bei Druck und Verlag von L. Weilandt

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 188 Dienstag, 30. August 1870.

Kriegsfahrten.

(Fortsetzung.)

Es liegt mir eine Proklamation des Maire von Nancy vor, in welcher dieser die Einwohnerschaft ermahnt, ruhig und mit Ergebung den Einmarsch der Preußen zu erwarten und sich ja zu keinem nutzlosen und schädlichen Widerstande gegen diese hinreißen zu lassen. Es kommt darin die bezeichnende Stelle vor: „Da unsere besten disziplirten Truppen den Angriffen der Preußen nicht zu widerstehen vermochten, so wäre von Seiten der Bürgerschaft jeder Widerstandsversuch nur eine nutzlose Thorheit, die sich bitter bestrafen könnte." Das ist nun zwar ganz vernünftig von dem Herrn Maire von Nancy gesprochen, paßt aber verzweifelt wenig zu den früheren Prahlereien von Aufopferung von Gut und Blut u. s. w. Dazu ist der heutige Franzose in seiner übergroßen Mehrheit viel zu egoistisch, zu entnervt, zu sehr dem Luxus und der Frivolität ergeben und von falschen Freiheitsgedanken, das heißt unbedingter Verhöhnung jeder Autorität und Verspottung von Gesetz und Recht erfüllt, als daß eine großartige, wirklich bedeutungsvolle Volkserhebung im jetzigen Frankreich möglich sein könnte. Dazu gehört eine ganz andere ungleich kräftigere Nation als die der jetzigen Franzosen es ist.

Da eigentlich der Aufenthalt in Hagenau weiter kein besonderes Interesse darbot, in den großen Hauptquartieren mit ihren Dutzenden von Fürsten und Prinzen . . . aber selbst beim besten Willen und der größten Verzichtleistung auch auf die kleinste Spur einer Bequemlichkeit selbst nicht das bescheidenste Unterkommen zu finden war, so zog ich es vor, ab und zu größere Ausflüge zu unseren Feldtruppen zu machen. Einer freundlich herzlichen Soldatenaufnahme und einer unbedingten Gastfreundschaft, die gern und ohne Rückhalt gab, was sie nur eben zu geben hatte, konnte ich da immer gewiß sein. So machte ich denn auch ein wirklich angenehmes Bivouak bei einem Regiment mit, das unweit der kleinen Festung Pfalzburg, einen Rasttag hielt. Im Allgemeinen ist freilich sonst bei dem Worte Bivouakiren nicht viel an Freude zu denken und für ein Soldatenohr ist gewöhnlich gerade kein sonderlich angenehmer Klang damit verbunden: dieses Bivouak jedoch machte eine gute Ausnahme von der allgemeinen Regel.

Der dreitägige Regen, der freilich das Gute gehabt, daß er die fast unerträgliche Hitze sehr abkühlte und den Staub löschte, unsere Truppen jedoch zuletzt bei den anstrengenden Märschen in den fast grundlosen Wegen und dem steten Bivouakiren nicht wenig belästigte, hatte aufgehört, und es war klares, heiteres, und dabei doch wieder nicht zu heißes Sommerwetter eingetreten. So recht eine Witterung, um gern im Freien zu verweilen, war es geworden. Besonders die Nächte waren wunderschön; der Vollmond stand am Himmel, und die Luft war lind und dabei doch frisch und kräftigend. Da war es draußen im Freien oft besser als in den engen, dumpfen, überfüllten Bauernstuben, wo, wie die Häringe so eng an einander gedrängt, oft 20 bis 24 Soldaten auf einer sehr dürftigen, viel gebrauchten schmutzigen Streu übernachten mußten. So hatte denn das Bataillon den Befehl, zu bivouakiren, statt ein Quartier zu beziehen, gar nicht ungern vernommen. Eine kleine Waldwiese, auf drei Seiten von den mit Buschholz bewachsenen Vorbergen der Vogesen eng eingeschlossen, war der glücklich gewählte Platz des Bivouaks. Die Büsche lieferten Holz für die Feuer im Ueberfluß und ein Bach Wasser zum Kochen und Waschen, und was konnte man mehr verlangen? In froher Laune wurde das Bivouak bezogen, die Gewehre in Pyramiden zusammengestellt, die Tornister und Helme abgelegt, die Feldwache aufgestellt und die Vorposten ausgestellt. Bald flammten die Bivouakfeuer hoch empor, und in den Kochkesseln dampfte eine dicke Reißsuppe mit Hammelfleisch, wozu die Hämmel freilich so eben erst geschlachtet waren, so daß das Fleisch trotz alles Kochens doch etwas zähe blieb. Nun, ein Soldatenmagen ist im Felde nicht verwöhnt und verträgt schon viel. Feines Weißbrod, wie man es in Frankreich durchweg hat, und für den Mann ein Litre leichten Landweins vervollständigten das Mahl. Für die Offiziere hatten zwei sachverständige Soldaten eine große Schüssel von Hammelragout bereitet, wobei freilich der Knoblauch etwas zu reichlich die Würze machte, was aber doch zu den Pellkartoffeln ganz gut schmeckte. Feuriger Burgunderwein, von den Franzosen in Pfalzburg erbeutet, war im Ueberfluß vorhanden und belebte bald die Heiterkeit Aller. Es wurde gelacht,

gescherzt, kleine Spottgeschichten auf Louis Napoleon's und seiner schönen Eugenie baldige Gefangennehmung angestoßen, wobei es freilich an allerlei Witze, die sich nicht gut auf dem Papier wiedergeben lassen, nicht fehlte, und zuletzt dem vollen Chorgesange einiger dreißig junger Unteroffiziere und einjähriger Freiwilliger, die vortrefflich sangen, mit wahrem Vergnügen zugehört. Besonders die alten Soldatenlieder von 1813 und gar das Lied von Blücher:

Wo liegt Paris?
Paris liegt hier.
Den Finger drauf:
Paris, das nehmen wir!

fanden stets lauten Beifall. Und dabei schimmerte der Mond so hell und klar, und die dunkle Kette der Vogesen zeichnete sich so malerisch vom hellen Himmel ab! Gegen 11 Uhr ward es stiller und stiller, die Soldaten, den Tornister unter dem Kopfe, den Mantel als Decke, lagen schon bald alle in festem Schlafe, und auch von den Offizieren suchte jeder bald sein Plätzchen auf, um mit Mantel und Decke sich ein gutes Lager zu bereiten. Es schlief sich die Nacht im Freien recht gut, weit besser als in den überfüllten Eisenbahn-Restaurationen, in denen ich in den letzten Wochen nun schon so manche unangenehme Nacht habe zubringen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Pflege der Verwundeten in Privathäusern.

(Schluß.)

Die Abnahme dieses Verbandes erfolgt frühestens alle 24 Stunden, meist aber noch seltener. Wo es angeht, z. B. bei Fuß- und Armwunden, sollte der Verband unter lauem Wasser abgenommen werden, damit die gasförmigen Wundsekrete gleich vom Wasser absorbirt und dadurch von dem Uebertritt an die Luft des Krankenzimmers abgehalten werden.

Zum Abspülen der Wunden soll nur der fließende Strahl des reinen oder mit Carbolsäure oder übermangansaurem Kali schwach versetzten Wassers benutzt werden, sei es, daß man das Wasser sanft übergießt oder durch eine langsam ausfließende, reine Spritze auffallen läßt. Wo man sich der Schwämme bedient, ist zu erwägen, daß man die Wunde nie mit dem Schwamme in Berührung bringen, den Schwamm auch nicht mit dem gebrauchten Wasser befeuchten darf. Da die Porosität der Schwämme selbst die animalischen Luftstoffe in sich auffaugt und verdichtet, so unterlasse man nicht, die Schwämme täglich mit einer schwachen Lösung desinfizirender Stoffe auszuwaschen.

Sparsam sei man mit der Anwendung des Heftpflasters, indem dasselbe leicht die Umgebung der Wunden verunreinigt und durch das zähe, eintrocknende Festhaften die Haut reizt. Man befestigt daher in neuester Zeit die Verbände, wo es irgend angeht, durch feuchte Bindestreifen oder ein Tuch. Diese Befestigungsmittel müssen aber stets so locker angelegt werden, daß kein Druck auf die Wunden oder gar Blutstauungen in dem verletzten Gliede verursacht werden.

Nur wenn eine Wunde dünnen stinkenden Eiter absondert oder mit schmutzig grauweißen Fetzen sich bedeckt, weiche man von der eben beschriebenen einfachen Behandlung der Wunde ab, indem man etwa alle 12 Stunden den Verband erneuert und das deckende Material, sei es Charpie oder Leinlappen oder Watte, mit einem desinfizirenden Verbandwasser durchtränkt.

Vielfach verbreitet ist bei den Krankenpflegern das Vorurtheil, Schußkanäle oder sonstige Hohlwunden müßten möglichst oft mit Charpie oder gar mit reizenden Stoffen ausgefüllt werden, damit der Wundkanal offen gehalten und eine Berührung der Wundränder verhütet würde. Diese Sorge ist mindestens überflüssig, meist aber störend für den Heilprozeß. Man beschränk sich auch unter Vermeidung aller mechanischer und chemischer Reize auf eine tägliche Ausspülung oder sanfte Ausspritzung der Wunde mit reinem Wasser, oder nach Umständen mit desinfizirendem Verbandwasser. Schußwunden besonders bedürfen der äußersten Ruhe und Schonung. Nur wenn die Menge des Wundeiters gar zu groß, der Abfluß desselben behindert, seine Beschaffenheit auffallend dünnflüssig oder der Wundschmerz außergewöhnlich heftig ist, sollte man den Verband der Schußwunde zweimal täglich oder gar noch öfter erneuern.

Wie sollen die Verwundeten gelagert werden? Der Patient und sein verletzter Körpertheil sollen möglichst bequem und schmerzlos lagern. Bei allen bedeutenden Fleischwunden, besonders bei schweren Schußverletzungen, müssen die Patienten unbedingt im Bette bleiben, so lange die örtliche Entzündung des verletzten Gliedes und die allgemeinen Fiebererscheinungen andauern. Die Bettlagerung schließt nicht aus, macht es im Gegentheil doppelt zur Pflicht, durch ergiebiges Oeffnen der Fenster und zeitweilige Herbeiführung eines starken Luftzuges den ununterbrochenen Luftwechsel bei Nacht und bei Tage rege zu halten.

Bei Verletzungen der unteren Extremitäten, des Rückens und des Bauches muß der Patient unter Vermeidung vorzeitiger Bewegungen unter allen Umständen liegen bleiben, bis die Vernarbung der Wunden begonnen hat. Bei Verwundungen auf der Rückseite des Körpers muß man die Patienten gewöhnen, die ersten Wochen auf dem Bauche zu liegen. Die Bauchlage ist nicht so unbequem, wie sie wohl scheinen möchte. Das verletzte Glied muß so gelegt werden, daß unzweckmäßige Bewegungen desselben unmöglich sind und die Abscheidungsstoffe der Wunden leicht abfließen können,

Auf Befragen werden die Kranken selbst am besten angeben, welche Lage ihnen die bequemste ist. Wo es angeht, lagert man die verwundeten Glieder auf Spreukissen, welche der Reinlichkeit wegen mit Wachsleinwand oder einem wasserdichten Surrogat überdeckt sind.

Vom Kriegsschauplatz.

Zweiter Brief des Herzogs von Meiningen an die Herzogin.

Bayon, 15. Aug.

Heute sind wir südlich von Nancy hierher an die Mosel gerückt, unsere Avantgarde über die Mosel. Die hiesige Brücke fanden wir durch die zurückgegangenen Truppen abgebrannt und mußten deßhalb durch die Pionniere erst Brücken geschlagen werden. Heute Früh erhielt ich mit Briefen auch die Zeitungen bis zum 9. und erfuhr daraus, von welcher Bedeutung der Sieg der ersten Armee bei Forbach war. Erst jetzt verstehen wir, daß die Armee bis hierher auf keinen Widerstand gestoßen ist. Unsere Armeen haben gestern und heute die Mosel überschritten, und der Feind hat die werthvollen Moselstellungen ohne Schwertstreich preisgegeben, Stellungen, in denen er nach unserer Meinung jedenfalls sich schlagen mußte. Wir glauben kaum, daß er bei Chalons eine Schlacht annehmen werde, da unsere Ueberlegenheit zu groß ist; man vermuthet jetzt, er werde sich bis Paris hinter die dortigen Forts zurückziehen. Die dritte Armee scheint etwa auf dem Wege vorgehen zu sollen, auf dem 1814 Schwarzenberg zog. Nur gehen wir mit der doppelten Geschwindigkeit vor. Auf unserem Wege bis hieher haben wir allenthalben gehört, daß die Truppen Mac Mahons, die einen dreitägigen Vorsprung vor uns haben, — so sind sie gelaufen — in gänzlicher Unordnung durchpassirt sind. Auch hier fanden wir Verwundete der Schlacht von Wörth in den Lazarethen. Unser Marsch gleicht mehr einem Friedens-, als einem Kriegsmarsche, wiewohl wir in der ersten Linie sind, denn durch Patrouillen, welche ganze Tagemärsche vorpoussirt werden, wissen wir, daß der Feind weit und breit nicht zu finden ist. Bayon liegt in der Höhe von Nancy. Demnach sind wir schon weit hinein ins Kaiserreich. Heute ist der Napoleonstag. In welchem Zustande wird Napoleon denselben erleben? . . . Bezüglich unserer Siege bei Weißenburg und Wörth trösten sich die Franzosen damit, daß eine 10fache Ueberlegenheit gegen sie gewesen sei. Dem ist aber nicht so. In Weißenburg blieben sie in der starken Position des Geisberges stehen, obschon sie sehr wohl wußten, daß eine Armee unsererseits im Anmarsch war. Die Truppen, die speziell mit ihnen im Gefecht waren, werden kaum zahlreicher gewesen sein, als sie. Ihre zwei Kavallerieregimenter flohen von Hause aus, nachdem sie etwas mit Granaten beschossen waren. Ihre äußerst günstige Stellung vermochte sie wahrscheinlich dazu, die Infanterie und Artillerie stehen zu lassen. Unsere Bataillone benahmen sich außerordentlich tapfer. Das 7. Regiment vom 5. Korps zum Beispiel ging ihnen bis 150 Schritte auf den Leib, wechselte ein paar Salven mit ihnen und stürmte dann mit dem Bayonette auf sie ein, wobei zwei Bataillonskommandeure die Fahne vortrugen. Beide fielen. Unsere Taktik, unsere strategische Leitung, unsere Artillerie sind den Franzosen überlegen, und der deutsche Charakter erst recht. Eine Schlappe können die Franzosen nicht vertragen. Sie schreien gleich über Verrath. **Nous sommes vendus et trahis,** haben die Soldaten laut auf den Straßen geschrieen. Die Mobilgarde, die von allenthalben her zusammengetrieben wird, ist eine unexerzirte Masse, die in einer Feldschlacht verwandt, die allergrößte Konfusion hervorbringen wird, wenn erst Kugeln hineinschlagen. . . .

In der Schlacht bei Wörth fochten die vier Kürassier-Regimenter, die in Lüneville stehen, mit. Nur Einer ihrer Kommandeure kehrte zurück. Sehr ausgezeichnet hat sich unser 14. Husaren-Regiment, in dem sehr viele Meininger dienen, in der ersten Eskadron allein 80 Mann. Sie waren während der Schlacht ganz im Rücken des Feindes und machten eine brillante Attaque auf die bei dem Train massirten französischen Flüchtlinge. Dabei attaquirte die eine Eskadron in eine Dorfgasse hinein, wo sie 20 Pferde verlor. Das Regiment nahm den ganzen Train, 60 Pferde, eine Menge Offiziere und 300 Mann gefangen. Zu meiner großen Freude schenkte mir das Füsilierbataillon des 32. Regiments das eine der zwei Zelte Mac-Mahons, welche es erbeutete. Dasselbe ist rund, roth und weiß gestreift, mit zwei Ruhebetten. Lange machte mir nichts so viel Freude. . .

Die Lazareth-Angelegenheiten scheinen Dich sehr in Anspruch zu nehmen. Ich kann mir kaum denken, daß viele Verwundete nach Meiningen und Hildburghausen kommen werden. Dagegen könnte man im Meininger Lande für die Truppen des 32. und 95. Regiments etwas thun: das wäre Nachsenden von Fußlappen und wollenen Strümpfen. Die Gesunden leiden annähernd wie die Verwundeten. Die Fußleiden sind ganz allgemein. Ein Transport von 2000 Paar Fußlappen und Socken genügte schon, um unserer Infanteriebrigade Linderung zu schaffen. Betreffs der wollenen Strümpfe wird es gut sein, wenn sie recht dick sind. Je rascher dies geschieht, desto willkommener wird die dringend nothwendige Hülfe sein.

Heute ist Ruhetag hier. Vorhin hatten wir einen schönen Feldgottesdienst, der am Ufer der Mosel stattfand. Diese Nacht kam die Nachricht von einem Siege der Armee von Steinmetz und einer dem Feinde in den Rücken gesandten Division der Armee des Prinzen Friedr.

rich Karl bei Metz. Bernhard versieht bei Einquartierungen dies Geschäft für den Stab des 95. Regiments und ist dabei sehr thätig. . . .

Besorge, daß in Meiningen mit den zwei Kanonen, die vor der Kaserne stehen, Viktoria geschossen wird, so wie eine verbürgte Siegesnachricht ankommt."

Freundesgruß an den Freiwilligen von Obernau *).

Ich saß in kühler Laube
Im Garten an dem Main
Und dachte, wie ich glaube,
Hinüber an den Rhein,

Den oftmals ich geschauet,
Als Friede noch im Land,
Und der mich stets erbauet,
Wenn ich am Ufer stand;

Wo bei des Himmelsbläue
Ein frisches Lüftchen kühlt,
Und wo ich mich auf's Neue
So wahrhaft deutsch gefühlt.

Ich dacht' an unsere Schaaren,
Die dort im blut'gen Krieg,
Jüngst seine Retter waren;
Ich dacht' an ihren Sieg.

Da sah ich in Gedanken
Vor mir des Freundes Blick
Und ach! ich sah ihn wanken —
O trauriges Geschick!

Ich sah schon seine Wunde,
Die der Franzos ihm gab.
O unglücksel'ge Stunde!
Ich sah ihn schon im Grab.

Da hört' ich meinen Namen,
Sein Schutzgeist sprach zu mir:
„Er lebt!" Ich jauchzte „Amen!"
Und dankte Gott dafür.

O mög' er dich erhalten
Dem theuren Vaterland,
Und möge sich entfalten
Stets neu der Freundschaft Band.

Süß, sagt Horaz, sei Sterben
Für's Vaterland — doch nein:
Viel süßer ist, es erben
Und für es wirksam sein.

K. D.

*) Bei seiner Verwundung geschrieben.

Mannigfaltigkeiten.

Aus der Zeit der Besetzung Straßburgs durch die Franzosen unter Ludwig XIV. erzählt die „N. Fr. Pr." folgende heldenmüthige That eines Schusters. Als die französischen Schaaren dort ihren Einzug hielten und in vollem militärischem Schmucke auf der Hauptstraße frech vorbeimarschirten, welche heutzutage Rue des grandes Arcades genannt wird, knallte plötzlich ein Schuß aus dem Fenster einer Dachstube herab, der einen Füsilier leicht an der Schulter verwundete. Der Thäter wurde auf der Stelle ermittelt und unter furchtbaren Mißhandlungen vor den kommandirenden General geschleppt. Es war ein armer Schuster, der ohne zu zögern, oder sich schwachmüthig zu zeigen, sogleich gestand und auf Befragen, warum er dieses schwere Verbrechen begangen, die eines Spartaners würdige Antwort gab: „Ich lud meine Büchse und feuerte diese mörderische Kugel auf euch ab, damit es dermal einst bei unseren Nachkommen nicht heiße: diese altberühmte freie Reichsstadt wäre eine Beute unseres Erbfeindes geworden, ohne daß ihre Bürger einen einzigen Schuß dagegen gethan. Haben auch so viele hier erbgesessene hochadelige Herren und angesehene Rathsmänner ihren Nacken demüthig gebeugt und das Unerhörte schweigend hingenommen, ich konnte diese ewige Schmach für Straßburg, ja, für das ganze deutsche Vaterland nicht ertragen. Macht kurzen Prozeß und führt mich hinaus auf die Richtstätte, wo ich den Tod mit Freuden erwarte!"

Auch Alfred Meißner hat in Bregenz seine Stimme zu einem markigen Kriegsliede erhoben, das den Titel „Vor der Entscheidung" führt und mit den Versen schließt:

Wenn sie wieder Trauben lesen, wird das Reich beisammen sein,
Deutsch muß sein, was deutsch gewesen, Gränze werden die Vogesen,
Wieder zwischen deutschen Marken stark und ruhig fließt der Rhein.

[Schnee im August.] Wie aus Obersteier berichtet wird, hat es dieser Tage an vielen Orten derart geschneit, daß Fluren und Gärten selbst in der Thalfläche im weißen Schneekleide prangten. Auch soll jeden Morgen eine nicht unbedeutende Kälte dort herrschen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers F. Mailand.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 189 Mittwoch, 31. August 1870.

Das Gefecht und die Einnahme von Weißenburg von einem Augenzeugen*).

Nachdem in den ersten Stunden des 4. August der Aufmarsch der dritten deutschen Armee bewerkstelliget war und sich die verschiedenen Armeekorps an der französischen Gränze der Pfalz konzentrirt hatten, begann am selben Tage, Morgens 6¼ Uhr, der Vormarsch auf den verschiedenen Straßen gegen Weißenburg. Das 10. bayerische Jägerbataillon bildete mit einer Eskadron des k. bayr. 2. Chevauxlegers-Regiments die Spitzen der 4. Division. Hierauf die zwei Sechspfünder-Batterien der 8. Infanterie-Brigade, dann das 3. Bataillon des k. bayr. 5. Infanterie-Regiments, dem eine weitere Eskadron desselben Chevauxlegers-Regiments folgte. Als Gros folgte unmittelbar die 8. Infanterie-Brigade ꝛc.

Circa 5 Minuten nach 8 Uhr Morgens, bei dem Dorfe Schwaigen angelangt, bekamen wir das im Thale liegende Weißenburg mit dem südlich desselben gelegenen Geisberge, Beide von den Franzosen besetzt, in Sicht.

Die 1. Kompagnie des k. bayr. 10. Jägerbataillons, als Vorhut der Avantgarde, waren kaum auf dem halben Wege an den südlichen Hängen der hier gelegenen Weinberge angelangt, als sie auch schon von der Umwallung Weißenburgs aus Infanteriefeuer empfing und sofort zwei leicht Verwundete in ihren Reihen hatte. Die 2. Kompagnie wurde gleich in die linke Seite des Feindes, mit Anschluß an die erste Kompagnie, dirigirt, der die 4. Kompagnie als Verstärkung unseres rechten Flügels, in Plänkler aufgelöst, folgte. Die 3. Kompagnie links der Straße von Schwaigen in Verbindung mit der 1. Kompagnie, durcheilte im Laufschritt den vorgelegenen Wiesengrund und zog sich an den links angereihten Weinbergen, unter heftigem Kugelregen, bis auf circa 700 Schritte von der Umwallung vor, wo sie Posto faßte.

Der Scharfschützenzug war bereits voraus beordert und drang gegen den rechten Flügel des Feindes und gegen eine von selbem besetzte Ziegelhütte an der Straße, von Schwaighofen gelegen, fechtend vor.

Unterdessen hatten die im Verbande der 8. Infanterie-Brigade befindlichen 2 Batterien auf der Höhe vor Schwaighofen Position genommen, und ein heftiges Feuer gegen die Stadt eröffnet, während von unsern Jägern ein intensives Schnellfeuer unterhalten wurde. Auf den Höhen des Geisberges waren inzwischen lebhafte Bewegungen des Feindes sichtbar, und bald donnerte eine Batterie desselben ihre eisernen Grüße auf unsere linke Flanke, und gegen die hinter uns aufgefahrenen Batterien, ohne jedoch erheblichen Schaden zu verursachen, indem deren Geschosse meistens zu kurz einschlugen oder in den aufgeweichten Boden leblos stecken blieben. Hier lernten wir erst für uns speziell den Werth, des in vorhergegangener Nacht heftigen Regenwetters schätzen, über das wir keine 6 Stunden zuvor durchgängig heftige Klage geführt hatten, indem Alles ohne Ausnahme von selbem bis auf die Haut durchnäßt, und der Vormarsch in Folge dessen zu einer anstrengenden Tour geworden war. Jedoch blieb auch trotz alledem der Humor nicht aus, denn es beseelte Alle das Bewußtsein, uns mit dem verhaßten Feinde heute noch messen zu dürfen.

Der Scharfschützenzug hatte es unterdessen hauptsächlich auf die feindlichen Batterien abgesehen, konnte aber in Folge der vom Feinde in seiner Front besetzten Ziegelhütte nicht reussiren, dagegen hatte eben dieselbe Besatzung die blauen Bohnen des Werther Gewehres, das an diesem Tage seine Bluttaufe empfing, mittelst Kernschüssen tüchtig zu verkosten, von welch' Letzteren die Treffsähigkeit dieser vortrefflichen Waffe in der Hand geschickter Schützen nach Beendigung des Gefechts, in und um der Ziegelhütte so viele feindliche Opfer stummes Zeugniß gaben.

Die Franzosen ließen es indessen auch nicht hinter ihren Deckungen, dem Vorglacis und aus der Umwallung und deren Schießscharten an heftigem Gegenfeuer fehlen, und es entwickelte sich hier ein solch rasendes Schnellfeuer, daß die Luft faktisch mit einem Kugelregen geschwängert war, der für das Ohr eines Laien aller Beschreibung spottet.

Mit dem scharfen Zischen des Gewehrfeuers mischte sich das gegenseitige Heulen der groben Geschosse und es bildete sich in meinem Innern unwillkürlich der Gedanke, als müßten die beiden Gegner instinktiv ahnen, daß von dem Erfolge dieses Tages der glückliche oder unglückliche Ausgang dieses Feldzuges abhängig sei. An

*) Offizier der hiesigen Garnison.

kleinen Intermezzos fehlte es indessen auch nicht und ich bin im Stande, gleich hier eines zu verzeichnen, indem ein Jäger meines Zuges mitten in dem Kugelregen absichtlich oder unabsichtlich, als schon die Patronen anfingen zu mangeln, auf einmal anfing: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien“ rc. rc. „Du, hast Du noch Patronen“ rezitirte. Bald sah man in der Stadt heftige Rauchwolken aufsteigen, von unseren Leuten mit heftigem Hurrah begrüßt — Granaten unserer Batterien hatten gezündet.

Als Plänkler hatten die Franzosen ein afrikanisches Tirailleurregiment (Turcos) vorgezogen, welche das Vorplogis und in selbem liegende Gartenhäuschen und Kiosk besetzt hielten und uns tüchtig aus ihren Chassepots zusetzten.

So dauerte der Kampf bis gegen 12 Uhr, nachdem wir demselben im Bataillon theilweise schon mit inzwischen frisch gefaßter Munition fortgesetzt hatten und Unterstützungen vom 14. und 11. bayer. Infanterieregiment in unsere Linie gerückt waren. Da gegen 12 Uhr Mittags erschienen unsere Kolonnen, darunter das 5. und 9. Infanterieregiment auf der Höhe von Schwaighofen und gleichzeitig die Preußen aus dem Bienwalde östlich von Weißenburg und des Geisberges und gingen sofort zum Angriffe auf diese letztere Position über. Unter heftigstem Kugelregen wurde derselbe genommen und die französische Division unter General Douay geworfen. Letzterer selbst blieb von einer Granate und 5 Kugeln durchlöchert auf dem Platze.

Unterdessen waren wir unter heftigem Feuer bis auf circa 200 Schritte an die Thore von Weißenburg vorgedrungen. Die Thore selber waren selbstverständlich geschlossen, die Zugbrücken aufgezogen und verbarrikadirt. Eine inzwischen auf der Straße von Schwaighofen mit einem Füsilierbataillon herbeigeeilte preußische Batterie fuhr circa 60 Schritte vor dem deutschen Thore auf und donnerte gegen dieses selbst, bis es in Trümmer ging und die Passage ermöglicht war. Eine bayerische Batterie war ebenfalls bis auf circa 100 Schritte auf der Straße von Schwaigen aufgefahren und ließ hier ihre Geschütze in nächster Nähe spielen, noch immer von einzelnen Kugeln aus den Schußscharten der Stadt umzischt, während die Sturmkolonnen vor und hinter derselben bereit standen. In den Gräben des Vorplogis lagen die blutigen Opfer in Gestalt der Söhne Afrika's, wilde verworrene Gesichter in ihren bunten Uniformen, meistens in Kopf und Brust getroffen und größtentheils mit ausgebreiteten Armen, schon von Weitem einen eigenthümlich süßlichen Geruch verbreitend, darunter in reicher Abwechslung fettglänzende Neger mit verdrehten Augen und schneeweißen Zahnreihen, stämmige, kräftige Gestalten. Die größte Mehrheit, die ich persönlich liegen sah, waren Chargirte, darunter anscheinend viele ältere Leute.

Endlich gegen 2 Uhr Nachmittags war das deutsche Thor zusammengeschossen und Jäger der 1. Kompagnie kletterten über die Trümmer hinweg, hinein in die Stadt, wo noch immer der Einzelkampf aus und gegen die Häuserreihen sich fortpflanzte, bis der Kommandant unserer Brigade energisch erklärte, sobald noch ein Schuß aus den Häusern falle, der Maire in Person und im Ganzen die Stadt dafür verantwortlich gemacht werde, die bayerischen Kriegsgesetze aber keinen Spaß verstünden. Die 3. Kompagnie war unmittelbar der ersten über die in Trümmern gelegte Brücke gefolgt und wurde sofort vom Brigadekommando zum Vorgehen gegen das Bitscherthor beordert, „wo noch Franzosen seien;“ der 4. Zug dieser Kompagnie auf eine Parallelstraße mit dem Auftrage, dem gegen das vorerwähnte Thor zurückgedrängten Feind, bei allenfallsigem Widerstande, in die rechte Flanke zu fallen.

Beim Rathhause angekommen, traf die Kompagnie auf den dort bereits unter Eskorte eines Lieutenants und 5—6 Mann des k. 11. Infanterieregiments bereit stehenden Maire, der um weiteres Blutvergießen zu verhüten, vom Kommandanten der 8. Infanteriebrigade aufgefordert war, mit der Besatzung zu unterhandeln. Nach etlichen Schritten forderte derselbe eine weiße Fahne. Eine herbeigeholte Tricolore versuchte man durch Abreißen der rothen und blauen Felder hiezu gerecht zu machen, nahm aber schließlich ein aus einem Haus gefordertes Leintuch und einen Fenstervorhang als praktischer an und befestigte beide an den Fahnenstock der Tricolore, nachdem der Adler entfernt war. Mit dieser so improvisirten Fahne ging es, der Maire voraus, gegen das mehrerwähnte Thor. Nach einigem Parlamentiren des Fahnenträgers salutirte der interimistische Kommandant der Franzosen und erklärte sich für neutral, Gleiches für die Besatzung als die einer offenen Stadt beanspruchend. Selbstverständlich konnte hierauf nicht eingegangen werden und nachdem die Franzosen die Gewehre entladen hatten, wurden dieselben gegen den Rathhausplatz eskortirt, wo sie die Waffen strecken und hierauf in die katholische Kirche, als ihrem vorläufigen Gewahrsam, abmarschiren mußten, in Summa 14 Offiziere und 470 Mann. Der eigentliche Kommandant dieses Bataillon war verwundet in einem unansehnlichen Häuschen in der Nähe des Bitscher Thores aufgefunden worden.

Nachdem die Stadt und deren Thore von unseren Truppen besetzt waren, wurde das 10. Jägerbataillon mit dem 3. Bataillon des 5. Infanterieregiments nebst Abtheilungen aus der Kavallerie und Artillerie rc. in Weißenburg einquartirt.

Mac-Mahon selbst resp. die in und um Weißenburg uns gegenüber gestandene Division wurde von den preußischen Truppen, ohne ihnen Ruhe zu lassen, verfolgt und gegen Lemberg—Wörth zurückgeworfen.

Dieses der Gang des Gefechtes, das für die deutschen Truppen und speziell für die Abtheilungen der 4. bayer. Division, namentlich für das 10. Jägerbataillon, welches an diesem Tage vor Weißenburg den ersten

und letzten Schuß abgab, eben so heiß als auch erfolgreich war. Unsere Leute benahmen sich ohne alle Ausnahme nicht allein brav, sondern sogar sehr musterhaft.

Anfangs machten dieselben dem Pfeifen der feindlichen Geschosse unwillkürliche Komplimente, aber bald genirte auch dieses nicht mehr.

Ein Zug der 4. Kompagnie war während des Gefechtes dem Bitscher Thor gegenüber in die Weinberge postirt und hatte von da aus ein tüchtiges Feuer auszuhalten; jedenfalls hatte die in die Fortifikation dieses Thores zusammengepreßte Besatzung im Sinne, sich mittels dieser Kommunikation gegen Bitsch durchzuschlagen. Durch das brave Verhalten dieser kleinen Abtheilung und das fast tollkühne Vorgehen des Kommandanten derselben wurde zwar dieses vereitelt, jedoch letzterer erheblich verwundet und die Braven dieses Zuges bedeutend gelichtet; aber der Zweck war erreicht.

Nach dem Oeffnen des mehrerwähnten Thores durch unsere Mannschaft sah man circa 20 Schritte von solchem entfernt, 6 gräßlich mit Yatagan zerfetzte Leichname unserer Jäger, darunter einen der noch die Hände gefaltet, wie um Pardon bittend, in einem sumpfigen Graben liegen. Beim Anblick dieser Opfer schwuren unsere Jäger diesen schwarzen Teufeln, die, wie es scheint, selbst Verwundete noch zerfleischen, fürchterliche Rache und hoffentlich werden wir noch Gelegenheit erhalten, dieselbe zur Geltung zu bringen.

Die von den Preußen verfolgten Franzosen mußten es verdammt eilig haben, denn als wir am andern Tage unseren Marsch gegen Lemberg—Bitsch fortsetzten, lag die ganze Straße rechts und links voll todter Pferde, umgeworfener Wagen, Käpis, Gewehre, Montur- und Armaturstücke 2c. 2c. — alles von der in vollster Unordnung ausgearteten Flucht des Feindes zeugend.

Der Kronprinz von Preußen leitete von Schwaighofen (Windhof) aus persönlich den Gang des Gefechtes, während auf dem Galsberge Mac-Mahon in Person zu glänzen versuchte, als er aber sah, daß das Resultat ungünstig für ihn enden mußte, mit möglichster Eile auf der Straße gegen Lemberg—Sulz zurückeilte.

Nun mache man sich hiezu noch die sehr einfache Vorstellung, daß, wenn dieser Tag für uns unglücklich geendet hätte, und alle diese wilden Banden, die uns gegenüber gestanden, in unsere schöne Pfalz eingedrungen wären, wie es dann den Bewohnern ergangen? Schonung wäre jedenfalls ein ganz unbekannter Begriff gewesen, und namentlich schon deßhalb nicht, als die gefangenen Franzosen durchweg über äußerst schlechte Verpflegung klagten, und ein geborner Elsäßer des 74. Regiments, der bei Weißenburg gefangen wurde, sich mit den Worten tröstete: „Gottlob, jetzt hört doch einmal das Hungerleiden auf.“ Es scheint die an der Spitze der Civilisation schreiten wollende „Grrrande Nation“ wollte auch ihre einheimischen Soldaten mittelst der Hungerkur zu Bestien stempeln, um ihnen dann umsomehr Appetit für unser Eigenthum zu erwecken.

Nun Gottlob! es ist seit dem Tage von Weißenburg anders, die Franzosen wurden gezwungen, von da ab mit umgekehrter Front zu operiren.

Für uns bleibt stets die Loosung: Vorwärts!

Geschrieben zu St. Remy, 22. August 1870.

Lied der deutschen Soldaten im Elsaß.

(Nach der Singweise: „Ich hatt' einen Kameraden.“)

Im Elsaß, über dem Rheine,
Da wohnt ein Bruder mein,
Wie thut's das Herz mir pressen,
Er hat es schier vergessen,
:,: Was wir einander sein. :,:

Mein armer, guter Bruder!
Hast du dich denn verwälscht?
Geraubt von dem Franzosen,
Trägst du die rothen Hosen —
:,: Ist auch dein Herz verfälscht? :,:

Horch auf! Sie ist nun kommen,
Die lang ersehnte Zeit:
Wir haben nun ein Deutschland,
Ein einig starkes Vaterland,
:,: Vorbei ist Zank und Streit. :,:

Dich auch nun haben wir wieder,
Komm Bruder, komm nur her!
Du bist mit Blut erstritten,
Du bleibst in uns'rer Mitten,
:,: Wir trennen uns nimmermehr! :,:

* * *

Wer hat das Lied gemacht?
Wer hat das Lied erdacht?
Ein Pommer und ein Schwabe,
Die gute Kameradschaft haben
:,: In der Schlacht und auf der Wacht. :,:

Mannigfaltigkeiten.

[Wie es unsern Vätern im Kriege gegen Napoleon erging.] Der „N. St. Z.“ schreibt ein alter Veteran, ehemaliger freiwilliger Jäger (aus Stettin) im Königs-Regiment: „Vor 57 Jahren, am 23.

August schlugen wir die Schlacht bei Großbeeren. Den ganzen Tag, von Morgens 6 Uhr an, regnete es in Strömen. Abends gegen 8 Uhr marschirten wir durch das Dorf Großbeeren, das auf beiden Seiten brannte. Dann wurde der Sieg verkündet. Hierauf gingen wir nach Kleinbeeren zurück, wo wir auf dem durchweichten Sturzacker im Koth bivouakirten. Am folgenden Tage war das Wetter schön und ich legte mich in die Sonne, um abzutrocknen. Ich schlief ein; beim Erwachen hatte ich einen brennenden Durst. Kein Tropfen Wasser war zu finden. Ich ging umher und suchte, bis ich eine Stelle fand, wo sogenannte Bülten waren, die wohl dem Vieh als Weideplatz gedient hatten. Ich schöpfte die braune Jauche, welche zwischen den Bülten stand, mit der Hand und suchte meinen Durst damit zu löschen, mußte diesen Trank aber mit einer 14tägigen Krankheit bezahlen. So ging es damals uns Kriegern. So viele Entbehrungen auch jetzt dem Soldaten im Felde noch auferlegt sein mögen, so Unglaubliches er leistet, so ist doch seine Lage wahrhaft beneidenswerth im Verhältniß zu dem Ungemach und den Nothständen, mit denen wir damals zu kämpfen hatten. Es fehlte uns an nichts weniger als an Allem. Pulver und Blei mußten wir, da das Kommis-Pulver nicht zu brauchen war, kaufen; auch die Kugeln waren wir genöthigt, uns, da unsere Büchsen alle verschiedenes Kaliber hatten, erst so zu gießen, wie wir sie brauchten, immer 120 Stück im Vorrath. Traktament erhielten wir nicht, Stettin war belagert, von Hause war daher Nichts zu erlangen. Abgerissen, mit Ungeziefer bedeckt, lebten wir oft 2 bis 3 Tage von Kohlstrünken. Wie wohl thut es einem alten Krieger, wenn er hört, wie fürsorglich heute für unsere Soldaten gesorgt wird."

Ein Unteroffizier des 2. thüringischen Infanterieregiments Nr. 32 ward nach der glorreichen Schlacht bei Wörth mit zum Todtenbegraben kommandirt. Indem er darauf seinen Eltern nach Groß-Rosen in Schlesien schrieb, legte er ein Briefchen bei, welches er in der Hand eines auf dem Schlachtfelde liegenden französischen Kapitäns gefunden. Das Briefchen lautet in deutscher Uebersetzung: „Lieber Vater! Seit Du fort bist, denke ich unablässig an Dich; ich bin tief bekümmert, daß ich Dich nicht jeden Morgen sehen und küssen kann; aber ich hoffe, daß Gott Dich gesund erhält und Du bald zurückkehrst, um Deine Tochter zu umarmen. Ich bin recht artig, um die Mama doch etwas über Deine Abwesenheit zu trösten. Lebe wohl, vielgeliebter Vater; ich umarme Dich zärtlich. Dein Dich liebendes Töchterchen **Margarethe**." Der französische Kapitän hatte also noch sterbend sich an diesen rührenden Worten kindlicher Liebe seines Töchterchens erquickt, welches ihn nach Gottes Rath nicht wieder sehen sollte, und war mit denselben in der Hand auf dem Felde der Ehre entschlafen.

Als die Fürstin **Metternich** über England und Belgien nach Oesterreich reisend, auf der kleinen Station Saint-Ouen l'Aumone bei Pontoise den Train der Nordbahn erwartete, sprach sie deutsch mit der Person, von welcher sie begleitet wurde. Der Bahnhofschef, welcher eben in seiner Zeitung die Verhaftung preußischer Spione in Paris gelesen hatte, biß in einiger Entfernung seinen Schnurrbart und betrachtete die Fürstin sehr argwöhnisch. Letztere wurde die Aufmerksamkeit inne, deren Gegenstand sie geworden, ging geraden Weges auf den Bahnhofschef zu, und sagte sehr laut zu ihm: „Ich werde jetzt französisch sprechen, denn Sie könnten glauben, daß ich eine Preußin bin, und das ist, Gott sei Dank, nicht der Fall! Es wäre mir sehr leid!"

Aus **Königsberg**, 20. Aug., wird geschrieben: Die französischen gefangenen Soldaten der Defensions-Kaserne scheinen sich vorläufig noch nicht recht an die kräftige, nahrhafte ostpreußische Kost gewöhnen zu wollen. Am 17. d. gossen sie, mindestens theilweise, die ihnen als Mittagskost gut zubereitete Erbsensuppe zu den Kasernenluken hinaus. Werden sich schon nachträglich, wenn sie tüchtig gearbeitet und Hunger haben, daran gewöhnen. Biscuit, Bonbons, Konfituren, Delicen, von denen man bei Saarbrücken große Kisten voll erbeutet hat, kann und wird man ihnen hier nicht darbieten.

Am Donnerstag passirte auf der Verbindungsbahn, vom **Hamburger** Bahnhof kommend, ein Artillerie-Belagerungspark von Geschützen schwersten Kalibers, Berlin, um nach dem Kriegsschauplatz transportirt zu werden. „Da liegt Musike drin" — meinte ein Berliner, als er die Riesenkanonen vorüberziehen sah — „die werden Louis'n schon die Flötentöne beibringen."

Der „Vogel Greif", dieses große Geschütz, von dem unlängst die Rede war, befindet sich laut „Kobl. Ztg." seit 1866 nicht mehr in Metz, sondern in Paris, wohin es, „mit anderen Gegenständen von besonderem Werth zur Sicherung für den Kriegsfall damals gebracht worden."

Die Schlacht bei Mars la Tour wird von unseren Soldaten, die besser auf die Franzosen, als in die französische Sprache zu dringen verstehen, einfach und bezeichnend die Schlacht von „**Marsch retour!**" genannt.

[illegible] F. Mallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 190 — Donnerstag, 1. September — 1870.

Kriegsfahrten.

(Fortsetzung.)

Auf raschem Pferde machte ich heute in der Gesellschaft zweier Offiziere einen Abstecher von Saarburg aus, wo ich die Nacht herzlich schlecht zugebracht hatte, in der Richtung nach Dieuze zu. Wir wollten eigentlich Erkundigung einziehen, ob die kleine Festung Marsal, welche einen Ausgangspunkt der Vogesen vertheidigt, schon in der Gewalt unserer Truppen sei, und hörten zu unserer Freude, daß dies schon der Fall war. Es ist ein gar nicht zu unterschätzender Erfolg, daß auch Marsal, mit der Besatzung von einigen Hundert Mann und von 60 schweren Geschützen vertheidigt, sich schon jetzt dem Cernirungskorps übergeben hat. Der Hunger trieb die Besatzung dazu, denn eben so wie alle diese anderen kleinen Forts und Gränzfestungen war Marsal nicht mit Proviant versehen gewesen.

In ihrem gränzenlosen Uebermuthe und ihrer gänzlichen Verkennung der deutschen Streitkräfte hatten die Franzosen eher des Himmels Einsturz, als die Möglichkeit unseres Einmarsches in ihr Land erwartet. Sie haben deßhalb alle diese vielen kleinen Festungen fast gar nicht verproviantirt gehabt und überhaupt alle Maßregeln zur Vertheidigung Frankreichs gänzlich vernachlässigt. Daher denn jetzt die plötzliche Bestürzung, als wir so mir nichts dir nichts in la belle France hineinmarschirten, und die vielfache Kopflosigkeit, die sich in allen Maßregeln zeigt. Ein Feldzugsplan nach Berlin mag wohl wiederholt von den Strategen Louis Napoleon's berathen und ausgearbeitet worden sein — an die Vertheidigung der Vogesen oder der Mosellinie und einen gesicherten Rückzug nach Paris, ist aber von ihnen niemals gedacht worden; denn daß dies sogleich nach Eröffnung des Krieges nöthig sein würde, davon war bei ihnen Allen auch nicht die Möglichkeit eines Gedankens.

Ich habe mich früher wohl über die Rodomontaden eines Girardin oder Cassagnac, und wie diese Kerle alle weiter heißen mögen, weidlich geärgert, und viel Tausend brave Deutsche haben gewiß das Gefühl mit mir getheilt; jetzt aber komme ich immer mehr zu der Ueberzeugung, daß das Gesindel uns selbst gegen den eigenen Willen den größten Nutzen, ihrem eigenen Vaterlande aber den empfindlichsten Nachtheil gebracht hat. Sie hatten in ihren Journalen und auf der Kammertribune so viel von der Gloire der grande nation und der Unüberwindlichkeit Frankreichs gefabelt, daß selbst sonst ganz vernünftigen Franzosen dieser Weihrauch zuletzt zu Kopfe stieg, daß sie ganz davon benebelt wurden und jeden freien Ueberblick vollständig verloren. Es befand sich in dieser Hinsicht Alles in Frankreich in einem künstlich erzeugten Rausche. Auf jeden Rausch folgt aber, nach den weisen Gesetzen der Natur, bekanntlich stets unabänderlich ein Katzenjammer, und zwar pflegt dieser dann desto gründlicher zu werden, je höher früher der Rausch gewesen ist.

In diesem Zustande des Katzenjammers ist aber das einzelne Individuum, wie auch ein ganzes Volk stets abgespannt, körperlich und geistig schwach, zu jeder klaren Ueberlegung und energischen That unfähig und daher lange kein so gefährlicher Feind mehr, als dies in ruhigem Zustande der Fall sein würde. Dies tritt denn auch jetzt in Frankreich ein, und die gründlichen Folgen des berechtigten Katzenjammers, nach dem früheren unberechtigten Siegesrausche, machen sich überall sehr bemerkbar. War es doch 1866 in Oesterreich, wo die entsetzlich verlogene Zeitungspresse vor dem Kriege, den guten Oesterreichern so viel von ihrer Ueberlegenheit über die Preußen vorgeschwatzt hatte, daß diese zuletzt wirklich den Unsinn glaubten, und nun durch unsere schnellen Erfolge Schlag auf Schlag so bald enttäuscht wurden, der gleiche Fall!

Sollten übrigens die Augen schöner Leserinnen wirklich auch auf diesen Kriegsberichten ruhen, was vielleicht jetzt in dieser bewegten Zeit möglich sein möchte, so bitte ich sie im Voraus wegen des nicht gerade schönen Vergleiches mit meinem Katzenjammer vielmals um Entschuldigung. Mir fällt aber wirklich in dem Augenblicke kein Wort ein, welches den jetzigen Zustand des größten Theiles der grande nation so treffend bezeichnet, und ein Feld- und Kriegs-Korrespondent hat leider selten Zeit, erst lange nach zierlichen Redeformen und gewählten poetischen Vergleichen zu suchen, sondern muß die Worte, so wie sie ihm in die Feder fließen, mit fliegender Hast auf das Papier werfen.

Bei unserem Ritt nach Dieuze konnten wir so recht uns überzeugen, welcher Unterschied in der ganzen Sta-

rakterist nicht allein der Bewohner, sondern auch der Gegend eintritt, sobald man über die Vogesen hinaus in das eigentliche Frankreich hineingekommen ist. Ganz andere Menschen treten Einem sofort entgegen, so wie die Sprachgränze sich ändert, und man in die Dörfer kommt, wo das Landvolk durchweg nur Französisch spricht und kaum ein deutsches Wort noch versteht. Der Menschenschlag wird kleiner, brauner und auch entschieden lebhafter; besonders bei den Frauen zeigt sich dies so recht, und die kleinen, gedrungenen, lebhaften Französinnen mit ihrer geschwätzigen Zunge und ihren blitzenden, dunklen Augen treten alsdann an die Stelle der früheren, ruhigeren Elsässerinnen, bei denen sich das deutsche Blut so sichtbar zeigt. Es ist viel Nerv in diesen kleinen Französinnen, und in ihrer Rührigkeit und Tüchtigkeit stelle ich sie im Allgemeinen entschieden höher als ihre Männer. So eine französische Bürgers- und Bauernfrau ist sehr häufig ungemein fleißig, lebhaft, umsichtig und schwingt gewöhnlich den Pantoffel mit sehr kräftiger Hand über ihrem Ehemanne. Man muß das weibliche Geschlecht in Frankreich nur nicht nach der Canaille beurtheilen, die sich in Paris so frech macht und deren Repräsentantinnen gar oft viel geehrte Gäste in den Tuilerien waren — denn selbst die intimsten Privatzirkel dieser Eugenie wimmelten von Damen von mehr als zweideutigem Rufe, — sondern in den Bürger- und Bauernfamilien aufsuchen, wenn man es wirklich nach Verdienst schätzen will. So rohe und zuchtlose Geschöpfe die Mehrzahl aller dieser Comtessen und Marquisen des jetzigen Kaiserreiches und wie ihre Adelstitel noch weiter heißen mögen, und diese diamantenbedeckten Damen der haute finance, welche die sogenannte vornehme Welt in Paris bildeten, auch in der Regel zu sein pflegen, so viel Zucht und Tüchtigkeit herrscht in den meisten Fällen unter den Französinnen der mittleren Stände. Daß freilich viel Ausnahmen von beiden Seiten kommen, will ich gern zugeben. Daß Uebrigens jetzt, als wir im eigentlichen Frankreich waren, die schönere Hälfte des menschlichen Geschlechts uns gerade mit besonders freundlichen Mienen empfing, muß ich leider läugnen.

Wir hielten z. B. Rast in einem einsamen, aber sehr wohlhäbig aussehenden Pachthofe in der Nähe von Bergzaville, um unsere sehr ermüdeten Pferde etwas zu füttern. Der Pächter des Hofes und auch die Dienstboten zeigten sich so ziemlich willig, oder machten wenigstens gute Miene zum bösen Spiel, holten Brod und Wasser für die Pferde und halfen auch sonst unseren Kavalleristen, wobei wir sie dann später, zu ihrer sichtbaren Freude und Verwunderung, durch ein reichliches Trinkgeld belohnten. Auch die alte Frau des Pächters, so eine recht energische, aber auch geschwätzige Französin, die ihre Zunge keinen Augenblick ruhen ließ, war zwar anfänglich nicht besonders freundlich, ließ sich aber doch bald beschwichtigen, machte vortrefflichen Eierkuchen, den sie uns mit Salat, Schinken und eine Flasche guten Weins eigenhändig in einer hübschen Gartenlaube auftrug, und als wir nun ihre Kochkunst sehr lobten, da hatten wir ihr Herz dadurch so für uns eingenommen, daß sie sich später zu uns setzte und ihrer Zunge unerschöpflichem Lauf weiter keinen Einhalt mehr that. Was schimpfte diese gute Frau, die, wie sie uns sagte, lange in Paris als Castellanin und Haushälterin bei irgend einem Duc gelebt hatte, auf Louis Napoleon und den ganzen Hofhalt in den Tuilerien und nun gar auf die schöne Eugenie! Wenn nur der zehnte Theil von dem wahr sein sollte, was die Pächtersfrau uns erzählte, müssen Zucht und Sitte in den Tuilerien und überhaupt in den vornehmen Kreisen von Paris kaum noch dem Namen nach bekannt sein.

(Fortsetzung folgt.)

Die französische Medaille des Wiener Männer-Gesang-Vereins.

Der Wiener Männergesang-Verein mußte, Dank der Bemühung von österreichischer Seite, um keinen Schein von Parteinahme an den Tag zu legen, bekanntlich das Programm seiner nächsten Liedertafel abändern. Schon die Widmung: „Zum Besten der deutschen Verwundeten," mußte wegfallen und der verhüllten Phrase weichen: „Für einen humanen Zweck," und aus der Reihe der vorzutragenden Lieder wurde der jetzt zu besonderer Popularität gelangte Gesang: „Die Wacht am Rhein", gestrichen. Der Verein wird aber doch deutsche Lieder zum Vortrage bringen und gar seltsam wird es Manchen anmuthen, wenn er, während der deutsche Chor aus hundert Kehlen braust, einen Blick auf das Banner des Vereines werfen wird, dessen Zierde eine goldene Medaille bildet, welche der jetzt niedergeschmetterte Kaiser Napoleon III. dem Vereine in den Tagen der Salzburger Entrevue widmete. Die französische Medaille auf der Fahne des deutschesten aller Gesangvereine hat ihre nicht uninteressante Entstehungsgeschichte, welche von einem Wiener Feuilletonisten des Pester Lloyd folgendermaßen erzählt wird: Bei der Salzburger Entrevue zwischen Kaiser Franz Joseph und Kaiser Napoleon wurde von unserem Regenten Alles aufgeboten, dem Imperator den Aufenthalt in Salzburg so angenehm als möglich zu machen, und jeder noch so leise geäußerte Wunsch des Empereurs wurde zu erfüllen gesucht. Eines Tages ließ Napoleon die Bemerkung fallen, er habe des Wiener Männergesang-Vereins Leistungen außerordentlich rühmen hören. Sofort telegraphirte der Obersthofmeister des Kaisers, Fürst Hohenlohe, an den Vorstand des Gesangvereines, Herrn Dumba, und forderte ihn auf, mit dem Vereine in einem

zur Verfügung gestellten Separatzuge nach Salzburg zu kommen und dort vor dem Beherrscher von Frankreich eine Liedertafel abzuhalten. Der Wiener Männergesang-Verein besteht aber aus selbstständigen Männern, und als der Vorstand sie einberief und ihnen den Vorschlag zu diesem Ausfluge machte, entstand eine gewaltige Opposition, ja die Majorität des Vereines erklärte, sie halte es unter ihrer Würde, deutsche Weibgesänge vor Franzosen ertönen zu lassen. Dumba wendete alle Ueberredungsmittel auf, vergeblich, der Verein wollte nicht nach Salzburg aufbrechen. Da griff der Vorstand zum letzten Mittel; er stellte seinen Mitgliedern vor, daß es ein Wunsch des Kaisers Franz Joseph sei, daß sie nach Salzburg kämen, und daß eine Ablehnung einer Beleidigung des Monarchen gleichkäme. Dieses Mittel wirkte, der Verein zog nach Salzburg, und im engsten Zirkel, vor dem Kaiser and der Kaiserin der Franzosen, so wie vor dem österreichischen Herrscherpaar und dem zu Gast gekommenen (jetzt verstorbenen) König Ludwig von Bayern wurde die Liedertafel abgehalten. Am folgenden Tage wurde Dumba vom Kaiser Napoleon in besonderer Audienz empfangen und der Monarch wollte dem Vorstande den Orden der Ehrenlegion überreichen. Doch Herr Dumba wies diese Auszeichnung zurück und erklärte dem Kaiser, er könne für seine Person keine Auszeichnung annehmen, da das Verdienst dem Gesammtvereine gebühre. Fragend sah der Kaiser den Sprecher an, als wollte er von ihm die Angabe eines Ausweges erhalten; und das that auch Dumba, indem er andeutete, daß der Kaiser seiner Anerkennung für die Leistungen des Männergesang-Vereines dadurch Ausdruck zu geben versuchen könnte, wenn er das Banner des Vereines durch ein Zeichen seiner Huld schmücken würde. Und so geschah es auch; der Kaiser verlieh der Fahne des Wiener Männergesang-Vereines die französische Medaille für Kunst. (Presse.)

Kunst und Literatur.

Deutschlands Vertheidigungskampf gegen Frankreich im Jahre 1870 von Dr. Born, Berlin bei der Ludwig Geeschel'schen Verlagsbuchhandlung. Die erste Lieferung enthält eine Schilderung der Ereignisse bis zum Ausbruch der Feindseligkeiten. Das Heftchen enthält auf 62 Seiten eine genaue, aktenmäßig belegte Darstellung der Verhandlungen mit dem Prinzen Leopold von Hohenzollern wegen der spanischen Krone, sodann die Verhandlungen in Ems, die Erklärungen des Flügeladjutanten Radziwill, die Verhandlungen in den nord- und süddeutschen Kammern, die Thronrede des Königs und die Ergebenheitsbezeugungen aus allen Enden der Welt. Jede Lieferung ist einzeln verkäuflich um 5 Sgr. oder 18 kr. Bei der Wichtigkeit der Sache für jeden Deutschen ist anzunehmen, daß das Werk guten Abgang findet, wofür der Umstand spricht, daß dasselbe bereits seine zweite Auflage erlebt hat.

Die Franzosen in Deutschland. München Verlag von Cäsar Fritsch. Die Schrift schildert auf 60 Seiten die unglückselige Zeit, wo das deutsche Reich, wenn auch groß, so doch durch innere Zerrissenheit nicht im Stande war, die Einfälle seiner räuberischen Nachbarn im Westen zurückzuweisen und gestatten mußte, daß ein Stück nach dem andern von ihm losgerissen wurde. Es ist diese Schrift um so zeitgemäßer, als wir darin sehr lebhaft darauf aufmerksam gemacht werden, welches Unglück es für das deutsche Volk gewesen wäre, wenn etwa durch unsere Uneinigkeit das Land in eine gleiche Lage gekommen wäre. Wichtige und sehr bezeichnende vielfach neue Thatsachen werden aus dem Leben und Treiben einzelner Rheinbundfürsten, insbesondere des Königs von Württemberg aufgeführt, woraus hervorgeht, daß viel Unheil für Deutschland aus der schmählichen Haltung einzelner Regenten entsprungen ist. Das Schriftchen bietet viel Lehrreiches und Unterhaltendes und ist sohin bestens zu empfehlen.

Von den vielen Karten vom Kriegsschauplatz, womit jetzt der Buchhandel überschwemmt ist, nehmen die aus der berühmten Anstalt des **Justus Perthes in Gotha** gewiß den ersten Rang ein. Es ist daselbst eine Spezialkarte erschienen: „Von der deutschen Gränze bis Paris im Maßstab von 1 zu 740,000," welche durch ihre Uebersichtlichkeit und hauptsächlich dadurch, daß nicht zu viel, und doch nicht zu wenig Namen darauf verzeichnet sind, sehr gut zu brauchen ist. Dabei ist noch sehr hervorzuheben, daß sofort Flächen und Gebirge in die Augen fallen, was bei Kriegskarten sehr zweckmäßig ist. Damit ist auch ein sehr genauer Plan von Paris und seiner Umgebung verbunden, in Maßstab von 1 zu 200,000.

In demselben Verlag ist ein Plan von **Metz** in Maßstab von 1 zu 50000 erschienen. Die Befestigungen und vorgeschobene Forts sind roth gefärbt, so daß derselbe an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt und bei den demnächst zu erwartenden entscheidenden Ereignissen vor Metz gute Dienste thun wird.

Mannigfaltigkeiten.

In einem Bericht über die Schlacht von **Gravelotte** am 18. Aug. im „Pesther Lloyd" heißt es:

Nach der Schlacht vom 16. (Vionville) sagte Moltke zu dem König: „Wenn es noch gelingt, Bazaine zwölf Stunden in Metz aufzuhalten, daß wir mit unseren Truppen die steilen Moseluferhöhen im Westen und Norden und die hohen Felsenplateauränder passirt haben und uns dann der Heerstraße bemächtigen, dann möchte ich für einen sicheren glänzenden Sieg der Armee garantiren.“ „Der Krieg ist in den Beinen unserer braven Soldaten“, antwortete der König lächelnd. „Wir werden Ihre Pläne nicht zu Schanden machen, Moltke, sondern, so es Gottes Wille ist, zeigen, daß wir mit Kopf, Herz und Mund doch voraus sind, und wo dies Alles ist, müssen auch unsere Beine sein.“ (Des Königs eigene Worte.) Der König selbst nahm am 17. Nachmittags von Marslatour aus gegen Etain hin eine Rekognoszirung vor; diese fiel so aus, daß beschlossen wurde, am anderen Morgen die in Rezonville stehende Avantgarde des Feindes anzugreifen, und zwar beschloß der König, selbst den Oberbefehl zu übernehmen. Nach gewonnener Schlacht sagte Moltke: „Majestät, jetzt ist der Sieg unser, die Armeen müßten sonst bei den Franzosen aus der Erde wachsen, wenn sie noch siegen wollten.“

Als der Kronprinz von Preußen am 20. August mit seiner Armee über St. Mihiel vorrückte, nahm er mit einem Theil seines Stabes Wohnung im ersten Stock des Rathhauses, in welchem in der Bel-Etage der Maire wohnte. Der Zufall wollte es, daß die Frau des Maire gerade einem Knaben das Leben gegeben hatte. Als der Kronprinz dies hörte, drückte er dem Maire gegenüber sein Bedauern aus, eine solche Unruhe ins Haus bringen zu müssen und ließ der Wöchnerin seine Gratulation vermelden. Als der Kronprinz sich Abends beim Maire um das Wohlbefinden seiner Frau erkundigte, sagte der Maire: „Meine Frau dankt für die huldreiche Gnade und wir würden es als das höchste Glück betrachten, wenn königliche Hoheit es erlauben würden, daß mein erstgebornes Kind den Namen des edelmüthigen Siegers führen darf.“ Der Kronprinz erwiderte lächelnd: „Ich habe nichts dagegen, wenn Sie mich als Taufpathen Ihres Kindes ins Taufbuch setzen lassen, und wie sich das Geschick auch wenden möge, werde ich mich stets meines Pathen erinnern.“ Als Andenken ließ der Kronprinz — wie man dem „Tagbl.“ schreibt — der Frau eine werthvolle Nadel und seinem Pathenkind 50 Dukaten zurück. (Pr.)

Auf dem Bahnhofe zu Bromberg ist laut der „Ostd. Ztg.“ Folgendes vorgekommen: Ein seiner Tapferkeit wegen mit dem Gefangenentransport beehrter Sergeant war in Folge der Strapazen des Krieges und der Reise wirklich unwohl und sah wohl nicht recht einladend aus, als er eine fein gekleidete Dame, welche 6 Tassen Bouillon auf die Waggons zutrug, in höflichstem Tone ansprach: „Verehrtes Fräulein, mir ist wirklich recht unwohl, dürfte ich Sie um eine Tasse Bouillon für mich bitten?“ Schnippisch wurde ihm die Antwort zu Theil, die Bouillon sei für die französischen Herren Offiziere bestimmt. Aber die Antwort des braven preußischen Kriegers war eben so rasch als unerwartet — Schnapp! knallte ein Faustschlag von unten an das Tablett, daß alle sechs Tassen hoch in die Lüfte sprangen und die Franzosenfreundin von der Brühe bespritzt wurde. Sie zog es indessen vor, nach dieser Antwort nichts mehr zu sagen und sich schleunigst rückwärts zu konzentriren, hoffentlich bei sich denkend: „war das 'n Grobian, aber Recht hat er!“

Von ausdauernder Tapferkeit und einem wahren Löwenmuth unserer Truppen in dem gegenwärtigen Kriege gibt folgendes herzlich naive Geschichtchen Kunde: Ein litthauischer Dragoner erhielt bei dem Gefecht am 14. einen Hieb über den Kopf und im selben Augenblick brach auch sein Pferd, von einer feindlichen Kugel getroffen, unter ihm zusammen. Anfangs verblüfft, steht unser Litthauer da, doch nicht lange und er sieht in einiger Entfernung einen Artilleristen zu Pferde. Rasch läuft er auf denselben zu, und indem er sich mit der einen Hand das Blut vom Kopfe abwischt, sagt er zu dem Artilleristen treuherzigst: „Mönsch göff mie blos dien Pērd; dem Kēl kenn' ök!“

Die „New-Yorker H.-Ztg.“ vom 13. August schreibt: „In der Voraussetzung, oder doch in der zuversichtlichen Hoffnung, daß die siegreiche deutsche Armee vor Ende dieses Monats in Paris sein werde, haben wir bereits Samstag, den 6. d., mit dem französischen Dampfer „Lafayette“ ein Exemplar der New-Yorker Handelszeitung unter folgender Adresse abgesendet: A sa Majesté le Roi Guillaume de Prusse, aux Tuileries, Paris. Si pas encore arrivé, Post restante. Heute lassen wir ein zweites Exemplar folgen, jedoch ohne den Appendix.“

Die Höhen, vor welchen der König sich im Laufe des Schlachttages vom 18. aufhielt und deren schließliche Erstürmung auf dem rechten Flügel den Sieg entschied, waren von 2 weithin sichtbaren Fermen gekrönt. Nach Ausweis des Planes führten diese die Namen Moskau und Leipzig.

• • •

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung!

Nr. 191 Freitag, 2. September 1870.

Dem deutschen Heere.

Noch ist das große Werk nicht ganz vollbracht,
Noch darf nicht voll der Siegesjubel tönen.
Wer weiß, wie viel des Bluts in heißer Schlacht
Es noch bedarf zum Frieden und Versöhnen?
Zu Einem aber ist es jetzt schon Zeit,
Zu einer Pflicht, darin kein Deutscher wanke,
Zu einer Schuld aus diesem heil'gen Streit,
Die Keiner je vergessen darf — zum Danke!
Denn bald wird enden welsches Gaukelspiel,
Und wird der schmachbefleckte Vorhang fallen.
Dem Friedensbrecher ist gesetzt sein Ziel,
Und des Gerichts Posaunen, sie erschallen.
Im Schlachtendonner hört die Welt erschreckt
Den Urtheilsspruch zur Warnung und zur Lehre.
O Dank den Siegern, die's mit Blut vollstreckt,
Dank unserm todesmuth'gen deutschen Heere!

O wär' geglückt ihm seine list'ge Gier,
Dem kaiserlichen Gleißner sondergleichen,
Mit seinem Räuberschwarm, halb Mensch halb Thier,
Des Würgers Melac Lorbeer zu erschleichen —
Weh' dann den deutschen segensreichen Gau'n,
Geplündert und verheert von Mord und Bränden!
O Schmach dann unsern Töchtern, unsern Frau'n,
In roher Lust erfaßt von Turcoshänden!
Wie hätte der Verzweiflung Noth und Schrei
Zum Aeußersten den Bürger dann getrieben! —
Doch, o Triumph, das deutsche Land ist frei!
Vom tiefsten Elend ist's verschont geblieben.
Wohl sahen wir zu uns die Turcos zieh'n,
Doch wund nur und gefangen, ohne Wehre.
O Dank den Rettern, Dank auf unsern Knie'n
Dem unvergleichlich tapfern deutschen Heere.

Und nicht die Gränzen nur hat's treu bewacht,
Wie drang's gleich erz'nem Keile weit und weiter!
Die ganze Welt erstaunt ob solcher Macht,
Flucht und Verwirrung faßt die welschen Streiter.
O deutsches Volk, wie tönt dein Siegesklang!
Du erst im vollen Sonnenaufgang strahlend,
Indeß das and're halb in Niedergang
Verzweifelnd starrt, vor Kurzem noch so prahlend!
Wie siegt des Wissens und der Sitte Kraft
In uns'rer Stärke und der Feinde Weichen!
Wie flattert jetzt an uns'rer Fahnen Schaft
Des einsgeword'nen Volkes Siegeszeichen!
Nun wurde Nord und Süd vermählt durch Blut,
Vom hohen Alpenland bis tief zum Meere.
O Dank euch für dies längst ersehnte Gut!
Des ganzen Volkes Dank dem deutschen Heere!

Doch sieh, des welschen Kaiserreiches Sumpf,
Wie trat er häßlich, grundlos nun zu Tage!
Der welschen Bildung gleißender Triumph,
Zur Lüge ward er und zur Niederlage.
Sieh zu, du einst „die große Nation",
Daß dein verdorb'nes Blut sich bald erneue!
Und du erst, lüsternes Welsch-Babylon,
Im Büßerkleid auf's Haupt dir Asche streue! —
Sieh auf dein Heer, du morsch geword'nes Reich!
Was frommt sein Muth, wenn's tolle Führer äffen?
Doch sieh auf uns, wer kommt den deutschen gleich,
Dem Heldenkönig sammt dem Sohn und Neffen?
Dem greisen Schweiger mit dem Adlerblick,
Und all den Namen, längst schon Deutschlands Ehre?
O Dank für unser gnädiges Geschick,
Das solche Führer gab dem deutschen Heere!

Wohl ist das Elend tief; wer's messen mag?
Denn Tag um Tag wird dessen Abgrund größer.
Doch hofft, des Völkerfriedens gold'ner Tag
Steigt bald aus blut'ger Dämm'rung als Erlöser.
Dann wird zerrinnen frevler Lüge Schein.
Doch neu erstarken Wahrheit, Recht und Sitte.
Das deutsche Volk wird deren Hüter sein,
Geehrt, gefürchtet in der Völker Mitte. —
O darauf hoffet, denen dieser Streit
Nur Trübsal brachte, und sie wird sich stillen.
Die ihr in Wunden stöhnt, tragt euer Leid
Um eures Siegs, um uns'res Volkes willen!
Und ihr, die ihr verwittwet und verwaist,
O weint versöhnet aus des Schmerzes Schwere! —
O Dank auch euch für euren Opfergeist,
Und eure Todten in dem deutschen Heere!

München, 18. August 1870. **Oskar v. Redwitz.**

Vom Kriegsschauplatz.

Dem Feldbriefe eines Rheinländers an seine Eltern d. d. Labenville, 22. August, entnehmen wir Folgendes über seine Erlebnisse in den Schlachttagen bei Metz: Nachdem wir bereits 14 Tage beständig im Bivouak gelegen, oft triefend vor Schweiß, oft durch und durch naß vom Regen, Morgens dicht mit Thau, sogar mit Reif bedeckt, weckte uns am 16. d. Morgens, gleich nach 2 Uhr, das Alarmsignal. Wir brachen im Mondscheine auf, warfen unterwegs unser Gepäck ab, und dachten bald an den Feind zu kommen, wir trafen ihn aber nicht, sondern blieben im Bivouak, wir standen in Erwartung, noch Nachts einen Strauß mit ihm zu haben, jedoch sahen und hörten wir ihn weder Nachts noch am 17. im Laufe des folgenden Tages, da er sich beständig zurückzog.

Am 18. Morgens, wieder alarmirt, schien sich jedoch die Sache anders gestalten zu wollen, denn nach mehrstündigem Marsche erdröhnte gegen Mittag ernster Kanonendonner und dunkle Rauchwolken bezeichneten uns einige brennende Dörfer. Das dumpfe Rollen der Geschütze und die Bogenschüsse platzender Granaten in der Luft bezeichneten uns schon genau den Platz des Schlachtfeldes.

Oben auf einem Berge angekommen, wo uns das Schlachtfeld, welches sich im Thale entwickelte, ganz vor Augen lag, schienen unsere Kommandeure noch nicht recht zu wissen, an welchem Punkte wir mit unserer Division eingreifen sollten, und plänkelten wir bald links, bald rechts, bis uns endlich die Aufgabe ward, das Dorf St. Privat la Montagne zu nehmen. Dieses Dorf war mit einer Brigade des Feindes besetzt, welcher sich auch gut darin verschanzt hatte, die Mauern des Dorfes und die Erdwälle, Mistaufen und sonstige Terrainabschnitte boten ihr hinreichend Schutz, während wir in geschlossener Kolonne und ohne jede Deckung auf offenem Felde ihr entgegen gingen. Kaum hörten wir das nicht zu beschreibende Knattern des Chassepots, als auch schon auf 1200 Schritte unser Bataillons-Kommandeur einen Schuß bekam und sofort das Kommando unserem Hauptmann übergab. Nun wurde das Feuer aber so heftig, daß die Kugeln uns dergestalt um den Kopf sausten, als ob's eine starke Hagelschauer gewesen wäre. Wir warfen uns ganz platt auf die Erde, da einige vorstehende Erdschollen unsere ganze Deckung waren, jedoch die Kugeln wußten uns doch zu finden und mancher Kamerad blutete schon oder lag mit gebrochenen Augen, bevor wir noch einen treffsähigen Schuß hätten thun können.

Wir mußten also näher heran. Aufstehen, 200 Schritte laufen und wieder sofort Hinwerfen war die Sache weniger Momente. Jetzt löste sich ein Zug unserer Schützen in Tirailleurlinie auf und begann unsererseits das Gewehrfeuer, welches immer lebhafter erwidert wurde. Nachdem wir das Manöver mit Aufstehen, Laufen und abermaligem Hinwerfen noch circa vier bis sechs Mal erneuert und jedesmal beim Umschauen eine Anzahl Todter und Verwundeter hinter uns liegen, kamen wir zur Chaussee, welche noch immer 4—600 Schritte vom Dorfe entfernt war, dort warfen wir uns

in den Graben; so daß wir nur mit den Helmspitzen hervorschauten. Unser Hauptmann und drei Offiziere der Kompagnie waren schon als Verwundete zurückgeblieben. Jetzt im Graben begann das richtige Vogelschießen unsererseits, und es waren 50 Patronen baldigst verschossen — da hieß es: zur Attaque auf das Dorf losgehen. Aus beiden Gräben sammelten wir uns auf der Chaussee, waren aber kaum im Laufen begriffen, als das feindliche Feuer so rasend wurde, daß wir bald wieder zu den Gräben unsere Zuflucht nehmen mußten. Auch kamen die feindlichen Granaten und Shrapnels, welche bisher etwas sparsam trafen, jetzt mit solcher Gewalt zwischen uns zu rasen, daß wir den Sturmschritt auf das Dorf unter allen Umständen riskiren mußten, um aus dem Kugelregen herauszukommen; auch erschien unsererseits zur richtigen Zeit Hilfe. Unsere Artillerie, die bisher der ungünstigsten Terrainverhältnisse halber, die ihr Schluchten, Berge rc. entgegenstellten, nicht herankommen konnte, erschien jetzt in unserem Rücken. Der erste Schuß zertrümmerte eine Mauer, hinter welcher hundert Rothhosen, die jetzt keine Deckung mehr hatten, sichtbar, und sofort von uns aufs Korn genommen wurden. Ein zweiter Schuß fuhr in ein Scheunendach, daß die rothen Dachziegel zu Staub emporwirbelten und aus dem Loche, welches die Kugel machte, drang erst Staub, dann Dampf und zuletzt die volle Flamme, welche in dem mit Stroh gefüllten Raume bald einen großartigen Umfang annahm und ebenfalls einige Sektionen knebelbärtiger Insassen ausspie.

In der Zwischenzeit hatte sich das Manöver des Zusammenschießens der Dächer, des Brennens der Scheunen, des Zertrümmerns der Mauern so oft wiederholt, daß kein Haus verschont geblieben war. Wir waren in der Zwischenzeit am Haupteingange des Dorfes angekommen. Mit dem Bayonnet und den Kolben zerschmetterten wir die Thüren und geschlossenen Fenster des ersten Hauses, bei deren Oeffnen uns gleich einige 60 Monsieurs als Gefangene in die Hände fielen, da ihnen jede Zuversicht zum Entkommen genommen war. Einige Fahnen waren sofort in unseren Händen. Jetzt spie auf einmal jeder Stall, jede Scheune, jeder Keller, kurz Alles Franzosen aus und im Dorfe entspann sich der Kampf von Neuem. Durch das Hinzukommen des Regiments „Augusta“ jedoch und der Schützen von rechts, des 2. Garde-Regiments und der Garde-Füsiliere von links des Dorfes gelang es, uns die Kerle aus dem Dorfe zu treiben und größten Theils gefangen zu nehmen.

Wer sagt, die Franzosen fechten nicht, der lügt; aber ein verwundeter französischer General schmeichelte uns mit den Worten: „Kameraden, Ihr leistet Unbeschreibliches!“ Es war aber auch ein Muth und eine Wuth in uns, die ich bisher nie gekannt. Als wir uns im Dorfe gesammelt, begann eine Abtheilung feindlicher Artillerie aus dem nächsten Dorfe auf unser erobertes mit Kartätschen zu schießen, sie wurde aber bald von nachrückenden Truppen des sächsischen Armeekorps zum Schweigen gebracht. Es gelang ihnen jedoch noch, den Lieutenant v. Besser am rechten Fuße zu verwunden. Die in seiner Nähe stehenden Soldaten, wobei auch ich mich befand, hoben eine Fensterlade aus und trugen ihn auf den Gewehren, unter dichtem Granatfeuer, nach dem nächsten Dorfe St. Marie aux Chênes, wo wir ihn dem Lazarethe übergaben. Auf dem Wege dahin platzte eine Granate dicht neben der Chaussee und schleuderte mir einen Stein, in der Größe einer Faust, an die rechte Schulter, ohne mir weiteren Schaden zuzufügen.

Das ganze Regiment war bei dem Sturm auf das Dorf aus einander gesprengt worden und sammelten sich die Gesunden Abends und im Laufe der Nacht an der Chausse bei St. Marie aux Chênes. Ich blieb die Nacht über in einer Scheune zwischen den Verwundeten. Am andern Morgen sammelten wir uns, um wieder komplettirt zu werden und die Verlustlisten wurden angelegt. Dabei entrollte sich uns ein schreckliches Bild. Unser Oberst, 3 Bataillons-Kommandeure, 9 Hauptleute und 15 Offiziere fehlten. 10 Offiziere todt, 18 theils leicht, theils schwer verwundet. Von unserer Kompagnie einige 40 todt, circa 80 verwundet, dasselbige Verhältniß bei anderen Regimentern. Die jungen Lieutenants kommandiren jetzt Kompagnien, und jede Kompagnie hat nicht einmal einen Offizier; das Regiment besteht jetzt statt aus 12, aus 6 Kompagnieen, und ich bin bei der 5. Die in der Nähe des Schlachtfeldes belegenen Dörfer sind mit Verwundeten beider Nationen überfüllt und der Jammer und das Wehgeschrei der Betroffenen ist nicht zum Anhören. Wir suchten nun die Todten auf und trugen sie zusammen in langen, fast unabsehbare Reihen, auch die Offiziere wurden besonders zusammengetragen.

Nachmittags den 19. gings zum Begräbniß. Große Löcher wurden gegraben; in dem einen lagen 10 Offiziere, in den anderen je 12 Todte zusammen. Wir setzten den Helm auf und traten zur Leichenfeier an. Auf den aufgeworfenen Hügeln standen die Geistlichen, neben ihnen die übrig gebliebenen Offiziere, an der Spitze der Divisions- und Brigade-General v. Berger und Pondritzky, hinter diesen die Regimentsmusik, welche Trauerweisen spielte und im großen Kreise um das Ganze das übrig gebliebene Regimentchen Franz. Die ergreifende Predigt der Geistlichen, die traurige Musik, und der Anblick der Todten machten einen so erschütternden Eindruck auf die Umstehenden, deren Gemüth ohnehin schon durch die Ereignisse des vorigen Tages höchst angegriffen war, daß die Thränen stromweise flossen und nur allgemeines Schluchzen hörbar war. Eine schönere, theilnahmvollere Bestattung der Kameraden kann wohl nicht gedacht werden, als im Felde. Eine Hand voll Erde warf nun noch Jeder in die Gruft, und in weniger als einer halben Stunde wölbten sich anmuthige Hügel über den Gefallenen, deren

Ruhestätte durch einfach zusammengenagelte Kreuze aus Brettern angezeigt ist, die ihren Namen angeben und durch treue Freunde errichtet sind als letzte Liebesgabe. Um noch einmal auf das Ganze zurückzukommen, muß sich Jeder gestehen, daß nur eine höhere Macht da waltet, wo die Sichel des Todes mit solcher Macht haust und wo in einigen Minuten Hunderte die Augen schließen, um erst wieder zu erwachen, wenn sie Gottes Wort aus den Gräbern ruft. Ich wurde zur Fahnensektion kommandirt, welche den Auftrag hat, die Fahne zu vertheidigen und aus 10 Mann besteht, von denen nur drei davongekommen sind, da die Fahne stets in der Mitte ist und sich alle Kugeln dahin konzentriren. Nachdem wir noch eine Nacht auf dem Schlachtfelde zwischen den Todten kampirt und bivouakirt hatten, gings am 20. wieder los und kamen wir nach kurzem Marsche ins Quartier nach Hannonville, von dort am 21. nach Labeuville.

Mannigfaltigkeiten.

Einer drastischen Schilderung in der „Vossischen Zeitung" bei der Ankunft der französischen Gefangenen in Berlin entnehmen wir folgende Züge: Die Uniformen der Gefangenen waren ohne Ausnahme alt und abgeschabt und aus ihren zufriedenen Mienen ging hervor, daß sie sich in ihrer Lage ganz behaglich fühlen mußten. Die Berliner wußten sich bald mit den Gefangenen zu verständigen. Allgemeine Heiterkeit entstand, als ein Landwehrmann einem Zuaven den Fez vom Kopfe nahm, sich damit bedeckte und dem Afrikaner seine Landwehrmütze aufs Haupt drückte. „Edler Turco" hörte ich einen Anderen rufen, „Pionnier der Zivilisation, faß mir mal an und zieh mir ruf", dem Turco bei diesen Worten seine Hände reichend. Im Nu war er mit dessen Hilfe bei dem gebräunten Afrikaner und versuchte mit diesem im reinsten Berliner Dialekt zu sprechen. Der Turco antwortete. „Ach wat", erwiderte unser Landsmann, „Dein verfluchtet Kauderwelsch kann man ja doch nicht verstehen. Verstehst Du denn dies?" fragte er den Turco, und überreichte ihm dabei eine Hand voll Cigarren, die dieser schmunzelnd einsteckte. „Kinder schreit mal!" rief einer aus der Menge, „wie wenn Ihr Euch auf den Feind stürzen wollt." Großer Jubel in der die Wagen umgebenden Menge, und die Zuaven, Franzosen und Turcos schienen großen Gefallen daran zu finden. Kaum hatten sich die Gemüther etwas beruhigt, als einem Turco die Frage vorgelegt wurde: „Wo habt Ihr denn Eure wilden Katzen?" — „Das versteht er ja nicht, mußt anders mit ihm reden", sagte dessen Nachbar, und so fragte dieser denn: „Du, Turco", und er klopfte dabei auf dessen Schulter, „wo hast Du den Miau, Miau?" Natürlich antwortete das Publikum darauf mit schallendem Gelächter.

Von dem Eroberer der ersten Kanone in diesem Kriege, dem vielgenannten Feldwebel Chr. Mayer, ist in Hamburg ein Feldpostbrief eingegangen, der sich durch soldatische Kürze auszeichnet. Der Brief lautet: „Wörth in Frankreich, 7. Aug. 1870. Franzosen zweimal geklopft, am 4. bei Weißenburg und gestern hier. Fürchterliches Gemetzel gestern. Die Schlacht dauerte von 4 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends. — Gänzlicher Sieg der Deutschen. — Ich hatte das Glück, am 4. mit einer kleinen Abtheilung die erste Kanone zu erfassen. — Dieses hat mir außerordentlichen Spaß gemacht, ebenso meinen Jägern, welche mit waren, wofür mir bereits mehr Anerkennung, als ich verdient, zu Theil geworden. — Gott sei Dank, bin ich noch gesund. Sollten wir uns wiedersehen, dann aber für ausgestandene Strapazen, Hunger und Durst ein Bißchen Ruhe bei Dir in Hamburg. Dieses Papier aus französischem Tornister geholt. Chr. Meyer, Feldwebel."

Wie verächtlich selbst die gefangenen Franzosen über die ihnen von den deutschen, französisch parlirenden Damen erwiesenen „Liebesdienste" denken, dafür spricht folgender Vorfall, welcher der Berliner „Post" unter dem 24. Aug. aus Erfurt zur Veröffentlichung mitgetheilt wird: Beim Passiren eines Transportes französischer Gefangener auf dem hiesigen Bahnhofe unterhielt sich vor einigen Tagen eine den höheren Ständen angehörende Dame lebhaft mit mehreren der Gefangenen. Einem derselben, einem leidlich Deutsch sprechenden Offizier, reichte sie kurz vor der Abfahrt ihre Karte in den Wagen. Der Offizier nahm die Karte lächelnd entgegen und gab sie gleich darauf in Gegenwart der Dame und anderen Zeugen dem die Thüre des Coupés schließenden Schaffner mit den Worten: „Da nehmen Sie, Sie werden davon eher Gebrauch machen können; ich komme wohl nicht wieder hieher zurück." Tief beschämt und begleitet vom Hohne des Publikums ging die Dame von dannen.

[Nichts Neues unter der Sonne.] Wie aus Grose's Militärischen Alterthümern (1801) zu ersehen ist, wurde unter Karl I. 1625 einem gewissen William Drummond ein Patent ertheilt auf eine Mitrailleuse, beschrieben als eine Art Maschine von zusammengefügten Musketen, mit deren Hülfe ein oder zwei Soldaten hundert Gewehre widerstehen konnten, welche Maschine wegen ihrer Wirkung der Donnerwagen oder gewöhnlich der Feuerwagen genannt wurde.

[illegible] Mailand.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 192 Samstag, 3. September 1870.

L'empire c'est la paix.

Historische Studie von M. B.

„An der Seine neigen sich die Tage,“ waren im Jahre 1848 am 12. Februar Bassermann's prophetische, wenn auch damals noch verfrühte Worte, sie scheinen sich in unserer Gegenwart bewahrheiten zu sollen. Es dürfte daher nicht ohne Interesse sein, die Laufbahn ins Auge zu fassen, welche die fast um jene damalige Zeit zu leuchten anfangende Tagessonne an der Seine, Louis Napoleon, bis zum Kulminationspunkt aufwärts und von da an thalab eingeschlagen.

Nachfolgende Studie — und nur als solche soll sie gelten — will nicht den Vorwurf auf sich laden, einem todten Löwen noch Stöße beibringen zu wollen, sie soll nur eine kritiklose Darstellung der durch den bisherigen französischen Machthaber Frankreichs vorgenommenen, theils geglückten, theils mißglückten Veränderungen sein, die er an der Weltkarte vornehmen zu müssen oder zu dürfen glaubte.

Louis Napoleon Bonaparte, „der Held von Straßburg und Boulogne“, wie er seit seinen zwei vergeblichen Versuchen, das Bürgerkönigthum Louis Philipps zu stürzen, in höhnischer Weise von der Partei der Orleans genannt wurde, betrat zum Erstenmal wieder Frankreichs Boden, bald nachdem die Februarrevolution diesem Königthum von Volks Gnaden ein Ende gemacht; da aber seine Anwesenheit in Paris, die er der provisorischen Regierung, resp. Lamartine, angezeigt hatte, von dieser ungern gesehen wurde, kehrte er nach London zurück, aber nicht, ohne an die Regierung ein Schreiben gerichtet zu haben, in dem er die Nation auffordert, man möge in dem Opfer, das er bringe, die Reinheit seiner Absichten und die Aufrichtigkeit seines Patriotismus erkennen; bemerkenswerth in diesem Aktenstück ist auch der Satz: „Wenn mir das Volk Pflichten auferlegt, so werde ich sie zu erfüllen wissen.“ Dieses durch die Tagespresse veröffentlichte Schreiben, verfehlte nicht seine Absicht, Aufmerksamkeit zu erregen, und man erinnerte sich der in seinen früheren politischen Schriften niedergelegten Ideen politischer und sozialischer Natur. Deßhalb wurde er in die von der provisorischen Regierung einberufene Nationalversammlung von 4 Departements gewählt und mit ihm zwei andere Bonaparte, der Sohn des ehemaligen Westphalen-Königs, der jetzt s. g. Plon-Plon, und Pierre Bonaparte, der Sohn Lucians.

Diese zwei Letztern traten wirklich in die Nationalversammlung ein und vertheidigten ihren Vetter, gegen den von Seite Lamartine's versucht wurde, das vom Jahre 1832 stammende Verbannungsdekret aufrecht zu erhalten, indem sie besonders seine freiwillige Rückkehr nach England als Beweis hervorhoben, wie wenig derselbe von Ehrgeiz beseelt sei. Louis Napoleon hielt aber noch nicht dafür, daß die Saat für ihn vollständig reif sei, und blieb, unter Verzicht auf seinen Platz in der Nationalversammlung, in England, das er erst verließ, als nach der vom Diktator Cavaignac gewonnenen viertägigen Barrikadenschlacht die Ordnung wieder so weit hergestellt war, daß die Nationalversammlung die Ausarbeitung einer neuen Verfassung vornehmen konnte. Bei den im September vorgenommenen Neuwahlen in Paris rc. abermals gewählt, trat Louis Napoleon sofort ein, und gewann in seiner Eintrittsrede durch den Passus, in welchem er sich für Beibehaltung der Republik und der demokratischen Institutionen aussprach, die republikanische Partei, aber durch sein zugleich scharf hervorgehobenes Streben nach Wiederherstellung der gesellschaftlichen Ordnung, auch die Sympathien des konservativen Theiles des Hauses, so wie der ganzen besitzenden Klasse des Landes, die durch den kommunistischen Charakter dieser Revolution in ihrer ganzen materiellen Existenz am meisten sich bedroht sah. Hatte er so die besitzende Klasse für sich im Bürgerstand, so wußte Louis Napoleon auch das Landvolk durch fast ganz Frankreich für den Namen Napoleon elektrisirt, und gestützt auf alles Dieses, konnte er sagen, Frankreich sehe in seinem Namen eine Bürgschaft für die Sicherheit der Gesellschaft. In dem von ihm erlassenen Wahlmanifest versprach er Ordnung nach Innen, Frieden nach Außen, Herabsetzung der Steuern.

Eine unverhoffte Unterstützung erhielt Napoleon bei seiner Bewerbung um den Präsidentenstuhl durch die legitimistische wie durch die orleanistische Partei; Beide erblickten in ihm nur ein gefügiges Werkzeug zum Sturz der Republik, ein Werkzeug, dessen man sich nach geschehener Hauptarbeit leicht entledige, um dann einem

Thronkandidaten nach eigener Wahl auf den Schild zu erheben.

So konnte es also nicht befremden, daß nach Proklamirung der neuen Verfassung bei der am 10. Dezember veranstalteten Wahl eines Präsidenten der Republik von nicht ganz achthalb Millionen Stimmen der Neffe des Kaisers fast fünf und eine halbe Million Stimmen davontrug.

Louis Napoleon beschwur die Verfassung, nach welcher die Souveränetät des Volkes eine unveräußerliche und unverjährbare sein sollte, und erklärte, daß, wenn ihm auch nicht beschieden sein sollte, Großes zu thun, er sicher bestrebt sein werde, Gutes zu vollbringen.

So stand denn nun Louis Napoleon an der Spitze der Nation, emporgehoben nicht durch Verdienste, sondern um des Glanzes willen, der von dem Namen Napoleon noch immer ausging. Was half aber dieser Glanz, wenn er als Bollwerk gegen anarchische Bestrebungen nur über wenig Jahre weghalf, für weiter aber keine Hoffnung war, die kaum neu gegründete Ordnung aufrecht zu erhalten, sobald die gesetzliche Präsidentenzeit von 4 Jahren abgelaufen war, da doch durch die Verfassung eine unmittelbare Wiederwahl verboten war! Eine Erhaltung auf seinem Platze lag aber nicht minder als im Interesse der besitzenden Klassen im Sinne des Präsidenten selbst, und hauptsächlich 2 Faktoren waren es, auf deren Hilfe er zählte: Armee und Klerus.

Am wenigsten durfte er auf die Nationalversammlung zählen, mit der er beständig auf gespanntestem Fuße stand.

Um das Heer glorreich zu beschäftigen und zugleich die Geistlichkeit zu gewinnen, schickte Napoleon Truppen nach Italien zur Wiederherstellung des Kirchenstaates und ließ diese auch nach dem Sturz der römischen Republik und der Wiederkehr des Papstes zu dessen Schutz als Besatzung, angeblich um den Einfluß Oesterreichs in Mittelitalien zu beschränken.

Frankreich selbst wurde in 3 große Militärkommandos eingetheilt, an deren Spitze ergebene Generale traten, während politische Gegner von den Truppen allmählig entfernt und ihnen entfremdet wurden. Durch zahlreiche Revuen und besonders durch die Militärbankette gewann der Präsident die Gemüther der Soldaten für sich.

Dem Volke gegenüber zeigte er sich liberaler als die Nationalversammlung, indem er auf allgemeines Stimmrecht bei den Wahlen drang, während das Wahlrecht durch die Verfassung ziemlich beschränkt worden war.

Eine Revision dieser Verfassung wünschten nun die von den Wahlen Ausgeschlossenen nicht minder als die, welche die Amtszeit des Präsidenten verlängert wissen wollten. Zu einer Revision waren jedoch drei Viertheile der Stimmen der Nationalversammlung nöthig, konnten aber nicht zusammengebracht werden; so sehr sich auch die Stimme des Volkes dafür aussprach.

Indem sich so die Nationalversammlung außer Zusammenhang mit dem Volkswunsche setzte, arbeitete sie dem Präsidenten in die Hände, der wiederholt sich beklagte, durch sie seien ihm in seiner Sorge für die wahre Volkssouveränetät die Hände gebunden.

Der 2. Dezember 1851, der Jahrestag der Krönung Napoleons I. und des Sieges bei Austerlitz, wurde der Tag des Staatsstreichs.

Der Staatsstreich begann mit der Verhaftung aller, deren Widerstand der Präsident zu fürchten hatte (wozu auch Thiers gehörte) und mit der durch Militärgewalt verhinderten Sitzung der Volksrepräsentanten. Zugleich wurde die Nationalversammlung als aufgelöst erklärt, allgemeines Stimmrecht wiederhergestellt und der Belagerungszustand im Bereich der ersten Militärdivision verhängt. In den an das Volk, wie an das Militär erlassenen Proklamationen geberdete sich Napoleon, obgleich er mit Verletzung der von ihm beschworenen Verfassung sich zum Diktator aufgeworfen hatte, als handle er nur als Bevollmächtigter der Nation im Interesse der Volkssouveränetät.

So zeigte er, nachdem am 3. Dezember die Barrikadenkämpfe durch die Truppen bewältigt waren, die Wiederherstellung der Ruhe mit dem Bedeuten an, den Ausspruch der Nation werde er stets ehren, aber, so lange sie sich nicht erklärt habe, keine Mühe scheuen, um aufrührerische Umtriebe zu vereiteln.

Aufstände in den Provinzen veranlaßten den Präsidenten, den Belagerungszustand immer weiter auszudehnen, und durch Militärgerichte wußte er die Einschüchterung immer allgemeiner zu machen.

So kam es denn, daß gegen 7 Millionen Wähler für die Verlängerung der Gewalt des Präsidenten stimmten und ihm die Befugniß einräumten, in den Institutionen des Landes die von ihm für angemessen erachteten Veränderungen vorzunehmen. Der Anfang des Jahres 1852 brachte zahlreiche Verbannungen von einflußreichen Gegnern und die Konfiskation der Güter der Familie Orleans.

Neben den Bemühungen, Geistlichkeit und Militär immer mehr sich zu verbinden, wurde nicht vergessen, die wohlhabenden Klassen durch Bewilligung zum Bau neuer Eisenbahnen, zur Gründung von Kreditvereinen rc. rc., und die arbeitende Klasse durch massenhafte Beschäftigung bei Anlegung oder Umbau von Straßen und Stadtvierteln, so wie durch Stiftung von Wohlthätigkeits-Anstalten an sich zu fesseln — und bei allem dem versäumte man nie, in möglichst geräuschvoller Weise die Welt davon in Kenntniß zu setzen.

(Schluß folgt.)

Kriegsfahrten.

(Fortsetzung.)

Auch auf den Marschall Mac-Mahon, der drei Tage vor der Schlacht bei Wörth hier ein Mittagsmahl eingenommen hatte, war sowohl Mann wie Frau sehr schlecht zu sprechen. Die Frau erzählte uns, der Marschall führe seine Maitresse, die eine Herzogin sein soll, bei sich im Feldlager, und diese freche Person fahre in einer sehr eleganten Equipage mit vier prächtigen Schimmeln und zwei Kutschern, und auch andere Generale und höhere Offiziere hätten ihre Maitressen mitgenommen. Der Kaiser habe das zwar sehr streng untersagt, doch kehre sich Mac-Mahon gar nicht daran, wie denn überhaupt jeder Marschall im Heere so ziemlich thue, was ihm beliebe, und alle Ordnung und Autorität in der Armee längst aufgehört habe.

Ganz anders wie diese Frau benahmen sich aber die zwei jungen Mädchen, von denen die Eine ihre Tochter, die Andere ihre Nichte, die Tochter eines Pariser Arztes war. Sie würdigten uns keines Wortes, dankten anfänglich nicht einmal auf unseren Gruß und setzten mehreren Fragen ein beharrliches Stillschweigen entgegen.

Besonders die junge Pariserin, übrigens ein feines, interessantes Gesicht mit klugem, energischem Ausdruck, warf uns gar zornige Blicke zu, und wenn sie ihren Willen durchzusetzen vermocht hätte, so würde es uns sehr wahrscheinlich gar übel ergangen sein. Um die Unhöflichkeit der jungen Mädchen wenigstens etwas zu entschuldigen, sagte uns die Alte, ihre Nichte sei die Braut eines französischen Kapitäns, der bei Wörth von den Preußen gefangen genommen war. Die Hochzeit hätte schon in diesem Monat sein sollen, wäre aber freilich auf ganz unbestimmte Zeit aufgeschoben, wenn sie überhaupt noch stattfinden könne. Was ihre Nichte übrigens tief schmerze, sei die Ungewißheit, wo ihr Bräutigam sich jetzt befinde, und die Unmöglichkeit, ihm einen Brief zukommen zu lassen. Jetzt beschloß ich denn, feurige Kohlen auf das Haupt unserer schönen Freundin zu sammeln. Ich näherte mich ihr, die in einer Gartenlaube allein saß, nochmals ganz artig und sagte, wenn sie an ihren Bräutigam schreiben wolle, so solle sie den Brief mir nur anvertrauen; ich hoffte, ihn, wenn auch vielleicht auf Umwegen und mit einigem Zeitverlust, doch noch an seine richtige Adresse befördern zu können. Eine ungemeine Veränderung bewirkten diese wenigen Worte bei der jungen Pariserin. Sie wurde plötzlich ganz roth, und ihr Gesicht nahm einen freundlicheren Ausdruck an, bedankte sich vielmals für mein Anerbieten und ging dann eilig fort, um einen Brief an den Kapitän zu schreiben, den sie mir auch nach einer halben Stunde unter vielen Danksagungen für meine Gefälligkeit einhändigte. Wir plauderten nun ganz freundlich miteinander, und als sie den Trauring an meinem Finger bemerkte, meinte sie: „meine Frau müsse doch jetzt recht Sorge um mich haben, daß ich so im Kriege und weit im feindlichen Lande sei", und ich ihr darauf erwidern mußte, meine Frau und mein einziges Kind wären vor einigen Monaten erst gestorben; und ich stände nun ganz allein in der weiten Welt und hätte Niemanden, der sich um mich sorge, da ward sie recht mitleidig und beklagte mich sehr. So schied ich denn auch von dieser anfänglichen Feindin zuletzt ganz als ein guter Freund mit einem Händedruck, während das andere junge Mädchen sich nicht mehr vor uns sehen ließ.

Als wir der Pächterfamilie für unser und unserer Leute Bewirthung zuletzt einen Napoleond'or gaben, holte die Frau noch für jeden von uns ein kleines Blumensträußchen, was sie uns ins Knopfloch steckte, und meinte, sie sehe jetzt, daß es auch unter den Herren Preußen sehr honnete Menschen gebe, und wir lange nicht so roh und barbarisch, ohne Kultur und Sitte seien, wie man uns bisher durchgängig geschildert habe.

Hoffentlich hat das Bataillon, welchem wir bald nach unserem Fortritt begegneten und das hier einquartirt werden solle, den guten Eindruck, den wir als die ersten Preußen auf dem Pachthofe hinterließen, nicht vermindert, sondern noch vermehrt. Es ist zwar mitunter gegen die Franzosen ein recht energisches Auftreten und ein derbes Abtrumpfen ihrer Insolenz sehr angebracht; allein im Allgemeinen kommt man auch bei ihnen mit Höflichkeit weiter und erreicht mehr, als wenn man gleich anfänglich sehr grob und rücksichtslos ihnen gegenübertritt.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Blume

auf das Grab dem am 6. August 1870 in der Schlacht bei Wörth gefallenen Candidaten der Philosophie und Einjährig-Freiwilligen

Georg Doelger von Obernau.

„Uns ist der Sieg!" — also die freud'ge Kunde,
Die zu des jungen Helden Ohr gedrungen.
Sein Auge glänzt, die Hände sind gerungen
Wie zum Gebet — da schlägt die letzte Stunde!

Die Wunde schmerzt und rasch entflieht ein Leben,
Das jüngst von Ehre, Tugend, Freundschaft strahlte;
Ein Auge bricht, wie es kein Künstler malte
Und eine Seele scheidet gottergeben.

Erloschen ist die schönste Jugendblüthe,
Die uns verliehen einst des Himmels Güte,
Für die so manches Freundesherz erglühte.

Des braven Kriegers Tod vernehmend stehen
Von Schmerz erfüllt die Freunde — Lüfte wehen
Hin an des Jünglings Grab: „Auf Wiedersehen!"

K. D.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Wien, 31. Aug.: Der Männergesangverein gab heute endlich seine oft verschobene Liedertafel „zu einem humanen Zwecke," wie es neutralverschämt in der Ankündigung heißen mußte und zum Besten der deutschen Verwundeten, wie es in Wirklichkeit geschah. Die schönen, hellerleuchteten Räume im Musikvereinssaale waren von einem Elitepublikum gefüllt; was Wien während des Sommers an guter Gesellschaft noch beherbergt, war herbeigeeilt und selbst von den nahen und jetzt so kühlen Sommerfrischen hatten sich viele Gäste in den warmen Sälen eingefunden. Nach Schluß der ersten Abtheilung wurde nächst der Tribüne stürmisch „Die Wacht am Rhein" begehrt. Der deutsche Ruf pflanzte sich wie ein freudiges Losungswort brausend von Saal zu Saal, von den Galerien, wo schöne Frauen ohne Zahl ihren Sitz hatten, klang es tausendfach wieder, und als der Verein endlich die ersten Strophen begann, wollte das Bravo-Rufen, das Hüteschwenken und Tücherwehen kein Ende nehmen. So hat die Intelligenz und die Elite der Residenz das deutsche Lied herzlich willkommen geheißen und wenn vom Reich „da draußen" sich Gäste eingefunden, so müßten sie mit Freuden sehen, wie auch hier, trotz der versteckten und offenen „Franzosen," die noch immer die Faust in der Tasche machen, der deutsche Sinn siegreich zum Durchbruch gekommen. Bei Herwegh's feurigem „Rheinweinlied" (Musik von Mendelssohn) wiederholte sich die deutsche Demonstration in gleich stürmischer und unzweideutiger Weise; der Verein, der heute, von der allgemeinen Stimmung getragen, edler und begeisterter als je sang, mußte auch das Herwegh'sche Lied wiederholen.

Ueber die in der Schlacht von Mars-la-Tour gefallenen beiden preußischen Generale hat der „St.-Anz." folgendes Biographische: „General v. Doering war 1846 Sekondelieutenant, besuchte als solcher die Kriegsschule in Berlin, wurde 1849 Premierlieutenant, 1852 Hauptmann, 1858 Major im Generalstabe und Direktor einer Kriegsschule. Im Jahre 1863 zum Oberstlieutenant ernannt, wurde v. Doering Kommandeur des 3. Garde-Grenadierregiments Königin Elisabeth, und am 18. Juni 1866 Oberst. Er erwarb den Orden pour le merite und war erst im vorigen Monat zum Generalmajor und Kommandeur der 9. Infanteriebrigade ernannt, an deren Spitze er am 16. ds. den Heldentod starb. (Nach einem anderen Blatte hat der General Doering im schlesw.-holst. Feldzug bei Düppel die erste Schanze erobert.) — General v. Wedell war 1837 Sekonde-, 1848 Premierlieutenant. Alle übrigen Beförderungen, den Orden pour le merite, wie den Tag des Heldentodes, theilte General v. Wedell mit dem General v. Doering, welche Beide in der preußischen Rangliste seit 20 Jahren unmittelbar aufeinander folgten."

Aus Genthin wird vom 22. August geschrieben: Ein französischer Gefangener vom 84. Regiment benutzte unlängst in der Abendzeit (gegen 10 Uhr) in der Nähe der Stadt die langsame Fahrt des Zuges und sprang heraus. Der Vorfall wurde sogleich gemeldet und schon am andern Morgen früh der Franzose von dem Bahnmeister in einem Kartoffelfelde gefunden und hieher gebracht. Der Gefangene war ein blutjunger Mensch, mit karrirten Beinkleidern und einer Blouse bekleidet, die Militärmütze hatte er umgekrempt. Wie man von ihm herauskriegte, hatte er zu seiner „lieben Mutter" gewollt. Er war kaum zum Sprechen zu bringen, hatte auch in der Apotheke, wo er einquartiert wurde, keine Speise annehmen wollen, weil er fürchtete, vergiftet zu werden. Es läßt auch diese Befürchtung in das schreckliche Treiben Frankreichs blicken.

Nach einer Mittheilung Berliner Blätter hat auch Berlin sein Kontingent zu den Leichenräubern auf das Schlachtfeld gestellt. Bei einem am Freitag (26.) Köln passirenden Transport von Verwundeten und Gefangenen befand sich als verhaftet ein Mädchen aus Berlin im Alter von etwa 18 Jahren, welches, nach den Erzählungen der Soldaten, sich der Beraubung von Todten und Verwundeten auf dem Schlachtfelde schuldig gemacht hat.

In der Schlacht von Metz hatten die Soldaten des 43. Regiments, zu einem Schutz gegen den permanenten feindlichen Kugelhagel, ihre Tornister auf die Brust geschnallt. Nach der Schlacht überzeugten sich gar Viele, wie sie dadurch am Leben erhalten waren, denn sie nahmen eine nicht geringe Anzahl von Kugeln heraus, die statt in die Brust in das Kalbfell gefahren waren.

Man schreibt aus Düsseldorf, 25. Aug.: Gestern sahen wir einen verwundeten Grenadier, dem das Schloß seiner Säbelkoppel das Leben gerettet hatte. Eine Chassepotkugel hatte dasselbe ganz gekrümmt und war darin stecken geblieben. Da dieser Fälle mehrere vorgekommen sind, so schickte eine vorsorgliche Mutter gestern ihrem Sohne ein seidenes Vorhemdchen, welches ganz mit harten Thalern wattirt war.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des [illegible]

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 193 Montag, 5. September **1870.**

L'empire c'est la paix.

(Fortsetzung.)

Nachdem sich hiedurch Napoleon seine Popularität hinlänglich gesichert glaubte, unternahm er eine große Rundreise durch ganz Frankreich. Immer deutlicher traten bei den zahlreichen Ansprachen, die er in den einzelnen Städten hielt, seine Wünsche hervor, doch immer so, daß er die Stimme der Nation als die einzig wahre Legitimität bezeichnete.

In Bordeaux endlich sprach er jenes berühmt gewordene Wort aus: „Frankreich scheint zum Kaiserthum zurückkehren zu wollen; das Kaiserthum, meinen manche, ist der Krieg, nein, es ist der Friede." In Paris zog er auf die feierlichste Weise ein, und bezog, auch hier mit Vive l'empereur begrüßt, nicht mehr seine frühere Wohnung im Palast Elysée, sondern die Tuilerien.

Die öffentliche Stimme verlangte die Wiederherstellung des Kaiserthums als die Erneuerung der glänzendsten Epoche Frankreichs, als dessen einzig mögliches Heil.

Am 4. November beauftragte der Präsident den Senat, über eine Abänderung der bisherigen Verfassung zu berathen, und drei Tage später ernannte der Senat Louis Napoleon als Napoleon III. zum erblichen Kaiser der Franzosen; aber wie früher auf den Präsidentenstuhl, so jetzt auf den Kaiserthron wollte dieser durch allgemeine Volksabstimmung gelangen, und gelangte darauf, indem nur 253,145 Stimmen dagegen, 7,824,189 dafür sich aussprachen.

Die Proklamation zum Kaiser erfolgte am 2. Dezember.

Die Anerkennung Seitens der auswärtigen Regierungen erfolgte unmittelbar, am längsten säumten damit die ehemaligen Gründer der heiligen Allianz: Rußland, Oesterreich und Preußen.

Von diesen drei Mächten war die Gewalt des kaiserlichen Oheims vernichtet, war der Name Napoleon für ewige Zeiten geächtet worden; dafür sollte jetzt die Wiedervergeltung kommen. Schon in der Bezeichnung als dritter Napoleon lag eine Feindseligkeit gegen die Kontrahenten der Verträge von 1815 mit inbegriffen, indem die von ihnen geschaffene Ordnung der Dinge, die von ihnen wiedereingesetzte Dynastie ganz ignorirt blieb und nur auf Napoleon I. Thronentsagung zu Gunsten seines Sohnes Napoleon, des Herzogs von Reichstadt, Rücksicht genommen, von diesem also angenommen wurde, als habe er wirklich regiert. Die Vergeltung sollte aber hauptsächlich darin bestehen, daß jeder dieser Staaten von den andern getrennt einzeln seine Demüthigung erfahre.

Der erste Anlaß war geboten bei der Einmischung des Czaren Nikolaus in die inneren Angelegenheiten der Türkei als Schutzherrr der griechischen Christen im Orient. Die Furcht vor weitergehenden Absichten desselben bewog England, in Bekämpfung derselben mit Frankreich gemeinsame Sache zu machen. Oesterreich und Preußen begnügten sich damit, freundschaftliche Vorstellungen an Rußland zu richten, im Uebrigen aber neutral zu bleiben. Um für künftige, in Aussicht stehende Vorkommnisse schon vorbereitend die Aufmerksamkeit auf Sardinien zu lenken, bewog Napoleon den König Viktor Emanuel, sich am Feldzug zu betheiligen.

Der Zweck dieses Krieges, den russischen Kaiser zu demüthigen, wurde erreicht mit dem Fall von Sebastopol, und als mit der Erstürmung von Kars auch der russischen Waffenehre Genüge geschehen war, konnte am 30. März 1856 zu Paris der Friede geschlossen werden.

Diese Expedition hatte Frankreich außer dem Verluste von vielen Tausenden von Menschen ein weiteres Anwachsen der Staatsschuld um 1500 Millionen Franken gebracht; aber der Hauptgewinn für Napoleon war der, daß er in ein neues Stadium seiner Existenz in Europa trat.

Frankreich war in der Meinung der Regierungen und Völker gestiegen, wenn es auch keine äußern Vortheile, keine Vergrößerung seines Gebietes davongetragen hatte. Um solche zu erringen und dadurch seinen Namen populärer zu machen, bedurfte der Kaiser eines neuen Konfliktes, und diesen fand er in der von Cavour schon auf dem Pariser Friedenskongreß aufgeworfenen italienischen Frage, die dahin zielte, Oesterreichs Einfluß und persönliche Macht in Italien zu brechen, daß es sich hiebei aber nicht um eine Befreiung Italiens, sondern um Vertauschung eines Uebermächtigen mit einem

andern handle und zwar mit einem; der in seinem eigenen Lande die Freiheit gemordet, das durchschaute die mazzinistische Partei, sie sah in ihm eher ein Hinderniß als ein Werkzeug zur nationalen freiheitlichen Einheit und um dieses Hinderniß zu beseitigen, entschloß sich Orsini, den Kaiser zu tödten, büßte aber seinen Versuch auf dem Schaffot. Noch im selben Jahre fanden in Plombières die endgültigen Beschlüsse zwischen Napoleon und Cavour über das Vorgehen gegen Oesterreich statt. Von da an erschien in der französischen Presse mit den mannigfaltigsten Variationen das Thema der Nationalitätenfrage, wobei die Gehässigkeit gegen Oesterreich als den Widersacher der wahren Zivilisation immer offener zu Tage trat, bis der Neujahrstag 1859 volles Licht über die Sachlage warf.

Von Rußland durfte Oesterreich keine Hilfe hoffen, denn jenes beklagte sich über den beim Krimkriege bewiesenen Undank für die in Ungarn geleistete Hilfe und bewarb sich ostensibel um Frankreichs Gunst; auch mit England stand das Wiener Kabinet auf gespanntem Fuße; Preußen mißbilligte ein einseitiges Vorgehen Oesterreichs und verlangte Regelung der italienischen Angelegenheiten auf einem Kongreß.

Inzwischen war die sardinische Regierung nicht müßig, Oesterreich zu reizen; trotz der Achtung vor den Verträgen, erklärte Viktor Emanuel, gegen den von allen Seiten Italiens ihm entgegentönenden Schmerzensschrei nicht taub sein zu dürfen, worauf Napoleons Preßorgane den Krieg als unentbehrlich für die Ruhe Europas empfahlen. Um Alessandria und am Tessin stellte sich die sardinische Armee auf und das österreichische Ultimatum, welches Abrüstung verlangte, wurde abgelehnt. Alles drängte sich zur kriegerischen Entscheidung, aber zugleich ließ Napoleon in Wien erklären, daß er den Uebergang der Oesterreicher über den Tessin als eine Kriegserklärung gegen Frankreich ansehen werde. Nach erfolgtem Bruch dirigirte er eine Armee nach Italien und übernahm selbst den Oberbefehl über diese wie über die italienische Streitmacht.

Das Wort seines Ministers Walewsky, womit dieser den deutschen Bundesfürsten von der Betheiligung abrieth, daß nämlich der Krieg lokalisirt, d. h. auf Italien beschränkt bleiben solle, wurde von den übrigen Mächten, besonders deutlich von England, nachgesprochen.

Als neue Waffen erschienen in diesem Kriege die gezogenen Kanonen.

Nach der Schlacht bei Magenta erklärte Napoleon von Mailand aus in einer an alle Italiener, nicht nur an die Lombarden gerichteten Proklamation, daß der Moment für sie gekommen sei, sich zu einer Nation zu konstituiren; diesem Rufe folgte die Bevölkerung in Toskana, Parma und Modena, indem sie von ihren Fürsten abfiel, die italienische Trikolore aufpflanzte und Anschluß an Sardinien verlangte. Mit der Schlacht bei Solferino und der persönlichen Unterredung der beiden Kaiser Franz Joseph und Napoleon erreichte dieser Krieg ein unerwartetes Ende, um so unerwarteter, als inzwischen preußische und süddeutsche Truppen an den Rhein hin in Bewegung gesetzt wurden.

So war denn also auch das zweite Mitglied der heiligen Allianz gedemüthigt und zur Abtretung einer Provinz an Frankreich gezwungen worden. Noch höher vielleicht mag Napoleon das Zerwürfniß zwischen Oesterreich und Preußen angeschlagen haben, zu dem während dieses Krieges der Keim gelegt wurde.

Indem er die eroberte Lombardei an Sardinien abtrat und diesem ferner gestattete, sich in Italien immer mehr auszubreiten, andererseits aber noch Manches zu wünschen ließ, was gelegentlich mit seinem Zuthun noch dazu gewonnen werden konnte, wollte er sich die Italiener zum fortgesetzten Tragen seiner Schleppe verpflichten.

Trotz seiner so oft ausgesprochenen Uneigennützigkeit und des so laut betonten Nationalitätenprinzips konnte sich Napoleon doch nicht enthalten, Frankreich auf Kosten Italiens um Savoyen und Nizza zu erweitern, nachdem diese beide Provinzen, Savoyen, das Stammland des sardinischen Königshauses und Nizza, die Geburtsstadt Garibaldis durch allgemeine Abstimmung für den Anschluß ausgesprochen hatten.

(Schluß folgt.)

Der Generalstabs-Chef v. Moltke.

Der Chef des Generalstabes der preußischen Armee ist seit länger als einem Jahrzehnt der General der Infanterie Frhr. v. Moltke. Wie dieser zur Zeit Sr. Maj. dem König, so steht auch dem Oberkommandirenden der einzelnen deutschen Heere je ein Chef des Stabes zur Seite, und zwar Sr. k. Hoh. dem Kronprinzen der Generallieutenant v. Blumenthal, Sr. k. Hoh. dem Prinzen Friedrich Karl der Generalmajor v. Stiehle, und dem General der Infanterie v. Steinmetz der Generalmajor v. Sperling.

Hellmuth Frhr. v. Moltke ist am 26. Oktober 1800 geboren. Am 12. März 1822 wurde er als Sekondelieutenant im 8. Infanterie-Regiment angestellt, nachdem er seit 22. Januar 1818 in k. dänischen Diensten gestanden hatte. Schon im Jahre nach seinem Uebertritt in das preußische Heer wurde v. Moltke zur allgemeinen Kriegsschule kommandirt, deren Kursus er bis 1826 absolvirte. Nachdem er darauf kurze Zeit Lehrer an der 5. Divisionsschule gewesen, und in dem topographischen Bureau des Generalstabes, so wie in dem Letzteren eine Zeit lang beschäftigt war, wurde er am 30. März 1827 unter Ernennung zum Premielieutenant in den Generalstab versetzt.

Im Jahre 1835 zum Hauptmann befördert, wurde v. Moltke 1836 auf 3 Jahre zur Instruktion und Organisation der dortigen Truppen nach der Türkei kommandirt, wo er an den Gefechten gegen die Kurden und an der Schlacht bei Nisib am 24. Juni 1839 theilnahm. Mit dem Orden pour le mérite und dem türkischen Nischan-Iftichar mit Brillanten dekorirt, trat er 1840 zum Generalstabe des 4. Armeekorps über, in welcher Stellung am 12. April 1842 seine Beförderung zum Major erfolgte. Im Jahr 1845 wurde v. Moltke die ehrende Erlaubniß zu Theil, den ihm verliehenen türkischen Ehrensäbel anlegen zu dürfen, und noch in demselben Jahr wurde er dem Generalstab aggregirt und als Adjutant des Prinzen Heinrich von Preußen nach Rom kommandirt. Nach dem Tode des Prinzen trat v. Moltke zum Generalstabe des 8. Armeekorps über. Am 16. Mai 1848 wurde er interimistisch als Abtheilungs-Vorsteher zum großen Generalstab kommandirt und noch in demselben Jahr unter abermaliger Einrangirung in den Generalstab in dieser Stellung bestätigt. Am 22. August 1848 wurde v. Moltke zum Chef des Stabes beim 4. Armeekorps ernannt, am 26. September 1850 zum Oberstlieutenant und am 2. Dezember 1851 zum Oberst befördert.

Am 1. Sept. 1855 zum ersten Adjutanten Sr. k. Hoh. des Prinzen Friedrich Wilhelm, jetzigen Kronprinzen, ernannt, erhielt v. Moltke als solcher den Charakter als Generalmajor und am 15. Oktober 1856 das Patent dieser Charge. Am 29. September 1857 wurde er mit der Führung der Geschäfte als Chef des Generalstabes der Armee beauftragt und am 18. September 1858 definitiv als solcher, so wie am 31. Mai 1859 zum Generallieutenant ernannt.

Während des dänischen Krieges 1864 war v. Moltke vom 30. April ab als Chef des Generalstabes beim Oberkommando der mobilen Armee in Schleswig-Holstein kommandirt; er leitete die strategischen Vorbereitungen zum Uebergang auf Alsen und erwarb hier die Großkreuze des Kronen- und des österreichischen Leopold-Ordens mit Schwertern. Nach dem Kriege trat er in sein früheres Verhältniß als Chef des Generalstabes der Armee zurück und wurde am 8. Juni 1866 General der Infanterie.

Während des österreichischen Krieges 1866 war v. Moltke Chef des Generalstabes der Armee; der Plan dieses Feldzuges ist sein Werk, seine Thätigkeit in diesem Kriege von entscheidender Bedeutung gewesen. Am Schlusse des Kriegs erhielt er den Schwarzen Adler-Orden. Seit 20. September 1866 ist v. Moltke Chef des 2. Pommerschen Grenadier-Regiments (Colberg) Nr. 9. Auch in dem gegenwärtigen Krieg ist die strategische Leitung des Feldzugs seinen Händen anvertraut.

Ans Vaterland!

Bleibe treu den alten Sitten
Großes, deutsches Vaterland!
Was die Väter wohl gelitten,
Sei den Söhnen theures Pfand!
Und wofür sie kühn gestritten,
Haltet Söhne tapfer Stand!

Wahre stolz die alte Treue
Ein'ges, freies Vaterland!
Zeig' es, zeig' es stets auf's Neue,
Was an dich uns freudig bannt:
List und Falschheit immer scheue,
Welschen Trug und welschen Tand!

Schütz' die heil'gen alten Rechte
Schönes, starkes Vaterland!
Daß kein Frevler schmachvoll knechte,
Was einst „schön und frei" genannt!
Daß im künftigen Geschlechte,
Wüthe nicht des Aufruhrs Brand!

Halte fest am alten Glauben
Mein geliebtes Vaterland!
Mag die wilde Rache schnauben
Bleibet Gott dir zugewandt;
Wer will deine Blüthen rauben,
Schützt sie Gott mit gnäd'ger Hand!

E. Cummers.

Mannigfaltigkeiten.

[Ursprung der 101 Victoriaschüsse.] Die Gepflogenheit, bei den höchsten feierlichen Gelegenheiten 101 Kanonenschüsse abzufeuern, hat folgenden Ursprung: „Als Kaiser Maximilian I. einst siegreich in Augsburg einzog, sollten 100 Kanonenschüsse ihm zu Ehren abgefeuert werden. Es geschah; aber der Konstablermeister wußte zuletzt nicht, ob er sich nicht im Zählen geirrt habe, und um sicher zu sein, ließ er das Geschütz noch einmal feuern. Von da zog der Kaiser nach Nürnberg; auch diese Stadt wollte die neue Begrüßung anwenden; um aber der Stadt Augsburg nicht nachzustehen, welche einen Schuß, wenn auch irrthümlich, als Zugabe ertheilt hatte, feuerte sie auch 101 Kanonenschüsse ab, und so erhielt sich diese Sitte bis auf die neueste Zeit. Andere Historiker leiten wieder die Zahl 101 von dem altdeutschen Gebrauche ab, zu Allem 1 zuzugeben, ein Brauch, der sich auch im deutschen Rechte und beim Handel (z. B. 13 pro 12,

7 pro 6 u. s. w.) bis jetzt erhalten hat. — In Spanien darf kein Edelmann zu lebenslänglicher Haft verurtheilt werden. Einer wurde einst zu 100 Jahren und 1 Tag Gefängniß verurtheilt, man hat aber keine Nachricht, daß er seine Strafe überlebte. In Italien war es im Gebrauche, jene Verbrecher, welche von jeder Amnestie ausgeschlossen waren, zum lebenslangen Kerker und „noch auf ein Jahr" zu verurtheilen."

Man schreibt aus Mainz, 1. Sept.: Ein Delegirter der nach Düsseldorf fahrenden Krankenschiffe erzählt, daß ihn einige Bewohner eines Dorfes, woselbst Wasser eingenommen wurde, gebeten hätten, das Schiff besteigen zu dürfen, um auch einmal einen Turco zu sehen. Unser Delegirter, welcher an diesem Tage zwar keinen Turco an Bord hatte, benutzte indessen diese Anfrage auf's Beste und im Interesse aller Verwundeten, indem er dem betreffenden Bäuerlein zu verstehen gab, daß er gegen Ablieferung von Wein und Cigarren einen Turco zur Ansicht ausstellen wolle. Schnell waren die Neugierigen verschwunden, um das Nöthige zu besorgen, und beeilte man sich in der Zwischenzeit, einen leichtverwundeten, witzigen sächsischen Landwehrmann mit einigen Leintüchern zu behängen und als Turco an den Radkasten zu placiren. Die zurückgekehrten Landbewohner besahen sich mit Verwunderung dieses Unthier, welches noch durch Grunzen seinen Unmuth gegen alles Deutsche zu erkennen gab und verließen das Schiff mit großer Befriedigung. Der Spaß hatte 45 Krüge Wein und 400 Cigarren eingetragen.

Der Oberst Herzog v. Gramont (Bruder des Exministers) hat aus der Schlacht bei Wörth einen zerschmetterten Arm davongetragen. Man mußte zur Exartikulation im Schultergelenke schreiten und der Chirurg schickte sich eben an, den Herzog zu chloroformiren. Ein Feldgeistlicher war dabei und schimpfte weidlich auf Simpson, den Erfinder der Chloroformirung, indem er sagte, es sei eine Beleidigung Gottes, den Schmerz unfühlbar zu machen, da Gott denselben als Strafe über die Menschen verhängt habe. „Und was würden Sie denn sagen", erwiderte der Herzog, indem er das Betäubungsmittel einathmete, „wenn ich Ihnen bewiese, daß Gott selber der Erste war, der die Betäubung angewendet hat? Haben Sie in der Bibel nicht gelesen, daß der Herr, bevor er Adam einer Rippe beraubte, denselben in tiefen Schlaf versenkte?" Darauf verlor der Herzog das Bewußtsein.

Preußische Uhlanen, die sich zum Schrecken Frankreichs und zu Helden zahlloser Geschichten gemacht haben, haben eine heillose Verwirrung in der französischen Verwaltung hervorgebracht. In St. Dizier machten sie sich den Spaß, allerhand verwirrende Befehle mit der Signatur des Präfekten oder Bazaine's nach den südlichen Departements zu schicken, Truppensendungen abzubestellen, eine Revolution anzuzeigen u. dgl. m. Im Ministerium des Innern hat man beinahe einen Tag verloren, alle Mystifikationen zu redressiren. Ein preußischer Uhlane, ein einziger, sprengte in Bitry-le-François, eine befestigte Stadt, hinein, ritt wohlgemuth auf den Markt, rief dort: „Ich bin ein Preuße und erkläre diese Stadt für preußisch." Nach dieser summarischen Erklärung machte er Kehrt, und während die verblüffte Bevölkerung ihm noch staunend nachsah, war er längst verschwunden. So erzählt das Siècle.

Ein im „Nord" veröffentliches Schreiben aus Paris gibt an, daß der bei Gravelotte gefallene General Legrand 11 Töchter hinterlassen habe und beantragt, daß eine National-Subskription gemacht werden solle, um sie erziehen zu lassen und für ihre Aussteuer vorzusorgen.

Aus Berlin schreibt man: In dem von Herrn Hiltl und Fräulein Taglioni dargestellten Genrebilde: „Der Kurmärker und die Picarde" machte Ersterer einen nicht üblichen Witz. Als die Picarde ihm nämlich Speisen vorsetzte, sagte er: „Nur nicht du boeuf, denn den Le boeuf haben wir schon kleene gekriegt."

Charade.

Die Ersten ein Hindern,
Verkehren, Vermindern,
Die Dritte kann blitzen,
Doch blutig auch ritzen.
Was von Geschmack und Geist sich trennt,
Man mit des Ganzen Namen nennt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 179:
Schiller.

Richtig gelöst von G. M.

Redaktion unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Meilandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 194 Dienstag, 6. September 1870.

L'empire c'est la paix.

(Schluß.)

In Deutschland war man inzwischen mit Spannung der Entwicklung der Dinge gefolgt, und die Annexion der beiden italienischen Landschaften rief die Besorgniß wach, es möchte zunächst von Napoleon die Frage der natürlichen Gränzen Frankreichs ihre baldige Lösung am Mittel- und Niederrhein finden.

Mit dem Schlusse des italienischen Krieges hatte der Kaiser den Höhepunkt seines Glücks erreicht, hatte er das Schiedsrichteramt über alle europäischen und sogar zum Theil außereuropäischen Partei-Interessen sich zugeeignet. Für den Augenblick hatte er es nicht auf einen Angriff auf Deutschland abgesehen; der Apfel sollte ihm mit der Zeit reif in den Schooß fallen, so hoffte er im Hinblick auf die Parteigestaltung innerhalb des Bundes. Der Besuch, den er 1860 dem damals in Baden sich aufhaltenden Prinz-Regenten von Preußen, und zu dessen Entgegennahme dieser eine Anzahl deutscher Fürsten eingeladen hatte, hatte den Zweck, den Verdacht ehrgeiziger Absichten von sich zu weisen, und der zwei Jahre später mit Preußen für den Zollverein abgeschlossene Handelsvertrag sollte zeigen, daß er die beiden nachbarlichen Völker, Franzosen und Deutsche, zum Besten ihrer beiderseitigen materiellen Interessen sich näher zu bringen bestrebt war, ebenso wie dies schon 1860 angebahnt worden war zwischen seinem Volk und England durch den mit diesem eingegangenen Handelsvertrag, der besonders dadurch berühmt ist, daß in Folge der Aufhebung der absoluten Einfuhrverbote für die Industrie auf dem Kontinent eine neue Epoche angefangen hat. Die Sorge für die merkantilen Errungenschaften Frankreichs und Europa's war der Köder, mit dem er sein aller politischen Freiheit entkleidetes Volk und das unter seiner Diktatur unwillig stehende Ausland zu gewinnen trachtete. Besonders gelang ihm dies mit England bei dem Unternehmen, die in starrer Abgeschlossenheit von der übrigen Welt beharrenden Staaten von Ostasien, Cochinchina, China und Japan zur Oeffnung ihrer Eingänge zu zwingen. Ebenso hoffte das Tuilerienkabinet durch Herstellung geordneter Zustände in Mexiko Vortheile in politischer und merkantiler Hinsicht zu erzielen, sah sich aber, wovon später die Rede sein wird, von England und Spanien im Stich gelassen, und damit treten wir in den zweiten Abschnitt seiner politischen Existenz heran, an die Reihe von successive an Bedeutung zunehmenden politischen Niederlagen.

Ein erstes Mißlingen seiner Pläne erlebte der Imperator schon, während er den Gipfel seiner Macht erklommen hatte durch den nach Einheit strebenden Geist der italienischen Nation, die dadurch ihres Protektors Idee der Gründung eines italienischen Staatenbundes vereitelte und so einen Einheitsstaat schuf, der mächtig genug werden konnte, um sich der unbequemen Bevormundung Frankreichs zu entziehen, dieser gegen die italienische Nationalpartei gereizten Stimmung ist es auch zuzuschreiben, daß Napoleon erklärte, bei einem Angriff Italiens auf das österreichische Venetien jenes nicht unterstützen zu wollen, und daß er ferner dem Verlangen nach Rom einen Riegel vorschob, zwar verließen seine Truppen in Folge der Septemberkonvention im Jahre 1864 den Kirchenstaat, kehrten jedoch, als sich die vom Königreich für die Integrität desselben den Garibaldianern gegenüber nicht stichhaltig erwiesen, wieder dahin zurück und griffen bei dem Duell von Mentana zwischen Garibaldi's Banden und den päpstlichen Zuaven mit ihren neuen Chassepotgewehren, die daselbst „Wunder wirkten", thätig in die Aktion ein. Erst die Ereignisse der jüngsten Tage vermochten Napoleon zur abermaligen Räumung des Kirchenstaates.

Einen nicht nur moralischen, sondern thatsächlichen Rückzug mußte er, der trotz seines Nichtinterventionsprinzips, überall wo schwierige Verhältnisse im Auslande bestanden, sich einmischte, ja selbst Anlässe dazu künstlich herbeizuführen wußte, mit seinen Expeditionstruppen antreten, die er zum Schutze der durch die Drusen bedrohten Maroniten 1860 nach Syrien geworfen hatte. Noch bevor er seine Absichten im Orient vollständig erreicht hatte, geschah die Rückkehr hauptsächlich auf das Andringen Englands hin.

Nicht zufrieden mit dem Einflusse, dessen sich Frankreich auf Europa und theilweise auch auf Ostasien ausübte, sollte derselbe auch auf dem amerikanischen Festland Wurzel fassen. Streitigkeiten, die zwischen der mexikanischen Staatsgewalt einerseits und den Regierungen von Frankreich, England und Spanien andere

seits ausgebrochen waren, gaben, obwohl diese zwei letztern Mächte sich zurückzogen, den Anlaß, ein Expeditionskorps nach Mexiko zu entsenden. Unter Napoleons Auspizien sollte sich dort eine Umgestaltung der zerfahrenen politischen Verhältnisse vollziehen, und wirklich wurde eine Partei dafür gewonnen, sich für die monarchische Verfassung und die Erhebung des vom französischen Kaiser in Vorschlag gebrachten Erzherzogs Max von Oesterreich auf den wiederzuerrichtenden Kaiserthron von Mexiko auszusprechen; aber im Großen und Ganzen war diese Erneuerung der Monarchie in Mexiko unpopulär geblieben, dazu gesellte sich aber besonders maßgebend die Furcht vor der Verwicklung in einen Krieg mit der seit Beendigung des Bürgerkrieges wieder erstarkten nordamerikanischen Union, die energisch gegen Gründung einer Monarchie in ihrer nächsten Nähe Protest erhob und es dahin brachte, daß Napoleon (1866) Bazaine und dessen Korps aus Mexiko zurückrief. Damit hatte die Union zugleich Vergeltung geübt für die von Napoleon bei Ausbruch ihres Bürgerkrieges besonders zu Gunsten der Südstaaten den Regierungen von Rußland und England vorgeschlagene, von diesen aber abgelehnte Intervention, durch die er auf amerikanischem Boden Vergrößerung seines Ansehens und Durchführung seiner mexikanischen Projekte zu erlangen gehofft hatte.

Trotz des Scheiterns seiner Einmischungspläne, vielleicht auch gerade wegen des Scheiterns, soweit dieses von Rußland verursacht war, schlug das Tuilerienkabinet bei Ausbruch der polnischen Insurrektion (1863) den Kabinetten von London und Wien ein gemeinsames diplomatisches Vorgehen zum Besten der Polen vor, fand aber bei diesen so gut wie gar keine Unterstützung und von Seite des Czaaren ein entschiedenes Ablehnen seiner Vorstellungen. An diese Schlappe reihte sich im selben Jahre noch eine zweite. Bei der Eröffnung des gesetzgebenden Körpers erklärte er, die Verträge von 1815 seien nicht mehr vorhanden; überall zeige sich ein Zersetzungsprozeß in den Staatskörpern, das einzige mögliche Mittel zur Lösung der schwebenden Fragen sei ein europäischer Kongreß, der zu Paris abzuhalten wäre. Alsbald ergingen die Einladungen hiezu an die Höfe; als Hauptgegenstände der Berathung waren bezeichnet die polnische, schleswig-holsteinische, venetianische, römische und orientalische Frage. Auch dieser Kongreß kam nicht zu Stande: das Mißtrauen in die französische Politik hatte schon lange immer mehr überhand genommen, man hatte sich im Verlauf der letzten Jahre von Seite der übrigen Großmächte bereits daran gewöhnt, manche wichtige Frage ohne Napoleons Vermittlung, manche sogar gegen ihn gerichtet zu lösen, er galt nicht mehr als der Unentbehrliche, als der Regulator aller europäischen Angelegenheiten.

Wenn der Kaiser nicht auch im Innern seines Ansehens verlustig werden wollte, mußte nach Außen hin wieder der frühere Einfluß hergestellt und eine Gebietsvergrößerung erzwungen werden. Von den Theilnehmern an der heiligen Allianz stand nur noch Preußen intakt da; es von Oesterreich gründlich zu isoliren, hatte Villafranka bezweckt und erreicht; daß aber nicht nur mit Wien geheime Unterhandlungen stattfanden, sondern auch mit dem Cavour Preußens, haben die erst kürzlich geschehenen Enthüllungen der Benedettischen Vorschläge dargethan. Und während hüben und drüben im Stillen geschürt wurde, tauchte noch einmal die Kongreßidee auf, aber auch diesmal vergeblich. Die Waffenentscheidung erfolgte. Oesterreich wandte sich nach der entscheidenden Niederlage an Napoleon mit dem Ansuchen um aktives Auftreten gegen Preußen, wogegen es Venetien aufopferte, erhielt aber den Bescheid, Frankreich könne sich nicht mit einem Leichnam verbinden.

Anderseits wurden an Preußen für die Anerkennung seines Machtzuwachses Kompensationsforderungen gestellt, blieben aber erfolglos, und der Ankauf Luxemburgs zerschlug sich: der Versuch, in Belgien durch eine Eisenbahngesellschaft Terrain zu gewinnen, scheiterte an der Festigkeit der belgischen Regierung, die sich der Sympathien Preußens und Englands bewußt war.

Das napoleonische Drama schreitet seinem Abschluß entgegen; noch ein letzter Glanz ergoß sich um das Haupt des Kaisers bei der Pariser Weltausstellung, und seitdem — „an der Seine neigen sich die Tage." Ein Krieg nach Außen war zur Nothwendigkeit, war eine Existenzfrage der Dynastie Bonaparte geworden. Doch sind die Ereignisse noch zu jung, um schon Gegenstand einer historischen Darstellung zu sein.

Indem wir noch die Niederlage der letzten Tage registriren, bedienen wir uns seiner Worte, mit denen er das Zusammenballen kleinerer Staatenkörper zu einem großen bezeichnete, nämlich als „durch eine Art providentieller Voraussicht der Weltgeschichte bestimmt."

Die Wilden in Ingolstadt.

München, 28. Aug.

Ich stieg hier mit einem Reisegefährten im Gasthofe „zum Adler" ab, den ein boshafter Freund uns empfohlen hatte. Mich gelüstete es einige jener Franzosen zu sehen, die, an der Spitze der Zivilisation marschirend, sich zu weit vorgewagt hatten und dabei in Gefangenschaft gerathen waren. Nach und nach füllte sich das Gastzimmer mit französischen Offizieren, die sich hier gemüthlich zusammenfanden, um gemeinsam ihren bescheidenen Morgen-Imbiß einzunehmen, vorerst Bouillon, dann Rindsbraten, hiezu ein Glas von jenem Wasser, das man hier für Wein bekam, dann Krebse und zum Schluß Kaffee. Ich müßte lügen, wollte ich sagen, ich hätte ein stupides Gesicht unter den Fran-

zosen entdeckt. Sie saßen ziemlich ernst darein und unterhielten sich ruhig, ja beinahe geheimnißvoll untereinander. Offenbar besprachen sie die so eben eingetroffenen neuen französischen Zeitungen, welche ihnen der königliche Oberst-Zeremonienmeister Graf Moy von München aus täglich zuschickt. Ich ließ meinen Begleiter im Stich und setzte mich, eine möglichst unschuldige Miene heuchelnd, an ihren Tisch. Alles verstummt. In der Zwischenzeit betreten auch bayerische Offiziere das Zimmer, ziehen sich aber ohne Gruß, oder ein Wort zu reden, wieder zurück. Das gibt mir zu der Frage Veranlassung, wie sich die Herren gegenseitig miteinander verständen. O wir verstehen uns ganz gut, antwortete mein französischer Nachbar, ein altersgrauer Mann, der schon viel Pulver gerochen, weil — wir uns eben nicht verstehen. Unsere weitere Unterhaltung machte mir aber sofort klar, daß es für die bayerischen Offiziere ein Gebot der Klugheit sei, den Verkehr mit diesen echten Söhnen der grande nation zu meiden. Sagt mir denn der alte Herr nicht im vollsten Ernste: und wenn die Deutschen vor Paris stehen, so haben sie doch nicht gesiegt?! Ich wollte meine taktischen Erfahrungen nicht weiter bereichern, setzte mich daher wieder zu meinem verlassenen Gefährten, um ihm den Inhalt meines Gespräches mitzutheilen. Dieser, eine biederbe Bayernnatur, fing weidlich an über diese Art des Renommirens loszuziehen. Kreuzdonnerwetter, jammerte er, da sieht mans, wie gut es ist, französisch zu können, jetzt könnte ichs so nothwendig brauchen, um diesen Herren die Wahrheit zu sagen!

Wir verließen das „Hotel", um die Empfehlungen an den Mann zu bringen, die uns den Einlaß in die Festungs-Kasematten verschaffen sollten, obgleich ihn der Gouverneur erst Tags vorher streng verboten hatte. Bevor ich nun über die „Wilden" in den Kasematten berichte, will ich einige Worte darüber vorausschicken, wie sie sich im Verkehr außerhalb derselben benehmen. Während alle anderen Kriegsgefangenen sich vollständig frei bewegen, dürfen die Turcos, Zuaven und Spahis nur unter militärischer Bedeckung die Festungswerke verlassen. Gewöhnlich gehen vier bis fünf miteinander, denen ein Soldat mit scharf geladenem Gewehre folgt. Dieser hat nun seine liebe Noth. Während die Einen ihren Durst im Wirthshaus stillen wollen — Durst haben sie immer — läuft ein Anderer in irgend einen Kramladen, um Tabak, ein Dritter parlamentirt mit Händen und Füßen in einer Fleischbude, um deren Inhaber zur Uebergabe eines saftigen Stückes Rindernen gegen fünf Sous zu bewegen und wird gleich grimmig, wenn der Fleischer sich nicht willig zeigt. Da ist nun der arme bayerische Soldat, welcher die Aufgabe hat, diese ihm anvertrauten Seelen innerhalb einer bestimmten Frist wieder in ihre Casematten abzuliefern, sehr häufig noch schlimmer daran, wie eine Duenna, die zehn männersüchtige Mädchen zu hüten hat. Ja, wenn er von seiner altbayerischen Rhetorik Gebrauch machen könnte, würde er sich freilich leichter thun. So hat er aber nur ein Mittel, das übrigens, wie ich mich überzeugt habe, prächtig wirkt. Es ist dies eine Art Symbolik, die einfach in einem zarten Hinweis auf den Gewehrkolben besteht, den der Turcos seit Wörth als die Gottheit der Kraft verehrt. Uebrigens folgt er, wenn er sieht, daß es nicht anders sein kann, ganz willig. Köstlich ist es, diese Menschen mit dem Publikum verkehren zu sehen. Da sie sich sprachlich natürlich nicht verständigen können, so versuchten sie es durch Mimik und Gesten. Man könnte sich, so beobachtend, tagelang amüsiren. Sie sind possirlich wie die Affen, listig wie die Schlangen, diebisch wie die Elster, flink wie die Gazelle, und dieses Conglomerat von Eigenschaften tritt bei ihnen in einer Urnatürlichkeit zu Tage, die den Gedanken, es könne etwas Affekt mit unterlaufen ausschließt.

Doch drängen wir uns aus dem bunten Straßenwirrwarr, der gegenwärtig Ingolstadt einen Vergleich mit Wallenstein's Lager aushalten läßt und suchen wir die „Wilden", wie sie die Ingolstädter wohl nicht ohne Grund getauft haben, dort auf, wo sie uns das meiste Interesse bieten, in der Casematte am Schutterhof. Unter der Begleitung eines höheren Militärs, läßt uns der Posten die verschiedenen Wallgräben, Ravelins, Kasematten, und wie die Dinge alle heißen, bis wir dahin gelangen, unangefochten passiren. Als wir uns auf beiläufig 50 Schritte nähern, dringt uns ein unbeschreiblicher Duft entgegen. Wir biegen um die Ecke, befinden uns in einem Wallgraben und glauben uns plötzlich nach Afrika versetzt; rings um uns liegen und stehen, waschen, singen und springen, tanzen und raufen die Söhne der afrikanischen Wüste und Gebirge. Sie sind so überrascht, wie wir. Sie gaffen uns an, wir gaffen sie an. Offenbar herrscht auf beiden Seiten die Ansicht: „Das sind Wilde". Da ich in einer Art Vorahnung der Dinge, die meiner harrten, mein Taschentuch mit Kölnerwasser besprengt hatte, war mir ein längerer Aufenthalt in dieser arabischen Niederlassung möglich. Hier lag eine Gruppe ruhig um ein lustig prasselndes Feuer, auf welchem ein Feldkessel brodelte. Die Lieblingskost der Schwaben, Suppe genannt, hatte demnach schon ihren Weg in das unwirthbare Arabien gefunden.

Indessen betrachten die Herren Turcos rohe Fische und rohes Fleisch immerhin noch als Delikatesse; während hier lustig getafelt ward, waren an anderer Stelle einige Mohren in Hemd und Unterhose damit beschäftigt, ihren ganzen Reichthum an Garderobe, den sie so eben ausgezogen hatten, zu waschen. Einige saßen wie Eichhörnchen an der Schutter — ein den Graben durchziehendes Flüßchen — um sich Leckerbissen für den Mittag, kleine Fischchen, sogenannte Lauben, zu fangen. Andere waren damit beschäftigt, eine Kegelbahn zu improvisiren. Als Kegel benützten sie abgeschnittene Stäbe

alter Schanzkörbe, als Kugel ein mit einem Messer geschnitzeltes Stück Holz, das die Quadratur des Zirkels zur Veranschaulichung brachte. Ein hochgewachsener Spahi schritt majestätisch im Sonnenschein spazieren, beständig das Feuer seines Diamantringes mit gefälligem Lächeln betrachtend. Er erinnerte mich unwillkürlich an einen Sänger der hiesigen Hofbühne, der es ihm in diesem unschuldigen Vergnügen noch zuvorthut. Alle überbieten sich an kindischem Uebermuth, der sich in Anfangs gutmüthig erscheinenden Neckereien kundgibt, die aber häufig in eine ernste Prügelei ausarten, wobei tüchtig mit den Zähnen geknirscht wird.

Die Köpfe dieser Menschen sind äußerst originell. Das Haupthaar ist bis auf einen großen Büschel abrasirt. Ein schwarzer Bart umrahmt ihr sehr markirtes dunkelbraunes Gesicht in einer circa zwei Zoll breiten Linie, so daß es aussieht, als hätten sie ihren Haarbüschel mit einem Sturmbande aus Barthaaren befestigt.

Die phantastische Tracht ist in der Farbe nach dem Gefieder des Papageis komponirt. Diese Gefangenen tragen rothe weite Hosen, die unter dem Knie schließen, blaue Strümpfe und keine Stiefel, sondern Sandalen, eine blaue Leibbinde, rothes Hemd, darüber eine blaue offene Jacke, die mit gelben, rothen oder blauen Borduren versehen ist, welche das Regiment bezeichnen, dem sie angehören. Als Kopfbedeckung tragen sie den Turban oder Feß.

Die in Ingolstadt befindlichen Turcos sind die Ueberbleibsel dreier Regimenter, die ihren Tod auf der Wahlstatt gefunden. (Pr.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus dem Bivouak La Quinoja vom 23. Aug. schreibt ein Thorner vom 4. ostpreußischen Grenadier-Regiment Nr. 5: „Als wir am 19. Nachts in der Nähe von Courcelles bivouakirten und etwas schlafen wollten, ließ ein unerträglicher Gestank uns nicht ruhen, und richtig entdeckte im nahen Chausseegraben Sergeant Heußler einen todten Menschen neben seinem todten Pferde, die schon einige Tage gelegen haben mußten. Unser Hauptmann W. beorderte sofort eine Abtheilung mit Spaten und Hacke, welche die Cadaver dem Schooße der Erde übergeben sollte. Als die Grube gegraben war und die Arbeiter sich anschickten, den Todten aufzunehmen, blickte derselbe plötzlich wild um sich und schrie: Wat will ju denn mit mi moaken; und als die erschreckten Arbeiter ihn ziemlich unsanft zur Erde fallen ließen, sprang er eilig auf und lief, was ihn seine Füße tragen konnten. Es war einer von unseren Grenadieren, Mundt, der sich schlaftrunken neben dem todten Cadaver hingeworfen und sofort eingeschlafen war. Das Gelächter des ganzen Bataillons könnt Ihr Euch vorstellen."

Ein Musketier des 79. Regiments, welcher in der Schlacht vom 16. August einen die Zehe streifenden Schuß erhalten hatte, und darauf zur Heilung nach Hildesheim zurückgekehrt ist, erzählt folgendes Erlebniß: Er habe verwundet auf dem Verbandplatz gelegen, als der Bundeskanzler Graf Bismarck hinzugekommen sei und u. A. auch ihn nach seiner Verletzung gefragt habe. Da habe er, auf seine verwundeten Zehen weisend, geantwortet: „Sie haben mir die Hühneraugen operirt," worauf Graf Bismarck mit der Bemerkung, dann sei ja wohl auch ein Pflaster nöthig, ihm einen Fünf-Thalerschein geschenkt habe, und dabei zeigte der Verwundete mit großem Stolz das lindernde Pflaster.

Richard Wagner feierte, wie dem „Wanderer" aus Luzern geschrieben wird, Donnerstag den 25. v. M. seine Vermählung mit Frau Rosina v. Bülow. Der Trauungsakt ging in der dortigen protestantischen Kapelle in aller Stille, nur in Gegenwart der beiden Zeugen, des Musikdirektors Hanns Richter und einer langjährigen Freundin des Hauses, Fräulein v. M., vor sich.

Ein nicht unbemittelter Bierverleger L., dessen Sohn zur Armee einberufen, sucht behufs der Befreiung desselben eine Audienz beim Könige nach, welche ihm auch gewährt wurde. Auf die Frage, ob sein Sohn verheirathet sei, erfolgt eine verneinende Antwort. Der König sagte darauf: „Ich muß bedauern, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können, ich habe auch einen einzigen Sohn, welcher Familienvater und nicht berücksichtigt werden kann, sogar ich selbst als Großvater muß mit den Feldzug für das Vaterland noch mitmachen.

Wie viel Blut in diesem Kriege vergossen wird und wie es namentlich in der Schlacht bei Weißenburg herging, das läßt sich u. A. daraus entnehmen, daß in genannter Schlacht nach den Berichten eines Pariser Journals die Standarte eines französischen Regiments 27 Male ihren Träger wechselte.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Maillandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 195 Mittwoch, 7. September 1870.

Vom Kriegsschauplatz.

Hauptquartier des Oberkommandos der 3. Armee.
Revigny, 27. August.

Am 26., Vormittags 10 Uhr, erfolgte der Abzug des Hauptquartiers aus Ligny. Als nächster Aufenthaltsort des Hauptquartiers war Revigny aux vaches, ein größeres Dorf an der Eisenbahnstraße zwischen Bar le Duc und Chalons, bestimmt. Es waren in den letzten Tagen für das Hauptquartier der 3. Armee vornämlich zwei Ereignisse, welche das Interesse an dem Fortgange der taktischen Bewegungen in Anspruch nahmen: die Maßregeln zur Eroberung von Toul und der Rückzug der Franzosen aus Chalons.

Die Wichtigkeit, welche der Stadt Toul als Sperrpunkt der Eisenbahn zwischen Straßburg und Paris zukommt, hatte von Anfang an für eine starke Zernirung dieser Feste entschieden.

Eine bayerische Brigade unter General Thiereck, 2 Eskadrons und 2 Fußbatterien, Theile der 3. Armee, hatten den Auftrag, die Stadt unter Beobachtung zu nehmen. Für die offensiven Operationen der Belagerung, deren Beginn auf den 20. Aug. festgesetzt war, wurde die Korpsartillerie des 6. preußischen Armeekorps und das 38. Infanterieregiment, unter Oberbefehl des Generallieutenants v. Gordon, zur Verstärkung der Bayern detachirt.

Das Terrain gestattete unserer Artillerie, für ihre Geschütze die vortheilhaftesten Stellungen zu wählen. Die Auffahrt der Batterien, die stellenweise größere Schwierigkeiten darbot, wurde durch keinen Widerstandsversuch des Feindes gestört. Die Entfernung, von der aus die Geschütze gegen die Mauern zu spielen hatten, belief sich bei den preußischen Batterien auf ca. 2500 Schritt; bei den bayerischen war die Distanz eine ungefähr gleiche, eher etwas geringere.

Von dem Oberbefehlshaber der 3. Armee war der Befehl ertheilt worden, die Stadt Toul so viel als möglich zu schonen. Namentlich hatte die Artillerie, in Folge ausdrücklicher Weisung, die berühmte Kathedrale Touls — ein Meisterwerk der Gothik, dessen Haupttheile (Chor-, Mittel- und Seitenschiffe) noch den Epochen des reinsten Styles im 13. und 14. Jahrhundert angehören — unversehrt zu halten. Um dieser Ordre nachzukommen, mußten bei dem Kanonenfeuer die den Dom umgränzenden Stadtquartiere außer Schußlinie gelassen werden. Da man diesseits entschlossen war, dem Feind die mildesten Bedingungen zu gewähren, so wurden vor dem Beginn des Bombardements Kapitulationsverhandlungen auf einer, für die französischen Truppen günstigen und ehrenvollen Grundlage eingeleitet. Es sollte der Besatzung freier Abzug mit allen militärischen Ehren und Wahl ihres Aufenthalts an jedem beliebigen Orte im Rücken unserer Armee zugesichert werden. Der Kommandant von Toul ist ein jüngerer Offizier, Mr. E. Huc, den der Kaiser erst vor vier Wochen in die Stadt geschickt hat, um die Operationen zur Vertheidigung derselben zu leiten.

Da in der französischen Armee die Sitte herrscht, daß der Festungskommandant mit den Parlamentären nicht in Verbindung treten darf, so wurde der Offizier, der sich in die Stadt begeben hatte, Oberst Arnold, an den Kriegsrath gewiesen. Der Beschluß desselben ging dahin, daß man die Uebergabe der Stadt verweigere. Darauf wurde um ½9 Uhr Morgens die Kanonade begonnen und das feindliche Feuer, für das übrigens an diesem Tage nur 4 Geschütze in Thätigkeit gesetzt waren, bald zum Schweigen gebracht. Es zeigte sich, daß die Franzosen zu einer planmäßigen Vertheidigung der Stadt fast Alles versäumt hatten. Offenbar aus Mangel an Zeit für die taktischen Einrichtungen hatte man die Glacis und die Promenaden in dem gewöhnlichen Zustand belassen; es war selbst nicht daran gedacht worden, die Bäume zu rasiren. Hinderte dies den Feind an jedem Ausfalle, so bot es doch auch dem Belagerer die Schwierigkeit dar, daß ihm der Blick in die Innenwerke der Festung nicht offen stand. Die deutsche Artillerie beschränkte sich vorläufig auf eine Beschießung der Wälle. Ohne selbst irgend einen Verlust zu erleiden, setzte sie zunächst bis 11 Uhr das Bombardement fort. Da bis zu dieser Stunde nichts von einer weißen Fahne sichtbar wurde, durch die der Feind seine Neigung zur Kapitulation kundgegeben hätte, so wurde die Richtung der Geschütze dahin geändert, daß der Kugelregen die Stadt selber, mit Ausschluß jedoch des Doms und seiner Nachbarschaft, bestrich. Die ersten Würfe hatten die Kasernen auszuhalten, von denen eine alsbald in Brand gerieth. Gegen 1 Uhr zündete das Feuer noch an einer zweiten Stelle, in dem ein Fou-

rage-Magazin in Flammen aufging. Man hielt diesen Augenblick für geeignet, um dem Kommandanten noch einmal die ursprünglichen Anträge auf friedliche Uebergabe der Stadt zu unterbreiten. Es schlossen sich bei dieser zweiten Sendung der Pfarrer des Dorfes Dommartin und ein dortiger Schloßbesitzer dem preußischen Parlamentär, Oberstlieutenant v. Hartmann, von der Artillerie, an, um ihren Einfluß zu einem Vergleich aufzubieten. Mr. Huc berief sich von Neuem auf den Kriegsrath, der zwei Stunden für seine Debatte bedurfte, jedenfalls also in sich getheilt war, schließlich aber doch für den Widerstand entschied. Als Antwort auf die abgeschlagene Kapitulation nahmen unsere Geschütze das Feuer wieder auf und setzten es noch eine Stunde lang fort. Hierauf jedoch mußte für dießmal die Beschießung aufgegeben werden, da die preußischen Truppen, die an diesem Tage vor Toul zur Verwendung gekommen, vom Oberkommando den Befehl erhalten hatten, sogleich am folgenden Tage dem Vormarsch der 3. Armee auf Chalons zu folgen. Natürlich blieb ein Zernirungsdetachement vor der Stadt zurück: seine Aufgabe wird sein, die Ankunft der von unserer Arriergarde beorderten Reservegeschütze abzuwarten und dann die Uebergabe Touls zu erzwingen.

In Chalons haben die Franzosen am 21. August den Rückzug aus dem befestigten Lager, auf das seit langer Zeit die Pariser Bevölkerung ihr Vertrauen gerichtet hatte, begonnen. An diesem Tage ist Mac Mahon von dort aufgebrochen, die letzten Bataillone haben am 23. Abends Chalons geräumt. Als die Vorposten unserer 4. Kavalleriedivision (Prinz Albrecht Vater) dort anlangten, fanden sie nichts mehr vom Feinde. Man konnte nur bemerken, daß er seinen Rückzug auch diesmal in einem Zustande, der an die Verwirrung der Flucht gränzt, vollzogen hatte. Dafür spricht unter Anderem, daß er eine Anzahl von Geschützen zurückließ, die der preußischen Avantgarde als Beute zugefallen sind.

Die Entfernung der französischen Armee von Chalons hat die Folge gehabt, daß die kleine Festung Vitry (ca. 3 Meilen von Chalons) sich nicht länger behaupten konnte. Die Besatzung, ein Bataillon von ca. 1100 Mann gab seinen Posten auf (25. August), ehe die deutschen Truppen sich zeigten, in der Hoffnung, bei Chalons noch das Heer Mac Mahon zu erreichen. Diese Erwartung schlug jedoch fehl, die ganze Abtheilung wurde von den Unsrigen umzingelt und in Gefangenschaft abgeführt. Der Rückzug der Franzosen ist nicht auf Paris, sondern auf Reims gerichtet; eine Flankenbewegung, die jedenfalls die Absicht hat, den Korps, die in Metz eingeschlossen sind, zum Entsatz die Hand zu reichen.

Kriegsfahrten.

(Fortsetzung.)

Kein Essen, kein Trinken, kein Rauchtabak, kein Rauchtabak,
Und immer tirailliren, marschiren mit Sack und Pack, mit Sack und Pack,

sangen im böhmischen Feldzuge von 1866 sehr häufig die Soldaten des Steinmetz'schen Korps, die von allen Truppen damals vielleicht die größten Strapazen ertragen und das Meiste leisten mußten, und mit gleichem Rechte dürften dies jetzt auch die Vortruppen der Südarmee wieder singen. Es sind in der That ganz ungeheure Strapazen, welche unsere Vortruppen jetzt bestehen müssen. Unaufhörlich wird marschirt und wieder marschirt, dabei der Feind zurückgeworfen, wo er sich nur blicken läßt, und nach dem Gefechte gibt es keine Rast, sondern wie die Windsbraut geht es abermals fort. Es gibt Infanteristen, die seit 8 — 10 Tagen die Stiefel nicht mehr von den Füßen gehabt haben und ein anderes Nachtlager als das Bivouak unter freiem Himmel gar nicht mehr kennen, seit sie auf dem französischen Boden weilen.

Die Reiter kommen kaum noch aus den Sätteln und die armen viel geplagten Rosse haben oft 4 bis 5 Tage lang den Sattel nicht vom Rücken bekommen und sind schon so müde, daß sie sich auf der Stelle hinwerfen, sobald nur ein Augenblick Halt gemacht wird und die Reiter absitzen. Mager und dünn wie die Katzen sind freilich schon fast alle Kavalleriepferde und manche sind auch schon unbrauchbar geworden. Die Mehrzahl aber hält gut aus und ist noch immer flink auf den Beinen und zu jedem Felddienst vollkommen brauchbar. Das orientalische Blut in den ostpreußischen Pferden, mit denen die Mehrzahl der preußischen Reiterei beritten ist, bewährt sich eben so wie 1866 auch jetzt wieder ganz vortrefflich in allen Strapazen des Feldzuges, und die ostpreußischen Rosse halten durchschnittlich weit besser aus als die, welche in Hannover, Oldenburg, Mecklenburg, Schleswig-Holstein und Pommern gekauft sind. Für die unbrauchbar gewordenen Pferde werden mitunter wohl einzelne französische Beutepferde eingestellt, besonders wenn man solche erhalten kann, die aus Algerien stammen, die Mehrzahl derselben ist aber nicht mehr recht zu gebrauchen. Ueberhaupt befindet sich das Gros der französischen Reiterei schon in einem sehr kläglichen Zustande und die Hälfte ihrer Pferde ist schon so zusammengeschunden und gedrückt, daß sie nicht mehr zu brauchen sind.

Ich war heute Morgen noch auf einer Wiese, wo einige 30 erbeutete französische Lancierspferde hingejagt waren. Der Rücken dieser armen Thiere war vom Satteldruck eine einzige Blut- und Eitermasse und es

stank auf der Wiese so stark davon, daß man sich die Nase förmlich zuhalten mußte; da steht es bei uns doch noch weit besser aus. Freilich eine glänzende Parade könnte man auch jetzt mit den Vortruppen nicht mehr machen. Staub, Regen und die steten Bivouaks haben die Kragen so mitgenommen, daß man ihre Farbe kaum erkennen kann, und die neuen Hosen und Röcke, die beim Ausmarsch erst von der Kammer gefaßt waren, sehen jetzt schon so arg mitgenommen aus, als hätten sie eine dreijährige Dienstzeit durchgemacht. Man glaubt überhaupt kaum, was so ein Kriegsleben und dieses ewige Umherliegen in Schmutz und Dreck, die Abwechslung von undurchdringlichem Staub und plötzlichen Regengüssen und die geringe Sorgfalt, die nothgedrungen auf Putzen und Instandsetzen verwandt werden kann, alle Sachen bald ruiniren.

Wenn der Soldat nur sein Gewehr in Ordnung hält, mehr kann bei den Vortruppen, die oft in 8—10 Tagen keinen einzigen Ruhetag, hingegen unaufhörliche und dabei oft sehr anstrengende Gewaltmärsche gehabt haben, nicht von ihm verlangt werden.

Als Friedrich der Große nach dem Gewaltmarsch aus Sachsen mit seinem Heere bei Zornsdorf unweit Küstrin eintraf, sagte er von seinen Truppen: „Meine Kerls sehen aus, wie die Grasteufel, aber sie beißen auch", und ein Gleiches kann man jetzt auch von unseren Soldaten, den würdigen Nachkömmlingen jener stolzen Heldenschaaren, mit denen der große Friedrich fast ganz Europa besiegte, behaupten. Trotz aller äußeren Unscheinbarkeit sehen unsere Truppen, alle ohne Ausnahme, so stolz, so siegesfreudig, so prächtig aus, daß mein Auge sich stets wahrhaft an ihnen erfreut und sie wenigstens für meinen Geschmack einen ungleich schöneren Anblick gewähren, als die glänzendste Frühlingsparade der Garde unter den Linden von Berlin. Das ist der Siegesstolz, das Bewußtsein der treu erfüllten Pflicht, die Freudigkeit, daß es jetzt gegen Paris geht und jedes Gefecht, jeder Gewaltmarsch uns dem schönen, aber freilich sehr schweren Ziele, Frankreich einmal gründlich von allen seinen übermüthigen Launen und seiner frechen Eroberungslust gegen uns Deutsche zu heilen, näher bringen, die aus dem Auge eines jeden Soldaten blitzen und jetzt den Anblick unserer braven Feldtruppen so erfreulich machen. Wahrlich, so ein bestaubter Infanterist oder Reiter, der so eben erst aus dem Gefechte kommt, wo er den Sieg für seine Fahne mit seinem Blute erkämpft, hat das Recht, ungleich stolzer aufzutreten, als alle jene Herren, die in ihren Karossen sehr bequem hinter den Truppen herfahren und den Schlachtfeldern sich erst nähern, wenn der Sieg schon erkämpft wurde, und dann noch über die Feldoffiziere die Achsel zucken und spöttische Bemerkungen machen, weil diese ihnen nicht elegant und geschniegelt und gebügelt genug aussehen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Verlust in den Schlachten früher und jetzt.

Wenn man unter dem Eindruck der mörderischen Kämpfe bei Metz vielleicht die Meinung hegt, daß die moderne Vervollkommnung der Waffen, daß Zündnadel und Chassepot, daß Mitrailleusen und Hinterladungsgeschütze die Schlachten blutiger machten als sie früher waren, so ist man im Irrthum. Vielmehr zeigt ein Vergleich der Verlustlisten in dem siebenjährigen Krieg und in den Freiheitskriegen, mit denen der jüngsten Schlachten das merkwürdige Resultat: daß trotz aller Vervollkommnung der Mordwerkzeuge die Zahl der getödteten und verwundeten Menschen heute verhältnißmäßig kleiner ist als früher.

Es liegt das daran, daß mit den tödtlichen Waffen zugleich die Taktik der Truppen, die Kunst der Gefechtsführung, der Benützung des Terrains u. s. w. sich ausgebildet hat. Rechnet man dazu, daß in Folge der Eisenbahnen die Konzentration der Truppen unendlich viel rascher vor sich geht, der Krieg also nothwendig kürzer dauert, daß ferner die Verproviantirung viel leichter ist, endlich daß das Sanitätswesen, wieder in Verbindung mit der Raschheit der Transportmittel, so wie mit den Fortschritten der Chirurgie und Medizin, sich gegen früher unendlich entwickelt hat — so kann man dreist behaupten, daß alle Schrecken der modernen Kriege nicht zu vergleichen sind mit den Schrecken der früheren. Von ähnlichen Gesichtspunkten geleitet, hat die „Köln. Ztg." neulich bereits die Heeresstärken und die Verluste in den Schlachten von 1813 und 1814 aufgezählt. Wir entlehnen ihr einige Zahlen, und werfen dann noch einen Blick auf den siebenjährigen Krieg und das Jahr 1815.

In der Schlacht bei Lützen wurden von 46,000 Preußen 8000 getödtet oder verwundet, in der Schlacht bei Bautzen von 96,000 Verbündeten 18,000 Mann; dort also mehr als der sechste, hier nahezu der fünfte Mann. Bei Dennewitz hatte Bülow bei einer Armeestärke von 50,000 Mann einen Verlust von 9000 Todten und Verwundeten, also wiederum den fünften bis sechsten Mann. An den heißen Tagen von Möckern büßte York an seinem Korps etwa den dritten Mann ein, denn von 21,429 waren 5680 gefallen oder verwundet, ohne daß die Leichtblessirten eingerechnet waren.

Die 300,000 Verbündeten berechneten ihren Gesammtverlust in den drei Tagen der Völkerschlacht bei Leipzig auf 1761 Offiziere und 45,775 Unteroffiziere und Soldaten; sie hatten also beinahe den sechsten Mann verloren.

Ganz ähnliche Resultate erhalten wir, wenn wir die großen Schlachten des siebenjährigen Krieges vergleichen. In dem blutigen Kampfe bei Prag (6. Mai 1757), wo ebenfalls festungsartige Positionen des Feindes erstürmt werden mußten, verlor Friedrich der

Größe von 64,000 Mann Truppen 16,500 Verwundete und Todte. Das war mehr als der vierte Mann. Die unglücklichen Schlachten bei Kollin und Kunersdorf rechnen wir nicht höher, die Verluste in denselben waren noch weit beträchtlicher. Aber auch in der mit glänzender Strategie rasch gewonnenen Schlacht bei Leuthen fielen von 32,000 Preußen 5000, fast der sechste Mann, todt und verwundet; in dem furchtbaren Gemetzel bei Zorndorf hatte die abermals nur 32,000 Mann zählende preußische Armee einen Verlust von 11,000 Mann, mehr als den dritten Mann, und bei Torgau (1760) wurden von 44,000 Mann innerhalb einer halben Stunde 5500 Mann und an dem ganzen Kampftage 14,000 Mann, also fast der dritte Mann als Todte und Verwundete gezählt. Wir gehen zu den drei oder vier heißen Gefechtstagen des Feldzuges von 1815 über. In der Schlacht bei Ligny und den Nachtrabsgefechten am Tage vorher verlor Feldmarschall Blücher bei einer Heeresmacht von 83,000 Mann 12,500 Todte und Verwundete, also mehr als den siebenten Mann. Bei Waterloo büßte Wellington den fünften Theil seines Heeres ein (13,000 Mann von 67,000), und die ihm zu Hülfe kommenden preußischen Korps ebenfalls den fünften Theil (6700 von etwa 30,000 Mann). Die Heere Blüchers und Wellingtons zusammen, etwa 200,000 Mann, verloren auf den vier Schlachtfeldern von Ligny, Quatrebas, Waterloo und Wavre in vier Tagen 39,075 Mann, d. h. sie verloren ungefähr den fünften Mann. So furchtbar waren die Einbußen dieses kurzen und glänzenden Feldzuges von 1815.

Damit vergleiche man nun die Verluste, welche wir bei Weißenburg und Wörth, oder selbst die, welche wir bei Spichern erlitten; ja man stelle damit die schwärzesten Vermuthungen über die Schlachten bei Courcelles, bei Vionville und Gravelotte zusammen. In dem Umkreise von Metz befanden sich 9 Armeekorps, also 270,000 oder hoch gegriffen 300,000 Mann. Der Feind war durch Schützengräben, durch die Forts der Festung gedeckt, er mußte von steilen, festungsartigen Höhen, auf welchen er sich eingegraben hatte, verdrängt werden. Gleichwohl ist soviel gewiß, daß von der Gesammtzahl der Kombattanten doch höchstens der zehnte oder neunte Mann verwundet wurde, und daß von der Gesammtzahl des Verlustes reichlich die Hälfte nur leicht verwundet ist.

Wir wissen sehr wohl, daß diese Vergleichungen den Schmerz Derer nicht stillen können, welche um theure Todte klagen, wohl aber können sie uns schützen vor dem Irrthum, als würden uns schwerere Opfer zugemuthet als unsern Vätern.

Kunst und Literatur.

Wir haben schon in einer früheren Nummer unserer „Erheiterungen" das Werk von Dr. Hermann Klencke: „Die gebildete Hausfrau" als wirthschaftliche Einkäuferin und Verwalterin, beschrieben. Es ist hievon die zweite Lieferung erschienen, welches in der ersten Abtheilung sich mit dem Einkauf des hauswirthschaftlichen Bedarfes, in der zweiten mit dem Hauswesen und seiner Technik, und in der dritten mit der Hausordnung beschäftigt. Das Werkchen ist nicht allein sehr belehrend, sondern auch unterhaltend, und verbindet so das Angenehme mit dem Nützlichen. Dadurch daß bezüglich der Kolonial- und Materialwaarenhandlung auch die kaufmännischen Kenntnisse geboten werden, gewinnt das Buch ganz besonderen Werth.

Lieder zu Schutz und Trutz, Gaben deutscher Dichter aus der Zeit des Krieges im Jahre 1870.

Der Rein-Ertrag ist für die Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger des gesammten deutschen Heeres bestimmt. Herausgegeben in Berlin bei Franz Lippenhaid. Von 25 Dichtern sind in schönster Ausstattung Gedichte darin, bei jedem der Namenszug des Verfassers. Eine Titelzeichnung von C. Burger stellt die siegreiche Germania dar, umgeben von den verschiedenen deutschen Kriegern. Jede Lieferung von 48 Quartseiten kostet 35 kr., alle 10 Tage erscheint eine Lieferung. 3 Lieferungen bilden 1 Band.

Mannigfaltigkeiten.

Der preußische Lieutenant Hart ist, wie schon gemeldet, in der **Ecole militaire** zu Paris als Spion erschossen worden. Ein Stadtsergeant theilt über diese Hinrichtung Einiges mit, was nicht in den Blättern stand. „Nie," erzählt er, „habe ich einen Mann so muthig sterben sehen. Beim Niederknien räumte er einen kleinen Stein weg, der ihm hätte weh thun können. Dann wendete er sich an die Exekutions-Mannschaft mit den Worten: „Schießt gut, ihr Canaillen!" (**Tirez bien, tas de canailles!**)

Die von der Firma J. Hilsz in Eberstadt (bei Darmstadt) s. Z. ausgesetzte Prämie von 100 Gulden für das erste von einem Soldaten der großherzoglichen Division eingelieferte, im Gefechte eroberte Chassepotgewehr, wurde laut Quittung an den im Darmstädter Reserve-Lazareth als schwer verwundet liegenden Korporal Ludwig Horn aus Nackenheim, Kreis Oppenheim in Rheinhessen, der das Gewehr bei Berneville am 18. eroberte, ausgezahlt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Maile[illegible]

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 196 Freitag, 9. September 1870.

Kriegsfahrten.

(Fortsetzung.)

An allen solchen Generalen à la suite, die in ihrem Leben auch noch keine einzige Kompagnie kommandirt haben und dies auch nicht im Stande wären, und ihren Flügel-Adjutanten und Höflingen, haben unsere Hauptquartiere jetzt einen gewaltigen Ueberfluß, und wenn die Franzosen einmal einige Dutzend dieser vornehmen Herren gefangen nehmen, und so lange fein säuberlich in Paris bis zu dem Einmarsch unserer Truppen daselbst aufbewahren wollten, so wäre das weiter kein sonderlicher Verlust, sondern eher noch ein Vortheil für uns. Nun, glücklicher Weise haben alle diese Herren jetzt auch nicht den mindesten Einfluß und gar nichts zu befehlen und weiter nichts zu thun, als gut zu essen und zu trinken, wozu sie sich ihre wohlgefüllten Küchenwagen sorgsam nachfahren lassen. Freilich nehmen sie den eigentlichen Feldoffizieren stets die besten Quartiere fort, und der viele Train, den sie mit sich schleppen, erschwert den Truppen oder häufiger noch den Proviantkolonnen und ambulanten Lazarethen nur die Wege. Dabei treten weniger die Herren selbst, welche eigentlich stets im richtigen Gefühl ihres geringen Nutzens sehr bescheiden sind, als vielmehr ihre Diener nur zu oft mit großem Uebermuth auf, und so ein prinzlicher Adjutant oder Kammerdiener hält sich gewöhnlich für eine ungleich bedeutendere Person, wie ein Offizier oder Arzt eines Feldbataillons. Doch es muß auch solche Dinge geben. Auf den großen Gang des Krieges selbst haben sie diesmal weiter keine Wirkung.

Man erzählt, daß im vorigen Jahre bei einer großen Tafel, während der Manöver in Königsberg, ein deutscher Prinz zu dem General v. Steinmetz gesagt habe: „Nun, mein lieber General, in dem nächsten großen Kriege werden wir deutschen Fürsten hoffentlich alle vereint unsere Truppen kommandiren!" worauf dieser trocken erwiderte: „Das wolle Gott verhüten!" So sind denn auch diesmal glücklicher Weise nur wenige Fürsten und Prinzen kleiner Staaten als Befehlshaber von Truppen angestellt, und wo dies nicht ganz zu vermeiden war, hat man ihnen möglichst einflußlose Posten gegeben und sie unter den Oberbefehl wirklich kriegstüchtiger preußischer Generale wie Steinmetz und Vogel v. Falckenstein gestellt.

Zu den erfreulichsten Erscheinungen dieses großartigen Krieges gehört auch mit die wirklich wunderbare Einigkeit, ja, selbst herzliche Kameradschaftlichkeit, welche stets alle Truppen ohne Ausnahme, Preußen, Bayern, Württemberger und Badenser, gegen einander beweisen. Wer früher bayerische und preußische Truppen in einer Garnison zusammen sah, z. B. in Frankfurt a. M., dem konnte es nicht entgehen, daß stets eine gewisse Spannung zwischen ihnen herrschte, und 1866 haben unter allen sich gegenüberstehenden Feinden vielleicht die Bayern und Preußen sich am erbittertsten geschlagen. So durfte man auch jetzt vielleicht befürchten, daß eine gewisse Unfreundlichkeit gerade zwischen diesen eintreten würde, und — ich will es nicht läugnen — ich selbst habe auch anfänglich diese Besorgniß gehegt. Aber gerade das Gegentheil davon ist zu unserer Aller Verwunderung und Freude geschehen.

Von allen Kameraden sind besonders die Bayern und Preußen stets die besten zusammen, die auch keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ihre Brüderlichkeit recht sichtbar zu zeigen. So sah ich, daß preußische Infanteristen mühsam Wasser herbei schleppten, um bayerischen Chevauxlegers beim Tränken ihrer Pferde zu helfen, und wieder theilen die bayerischen Soldaten gewiß ihren letzten Trunk aus der Feldflasche und ihren spärlichen Tabak im Tabaksbeutel mit den Preußen. Eine höchst komische Scene war es, wo Soldaten vom 18. preußischen Regiment, geborene Polen, die etwas angeheitert waren, und nun, wie es der Pole liebt, wenn er viel getrunken hat, ihre Freude durch Küssen zu bezeugen, sich recht herzhaft mit bayerischen Jägern, lauter stämmigen Alt-Bayern, abschmatzten und umarmten. Später spielte ein Pole auf dem Dudelsack, den er Gott weiß wo aufgetrieben hatte, und Polen und Bayern tanzten nun Française auf das Lebhafteste mit einander.

Und so ist es überall, Bayern, Württemberger, Preußen, Badenser, kurz, alle Soldaten der Südarmee sind Ein Herz und Eine Seele, und auch noch nicht die mindeste Unordnung ist zwischen ihnen vorgekommen.

So streben besonders auch die Süddeutschen stets eifrig, den preußischen Offizieren ja recht schnell und präzis die militärischen Ehrenbezeigungen zu machen

und deren Rang zu respektiren, und thun lieber zu viel als zu wenig hierin.

Auch sonst wetteifern die verschiedenen Korps förmlich darin, ihre gute Mannszucht und feste Disziplin zu zeigen. So erzählte mir ein Hauptmann, daß vor dem Ausmarsch in München die Soldaten seiner Kompagnie zu einander gesagt hätten: „Daß wir Bayern herzhaft raufen können, wissen die Preußen schon von Kissingen her, und wir wollen es ihnen auch schon jetzt wieder zeigen, aber jetzt wissen sie auch schon, daß wir propere und ordentliche Soldaten sind, die sich manierlich zu betragen verstehen und strenge Disziplin halten, sonst ist das eine Schande für uns;" und so hätte sich auch seine Kompagnie bisher so vortrefflich aufgeführt, daß er auch noch nicht die allermindeste Strafe zu ertheilen für nöthig gefunden.

Der verhältnißmäßig bequeme und ruhige Tag in Luneville war bald vorüber, und es hieß auf's Neue fort in das Innere von Frankreich hinein. War ich in die Stadt auf dem Wagen einer Munitionskolonne hockend im langsamsten Schritt eingezogen, so sollte ich sie auf feurigem Husarenroß wieder verlassen. Berühren sich doch ohnehin im Kriegsleben die schärfsten Kontraste so oft, wie man dies beim ruhigen Dasein, im Gleichmaß der Lage, kaum für möglich hält. Peinlicher Mangel und verschwenderischer Ueberfluß, die höchste Aufregung und die tiefste Abspannung, die interessantesten, großartigsten Eindrücke, wo jeder Augenblick eine Stunde wiegt, und wieder die entsetzlichste Langweile, wo die Zeit so unerträglich langsam verfließt, als hätte sie in Wahrheit bleierne Flügel, sind oft nahe an einander gedrängt. Was sieht und erlebt man nicht oft in dem kurzen Raum einer einzigen Stunde, und dann wieder kann man 6 bis 8 bis 10 Stunden ruhig mit einem Eisenbahnzug vielleicht in einem tiefen Einschnitt warten, jede Minute hoffend, der Zug könne sich endlich wieder in Bewegung setzen, und doch vergeblich harren, da die Bahn durch die riesigen Lastzüge vollständig versperrt ist. Man kann schon Geduld im Kriege lernen, und jenen allzu ungeduldigen Reisenden, die sich oft so zornig geberden, wenn ein Kurierzug sich vielleicht um 5 Minuten verspätet, möchte ich so eine Fahrt, wo man 24 Stunden gebraucht, um eine Eisenbahnstrecke von 4 bis 5 Meilen zurückzulegen, schon empfehlen.

Jetzt von Luneville aus ging es rasch genug vorwärts, denn das schöne Husaren-Regiment hatte schnelle Pferde und gute Reiter. Auch die Witterung war so gut man sie nur wünschen konnte, ein leichter Gewitterregen hatte die Luft gekühlt und den oft unerträglichen Staub, diese Qual aller marschirenden Truppen, gelöscht, die Luft war klar und rein, und die gut angebaute Gegend gewährte einen hübschen Anblick. Sonst freilich waren die meisten Dörfer verödet, da ein großer Theil ihrer Bewohner sich aus thörichter Furcht vor den Preußen geflüchtet hatte.

Es kann gar nichts Dümmeres und Schädlicheres geben, als wenn die Einwohner ihre Wohnungen verlassen und sich flüchten. Dringt der vom Marsch erschöpfte Soldat in ein Haus ein und findet Alles verschlossen, so zertrümmert er leicht Thüren und Kisten, und Kasten um nach Lebensmitteln zu suchen, während er sonst, wenn die Bewohner ihm freundlich mit Speise und Trank entgegenkommen, so gut sie solche nun einmal haben, sehr leicht zufriedengestellt sein wird und weiter nichts verlangt; diese alte Erfahrung zeigte sich auch wiederholt jetzt in Frankreich, wie sie 1864 in Jütland und 1866 in Böhmen sich bewährte.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Das „Halberst. Intelligenzbl." veröffentlicht einen Brief von dem kühnen Reiterführer Grafen v. Schmettow, Major im Magdeburgischen Kürassier-Regiment. Derselbe schreibt aus Cant. Etain, unweit Verdun, den 22. August 1870:

Hiermit gebe ich Ihnen an, was ich bis jetzt als positiv gewiß mittheilen kann. Ich habe gezögert, weil todt gesagte Personen mitunter gesund wieder erschienen sind. Noch bemerke ich, daß bei dieser Gelegenheit gefangen worden zu sein, der Stolz eines jeden Betroffenen sein darf, denn nur verwundet oder nachdem das Regiment auf seinem Heldenritte zwei Batterien und zwei Infanteriekolonnen durchbrochen, konnte es den französischen Kürassieren gelingen, Gefangene zu machen. Es wäre unverantwortlich von einem Führer, seine Truppe in den sicheren Schlund des Todes hinein zu führen, wenn nicht zwingende Gründe vorliegen.

Oberst v. Voigts-Rhetz kam zu unserem hochverehrten Brigade-Kommandeur v. Bredow, den wir bei jeder Gelegenheit voran gesehen, und sagte: „Herr General, der kommandirende General hat mit dem General von Rheinbaben (Kommandirender der Kavallerie-Division, verabredet, daß Sie am Walde durchbrechen müssen, und Sie stehen noch ruhig hier?" General v. Bredow erwiderte: „Ich soll hier am Walde die Infanterie durchbrechen?" „Jawohl," war die Antwort, „wir haben das Dorf bereits genommen, und können nicht an den Wald herankommen; das Schicksal der Schlacht hängt davon ab, daß Alles aufgeräumt werde, was längs des Waldes steht. Sie müssen attaquiren, und zwar auf das Energischste."

Wir formirten zwei Treffen, das Kürassier-Regiment auf dem linken Flügel am Waldsaum entlang, das Uhlanen-Regiment auf dem rechten Flügel 100 Schritte zurück. Unser braver General mit seinem Stabe (vier Offiziere), von denen er drei verlor, ungefähr mit den Kürassieren in gleicher Höhe. Die erste Batterie wurde

nur mit zwei Geschützen fertig zum Feuern, und wir waren drin. Die Ehre, den Kommandeur zu holen, konnte ich keinem Anderen überlassen, und ich glaube, ich habe ihn gefunden. Es war mir sehr klar, daß es sich bei diesem Todesritte nicht darum handelte, Trophäen heimzubringen, sondern Alles niederzuwerfen, was noch zwischen Wald und Chaussee sich stehend befand. In der Batterie war Alles niedergehauen, und so ging es in rasendem Jagen auf eine Infanterie-Kolonne, die niedergeritten und niedergehauen wurde, nachdem sie, durchbrochen, uns Schüsse nachschickte. Jetzt war das Regiment schon mit den Uhlanen zusammengeschlossen.

Eine zweite Batterie wurde attaquirt, herunter gehauen, was nicht floh, und mit diesem fliehenden Theile ging es auf eine zweite Infanterie-Kolonne. Kurz ehe sie erreicht, schwenkten aus einer Waldlücke zwei französische Eskadrons Kürassiere in die Lücken des noch kleinen Häufleins, und nachdem die letzte Kolonne Infanterie überritten, schwenkte das Häuflein nun pêle mêle mit den französischen Kürassieren und den Uhlanen rechts ab und jagte zurück. Vor der Batterie erhielt ich zwei Schuß, die den Helm durchbohrten, ohne mich ernstlich zu berühren. Der Adjutant von zwei Kugeln getroffen, stürzte vom Pferde, der eine Trompeter heruntergeschossen, das Pferd des anderen verwundet, sprach ich noch eine Weile mit dem Rittmeister Heister, bis er auch fiel. Eine Weile war Lieutenant Campbell an meiner Seite, bis man ihm übel mitspielte beim Versuche, die Standarte den französischen Kürassieren zu entreißen, die er mit der linken Hand erfaßt hatte. Einige Leute hieben ihn wieder heraus. Nie werde ich es vergessen, wie ich ungefähr an der Stelle, von der wir ausgeritten — ein Ritt von einer Viertel deutschen Meile — dem ersten Trompeter, den ich fand, das Regimentssignal zu blasen befahl. Die Trompete war durchschossen und es kam ein Ton heraus, der mir durch Mark und Bein ging. Auf meinen Ruf fanden sich von 11 Zügen (5 waren detachirt gewesen) noch 3 Züge zusammen. Ein traurig ernstes Bivouak, das folgte. Zwei Tage darauf waren wir wieder im Feuer. Noch 5 Meilen bis Chalons, dann wird es wohl wieder etwas setzen.

Das Regiment verlor 7 Offiziere und 206 Mann. Von sämmtlichen Offizieren ist nachgewiesen, daß sie sich in diesseitigen Lazarethen befinden — nur über den Lieutenant Friese, der mit zerbrochenem Schädel auf dem Schlachtfelde gesehen, fehlt dem Regimente Kunde. Rittermeister Meyer und Portepee-Fähnrich von Stockhausen sind auf dem Schlachtfelde beerdigt.

• Ein ehrsamer Schneider, der bei Metz mitgefochten, schreibt in seiner schlichten Weise an seine Braut: „Du schreibst, ich soll Dir nichts verhehlen; demzufolge will ich Dir auch mittheilen, wie es mir ergangen. Ich war vom Feldwebel zur Nachhut abgetheilt hinter der Batterie; ich hatte mich schon mit ihm gezankt und jetzt, wie es losging, kochte mir das Blut in den Adern. Kaum war die Batterie im Feuer, da rannte ich jubelnd zu meinem Geschütz, welches schon einen Mann verloren hatte, und übernahm Nr. 5. Noch nicht lange war ich da, als auch schon der Unteroffizier fiel und jetzt übernahm ich Nr. 1. In dem heftigen Feuer hatte ich schon zum dritten Male meine Schlagröhrentasche gefüllt, schon manche Granate abgeschickt, dann aber war auch meine Stunde da. Eben brachte ich eine Schlagröhre ins Zündloch und trat mit dem rechten Fuße zum Abfeuern zurück, als ich von der rechten Seite einen schauderhaften Erd- und Steinregen bekam. Dadurch ließ ich mich aber nicht stören; ruhig zog ich ab, aber mit dem Geschütz zugleich krachte auch die feindliche Granate; sie war zehn Schritte vor mir eingeschlagen (daher auch der Steinregen), machte einen Sprung parallel mit der Laffette und krepirte zwischen mir und dem Rohr gerade unter meinen Händen. Das Feuer der Sprengladung ergoß sich über mich und kopfüber stürzte ich nieder. Wie lange ich so gelegen, oder wie ich da weg gekommen bin, weiß ich nicht; als ich zu mir kam, standen zwei Lazarethgehülfen bei mir, die hatten mich mit Wasser begossen. Ich riß das rechte Auge auf, das linke war voll Pulver, und glaubte vom Schlafe zu erwachen, aber der Donner und ein Blick auf meine Hände erinnerten mich an Alles. Ich wurde fortgeführt ins Feldlazareth; meine Hände wurden verbunden, das Gesicht muß so abheilen, und über mein linkes Ohr gab mir der Doktor wenig Trost. Man sollte ich ins Lazareth, aber das wollte ich nicht. Ich hatte keine Ruhe; noch in der Nacht suchte ich die Batterie, aber erst am andern Vormittag bin ich zu derselben gekommen. Noch bin ich kampfunfähig, aber wenn meine Hände geheilt sind, dann werde ich mich rächen, oder wie Gott will! Wir sind jetzt auf dem Marsche mit der südlichen Armee zusammengestoßen und dann geht es über Chalons direkt nach Paris."

Mannigfaltigkeiten.

Zu den Opfern, die der Sieg bei Mars-Latour von den Deutschen gefordert, gehört auch der Tod des Doktor Phil. Hermann Pabst. In ihm verliert Deutschland einen seiner jungen Historiker, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Schon als Student schrieb Pabst eine Geschichte des longobardischen Herzogthums, durch die er sich den ungetheiltesten Beifall aller Sachkenner erwarb. Zu Berlin 1864 zum Doktor promovirt, schrieb er als Dissertation die verdienstlich Abhandlung: „De Ariberto II. Mediolanei primisque medii aevi motibus popularibus." Pabst's Hauptthätigkeit

war seit seiner Universitätszeit den „Monumenta Germaniae historica“ gewidmet. Gerade für die Förderung dieses großen National-Unternehmens ließ sich viel von ihm erwarten. Ein scharfer historischer Blick wurde hier durch streng philosophische Bildung unterstützt. Seinen Spezialstudien entsprechend, hatte er die Herausgabe italienischer Geschichtsquellen, insbesondere der Lebensbeschreibungen der Päpste, übernommen. Er war zu diesem Zwecke gerade in Italien, als der Krieg uns ebenso unerwartet als plötzlich angekündigt wurde. Getrieben von Patriotismus und kriegerischem Eifer, den er bereits 1866 gezeigt, eilte er ohne Unterbrechung von Neapel direkt nach Berlin, und zog von hier — es wird erzählt, nicht ohne trübe Ahnungen — mit dem 2. brandenburgischen Grenadier-Regiment Nr. 12 ins Feld. Als Adjutanten traf ihn die feindliche Kugel. Eine Fülle literarischer Pläne weit greifender Art sind mit ihm zu Grabe getragen.

Aus Ischl schreibt man der „Presse“ unterm 4. ds. Mts.: Samstag den 3. September war hier ein furchtbares Gewitter, welches starke Verwüstungen anrichtete. Am Schafberg hat der Blitz eingeschlagen, acht Personen leicht verletzt, zwei Maulesel getödtet und den ganzen Vorrath an Glas und Porzelan, Küchengeschirren und anderen Hoteleinrichtungen des auf der Spitze des Schafberges befindlichen Hotels zerschlagen. Einem Touristen hat der Blitz die Kette und Uhr vollkommen geschmolzen, die Stiefel durchlöchert. Nichtsdestoweniger wurde der Schafberg gestern Sonntag wieder von circa 20 Personen bestiegen. In der Linzer „Tagespost“ findet sich über das Unwetter Folgendes: Bei dem vorgestern stattgefundenen Gewitter wurde eine fremde Dame auf dem Schafberg vom Blitz getroffen. Eine goldene Kette, welche dieselbe um den Hals trug, wurde vollständig zerschmolzen. Die Dame blieb zwar nicht sogleich todt, doch gelang es bis gestern nicht, dieselbe ins Bewußtsein zurückzurufen und dürfte die Unglückliche heute bereits gestorben sein.

Ueber die Uneinigkeit der französischen Kommandeure werden hübsche Dinge erzählt. Bazaine weigerte sich, Leboeuf als Korpsführer an Decaen's Stelle anzunehmen und drohte, ihm seinen Degen durch den Leib zu rennen. Leboeuf drohte, Bazaine erschießen zu lassen. „Probiren Sie es, Herr Marschall“, rief Bazaine, „ich fordere Sie auf, 4 Mann und 1 Korporal in der französischen Armee zu suchen, die Ihre Befehle ausführen. Ich verpflichte mich dagegen, in einer Stunde 10,000 brave Soldaten zu stellen, die sich ein Vergnügen daraus machen, Ihnen eine Kugel durch den Kopf zu jagen.“ — Am meisten über die Achsel angesehen ist General de Failly, der die Wunder der Chassepots bei Mentana über die Garibaldianer kommandirt hat. Er soll ganz unfähig, aber ein Günstling der Spanierin Eugenie sein.

Auf Requisition ausgeschickt, verfügte sich ein badischer Unteroffizier in dem betreffenden Dorfe in einen Keller und fand dort, was er suchte, — Wein. Unter den Fässern lag eines mit eingeschlagenem Boden, und in diesem Fasse bei näherem Hinsehen Etwas, was der badische Kriegsmann nicht gesucht hatte, nämlich — ein französischer Küraßier mit Stiefel und Sporen. Natürlich wurde derselbe eingeladen, seine unbequeme Lagerstätte zu verlassen und ihm dagegen der ehrenvolle Auftrag zu Theil, den Schiebkarren mit dem aufgeladenen Weinfäßchen zu schieben, während der badische Soldat mit gezückter Wehr hinten drein marschirte zum großen Jubel der ganzen Mannschaft.

In Koblenz hatte gleich beim Anfang des Krieges ein Bürger 300 Thaler für einen rheinischen Soldaten bestimmt, der sich vor dem Feinde auszeichnen würde. Diese Belohnung erhielt der Bat.-Tambour Knoff vom hohenzoller'schen Fuß-Regiment Nr. 40. Sein Kommandant bezeugte ihm Folgendes: Der ꝛc. Knoff hat sich in allen bisher stattgehabten Gefechten, vorzugsweise aber bei dem Sturm auf den Spicherer Bergen, sehr vortheilhaft ausgezeichnet und sich durch Betheiligung am Schützengefecht der 9. Kompagnie durch vortreffliches Beispiel und Kaltblütigkeit hervorgethan. Der ꝛc. Knoff, ist sowohl in dem Gefecht bei Gorze als auch in der Schlacht bei Gravelotte verwundet worden.

[Der sechste August in der Geschichte.] In diesem Augenblicke ist wohl die Zusammenstellung nachstehender historischer Daten von besonderem Interesse. Am 6. August 843: Vertrag zu Verdun, Deutschland entsteht; 1648: Schluß des Westphälischen Friedens; 1762: Katharina entsagt der russischen Herrschaft; 1806: Ende des deutschen Reiches, Franz II. legt die Kaiserkrone nieder; 1833: Großer Monarchen-Kongreß gegen Frankreich in Teplitz; 1840: Landung Louis Napoleon's in Boulogne, wird gefangen und nach Ham gebracht; 1870: Die Schlachten bei Wörth und Saarbrücken.

Auflösung der Charade in Nr. 193:

Aberwitz.

Redaktion unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Mailand.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 197 | Samstag, 10. September | 1870.

Charakteristik der deutschen und französischen Kriegskunst.

(Von einem österreichischen Stabsoffizier.)

Schon im Jahre 1866 konnte man aus den Operationen der deutschen Armeen die Ueberzeugung gewinnen, daß der preußische Generalstab mit den traditionellen Axiomen der Strategie und Taktik gebrochen, und einer neuen Methode der Kriegskunst sich zugewendet hat, um den Gegner niederzuwerfen; die kolossalen Heeresmassen, welche nunmehr immer das Operationsfeld betreten, das Eisenbahn- und Telegraphennetz, welches sich auf demselben mehr oder weniger dicht ausbreitet, und endlich die Wesenheit der durch die Präzisionskanone, Mitrailleuse und das Hinterladungsgewehr geänderten taktischen Grundsätze, durch welche weit rascher als ehemals die Entscheidung eines Gefechts herbeigeführt wird — sind die gewichtigen Motive zu jener Metamorphose in der Leitung und Verwendung größerer Truppenkörper gewesen, welcher wir auch diesmal die französische Armee, trotz der hartnäckigsten Tapferkeit, welche sie in den meisten Kämpfen ihren Besiegern entgegensetzte, unterliegen sehen. Sonach ist es nicht nur die glänzende Bravour und die patriotische Begeisterung der deutschen Truppen allein, welchen die Siege von Wörth, Metz, Beaumont und Sedan zuzuschreiben sind, sondern dieselben sind ebenso die natürliche Folge der viel rationelleren und überlegeneren Truppenführung bei den deutschen Armeen, daher nicht nur ein Ergebniß der materiellen und moralischen Faktoren, sondern ein Triumph des wissenschaftlichen Fortschrittes in der Kriegskunst, wie wir es durch die folgenden Zeilen zu konstatiren uns bemühen wollen.

Wenn zur Zeit Napoleon's I. und nachher bis zur Einführung des Hinterladers und der gezogenen Kanone noch die unwiderstehliche Kraft der zum Kampfe mit der blanken Waffe vordringenden Infanterie- und Kavalleriemassen darauf hingewiesen hat, die Kolonnen in möglichst konzentrirter Form vorwärts zu bewegen, um durch die Wucht eines vereinten und wiederholten Stoßes derselben die feindliche Schlachtlinie zu durchbrechen, so ist dieses Verfahren in den Kriegen der Gegenwart geradezu ein Mittel, um schneller und sicherer geschlagen zu werden als früher, weil sowohl die Präzisionskanone, die Mitrailleuse und der Hinterlader die lebendigen Ziel-Objekte um so besser zu zerstören in der Lage sind, als dieselben in größeren Dimensionen gegen die Schußlinien derselben bewegt werden, Frontal-Angriffe also an und für sich nur selten gelingen werden. Es war demnach auch die Aufgabe der Kriegswissenschaft, sowohl in der Strategie als Taktik solche Grundregeln zu schaffen, welche die Konzentrirung großer Truppenmassen auf möglichst kleinen Räumen perhorreszirten, und ohne ihre — auf ein gemeinschaftliches Zusammenwirken auf dem Schlachtfelde berechnete — ununterbrochene Fühlung zu beeinträchtigen, den verschiedenen Waffengattungen Gelegenheit bieten sollten, im Gegensatz zu der Stoßtaktik den Gegner durch eine vehemente, konzentrische Feuerwirkung zu bewältigen.

Das Zusammendrängen großer Truppenkorps auf wenigen Parallelstraßen zu dem Zwecke, mit denselben ein bestimmtes Operations-Objekt mit ungetheilter Kraft zu erreichen, hat den taktischen Nachtheil einer zu großen Kolonnentiefe, welche bei so riesigen Armeen, wie sie heutzutage die Kriegsschauplätze betreten, kaum binnen Tagesfrist die Entwicklung aus der Marsch- in die Gefechtsform gestattet, daher kann es sich zuweilen ereignen, daß die Tête solcher langen Kolonnen früher geschlagen wird, bevor das Gros derselben am Kampfplatze einzutreffen im Stande ist. So sahen wir denn auch im Jahre 1866 die Armee des Kronprinzen von Preußen divisionsweise durch das Eulengebirg in Böhmen einbrechen und das 6. österreichische, auf einer einzigen Straße marschirende Armeekorps in der rechten Flanke fassen; das erste über Trautenau vorrückende preußische Armeekorps hatte ebenso wie die über Eipel kommende Garde-Division und das fünfte preußische Armeekorps den Sammelplatz, Schürz-Gradlitz-Königinhof, die Anmarschlinie dieser sämmtlichen kleineren Kolonnen war daher konzentrisch, und die zwischen diese Marschlinie geschobenen österreichischen Armeekorps wurden daher am 27., 28. und 29. Juni auch immer in Front und Flanke gefaßt.

In diesem Feldzuge gegen Frankreich wiederholt sich dasselbe Schauspiel; von Landau-Germersheim einerseits und von Lauterburg-Maxau andererseits rücken jene fünf, die 3. deutsche Armee bildenden Armeekorps gegen Weißenburg und von dort über Lembach, Lobsann;

Sulz, Holschloch und Surburg gegen das Wasgaugebirge vor, um sich bei Froschweiler zur Erdrückung des Mac-Mahon'schen Korps konzentrisch zu vereinigen.

Durch diese Thatsachen ist es evident nachgewiesen, daß die Taktik der deutschen Armeen prinzipiell die Ueberflügelung des Gegners zum Ziele hat, und nur ausnahmsweise, durch gebieterische Umstände dringendster Art werden die Führer derselben veranlaßt, von dieser Maxime abzuweichen und durch energische, wenn auch nicht den Kampf entscheidende, gegen die feindliche Front geführte Offensivstöße das Gefecht so lange hinzuhalten, bis der taktische Aufmarsch der zur Aktion berufenen Truppen vollendet und die damit verbundenen Flankenangriffe mit obligatem Kreuzfeuer und Bedrohung der Rückzugslinie die Niederlage des Gegners herbeiführen. Es ward dieses Manöver, welches umsichtige und im Terrain gut orientirte Truppenführer und eine im Feuer ruhige Truppe erfordert, ebensowohl bei Weißenburg, Wörth, Saarbrücken-Forbach, am 18. August bei Metz, und am 2. September auch bei Sedan, aber im großen Style erfolgreich angewendet.

(Schluß folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Hauptquartier des Oberkommandos der 3. Armee. Cenuc (am Fuß der Ardennen), 30. Aug.

Seit dem Abend des 28. waren Aller Gedanken auf den Vormarsch unserer Armee gerichtet, der bei der Nähe der feindlichen Position als sicher feststehend angenommen wurde. Nachdem die Franzosen von Reims sich zurückgezogen und am 28., wo das Korps Mac-Mahons in die Stellungen zwischen der Aisne und den Ardennen eingerückt war, in der Hauptkonzentration von Vouziers der Attaque durch die 4. preußische Kavallerie-Division nicht Stand gehalten hatten, mußte der Fall ins Auge gefaßt werden, daß ihr linker Flügel seine Rückzugslinien gegen die belgische Gränze hin ausdehnen, vielleicht selbst in dem Uebertritt auf neutrales Gebiet seine Rettung suchen werde. Dem entsprechend wurde von Seiten der deutschen Heeresführer der Entschluß gefaßt, den Feind auf dem Terrain zwischen den Ardennen und der Maas noch einmal zum Kampf zu zwingen. Die „Ordre de bataille“ bestimmte, soweit die dritte Armee bei der Aktion inbegriffen war, die folgende Vertheilung des preußischen und süddeutschen Korps. Das erste bayrische Korps, das schon am 27. über Vouziers hinaus, auf der Straße nach Stenay, bis Bar und Buzancy vorgeschoben war, geht auf Sommauthe in die feindliche Front bei Beaumont; das 2. bayrische Korps hält dieselbe Richtung, hinter dem ersten. Das 5. preußische Korps wendet sich von Grigenay und Authe auf Pierremont und Oches und formirt dergestalt einen Theil des linken Flügels der Süd-Armee. Die Württemberger richteten sich von Boult au bois (auf der Straße nach Buzancy) über Chatillon gegen Le Chêne. Das 11. preußische Korps hat ebenfalls die Bestimmung gegen Le Chêne, doch dirigirt es sich über Vouziers und Quatrechamps, links von dem württembergischen Korps, außerdem wird Voncq (an der Aisne) von einer Seitenkolonne des 11. Korps besetzt. Das 6. Korps hat die Aufgabe, nach Vouziers nachzurücken und seine Kantonnements von hier südwestlich, also in der Richtung gegen Chalons, zu erstrecken. Die 5. Kavallerie-Division legt sich westlich gegen Le Chêne vor, indem sie auf Tourteron zieht; die 4. Kavallerie-Division folgt dem 11. Korps bis Quatrechamps, um dann auf Chatillon abzuschwenken; die 6. Kavallerie-Division geht auf Semuy, avancirt aber ihre Vorposten bis Bouvellemont, indem sie die Wendung gegen die belgische Gränze (Mezières) einschlägt; die 2. Kavallerie-Division hält gegen Buzancy.

Im Hauptquartier der 3. Armee begann der Aufbruch (von Cenuc) Morgens halb 9 Uhr. Man passirte Grand-Pré, wo das große Hauptquartier des Königs die Nacht über geweilt hatte. Schlag 12 Uhr fielen die ersten Kanonenschüsse. Sie kamen von den Verbergen jenseits des Dorfes Oches, wo feindliche Artillerie Stellung genommen hatte, und waren gegen unsere Geschütze, die auf den Anhöhen hinter Buzancy aufgefahren, gerichtet. Da die Entfernung beinahe 5000 Schritt betrug, blieb das Feuer der Franzosen wirkungslos. Auch konnte es ihrerseits auf einen ernsten Angriff kaum abgesehen sein, da sie sofort, als vom linken Flügel aus Kavallerie gegen Oches entsandt wurde, ihre Position aufgaben. Sie retirirten, dem Höhenzuge, der sich hinter dem Dorfe erhebt, folgend, gegen den kleinen Weiler Stonne, der auf dem Gipfel der jenseitigen Hügelkette gelegen, weithin sichtbar ist.

Der Kronprinz war mit dem Stabe und der Suite über Busancy herausgegangen und hatte den Observationspunkt an derselben Stelle genommen, auf die der Feind kurz vorher seine Kanonade gerichtet. Man glaubte Anfangs, daß die Franzosen versuchen würden, sich in Stonne zu behaupten. Die Vortheile des Terrains waren für sie. Das Land steigt hinter Oches terrassenförmig empor: auf halber Höhe liegt das Dorf la Berliere; Stonne bietet eine jener Defensivstellungen, wie sie die französische Armee mit Vorliebe auszuwählen pflegt: ein kleines, von Baumgruppen und Hecke umgebenes Dorf, das am Ausgange von zwei redoutenartig aufgeworfenen Sandkegeln geschützt wird. Trotzdem hatten sich die französischen Korps auch von hier zurückgezogen. Der Grund, warum der Feind seine rechte Flanke ohne jeden Widerstand aufgab, lag jedenfalls darin, daß er im Zentrum seiner Aufstellung in Beaumont hatte zurückweichen müssen. Hier war, der Disposition gemäß, das 1. bayrische Korps zum An-

griff vorgegangen und hatte nach einem energischen Kampf, über dessen Einzelheiten die Meldungen noch nicht vorliegen, die Franzosen zurückgeworfen.

Von der 4. Armee war gleichzeitig eine korrespondirende Bewegung gegen Mouzon (auf dem rechten Maasufer) ausgeführt worden. Von 6—8 Uhr wurde im heftigsten Geschütz- und Mitrailleusenfeuer um diesen Punkt gestritten. Die Dunkelheit setzte dem Kampf ein Ziel.

Allerdings hat die französische Nord-Armee an diesem Tage die entscheidende Katastrophe noch einmal aufgehalten, trotzdem aber sind die Gefechte vom 30. August für die taktischen Verhältnisse vom größten Einfluß. Dem Feinde ist von Neuem ein bedeutendes Terrain abgewonnen worden; die Zugänge der Ardennen befinden sich ganz in deutschen Händen, unsere Truppen sind soweit vorgerückt, daß das Gebiet zwischen der Maas und der belgischen Gränze zur Operationsbasis genommen werden kann.

Die Aussagen der Gefangenen bestätigen, daß die Stimmung der französischen Soldaten eine im höchsten Grade niedergedrückte ist; der Feind hat abermals eine große Anzahl seiner Streitkräfte eingebüßt. Zufolge der noch am späten Abend eingetroffenen Nachrichten hat allein das 4. Korps über 2000 Gefangene gemacht und 11 Geschütze erbeutet. Der Kronprinz besichtigte von Oches aus die Rückzugslinie der Franzosen bis hinter Stonne, von wo aus die Kanonade gegen Mouzon beobachtet werden konnte. Er kehrte erst um 10 Uhr in das Hauptquartier zurück, das inzwischen nach Noirmont übergeführt worden war.

Wilhelmshöhe.

Norddeutschland besitzt, Sanssouci mit seinen es rings im stolzen Kranz umgebenden Schlössern ausgenommen, kein reizendes Fürstenlustschloß, als Schloß Wilhelmshöhe an der Abdachung des Habichtswald-Gebirges bei Kassel ist.

Zu der stattlich schönen Stadt, die Kassel selbst ist, paßt dieser Parkanner. Der Park, der große, herrliche Hochwald, in den dieser einmündet und übergeht, gibt dem Schloß seinen zauberischen Reiz. Wenn an einem sonnenklaren Sommernachmittag rings die Hitze sich geltend macht, dann wandelt sichs doch kühl und wohlig unter diesen mächtigen Baumschatten, die hochansteigenden Wasserstrahlen der Fontainen, die über Hügel und Moosblöcke fallenden Kaskaden geben labende Erquickung, und auf den grünen Wiesenflächen den üppigen Blumenbeeten spielen glänzende Lichter.

Im Park von Wilhelmshöhe ists nicht stille geworden, die bewundernden Fremden durchwandelten ihn, auch als es in dem Schlosse nebenan öd und still geworden war.

Anno 1866 war sein Hausherr ausgezogen, er mußte etwas rasch und wider Willen den Blick auf die wogenden Laubkronen seines Parkes mit dem auf die Flaggen und Wimpel der Schiffe im Hafen von Stettin vertauschen. Das Schloß stand leer, da haben sich auf einmal in diesen Septembertagen seine Fenster geöffnet, seine Thüren aufgethan, um einen neuen Bewohner zu empfangen.

Den letzten Blick, den der aus seinem Schloß gethan, war auch ein anderer: über den schönsten Platz der Welt hin, wo der Obelisk von Luxor steht, auf der Stelle, auf der einst das Haupt des unglückseligen Ludwigs XVI. fiel; die weiten elyseischen Felder hinauf, auf denen er sonst seine glänzenden Paraden über seine Hundertgarden, seine Turcos und Spahis und sonstige Zivilisationsvölker hielt; zum großen Triumphbogen hinaus, durch den bald der greise Heldenkönig einziehen wird, der ihn nun nach Wilhelmshöhe gesandt. „Gottes Wege sind wunderbar!" möchten wir bei jedem Abschnitt dieses weltrichtenden Krieges ausrufen; König Wilhelm hat dies Wort gewiß auch an der Eingangspforte jenes Schlößchens am Glacis von Sedan gelesen, als er, der Sieger, den so rasch und jäh Besiegten vor sich treten sah.

Vor dem Sohn der deutschen Märtyrerkönigin Louise, die der Ohm so schwer gekränkt, stand der Neffe und Erbe dieses Ohms, mit der von Preußen gebrochenen Krone Frankreichs in der Hand, wie jene damals die von Frankreich zertrümmerte Preußens zu ihren Füßen liegen sah: — jene Zusammenkunft in Tilsit, die der Königin das Herz gebrochen, war gesühnt. Wie er auszog, der hochfahrende Napoleonide, aus seinem Kaiserschloß, mit welchen Plänen, mit welchen Träumen: Einzug in Berlin, Friede in Königsberg! — und nun, allerdings eine Fahrt nach Deutschland, aber durch das siegesjubelnde, glorreiche Deutschland die traurige Fahrt eines Gefangenen! Des Königs Huld hat ihm ein wohnbares Gefängniß geboten.

Jene beiden Inseln, die von den Wellen des Mittelmeeres, wie die von den Wogen des Ozeans umspült, hätten dem entthronten Kaiser mehr napoleonische Erinnerungen geboten. Allein diese fehlen ihm ja auch in Wilhelmshöhe nicht. Da kann er sich die heiteren Nächte ins Gedächtniß zurückrufen, die einst „Onkel Jérome" zu Zeiten des westphälischen Königreiches hier gefeiert, wann er eine nach der andern mit dem trostreichen Gruße schloß: „gute Nakt, morken wieder lustig!" und auch an andern für den Mann des zweiten Dezember erfreulichen Erinnerungen fehlts im Schloß des letzten Kurfürsten von Hessen nicht: an Landesdruck und Verfassungsbruch; und wenn der Kaiser durch den Park lustwandeln geht und hinauf zum Riesenschloß des „Octogon" kommt, so mag er sich auch die Riesensäule des „Herkules" mit der hochgeschwungenen Keule

recht genau ansehen; vielleicht daß ihm der Mann wie das deutsche Volk vorkommt, das die napoleonische Hyder erschlagen und den Augiasstall der zweiten Kaiserwirtschaft ausgeräumt hat.

Die Berliner Erbswurstfabrikation.

(Aus dem „Daheim.")

„Es kommt eben alles zur rechten Zeit." Diesen so erhebenden Gedanken finden wir im Leben der Einzelnen wie der Völker durchaus bestätigt, und so ist auch jetzt wieder eine scheinbar unbedeutende Erfindung gemacht worden, die der Erbswurst, die aber doch der Regierung so wichtig schien und für den jetzigen Krieg so zur rechten Zeit kam, daß sie dem Erfinder, dem hier angesessenen Koch Grüneberg, dessen Spezialität bisher das Einmachen von Früchten und Gemüsen war, das Geheimniß für die Summe von 35,000 Thalern abgekauft hat. Verwundert mag sich mancher, der dies gelesen, gefragt haben, was denn bei einer Füllung von Erbsen und Fleisch für ein Geheimniß sein könne? Es ist die Zuthat, die der Füllung beigegeben wird, um sie auf Jahre hinaus vor Fäulniß und Verderben zu bewahren; der Erfinder hat ihr den sonderbaren Namen „Lupus" gegeben, und was es ist, das ist eben sein Geheimniß gewesen. Der Erfinder führt kontraktlich die technische Leitung im Auftrag der Regierung; die Oberleitung ist dem Feldhauptproviantamtskontroleur Schott übertragen.

Wie sehr diese Fabrikation aber zur rechten Zeit gekommen, zeigt der gewaltige Aufschwung, den sie sogleich genommen, obwohl sie noch nicht, wie für die Zukunft beabsichtigt ist, den Zwecken des allgemeinen bürgerlichen Lebens, sondern nur denen des Krieges dienstbar gemacht ist.

Auf freiem Felde ist das Lokal errichtet; eine Seitenstraße des Kanals, in der Nähe des zoologischen Gartens, führt dahin. In dieser Straße selbst sahen wir, als wir die Fabrik besuchen wollten, noch nichts; als wir aber am letzten Hause auf das Feld einbogen, glaubten wir uns in eine Messe, auf den Jahrmarkt einer kleinen Stadt versetzt, eine solche Reihe von Buden und Baracken (hier aber zu einem Ganzen geeint), und eine solche Menge emsiger Menschen, Zuschauer, Polizei u. s. w. im regsten Gewimmel erblickten wir. Die riesigen Baracken mit ihren Vorratsräumen und ihren Arbeitsstellen, ihren Kesseln und Maschinen sind in wenigen Tagen errichtet, und jetzt arbeiten darin über tausend Menschen in so wohlgeordnetem Ineinandergreifen, wobei für Alles so gut gesorgt ist, daß nicht nur das Resultat ein sehr großartiges ist, sondern auch der Anblick interessant und erfreulich.

An 36 großen Wiegeschalen finden wir Buchhalter beschäftigt, die eingehenden ungeheuren Vorräthe, so wie die zum Verbrauch kommenden zu wägen und zu kontroliren. Dreierlei Sorten Erbsmehl, verschieden nach der Feinheit, werden aus den Lagerräumen geschafft und in bestimmtem Verhältniß gemischt; dann wird der geräucherte Speck und Schinken (meist ungarischer, den ebenso wie das russische Talg, ein hiesiger Fleischermeister, Müller, liefert) in 12 großen eingemauerten Kesseln weich gekocht, in kleinen Wagen nach einem anderen Raum gebracht und in Würfel geschnitten, und nun zu den Zubereitungs- oder eigentlichen Kochmaschinen geführt. An jeder derselben — es sind 50 große Kessel — überwacht ein Koch die nöthige Zusammensetzung aus jener Mischung Erbsmehl, Speckwürfeln, Salz, Talg, gewürfelten Zwiebeln und jenem geheimnißvollen Lupus und überwacht zugleich das Kochen. An jeder Maschine drehen zwei Mann ein horizontales Schaufelrad, welches die Masse fortwährend umrührt und so vor dem Anbrennen bewahrt. Ist die Füllung nun gar und dünnflüssig, so wird sie in verzinnten Wagen nach den 100 Wurstmaschinen gefahren; an jeder steht ein Mann, der die Messe in große Spritzen füllt und aus diesen in die Därme preßt, immer Stücke von 1 Pfund Inhalt auf darunter befindlichem Messer abschneidet und sie seinem Nachbar überläßt, der mit bereit hängenden Bindfäden, die schon zur nöthigen Länge geschnitten sind, die Würste oben und unten abbindet, und durch zwei mitten um gelegte Fäden das Pfund in drei Theile, jeden zu einer Portion ausreichend, theilt. Andere fahren die fertigen Würste den Frauen zu, die sie auf Repositorien lagern, nach zwei Stunden die steinhart gewordenen abnehmen, jede einzeln in Pergamentpapier einschlagen, wieder anderen Frauen zum Einpacken in die signirten und numerirten Kisten, immer 100 oder 150 Würste zusammen, überlassen, und die Waare ist zum Versandt in wenigen Stunden vom Rohstoff anfertig gestellt.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Der Humor schweigt nimmer], mögen die Zeiten auch noch so ernst sein. Das Neueste in diesem Genre bildet folgende Räthselfrage: „Warum tragen alle französischen Generäle Bärte und warum hat Moltke kein en?" „Weil ihm keiner gewachsen ist." Von der Gefangennahme des französischen Exkaisers sagt man: „Napoleons Erniedrigung ist Wilhelms-Höhe."

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers I. Mallaudt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 198 — Montag, 12. September — 1870.

Charakteristik der deutschen und französischen Kriegskunst.

(Schluß.)

In der Schlacht bei Metz trat diese taktische Routine besonders in marquanter Weise hervor, alle Tapferkeit des 9. preußischen Armeekorps bei Berneville und St. Ail, so wie der Todesmuth der Garden bei St. Marie-aux-Chenes und St. Privat, würden erfolglos gewesen sein, wenn das 12. Armeekorps (Sachsen) nicht über Doncourt den rechten Flügel der französischen Stellung gegen 7 Uhr Abends aufgerollt hätte. Dieses taktische Ueberflügeln der feindlichen Gefechtsfronten wird um so leichter ausführbar, wenn die Operationsbasis der zur Offensive übergehenden Armee auch eine gegen die feindliche Aufmarsch- oder Anmarschlinie gerichtete, umfassende Anlage hat, und zwar so, wie es jene der preußisch-schlesischen Armee im Jahre 1866 und der dritten deutschen Armee im gegenwärtigen Feldzuge gewesen ist; dann ist die konzentrische Offensive im Falle des Mißlingens auch ohne jede Gefährdung der Rückzugslinie durchführbar.

Nicht so aber war dies der Fall in der Schlacht bei Metz am 18 August, wo der größere Theil der zweiten deutschen Armee vor der Front der französischen Position einen äußerst kühnen Flankenmarsch vollführte, um an diese in der Front und Flanke allmählig heranzukommen. Ein ähnliches Manöver (obschon mit weniger Gefahren für den Rückzug) von Friedrich dem Großen bei Kolin versucht, hatte der sonst doch so bedächtige Feldmarschall Daun, welcher der preußischen Armee dabei in die Flanke fiel, durch einen eklatanten Sieg geahndet.

Wenn nun die deutsche Heeresleitung in dieser Hinsicht bei der Ausführung der kühnen Bewegung am 18. August völlig beruhigt schien, muß dies nur darin seine Erklärung finden, daß man beinahe mit Gewißheit annehmen konnte, die französische Armee bei Metz werde aus der Defensive nicht mehr heraustreten, und Marschall Bazaine, der es versäumte, am rechten Moselufer an der Mied. François eine offensive Schlacht zu schlagen, sich umsoweniger am linken Moselufer zu diesem Entschluß aufraffen wird. Die Stelle im offiziellen preußischen Bulletin: „Sein Verhalten gegenüber den bisherigen Operationen der deutschen Armeen hatte dem Feinde keine andere Wahl gelassen“ (als eine defensive Schlacht zu schlagen nämlich), ist eben der beste Kommentar für diese Auffassung. Wenn es also nach diesen Anführungen von Thatsachen keiner durchschlagenderen Beweiskraft mehr bedarf, um es klar zu legen, daß sowohl die österreichische Armee im Jahre 1866 als die französische im diesjährigen Feldzuge jener konzentrischen Angriffsmethode mit obligater Kreuzfeuerwirkung, dann gleichzeitiger Flanken- und Rückenbedrohung unterlag, ist es ebenso für den unbefangenen Beobachter einleuchtend, daß die deutsche Heeresleitung bei dem strategischen Operations-Entwurf für die Aktion der drei ursprünglich getrennt gewesenen Armeen es darauf anlegte, die feindlichen Streitmassen erst zu theilen und dann durch kombinirtes Zusammenwirken derselben diese einzelnen Theile mit Uebermacht zu erdrücken, wozu die im Rücken der operirenden drei Armeen schleunigst hergestellten Telegraphen-Linien die Gelegenheit zur gegenseitigen raschen Verständigung boten. — Die französische Hauptarmee hatte sich dieses Mittels der raschen Mittheilung an ihre rechte Flügelarmee sowohl als die Reserve-Armee bei Chalons durch die Niederlagen von Saarbrücken und Metz gänzlich begeben, und war die vollständige Isolirung derselben nur die Folge des geringen Verständnisses, welches man für die Beibehaltung der so nothwendigen Verbindung der einzelnen Armeekorps im französischen Hauptquartier gehabt zu haben schien.

Diese oben angeführte taktischen und strategischen Maximen, welche bei dem deutschen Heere in dem gegenwärtigen Kriege angewendet wurden, fanden aber auch eine seltene Begünstigung in der Unfähigkeit der französischen Heeresleitung sowohl, als in jener der untergeordneten französischen Truppenführer. — Zuerst war es die strategische Verzettelung der schwächeren französischen Armee zwischen Straßburg und Thionville, welche, nach dem Muster der vom österreichischen Feldzeugmeister Lascy erfundenen Kordonstellung (die, von den österreichischen Generalen im Jahre 1796 und 1797 in Italien am Ticino, an der Adda und Etsch angewendet, dem Obergeneral Bonaparte zu den bekannten wohlfeilen Siegen verhalf) konstruirt, bei dem ersten Anprall der ersten und zweiten deutschen Armee sich in

ihre Faktoren auflösen mußte, — und dann spukten in in den taktischen Aktionen der französischen Generale noch die Geister aus der alten Napoleon'schen Schule, welche es im Gegensatze zu der konzentrischen Angriffsmethode darauf abgesehen hat, die feindliche Schlachtlinie zu durchbrechen; so geschah es denn auch, daß Mac-Mahon sich bei Wörth der viermal stärkeren dritten deutschen Armee entgegenwarf, in der offenbaren Absicht, sie von Froschweiler aus vor ihrer Vereinigung korpsweise zu schlagen, daher seine wiederholten Frontveränderungen, welche an die Kämpfe bei Rivoli im Jahre 1796 erinnern; auch Frossard scheint bei Saarbrücken gehofft zu haben, von den Spicherer Bergen aus die Vereinigung der zweiten und ersten Armee mit seinem Armeekorps hindern zu können.

In der tollkühnen Bewegung Mac-Mahon's von Chalons gegen Thionville im Rücken des siegreich gegen Paris vorrückenden Heeres können wir ebenso nur eine verunglückte Nachahmung der Taktik des ersten Napoleon erblicken, welche aber, unter weit ungünstigeren Chancen unternommen, auch noch tragischer enden mußte.

Indem wir also bei der französischen Armeeleitung und Truppenführung alle verrottete Kriegsmaximen in der unglücklichsten Gebrauchsanwendung sehen, lächelt uns aus dem taktischen und strategischen Verfahren der deutschen Armeen das frische Lebensgrün eines neuen, auf die Fortschritte der Kriegswissenschaft und Verbesserung der Feuerwaffen basirten Kriegssystems entgegen.

Vom Kriegsschauplatz.

Der Berichterstatter der „Pall Mall Gazette" gibt einen sehr anschaulichen Bericht über die Schlacht bei Sedan, datirt aus Chevenge bei Sedan vom Morgen des 2. September. Wir entnehmen demselben das Folgende:

Ueber dem Dorfe Chevenge erhebt sich ein hoher Hügel, von welchem aus man eine prachtvolle Aussicht hat, nicht nur auf die Stadt Sedan, sondern über das ganze Thal der Maas auf viele Meilen weit. Die Schlacht begann etwa um 6 Uhr Morgens, und der König verließ das Dorf Vendres, wo er übernachtet hatte, etwa um halb 8 Uhr Morgens, um sich auf das Schlachtfeld zu begeben. Der Hügel, auf welchem der König, Graf Bismarck, die Generale v. Roon und v. Moltke und ein zahlreicher Stab (dabei auch die General Sheridan und Forsyth in der Uniform der Vereinigten Staaten) hielten, ist etwa drei (englische) Meilen von Sedan, welches einige Hundert Fuß tiefer an der Maas liegt. Zu unserer Linken, etwa eine halbe Meile entfernt, ist eine andere Höhe, bekrönt von einem neugebauten, häßlichen Schlößchen, vor welchem der Kronprinz und sein Stab hielten. Links im Thale unten waren schwere Massen preußischer Kavallerie aufgestellt, außer dem Bereiche des französischen Geschützes. Noch weiter links, aber außer unserem Gesichtskreise, standen die Württemberger in Reserve für den Fall, daß die überall eingeschlossene französische Armee versuchen sollte, dorthin auszubrechen. Beinahe eine halbe Meile vor der Kavallerie fließt die Maas, die zerstörte Eisenbahnbrücke bildet gerade vor uns einen sehr bemerkbaren Gesichtspunkt. Auf dem rechten Ufer, der französischen Seite könnte man sagen, hatten die Preußen eine Batterie von sechs Geschützen, welche ihnen in den ersten Stunden des Gefechtes große Dienste leistete. Ueber diese Batterie hinaus lag ein großes Dorf, Floing genannt, welches das gewöhnliche Schicksal der Dörfer in Kriegszeiten hatte, da es schon früh am Tage von den französischen Granaten in Brand gesteckt war. Die preußische Linie erstreckte sich meilenweit über das Dorf hinaus bis zu den großen Wäldern von Condé und Sedan, welche sich bis an die belgische Gränze erstrecken und zu dem großen Ardennenwalde gehören. Zu unserer Rechten, etwa drei Meilen entfernt, lag Sedan, aber zwischen Floing und Sedan ist erst eine Ebene und dann ein niedriger Hügel, der wie ein Vorgebirge in die Ebene ausläuft, steil auf der Seite gegen Floing, oben flach und ungebrochen auf seiner Höhe für mehr als eine Meile (englisch) bis an die Außenlinien von Sedan, wo er dann steil zu dem Walde von La Garenne ansteigt, der über der Stadt liegt. Rechts von diesem Hügel liegt Sedan, wir konnten seine Gebäude und seine altmodischen Festungswerke mit bloßem Auge deutlich sehen. Wir konnten nicht nur die Festungswerke unterscheiden, sondern auch alle größeren Gebäude, besonders schien eine neu aussehende Kirche mit hübschem gothischen Thurme hervor. Rechts oder östlich davon waren große Kasernen, nahe bei der Maas und über diese hinaus ein altes Schloß. Oberhalb dieses Schlosses nordostwärts ist die Zitadelle. Neben Sedan ist der Wald La Garenne, und in der Vorstadt zwischen diesem Walde und der Stadt selbst standen Massen französischer Truppen, einige ihrer Kolonnen scheinbar unthätig während des ganzen Tages.

Im Osten der Stadt erstreckt sich ein ziemlich offener Raum auf drei oder vier Meilen und dann eine leichte Anhöhe, auf welcher die französischen Batterien aufgestellt waren. Jenseits derselben große Wälder, welchen gegenüber die Sachsen unter ihrem Kronprinzen standen. Hinter den Sachsen standen die preußischen Garden in Reserve, um die Franzosen zu verhindern, sich nach Carignan und Montmédy durchzuschlagen.

Zwischen den Sachsen und unserer Stellung und südöstlich von Sedan auf beiden Ufern der Maas waren zwei bayerische Korps.

Unmittelbar rechts neben unserem Hügel war das große Gehölz La Marfée, zwischen diesem und Sedan senkt sich das Terrain allmählich und bildet halbwegs

zum Flusse hinunter ein Plateau, wo die bayerische Artillerie aufgestellt war, die den ganzen Tag zu unseren Füßen donnerte.

Es ward während des Tages fast gar nicht manövrirt. Die preußischen, bayerischen und sächsischen Armeekorps bildeten einen Bogen um die Stadt, mit den Enden gegen die belgische Gränze.

Etwa um Mittag ward dieser Bogen ein Kreis, indem die Verbindung der Preußen auf der Linken und der Sachsen auf der Rechten in der Nähe der Straße nach Bouillon bei La Chapelle vollständig wurde. Dieser Kreis wurde enger und enger, bis zuletzt sein Umkreis innerhalb der Außenwerke von Sedan selbst war. Einzelne Kanonenschüsse zum Versuche waren bereits bei Tagesanbruch abgefeuert worden, aber das wirkliche Gefecht begann nicht vor sechs Uhr und ward um neun Uhr ein scharfes Artilleriegefecht, sobald die Batterien von beiden Seiten in bequeme Tragweite kamen und die Granaten zu wirken begannen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Berliner Erbswurstfabrikation.

(Schluß.)

Beim Gebrauch wird die Wurstmasse in heißem Wasser eine halbe Stunde gekocht, und eine sehr reichliche Portion, für einen Mann Nahrungsstoff, und zwar sehr gutschmeckenden, für einen ganzen Tag enthaltend, ist von einer Drittelwurst fertig. Für Offiziere wird die Masse in kleine, 1 Pfund haltende Blechbüchsen gepackt.

Daß dies Ganze ordentlich ineinander greife, die ganze Arbeit schnell und richtig ausgeführt werde, erfordert allerdings viel Arbeitskräfte und tüchtige Aufsicht; um welche letztere sich der Herr Grüneberg selbst, der von Früh bis spät Abends anwesend ist, so wie seine Tochter, eine junge Dame, deren Beispiel unermüdlicher Thätigkeit die anderen zur Emsigkeit anfeuert, und deren Gegenwart das Zusammenarbeiten so vieler Männer und Frauen vor Ungehörigkeiten bewahrt, besonders verdient machen. Es schaffen hier über 200 Frauen, von denen 12 mit Waschen der Arbeitsanzüge beschäftigt sind; 250 Fleischer, 500 andere Arbeiter, 24 Bureauarbeiter und Buchhalter, 50 Köche u. s. w. Und die Arbeit ist lohnend, daher so gesucht, daß die Aufseher sich kaum vor der Menge von Bittstellern retten können. Die Köche erhalten für eine Arbeit von 6 Uhr Früh bis 7 Uhr Abends 3 Thaler, die Fleischer 1½ Thaler, die Arbeiter 25 Sgr., die Frauen 15 bis 20 Sgr. Jeder Arbeiter erhält seine bestimmte Nummer, die er am Anzuge trägt; sie erhalten für einen billigen, ihnen vom Lohn abzuziehenden Preis zwei Arbeitsanzüge, von denen einer ihnen gratis draußen immer wieder gewaschen wird.

So wer den denn täglich 60,000 Würste, jede zu 1 Pfund, hergestellt. Durch Erweiterung der Anlagen hofft man auf 100,000 steigen zu können. Mit dem Papier, das zum Einwickeln gebraucht wird, könnte man täglich den Weg von Berlin bis beinahe Potsdam mit einem Streifen von 1¼' Breitebelegen; jede Wurst erhält ⅝ Elle Umhüllung, das macht also 3½ deutsche Meile.

Höchst interessant ist in der That ein Besuch dieser Fabrik, den der Chef wie die Aufseher freundlich gestatten; das rege Treiben dort macht einen ebenso großartigen, als die vorsorgliche Leitung einen erfreulichen Eindruck. Eine Spritze mit der dazu gehörigen Feuerwehrmannschaft, eine Militärwache von einem Gefreiten und einigen Mann, polizeilicher Schutz, Alles ist draußen zur Vermeidung von Feuersgefahr und zur Aufrechthaltung der Ordnung nach Außen hin stationirt; mehrere Marketenderbuden haben sich umher als fliegende Restaurants angebaut, während verschiedene große Verschläge im Inneren dieses kleinen Lagers zur Aufbewahrung der Vorräthe, der Feuerungsmaterialien, und getrennt der Garderobe der Männer und Frauen dienen.

Alle drei Tage geht ein Transport dieser gesunden, nahrhaften Kost von hier ab; möge der nächste unseren braven Truppen eine fröhliche Mahlzeit geben auf den Höhen von Paris!

Th. Coßmann.

Kunst und Literatur.

Von den Dortmunder Kriegs-Bilderbogen (Verlag der W. Crüwell'schen Buchhandlung in Dortmund à Bogen 2 Sgr.) wird Nr. 2 mit wesentlichen, Bild wie Text verbessernden, Abänderungen so eben neu aufgelegt. Inzwischen ist auch Nr. 1, der wegen Herstellung eines großen Holzschnittes längere Zeit erforderte, zur Versendung gekommen. Nr. 1 stellt die Entstehung des Krieges in 9 Bildern mit 12 Versen dar, von der Ankunft Isabellens und Marfori's in Frankreich bis zum entscheidenden Kriegsrath unter Vorsitz von Ihm und Ihr. Dieser Kriegsrath, das Hauptbild, welche die Mitte des Bogens einnimmt, ist besonders ergötzlich.

Als eine der vorzüglichsten Karten vom Kriegsschauplatze glauben wir die so eben von Carl Eugen Ritter bei Stahl in Würzburg erschienene Karte der Rheinlande empfehlen zu dürfen; bis Ulm und Paris sich ausdehnend, berücksichtigt sie insbesondere die Ge-

birgszüge, so wie die Straßen und Eisenbahnen. Die Schrift ist trotz der großen Reichhaltigkeit sehr deutlich, der Preis von 36 kr. oder 10 Sgr. überaus billig.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Wien vom 9. Sept. schreibt man: „Im „Orpheum“ gab das Auftreten der französischen Chansonetten-Sängerin Mademoiselle Conché zu Demonstrationen Anlaß, die mit einem großen Exzeß endeten. Mademoiselle Conché fand als Sängerin keinen Beifall und das Publikum gab durch unzweideutige Zeichen zu erkennen, daß es die Fortsetzung des Gesanges nicht wünsche. Da nahm sich eine Partei, welche der Dame als solcher und wohl auch wegen ihrer Nationalität Galanterie erzeigen wollte, der Dame an und suchte die entschiedenen Mißfallsbezeugungen durch Beifallklatschen und Bravorufen zu übertönen. Dadurch wurde auch die Gegenpartei zu „nationalen“ Kundgebungen veranlaßt, und die Rufe: „Hinaus mit der Französin“ schallten den Bravorufenden entgegen. Man zischte und pfiff an den meisten Tischen, am ärgsten aber an einem Tische in der Nähe der Bühne. Direktor Löwe suchte die Gäste zu beruhigen, indem er an die Gastfreundschaft der Wiener appellirte und ersuchte, „die Sängerin lieber zu ermuthigen, statt zu entmuthigen.“ Allein, da trotz der heftigen Opposition die Sängerin wieder auftrat, wurde das Zischen und Pfeifen noch stärker. Ein Kadet, der in der Nähe des Tisches saß, von welchem aus die energischeste Opposition sich hörbar machte, rief den Herren zu: „Das ist eine Gemeinheit! einer der Herren, Namens Vinzenz Kraus, bezog diesen Schimpf auf sich und entgegnete dem Kadeten: Sie sind ein gemeiner K . . . . Der Kadet gab ihm hierauf eine Ohrfeige. Diese brutale That erregte allgemeinen Unwillen. Alles fiel über den Kadetten und die in seiner Nähe befindlichen Kameraden, so wie über den Offizier her. Trotz der Aufforderung des Oberkommissärs Richter, die Gäste mögen sich ruhig verhalten, wurde das Handgemenge immer ärger. Die Militärs nahmen sich ihres Kameraden an, die Zivilisten des beleidigten Herrn Kraus, und mit dem Rufe: „Hinaus mit den Franzosen!“ wurde die Aufforderung verbunden, daß der Kadet seinen Namen angebe. Ein Offizier erklärte, er werde bei dem Kommissariate den Namen angeben, und nach vieler Mühe gelang es endlich, die Streitenden zu trennen und sie zu veranlassen, den Saal zu verlassen. Der Kadet, der durch seine That den Skandal provozirte, ist ein Graf Kinsk. Die Offiziers erklärten übrigens, daß sie seine Handlungsweise mißbilligten und trugen durch maßvolles Benehmen nicht wenig zu Wiederherstellung der Ruhe bei. Die Atmosphäre muß an und für sich im „Orpheum“ schon sehr erhitzt gewesen sein, wenn eine erbärmliche Chansonetten-Sängerin den Anlaß zu solchen „nationalen Kundgebungen“ geben konnte.

Bei der Ankunft eines großen Mehltransportes in der Getreidehalle zu Paris haranguirte ein Straßenredner das Publikum in folgender Weise: „Ja, meine Herren, nur Vertrauen! Die Preußen werden nichts von allem dem hier essen! Und wem verdanken wir dies? Dem edlen Triumvirat Palikao, Mac-Mahon, Trochu und Bazaine.“ Einer der Umstehenden unterbrach hier mit der spöttischen Bemerkung, daß ein Triumvirat gewöhnlich nur aus drei Personen bestehe. Unser Redner aber entgegnete verächtlich: „Ich bedaure die Leute, welche in so feierlichen Momenten sich mit Zählen beschäftigen.“

Zur Wiener Weltausstellung für das Jahr 1873, die unter allen Umständen stattfinden soll, laufen bereits von vielen Seiten theils an Behörden, theils an maßgebende Persönlichkeiten Anerbietungen aller Art ein. Der Pächter der Hermannshöhle nächst Kirchberg am Wechsel offerirte dem Gemeinderathe Tropfsteingebilde zu Bassins, Fontainen, Aquarien &c. — Zum Magistrat kam ein Franzose und trug seine Dienste für die Ausstellung mit dem Bemerken an, daß er zum Gelingen der Pariser Exposition namhaft beigetragen habe. Ueber näheres Befragen stellte es sich heraus, daß der Mann — Aufseher in einem Trakt der Maschinenabtheilung war.

Man erzählt in Paris folgende Kinderfabel: Der Kammerdiener des Marschalls Bazaine, schon seit zwei Jahren in dessen Diensten, sei ein preußischer Offizier gewesen, der sich für einen Elsäßer ausgab und ihn auf allen seinen Ausflügen begleitete. Da es für einen Kammerdiener bekanntlich kein Geheimniß gibt, konnte er das von Bismarck geschaffene Heer von Spionen auf's Gründlichste unterrichten, und so die Ueberraschungen vorbereiten, deren Opfer die französischen Soldaten geworden waren. Der angebliche Kammerdiener soll im kurzen Prozeß erschossen worden sein.

Die „orthodoxen Israeliten“ haben, wie die „Presse“ schreibt, in den oberen Gegenden Ungarns Gebete für den Sieg der Franzosen angeordnet. (Selbstverständlich, alle Ochsen sind für Frankreich.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Mallmann.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 199 Dienstag, 13 September 1870.

Die Siegesfeier am 3. September.

Aschaffenburg, 12. Sept.

Unserem Versprechen gemäß, kommen wir noch einmal auf die Siegesfeier im „Deutschen Haussaale" am 3. d. Mts. zurück, die allen Theilnehmern gewiß unvergeßlich bleiben wird. Der Saal war entsprechend geziert. Eine Gesangsgöttin wurde in aller Eile zu einer Germania umgestaltet und hatte die Leier mit dem Schwerte vertauscht, das sie in angeborner Musenschüchternheit in den Falten ihres Kleides zu verbergen suchte. Herr Bürgermeister Will, der ob seiner Wiederwahl gleichfalls einen Siegestag feierte, eröffnete die Versammlung ungefähr mit folgender Rede:

Meine Herren! Vor Allem danke ich der geehrten Versammlung dafür, daß sie der Einladung der städtischen Behörde so zahlreich gefolgt ist. Ihr zahlreiches Erscheinen ist mir ein Beweis, wie sehr es Sie drängt, die Freude Ihres Herzens über die neuesten großen, nicht geahnten Erfolge der deutschen Waffen gegenseitig auszusprechen, dieser Freude dem Bekannten, dem Nachbarn, dem Freunde gegenüber Ausdruck zu verleihen und sie dadurch noch inniger zu gestalten. Es möchte vielleicht zwar eingewendet werden, die Zeit sei zu ernst, die gebrachten Opfer zu groß, um der Freude so lebhaften Ausdruck zu geben. Allerdings schaudert das Menschenherz bei dem Gedanken an die Opfer, welche der mörderische Krieg zu Tausenden und Abertausenden hinweggerafft hat. Wer könnte die Thränen bekümmerter Eltern zählen, wer die Schmerzen der armen Verwundeten ermessen, welche der Krieg verursachte!? Aber so schwer auch diese Opfer der Einzelnen sind, sie müssen doch in den Hintergrund treten vor der Erwägung, daß sie das Vaterland erheischte, und daß sie nicht umsonst gebracht wurden. Niedergeschmettert ist der Erbfeind Deutschlands, die jahrhundertlangen Kämpfe französischer Eroberungssucht sind beendigt, wir erhalten die geraubten Lande zurück, Deutschland ist einig und wir werden uns auf eine lange Zeit hinaus der Segnungen des Friedens zu erfreuen haben. Diese Erfolge berechtigen uns sicherlich, unsere Freude, welche heute von dem edelsten Patriotismus getragen ist, rückhaltlos zu äußern. Ja, wir wollen von Grund des Herzens aufjubeln in dem Gedanken an die Einigkeit der deutschen Stämme, an die Größe Deutschlands, das jetzt wieder nach langer, langer Ohnmacht den alten Antheil an Gestaltung der Weltgeschichte nimmt.

Aber in dieser Freude wollen wir Bayern Desjenigen nicht vergessen, der durch seinen entschlossenen Eintritt in den nationalen Kampf zu dessen rascher und glücklicher Führung so wesentlich beitrug, des ächt deutschen Fürsten, unseres geliebten Königs, der, unbeirrt durch Versuchungen von gewisser Seite, das deutsche Banner hochhielt und hiedurch zugleich die Stellung und den Namen Bayerns wahrte, wie dies in der Geschichte nie zuvor der Fall war. Wir zollen heute dem Oberhaupte unseres theuren Bayernlandes den innigsten Dank für diese mannhafte deutsche That und rufen mit Begeisterung: Hoch lebe Seine Majestät König Ludwig II. von Bayern!

Die Versammlung stimmte begeistert in das Hoch ein, denn Jeder fühlte, daß die deutsche Gesinnung und rasche Entschlossenheit unseres Königs viel dazu beigetragen hat, daß von den deutschen Truppen so große Erfolge errungen wurden.

Darauf erhob sich der bayerische Obristlieutenant und Stadtkommandant v. Gilardi und brachte mit wenig Worten auf den siegreichen Führer der deutschen Heere, König Wilhelm von Preußen, einen Toast aus, in den die ganze Versammlung begeistert einstimmte.

Nach einiger Pause sprach Herr Fabrikant Alois Dessauer über das erhabene und begeisterte Gefühl, das Jeden ergreife bei Betrachtung der großen Tapferkeit unserer Armee und der endlichen Erreichung des hehren Zieles, welches bisher als Ideal uns vorgeschwebt, nämlich der Einigung der deutschen Stämme. Das Ergebniß sei die Unbesiegbarkeit der vereinten deutschen Armeen, innige Waffenbrüderschaft, herzliches Annähern von Süd und Nord, welches von den nach den errungenen Siegen heimkehrenden Truppen für alle Zukunft fest im Herzen getragen wird. Man sehe, wie viel bei guter Führung die deutschen Heere zu leisten vermögen. Er brachte einen Toast aus auf den Mann, welcher zwar an Jahren ein Greis, an Thatkraft und Heldensinn ein Jüngling, auf den Bundesoberfeldherrn, König Wilhelm, dann einen weiteren auf unsere tapfere heldenmüthige und aufopfernde Armee, in welche Alles voll Begeisterung einstimmte.

Die Stimmung wurde immer gehobener. Alt und jung unterhielten sich in bester Weise, zudem die Vorträge der vereinigten Sängergesellschaften unter Leitung des Herrn Gerichtsarztes Dr. Oefelein, so wie der Melomania, des Herrn Berghof und die Musik die Pausen würdig ausfüllten, nur Schade, daß in Folge allzulauter Begeisterung mancher Ton dem aufmerksamen Zuhörer verloren ging. Auch das Bier, was bei unserer Fröhlichkeit immer ein nicht zu verachtender Faktor ist, war vortrefflich, und rechtfertigte die hiesige Aktienbrauerei ganz und gar den guten Ruf, den sie auswärts besitzt.

Hr. Bezirksgerichts-Assessor Röthig brachte hierauf ein Hoch auf unser gemeinsames deutsches Vaterland etwa mit folgenden Worten:

Heil uns, die wir diesen Tag des Sieges erlebt! Heil unsern Kindern, die die Früchte der Siege dieser Tage genießen werden! Unsere schönsten kühnsten Hoffnungen sind Wirklichkeit geworden! Neu verjüngt erhebt sich — wie der Phönix aus der Asche — der deutsche Aar. Einig, groß, herrlich, wie nie zuvor, stehst Du da, theures deutsches Vaterland!

Schon vor 55 Jahren hatten unsere Väter mit Glück gekämpft für die Einigung und Freiheit des Vaterlandes. Den Diplomaten von Karlsbad und der heil. Allianz gelang es, die Errungenschaften jener Jahre zu vernichten. Doch der deutsche Geist drang durch. Die Volksbildung ward mächtig gehoben, die Wehrkraft des Volkes organisirt, der nationale Gedanke mannigfach belebt und gefördert. Und — Dank den verständigen deutschen Gesinnungen unserer Fürsten, Dank unseren heldenmüthigen Armeen, der gesunde und kräftige Sinn des deutschen Volkes — er feiert jetzt den Triumph über die Hindernisse, die sich noch in den letzten Jahren zu thürmen schienen; sie sind zerstoben, die Kluft zwischen Nord und Süd ist ausgefüllt, geschlagen ist die Brücke des Mains!

Eins ist das deutsche Volk, ein einig Volk von Brüdern!

Und weil es einig ist, hat es gesiegt, weil es einig ist, ist es großmächtig, angesehen bei allen Völkern! Der deutsche Geist wird auch noch weiter schaffen! was noch fehlt, es wird werden ein großes einiges freies Deutschland!

Dies unser Aller höchster Wunsch, ihm Ausdruck zu geben, stimmen Sie mit mir in den Ruf: Es lebe Deutschland! (Stürmischer Beifall.)

Hr. Uhrmacher Schultz schilderte die Gefahren, welche unserm deutschen Vaterlande noch vor kurzer Zeit drohten, und sprach nun die zuversichtliche Hoffnung aus, daß die großen erfolgreichen Siege, die unser tapferes deutsches Heer über unsern Erbfeind errungen habe, uns jetzt schon die Gewißheit gebe, daß unser Volk nicht mehr vor Gefahren zu zittern, sondern alle Ursache habe, sich jetzt schon zu freuen über die herrliche Morgenröthe die über unser Vaterland aufgegangen, die uns die lang ersehnte Einigkeit, Zusammengehörigkeit und Freiheit verkünde.

Redner empfiehlt nun warm die wahre Vaterlandsliebe, die Liebe zum gesammten deutschen Volke zu pflegen, die wahre Freundschaft im Volksleben zu erhalten und auszudehnen über alle deutschen Stammesgenossen, dann würden wir auch erleben, daß jeder Deutsche mitwirken würde, für Förderung des Rechts, des Wohlstandes, der Bildung und Freiheit im Vaterlande; nur dann könnten die großen Opfer, die dieser unglückselige Krieg fordert, zum Segen und Heile des Volkes werden. Und der größte Sieg würde dann sein, ein freies, einiges, großes Deutschland mit deutscher Zentralgewalt und deutschem Parlamente.

Hierauf folgte ein Hoch der deutschen Volksfreundschaft, was begeisterte Aufnahme fand.

Hr. Staatsanwalt Stadelmann gedachte des Führers der 3. Armee und der bayrischen Truppen mit folgenden Worten:

Meine Herren! Als wir Bayern bei dem Ausbruche des gegenwärtigen Krieges die Kunde vernahmen, daß auf den hochherzigen Entschluß Sr. Majestät des Königs von Bayern hin, an der Seite Preußens und der übrigen deutschen Staaten den Erbfeind der deutschen Nation bekämpfen zu wollen, der Kronprinz von Preußen den Oberbefehl über unsere Truppen übernommen habe, wer von uns fühlte sich da nicht hocherfreut, eine Freude, welche in dem begeisterten Empfange Hochdesselben von Seite der Bewohner Münchens den besten Ausdruck gefunden hat! Und als wir dann auf die Kunde von dem ersten Siege der Deutschen bei Weißenburg, an welchem die bayerische Armee, und insbesondere auch die beiden Bataillone unserer Garnison einen so hervorragenden und rühmlichen Antheil genommen haben, in dem Telegramme des „Königs an die Königin" den Ausdruck inniger Freude darüber lasen, daß der Sohn, „unser Fritz", den Sieg erfochten; als wir dann ferner in dem offiziellen Telegramme über die Schlacht bei Wörth den gleichen Ausdruck der Freude des Vaters an dem glorreichen Siege des Sohnes, „unseres Fritzes", lasen, wer wurde da neben der Freude über die Erfolge der deutschen Waffen nicht auch von wahrer Rührung ergriffen? Ja, meine Herren, welch ein erhebendes, inniges Familienverhältniß erblicken wir hier! welch schönes Bild eines Fürstensohnes, eines deutschen Fürstensohnes!

Ergreifen Sie Ihre Gläser und stimmen Sie mit mir ein in den Ruf: „Seine Königliche Hoheit der Kronprinz von Preußen, der Oberbefehlshaber der bayerischen Truppen, lebe dreimal hoch!"

Begeistertes Hoch folgte seinen Worten um so mehr, als Einzelne von den Tapferen, welche die Schlacht bei Weißenburg und Wörth mitgemacht hatten, selbst zugegen waren.

Hr. Rentbeamte **Sommer** gedachte der künftigen Gestaltung des deutschen Volkes, indem er Folgendes sprach:

Der Schöpfer hat dem Menschen eine schöne Eigenschaft ins Herz gelegt, nämlich die Eigenschaft, Schmerz und Unbilden, die wir erleben und ertragen mußten, zu vergessen. Welche Unbilden mußte unser Deutschland im Verlaufe von Jahrhunderten und bis in die jüngste Zeit erdulden und wie schmerzlich mußten diese Unbilden ein deutsch-fühlendes Herz berühren.

Nun, meine Herren, ist der Augenblick gekommen, in welchem wir alle Unbilden der Vergangenheit und alle Schmerzen, die wir deßhalb empfanden, vergessen können.

Neuerdings erkühnte sich der Franzose, die deutschen Marken zu seinen Gunsten zu verlangen und begann in frechem Uebermuthe einen beispiellos blutigen Krieg. Heute, meine Herren, feiern wir die gerechte Niederlage des Störenfriedes, und von heute an datirt sich eine schönere Zukunft für Deutschland.

Dank der Eintracht unserer Fürsten! Dank dem Löwenmuthe und der Kraft und Ausdauer der deutschen Armee! welche den Sieg mit ihrem Herzblute errungen und besiegelt hat. Ja, meine Herren! Heute können und müssen wir Alles vergessen, was wir in der Vergangenheit gelitten; denn ich bin fest überzeugt, daß unsere Fürsten und maßgebenden Staatsmänner jetzt dem Feinde Bedingungen diktiren werden, welche uns den Frieden und die Wohlfahrt Deutschlands für alle Zukunft sichern. Unsere Fürsten werden nicht dulden, daß wieder wie in früheren Fällen der Neid und die Eifersucht des Auslandes mit seiner feilen und heuchlerischen Diplomatie verderben, was das Schwert unserer Armee in blutigen Schlachten errungen hat.

Doch, meine Herren, um dieses Alles zu erreichen, müssen wir einig sein und bleiben; nur wenn wir alle kleinlichen Bedenken und Sonderinteressen abstreifen, werden wir groß, stark und geachtet dastehen und Deutschland wird dann im großen Völkerkonzerte nicht mehr wie bisher, eine untergeordnete klägliche Rolle spielen, sondern es wird seine berechtigte Stellung als erste Macht Europa's einnehmen. Das kann aber nur erreicht werden, wenn wir einig sind.

Darum bringe ich der deutschen Eintracht ein Hoch!

Das Hoch auf die deutsche Eintracht fand gewiß in allen Herzen einen ehrlichen lebhaften Widerhall. Angesichts der glänzenden Zukunft des deutschen Volkes wird es auch der Partei, die Böses will und Gutes schafft, nicht mehr gelingen, die rosigen Verhältnisse unseres deutschen Vaterlandes auch nur vorübergehend zu trüben. Vielen, insbesondere vom Lande, werden jetzt schon die Augen aufgegangen sein, daß man sie mit den Vorspiegelungen nur zu Gunsten einer Partei am Narrenseil herumgeführt hat.

Daß Hr. Rentbeamte Sommer auch die materielle Seite nicht vergaß und einen thatsächlichen Beweis der Vaterlandsliebe einsammelte, was 105 fl. einirug, haben wir schon früher erwähnt.

Zum Schlusse erwähnen wir noch die von Herrn Verwalter **Ettinger** mit Beifall vorgetragenen Gedichte.

Die Siegesfeier dauerte lange und, wir möchten glauben, daß sie bei der Jugend hie und da in eine Niederlage ausartete, während auch bei manchen der gestandenen Gäste eine zärtliche Auseinandersetzung der besseren Hälfte über das: „omne nimium nocet“ nicht gefehlt haben wird.

Vom Kriegsschauplatz.

(Fortsetzung.)

Um 11 Uhr 55 Minuten ward das Gewehrfeuer im Thale hinter Sedan, welches etwa um 25 Minuten nach 11 Uhr angefangen hatte, äußerst lebhaft und zu einem ununterbrochenen Geraffel, welches nur durch das lautere Grollen der Mitrailleusen unterbrochen wurde, die mörderisch auf die sächsischen und bayerischen Kolonnen wirkten. Man hörte es durch das Gebrüll der Batterie unter unseren Füßen. Gerade um Mittag brachte die preußische Batterie von sechs Kanonen auf dem Abhange über der zerstörten Eisenbahnbrücke über die Maas bei La-Villette die zwei französischen Batterieen, die, wie schon erwähnt, am Fuße des Hügels bei Floing standen, zum Schweigen. Zehn Minuten später ward die französische Infanterie, nicht mehr von ihrer Artillerie unterstützt, genöthigt, Floing zu räumen und bald darauf verkündigte uns General v. Roon, der eifrig durch ein großes Teleskop schaute, daß die Verbindung der Sachsen und Preußen hinter Sedan sicher vollzogen sei. Von diesem Augenblicke war die Entscheidung gewiß, da die Franzosen vollkommen umzingelt und zum Stehen gebracht waren.

Um 12 Uhr 25 Minuten waren wir sehr erstaunt, ganze Wolken von zurückgehender französischer Infanterie auf dem Hügel zwischen Sedan und Floing zu sehen, während eine preußische Batterie von St. Menges mit Granaten große Wirkung in den retirirenden Linien hervorbrachte. Der ganze Hügel war eine Viertelstunde lang mit laufenden Franzosen bedeckt. Weniger als eine halbe Stunde später machte uns General v. Roon aufmerksam auf eine andere französische Kolonne, die rechts von Sedan auf der Straße von Bazeilles nach dem Gehölze von La Garenne in vollem Rückzuge war. Zu gleicher Zeit etwa erschien eine dritte französische Kolonne, die sich über eine breite Grasfläche durch das Holz von La Garenne bewegte, unmittelbar jenseits Sedan, ohne Zweifel, um die Vertheidigung der wichtigen Schlucht von Bazeilles im Nordosten der Stadt zu unterstützen.

Um 12 Uhr 55 Minuten eröffneten die französischen Batterien am Saume des Holzes von La Garenne und darüber ein kräftiges Feuer auf die vorrückenden preußischen Kolonnen vom dritten Korps, deren Absicht es war, den Hügel nordwestlich von La Garenne zu stürmen und dadurch den Schlüssel der Stellung auf jener Seite zu gewinnen. Um 1 Uhr 5 Minuten begann noch eine andere französische Batterie am Walde ihr Feuer auf die preußischen Kolonnen, die genöthigt waren, ihre Stellung zu wechseln, um sich dem Zielpunkte der französischen Granaten zu entziehen. Gleich darauf sahen wir preußische Tirailleurs auf dem Gipfel des Hügels von La Garenne oberhalb Torcy. Sie schienen zu schwach, und General Sheridan, der neben mir stand, rief: „Ach, die armen Teufel, sie sind zu schwach, sie können niemals diese Position gegen alle die Franzosen halten!“ Dies bestätigte sich bald, denn die Preußen wurden genöthigt, den Hügel herab zu retiriren, um Verstärkung zu suchen, da die vorrückenden Franzosen wenigstens sechs gegen einen waren. Aber in fünf Minuten kehren sie zurück, dieses Mal stärker, doch immer noch in bedenklicher Minderzahl gegen die mächtigen französischen Kolonnen. „Hilf Himmel“, sagte General Sheridan, „die französischen Kürassiere werden gegen sie anstürmen!“ Und wirklich formirte sich ein Regiment französischer Kürassiere, Helme und Kürasse im Sonnenscheine funkelnd, in Schwadronskolonne und stürmte den Abhang herunter gegen die preußische Tirailleure. Ohne erst Linie zu bilden, empfing die Infanterie die Kürassiere mit einem überaus fürchterlichen Schnellfeuer auf etwa 150 Schritte, so schnell als möglich ladend und in die dichten Massen feuernd. Zu Hunderten fielen Roß und Mann über den Haufen und das Regiment ging viel schneller zurück, als es gekommen war. Im Augenblicke, als die Kürassiere umwandten, gingen in der That die muthigen Preußen ihnen in heißer Verfolgung im Doppelschritte nach. So etwas ist nicht oft in den Annalen der Kriegsgeschichte erzählt. Dann ging die französische Infanterie vor und griff die Preußen an, die ruhig unter einem höchst raschen Feuer der Chassepots warteten, bis der Feind auf etwa 150 Schritte herangekommen war und ihm dann eine solche Ladung Blei zuschickten, daß die Infanterie bald der Kavallerie folgte und hinging, wo sie hergekommen war, das heißt hinter einen Höhezug, etwa 600 Schritte auf Sedan zu, wo die Tirailleurs sie nicht treffen konnten . . .

Um halb 2 Uhr machte ein neues Regiment französischer Kavallerie, dieses Mal, wie mir schien, Chasseurs, einen anderen Versuch, die Preußen zu vertreiben, die jede Minute verstärkt wurden. Aber sie erlitten dasselbe Schicksal, wie ihre Genossen in den Stahljacken und wurden mit großem Verluste zurückgejagt, während die Preußen die Gelegenheit benutzten, um ihre Linie um einige hundert Schritte der französischen Infanterie näher zu bringen. Plötzlich theilte sie sich in zwei Hälften, indem sie zwischen sich eine Breche von etwa 100 Schritten in ihrer Linie ließen. Wir warteten nicht lange, bis wir die Absicht dieser Bewegung erkannten, denn die kleinen weißen Dampfwolken von der Höhe hinter den Tirailleurs und die darauf folgende Bewegung in den dichten französischen Massen zeigte uns, daß „**ces diables de Prussiens**“, Gott weiß wie, zu Stande gebracht hatten, ein paar Vierpfünder den steilen Abhang hinauf zu schaffen und Feuer auf die Franzosen zu geben. In dem Augenblicke muß bei der französischen Infanterie irgend etwas nicht in Ordnung gewesen sein, denn anstatt die Preußen anzugreifen, denen sie wenigstens immer noch um das Doppelte überlegen waren, blieben sie in Kolonnen auf der Höhe und sahen die Hoffnung, den Tag wieder zu gewinnen, vor ihren Augen schwinden. Dann versuchte die Kavallerie nochmals eine Art von Balaklawa-Arbeit zu machen, aber ohne den Erfolg jener unvergeßlichen Sechshundert.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[General Staff.] Die „Nordd. Allg. Ztg.“ schreibt: Zum Erstenmale finden wir uns mit den französischen Blättern einverstanden über die Ursachen, welche unseren Waffen den Sieg über die französischen Armeen gegeben haben. Der Pariser „Figaro“ Nr. 248 vom 5. September schreibt wörtlich: „Wissen Sie, wer der preußische General ist, der im Auftrage seines Kriegsministers seit dem Jahre 1866 in Paris alle Nachrichten zu sammeln hatte, die sich auf die von der Gränze nach der Hauptstadt führenden Straßen bezogen? Das war der General Staff, den die ganze vornehme Pariser Gesellschaft wohl kennt und der überall empfangen ward. Nur durch diese Auskünfte und den Karten, die der General Staff lieferte, ist es dem Prinzen Friedrich Karl und dem General Moltke möglich geworden, ihren Feldzugsplan, den sie jetzt in Ausführung bringen, festzustellen.“ Wir haben kaum nöthig, unseren Lesern zum Verständniß dieser hübschen Anekdote zu sagen, daß der „Redakteur“ des „Figaro“, Hr. E. Blavet, den Stoff zu dieser wichtigen Mittheilung offenbar aus einer englischen Zeitung geschöpft hat, wo von „staff“ die Rede war, was eben Stab bedeutet, so daß der preußische General Staff, dieser General, „der sich seit 1866 in der besten Gesellschaft von Paris bewegt hat“, nichts weiter ist, als — der preußische Generalstab. — Das ist ein würdiges Seitenstück zu dem Monsieur Domchor, den einmal Pariser Blätter einen Trauerchoral in Deutschland anstimmen ließen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers [illegible] Mallendt

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 200 Mittwoch, 14. September 1870.

Zeitgemäße Erinnerung an die Mißhandlungen, die unser deutsches Elsaß und Lothringen von den Franzosen erlitten haben*).

Die ganze Geschichte des Elsaßes und Lothringens, wie überhaupt aller unserer Rheinlande ist seit dem Untergang des großen schwäbischen Kaiserhauses nur eine lange Geschichte französischer Mißhandlungen. Sind sie jetzt überstanden, so müssen wir uns doch erinnern, wie lange wir sie zu unserem Unglück und unserer Schmach geduldet haben, und müssen daraus die Lehre schöpfen, wie nothwendig und unerläßlich für eine große Nation (und das ist die deutsche) ihre Einheit, das feste Zusammenhalten ihrer Stämme ist, wenn sie nicht einer kleineren und schlechtern Nation (und das ist die französische) zum Raube werden oder zum verächtlichen Spielzeug dienen soll.

Unser nationales Unglück schreibt sich vom Untergange des edlen schwäbischen Kaiserhauses her, seit einem halben Jahrtausend. Es war dem römischen Papste damals gelungen, im engen Bunde mit Frankreich das mächtige deutsche Reich zu zerrütten, indem man das gutmüthige deutsche Volk übertölpelte und ihm den Glauben beibrachte, der römische Hof, der alles deusche Wesen auf's Tiefste haßte, meinte es besser mit ihm, als der deutsche Kaiser. Die Uebertölpelung wäre vielleicht nicht gelungen, wenn sich nicht unter den deutschen Fürsten Verräther gefunden hätten, die es mit dem Papst und den Franzosen hielten und den guten Deutschen die Augen verkleisterten. Unter diesen verrätherischen Fürsten ragten zuerst die Welfen hervor, deren Nachkommen in Hannover noch vor vier Jahren gegen das große deutsche Nationalinteresse verschworen waren und eine Legion in Frankreich besoldeten, um sie gegen Deutschland zu führen. So undeutsch dachten die Welfen schon im 12. Jahrhundert und kämpften für den römischen Papst gegen den deutschen Kaiser. Das war der weltberühmte große Kampf zwischen Guelfen und Ghibellinen.

Als das welfische Fürstenhaus sich durch Theilungen schwächte, übernahm das Haus Habsburg seine Rolle. Rudolph von Habsburg erkaufte sich die deutsche Kaiserkrone vom Papst und vom König von Frankreich nur durch die demüthigste Kriecherei und durch das Versprechen, stets nur dem päpstlichen und französischen Interesse dienen zu wollen. Dieses Versprechen hat er und haben seine Nachfolger erfüllt, denn er gab seine Tochter dem Sohn des französischen Prinzen, der den letzten Hohenstaufen, den schönen jungen Conradin, auf dem Marktplatze zu Neapel hatte enthaupten lassen, und er und seine Nachfolger ließen nicht nur Unter-Italien, sondern auch Ungarn in französische Hände fallen. Nur auf Vermehrung ihrer Hausmacht bedacht, wurden sie auch von den übrigen deutschen Kurfürsten und Fürsten nur unter der Bedingung zugelassen, daß jeder dieser Fürsten vom Reichsgut, von den Regalien und insbesondere von den großen Gütern der Hohenstaufen so viel zusammenraffte und sich aneignete, als er vermochte. Anstatt dieser allgemeinen Plünderung zu wehren, halfen die Habsburger nur mit plündern, und eigneten sich unter Anderem die Landvogtei im Elsaß zu.

Ohne uns hier weiter auf die unglückselige und Deutschland so verderbliche Politik der Habsburger in andern Beziehungen einzulassen, halten wir uns hier nur an die habsburgische Landvogtei im Elsaß. Sie charakterisirt sich hauptsächlich durch die volksfeindliche Politik, welche die Habsburger gleichen Schrittes mit den französischen Herzogen von Burgund einhielten. Es war nämlich den Habsburgern nicht genug, in der auswärtigen Politik undeutsch zu sein und Italiener und Franzosen (bald nachher auch Spanier, Ungarn und Slaven) vor den Deutschen und gegen die Deutschen zu begünstigen, sondern sie gaben auch in der innern Politik einen eingewurzelten tiefen Haß gegen die altgermanischen Volksrechte wie gegen die neue bürgerliche Freiheit der Städte zu erkennen. Daher ihr Jahrhunderte langes Bemühen, die alte alemannische Volksfreiheit in der Schweiz zu unterdrücken. Daher auch ihr despotisches Verfahren gegenüber den Reichsstädten und dem Bürgerthum in den Niederlanden. Sie lebten und webten nur in ihrem Hofzirkel, umgeben vom Adel, den sie allein gegen Bürger und Bauer begünstigten, unter Festen und prächtigen Turnieren, wie auch geliebkos't von der Hierarchie, deren Ueppigkeit sie gern sahen und der

*) Aus dem bemerkenswerthen Buch: „Elsaß und Lothringen sind und bleiben unser." Von Wolfgang Menzel.

sie verschwenderisch neue Herrenrechte über die armen Bauern verliehen.

Aus dieser innigen despotischen und hochadeligen Seelenbrüderschaft der beiden Häuser Habsburg und Burgund ging schon zur Zeit des Konstanzer Konzils der Bund hervor, welchen sie schlossen, um das Konzil mit Gewalt zu sprengen und den großen Reformationsplan, welchen damals Kaiser Sigismund mit Hülfe der deutschen und englischen Bischöfe durchzusetzen hoffte, zu durchkreuzen und das römische Papstthum bei allen seinen gräulichen Mißbräuchen zu erhalten. Die tapfern Schweizer retteten damals das Konzil. Nach wenigen Jahrzehnten indeß gelang es den Habsburgern, nachdem ihr elender, fauler Friedrich III. Kaiser geworden war, dennoch im Einverständniß mit Frankreich, das Papstthum mit allen seinen Mißbräuchen wiederherzustellen und dem Romanismus neue Gewalt über den Germanismus zu verleihen. In dieser Periode entblödeten sich die Habsburger nicht, ihre Landvogtei im Elsaß dem Herzog Karl von Burgund zu verkaufen, einem Nationalfranzosen, einem Wälschen, einem Tyrannen, der sich vor Uebermuth und Willkür nicht zu lassen wußte, bis ihn die Schweizer in einer siegreichen Schlacht bei Nanzig todtschlugen.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

(Schluß.)

Nochmals kamen die Kürassiere herunter, diesmal gerade auf die beiden Feldgeschütze los. Aber ehe sie auf dreihundert Schritte an die Kanonen herangekommen waren, bildeten die Preußen Linie wie auf der Parade, warteten, bis sie auf 75 Schritte heran waren und gaben ihnen dann eine Ladung, die uns die ganze führende Schwadron niederzuwerfen schien, so daß sie buchstäblich den Weg zu den Kanonen für die Nachfolgenden hinderte. Nach diesem letzten Angriff, der vollständig mißlang, obgleich höchst tapfer gedacht und ausgeführt, wie auch die beiden vorhergehenden, ging die Infanterie schnell auf Sedan zurück und in einem Augenblicke schwärmte der ganze Hügel von preußischen Tirailleurs, die aus der Erde hervorzuwachsen schienen. Nach dem letzten verzweifelten Angriffe der französischen Kavallerie sagte mir General Sheridan: „Ich sah niemals etwas so Verzweifeltes, so durchaus Thörichtes, es ist der reine Mord.“

Nach dem Rückzuge der französischen Infanterie avancirten die Preußen sehr rasch und nochmals wandten die französischen Schwadronen und machten eine verzweifelte Charge. Es war aber ganz vergebens; die dünne blaue Linie hielt den wilden gallischen Anlauf bald auf. Es war sehr auffallend, daß die Franzosen weder Artillerie noch Mitrailleusen auf dem Hügel hatten zur Unterstützung ihrer Infanterie. Die Stellung war sehr wichtig und gewiß der Mühe werth, Alles anzustrengen, um sie zu halten. Klar genug wurde es uns aber, daß die französische Infanterie, nachdem sie es einmal versucht hatte, nicht mehr mit den Preußen anbinden wollte, und daß die Kavallerie sie durch ihr Beispiel ermuthigen wollte.

Während dieser große Kampf unter unseren Augen vorging, fand ein nicht weniger scharfer und mörderischer statt für die Bayern, wie dieser es für die Franzosen gewesen war. Wenn es auf dem Hügel von Torcy an Mitrailleusen fehlte, so doch nicht in der Schlacht von Bazeilles. An jener Seite dauerte eine ganze Stunde lang das Gerassel der Musketen und der Mitrailleusen, und die bayerischen Offiziere sagen mir, daß die Verluste ihrer Regimenter schrecklich waren und die Mitrailleusen ganze Gassen rissen.

Um 2 Uhr 5 Minuten verließen die Franzosen den Hügel zwischen Torcy und Sedan gänzlich und gingen zurück auf die Vorstadt Caral, eben außerhalb der Wälle der Stadt. Es entstand eine Pause in dem Feuer auf der ganzen Linie, oder vielmehr dem Kreise, der sich jetzt gebildet hatte. Graf Bismarck nahm Gelegenheit von dieser Pause, um sich mit den amerikanischen und englischen Freunden zu unterhalten. „Ich habe dem belgischen Kriegsminister gesagt, daß, so lange die belgischen Truppen ihr Aeußerstes thun würden, jede Anzahl von französischen Truppen, welche die Gränze überschreiten, zu entwaffnen,“ sagte Graf Bismarck, „ich die Neutralität von Belgien strengstens innehalten werde, wenn aber im Gegentheil die Belgier aus Nachlässigkeit oder Unfähigkeit nicht jeden Mann in französischer Uniform, der einen Fuß auf ihr Gebiet setzt, entwaffnen und festhalten würden, so würden wir mit unsern Truppen dem Feinde sofort in das neutrale Gebiet folgen und annehmen, daß die Franzosen zuerst die belgische Neutralität gebrochen haben. Ich habe einen Blick auf die belgischen Truppen an der Gränze geworfen,“ fügte Graf Bismarck hinzu, „und ich gestehe, sie haben mir keine große Meinung von ihrem kriegerischen Feuer und ihrer Disziplin beigebracht. Wenn sie ihre Mäntel anhaben, sieht man viele Paletots, aber wenig Soldaten.“ Ich fragte Se. Excellenz, ob er glaube, daß der Kaiser in Sedan sei. „O nein! war die Antwort, Napoleon ist zwar nicht sehr weise, aber er ist doch nicht so närrisch, sich jetzt in Sedan aufzuhalten.“ Für dieses Einemal hatte Graf Bismarck doch Unrecht.

Um 2 Uhr 45 Minuten kam der König in die Nähe, wo ich stand, und sagte, er glaube, daß die Franzosen würden versuchen, gerade unter uns durchzubrechen, gegenüber dem zweiten bayrischen Korps. Um 3 Uhr 20 Minuten fuhren die Bayern nicht nur fort, in die Befestigungen von Sedan einzudringen, sondern setzten

sich darin fest, indem sie von Haus zu Haus vordringen. Gegen 4 Uhr war ein starkes Gefecht um den Besitz der Höhen über Bazeilles. Dieses vorüber wurde Sedan von allen Seiten von der preußischen Artillerie bestrichen. Dieser Vortheil ward um 4 Uhr 40 Min. erlangt und von dem Augenblicke an konnte nicht der Schatten eines Zweifels über das endliche Schicksal von Sedan bestehen.

Etwa um 5 Uhr fand eine plötzliche Unterbrechung der Kanonade auf der ganzen Linie statt. Es gab viele und verschiedene Vermuthungen über diese augenblickliche Stille. Sie können unser Erstaunen Sich denken, als wir 5 Minuten später einen französischen Offizier von zwei Uhlanen begleitet in scharfem Trabe den steilen Reitweg von Sedan heraufkommen sahen, wobei einer der Uhlanen ein weißes Handtuch an einem Stecken als Parlamentärflagge trug. Der Bote zeigte sich als ein französischer Oberst, der kam, um die Bedingungen der Uebergabe zu erfragen.

Nach einer sehr kurzen Berathung zwischen dem Könige und General v. Moltke wurde ihm gesagt, daß bei einer Sache von solcher Wichtigkeit es nöthig sei, einen Offizier hohen Ranges zu senden. Er solle deßhalb nach Sedan zurückkehren und dem Gouverneur der Festung melden, er habe sich sofort zum Könige von Preußen zu verfügen. Käme er nicht in einer Stunde, so würde die Kanonade wieder eröffnet. Bedingungen würden nicht gewährt, er müsse sich unbedingt ergeben. Der Parlamentär ritt zurück. Um halb 7 Uhr entstand plötzlich ein Rufen „Der Kaiser ist da!" und dann ein lautes Hurrahgeschrei. Zehn Minuten darauf ritt General Reilly heran mit einem Briefe an den König. Sobald der französische General in Sicht war, formirte sich die kleine Eskorte von Kürassieren und Dragonern in doppelter Linie hinter dem Könige. Vor dieser Linie stand der Stab und zehn Schritte weiter vor Se. Majestät selbst, um den General Reilly zu empfangen, der ein eigenhändiges Schreiben des Kaisers an den König überbracht. [Der Inhalt desselben ist bereits bekannt.] Nach Empfang dieses höchst erstaunlichen Briefes wurde eine kurze Berathung gehalten zwischen dem Könige, dem Kronprinzen, der inzwischen nach der Ankunft des Parlamentärs herangekommen war, Graf Bismarck, v. Moltke und v. Roon. Nach einigen Minuten Besprechung setzte sich der König auf einen Strohstuhl, zwei Adjutanten hielten einen zweiten Stuhl wie einen Tisch und der König schrieb eine Antwort, worin er den Kaiser ersuchte, am nächsten Morgen ins Hauptquartier nach Vendresse zu kommen. Der König überreichte das Schreiben selbst an General Reilly. Um 7 Uhr 40 Min. kehrte der General wieder nach der belagerten Stadt zurück, eskortirt von den Uhlanen mit der weißen Parlamentärflagge.

Der Untergang der „Hansa".

(Bericht des Komite's für die zweite deutsche Nordpol-Expedition.)

Es ist bereits gemeldet, daß das Begleitschiff der Nordpolexpedition, der Schooner „Hansa", im Eise zertrümmert wurde. Am 6. d. M. versammelte sich in Bremen das Komite der Nordpolexpedition in Gegenwart des Herrn Dr. A. Petermann, um die heimgekehrten Offiziere und Gelehrten dieses Schiffes zu empfangen und ihren Bericht entgegenzunehmen. Es ist eine erschütternde Kunde von zahllosen Gefahren, aber auch von endloser Ausdauer, von zahllosen Schrecknissen, aber auch von endlosem Muth. Wir entnehmen dem in der „Weser-Zeitung" veröffentlichten Berichte Folgendes:

Der erste Versuch, in das Eis zu dringen, scheiterte. Am 10. August 1869 begann der zweite Versuch. Am 24. August war man der Küste bis auf 24 Seemeilen nahe gekommen, da trat ein starker Frost ein und am 19. September war das Schiff vollständig eingefroren. Nun preßten sich die Eisschollen immer fester an das Schiff, hoben es empor, wichen dann wieder, das Eis trat zurück, die „Hansa" glitt nach dem offenen Wasser hinunter, blieb aber auf einer Eiszunge hängen und wurde leck. Am 20. Oktober, als alles Pumpen nichts mehr half, wurde das Schiff aufgegeben. Nachdem gerettet, was zum Lebensunterhalt der Besatzung von Nutzen sein konnte, wurden am 22. Oktober die Masten gekappt. Am 23. Oktober, 2 Uhr Morgens, ist das Schiff gesunken. Das große Boot, welches frei auf Deck stand, blieb beim Sinken der „Hansa" auf der Oberfläche des Wassers liegen; die beiden anderen Boote hatten wir schon früher aufs Eis gebracht.

Die Liverpoolküste war kaum eine deutsche Meile entfernt; man sah deutlich ihre Klippen und Berge, die den Kalkalpen bei München auffallend gleichen; man erkannte die Halloway Bai und die Glasgow-Insel; aber nirgends war ein Weg durch das Eislabyrinth zu entdecken.

Am 20. Oktober 1869 standen die 14 Mann, welche die Besatzung der „Hansa" gebildet hatten, neben den wenigen geretteten Sachen in weiter Eiswüste, hilflos da. Aber sie verzagten nicht, sie rechneten darauf, daß das Eis gegen Süden treiben, sie nach etwa drei Vierteljahren in Regionen bringen werde, wo Rettung möglich sei. Die Schiffbrüchigen bezogen nun ein Haus, das, um Proviant bergen zu können, auf einem gewaltigen Eisfelde von sieben Seemeilen Umfang bereits Ende September errichtet war. Hier brachten sie 87 Tage zu. Die Kälte betrug im Durchschnitt nur —22° R., einmal fiel der Thermometer auf —26° R. Das Leben im Hause glich ganz dem auf dem Schiffe. Neben dem Hause auf einer Stange wehte die schwarz-weiß-rothe Flagge, das Symbol der Heimath.

Das Treiben des Eises nach Süden zu ging ung

ausgesetzt. Fast drei Grade südlicher als der Schiffbruch stattgefunden, wurde das Weihnachtsfest gefeiert. Ueber dasselbe lesen wir in einem der Tagebücher wörtlich: „Am Weihnachtstage hatten wir Regen. Während wir Nachmittags spazieren gingen, richteten die Steuerleute den Christbaum auf, indem sie in einen Stab Besenreiser wie Tannenäste einfügten. Für die Lichter hatte ich einen Wachsstock gespart. Papierketten und selbstgebackene Lebkuchen zierten den Baum; die Leute hatten dem Kapitän einen Knappsack und eine Revolvertasche gemacht; wir öffneten die Blechkiste von Professor Hochstädter und die andere von der Geologischen Reichsanstalt, deren Inhalt uns viel Spaß machte. Dann tranken wir ein Gläschen Portwein, fielen über die alten Zeitungen her, welche sich in der Kiste fanden und verloosten die Geschenke von Hochstätter. In stiller Weihe ging das Fest vorüber.

(Schluß folgt.)

Der Tempel deutscher Eintracht.

Das Auge glänzt vor Wonne! Laut pocht des Herzens Schlag!
Groß leuchtet Gottes Sonne an Deutschlands Ehrentag!
Furchtbar, wie Donnerrollen ertönt der Rache Wort:
„Steh' auf mein Volk und schirme des Vaterlandes Hort!"

Und wie mit Zauberschlägen erhebt sich groß und hehr:
Ein einig Volk von Brüdern! Ein einig Volk in Wehr!
Ein Volk voll hoher Helden! Voll Kraft und Todesmuth
Zu schirmen Deutschlands Marken mit Eisen und mit Blut!

Und Jeder treulich stehet zur hohen Wacht am Rhein!
Und Jeder stolz es fühlet, ein Deutscher jetzt zu sein!
Vom Norden bis zum Süden Begeist'rung mächtig glüht
Und deutsche Treu und Liebe die Herzen all umzieht.

Herrlich hat sich entfaltet die längsterträumte Zeit,
Die stammverwandten Brüder steh'n fest in Einigkeit,
Und ruhmvoll vor Europa ihr Banner sich entrollt,
Seht, wie sie siegreich flattern die Farben schwarz, roth, gold!

Vom Felsen bis zum Meere! vom Rhein zum Donaustrom,
Ersteht auf Riesensäulen der Deutschen Eintracht Dom,
Und in dem Tempel preisen, umwölbt vom Himmels Blau,
Gott dankbar Millionen für den gelung'nen Bau.

Fürth. **Friedrich Friedreich.**

Mannigfaltigkeiten.

[Eine Uhr als Lebensretter.] Einem der Verwundeten, welche Ende v. Mts. in Hamm eintrafen, war eine Chassepotkugel durch die Taschenuhr gedrungen, hatte das Gehäuse durchlöchert, das Räderwerk zertrümmert und ihm dann eine leichte Wunde in der Seite beigebracht. Der wackere Bursche hatte sich die Trümmer des Zeitmessers zusammen gesucht und trug seinen Lebensretter, wohl in Leinwand gewickelt, bei sich. Als er auf dem Perron einem Offizier von hiesiger Garnison die Sache klar zu machen suchte, trat auch ein Fremder heran und besah sich die Wirkung des Chassepots, nahm dann seine eigene Uhr und steckte sie dem verdutzten Krieger in die Tasche mit den Worten: „So, nu sallt ja wuoll wier goahn; juhe lött sik doch schlecht wier maken." (So, nun wird es wohl wieder gehen; die eurige läßt sich doch schlecht wieder machen.)

[Garde mobile.] Am 30. August langten die ersten Gefangenen dieser furchtbaren Art von Kriegern in Frankfurt an. Ein dortiges Blatt bemerkt: Dieselben gewähren einen höchst traurigen Anblick. Uniform trug Keiner, sondern Kittel, Blousen, Zipfelkappen, Hüte, zerrissene Leinenhosen, theils Schuhe und Stiefel aus Leder, theils Holzschuhe oder gar keine. Einer derselben fragte nach Herrn Kolb, um demselben seine Hochachtung zu bezeugen; man sagte ihm aber, daß der Herr, wie einst der Reaktion, so jetzt der dankbaren Anerkennung des Volkes in München, nach der Schweiz aus dem Wege gegangen sei.

[Kleine Kriegschronik.] In der „Köln. Z." erzählt Georg Horn, daß Napoleon nach der Zusammenkunft mit König Wilhelm in Sedan so erschöpft war, daß man ihm gleich ein Diner serviren mußte, so gut es ging, und derart von allen Mitteln entblößt, daß dem General v. Boyen, der den Auftrag bekam, ihn nach Kassel zu bringen, 2600 Thlr. übergeben werden mußten.

[Für Kutschke.] Eine Gesellschaft Wiener Studenten beabsichtigt dem Füsilier Kutschke, dem Verfasser des „Was krauchst dort in dem Busch herum", eine Meerschaumpfeife mit Silberbeschlag zu dediziren, auf welcher der „Napolium" und der Strauch, hinter welchem er „krauchst", geschnitzt sein soll.

• • •

Redaktion unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers L. [illegible]

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 201 Donnerstag, 15. September 1870.

Zeitgemäße Erinnerung an die Mißhandlungen, die unser deutsches Elsaß und Lothringen von den Franzosen erlitten haben.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte dieser Karl die Landvogtei von den Habsburgern erschachert, als er die ehrlichen Elsäßer wie Hunde zu behandeln anfing, und ihnen den Peter von Hagenbach, einen scheußlichen Gesellen, zum Vogt setzte, der in Breisach, von wälschen Söldnern umgeben, alle alten Freiheiten der Bürger vernichtete, die Widerstrebenden hinrichten ließ, sie ausplünderte, neue unerhörte Steuern (den sogen. bösen Pfennig) ausschrieb, Weiber und Mädchen entehrte, und allen guten Sitten Hohn sprach. Gewaltthätigkeit und Unzucht waren von jeher die Hauptcharakterzüge unserer wälschen Nachbarn. Von unserer Ehrlichkeit, unserem bürgerlichen Rechts- und Freiheitssinn und unserer Frauensittsamkeit konnten sie sich niemals einen Begriff machen. Natürlicher Weise empörten sich die deutschen Elsäßer gegen die französischen Lotterbuben in Breisach. Die Schweizer halfen. Hagenbach wurde hingerichtet. Sein Herzog Karl fiel in der Schlacht und die Landvogtei im Elsaß kam wieder an die Habsburger.

Das schöne Elsaß war aber schon seit dem Untergang der Hohenstaufen, seit der traurigen Zerstückelung des alemannischen Herzogthums die Beute adeliger und geistlicher Herren geworden, denen sowohl das habsburgische als das burgundische Haus bei den Uebergriffen in die alten Volksrechte, bei der Mißhandlung der Bürger und Knechtung der Bauern stets Vorschub geleistet hatten. Somit war das gemeine Volk im Elsaß auf eine klägliche Weise von Adel, Bischöfen und Aebten gedrückt.

Auch die kleinen Reichsstädte litten vielerlei Noth unter der habsburgischen Vogtei, besonders seitdem sie sich der Reformation Luther's zugewendet hatten. Nur Straßburg, damals schon eine große und feste Stadt mit reichen und stolzen Bürgern, wurde auffallend geschont. Das kam aber daher, weil der König von Frankreich damals schon ein Auge auf diese Stadt geworfen hatte, und ihr auf alle Weise schmeichelte, um sie für sich zu gewinnen und vom Kaiser abzuziehen. Man liest heute noch mit Erstaunen die geheime Korrespondenz König Franz I. mit dem Rathe der Stadt Straßburg. Der Letztere wird wie eine souveräne Macht behandelt. In einem Schreiben vom 14. Juli 1521 bittet der König die Stadt, sich bei seinem bevorstehenden Kriege mit dem Kaiser nur als eine neutrale Macht zu betrachten, ja er beklagt sich und ruft gleichsam den Magistrat von Straßburg zum Schiedsrichter auf, sofern ihm der Kaiser angeblich mit Unrecht Mailand weggenommen habe, was er jedoch nur als Reichslehen habe verwalten wollen.

Des französischen Königs Absicht bei dieser Beschmeichelung der Stadt Straßburg war zugleich, die Elsäßer unter einander zu spalten, um es überall nur mit kleinen Herrschaften und Städten zu thun zu haben. Als aber die Ideen der Reformation auch in das Elsäßer Landvolk eindrangen, was schon so lange von seinen vielen Herrn unerträglich gedrückt war, empörte es sich endlich und nahm im Jahre 1525 an dem schrecklichen Bauernkriege des südwestlichen Deutschlands Theil. Man ist berechtigt anzunehmen, daß die Bauern alle Ursache zu klagen hatten. Es liegt eine gewisse Wehmuth in dem Sprüchlein, mit dem sie die reichen Mühlhäuser Bürger um Beistand angingen: „Steuert ans Fähnlein der Gerechtigkeit, uns armen Bauern zur Seligkeit!“ Unter diesem Gesichtspunkte war auch wohl eine Aeußerung der Elsäßer Bauern nicht so ganz albern, als wofür sie gehalten worden ist. Sie sahen nämlich, als gerade der Herzog von Lothringen ihnen wohlgerüstet mit seiner Kriegsmacht entgegenzog, die Sonne am Himmel in einem Nebelringe, freuten sich darüber und sagten: „so wie der Ring jetzt die Sonne verdunkelt, so werden auch wir unsere bisherigen Herren umzingeln und austilgen.“ Aber die armen Leute unterlagen und wurden zu Tausenden unbarmherzig niedergemetzelt.

Nicht lange nachher, im Jahre 1552, beging das damalige Haupt der Protestanten in Deutschland, Kurfürst Moritz von Sachsen, den bekannten Verrath am Kaiser, und verkaufte dem französischen König Heinrich II. die Lothringer Bisthümer, Metz, Tull und Verdun, damit er ihm gegen den Kaiser helfe. Ein schändlicher Verrath an Deutschland, der sich mit nichts beschönigen, wohl aber auf die natürlichste Weise so erklären läßt, daß den Kurfürsten nicht allei die Schuld trifft. Er wurde durch den damaligen Kaiser Karl V. provozirt,

Am Hofe dieses Kaisers selbst, und als dessen Liebling, war er in die ganze machiavellistische Politik der Habsburger eingeweiht worden, und hatte hier gelernt, daß man mit wälscher Arglist und Gewalt leichter zum Zweck kommt, als mit Rechtssinn und deutscher Treue. Die Sache der deutschen Reformation war auf's Aeußerste gefährdet. Der Kaiser hatte im schmalkaldischen Kriege mit Hülfe seiner spanischen und italieni- Truppen gesiegt und die Reformation Luther's wäre gänzlich unterdrückt worden, wenn Moritz nicht den Verzweiflungsstreich gewagt und sich plötzlich unter Herbeirufung der Franzosen gegen den Kaiser gewandt hätte. Er dachte wohl: Hat der Kaiser die Italiener und Spanier ins deutsche Reich gerufen, so darf ich auch die Franzosen herbeirufen. Er durfte es nicht, er hatte Unrecht, denn kein Verrath eines Andern berechtigt, einen gleichen Verrath an der Nation zu begehen. Aber wenn wir den protestantischen Fürsten verdammen, der damals die lothringischen Bisthümer an Frankreich verhandelte, so müssen wir noch viel mehr den undeutschen Kaiser des deutschen Reichs verdammen, welcher das Wohl und die Ehre der deutschen Nation seinem dynastischen Interesse aufopferte, absichtlich und gegen sein besseres Wissen alle Mißbräuche des römischen Papstthums aufrecht erhielt, Italiener und Spanier den Deutschen vorzog, die schönen deutschen Niederlande an Spanien abtrat und keinen anderen Lebenszweck zu haben schien, als die deutsche Race der romanischen preiszugeben, deutsche Wahrheitsliebe, deutsches Rechts, deutsche Tugend von römischen Ränken, wälscher Arglist unterdrücken zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Der „Pf. K." schreibt unterm 10. September: „Die Kampfesweise der deutschen Heere im gegenwärtigen Kriege ist ein eigenthümliches Gemisch von Feuer- und Stoßtaktik; nach dem italienischen Feldzuge vom Jahre 1859, wo die Franzosen durch ihre heftigen Bajonnetangriffe in taktischer Hinsicht ihre Hauptvortheile errangen, glaubte die ganze Welt, nur das Bajonnet entscheide die Schlachten, und hauptsächlich dressirten die Franzosen und Oesterreicher ihre Infanterie auf Bajonnetgefechte. Als im Feldzuge von 1866 die tapferen Angriffe der Oesterreicher an dem gutgenährten Schnellfeuer der Preußen zerschellten, schlug die allgemeine Meinung in das Gegentheil um; man suchte sein Heil einzig und allein im Schnellfeuer und vernachlässigte das Bajonnetgefecht. Hinterlader, Schnellfeuer! das war nun das Axiom, um das sich Alles drehte. Immer konnte man hören: Jetzt ist ein Bajonnetangriff nicht mehr möglich. In Frankreich glaubte man dieß auch und trieb den auf das Bajonnet dressirten Franzosen allen Glauben an dasselbe aus, so daß das Bajonnet beinahe ganz vergessen wurde und man nur mehr auf das Chassepotgewehr schwur; mit diesem glaubte man das ganze Weltall zusammenschießen zu können. Nur die Deutschen wollten nicht daran glauben; diese vertrauten immer noch der deutschen Kraft und dem historischen Kolben von der Katzbach. Und gerade dieser ist es, welcher den Franzosen so viel zu schaffen macht. Wenn unsere Regimenter eine Zeit lang im Feuer gestanden sind und sich wacker herumgeschossen haben, wird ihnen die Knallerei zu langweilig und man hört den Ruf: „Heran, Jungens, druff!" Bajonnet, Hirschfänger oder Yatagan an die Büchse, und mit einem lauten Hurrah auf die Rothhosen, diese staunen ob der deutschen Verwegenheit, knallen den Anstürmenden noch einmal blindlings entgegen und laufen davon, um ein weiteres Versteck zu finden, aus dem sie ihr wunderthätiges Chassepotgewehr wieder in größerer Sicherheit gebrauchen können, bis sie wieder weiter gejagt werden. Wollen die Franzosen auch einmal ihr Glück mit einem Bajonnetangriff probiren, so erwarten unsere Regimenter dieselben ruhig und stehenden Fußes, geben auf 150 bis 100 Schritte eine, zwei Salven und gehen dann ihrerseits mit dem Bajonnet und Kolben drauf. Das ist so im Allgemeinen die Fechtweise im gegenwärtigen Kriege."

Ueber den Antheil der dritten schweren Batterie, zweite Fußabtheilung, 11. Artillerie-Regiments, Garnison Wiesbaden, an der Schlacht bei Sedan wird dem „Rh. Kur." folgender Auszug aus einem Briefe, Bivouak auf der Höhe vor Sedan, den 3. September 1870, mitgetheilt:

Wir waren Theilnehmer an den Ereignissen des 1. September 1870, eines Tages ewig denkwürdig in der deutschen Geschichte, und wir können, ohne uns zu rühmen, behaupten, daß wir nicht den geringsten Antheil an der glücklichen Entscheidung des gewaltigen Kampfes hatten.

In großen Tagmärschen eilten wir von der Südarmee von der Marne aus nördlich, und gelangten am 31. August in das Bivouak südlich von Sedan in einem tiefen Thalkessel gegenüber den französischen Lagerfeuern, welche den Eindruck einer gewaltig großen erleuchteten Stadt machten. Kaum zur Ruhe gekommen, brachte um 1 Uhr Nachts ein Kanonenschuß Bewegung in die neben uns liegende Infanterie und die beiden Batterien, dritte und vierte schwere, und nachdem der Befehl ertheilt, die Lagerfeuer zur neuen Gluth anzufachen, um die Feinde über unsere Bewegung zu täuschen, marschirten wir im Dunkel der Nacht über einen Ort, sein Name ist mir nicht bekannt, nach der Maas zu, überschritten dieselbe in dem Orte Donchery und bekamen, da in der Ferne Kanonendonner erscholl, die Ueber-

zeugung, daß auch für uns der Tag seine Aufgabe haben würde. In einem durch einen bewaldeten Höhenzug von der Maas getrennten Wiesengrunde nahm unsere Brigade eine erwartende Stellung ein. Die Katholiken der Batterie wurden zu dem bevorstehenden Kampfe eingesegnet; Mannschaft und Pferde stärkten sich noch einmal durch Speise und Trank. Um 8 Uhr kam der Befehl zum Vorrücken. Zwischen 2 Infanterie-Bataillonen, im Laden begriffen, fuhren wir auf der Höhe auf und nahmen Gefechtsposition ein. Wir gaben, ohne selbst beschossen zu werden, einige Schüsse ab, deren Erfolg wegen der Entfernung sich nicht beurtheilen ließ. Wenige Minuten später fuhren wir denn auch ab, längs der Maas, und verweilten abermals in Rendez-vous-Stellung, wechselten diese aber, als wir Shrapnelfeuer, jedoch ohne uns zu erreichen, erhielten, und rückten dann erst im Trabe vor, um unserer Ordre gemäß gegen Mitrailleusen zu feuern, welche im Verein mit Gewehrfeuer und Geschützdonner die Erde erbeben machten.

Es war großartig ergreifend, als unsere Batterien durch Hoing durchsausten, auf der Höhe Position nahmen, um gegen das Zentrum der französischen Stellung unser Feuer zu eröffnen, und kaum angekommen, die Granatsplitter zischten, die Chassepotkugeln über uns hinpfiffen und die bläulichen Wölkchen der krepirenden Shrapnels über der Batterie erschienen, um uns ihre verderbliche Kugelsaat zu senden, welche jedoch glücklicher Weise nicht in unsere Geschütze, sondern entweder davor oder darüber weg gingen. Unsere Leute bewahrten ihre Ruhe indessen ruhig weiter, wenn auch Kugeln in die Batterie fielen. Der von uns bestrichene Berg, höher als unsere Höhe, war von Franzosen dicht besetzt und rings von Schützengräben umgeben. Mancher brave Infanterist hätte im Sturm darauf sein Leben lassen müssen, wenn nicht unsere Granaten, so oft eine Kolonne auf dem Höhenzuge auftrat, furchtbare Lücken in ihre Reihen gerissen hätten. Wir nahmen deutlich wahr, wie bei jedem Treffer, und das waren unsere Schüsse fast alle, Reiter und Mannschaft in größter Panique auseinander stoben. Dieses ermöglichte das Vorrücken unserer Infanterie, welche unter unserem Schutze ein Wäldchen nahm, die Feinde heraustrieb und die über das freie Feld Fliehenden unseren verderblichen Schüssen um so sicherer preisgab. Doch weiter vorwärts. Wir verlassen unsere Position und wieder ging es im Trabe durch einen Ort auf dieselbe Höhe, welche eben von dem Feinde gesäubert worden war, an den in dem Dorfe stationirten 83ern vorbei. An den Häusern schlug ein Regen von Kugeln an und pfiff uns um die Ohren.

Wir nahmen wieder Position. Da plötzlich erscholl das Kommando: „Mit Kartätschen geladen, links 500 Schritte." Kavallerie, Chasseurs d'Afrique mit Husaren gemischt, brausen auf die Batterie los, der Dampf der Geschütze benimmt uns die Aussicht; er verzieht sich; der Angriff ist abgeschlagen. Nur wenige feindliche Reiter waren bis zur Batterie gekommen. Zwei Husaren jagen zwischen den Geschützen durch. Gegen einen Chasseur, der auf unsere Kanoniere einhauen will, ergreifen diese Wischer und Faschinenmesser, er wird vom Pferde gerissen und die Batterie hat einen Gefangenen gemacht. Es tritt Ruhe ein, nur die Flintenkugeln zischen noch um uns und die Haubitzen der Festung Sedan fliegen mit furchtbarem Sausen durch die Luft. Da heißt es: „Im Feuer lehrt!" Wieder braust Kavallerie heran, aber unsere Husaren haben sie schon, eh' wir zum Schusse kommen, unter ihren Klingen. Die Feinde fliehen, werden in die Maas geworfen oder gefangen genommen. Doch auch jetzt noch keine Ruhe für uns. Infanteriekolonnen nehmen das Dorf Frenois, die letzte Stütze des Feindes im Zentrum seiner Stellung, und wiederum bahnen unsere Granaten ihnen den Weg. Doch nun haben wir genug gethan, unsere Kartätschen alle und 228 Granaten abgegeben.

Es ist eine Thränensaat, die wir gesäet. Die verstümmelten Leichen und Pferde der Franzosen, das herzzerreißende Stöhnen der Verwundeten zeigen uns das blutige Werk unserer Hände. Unsere Verluste sind gering. Drei Kanoniere leicht verwundet, 10 Pferde theils todt, theils verwundet, alle durch Gewehrkugeln, während die französische Artillerie uns keinen Schaden zugefügt hat. Unverhältnißmäßig wenig haben wir verloren, kolossal die Feinde.

Alle Wiesbadener Bekannten sind unverletzt und gesund. Wir liegen noch auf der Höhe vor Sedan. Ringsumher Tornister, Chassepots, todte Franzosen, Pferde in wirrem Durcheinander. Unsere Kanoniere spazieren in allen möglichen erbeuteten Kopfbedeckungen und Mänteln im Bivouak umher und vertreiben sich die Zeit mit Kochen. Im Thale ziehen Schaaren französischer Gefangenen vorbei, Offiziere suchen ihre gefallenen Kameraden; die Krankenträger sind in ihrer aufopfernden Thätigkeit.

Als gestern Abend der König zu den Truppen kam, kolossaler Jubel und Begeisterung. Wir haben viel erlebt in diesen Tagen.

Der Untergang der „Hansa".

(Schluß.)

Das neue Jahr begrüßte die Eisfahrer sehr unfreundlich; der Jänner 1870 brachte ihnen die schwersten Gefahren. Am 2. Jänner waren sie auf 67° 47' N. B. und 34° 1' W. L. dicht unter der Küste in einer Bai, die sie die „Schreckensbucht" nannten. Von jenem Tage erzählt uns eins der Tagebücher: „Ein plötzliches starkes Dröhnen unserer Scholle jagte

uns Alle von unseren Lagern empor; wir hatten keine Ahnung, was dieses Getöse bedeuten könne; draußen wüthete das Wetter unaufhaltsam — wäre es hell und klar gewesen, so würden wir in noch größerer Unruhe gelebt haben. Obgleich unser Eingang völlig verschneit, ja das ganze Haus mehr als einen Fuß tief im Eise begraben war, liefen Alle hinaus; aber natürlich konnte man keine 10 Schritte weit sehen und kein anderes Lärmen vernehmen, als das Wüthen des Sturmes. Wir legten uns nun im Hause platt nieder, das Ohr gegen den Boden, und vernahmen ein Geräusch wie das Singen des Eises, wenn es stark gepreßt wird, und wie das Reiben des Eises, wenn es über Klippen hinweggeht. Es war kein Zweifel: wir befanden uns in sehr gefahrvoller Lage. Angekleidet legten wir uns um 2 Uhr Nachts auf unsere Schlafsäcke und erwarteten sehnsüchtig das Tageslicht. Das Wetter ward schlimmer und schlimmer. Etwa um 10 Uhr Morgens gingen Einige von uns, als der Wind etwas abböhete und der Schnee nicht so stark gepeitscht wurde, durch tiefsten Schnee nach dem Platze, neben dem die „Hansa" gelegen hatte. Etwa 200 Schritte vom Hause entfernt, sahen wir zu unserem größten Entsetzen die aufgethürmte Gränze unseres Feldes dicht vor uns. So weit wir sehen konnten, war unser Feld zertrümmert.

Nach diesem Tage wiederholten sich mehrfach ähnliche Scenen; die schlimmste Nacht war die vom 11. auf den 12. Jänner, als die Boote in Gefahr waren, weggebrochen zu werden. Die Mannschaft theilte sich in zwei Partien und nahm von einander Abschied; jede Partie stand fertig zum Aufbruch neben einem der Boote — das Großboot war ganz aufgegeben; — bei dem furchtbaren Wetter zog sich eine Eiskruste über das Gesicht, die mit dem Messer entfernt werden mußte, wenn man etwas genießen wollte; der Schnee ging durch alle Kleider hindurch. Mehreren erfroren einzelne Gliedmassen und einige der Tagebücher konnten für längere Zeit nicht weiter geführt werden, da die Hände erfroren waren.

Am 14. Jänner war das Eisfeld bereits soweit abgebrochen, daß das Haus verlassen werden mußte; fünf Tage hatte man während der Nacht in den Booten zu kampiren, die mit Verdecken versehen waren. Am 19. Jänner wurde ein neues Haus fertig, das aus den Trümmern des alten in Schnee als Mörtel erbaut war. Aber es war nur 14' lang und 8' breit, nur 6 Personen konnten in ihm schlafen, die übrigen mußten in einem kleinen Kochhause und in den Booten ihre Nachtruhe halten. So verbrachten unsere Freunde 108 Tage bis zum 7. Mai. Das große Eisfeld war nur noch ein Stück Treibeis; als es verlassen wurde, betrug sein Umfang kaum 200 Schritt.

Am 7. Mai verließen die unverdrossenen Männer das Eisstück, das sie 200 Tage getragen hatte. Die Südspitze Grönlands mit ihrer schweren, der Eisscholle Gefahr bringenden Dünung, das Kap Farewell mit seinen Stürmen konnte nicht mehr fern sein; der Proviant war sehr zusammengeschmolzen; nach der Küste zu zeigte sich offenes Wasser.

Bis auf circa drei Seemeilen hatte man sich der Küste genähert, da verhinderten undurchdringliche Eisbarrièren jedes Vordringen. Man mußte sich entschließen, die Boote über das Eis zu ziehen und aufs Neue auf dem Eise zu kampiren. Jene Arbeit dauerte vom 10. Mai bis 4. Juni und diese 25 Tage verlangten bei halben Rationen unerhörte Anstrengungen von der Mannschaft; kaum 500 Schritte waren die Boote in einem Tage aus der Stelle zu bringen; auf Spirituslampen mußte die Nahrung erwärmt werden; die Schneeblindheit brach aus, so daß die Blendgläser von den astronomischen Instrumenten die verloren gegangenen Schneebrillen ersetzen mußten. Am 4. Juni wurde das Land erreicht, die öde Feldinsel Iluitlik auf 61° N. Auf dem Eise wurde gerastet und Pfingsten gefeiert. Vom 6. bis 13. Juni fuhren die drei Boote der „Hansa" an der Küste herunter längs der steilabfallenden Klippen, die kaum die ersten Anfänge einer Vegetation zeigten.

Trotz mancher Hindernisse und heftiger Stürme gelang die Fahrt; am 13. Juni öffnete sich eine breite Bucht, es zeigte sich Grün; rothe Häuser wurden sichtbar; Menschen standen auf den Klippen und schauten erstaunt der räthselhaften Fahrt der Boote zu; ein Kajak eilte, sich ängstlich an der Küste haltend, vorüber. „Das ist ja unsere deutsche Flagge", tönt es vom Lande her über das Wasser. Die Rettung war da; die ersten Menschen, denen die Geretteten die Hand drückten, waren deutsche Landsleute.

Am 22. Juni verließen wir die Boote von der „Hansa", die uns so treu gedient hatten; am 1. September landeten wir in Kopenhagen; staunend hatten wir von dem dänischen Lootsen die Kunde von dem großen Kriege, jubelnd die von den herrlichen Siegen vernommen."

Mannigfaltigkeiten.

[Man hilft sich.] Die „Riga'sche Zeitung" schreibt: Neulich war in einer besuchten Restauration unsere Stadt ein neues Telegramm angeschlagen, das den zweiten Sieg der Preußen meldete. Ein Mann von französischen Sympathien rief bei dessen Lesung aus: „Die preußische Regierung gibt falsche Berichte, sie lügt!" — „Ja wohl," rief ein Anderer, „die verdammten Kerls lügen sich so durch bis Paris!"

Gedruckt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers L. Mailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 202 Freitag, 16. September 1870.

Zeitgemäße Erinnerung an die Mißhandlungen, die unser deutsches Elsaß und Lothringen von den Franzosen erlitten haben.

(Fortsetzung.)

Wie schmerzlich wir nun auch die Verschacherung der drei Lothringer Bisthümer empfinden, so doch noch viel mehr den Verlust der deutschen Niederlande, der viel größer und wichtiger war. Wie viel tiefgreifender die Verschuldung Karl's V., als die des sächsischen Moritz war, erleben wir heute. Denn die Zurückbringung der lothringer Bisthümer an das deutsche Reich ist uns verhältnißmäßig leicht geworden, während die Wiedervereinigung des heutigen Belgien und Holland, als des ehemaligen burgundischen Kreises unseres alten Reichs, mit dem neugestalteten Deutschland großen Schwierigkeiten unterliegt.

Im dreißigjährigen Kriege verlor unser unglückliches Deutschland auch noch das Elsaß an Frankreich, mit Ausnahme der Städte Straßburg und Mühlhausen. Diesen Verlust erlitten wir in Folge der fortdauernden Glaubenskriege, welche jedoch eigentlich nur dynastische Kriege waren, weil die Religion den rivalisirenden Dynastien nur zum Vorwand diente. O wie jämmerlich ließ sich damals das arme deutsche Volk von seinen Fürsten belügen und betrügen! Statt des deutschen Rechts bekam man römisches Recht. Die deutsche Sprache wurde durch die lateinische Schul- und französische Hofsprache ersetzt. Die christliche Wahrheit wurde durch theologischen Dogmenstreit verfinstert. Der hohe sittliche Adel des Christenthums wurde zur gemeinsten Gesinnung erniedrigt. Hof-Geistliche aller Konfessionen schmeichelten nur noch den Fürsten und ertheilten ihnen für alle Gottlosigkeiten, welche sie vom römischen und französischen Hofe lernten, leichten Ablaß. Die verschiedenen deutschen Stämme aber wurden von den Theologen und Juristen künstlich in das Gegentheil der Bruderliebe, nämlich in fanatischen Glaubenshaß hineingehetzt und mordeten einander, Deutsche ihre deutschen Brüder unter fremden spanischen, französischen und schwedischen Fahnen.

Der Papst gab sich nicht zufrieden, die Jesuiten wollten den ganzen Norden Europa's wieder katholisch machen. Haus Habsburg half eifrig dazu. Da wehrten sich die Protestanten und suchten wieder Hülfe bei Frankreich und bei Schweden, während dem Kaiser wieder Italiener und Spanier, Ungarn und Polen halfen. Kaiser Ferdinand II., der bigotte, ganz unmenschliche Jesuitenzögling, ging auf den Plan, den Protestantismus auszurotten, mit der Freßbegier eines wilden Thieres ein. Wie er nun seine österreichischen Erblande Böhmens und die Pfalz auf's Entsetzlichste verheeren ließ, um alle seine Unterthanen entweder katholisch zu machen oder auszurotten, so verfuhr er auch mit den zehn Reichsstädten im Elsaß, die seiner reichsvogteilichen Aufsicht unterstellt, aber schon lange protestantisch geworden waren. Nachdem er spanische Truppen aus den Niederlanden in die Pfalz hatte einrücken lassen, konnten auch die Protestanten im Elsaß (außer in dem festen Straßburg) seiner Wütherei nicht mehr widerstehen, die insbesondere die Städte Hagenau und Colmar fühlen mußten, im Jahre 1623. Auch der damalige Herzog von Lothringen war den armen Protestanten überaus feindlich gesinnt. Nun kam aber den Letzteren eine ausgiebige Hülfe durch die Schweden zu, d. h. durch die berühmten Weimaraner oder deutschen Truppen, welch damals unter dem Herzog Bernhard von Weimar fochten und nachher französischen Sold und Befehl annahmen. Diese Wüthriche verheerten nun die katholischen Theile des Elsaßes, wogegen die katholischen Bauern im Suntgau sich empörten. In Pfirt umringten sie ein schwedisches Korps, zwangen es zur Uebergabe, brachen aber die Kapitulation und schlugen Alle todt. Einen Oberstlieutenant Gaumare, der schon schwer verwundet war, setzten sie nackt in den Schnee und mißhandelten ihn noch sechs Stunden lang, bis er den Geist aufgab. Nicht minder grausam hausten die katholischen Lothringer, aber die s. g. Schweden im französischen Sold machten es nicht besser. In einem Dorf erschlugen sie 2000, in einem andern Dorf 1500 Bauern.

Die Verheerung des unglücklichen Landes endete im westphälischen Frieden damit, daß der Kaiser fast ganz Elsaß (wieder mit Ausnahme Straßburgs und Mühlhausens) an Frankreich abtreten mußte. Geschah es auch unter Bedingungen, welche den verschiedenen Theilen des Elsaßes ihre verschiedenen Privilegien garant

tirten, so kümmerte sich doch die französische Regierung nachher um diese Garantien nicht mehr, sondern fuhr willkürlich drein.

Ludwig XIV., der in Frankreich zur Regierung kam, war nicht der Mann, irgend eine Rücksicht auf Schwächere zu nehmen, irgend ein älteres Recht zu achten, die deutsche Nationalität irgend wie zu schonen. Auch den Protestanten, obgleich er ihren Fürsten gern gegen den Kaiser beistand, gewährte er in den, unmittelbar seinem Scepter unterworfenen Ländern keinerlei Duldung, sondern verfolgte sie. Obgleich er an seinem Hofe mit Maitressen jeden Unfug trieb, den heidnischen Geschmack der Renaissance pflegte, seine Schlösser und Gärten mit nackten Statuen der altrömischen Götter schmückte, und despotisch wie ein Sultan regierte, auch die Türken gegen den deutschen Kaiser reizte, daß sie Ungarn eroberten und Wien belagerten, ließ dieser Ludwig doch „den allerchristlichsten" König nennen und war von Jesuiten umgeben, die ihn selbst und seine Maitressen beständig zu Verfolgungen, endlich zur gänzlichen Austreibung der Protestanten aus Frankreich anfeuerten. Dieser fluchwürdige König achtete kein göttliches und menschliches Gesetz, sondern sagte l'état c'est moi, hielt sich für einen Gott auf Erden und sah verachtend auf die ganze übrige Welt hinunter. Die Franzosen aber spiegelten sich in seiner Eitelkeit und Selbstüberschätzung und gewöhnten sich unter ihm, sich für die erste Nation der Welt zu halten.

Der König selbst wurde das Muster aller übrigen Fürsten in Europa. Fast alle wollten so willkürlich und unumschränkt gebieten, wie er, schwelgerisch leben, und eine Pracht entfalten wie er. Die Jesuiten, welche bis dahin seit der Reformation mehr den Habsburgern in Spanien und Oesterreich gedient hatten, als den Königen von Frankreich, dienten, seitdem Ludwig XIV. Spanien und Neapel den Habsburgern entrissen hatte, nur noch der französischen Politik, und übten zwar noch ihren alten Einfluß in Wien, aber nur um das kaiserliche Ansehen zu schwächen, überhaupt Deutschland, wie bisher dem spanisch-italienischen, so jetzt wieder dem französischen Uebergewicht zu unterwerfen, d. h. den Germanismus durch den Romanismus zu unterdrücken.

Kaiser Leopold mit der dicken Lippe repräsentirte unter seinen jesuitischen Beichtvätern und unter seinen von Frankreich bestochenen Ministern den ganzen Blödsinn der heruntergekommenen Habsburger.

Bayern aber ging damals mit Ludwig XIV. durch Dick und Dünn, um sich mit dessen Hülfe zu vergrößern und zu bereichern. Sogar die geistlichen Kurfürsten und Erzbischöfe in Deutschland ahmten die Frivolität des französischen Hofes nach, bauten sich Lustschlösser mit heidnischen Statuen und Bildern, hielten sich Theater, Kammerherrn, Jagdgenossen und ahmten an ihren Höfen wie die Sprache, so auch die liederlichen Sitten des französischen Hofes nach.

Dasselbe thaten aber auch die protestantischen Höfe. Mit wenigen Ausnahmen, unter denen besonders der kurbrandenburgische sich hervorthat, führten auch sie die französische Hofsitte, französische Sprache und Mode ein. Der gesammte Adel, die höhere Bürgerklasse, der Gelehrten- und Beamtenstand, soweit er nicht noch in der lateinischen Pedanterei befangen war, folgte der französischen Mode.

Auch in der deutschen Literatur wurde alles möglichst französisch gemodelt. Herrn und Damen legten die ältere deutsche Kleidertracht ab und ließen Ströme von Geld nach Paris fließen, um sich von dort die neuen Moden zu holen. Dieser Unfug, der leider heute noch fortdauert, begann schon vor 200 Jahren unter dem damals allmächtigen Ludwig XIV., dessen Gottheit in Deutschland nicht weniger Anbeter fand als in Frankreich selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Die Kapitulation von Laon, schreibt der preußische „Staatsanzeiger", scheint deutscherseits mit Truppen der 6. Kavalleriedivision abgeschlossen worden zu sein, deren Kommandeur Se. Hoheit der Generallieutenant Wilhelm Herzog von Mecklenburg-Schwerin ist. Laon, einer der Hauptorte des Departements der Aisne mit 10,500 Einwohnern, liegt auf einem vereinzelten, etwa 180 Metres hohen Hügel, welcher den Ardon, einen Zufluß der Ailette, beherrscht. Es ist der Kreuzungspunkt von vier Eisenbahnen, deren zwei nord- und südöstlich aus Belgien und von Rheims kommen, während die beiden anderen westlich nach Tergnier (Namur, Amiens, Paris) und nach Soissons (Paris) weiter führen, so daß es einer der wichtigsten Punkte für die auf Paris zu operirenden Heere ist. Von dieser Stadt liegt es auf dem Wege über Soissons 140, über Tergnier 158 Kilometer entfernt. Laon war ein Kriegsplatz zweiten Ranges und Sitz der 2. Subdivision der 4. Militärdivision (Chalons) des 2. Armeekorps (Lille), so wie zweier Gendarmeriebrigaden zu Pferde und einer zu Fuß; ferner hatte eine große Zahl gerichtlicher, wissenschaftlicher, landwirthschaftlicher und Verwaltungsbehörden dort ihren Sitz. In merkantiler Beziehung ist es der Mittelpunkt des Handels für die Gewebe von Saint-Quentin, die Eisenwaaren von Folembray und für die Erzeugnisse der eigenen Wollen-, Tuch- und Zuckerfabriken. Der isolirt liegende Hügel, auf welchem Laon erbaut ist, hat die Form eines nach Osten offenen Halbmonds, dessen beide äußersten Spitzen die Kathedrale und die alte, jetzt von Jesuiten bewohnte Benediktinerabtei St. Vincent bilden, während der innere Bogen desselben, Cuve St. Vincent genannt, in mit

Weinstöcken und Artischocken bepflanzten Abhängen zur Ebene abfällt. Eine schöne Promenade faßt den höher gelegenen Theil der Stadt ein, zu dessen Fuße fünf Vorstädte sich ausbreiten. Ueberreste alter Befestigungen umgeben die Stadt, theils noch aus dem Mittelalter stammend, wie ein bereits schiefer Thurm und ein im 13. Jahrhundert errichtetes Thor, welches von gleich alten Thürmen mehrfach flankirt wird.

Zu den bemerkenswerthesten Baulichkeiten Laons gehören die frühere Kathedrale, jetzt Kirche Notre-Dame, deren Styl der gleichnamigen in Paris sich nähert; das Palais de justice, im 13. Jahrhundert erzbischöflicher Palast; das Haus der Tempelritter, die Kirche St. Martin, beide etwa aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts stammend; die Präfektur in der alten Abtei St. Jean: die Bibliothek mit 475 Manuskripten bis auf das Jahr 650, und mit mehr als 2000 Handschriften berühmter Leute und aller Könige Frankreichs seit Lothar (972), — und endlich das Rathhaus, ein Museum für Kunst und Alterthümer und das 1863 errichtete Denkmal des Marschalls Sérurier. Die Zitadelle, welche unter Louis Philipp verstärkt worden ist, beherrscht theils den im Norden der Stadt liegenden einzigen Bahnhof nebst der Vorstadt St. Marcel, weniger die west- und südwärts gelegenen Vorstädte la Neuville und Semilly, namentlich aber das im Osten vorliegende Terrain mit den Vorstädten de Vaux und d'Ardon.

Kapitulationen der neueren Geschichte.

Die Sedaner Kapitulation vom 2. d. Mts. ist in so weit ein alleinstehendes Ereigniß, als seit König Franz I. von Frankreich noch niemals ein Monarch direkt auf dem Schlachtfelde gefangen genommen wurde. Dagegen sind rein militärische Katastrophen dieser Art in den letzten beiden Jahrhunderten mehrfach vorgekommen. Wir glauben die hauptsächlichsten Data dieser Art unseren Lesern um so mehr vorführen zu sollen, als dieselben dadurch am leichtesten in den Stand gesetzt werden, die Bedeutung des letzten dieser Vorgänge abzumessen. Die hauptsächlichsten Katastrophen sind:

1) Kapitulation bei Narwa 1700. Ein russisches Heer von 60,000 Mann ergibt sich Karl XII. von Schweden.

2) Kapitulation von Pultawa 1709. Am Tage nach der Schlacht bei Pultawa ergibt sich der Rest des schwedischen Heeres an Peter den Großen von Rußland.

3) Kapitulation von Tönning in Schleswig 1713. Eine schwedische Armee unter dem General Steenbock, genannt der „Mordbrenner" ergibt sich dem vereinigten russisch-dänischen Heere.

3) Kapitulation von Pirna 1756. Das eingeschlossene sächsische Heer ergibt sich Friedrich dem Großen von Preußen.

5) Kapitulation von Kloster Seven 1757. Der Herzog von Cumberland mit 20,000 Engländern schließt eine Kapitulation mit den Franzosen, in Folge deren die englischen Truppen Deutschland verlassen.

6) Kapitulation von Maxen 1760. Eine preußische Heeresabtheilung von 10,000 Mann unter dem General von Fink ergibt sich den Oesterreichern. Die Reiterei schlägt sich durch.

7) Kapitulation von Yorktown 1781. Ein englisches Heer von 8000 Mann unter Lord Cornwallis streckt vor den Nordamerikanern unter General Washington die Waffen.

8) Kapitulation von Ulm 1805. Der österreichische Feldzeugmeister Mack ergibt sich mit 32,000 Mann an Napoleon I. Die Reiterei unter Erzherzog Ferdinand schlägt sich durch.

9) Kapitulation von Prenzlau 1806. Der preußische General Fürst Hohenlohe streckt mit einer Heeresabtheilung, großentheils Kavallerie, von 16,000 Mann, die Waffen vor den französischen Marschällen Berthier und Murat.

10) Kapitulation von Ratkau bis Lübeck 1806: Der preußische General Blücher ergibt sich mit 10,000 Mann dem französischen Marschall Bernadotte unter ehrenvollen Bedingungen.

11) Kapitulation von Baylen 1808. Der französische General Dupont ergibt sich mit 10,000 Mann dem spanischen Heere unter Palafox.

12) Kapitulation von Cintra 1808. Der französische Marschall Junot mit mehr als 20,000 Mann ergibt sich den Engländern unter Arthur Wellesly (nachmaligem Herzog von Wellington.)

13) Kapitulation von Kulm 1813. Der französische General Vandamme ergibt sich mit 15,000 Mann dem Kaiser von Rußland und dem König von Preußen. Die Reiterei schlägt sich durch.

14) Kapitulation von Vilagos 1849. Die ungarische Armee unter General Görgey kapitulirt 23,000 Mann stark an die Russen.

15) Kapitulation von Virginien 1865. General Lee ergibt sich, 30,000 Mann stark, bei Appomotox-Courthouse, südlich von Richmond an den nordstaatlichen General Grant.

16) Kapitulation in Südkarolina 1865. Die konföderirten Generale Johnstone und Beauregard ergeben sich mit 30,000 Mann an den Unions-General Sherman.

17) Kapitulation von Langensalza 1866. Die hannover'sche Armee kapitulirt, 19,000 Mann stark, an die Preußen unter General Vogel v. Falkenstein.

18) Kapitulation von Sedan. Die französische

Reserve-Armee unter Marschall Mac-Mahon ergibt sich mit 83,000 Mann stark an die verbündeten deutschen Truppen unter dem Oberbefehl des Königs von Preußen. Napoleon III. wird kriegsgefangen.

Reiterlied.

Es schmettern die Trommeten!
Auf tapf'rer Reitersmann!
Hurrah! Hurrah! zu Pferde
Heraus mit deinem Schwerte,
Und wacker d'rauf und dran!

Es schmettern die Trommeten!
Greif' aus! Mein Roß! Greif' aus!
Den Franzmann gilt's zu jagen,
Sollst deinen Reiter tragen
Voran im blut'gen Strauß!

Es schmettern die Trommeten!
Fort geht's in toller Lust,
Beim Donner der Kanonen,
Da stürzen die Schwadronen
Sich stürmisch an die Brust!

Es schmettern die Trommeten!
Und Schlachtendonner grollt!
Hurrah! die Wälschen weichen!
Hoch weht das deutsche Zeichen:
„Das Banner schwarz, roth, gold!"

Es schmettern die Trommeten
Und Siegesjubel schallt! —
Hurrah! ihr tapf'ren Brüder,
Der Franzmann mag nicht wieder
Nach Deutschland mehr so bald!

Fürth im August 1870. **Friedrich Friedreich.**

Mannigfaltigkeiten.

Der „Pesther Lloyd" erzählt nach der Korrespondenz „Reporter" folgende Geschichte von einem angeblichen Attentat auf den Kronprinzen von Sachsen in Mouzon: „Der Kronprinz von Sachsen kam am 30. Aug. Abends mit seinem Stabe in Mouzon an und nahm in einem alten Klostergebäude Quartier, und zwar benutzte er mit seinen zwei Adjutanten zwei Zimmer im Erdgeschosse. Der Kronprinz begab sich erst nach Mitternacht zur Ruhe; gegen zwei Uhr weckte ihn ein Geräusch; er horchte einige Minuten und hörte auch leise sprechen. Da sprang er auf, weckte den Adjutanten und beide horchten. Richtig, es war keine Täuschung. Man beschloß, dem Geräusche nachzugehen, um zu sehen, was es sei; die zwei Adjutanten gingen dem Kellerraume zu, denn von daher kam offenbar das Geräusch. Als sich diese einen Einblick in den Keller verschafften, bemerkten sie sechs Männer beim Scheine einer Blendlaterne mit kleinen Fässern manipuliren; ein Mann stand auf der Straße vor dem Kellerfenster. Als diese Kerle sich verrathen sahen, warf der eine die Laterne fort und sie versuchten, durch das Kellerfenster zu entkommen. Es wurde Wache geholt und im Beisein der sechs Männer der Inhalt der acht Fässer untersucht; es war Pulver und Schwefel darin, ein Draht ging von den Fässern aus durchs Kellerloch in eine andere Straße. Nach Aussage dieser Leute sollte das Hauptquartier des Kronprinzen dieselbe Nacht in die Luft gesprengt werden. Außer diesen sechs Leuten wurden noch acht andere Personen, die an diesem Komplot betheiligt sind, nach Landau abgeführt. Dies erzählte der Maire des Orts."

[**Zur Erinnerung an den Entsatz Wiens Anno 1683.**] Jüngster Tage bewegte sich in Wien eine zahlreiche Schaar Studenten und Turner, die Mützen und Hüte mit Reisig geschmückt, um die Brust das deutsche Band (der Berichterstatter bemerkt nicht, von welcher „Couleur") auf den Kahlenberg, um daselbst eine Erinnerungsfeier des Entsatzes Wiens durch das deutsche Heer unter Karl von Lothringen zu begehen. Auf einer Stelle, welche eine freie Aussicht auf die Donau und auf die Stadt gewährte, wurde Halt gemacht und nach Absingung des Liedes: „Stimmt an mit hellem, hohen Klang", wurde der Stud. Keller auf die Schultern zweier kräftiger Turner gehoben. Er sprach darauf, daß die Polen die Ehre des Tages für sich nehmen, während die türkischen Horden nur durch die Gewalt des Anpralls der Männer aus Bayern, Schwaben und der wackeren Sachsen, so wie der deutschen österreichischen Kerntruppen geworfen wurden. Auch hier sehe man wieder, wie jede Nation sich auf Kosten der Deutschen, sei es physisch oder moralisch, zu bereichern strebte; dieß dürfte nimmermehr geschehen. Front müsse Deutschland machen gegen alle Angriffe, seien diese nun mit dem Schwerte oder mit der Feder. Unter Absingung der „Wacht am Rhein" und Hochrufen auf den Kaiser, das deutsche Volk und auf die Wiener, kehrte der Zug nach Wien zurück.

• • •

[illegible]

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung!

Nr. 203 Samstag, 17. September 1870.

Zeitgemäße Erinnerung an die Mißhandlungen, die unser deutsches Elsaß und Lothringen von den Franzosen erlitten haben.

(Fortsetzung.)

Unter solchen Umständen, wie ich sie hier geschildert habe, konnte die biedere, damals noch ächt deutsche Stadt Straßburg der Umschwemmung durch die französische Sündfluth nicht mehr widerstehen, wie lange und wacker sie auch ihre Deutschheit behauptete. Man versetze sich in ihre damalige Lage. Rings um die Stadt her war das Elsaß schon in der Gewalt der Franzosen, und über den Rhein herüber gewährte ihr das deutsche Reich in seiner politischen und konfessionellen Zerrüttung bei der Jesuitenherrschaft in Wien, bei der franzosenfreundlichen Stimmung so vieler deutschen Fürsten, welche damals schon mit Frankreich einen förmlichen Rheinbund schlossen, keinerlei Schutz mehr, und ganz nur auf sich selber angewiesen, versäumten die muthigen Bürger nichts, um sich beim deutschen Reiche zu erhalten. Aber sie konnten zuletzt den Andrang des Erbfeindes von Außen nicht mehr bemeistern, weil Verrath im Innern ihm die Thore öffnete.

Hören wir, was Johannes Friese, der treffliche Geschichtschreiber Straßburgs, im dritten Bande seines schönen, in Deutschland nur wenig bekannt gewordenen Werks über den Muth der Straßburger Bürger, über die lange Ausdauer, mit der sie Franzosen zu werden verschmähten, geschrieben hat. Die Bürgerschaft arbeitete wechselsweise beständig fort an den Wällen. Einige Thore hielt man verschlossen; an den andern war eine doppelte Wache und eine Magistratsperson, welche die Aufsicht hatte. Und ob man wohl beständig eine starke Garnison Soldaten unterhielt, so mußten doch die Bürger jeden dritten Tag auf die Wache ziehen. Eifersüchtig auf ihre Freiheit, und überzeugt von der großen Gefahr, welche sie bedrohte, strengte der Magistrat und die Bürgerschaft, welche damals in gutem Einverständniß mit einander lebten, alle Kräfte an, ihre Reichsfreiheit zu behaupten. Aber dieser Zustand der äußersten Anstrengung dauerte schon über sechzig Jahre; die beständige Kriegsrüstung verschlang ungeheure Summen; Handel und Wandel lag darnieder; das Vermögen der Bürger hatte abgenommen; viele Quellen der öffentlichen Einkünfte waren verstopft; eine ungeheure Schuldenlast, von welcher man die Zinsen nicht bezahlen konnte, raubte unserer sonst so reichen und blühenden Vaterstadt vollends alle innere Kraft, und ihre Nachbarn fingen schon an, verachtende Blicke auf sie zu werfen, welche unsere Väter um so weniger verdienten, da eben die, welche uns jetzt verächtlich behandelten, selbst zu unserem Verfall mit beigetragen hatten.

Der Bischof von Speier ließ die Straßburgischen Schiffe, welche auf die Frankfurter Messe fahren wollten, zu Lauterburg und Philippsburg anhalten; begegnete den Schiffern hart, und über die schuldigen Zinsen mußte man für jedes Schiff wegen gerichtlichen Kosten noch hundert Gulden bezahlen. Gerade so machte es auch der Kurfürst von Mainz; andere Schuldner verklagten die Stadt bei dem Kammergericht zu Speier.

In dieser Verlegenheit verkaufte die Stadt das Schloß und Amt Herrenstein an den Generallieutenant von Rosa um 20,000 Gulden; nebst diesem zwei Maierhöfe, etliche Häuser, Gärten und Metzgerbänke; löste damit die beschwerlichsten Kapitalien ab, und rettete sich also für diesmal aus der größten Noth. Um aber die Einnahme und Ausgabe ins Gleiche zu bringen, wurden alle Auflagen auf Lebensmittel, im Ohmgeld, im Kaufhaus und an den Thoren merklich erhöht; auch durften die Bürger nicht mehr selbst an den Befestigungswerken arbeiten, sondern sie mußten für die Frohn ein halbes Stallgeld bezahlen. Diese fürchterlich erhöhten Abgaben drückten den Muth und die Kraft der Bürgerschaft vollends darnieder. Frankreich, welches nun einen beständigen Residenten in Straßburg unterhielt, gleichwie auch wir bei Hof einen unterhalten mußten, sah unsere Schwachheit und den sinkenden Kredit Straßburgs mit schalkhafter Freude. Lange schon lauerte das herrschsüchtige Frankreich auf eine Gelegenheit, uns unter sein Joch zu bringen, und unter diesen Umständen sahe es das Ziel seiner Wünsche sich täglich nähern; Ludwig XIV. versäumte keine Gelegenheit, wo er mit einigem Schein des Rechts die Straßburger drängen und drücken konnte.

Gerade so ging es auch den übrigen unmittelbaren Reichsstädten und Städten im Elsaß. Ludwig machte ihnen ihre Reichsfreiheit so sauer, that solche Eingriffe in ihre Rechte, daß ihnen zuletzt nichts mehr übrig

blieb, als sich sammt und sonders gänzlich an Frankreich zu ergeben und dessen Oberherrschaft anzuerkennen; welches auch in dem Jahre 1580 wirklich geschehen ist."

In Straßburg, auf dessen Besitz es dem König hauptsächlich ankam, zettelte er Verrätherei an. Der Stadtrath, welcher bisher immer gegen Kaiser und Reich seine Pflicht redlich erfüllt hatte, sollte der gemeinen Bürgerschaft verdächtig werden. Ein Dr. Georg Obrecht gab sich dazu her, den edlen Ammeister (Bürgermeister) Dominikus Dietrich in anonymen Schriften zu verleumden, als sei er ein Verräther und unterhandle heimlich mit Frankreich, um ihm die Stadt auszuliefern. Diese Bosheit wurde ersonnen, um Zwietracht in der Stadt zu stiften, und um die Häupter der Stadt, welche den Kern der deutschen Partei darstellten, alles Vertrauens zu berauben und zu beseitigen. Allein es kam anders. Obrecht wurde durch einen französischen Brief, den er geschrieben und zufällig verloren hatte, seines schändlichen Verfahrens überwiesen, vor Gericht gezogen und enthäuptet.

Zum Beweise, wie sehr das die Franzosen geärgert haben muß, kam man noch in demselben Jahr (1672) ein Haufen von ihnen von Breisach den Rhein herabgefahren. „Sie hielten mitten unter der Rheinbrücke, und befestigten einige Brandschiffe, welche mit dürrem Holz, Stroh und Wellen, Pech und Harz angefüllt waren, und zündeten also die Brücke an, wodurch acht Joche abbrannten. Die Soldaten fuhren den Rhein hinunter bis in die Wanzenau, hier stiegen sie an das Land mit lautem Trommelschlag; zechten ruhig, rühmten sich ihrer Heldenthat und gingen zu Fuß auf Breisach zurück." Die Straßburger mußten sich diesen Frevel gefallen lassen, denn sie durften dem mächtigen König keine Veranlassung zu einer offenen Kriegserklärung geben, und fanden im ganzen deutschen Reiche keine Hülfe. Man kann die Geduld, die Klugheit, das treue Aushalten dieser wackern deutschen Männer nicht genug bewundern.

(Fortsetzung folgt.)

König Wilhelm in Reims.

Man schreibt den „Berl. Bl." aus Reims, den 5. Sept.: Indem wir uns von Rethel her Reims nähern, ziehen lange Kolonnen auf einer Parallelstraße und bald, nachdem man zuerst von einer Höhe kommend, die Thürme von Reims erblickt hat, dehnen sich zur Seite der Straße mächtige Truppenlager aus. Ein Theil des 6. Armeekorps ist noch gestern kurz vor der Stadt in dem Dorfe Lavanne auf Widerstand gestoßen, der jedoch nicht von regulären Truppen, sondern von Mobilen oder Freiwilligen ausging, die auf die Einrückenden schossen, aber gleich die Flucht ergriffen, als die Truppen zum Gefecht vorrückten. Nur wenige wurden ergriffen, aber der Ort ging in Brand auf. Die lange Vorstadt von Reims, durch welche man, von Rethel kommend, fährt, ist von den Einheimischen belebt, die ihren Geschäften nachgehen, oder neugierig herumlungern.

Neben den Anschlägen des Königs Wilhelm (aus St. Avold vom 13. August), welche überall angeheftet werden, weil sie die Grundlage für das von der Bevölkerung zu beobachtende Verhalten bilden, derer des kommandirenden Generals, welcher bei Todesstrafe die Ablieferung aller Waffen binnen 24 Stunden befiehlt, und einiger andern der Militärgewalt, tragen die Straßenecken noch die Aktenstücke aus den letzten Stunden vor dem Einrücken der deutschen Truppen, eine Pariser Depesche vom 3. d. Abends, in welcher der Ministerrath allen Präfekten u. s. w. die Katastrophe von Sedan mit einigen Entstellungen der Wahrheit (nur 40,000 Gefangene rc.) ankündigt, und einen Aufruf des Maires und der Munizipalität, in welchem diese die Einwohner zu ruhigem Verhalten auffordern. Die Stadt liegt so voll Truppen, daß es trotz ihrer Größe (sie zählt über 60 000 Einwohner) schwer ist, Unterkommen zu finden. Für den König war eine Wohnung in dem an die Kathedrale stoßenden Palais des Erzbischofs gefunden worden. Das Hauptquartier hatte sich diesmal bei seiner Reise noch mehr als sonst zersplittert, und der König selbst kam erst am Nachmittag gegen 5 Uhr mit sehr kleinem unmittelbaren Gefolge hier an. Wie immer, fuhr er im offenen Wagen und grüßte freundlich, denn unter die Einwohner, welche sich still verhalten, hatten sich in großer Zahl Offiziere und Soldaten gemischt, deren Enthusiasmus beim Anblick des Monarchen in stürmischen Lebehochs sich kund gab.

Die Kathedrale ist bekanntlich eines der schönsten Denkmale der alten Kirchenbaukunst. Sie wurde im Jahre 1212 zu bauen begonnen und erst im fünfzehnten Jahundert beendet, doch sind die Thürme nicht vollendet, die in ihrer Anlage wunderbar schön sind. Die Soldaten benutzten in großer Anzahl die Gelegenheit, ihre Andacht zu verrichten und es war rührend, sie zum Theil in voller Feldausrüstung vor den Altären knieen zu sehen. Rechts an der Kathedrale schließt sich das erzbischöfliche Palais an. Es enthält den Saal, in welchem ehemals die Krönungsfestmahle gehalten wurden. Es ist ein länglicher, mit Fließen gepflasterter Saal, der seine Fenster dem Vorhof zuwendet. Die gewölbte Decke ist durch Balken gestützt, die von einer Seite des oberen Wandrandes zum andern gehen. Links vom Eingang ist die Seitenwand zum großen Theile von einem ungeheueren Kamin eingenommen, der mit Wappen bedeckt ist, über denen in einer Art von Kanzel Saint Remi steht. Diese Wandseite hat noch Platz für die Bilder von Clovis und Hugo Capet, während an den Längsseiten und der gegenüberliegenden Seite die Bilder von 12 französischen Königen angebracht

sind. Darüber sind die Brustbilder der Erzbischöfe von Reims, von dem heiligen Remi angefangen. Auch der weniger heilige Talleyrand befindet sich unter ihnen. Rechts tritt man in einen geräumigen Salon, der augenblicklich als Konferenzzimmer dient und aus welchem man in jene jetzt dem König eingeräumten Gemächer gelangt, die vormals von den französischen Königen bewohnt wurden, wenn sie nach Reims zur Krönung kamen. In dem oben beschriebenen Saale hielt der König heute Abend an die Offiziere des 6. Armeekorps, welches bisher noch kaum ins Gefecht gekommen ist, eine Anrede, und sprach ihnen seine Anerkennung aus, daß Jeder seine Schuldigkeit gethan. Das Armeekorps hat außerordentlich marschiren müssen, wie überhaupt die Erfolge dieses Feldzuges zum großen Theil der ausgezeichneten Marschfähigkeit der Truppen zugeschrieben werden müssen. Von dem Tage an, wo Napoleon das Lager bei Chalons verließ, bis zu der Schlacht bei Sedan ist in dieser Beziehung so Außerordentliches geleistet, wie kaum je von einer Armee.

Zu der Zeit, als der König im Festsaal des bischöflichen Palais die Offiziere anredete, brachten ihm die vereinigten Musikkorps des ganzen Armeekorps eine Abendmusik, bei der besonders die Nationalhymne „Heil Dir im Siegerkranz" und „Ich bin ein Preuße" von den Soldaten, die den größten Theil der auf dem Platze versammelten Volksmenge bildeten, mit ungeheurem Enthusiasmus aufgenommen und zum Theil mitgesungen wurden. Nach Beendigung dieses Ständchens spielten die vereinigten Musikkorps den Zapfenstreich durch ein paar Straßen mit einer Kraft, als ob es gelte, den Franzosen auch in dieser Beziehung das deutsche Uebergewicht zu demonstriren, und die Tambours arbeiteten, als ob sie ihre Trommeln und die Häuser der engen Straße zugleich zersprengen wollten. — Den 6. Sept. Der König besuchte die Kathedrale und empfing dann den Erzbischof von Reims, Hrn. Landriecourt. Etwas später erschien auch der Prinz Karl, um die Kirche in Augenschein zu nehmen, die fortwährend von Soldaten besucht war. An dem Platze, der die Kathedrale von einer Seite begränzt, während sie sonst von einigen häßlichen Gassen umgeben ist, stehen mehrere Gasthäuser. In der Wand des einen ist eine Steintafel angebracht, welche ankündigt, daß dort während der Krönung Karls VII. die Eltern der Jeanne d'Arc auf Kosten der Stadt verpflegt wurden. Ein recht stattliches, obgleich styloses Gebäude ist das Stadthaus. Dorthin brachten die Einwohner gestern ihre Waffen, deren Ablieferung der kommandirende General binnen 24 Stunden befohlen hatte. Es befanden sich darunter viele Perkussionsgewehre, welche wahrscheinlich erst kürzlich zum Zwecke der bewaffneten Volkserhebung vertheilt worden waren. Die Stadt ist fortwährend ganz ruhig, und es haben sich heute schon eine Menge Läden geöffnet, welche gestern noch geschlossen waren.

Vom Kriegsschauplatz.

Ueber die heldenmüthige Attaque der 12. Kavallerie-Brigade (v. Bredow) in der Schlacht bei Vionville am 16. v. Mts. entnehmen wir der „Neuen Preußischen Zeitung" und weiteren Privatmittheilungen noch Folgendes:

Es ist bekannt, daß Anfangs nur wenige Bataillone Infanterie das Gefecht gegen die überlegene feindliche Truppenmacht aufnahmen, und dieselben trotz der heldenmüthigsten Aufopferung nicht Terrain zu gewinnen vermochten. Das Gefecht kommt zum Stehen, und es ist zu fürchten, daß der Feind avanciren werde, ehe neue Infanterie zu Hilfe gekommen ist. Da übersendet der kommandirende General des 3. Armeekorps von Alvensleben dem General von Bredow, der mit dem 16. Uhlanen-Regiment und 7. Kürassier-Regiment am Waldsaume hält, den Befehl, gegen das Zentrum des Feindes vor Vionville vorzurücken, um Zeit für die heranrückenden Bataillone zu gewinnen. Wahrlich, eine schwere Aufgabe! Aber General v. Bredow zögert keinen Augenblick. Er setzt sich an die Spitze seiner Brigade und mit Hurrah geht es in gestrecktem Galopp auf den Feind los. Ein furchtbares Granaten- und Shrapnell-Feuer aus 8 Geschützen empfängt die Braven, und von halb links senden die Chassepots der feindlichen Infanterie ihre verheerenden Kugeln. Aber obschon hier viele fallen, unaufhaltsam geht es weiter. Die Kürassiere, geführt von ihrem Kommandeur, Grafen Schmettow, werfen sich auf die Geschütze, hauen die Bedienungsmannschaft nieder; die Geschütze sind genommen. Die Uhlanen unter Major Grafen v. Rödern stürzen sich auf die feindliche Infanterie: Chassepots und selbst eine Mitrailleuse vermögen nicht mehr zu zu helfen. Durchbrochen ist das Treffen! General v. Bredow will Appell blasen lassen; allein die Trompeter an seiner Seite sind erschossen, und weiter stürmt die wackere Reiterschaar auf das zweite Treffen der feindlichen Infanterie zu. Feindliche Kürassiere zur Linken flüchten eiligst in den Wald. Schon wieder wird auf die feindliche Infanterie eingehauen: da endlich wird Appell geblasen: Aber als die Schwadronen sich sammeln, brechen plötzlich die Spahis in die linke Flanke herein, während das Chassepot von vorne und von rechts hundertfachen Tod findet.

Da muß die brave Reiterschaar rechts abschwenken, und furchtbar sind die Verluste, die sie nun erleidet. Denn vorbei, eine viertel Meile, geht es wieder am Waldsaume, und wieder muß das erste Treffen der feindlichen Infanterie, die sich inzwischen neuerlich gesammelt, durchbrochen werden. Graf Schmettow erhält 2 Schüsse durch den Helm; Uhlanen-Rittmeister von Kormbsky wird verwundet; die Lieutenants Frhr. von Roman, von Gehorn, Vicewachtmeister Kriegeldorf stürzen im Tode getroffen mit den Pferden; Rittmeister

Meyer von den Kürassieren fällt, mit ihm die Lieutenants Friese und von Stockhausen. Verwundet fallen von Heister, von Kitzing, Graf Sierstorf in die Hände der Feinde. Hunderte braver Uhlanen und Kürassiere sinken darnieder. Die eroberten Kanonen und Gefangenen müssen dahinten gelassen werden. Aber gelöst ist die schwere Aufgabe! Die herangekommenen Bataillone rücken in die Lücke. Ob auch 2 Drittheile auf dem Platze liegen oder verwundet sind: es ist ein neues Lorbeerblatt in den Ruhmeskranz der preußischen, der deutschen Kavallerie geflochten!

Ueber die Einnahme Vitry's liegt jetzt ein authentischer Bericht vor, nach welchem die 4. Kavallerie-Division ihre Vorposten schon am 24. August Abends, bis gegen diese Festung ausgedehnt hatte, dann am 25. Morgens in größerer Masse vor die Stadt rückte, und um halb 10 Uhr den Kommandanten zur Uebergabe aufforderte, indem für den Fall der Weigerung, das Bombardement angedroht wurde. Um 11 Uhr bereits kapitulirte die Stadt, und wurde sogleich durch eine Eskadron des 5. Dragoner-Regiments besetzt. Man fand noch 300 Mann nicht eingekleidete Mobilgarde, die ohne jedes Säumen das Gewehr streckten. Die Waffenvorräthe und die Munition, welche der Feind zurückgelassen, waren auch diesmal erheblich. 5000 Stück Gewehre, 3000 Seitengewehre, 17 vollständige Geschütze, bestehend in drei gezogenen 24-Pfündern, 3 glatten 24-Pfündern, 2 gezogenen 12-Pfündern, 7 glatten 12-Pfündern und 2 glatten 6-Pfündern wurden Kriegsbeute. Chef der Eskadron, welche die Festung eingenommen hat, war Rittmeister von Görschen.

Mannigfaltigkeiten.

Vom 22. Regiment wird der „Schles. Ztg." aus Reims, 6. September, geschrieben: „Folgender origineller Witz ist gestern Nachmittag in der Stadt Reims vorgekommen. Um halb 4 Uhr zog Se. Majestät der König Wilhelm in die Stadt ein. Das Publikum strömte, um den Heldenkönig und seinen Minister-Präsidenten, Herrn Grafen Bismarck, zu sehen, nach dem betreffenden Platze. Um 4 Uhr kommt der Büchsenmacher Groeger vom 2. Bataillon Regiments Nr. 22 in das ihm angewiesene Quartier; vom Wirth befragt, wer er sei, antwortete er, er sei Büchsenmacher. Mein guter Wirth, der dies für Bismarck verstand, und den Herrn Grafen Bismarck vorher nicht gesehen hatte, glaubte, daß der hohe Herr ihm Besuch mache. Er fiel dem Büchsenmacher um den Hals, herzte und küßte ihn. Graf Bismarck mußte das schönste Stübchen beziehen, und hatte ein vorzügliches Quartier."

Die Verwendbarkeit von Luftballons zu Kriegszwecken ist, wie das Wochenblatt „Nature" berichtet, durch praktische Versuche, welche man zu Woolwich angestellt hat, konstatirt. Es hat sich daraus ergeben, daß eine Höhe von 100 Faden bei 600 Faden horizontaler Entfernung vom Feinde am besten für Beobachtungen geeignet ist, und daß angekettete Ballons ihre Stellung behaupten. Nachdem der Ballon seine Stellung genommen hat und zur Ruhe gekommen ist, kann durch 8 Linsen die Gegend ringsherum photographisch aufgenommen werden. Es stellte sich heraus, daß die Inklination und die Länge der zum Festhalten des Ballons im nämlichen Luftstratum nothwendigen Kette sich leicht berechnen läßt. Auch kann ein Telegraphendraht von der Erde nach dem Ballon geleitet und von diesem eben so rasch verlängert werden, wie er zu segeln im Stande ist. Ferner stellte es sich als thunlich heraus, zwei oder mehr Ballons durch telegraphische Leitung mit einander zu verbinden, so daß direkte Berichterstattung von dem Ballon nach dem Hauptquartier und von dort weiter nach der Operationsbasis ermöglicht ist. Wahrscheinlich wird das Kriegsministerium im Arsenal von Woolwich eine Anzahl von Kriegsballons anfertigen und Genie-Offiziere sich in deren Anwendung einüben lassen.

Wie dem „Pesther Lloyd" von Berlin berichtet wird, mußte in der Erbswurst-Fabrik hinter Krug's Garten am Samstag, den 3. September, schon Früh um 11 Uhr Feierabend gemacht werden, da der allgemeine Jubel auch dort losbrach. Vor dem Abziehen jedoch hatten Arbeiter und Arbeiterinnen (Letztere, 350 an der Zahl, sind fast alle Frauen eingezogener Reservisten) mit großen Guirlanden aus Würsten, Spargelkraut und Astern die weiten Räume festlich geschmückt. Ein „talentirter" Schlächtergeselle hatte das Bild Louis in Speck gemeißelt und angenagelt; ein Anderer hatte das denkwürdige sinnreiche Motto darunter gesetzt: „Er hat sein Fell weg!"

Einen rührenden Anblick gewährte es, als in der Schlacht vor Metz am 18. August bei dem 1. Garde-Dragoner-Regiment Abends Appell geblasen wurde, 602 reiterlose Pferde von allen Seiten her diesem militärischen Rufe folgten, und theils matt, theils verwundet, sich dem Regiment treu anschlossen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers L. Mailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 204 Montag, 19. September 1870.

Zeitgemäße Erinnerung an die Mißhandlungen, die unser deutsches Elsaß und Lothringen von den Franzosen erlitten haben.

(Fortsetzung.)

Der König aber fuhr in seinem Uebermuthe fort und ließ im folgenden Jahr 1673 die Reichsstadt Colmar, deren Privilegien er bis jetzt noch geschont hatte, plötzlich mit 5000 Mann überfallen. „Nun wurden alle Bürger entwaffnet, die Posten an den Thoren und auf den Wällen mit Franzosen besetzt; alles Geschütz, Kriegsmunition und Mundvorrath der Stadt inventirt und nach Breisach gebracht. Die Bürger aber mußten ihre Räuber beherbergen; sechs bis zehn Mann über Tisch in Allem freihalten, und sich glücklich schätzen, daß sie nur einer allgemeinen Plünderung entgingen. Neunzig Kanonen, eine Menge kleiner Gewehre, viele tausend Fürtel Früchte und sehr viel Wein führte man aus der Stadt. Nachdem dieses geschehen, fingen die Franzosen an, die Thore und Thüren zu sprengen, die Wälle nieder zu reißen und die Gräben auszufüllen; kaum zwei Wochen waren vorbei, so war das blühende Colmar ein offener, wehrloser Ort — war in ein Dorf verwandelt; Gerade so ging es auch den Städten Schlettstadt, Kaisersberg, Oberehnheim, Hagenau, Weissenburg, Landau, überhaupt allen zehn Reichsstädten im Elsaß. Straßburg würde ein ähnliches Schicksal erfahren haben, wenn es weniger fest und nicht so mächtig und wachsam gewesen wäre.

Die allgemeine Noth des ganzen Landes und das traurige Beispiel der zehn Reichsstädte öffnete nun den Bürgern Straßburgs die Augen, und vermehrte ihren Eifer zur Vertheidigung ihrer Freiheit. Es war nun nicht mehr zweideutig, was auch ihnen bevorstünde, wenn sie durch List oder Gewalt den Franzosen in die Hände fielen; Obrigkeit und Bürgerschaft strengten daher alle Kräfte an, die Stadt in die bestmöglichste Verfassung zu setzen. Das Bollwerk neben dem Weissenthurmthor, Lug ins Land genannt, war sehr beschädigt, und die Stadt auf dieser Seite fast offen. Einige Kaufleute bemerkten dieses, gingen zu dem regierenden Ammeister und baten um Erlaubniß, mit ihren Leuten und andern Bürgern, welche sich etwa freiwillig einfinden würden, an diesem Bollwerk arbeiten zu dürfen, damit es noch vor Winter in wehrhaften Stand gesetzt würde. Ein so edles Begehren wurde nun sehr gerne bewilligt und den 24. August wirklich der Anfang gemacht. Die Bürger drängten sich in so großer Anzahl zu dieser Arbeit, daß man sich gleich Anfangs genöthigt sah, eine gewisse Ordnung einzuführen, und man fand für gut, jeden Tag eine ganze Zunft zur Arbeit aufzufordern. Es war eine Freude, zu sehen, wie willig und freudig die Bürger arbeiteten, und man staunte über den glücklichen Fortgang des Werkes. Wie es aber gemeiniglich zu geschehen pflegt, daß bei großen Gesellschaften auch große Unordnungen entstehen, so ging es auch bei dieser freiwilligen Frohn. Weiber, Töchter und Kinder fanden sich zu Tausenden bei den Arbeitenden ein; da waren Marketender, Musikanten; man zechte, tanzte, schrie und lärmte, daß es mehr einem Jahrmarkte als einem Arbeitsplatze gleich sah; und dieses geschah in einer so trübseligen und gefahrvollen Zeit.

Den 23. September näherten sich die französischen Völker der Stadt und plünderten die Dörfer bis auf Eckboltsheim. Auf dem Lande war ein großer Jammer allenthalben; die armen Landleute flohen, wo sie konnten, und flüchteten ihre Habe und Güter in das feste Straßburg; unsere Stadt war daher mit Menschen, Vieh, Früchten und Wein so vollgestopft, daß man nicht Alles unter Dach bringen konnte. Und da die Gefahr mit jedem Tage größer wurde, erging den 30. September der Befehl von dem Magistrat, daß alle Gärten, Häuser, Bäume und Reben auf 60 rheinländische Ruthen von den Festungswerken der Stadt weggeschafft werden sollten, damit man eine freie Aussicht haben möchte; es wurden alle Wachen verdoppelt, und dieses dauerte den ganzen Winter über, weil ein großer Theil der Armee unter dem Marschall von Türenne in unserm Elsaß die Winterquartiere bezog.

Die Franzosen gaben Deutschland keine Ruhe. Der schwächliche Versuch des Kaisers, im Bunde mit Spanien und Holland ihren Räubereien zu trotzen, half nichts. Zum Jahr 1677 schreibt unser guter Friese schon wieder, wie die französischen Mordbrenner unter einem gewissen Labrosse in Weissenburg gehaust haben, in derselben Stadt, die im Jahr 1870 Zeugin unserer Siege wurde. Der Unmensch ließ damals Alles hier

ausplündern, und unter erbärmlichem Geschrei der Einwohner die Stadt an allen Ecken zugleich anzünden. Den folgenden Tag erschien er in Hagenau, die Mordfackel in der Hand, und wies den Soldaten die Plätze an, wo sie das Feuer anlegen sollten, und Hagenau war noch denselben Tag ein Aschenhaufen; doch verschonte er sorgfältig die Häuser etlicher Juden und Christen, welche den Brand von ihm abgekauft hatten. Eben dieser Wütherich hat auch auf dem Selzer-Wörth den armen Bauersleuten ihre wenige noch gerettete Habe vollends geraubt, viele derselben niedergehauen und ihre elenden Hütten in Rauch aufgehen lassen, auch nicht einmal zulassen wollen, daß sie ihre unschuldigen Kinder aus dem Feuer retteten. Aus dem Munde dieses Ungeheuers selbst hat man es gehört, daß er sagte: Es könnte ihm nichts so großes Vergnügen machen, als das Prasseln der Flammen und das Gerassel einstürzender Häuser und Gebäude. Zum Glück für die Menschheit wurde dieser Unmensch im Junius dieses Jahres bei St. Leonhard mit fünf Schüssen getödtet."

Nun endlich kam auch Straßburg an die Reihe. Man erstaunt, wenn man liest, wie viele Vorsicht der übermüthige König der Franzosen doch gebrauchte, ehe er diese, vom deutschen Reich nicht im Geringsten unterstützte, einzige Stadt angriff. Sie war eben sehr fest und hatte tapfere deutsch gesinnte Bürger. Der König mußte Verrätherei zu Hülfe nehmen. Ulrich Obrecht, der Sohn des hingerichteten Obrecht, wollte seinen Vater rächen und nahm Geld von Frankreich, um seine Vaterstadt mit List dem Könige zu überliefern. Ihm half der Stadtschreiber Günzer, und mit dreimalhunderttausend Thalern, die ihnen der König gab, warben sie eine Anzahl schlechter Bürger, um die Franzosen heimlich herbeikommen zu lassen. Man wählte die Zeit des September 1680, in welchem viele Straßburger Bürger die Frankfurter Messe besuchten. Die Franzosen rückten heran und zwangen unter fürchterlichen Drohungen die Stadt, zu kapituliren. Ludwig XIV. gelobte, die Stadt bei allen ihren alten Rechten und namentlich auch bei ihrer Religionsfreiheit zu schützen, und hielt einen prächtigen Einzug in Straßburg, legte aber sogleich eine starke Besatzung hinein und ließ die Festungswerke noch sehr verstärken, um ein Hauptbollwerk auf deutschem Boden selbst zu gründen. Trotz seines Gelöbnisses, die Religionsfreiheit zu achten, ließ er sogleich den Protestanten die berühmte Münsterkirche wieder wegnehmen, sie dem Bischof übergeben und Messe darin lesen. „Hierauf ließ er (so schreibt das Theatrum Europaeum XII. 272) einen Befehl ergehen, „daß kein Straßburger Burger oder Einwohner, bey schwerer Francken Straff, sich hinfüro sollte gelüsten lassen, in's Münster zu gehen. Ingleichen wird ihnen auch alle Correspondentz mit andern Orten, und kein Paquet oder Brieff zu verschicken, ernstlich und bey Straff hundert Reichsthaler verbotten: demjenigen aber, welcher die angesetzte hundert Reichsthaler nicht würde erlegen können, sollte eine Lilie auff die Stirn gebrannt und der Stadt verwiesen werden."

(Schluß folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Dem „Ingolstädter Tagblatt" wird folgender Vorfall erzählt, welcher dem Einsender von einem betheiligt gewesenen Offiziere mitgetheilt ward und welcher ein Streiflicht auf die Art wirft, in welcher das „an der Spitze der Zivilisation marschirende" französische Volk gegen unsere Verwundeten verfährt. Der Thatbestand war folgender: Sechs verwundete deutsche Offiziere fuhren am 4. ds. in einem Omnibus auf der Straße über Ligni nach Void. Etwa eine halbe Stunde von Void, woselbst sich links von der Straße ein dichter Wald und rechts ein großer Bauernhof befindet, wurden dieselben von 15 bis 20 sogen. francs tireurs (zu deutsch „Freischützen", eine Bande von Räubern und Mördern, welche die Leichen berauben, Verwundete und Versprengte ermorden, und deren einstige Bestimmung die Dekoration der französischen Laternenpfähle sein wird) überfallen. Diese Schuften feuerten auf ganz geringe Entfernung, in einem Walde versteckt, auf den Wagen, wodurch ein preußischer Premierlieutenant tödtlich, ein bayerischer Offizier und ein Diener schwer verwundet wurden, brachen dann aus ihrem Versteck hervor, nahmen den wehrlosen Verwundeten die Waffen ab und forderten sie auf, ihnen zu folgen. Auf die Bemerkung eines bayerischen Offiziers, daß sie verwundete Offiziere seien, erwiderten die französischen Helden: „tant mieux". Die deutschen Offiziere, des ihnen bevorstehenden Schicksals bewußt, schickten sich schon an, den Repräsentanten de la grande nation zu folgen, als plötzlich eine preußische Abtheilung erschien, Angesichts welcher das Gesindel die Flucht ergriff und so rasch in dem Walde, aus welchem es gekommen war, verschwand, daß es dadurch seinem wohlverdienten Lohne leider entging. Wohl aber wurde der erwähnte Bauernhof, in welchem der Herd der entflohenen Helden erkannt wurde, in Brand gesteckt. Bei ihrer Flucht entledigten sich dieselben jeder unnöthigen Last, unter Anderem warfen sie einen mit Rasiermessern (!!) gefüllten Sack von sich, der den verwundeten Offizieren auch die Art des ihnen zugedachten Todes ersehen ließ. Diese Schandthat kostete einem preußischen Offizier das Leben und einem bayerischen Offizier die rechte Hand.

Ein Berliner Musikmeister schreibt aus Vendresse unterm 2. September Folgendes: Wir erwarten den König schon seit einer Stunde, die Stabswache und das Musikkorps; endlich hörten wir aus der Ferne

donnernden Jubelruf, den die vor der Stadt um hell lodernde Feuer lagernden Württemberger bei Annäherung des Königs ausstießen und der sich wie eine brausende Woge fortwälzte. Nach kurzer Zeit erschien der König in der Stadt und langte, von stürmischen Hurrahs begrüßt, vor dem Schlosse an. Nachdem er die Nationalhymne selbst abgewinkt und gesagt: „Der Segen des Himmels hat uns beschützt!“ begab sich Se. Majestät in das Schloß und ließ, da sämmtliche Generale und Prinzen auf dem Schlachtfelde verblieben waren, den Führer unseres Füsilierbataillons, Hauptmann v. d. Mälbe, zu sich zur Tafel rufen. Die Tafel dauerte von halb 10 bis 10 Uhr, während welcher Zeit wir Tafelmusik machten. Als ich zum Schluß den Lieblingsmarsch des Königs spielte, trat derselbe ohne Kopfbedeckung in den Kreis des Musikkorps heraus und wünschte uns einen herzlichen „Guten Abend“. Dann erzählte er uns die Geschichte des Marsches in seiner leutseligen Weise, und als ich ihm erwiderte, daß mein Vorgänger Lange diesen Marsch im Jahre 1817 in Sedan komponirt hätte, sagte der König: „das trifft sich ja herrlich, daß ich gerade am Tage der Schlacht von Sedan den Marsch von Sedan höre.“ Scherzhaft setzte Se. Majestät hinzu: „damals waren Sie aber noch nicht dabei?“ welches ich lächelnd mit „Nein“ beantworten mußte. Zum Schlusse sagte der König: „Nun geht nach Hause, Kinder, es ist schon spät! Gute Nacht!“ Mit einem aus vollem freudigen Herzen kommenden „Gute Nacht“ verließen wir das Schloß und suchten unsere Quartiere auf.

Wie es die Franzosen von jeher in Deutschland getrieben.

Zu jenen Schandthaten, welche vor beinahe 200 Jahren durch die Franzosen in der Pfalz verübt wurden, gehört auch die beabsichtigte Zerstörung des Domes in Worms, nachdem die Stadt schon zu Grunde gerichtet war, welcher aber der Wuth der Barbaren widerstand.

Im Jahre 1813 wurde der dem Dome zu Worms angebaute Kreuzgang, nachdem seine Zerstörung nicht glückte, zum Lazarethe der 1813 bei Leipzig und Hanau verwundeten Franzosen benutzt. Da brach der Typhus in einem furchtbaren Grade aus und erfaßte nicht nur die Bewohner dieses improvisirten Spitals, sondern auch die Garnison und die sonstigen Bewohner der Stadt zu Tausenden. Um der Krankheit zu steuern, griff der Oberkommandant, Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, zu einem entsetzlichen Hülfsmittel. Er ließ nämlich den Kreuzgang in Brand stecken und die Tausende armer Verwundeter, in denen man den Sitz des Uebels erkannte, schonungslos in den Flammen zu Grunde gehen. In den zwanziger Jahren entfernte man die Reste dieser Gräuelstätte.

Daß übrigens die Franzosen keine Turco's brauchen, um die bestialischen Grausamkeiten zu begehen, erhellt aus Nachstehendem:

In dem Feldzuge in Egypten machte die damalige republikanische französische Armee mehrere Tausend Gefangene. Um dieselben nicht ernähren zu müssen, wurden sie auf Befehl des ersten Napoleon in einen Trupp zusammengestellt und von französischen Kanonen zusammenkartätscht.

Rechnet man hierzu noch die neuesten Gräuelscenen: das Verstümmeln der Verwundeten auf den Schlachtfeldern von Weißenburg und Wörth, das Schießen auf Parlamentäre und Verbandplätze, dann die Ausweisung vieler Tausende friedlicher deutscher Arbeiter aus Paris und Frankreich, so wird man erkennen, daß die Franzosen keine Turco's nothwendig haben, um ihre Gloire und Zivilisationsbestimmung ins rechte Licht zu stellen. Die Franzosen haben nicht allein ihre Gloire und ihr vermeintliches Prestige, sondern auch ihre Ehre verloren, und dies auf sehr lange Zeit.

Dr. Karl August v. Steinheil †.

Der wissenschaftliche Erfinder des elektro-magnetischen Telegraphen, Dr. v. Steinheil in München, ist, wie uns von dort gemeldet worden, gestern gestorben. Sein Tod veranlaßt uns, in Kürze seiner Verdienste um die Wissenschaft und besonders um die Telegraphie hier Erwähnung zu thun. Bekanntlich bediente man sich in früheren Zeiten der optischen Signale, um Nachrichten mit Schnelligkeit weithin zu verbreiten. Die Unzulänglichkeit dieser Art Telegraphie weckte das Bestreben, eine bessere zu ersinnen, und als Watson die Schnelligkeit konstatirt hatte, mit der sich die Elektrizität fortpflanzt, tauchte sofort der Gedanke auf, diese Kraft der Telegraphie dienstbar zu machen. Im Jahre 1774 baute der Genfer Lesage einen aus 24 isolirten Drähten bestehenden elektrischen Telegraphen, jeder Draht bezeichnete einen Buchstaben. Nach der Entdeckung der Volta'schen Säule konstruirte Sömmering im Jahre 1808 einen galvanischen Telegraphen, der schon praktischer war. Der erste elektrische Telegraph, der wirklich seinem Zwecke entsprach, wurde im Jahre 1833 von Gauß und Weber in Göttingen ausgeführt, indem sie eine Drahtlegung vom physikalischen Kabinete nach der Sternwarte über die Thürme und Dächer der Häuser hinwegführten. Sie wendeten zwei Drähte an,

einen zum Hin-, einen zum Herleiten des elektrischen Stromes. Auf ähnliche Weise konstruirte Baron Schilling in Cannstadt um dieselbe Zeit ähnliche telegraphische Vorrichtungen. Steinheil, der die von Gauß und Weber getroffene Einrichtung in Göttingen kennen lernte, unternahm, aufgefordert von den Letzteren, neue Versuche zur Vereinfachung und Verbesserung des elektrischen Telegraphen. Bei den Versuchen im Jahre 1838, ob sich nicht die beiden Geleise einer Eisenbahn zur Leitung des elektrischen Stromes benützen ließen, beobachtete Steinheil die große Leitungsfähigkeit der Erde; er wendete daher nur einen Leitungsdraht an, indem er als zweite Leitung die Erde benützte. Der Versuch gelang, die Kosten der Herstellung des elektrischen Telegraphen waren dadurch bedeutend gemindert. Die Steinheil'sche Methode gab nun einen neuen Impuls, in Deutschland, England und Amerika beschäftigte man sich mit der Ausbildung derselben. Besonders thaten sich Wheatstone und Cook in London, Morse in New-York hervor. Der Kongreß der Vereinigten Staaten bewilligte 1843 die Summe von 43,000 Dollars zur Errichtung von Linien. Im Jahre 1845 waren schon 950 Meilen hergestellt. Deutschland, das Erfindungsland, hinkte hinterdrein, 1845 wurde der erste elektro-magnetische Telegraph auf der rheinischen Bahn zwischen Aachen und dem Tunnel eingeführt. Karl August Steinheil starb in Folge einer Gehirnlähmung, der bereits vollständige Erblindung vorausgegangen war. Er wurde am 12. Oktober 1801 zu Rappoltsweiler im Elsaß geboren, besuchte das Lyzeum in München, studirte in Erlangen die Rechte, hierauf in Göttingen und Königsberg Astronomie, ward 1832 Professor der Physik und Mathematik an der Universität zu München und Konservator der mathematischen Sammlungen des Staates. Im Jahre 1849 trat er als Vorstand des Departements für Telegraphie im Handelsministerium in österreichische Dienste, ging 1851 zur Errichtung des Telegraphenwesens in die Schweiz und kehrte 1852 als Ministerialrath und technischer Beirath im Handelsministerium nach München zurück, woselbst er eine optisch-astronomische Anstalt leitete. Ihm verdankt auch das österreichische Telegraphenwesen seine Organisation und der deutsch-österreichische Telegraphenverein seine Gründung. Er war der Erfinder des Prismenkreises, der Astrographie und der Bierwaage, namentlich aber der wissenschaftliche Begründer der elektro-magnetischen Telegraphen. Weiter erfand Steinheil die galvanischen Uhren, konstruirte einen sehr sinnreichen Pyroskop, verfertigte das erste Daguerreotypbild in Deutschland und vervollständigte und begründete die Gesetze der Galvanoplastik.

Der letzte Kampf am Rhein.

Lieb Vaterland magst ruhig sein:
Es kämpfen deine Söhne,
Auf Frankreichs Feld um deinen Rhein;
Der Rhein, — der Rhein — muß unser sein!
So schallt's im Schlachtgetöne.
D'rum Vaterland kannst ruhig sein:
Sie kämpfen muthig um den Rhein!

Lieb Vaterland magst ruhig sein:
Vertrau nur deinen Hütern!
Es hallt herüber uns vom Rhein —
„Ein einig Deutschland soll es sein!
Ein einig Volk von Brüdern!"
D'rum Vaterland kannst ruhig sein:
Sie halten treulich Wacht am Rhein!

Lieb Vaterland magst ruhig sein:
Die deutschen Heere siegen! —
„Mit Gott — erschallt's von ihren Reih'n,
Mit Gott, für Deutschland, für den Rhein!"
Hoch ihre Banner fliegen. —
D'rum Vaterland kannst ruhig sein:
Sie kämpfen tapfer um den Rhein!

Lieb Vaterland magst ruhig sein:
Den Rhein mit seinen Reben,
Das deutsche Land, am deutschen Rhein,
Was vormals deutsch — soll's wieder sein,
Muß Frankreich wieder geben!
D'rum Vaterland kannst ruhig sein:
Sie lassen nicht den deutschen Rhein!

Lieb Vaterland magst ruhig sein:
Jetzt schlagen deine Heere
Die letzte Schlacht, am deutschen Rhein;
Fürwahr es soll die Letzte sein!
Zur Deutschlands Waffenehre.
D'rum Vaterland kannst ruhig sein:
Sie halten treu am deutschen Rhein!

Lieb Vaterland magst ruhig sein:
Muß gleich viel Blut auch fließen.
Die deutschen Heere dort am Rhein,
Erst ziehen in Paris sie ein,
Bevor sie Frieden schließen.
D'rum Vaterland kannst ruhig sein:
Es ist und bleibet deutsch der Rhein!

Lieb Vaterland magst ruhig sein:
Kehr'n sie zur Heimath wieder,
Und zieh'n gleich Viele nicht mehr ein —
Es schlafen unterm kühlen Rain
So mancher uns'rer Brüder!
Dann Vaterland magst ruhig sein:
Sie starben für den deutschen Rhein!!

Kleinheubach a. M. 1870. A. M. Dauphin.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. [illegible]

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 205 Dienstag 20. September 1870.

Zeitgemäße Erinnerung an die Mißhandlungen, die unser deutsches Elsaß und Lothringen von den Franzosen erlitten haben.

(Schluß.)

In des Latomi Frankfurter Relationen zum Jahr 1685 Seite 49 lesen wir noch Folgendes: „Den 4ten Juni wurde im gantzen Elsaß vom Königl. Staatsrath ein Mandat publicirt, vermög dessen der König allen von der Augspurgischen Confession und Reformirten zu der Katholischen Religion Trettenden, eine Frist in 3 Jahren keine Schulden oder Capitale zu bezahlen, und daß sie nirgends deßwegen belanget werden können, vergönnet. Obwolen zu Straßburg die alte Kleidertracht, bey dem Weibsvolck, ohnerachtet fast gantz Teutschland den Frantzosen mit schweren Kosten nachäffen, durch fleissige Aufsicht der Obrigkeit, bißhero noch immer erhalten, so musten anjetzo auff Befehl des Königs alle junge Weibs-Personen nach Frantzös. mode gekleidet werden, weßhalben auch der Rath daselbsten den 23. Junii eine Kleider-Ordnung publiciren lassen, und solche Tracht Frantzös. mode bey Straf anbefohlen, auch denen Manns-Personen die hohe und spitze Hüt unter gleicher Straf zu tragen verbotten."

Der Verräther Ulrich Obrecht wurde vom König von Frankreich mit Gnade überhäuft und zum königlichen Prätor ernannt, und der edle Ammeister Dominikus Dietrich plötzlich auf Befehl des Königs nach Paris berufen, damit die protestantischen Bürger der Stadt ihren hochgeachteten Führer verlören. Unterdeß sollte Obrecht sich bemühen, den ganzen Magistrat von Straßburg katholisch zu machen. Offene Gewalt wollte man nicht brauchen, um die protestantischen Mächte nicht zu sehr aufzureizen. Der arme Dietrich kam nun nach Paris und „man begegnete ihm mit vieler Höflichkeit und Achtung." Täglich mußte er bei Hof aufwarten, und zwar allemal in seinen Amtskleidern, in denen er sonst im Rath zu sitzen pflegte, aber nie sagte man ihm ein Wort, warum man ihn eigentlich nach Paris berufen hätte. Einmal wagte er es, sich Erläuterung hierüber auszubitten, erhielt aber von dem Minister die Antwort: Man würde es ihm sagen, wenn es Zeit wäre. Endlich, als er wie gewöhnlich bei einer Audienz des ersten Ministers Louvois, erschien, kam dieser, von andern vornehmen Herren begleitet, auf ihn zu, hatte eine geöffnete Bibel in der Hand und sagte zu Dominikus Dietrich: Leset hier den Willen eures Königs! Es war die Stelle 1. Makk. 2, 17, da es heißt: „Die Hauptleute. Antiochi sprachen zu Mattathias: Du bist der Vornehmste und Gewaltigste in dieser Stadt, und hast viele Söhne und eine große Freundschaft, darum tritt zuerst dahin und thue, was der König geboten hat, wie alle Länder gethan haben, und die Leute Juda, die noch zu Jerusalem sind: So wirst du und deine Söhne einen gnädigen König haben und begabet werden mit Gold und Silber und großen Gaben." Dominikus Dietrich, der schon lange eine solche Zumuthung erwartet hatte, und außerordentlich bibelfest war, kehrte die Bibel herum und sagte: „Die Fortsetzung enthält meine Antwort V. 19, 20, 21. Da sprach Mattathias frei heraus: Wenn schon alle Länder Antiocho gehorsam wären, und Jedermann abfiele von seiner Väter Gesetz, und willigten in des Königs Gebot: so wollen doch ich, meine Söhne, und meine Brüder nicht vom Gesetz unsrer Väter abfallen. Da seye Gott für! Das wäre uns nicht gut, daß wir von Gottes Wort und Gesetz abfielen."

Gleich den andern Tag erhielt Dominikus Dietrich seinen Verweisungsbrief (Lettre d'Exil); er wurde in allen Gnaden von seinem Vaterlande verbannt, und nach Gueret, im mittlern Frankreich (Départ. de la Cruse) verwiesen. In Straßburg wußte man inzwischen von allem, was vorgegangen war, keine Silbe, ohne daß den 20. Juli ein königlicher Befehl ankam, daß man die Aemter, welche Dominikus Dietrich bekleidet hätte, besetzen sollte, indem der König gesonnen wäre, ihn bei sich zu behalten; die wahre Ursache seiner Verweisung hingegen wußte Niemand als der, der sie im Finstern selbst bewirkt hatte.

Aus den Briefen, welche von Herrn Tarade, durch dessen Hand alle Briefe und Befehle vom Hof an den Dominikus Dietrich abgefertigt wurden, wie auch aus denen, die von einigen Jesuiten und anderen Personen an ihn geschrieben worden sind,

erhellet, daß man dem Dominikus Dietrich in seinem Exilio von allen Seiten her hart zusetzte, seinen Glauben zu verändern. Der berühmte Bossuet, Bischof von Meaux, wurde selbst vom Hof beordert, an seiner Bekehrung zu arbeiten, nach ihm bekam ein anderer Pfarrer in der Nähe den nämlichen Auftrag; Jesuiten und Mönche bestürmten seine Standhaftigkeit fast täglich: aber Dietrich blieb unbewegt.

Auf Fürbitte der Gemahlin des Dauphin, welche einige Jahre vorher in dem Hause des Dominikus Dietrich beherbergt wurde, erhielt er im Jahr 1687 den 19. Dezember seine Freiheit wieder, doch unter der Bedingung, vorher bei Hof zu erscheinen, ehe er nach Straßburg abreise; dieses that aber unser Dietrich nicht. Darüber fiel er neuerdings in Ungnade, und mußte nach Besoul ins Exilium wandern. Hier blieb er bis den 30. April 1690, da er, wegen überhandnehmender Altersgebrechen abermals Erlaubniß erhielt, in den Schooß seiner Familie zu kehren, doch daß er nicht aus seinem Hause gehen*) und mit Niemand, als mit seinen Verwandten, reden sollte. Während seines hiesigen Aufenthalts ließ er sich in einer Sänfte, welche er sein Haus nannte, öfters in die St. Nikolauskirche tragen, und vor den Altar hinstellen, um in derselben die Predigt anzuhören. Dieser Ursachen wegen wurde er von den Vornehmsten der Stadt, die alle seine Schritte beobachteten, abermals vor Hof verklagt, und man fürchtete eine nochmalige Verweisung. Es scheint aber, der König wollte die Straßburger, bei denen Dietrich nun Alles galt, nicht zu sehr entrüsten, da ohnehin sein Ende nicht mehr ferne schien. Im Jahr 1692 erhielt er die Erlaubniß auszugehen, auch wenn es seine Gesundheit erfordere, außerhalb der Stadt; nur solle er sich der Regierungsgeschäfte nicht mehr annehmen, und das Rathhaus nicht betreten.

Seine volle Freiheit erhielt er erst im Jahre 1694 den 9. März, da er diese Welt verließ, um in eine bessere überzugehen. Er starb in den Armen seiner Gattin und Kinder, seines Alters 74 Jahre 11 Tage; seine Hülle liegt auf der St. Urbans-Aue begraben.

Man pflegt in Straßburg das berühmte Denkmal des Marschalls von Sachsen den Fremden als die größte Merkwürdigkeit zu zeigen, so daß man über dieser plastischen Arbeit im ächt französischen Geschmack der Renaissance das Meisterwerk der deutschen Baukunst, das Münster, die Schöpfung unseres Erwin, vergessen sollte. Der Marschall von Sachsen, ein Bastard des gränzenlos lüderlichen August II. von Polen-Sachsen, führte ehrvergessen als Deutscher die französischen Heere gegen Deutschland an. Wäre es nicht schicklicher, wenn man das Denkmal dieses Marschalls auf Wagen verpackte und nach Paris versetzte, in Straßburg aber dem unvergeßlichen Patrioten Dominikus Dietrich ein Denkmal setzte?

*) Er wohnte am Nikolausstaden, am Kämpferischen Hause.

Vom Kriegsschauplatz.

Der „Daily News" berichtet ein französischer Korrespondent, ein früherer Offizier, als Augenzeuge über die Vorgänge in Sedan am 31. Aug. und 1. Sept., „dem traurigsten Tage, den die französischen Waffen je erlebt." Wir geben nachstehend einen Auszug aus dieser Darstellung, die manches Neue und Interessante enthält:

Der Kaiser kam in der Nacht vom 30. bis zum 31. August in Sedan an. Er ließ am Morgen des 31. eine Proklamation an die Mauern anschlagen, worin er sagte, er habe das Kommando der Armee den Generalen anvertraut, welche die öffentliche Meinung als die zur Leitung tüchtigsten erwählt zu haben scheine; er selbst beabsichtige als Offizier zu kämpfen, indem er für den Augenblick seine Stellung als Herrscher aufgebe. (Dies hat nicht verhindert, daß schließlich doch General von Wimpffen alle Schuld allein auf den Kaiser zu wälzen sucht.)

Sobald die Thore geöffnet waren, kehrte ich auf meinen Beobachtungsposten zurück. Die französischen Stellungen schienen mir nicht viel verändert. Um 7 Uhr begann die Kanonade mehr im Ernst. Die preußischen Batterien uns gegenüber schienen mir weit zahlreicher zu sein. In der That schien es mir, als ob überall Batterien wären. Sie donnerten von allen Punkten der preußischen Linie. Ich konnte das Niederfallen ihrer Granaten verfolgen, welche explodirten, so wie sie den Boden berührten, und mit wunderbarer Präzision fielen. Ich bemerkte auch, wie rasch sie ihr Feuer veränderten und verbesserten. Sobald ein französisches Korps eine Position besetzte, wurde es augenblicklich von Granaten beworfen. Die Erste fiel vielleicht noch einige Fuß zu kurz oder zu weit, aber die Dritte fand sicher ihren Weg zu den Truppen und richtete ihre furchtbaren Verheerungen unter ihnen an. Die französischen Granaten explodirten dagegen gewöhnlich, ehe sie die Erde berührten, und der Dampf der Explosionen bildete unzählige kleine Wolken in verschiedener Höhe, einige so hoch, daß sie dem Feinde kaum Schaden thun konnten....

Als ich die Vorstadt vor der Porte de Balan erreichte, fand ich sie gesperrt mit Soldaten von allen Korps, die, wie ich, in die Stadt eilten. Es war

offenbar eine Niederlage, doch war es noch nicht 11 Uhr und die Schlacht sollte auf verschiedenen Punkten noch einige Zeit dauern, obschon ohne irgend begründete Hoffnung auf Sieg. Es war zuerst ein Rückzug und zu bald nur eine ungeordnete Flucht. Schon zerdrückten Soldaten einander, indem sie sich abmühten, in die Stadt hinein zu gelangen. Abgesessene Kavalleristen versuchten sogar über die Wälle zu klettern, nachdem sie die Contreescarpe hinabgesprungen. Andere bahnten sich einen Weg durch die Seitenthore. Von den Wällen herab sah ich, wie Kürassiere mit Pferd und Allem in den Festungsgraben sprangen, wobei die Pferde Beine und Rippen brachen. Soldaten kletterten über einander weg. Offiziere aller Grade, Obersten und Generale, die an den Uniformen leicht kenntlich waren, befanden sich mitten in diesem schmachvollen Getümmel. Dahinter kamen Kanonen mit ihren schweren Lafetten und starken Pferden und bahnten sich in das Gedränge hinein einen Weg, verstümmelten und zermalmten die Flüchtlinge zu Fuß. Um die Verwirrung noch zu erhöhen, waren die preußischen Batterien jetzt auf Schußweite vorgerückt, und die preußischen Granaten begannen mitten unter die ringenden Menschenmassen einzuschlagen. Es war eine Scene, schrecklich genug selbst für die Phantasie eines Gustav Doré. Ich konnte mir nur eine Vorstellung von unserer unglücklichen Armee machen — daß sie sich auf dem Boden eines siedenden Kessels befinde.

Ich eilte so gut wie möglich zu meinem Hotel zurück, und suchte die engen Straßen auf, wo ich vor den Granaten einigermaßen sicher sein konnte. Wo ein freier Platz war, stieß ich auf die Körper von Pferden und Menschen, die todt waren, oder von platzenden Granaten zerrissen, noch zuckten. Als ich mein Hotel erreichte, fand ich die Straße, wie die übrigen, mit Wagen, Kanonen, Pferden und Soldaten völlig versperrt. Glücklicher Weise bestrich das preußische Feuer in diesem Augenblick nicht die Straße, denn ein ganzer Zug Pulverwagen, der weder vorwärts noch rückwärts konnte, nahm sie fast ganz ein, dabei brannte die Stadt bereits an zwei Stellen.

Von Freunden erfuhr ich hier, daß der Kaiser, welcher früh Morgens sich auf das Schlachtfeld begeben, etwa um dieselbe Zeit wie ich zurückgekehrt und mit seinem Stabe durch unsere Straße geritten sei. Einer meiner Freunde war auf dem Turenne-Platze in seiner Nähe, als eine Granate unter seinem Pferde platzte und das Pferd eines hinter ihm reitenden Generals tödtete. Er selbst war unversehrt und drehte sich lächelnd um, obschon mein Freund in seinem Auge eine Thräne zu sehen glaubte, die er mit dem Handschuh abwischte. Inzwischen begannen die Granaten in der Richtung unserer Straße unseres Hotels zu fallen. Wir standen Alle unter dem gewölbten Thorwege, als dem sichersten Zufluchtsorte, den wir finden konnten. Ich zitterte für die Pulverwagen, die noch in der Straße standen und sie der ganzen Länge nach einnahmen.

(Schluß folgt.)

Deutschlands Erhebung.

Ein Drama ist's erschütternd, groß, erhaben!
Das vor Europa staunend sich entrollt,
Für Friedensbruch will Deutschland Rache haben,
Sein Volk ergreift die Wehr und furchtbar grollt!

„Ihr habt bedroht das Heiligste auf Erden!
Das Vaterland, des Deutschen höchstes Gut,
Für solchen Frevel soll Euch Rache werden,
Der Menschheit Fluch für das vergoss'ne Blut!

Vollprangend kommt das deutsche Heer gezogen,
Wie Gottes Schaar! so flammend naht's Ein Mann!
Ein Blitz! Ein Meer in hohen Zornes Wogen,
Dem keine tück'sche Macht entrinnen kann!

Ja golden strahlt der Tag der heil'gen Rache!
Seht, wie sie flieh'n die Friedens Räuber schon
Gott krönt durch Sieg die hochgerechte Sache,
Es wankt und bricht der Lüge morscher Thron!

Nun sterb' ich gern, weil Deutschland ich gesehen,
Wie einig es, wie siegreich stark und groß.
Im Ruhmesglanz Alldeutschlands Banner wehen,
Und Frankreich stürzt, der eherne Koloß!

Gesittung, Freiheit werden fürder walten,
Und Friede wird Europa's Völkern sein,
Wo deutsche Kraft und Bildung sich entfalten,
Herrscht nur der Kampf des Geistes noch allein!

Doch du, mein Gott! in Demuth sei gepriesen,
Du leihst dein Schwert der Wahrheit und der Freiheit,
Du hast zum Sieg die Pfade uns gewiesen,
Dein ist das Reich und dein die Herrlichkeit! —

Fürth im August 1870. **Friedrich Friedreich.**

Mannigfaltigkeiten.

Die neuere Geschichte Verdun's erinnert an eine der gräßlichsten Gräuelthaten der Revolutionszeit. Der preußisch-österreichische Feldzug von 1792

hatte begonnen. Am 24. August kapitulirte Longwy, am 30. waren die Preußen vor Verdun. Bei dem vernachlässigten Zustand der Befestigungen war längere Vertheidigung nicht möglich; Uebergabe nach fünfzehnstündigem Bombardement war jedoch die Folge der mangelhaften Vorkehrungen des Kommandanten, Bataillonschefs Beaurepaire, der sich eine Kugel durch den Kopf jagte. Als in Folge des unseligen Feldzugs in der Champagne und des geringen Zusammenwirkens der Verbündeten Verdun am 13. Oktober wieder in französische Hände gerieth, erfolgte ein Akt der Rache gegen einen Theil der Einwohner, die sich unpatriotischer Gesinnungen schuldig gemacht, d. h. der royalistischen Partei angehörten und mit den Fremden verkehrt hatten. Das Revolutionstribunal räumte unter ihnen auf. Die ansehnlichsten Beamten, welche während der preußischen Besetzung ihre Funktionen auszuüben fortgefahren hatten, starben unter der Guillotine. Vierzehn Frauen und junge Mädchen, die nach den einen den preußischen General beim Einzuge bewillkommt, nach andern auf einem Balle mit Offizieren getanzt hatten, wurden nach Paris geschafft. Zwölf starben auf dem Schaffot; die beiden Uebrigen, erst siebzehnjährig, mußten dem entsetzlichen Schauspiel beiwohnen, und die eine ihre Mutter, die andere ihre drei Schwestern sterben sehen, deren ältesten fünfundzwanzig Jahre zählte. Die Geschichte der Vierges de Verdun ist auch inmitten aller Blutscenen der Revolution als eine der ärgsten Scheußlichkeiten eines entmenschten Volkes in strafender Erinnerung geblieben.

Man schreibt aus Kremsmünster, 15. September. Das achtjährige Mädchen eines hiesigen Stiftbediensteten schluckte vorgestern eine fast zwei Zoll lange eiserne, mit einem doppelt erbsengroßen gläsernen Knopfe versehene Stecknadel, indem es mit denselben unvorsichtiger Weise im Munde spielte. Das Kind wollte mit dem Finger darnach haschen, stieß jedoch die Nadel nur noch weiter in den Schlund. Voll Angst lief es zur Mutter; diese glaubte, das Mädchen habe einen Obstkern geschluckt und klopfte es stark auf den Rücken, bis das Kind ausrief: „Sie ist schon unten.“ Die Mutter, die keine Ahnung von der geschluckten Nadel hatte, mußte nun aus dem Munde ihres Kindes erfahren, daß dasselbe eine große Stecknadel nunmehr im Magen liegen habe. Es wurde sogleich der Arzt gerufen, welcher jedoch wenig Hoffnung in Aussicht stellte. Das Kindlein hatte jedoch bis heute Mittags nicht den mindesten Schmerz und spielte immer lustig mit den Geschwistern, als ob nichts geschehen wäre; heute Mittags, nachdem die Nadel in 36 Stunden die Eingeweide passirt hatte, ging sie mit den Exkrementen gänzlich unschädlich ab.

Beim Hauptquartier des Königs von Preußen befindet sich u. A. auch ein Berliner Polizeiagent, ein sehr schlauer Mann, der gleichfalls bei dem den Kaiser umgebenden Haufen Neugieriger stand. Kaum hatte sich nun der Kaiser beim Weggehen erhoben, so hatte dieser Schlauberger auch schon den Stuhl genommen und dem dahinter stehenden Bedienten ein 20-Frankenstück in die Hand gedrückt. Sie können sich denken, welche Summen irgend ein englischer Lord für den Stuhl bezahlen wird, auf dem Napoleon nach der Schlacht bei Sedan gesessen.

[Das Geschlecht Moltke.] Die Mecklenburger sind stolz darauf, daß Moltke's Wiege wie die Blücher's in ihrem Lande stand. Nicht allgemein bekannt ist es aber, daß man schon vor 500 Jahren von den Moltke's in Mecklenburg sang: „Das Beste haben sie gethan.“ In Ernst von Kirchbach's Mecklenburgischer Reim-Chronik aus dem Jahre 1384 heißt es gelegentlich des Krieges der Rostocker mit den Markgrafen von Brandenburg:

In unsen Nöden sünder Wan
Habin sy daz Beste getan
Als dyse Rede rechte,
Dy Moldeken das Geslechte.

Ein Beispiel von Unverdrossenheit gab ein Soldat aus dem Lippischen in einem der letzten Gefechte. Durch einen Streifschuß an den Lippen verwundet, so daß das Blut stromweise niederrann, wurde ihm vom Hauptmann befohlen, sich hinter die Gefechtslinie zurückzuziehen, worauf indeß der Tapfere erwiderte: „Nei, Herr Hauptmann, ick hebbe den Kerl sehn, de et dohn het: der Düwel sall en halen, wenn ick en kriege.“

[Mac-Mahon als Oesterreicher.] Das „Vaterland“ schreibt: Es dürfte interessant sein, zu erfahren, daß am 6. Mai 1758 den niederösterreichischen Ständen intimirt wurde, daß Cornel Mac-Mahon in den Ritterstand erhoben worden sei. Den Akt darüber bewahrt die niederösterreichisch-ständische Registratur. In welcher Verwandtschaft stand dieser Cornel mit dem Marschall?

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 206 Mittwoch, 21. September 1870

Die französischen Thronfolger.

Es gibt Dinge, die den Menschen abergläubisch machen können. Hat Shakespeare am Ende doch recht, und existirt zwischen Himmel und Erde dieses und jenes, von dem sich unsere Philosophie nichts träumen läßt? Wie merkwürdig z. B. ist es, daß das gewöhnliche Erlebniß, ein Eigenthum vom Vater auf den Sohn erben zu sehen, bei der französischen Krone nicht zutrifft! Es ist ein Zufall, gut, aber dieser Zufall wiederholt sich mit einer Konsequenz, die man wunderbar zu nennen stark versucht ist. Man kennt diesen Zufall so lange schon, daß man seine regelmäßige Wiederkehr als gewiß annimmt. Bei der Geburt des jetzigen Kronprinzen sagte Jedermann: „Armes Kind, dem die Krone nie zu Theil wird!" Nicht als abenteuerlich, sondern als trivial wurde diese Wahrsagung bemitleidet, und jetzt läßt sich Alles dazu an, daß sie in Erfüllung gehen wird.

Im Jahre 1643 hat sich die französische Krone zum letzten Male unmittelbar vom Vater auf den Sohn vererbt und im Jahre 1547 ist zum letzten Male ein volljähriger Sohn dem Vater gefolgt. Heinrich II., der Gemahl der entsetzlichen Katharine von Medicis, trat damals neunundzwanzig Jahre alt die Herrschaft an. Zwölf Jahre später starb er an den Folgen eines unglücklichen Lanzenstoßes, den Graf Montgomerry bei einem Turnier gegen ihn geführt hatte, und sein Nachfolger war sein fünfzehnjähriger Sohn Franz II. Der Name dieses Knaben hat sich im Gedächtniß erhalten, weil die schöne Maria Stuart ihm angetraut worden war. Nach anderthalb Jahren schon entriß ihm der Tod die Krone, die er wenigstens nicht geschändet hatte, und sie fiel nun seinem Bruder Karl IX. zu, der seinem Namen durch die Bartholomäusnacht ein Brandmal aufgedrückt hat. Auch ihm folgte ein Bruder, Heinrich III., mit dessen Ermordung durch den Dominikaner Clement das Geschlecht der Valois erlosch. Seltsamer Weise waren auch die letzten Könige der ersten französischen Dynastie der Capetinger, Ludwig X., Philipp V. und Karl IV., drei Brüder gewesen, und nach den Valois endete noch ein Königsgeschlecht, das der Bourbons, mit der Herrschaft von drei Brüdern (Ludwig XVI., Ludwig XVIII. und Karl X.)

Heinrich IV., der erste und letzte gute Boubon auf dem Throne, wurde nach sechszehnjähriger Herrschaft von Ravaillac ermordet. Sein Sohn Ludwig XIII. zählte neun Jahre, als er den Thron bestieg. Er war also minderjährig und moralisch blieb er es während seiner ganzen Regierung. Statt seiner herrschte Richelieu, mit dem jenes Regiment begann, unter dem Frankreich hundertzwanzig Jahre lang geseufzt hat. Besaßen die Jesuiten Annet, Ferrier, Lachaise und Letellier, die auf Richelieu und Mazarin folgten, auch nicht die offenkundige Gewalt, jener Kirchenfürsten, so war ihr Einfluß als königliche Beichtväter doch in der Politik maßgebend. Länger als dreißig Jahre war Ludwig XIII. ein Schattenkönig. Einige Jahre vor seinem Tode hatte es noch den Anschein, als ob er keine Leibeserben hinterlassen werde. Da gebar seine Gemahlin, Anna von Oesterreich, ihm einen Sohn. Dieser Erbe kam unerwartet und Vielen unerwünscht, so daß die Zweifel, die sich gegen seine Legitimität erhoben, Glauben fanden. Im nächsten Jahrhundert ging eine andere Erzählung um, nach der die Königin mit diesem Sohn einen zweiten geboren haben sollte, der, damit kein Streit über die Thronfolge entstehe, bei Seite geschafft worden sei. Dieser angebliche zweite Sohn ist die eiserne Maske, mit der die geschichtliche Forschung sich bis auf unsere Tage fast ohne Aufhören beschäftigt hat.

Ludwig XIV. erbte die Krone als fünfjähriges Kind 1643, und war der letzte Sohn, der dem Vater auf dem französischen Throne folgte. Er regierte zweiundsiebenzig Jahre, und sah seine Erben einen nach dem andern vor sich hinsterben. Von seinen sechs Kindern kam nur ein Sohn zu höherem Alter, und als dieser starb, folgten ihm seine beiden Söhne, die Herzöge von Burgund und von Berry, wie sein ältester Enkel, der Herzog der Bretagne, bald ins Grab nach. Man glaubte diese rasch nach einander eintretenden Todesfälle auf eine verbrecherische Hand zurückführen zu müssen, und bezeichnete fast öffentlich den Herzog von Orleans als den Giftmischer. Er beschäftigte sich viel mit chemischen Arbeiten und an ihn gelangte die Krone, wenn das Haus Bour-

bon ausstarb. Da ihm die Verleumdungen seiner Feinde bekannt waren, so wachte er um so sorgfältiger über der Gesundheit des letzten Urenkels der „Sonne von Versailles", der im Alter von fünf Jahren als Ludwig XV. den Thron bestieg. Fast sechszig Jahre (vom 1. September 1715 bis zum 10. Mai 1774) regierte dieser unwürdige Monarch über Frankreich. Sein einziger Sohn, bei dem die Wohlbeleibtheit der Bourbons zur Fettsucht geworden war, starb vor ihm, und sein Enkel, der mit zwanzig Jahren die Krone erbte, war vom Schicksal dazu ausersehen, die Sünden und Verbrechen der Regierung Ludwigs XIV. und XV. zu tragen.

So tragisch das Schicksal Ludwigs XVI. und seiner Gemahlin Marie Antoinette sich gestaltete, endete der einzige Sohn, den das unglückliche Paar hinterließ, auf eine noch erschütterndere Weise. Was ist der Tod auf dem Blutgerüst, den sie erlitten, gegen die zweijährige Marter, der ihr Sohn unterworfen wurde, bis er ihr, körperlich und geistig gebrochen, endlich erlag! Der Konvent hatte den Beschluß gefaßt, ihn auf Kosten der Nation erziehen zu lassen, und überlieferte den achtjährigen Knaben nach der Hinrichtung seines Vaters, einem fanatischen Schuhmacher Simon. Nach zwei Jahren hatten dieser Kerl und sein Eheweib ihre Erziehung vollendet und der Arzt Dussault konnte dem Konvent berichten, daß der zehnjährige Ludwig Capet „aus natürlichen Ursachen" gestorben sei. Noch die Leiche wurde mißhandelt. Man warf sie in die große Gruft des Kirchhofes von St. Margarethen, die bereits viele Opfer aufgenommen hatte, und beschüttete sie mit ungelöschtem Kalk.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegsfahrten.

(Fortsetzung.)

So eben komme ich von Metz, wo ich einen großen Theil der Lager unserer vor der Festung liegenden Truppen besucht habe. Metz ist jetzt vollständig von uns zernirt; überall, wo die Franzosen nur einigen Erfolg haben könnten, durchzubrechen, wurden Schanzen aufgeworfen, die mit schwerem Geschütz armirt sind, Verhaue angelegt, die Wege versperrt, kurz, dem Feinde alle nur möglichen Hindernisse bereitet. Unsere Armee unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl, aus 6 Armeekorps: dem 1., 2., 3., 7., 8. und 10., bestehend, errichtete inzwischen große Barackenlager, in denen sie schon ganz bequem lagern kann und da auch die Zufuhren von der nahen Eisenbahnstation Pont à Mousson ziemlich regelmäßig und reichlich erfolgen, so können wir es immerhin schon abwarten, bis es dem Marschall Bazaine mit den 90- bis 95,000 Mann kampffähiger Truppen, die er noch in Metz stehen haben dürfte, gefällig sein wird, sich uns auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Ein Durchbruch von seiner Seite und selbst wenn solcher auch mit dem Muthe der Verzweiflung unternommen werden sollte, dürfte entschieden jetzt zu den Unmöglichkeiten gehören. Hat Marschall Bazaine am 16. und 18. August, wo der Vortheil der Positionen entschieden auf seiner Seite lag und wir die Angreifer, die Franzosen hingegen die Vertheidiger auf steilen Höhen waren, seinen Zweck nicht zu erreichen vermocht, sondern zurückweichen müssen, so wird dies jetzt um so mehr der Fall sein. Die Rollen haben sich vor Metz geändert, wir Deutschen wollen nicht mehr die Angreifer sein, sondern uns zur Veränderung nun auch einmal in der leichteren Rolle der Vertheidiger versuchen. Es kostet uns dies jetzt zugleich geringere Opfer, denn wenn wir hinter Erdwällen und sonstigen Deckungsmitteln stehen, und die Franzosen ruhig herankommen lassen können, gewinnt die Sicherheit unserer Zündnadelgewehre und die gute Uebung unserer Soldaten im richtigen Schießen eine desto größere Ausnutzung, während wir bisher stets die größten Verluste erleiden mußten, wenn unsere Soldaten auf offenem Felde schon in der Entfernung vo 11- bis 1200 Schritte dem verheerenden Feuer der französischen Cassepotgewehre ausgesetzt wurden, da das Zündnadelgewehr erst mit 6- bis 700 Schritt seine volle Wirkung ausüben kann. Der letzte Versuch des Marschalls Bazaine am 2. Sept., nordwärts durchzubrechen, um sich mit dem Korps des Marschalls Mac Mahon, dessen Gefangennehmung ihm damals noch unbekannt war, zu vereinigen, hat dies so recht wieder bestätigt. Die Franzosen kämpften mit dem Muthe der Verzweiflung. Die französischen Gardebataillone stürmten mit dem Bayonnet mit der rühmlichsten Tapferkeit, die man auch bei dem Feinde ehren und anerkennen muß, vorwärts und ließen sich zuletzt, als ihre Reihen schon furchtbar gelichtet waren, lieber von den ostpreußischen Grenadieren mit dem Kolben zusammenschmettern, als daß sie wichen, und trotz alledem ward Bazaine mit dem größten Verluste zurückgeworfen, nachdem wir an Todten und Verwundeten nicht mehr als 600 Mann verloren hatten. Freilich noch immer Opfer genug, aber doch schon ein ungleich geringerer Verlust als der vom Bluttage von Gravelotte am 18. August, der uns an 20,000 Mann gekostet hat.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

(Schluß.)

In diesem Augenblicke kam General Wimpffen vorbei und machte eine vergebliche Anstrengung, seine fliehenden Truppen zu sammeln und zu ermuthigen. Er schrie: „Vive la France! En avant!“ doch erhielt er keine Antwort. Er rief: „Bazaine faßt die Preußen im Rücken!“ Da diese Nachricht, welche freilich den ganzen Morgen von Zeit zu Zeit im Umlaufe gewesen war, jetzt aus dem Munde des Generals Wimpffen kam, so glaubte man ihr, und einige tausend Mann sammelten sich und folgten ihm zur Stadt hinaus. Man fing an, Hoffnung zu haben, und eine kurze Frist glaubten wir, der Tag könne noch gewonnen werden. Erschütternde Szenen folgten. Ein Knabe, der Sohn eines Handwerkers in der nächsten Straße, kam weinend herbeigelaufen und suchte einen Arzt. Seinem Vater war das Bein abgeschossen. Eine Frau vor dem Hause hatte dasselbe Schicksal. Der Arzt, welcher zu dem Manne gegangen war, fand ihn schon todt; bei seiner Rückkehr versuchte er, die Frau fortzuschaffen. Er hatte kaum einen Schritt gethan, so wurde sie durch eine zweite Kugel getödtet. Wir, die wir in dem Thorwege standen und solche Szenen mit ansahen, hatten jedes Gefühl persönlicher Furcht vollständig verloren. Ich übergehe Einzelheiten. Ich könnte mehr als einen tapferen Offizier nennen, der sich nicht fürchtete, zu gestehen, daß er vor dem Anblick Dessen, was jetzt ein bloses Gemetzel geworden, zurückgebebt.

Die Kanonade hörte plötzlich um halb 5 Uhr auf. So begierig wir sind, den Grund zu erfahren, können wir das Haus doch nicht verlassen, denn die Straße ist nicht zu passiren. Mit Einbruch der Nacht nahm die Menschenmasse etwas ab, und nun war es möglich, mit einigen Anstrengungen sich in der Stadt durchzudrängen. Der Anblick, den sie bot, war entsetzlicher denn je. Ueberall lagen Todte umher, Bürger und Soldaten in demselben grausen Gemisch. In einer Vorstadt zählte ich mehr als fünfzig Leichen von Landleuten und Städtern, einige Frauen darunter und ein Kind. Die Erde war mit Granatensplittern förmlich übersäet. Hungernde Soldaten zerschnitten die todten Pferde, um sie zu kochen und zu essen, denn es hatte wieder an Lebensmitteln gefehlt, wie es an Allem gefehlt seit Beginn des Feldzuges.

Am 2. Sept. legte die ganze Armee die Waffen nieder. Nicht wenige Soldaten zerschlugen in ihrer Wuth lieber die Gewehre, und die Straßen waren mit zerbrochenen Waffen aller Art übersäet. Zerbrochene Säbel, Flinten, Pistolen, Lanzen, Helme, Kürasse, selbst Mitrailleusen bedeckten den Boden, und an einer Stelle, wo die Maas durch die Stadt fließt, verstopften die Haufen solcher Trümmer den Strom.

Der Schmutz in den Straßen war schwarz von Pulver. Die Pferde waren an die Häuser und an die Kanonen angebunden, aber Niemand dachte daran, ihnen Futter oder Wasser zu geben, und so rissen sie sich vor Hunger, und Durst wild geworden, los, und rannten durch die Straßen. Wer da wollte, konnte ein Pferd bekommen; er mußte es sich nur einfangen.

Als die Preußen in die Stadt kamen, waren sie über den Anblick all dieser Zerstörung und Verschleuderung sehr aufgebracht. Was ihnen noch weniger gefallen haben muß, ist der Zustand, in dem sie die Kriegskasse gefunden. Sobald die Uebergabe beschlossen worden, sagte man den Offizieren, sie sollten möglichst hohe Rechnungen ausstellen, sie sofort einreichen und Zahlung empfangen. Natürlich reichten solche Rechnungen bald hin, den Schatz zu leeren. Ich kenne Offiziere, welche Zahlung für Pferde, die nicht getödtet worden, und für Gepäck, das sie nicht verloren hatten und erhielten. Demoralisation zeigte sich in jeder Weise. Selbst die Fahnen wurden verbrannt oder vergraben, ein Akt der Treulosigkeit, der selbst durch den Schmerz und die Wuth einer geschlagenen Armee nicht beschönigt werden kann. Gegen Niemand ist ihre Wuth größer als gegen General de Failly. Er hatte ein Zimmer in dem Hotel, wo ich logirte. Am Freitag versammelte sich eine große Menge Soldaten vor dem Hause, dessen Thüren geschlossen waren, und verlangten mit solchen Rufen und Drohungen nach dem General, daß der Wirth es für räthlich hielt, ihn schleunigst durch ein nach hinten gehendes Fenster zu entfernen.

Man fühlte sich wahrhaft erleichtert, als die Preußen einzogen und die Stadt besetzten und die Ordnung wieder herstellten. Es thut mir leid, bekennen zu müssen, daß während des ganzen Feldzuges die Franzosen weit mehr gleich einer siegreichen Armee in Feindesland gehandelt haben als die Preußen. All' die Unannehmlichkeiten, die ich persönlich erfahren, kamen von meinen eigenen Landsleuten, vor Allem von den Bauern, die in jedem Fremden einen Spion erblickten. Als ich den Preußen in die Hände fiel, fand ich sie die Höflichkeit selbst. Auf die Rückseite meines französischen Militärpasses hatte der preußische Stab mir einen preußischen Geleitbrief geschrieben. Oft brauchte ich selbst meine Papiere nicht zu zeigen. Mein Wort genügte, und einmal aus Sedan hinaus, kam ich rasch durch.

Als ich am Sonntag Morgen Sedan verließ, wurde es schon rasch besser. Aus den Straßen

waren todte Menschen und Pferde fortgeschafft, der unbeschreibliche Schmutz der Stadt wurde in den Fluß gefegt, die Läden wurden wieder geöffnet; Zucht war an die Stelle der Unordnung getreten. Ich habe von preußischer Organisation und Energie genug gesehen, um die von mir so oft ausgesprochene Ansicht, daß der schließliche Sieg Frankreich gesichert sei, zu ändern, wenn die traurige Niederlage einer edlen Armee sie nicht schon geändert hätte. Ich bin Mac Mahon von dem Tage an gefolgt, wo ich ihn in Chalons seine Armee reorganisiren sah, bis zu dem verhängnißvollen Tage bei Sedan, wo er die bestorganisirte Streitkraft in Frankreich — abgesehen von dem in Metz eingeschlossenen Bruchtheil — übergeben. Freilich hatte ich schon im Lager zu Chalons und dann zu Rheims bemerkt, daß die Zahl der Marodeurs enorm sei, und ich traf beständig Soldaten, welche nicht wußten, wo ihre Regimenter waren. Ich hatte gesehen, daß Soldaten wie Offiziere durch Wunden kampfunfähig geworden, welche französische Soldaten vergangener Zeiten verachtet haben würden. Ich hatte bemerkt, wie unordentlich und nachlässig die Soldaten in ihrem Anzuge und ihrer Ausrüstung sein durften. Diese an sich geringfügigen Dinge hatten mir als Militär doch einige Bedenken eingeflößt mit Rücksicht auf die Raschheit des Erfolges, den wir ein Recht hatten, zu erwarten. Ich sah auch, wie geneigt französische Offiziere waren, die Beschwerden langer Märsche und die Unbequemlichkeit von Bivouaks zu vermeiden. Ich erinnere mich, wie oft ich in der Stille der Nacht, wie in früher Morgendämmerung die französischen Linien durchstreift und nie ein »Qui vive« gehört, nie auf eine französische Vedette gestoßen, nie eine Streifpartie getroffen habe. Wie oft habe ich anderwärts Offiziere in Cafés oder in armseligen Dorfschenken ihre Zeit verbringen sehen, die sie ihren Leuten hätten widmen sollen; wie oft haben selbst Stabsoffiziere ihre Pflicht vernachlässigt, um jämmerlicher Vergnügungen willen, während sie bisweilen selbst den Namen des Departements, in dem sie sich befanden, nicht wußten, so daß ein französischer General an einem Kreuzwege die Bauern nach dem Wege fragen mußte. Ich habe lange gegen alle dergleichen Zeugnisse angekämpft, aber das Ende ist nur zu klar. Es ist schmerzlich für mich, aber ich muß meine Ueberzeugung dahin aussprechen, daß alle weiteren Anstrengungen, welche Frankreich möglicher Weise macht, nur nutzloses Blutvergießen verursachen können, und daß ein Mittel, seinen Gefahren zu entgehen, jetzt anders als mit den Waffen gesucht werden muß.

Einem Privatbriefe aus Kehl, 16. Sept., meldet die „Karlsruher Ztg." folgende Einzelheiten über den am 15. ds. stattgefundenen Ausfall bei Straßburg:

Unsere Infanterie hat vorgestern die Sporen-Insel, d. h. das Terrain zwischen dem Rhein und dem Altrhein besetzt und ist nun bis auf ca. 400 Schritt bis zum Festungsglacis vorgedrungen, so daß die Festung jetzt von allen Seiten zernirt ist. Seitdem werden nun jede Nacht eifrig Verschanzungen auf jenem Terrain gebaut. Um diese Arbeiten zu stören, machten gestern die Franzosen mit ungefähr 1600 Mann einen Ausfall aus der Festung nach dieser Seite hin. Eine Kartätsche warf zuerst die beiden an der Altrheinbrücke stehenden Posten über den Damm hinunter, so daß diese nicht mehr signalisiren konnten. In der Nähe des Dammes war ein Zug Infanterie postirt, der eben noch Zeit hatte, zum Gewehre zu greifen, als die Franzosen im Laufschritt heraneilten. Sie zogen sich geordnet und fortwährend feuernd zurück, bis sie in der Nähe des Eisenbahndammes von dem übrigen Theil der 3. Kompagnie und einem Zug der rechts stehenden preußischen Kompagnie des 30. Regiments unterstützt wurden. Das Gefecht dauerte gegen 1½ Stunden, worauf die Franzosen mit bedeutenden Verlusten in die Festung zurückgeworfen wurden. Das Feuer war ein höllisches. Zahlreiche zu hoch geworfene Kugeln flogen nach Kehl hinüber. Die Haltung unserer Soldaten war ausgezeichnet.

Ich erwähne noch zwei Bravourstückchen, die von zwei preußischen Soldaten ausgeführt wurden. Einer derselben ging ruhig vor, bis an die Linie des Feindes heran, wo er einen Franzosen in einem Busch versteckt sah. Er packte ihn ruhig am Kragen und führte ihn im Laufschritt als Gefangenen mit sich fort. Ein anderer Preuße war am Oberschenkel verwundet. Er benützte nun sein Gewehr als Krücke und ging — nicht zurück, sondern humpelte etwa 80 Schritte weiter vor, postirte sich an einen Baum und feuerte dann ruhig seine Schüsse ab.

Wir hatten verhältnißmäßig sehr geringe Verluste: 13 Verwundete und 1 Todten. Man befürchtete in der Nacht oder am nächsten Morgen eine Wiederholung des Ausfalles, der aber unterblieb; dagegen eröffneten sie aus Feldbatterien ein ziemlich lebhaftes Feuer mit Granatkartätschen. Auch beschossen sie den Weg nach Kehl zu mit Chassepots. Auf unsern Verbandplatz fielen drei Granatkartätschen. — Die Verbindung der beiden Rheinufer geschieht noch immer durch Kähne. Es stehen drüben jetzt 228 Geschütze, diesseits 48, welche anhaltend feuern.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 207 Donnerstag, 22. September 1870

Die französischen Thronfolger.

(Fortsetzung.)

Nach der Tragödie spielten Komödien. Fünf falsche Ludwigs XVII. traten zum Theil gleichzeitig, zum Theil nach einander auf, und Jeder fand seine Anhänger. Der Erste, Jean Marie Herragault, ein Schneiderssohn aus St. Leo, und vier Jahre älter als der Dauphin, den er vorstellen wollte, wurde durch die gährende Zeit begünstigt, in der er auftrat. Er hatte sich die Normandie und Bretagne zum Schauplatze gewählt, Provinzen also, die sich durch ihre Treue gegen das alte Königshaus, aber nicht durch Bildung auszeichneten. Als er seine Thätigkeit nach der Champagne verlegte, wurde er in Rheims verhaftet und kam nun aus den Verwicklungen mit Gerichten und Gefangenenwächtern nicht wieder heraus, bis er 1812 in Bicêtre starb. Ihn löste Mathurin Brumeau ab, der Sohn eines Holzschuhmachers. In demselben Jahre, in dem der ächte Dauphin starb, verließ dieser unächte das väterliche Haus, führte ein Landstreicherleben, machte auf einem französischen Zuchthause seine Schule, gerieth nach Amerika, und gab sich nach seiner Rückkehr für Ludwig XVII. aus. Nach der Julirevolution ist er spurlos verschollen. Vielleicht ist er in Amerika mit einem dritten falschen Dauphin zusammen gekommen und durch diesen auf den Gedanken seiner Rolle geführt worden. Von diesem Dritten können wir nur sagen, daß er als Glaubensbote unter den Indianern gelebt hat.

Herragault und Brumeau waren gemeine Betrüger, die kein höheres Ziel kannten, als von leichtgläubigen Royalisten gut gefüttert, und mit Geld für ihre kleinen Bedürfnisse versorgt zu werden. Die beiden letzten Dauphins, Hebert und Naundorf, waren Schwindler in großem Styl. Sie gaben sich als Prätendenten, und dachten sie vielleicht nicht daran, mit ihren Ansprüchen anerkannt und in Rheims mit dem heiligen Oel gesalbt zu werden, so verfolgten sie doch politische Zwecke, und traten mit einer gewissen Würde und möglichstem Glanz auf. Franz Heinrich Hebert, der eine dieser Dauphins, hat seine Rolle in einer Beziehung am besten gespielt. Er ist so klug gewesen, über sein Vorleben einen Schleier zu breiten, den die französischen Gerichte trotz aller ihrer Anstrengungen nicht zu lichten vermocht haben. Man hat mit allen Verhören und polizeilichen Nachforschungen weiter nichts herausgebracht, als daß Hebert „aus der Gegend von Rouen gebürtig gewesen zu sein scheint." Er erzählte die Geschichte, die allen Dauphins geläufig war. Ein edler Royalist hatte sich im Hause Simon's Eingang verschafft, und ihn, den Dauphin, entführt. Man hatte ihn dann für todt ausgegeben, und statt seiner eine andere Leiche oder eine Puppe in die Grube des Kirchhofs von St. Margarethen geworfen. Auf der Flucht war er mit seinem Retter eingeholt und ins Gefängniß abgeführt, aber von Royalisten befreit worden. Eine Art von Bestätigung erhielt diese Erzählung durch die wirkliche Thatsache, daß am Tage nach dem Tode des Dauphin, 19. Juni 1795, ein gewisser Aujardin, den ein achtjähriger Knabe begleitete, auf dem Wege von Paris nach Fontainebleau verhaftet worden, aber entkommen war. Gleich darauf hatte sich das Gerücht verbreitet, der Knabe, dessen Alter mit dem des Dauphins genau stimmte, sei der entführte Sohn Ludwig XIV. gewesen. Davon mochte Hebert gehört haben, und benutzte es für sich.

Als Herzog von der Normandie, wie der arme Dauphin geheißen hatte, machte sein Maskenträger schon 1828 und 1829 Eingaben an die Kammern, um die Anerkennung seiner Rechte zu fordern. Seine volle Thätigkeit entwickelte er unter der Julimonarchie, deren viele Gegner in ihm ein Werkzeug für ihre Pläne sahen und ihn deßhalb unterstützten. Er prostetirte nun feierlich gegen die Thronbesteigung Ludwig Philipp's, erließ Rundschreiben an die Höfe, und hielt durch häufig erscheinende Denkschriften die Aufmerksamkeit im Athem. Vor die Assisen von Paris gestellt, führte er seine Sache mit der Frechheit eines gewandten Abenteurers, und vermehrte die Zahl seiner Gläubigen beträchtlich. Mit ihrer Hülfe entkam er nach acht Monaten aus dem Gefängniß, in dem er nach dem Urtheilsspruch des Gerichts zwölf Jahre bleiben sollte. Er entkam nach London und wurde über einer noch besseren Kopie Ludwig XVII. vergessen.

Dieser fünfte falsche Dauphin war ein deutscher Landsmann, der Uhrmacher Karl Wilhelm Naundorf aus Potsdam. Die preußische Polizei ist seinen Spuren mit deutscher Geduld nachgegangen, und hat sein ganzes früheres Leben in Spandau, Brandenburg und Krossen aufgedeckt. Was er von sich selbst erzählt, und Hunderten von Gegnern der Juli-Dynastie glaubhaft machte, war ein gut erfundener und nicht ganz unwahrscheinlicher Roman. Eine außerordentliche Aehnlichkeit seines Gesichts mit den Zügen, die bei den Bourbonen typisch geworden sind, diente ihm zur wesentlichen Unterstützung. Seine Keckheit ging so weit, daß er die Herzogin von Angouleme, Ludwig's XVII. Schwester, mit Gesuchen um eine Audienz bestürmte. Er könne ihr Mittheilungen machen, behauptete er, welche sie überzeugen würden, daß er ihr Bruder sei. Aus Frankreich ausgewiesen, ging er nach England, wo er durch angebliche militärische Erfindungen und durch einen angeblichen Mordanfall auf seine Person Aufsehen zu erregen suchte, und wendete sich schließlich nach Holland. Gläubige hat er bis zu seinem in Delft erfolgten Tode gefunden.

Nach der staatsrechtlichen Fiktion wurde der Dauphin nach dem Tode seines Vaters König. Als die Bourbons zurückkehrten, bezeichnete sich daher Ludwig's XVI. Bruder als der Achtzehnte seines Namens. Von ihm und allen Legitimisten wurde die dazwischen liegende Regierung Napoleon's als rechtlich nicht vorhanden gewesen betrachtet. Von einer nicht gerade glaubwürdigen Seite wird sogar versichert, daß der erste Lehrer des einzigen Sohnes, den der Schlachtenkaiser hinterließ, diesem von seinem Vater nur als vom General Bonaparte erzählt habe. Erst der Marschall Marmont habe den Herzog von Reichstadt über die wirkliche Geschichte des Kaisers belehrt. Auf der andern Seite hat der heutige Kaiser der Franzosen die Fiktion durchgeführt, daß der Sohn Napoleon's I. rechtmäßiger Kaiser der Franzosen gewesen sei. Wie Ludwig XVIII. den Sohn seines Bruders Ludwig XVI. mitzählte, so zählt der jetzige Napoleon den Sohn seines Oheims mit, und nennt sich deßhalb den Dritten.

(Fortsetzung folgt)

Kriegsfahrten.

(Von Julius v. Wickede.)

(Fortsetzung.)

So haben wir denn jetzt das eigenthümliche Schauspiel, daß rings um Metz sich gleichsam eine zweite Festung improvisirt, welche die erste wie mit einem eisernen Gürtel fest umspannt und allen darin Befindlichen den Durchbruch fast unmöglich macht. Und trotz alledem glaube ich noch nicht, daß der Marschall Bazaine sich früher ergeben wird, bevor die alleräußerste Noth und der gräßlichste Hunger ihn dazu zwingen werden. Er ist von Gesinnung ein roher, leidenschaftlicher, habsüchtiger Mensch, ganz das Gegentheil des vornehmen, uneigennützigen, edlen Marschalls Mac Mahon, der zu den wenigen wirklich ritterlichen Charakteren und wahren Gentlemen gehörte, die man unter den höheren Generalen des zweiten Kaiserreiches finden dürfte, aber dabei ein sehr muthiger und entschlossener Soldat, von vielem Talente und eiserner Willenskraft. Marschall Bazaine hat seine militärische Laufbahn als gewöhnlicher Tambour begonnen, und verdankt Alles, was er geworden ist, nur sich selbst, seiner Willenskraft und seinem Talente. Er hegt den Ehrgeiz, dereinst noch eine Rolle in Frankreich zu spielen, vielleicht noch der Diktator — ja, sogar der Kaiser dieses Landes zu werden, und er weiß, daß ihm dies nur glücken kann, wenn er sich jetzt in Metz vertheidigt, so lange dies irgendwie nur möglich ist. Ob die Stadt und so und so viel Tausend Soldaten oder gar Bürger dabei zu Grunde gehen, dürfte unseren Marschall verzweifelt wenig kümmern, wenn nur seine »gloire militaire« vollkommen dabei gerettet wird. Er kennt seine Landsleute, die Franzosen, viel zu genau und weiß, daß diese ihrem Herrscher jede Schlechtigkeit und Tyrannei gern verzeihen, wenn er nur dem Auslande gegenüber sich den größtmöglichen militärischen Ruhm erworben hat, und daß alles Gerede von Humanität, Freiheit und zivilisatorischer Aufgabe bei der übergroßen Mehrheit aller Franzosen nur leeres Geschwätz ist. Als man dem Marschall Bazaine die Nachricht von der Gefangennehmung Napoleons gemeldet und ihn aufgefordert hat, sich nunmehr zu übergeben, da soll er gelacht und geantwortet haben: „Zum Teufel was scheert mich dieser Fanfaron von Napoleon! Ich bin jetzt alleiniger Herr von Metz, und werde nicht daran denken, die Festung zu übergeben.“ Und doch, was wird auch einem Manne wie Bazaine zuletzt wohl übrig bleiben, als sich der eisernen Nothwendigkeit zu fügen! Durchzuschlagen vermag er sich nicht, das hat er nun wohl bei allen seinen wiederholten Versuchen schon hinlänglich erfahren, und zuletzt wird ihn die Hungersnoth, der gefährlichste Feind eines Festungs-Kommandanten, doch gewaltsam zur Uebergabe zwingen. Wenn auch Metz wirklich noch für 14 Tage, ja, vielleicht sogar etwas länger noch verproviantirt sein sollte, was macht dies viel aus! Unsere Truppen, die gut verpflegt werden, können es immerhin noch aushalten, so lange ruhig in ihren bisherigen Baracken-

lagern vor der Festung zu liegen und es abzuwarten, bis sich die Thore dort von selbst öffnen. Jeder verspätete Tag der Uebergabe dezimirt auch das in diesem schrecklichen Aufenthalt jetzt eingeschlossene französische Heer, und mag man dies vom Standpunkte der Humanität auch beklagen, so kann uns dies in militärischer Hinsicht nur sehr erwünscht sein.

Eine förmliche Beschießung von Metz soll jetzt, nach der Gefangennehmung von Mac Mahon und seinem ganzen Korps, vorläufig unterbleiben. Man will die Stadt und Festung jetzt schonen, eben so wie man Straßburg jetzt schont, da beide Städte und Festungen vielleicht Gränzfestungen von Deutschland gegen Frankreich werden.

Sollten wir übrigens Metz jetzt durch eine förmliche Belagerung nehmen wollen, so würde dies eine sehr schwierige und jedenfalls langwierige und blutige Arbeit sein. Die Festung ist sehr stark, hat ganz bedeutende Außenwerke, welche noch in letzter Zeit bedeutend verstärkt wurden, und ist weitaus die stärkste Festung, welche Frankreich nur besitzt, und Straßburg in dieser Hinsicht weit überlegen. Ebenso wie Mainz sehr schwer durch eine förmliche Belagerung zu nehmen sein wird, ist dies jetzt auch mit Metz der Fall. Augenblicklich haben wir vor Metz an 60 Stück Zwölfpfünder stehen; damit können wir wohl das französische Lager vor der Stadt, aber jedenfalls die Festung sebst nicht beschießen, dazu ist deren Kaliber viel zu schwach.

Die Umgebung der Stadt, die nun schon fünf Schlachten und blutigen Gefechten zum Schauplatz diente, und wo an 200,000 deutsche Truppen bereits seit Wochen lagern, leidet übrigens gründlich und wird so sehr verwüstet, wie ich dies auch noch nicht annähernd bisher in irgend einem anderen Theile des jetzigen französischen Kriegsschauplatzes gesehen habe. Fast alle Felder sind zertreten, die Weinberge größtentheils zerstört, die Dörfer von ihren Bewohnern vielfach verlassen und viele Thüren, Fenster, Balken und sonstiges Holzwerk der Gebäude sind zum Bau der Lagerbaracken verwandt worden. Die armen Bewohner des ganzen Rayons von Metz müssen das Elend des Krieges in seinem vollsten Umfange erfahren und verwünschen gewiß die Eroberungslust Louis Napoleons oder richtiger wohl der französischen Kriegspartei, welche ihnen dieses unermeßliche Unglück jetzt zugezogen hat. Wahrlich, ich möchte seinen der Pariser Journalisten, die seit Jahren stets so eifrig in die Kriegstrompete stießen und den Chauvinismus des französischen Volkes auf so infame Weise anschürten, jetzt einmal auf eines der Schlachtfelder in der Gegend von Metz führen, damit diese Herren kennen lernen, was der Krieg denn eigentlich zu bedeuten habe und welches Elend er erzeuge. Doch bei diesem Gesindel möchte auch eine solche Lehre wohl vergebens sein.

Wenn man hinter Corny einen ziemlich hohen und steilen Hügel besteigt, auf dessen Kuppe unsere äußersten Vorposten stehen, so hat man einen vollständigen Ueberblick auf den größten Theil der Stadt mit ihren Außenwerken und dem befestigten Lager. Man kann mit einem Fernglase sehr deutlich die französischen Zelte und Baracken, ja, sogar die einzelnen Posten und Patrouillen erkennen, und die rothe Farbe der Hosen schimmert bemerklich von dem grünen Hintergrund ab. Es ist ein sehr interessanter Anblick, den man mit einem guten Fernglase von der Höhe genießt, und nur ungern trennte ich mich wieder von diesem Standpunkte.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

CH Aus dem Hauptquartier der dritten Armee. Bis zum 9. September Morgens befand sich das Oberkommando der dritten Armee in Rheims. Wenn irgend eine Stadt innerhalb der bisher okkupirten Landestheile, so ist diese durch die milde Behandlung von Seiten des obersten Bundesfeldherrn bewogen worden, ihre Anfangs feindliche Haltung aufzugeben und eine ruhige, versöhnliche Stimmung anzunehmen. In dem Stadthaus hat sich der Munizipalrath in Permanenz erklärt und leitet von hier aus die Angelegenheiten der Einquartierung ...

Der Mannszucht unserer Truppen wird unumwundene Anerkennung gespendet. Von den Militärbehörden geschieht alles Mögliche, um die Bereitwilligkeit der Einwohner von Rheims durch humanes Verfahren zu erwidern. So hat der Kronprinz kurz vor seinem Abzuge einen Armeebefehl erlassen, der die unbemittelten Bürger der Stadt von jeder Einquartierungslast befreit. Im Hinblick auf die vielen Arbeiterfamilien, die namentlich in den Vorstädten von Rheims ansässig sind, wird diese Bestimmung außerordentlich segensreich wirken. Ihre Kontrole bleibt den Stadtbehörden überlassen, die mit der Ausstellung der Armuthszeugnisse beauftragt sind. Ebenso ist in Folge einer Anordnung des Oberbefehlshabers der dritten Armee auf dem Bahnhof von Rheims ein großes Depot eingerichtet, wo alle zur Verpflegung der Truppen erforderlichen Vorräthe gegen sofort zu leistende baare Bezahlung abgeliefert werden sollen. Der wohlthätige Einfluß dieser Maßregel ist schon jetzt erkennbar. Die Straßen von Rheims bieten einen Anblick dar, als

ob der Friede schon hergestellt wäre. Allenthalben ziehen die Soldaten in Begleitung der Wirthe, bei denen sie kantonniren, umher und lassen sich die Sehenswürdigkeiten erläutern. Der schlesische, pommersche, württembergische Krieger sitzt in den Kaffeehäusern und Wirthsschenken friedlich neben dem französischen Bürger. Die Verschiedenheit der Sprache macht sich hier gerade wenig fühlbar, da ein verhältnißmäßig sehr beträchtlicher Theil der arbeitenden Klassen in Rheims aus deutschen Eingewanderten besteht, denen ihrer Zuverlässigkeit wegen von den Fabrikherrn entschieden der Vorzug von den Franzosen gegeben wird. Ohne Schwierigkeit werden sich unter diesen Umständen die deutschen Armeen fortan der Stadt Rheims als eines Hauptmagazins für ihre Verpflegung bedienen können. In ähnlicher Weise ist Chalons zu einem Kontroldepot eingerichtet worden. Da die Eisenbahnen von diesen Punkten aus in der Linie auf Paris bis zu den Standquartieren der einzelnen Armeekorps bereits wieder fahrbar gemacht, so fällt eine Hauptschwierigkeit fort, mit der die Armeeverwaltung bisher zu kämpfen hatte, wo sie ihren Bedarf aus Nanzig, mit Umgehung von Toul, auf dem Landwege heranschaffen mußte.

Am 9., Morgens 8 Uhr, setzte das Hauptquartier seinen Marsch durch die Champagne fort. Man passirte Champfleury, Montchenot, Champillon. Alle diese Dörfer, die an der großen Straße auf Epernay liegen, sind zum Schutze der Etappe von Infanterie-Abtheilungen besetzt. Es wurde ohne Aufenthalt über Epernay, wo die Marne zu überschreiten war, gezogen und erst zwei Meilen westlich davon in Boursault, auf dem linken Ufer des Flusses, Halt gemacht . . . .

Das Hauptquartier wird hier bis zum 12. September, Morgens, verbleiben, um dann nach Montmirail vorzurücken.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Straubing vom 17. Sept.: Einen Beweis von Treuherzigkeit und seltener Anhänglichkeit an ihre Offiziere haben die Soldaten des hiesigen 8. Jägerbataillons geliefert. Als dieselben nach der blutigen Schlacht bei Sedan, in welcher dieses Bataillon so schwere Verluste erlitten hatte, Nachts zwischen den Leichen ihrer Kameraden auf dem Schlachtfelde bivouakirten, da wollten sie sich auch nicht von ihren gefallenen Offizieren Hauptmann Graf Buttler und Lieutenant Döderlein trennen, die zu den beliebtesten Offizieren des Bataillons gezählt hatten. Die treuen Soldaten legten die Leichen derselben auf den blutigen Rasen, sammelten an Lichtern soviel deren aufzutreiben waren, und bildeten damit einen Kranz um die geliebten Todten. Gewiß eine rührende Todtenfeier!

Bei Pfalzburg haben einige Soldaten (Nordhäuser) von dem Belagerungskorps dieser Tage einen guten Spaß aufgeführt. Sie fanden (wie man dem „Mannh. J." schreibt) auf dem Felde eine große eiserne Ackerwalze. Schnell wurde aus dem Vordergestell eines Bauernwagens eine Lafette konstruirt, die Walze darauf gesetzt und das „Geschütz" in die Brüstung geschoben. Auf der Festung ward es sogleich lebendig, die Feldstecher am Auge rekognoszirten Kommandant und Offiziere das „mächtige" Rohr. Ein Dutzend Schüsse fielen darauf, wovon indeß nicht einer traf. Aber kaum tritt einer unserer Leute, die brennende Lunte in der Hand, in die Stellung hinter der Ackerwalzkanone, als sämmtliche Herren Franzosen von dem Beobachtungsposten verschwanden. Auf die Kugel aus unserem „Riesengeschoß" haben sie aber bis zur Stunde noch zu warten.

Unter den nach Stettin gebrachten Gefangenen befindet sich ein schwarzer Zuaven-Offizier, um den, wie wir aus Stettiner Blättern ersehen, sich schon ein Sagenkreis gebildet hat. Er soll ein Neffe Theodor's von Abessinien sein, einen „Talisman" in Form eines Diamantringes besitzen u. s. w. Gleich anderen Offizieren nimmt er Unterricht in der deutschen Sprache.

Im Lager der französischen Gefangenen zu Posen fand ein Exzeß zwischen Turcos statt. Einer verletzte den andern mit einem Messer an der Brust, der andere biß demselben zur Revanche einen Finger ab. Jeder erhielt acht Tage strengen Arrest.

Dem Verpflegungskomite auf dem Bahnhof zu Hannover ist auf eine an den Grafen Bismarck gerichtete Bitte eine Mitrailleuse zur Vorzeigung gegen Eintrittsgeld geliehen worden.

In Stettin gab ein französischer Kriegsgefangener als man ihm mittheilte, daß der Kaiser Napoleon gefangen sei, nur die trockene Antwort: »Moi aussi« (Ich auch!).

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 208 Freitag, 23. September 1870

Die französischen Thronfolger.

(Fortsetzung.)

Der kaiserliche Prinz von heute erinnert uns so lebhaft an den kaiserlichen Prinzen von gestern, daß wir uns einige biographische Angaben über den Letzteren nicht versagen wollen. Napoleon Franz Joseph Karl, der einzige Sohn Napoleon's aus seiner Ehe mit der Erzherzogin Marie Louise von Oesterreich, wurde am 20. März 1811 geboren. Napoleon hielt seine Dynastie nun für gesichert, und gab seinem Sohn den stolzen Titel eines Königs von Rom. Drei Jahre später, am 1. April 1814, flüchtete Marie Louise von Paris nach Blois. Ihr Sohn konnte nur mit halber Gewalt fortgeführt werden. „Ich will in Paris bleiben!" rief er beständig. Der Servilismus hat dieses natürliche Geschrei eines von seinen Spielplätzen getrennten Kindes für einen Beweis politischen Hellsehens ausgegeben. Wiedergesehen hat der Knabe die Tuilerien allerdings nicht. Daß Napoleon I. zweimal, nach der Katastrophe von 1814 und nach den hundert Tagen, zu seinen Gunsten entsagte, wurde weder von den Franzosen, noch von den verbündeten Mächten beachtet. In der Geschichte figurirt der Sohn Napoleon's nur als Thronfolger in den Herzogthümern Parma, Guastalla und Piacenza und als Herzog von Reichstadt.

Nach der Abdankung ihres Gemahls in Fontainebleau ging Marie Louise mit ihrem Sohn nach ihrem Vaterlande zurück, und nahm ihren Wohnsitz im Lustschlosse von Schönbrunn bei Wien. Ein nur durch einen Zufall vereitelter Entführungsversuch des Grafen Montesquiou (19. März 1815) ließ es räthlich erscheinen, den Prinzen in die Hofburg hereinzunehmen. Als Marie Louise im nächsten Jahre nach Italien ging, um die Regierung ihrer Staaten zu führen, gab man ihr den Sohn nicht mit. Kaiser Franz, der diesen Enkel zärtlich liebte, wollte seine Erziehung persönlich leiten. Als neue Erbverträge über die kleinen italienischen Herzogthümer abgeschlossen wurden, verlor der Napoleonide sein Thronfolgerecht in Parma, Guastalla und Piacenza, wurde aber unter dem Titel eines Herzogs von Reichstadt mit der Anwartschaft auf die gleichnamige toskanische Herrschaft in Böhmen belehnt, die aus vierzehn Gütern besteht und ein Jahreseinkommen von vierhunderttausend Gulden gibt. Zwölf Jahre zählte er, als man ihn zum Fähnrich in der Armee ernannte. Sobald er mit der Geschichte seines Vaters bekannt wurde, kannte er keinen andern Gedanken mehr, als sich zum tüchtigen Soldaten auszubilden. In Frankreich hatte sich inzwischen eine Partei für ihn gebildet, für die sein Name, der sich den Bourbons entgegensetzen ließ, mehr Werth hatte, als seine Person. Im Auftrage dieser Partei ging der Dichter Barthelemy 1829 nach Wien, um dem Herzog von Reichstadt sein Gedicht: „Napoleon in Aegypten" zu überreichen. Die Ausführung dieser Absicht wurde ihm nicht gestattet, und seinem Aushorchen ein schnelles Ende gemacht. Daß es eine nennenswerthe bonapartistische Partei in Frankreich damals nicht gab, lehrte die Juli-Revolution. Hörte man während der drei Tage zuweilen den Ruf: „Es lebe Napoleon II.!" so war nach dem Siege Alles still davon, und nur um Ludwig Philipp oder die Republik handelte es sich noch. Der Herzog von Reichstadt kränkelte bereits, in Folge übertriebener geistiger Anstrengungen, wie man vom Hof aus verbreitete. Im April 1832 zeigten sich Spuren der Lungenschwindsucht, denen eine so rasche Ausbildung der fürchterlichen Krankheit folgte, daß Marie Louise kaum Zeit behielt, von Italien herbeizueilen. In ihren Mutterarmen starb der Herzog von Reichstadt am 22. Juli 1832 und wurde in der kaiserlichen Gruft der Kapuzinerkirche beigesetzt.

Die beiden Brüder Ludwig's XVI., die nach ihm auf dem französischen Throne saßen, Ludwig XVIII. und Karl X., waren die letzten Bourbons. Ludwig XVIII. hatte keine Kinder, seinem jüngern Bruder, vor seiner Thronbesteigung Graf von Artois genannt, hatte seine Gemahlin, Marie Therese von Savoyen, zwei Söhne, die Herzöge von Angouleme und Berry, geboren. Der erstere, der älteste Sohn und folglich der legitime Thronfolger, war mit der Prinzessin Marie Therese, der Tochter Ludwig's XVI. und Marie Antoinettens, vermählt. Napoleon hat

von ihr gesagt: „Diese Herzogin ist der einzige Mann der Familie Bourbon." Nie überwand sie die entsetzlichen Eindrücke ihrer Kindheit. Dreizehn Jahre alt, war sie mit ihren Eltern ins Gefängniß geführt worden, und hatte sie und ihre Muhme Elisabeth zur Guillotine führen sehen. Man hatte sie dann gegen gefangene Republikaner ausgewechselt und die Befreite mit ihrem Vetter Angouleme verheirathet. Ludwig XVIII. nannte die in Leiden starke Frau die moderne fromme Antigone, die Royalisten feierten sie unter dem Namen der blassen Ringelblume. Der französische Name der Blume ist souci und bedeutet auch Kummer. Die „Romanze von der Ringelblume", das Lieblingslied der aus der Verbannung zurückgekehrten Royalisten, ist historisch geworden, und manche Thräne hat Marie Antoinettens Tochter vergossen wenn sie den Vers hörte:

Einst sollten junge Rosen mir
Trianon's heit're Gärten geben,
Doch ach! Das schönste Blumenleben
Sah ich erdrückt vom Eise hier.
Nach Floras Gaben ging mein Sehen —
Zerstört hat sie des Winters Hand!
Nur Ringelblumen ich noch fand,
Befeuchtet von Aurorens Thränen.

Kinder hatte die „blasse Ringelblume" ihrem Gemahl nicht geschenkt. Die ganze Hoffnung der Bourbons auf Erhaltung ihres Geschlechts beruhte auf dem Herzog von Berry. Er hatte die neapolitanische Prinzessin Karoline Ferdinande Louise zur Gemahlin. Ein Sohn, den sie ihm geboren hatte, war gestorben und die Bourbons schienen aussterben zu müssen, als der Herzog von Berry am 14. Februar 1820 von Louvel vor dem Opernhause ermordet wurde. Die Wittwe erklärte sich aber guter Hoffnung und schenkte wirklich am 29. November 1820 einem Prinzen das Leben.

(Schluß folgt.)

Leiden der Auswanderer!

Es sind zwar die Einrichtungen, die zum Schutz der Einwanderer in New-York von staatswegen getroffen, allein so viel auch in dieser Richtung bereits geschehen ist, es ist doch noch nicht Alles zum Besten bestellt.

Der Bericht der »Commissioners of emigration« zählt selbst die trotz der Wirksamkeit dieses Komites noch fortbestehenden großen und kleinen Leiden auf, welche die Auswanderer vom Beginn ihrer Reise, ja man kann sagen von dem Momente, wo sie das europäische Festland verlassen, bis zu ihrer Ankunft im Hafen von Castle Garden und selbst noch auf ihrer Fahrt im Lande zu erdulden haben.

Denn kaum sind sie auf dem Auswandererschiff eingeschifft, nimmt die Leidenskette ihren Anfang. Der Zustand des Schiffes, das Benehmen der Schiffsleute, die Qualität und die Quantität der Nahrung sind sehr oft derart beschaffen, daß dem armen Auswanderer Alles zu wünschen übrig bleibt. Das gräßlichste Beispiel hievon gab im Jahre 1868 der „James Fostor", auf dem 4 Verdeck-Passagiere und 11 Personen von der Mannschaft während der Fahrt am Schiffsfieber starben und von 142 übrig bleibenden Verdeck-Passagieren etwa 130 krank in New-York ankamen, mißhandelt vom Kapitän, vom Steuermann, vom ersten bis zum letzten Matrosen. Will man daher dem Auswanderer einen ergiebigen Schutz zu Theil werden lassen, so muß derselbe schon im Auslaufshafen beginnen und hier die Vorkehrungsmaßregeln getroffen werden, welche die Gesundheit und die Bequemlichkeit der Passagiere, ja selbst ihre persönliche Sicherheit erheischen.

Nahrungsmittel und Getränke sind zu prüfen, über die Mannschaft und die Offiziere genaue Erkundigungen einzuholen, der Zustand der Schiffe, deren Einrichtung und Tragfähigkeit zu untersuchen. Natürlich kann dies nur durch eine strikte Vereinbarung zwischen den einzelnen Staaten geschehen. Gerichtshöfe für Auswanderer müßten in jeder größeren Hafenstadt eingesetzt werden, welche jene Staatsverträge überwachen und welchen über alle Unzukömmlichkeiten gegen Auswanderer, seien sie im Hafen, auf Eisenbahnen oder auf offener See begangen, die Jurisdiktion zustehen müßte.

Hat der Auswanderer endlich Amerika erreicht, so harrt seiner oft eine neue Enttäuschung. Er hoffte, daß er, in New-York landend, die Unterstützung des Emigrationskomites genießen werde. Zufällig oder absichtlich landet das Schiff in einem andern Hafen, er kommt per Bahn in New-York an, und da er die Einwanderungstaxe nicht gezahlt hat, so muß er die erwartete Hilfe entbehren. Diese Einwanderungstaxe ist auch ein großes Uebel, unter dem die Auswanderer leiden.

Um ohne großen Aufenthalt in New-York direkt an seinen neuen Bestimmungsort zu kommen, kauft der Auswanderer oft in Europa Billets für Bahnen, die ihn von New-York weiter nach Westen befördern sollen. Mit diesen Karten wird er von gewissenlosen Agenten arg getäuscht und in mehrfacher Weise ein böser Betrug an ihm verübt. Die Karte, die er in New-York mit Papier bezahlen könnte, muß er in Europa mit Gold einlösen, ohne daß ihm das Agio gutgeschrieben wird. Und er kann von Glück sagen, wenn er eine giltige Karte bekommt. Denn es geschieht nicht selten, daß er hier Karten kauft, die in Amerika ungiltig sind, weil entweder auf der

betreffenden Bahn die Annahme verweigert wird, oder die Auswanderungskompagnie, deren europäischer Agent ihm die Karten verkaufte, fallirt hat.

Der Auswanderer thut daher viel besser, keine Karte für amerikanische Landbeförderung in Europa zu kaufen, sondern sich dieselbe in New-York durch die Commissioners of emigration, die unentgeltlich ihm alle Dienste widmen, besorgen zu lassen.

Ein weiteres Glied in der Kette der Leiden, die den Auswanderer bedrohen, bildet die Zollbehandlung und die Polizei in Castle Garden bei der Ankunft in New-York. Unter dem geringsten Vorwande wird das Eigenthum der Auswanderer mit Beschlag belegt oder konfiszirt, oder wenigstens so lange zurückbehalten, daß die armen Eigenthümer nicht geringe Opfer an Geld und Zeit bringen müssen, um ihre Gegenstände wieder zu erlangen.

Nicht selten wird von zudringlichen Gepäckträgern das Gepäck gestohlen oder für den geringen Dienst enorme Gebühren verlangt. Der arme hilflose Auswanderer, der Landessprache unkundig, weiß sich selten gleich Rath und Hülfe zu schaffen und erleidet große Verluste. An allen Punkten in Castle Garden sind die Tarife sichtbar angebracht. Diese scheinen aber ebenso wie bei uns zulande Fiaker- und Kommissionärstaxen nur zu dem Zweck aufgestellt zu sein, damit sie nicht gehalten werden. An mancher Unbill, die der Auswanderer im Zollverfahren erleidet, trägt aber auch seine Unkenntniß der zollfreien und zollpflichtigen Gegenstände die Schuld.

Die Polizei im Hafen zeichnet sich durch einige Eigenschaften aus, die uns die Ueberzeugung gewähren, daß die Polizei aller Staaten ganz aus Einem Schrot und Korn gegossen ist.

Die Zahl der »police officers« ist nicht genügend, das Verständniß und die Intelligenz der betreffenden Persönlichkeiten zu gering, die Schnelligkeit wetteifert mit der Schnecke und die Höflichkeit scheint ihnen ganz unbekannt, tout comme chez nous. Wenn ein amerikanischer Hafenpolizist dem Auswanderer begegnet, so sieht sich der letztere gleich in die Heimath versetzt und so macht die Polizei aus der ganzen Welt nur Ein großes Gebiet für ihre Thätigkeit und verwirklicht die kosmopolitischen Ideen mehr als Republikaner!

Die Leiden des Auswanderers haben aber ihr Ende noch nicht erreicht.

Bevor er an seinem Bestimmungsort angelangt ist, üben auch noch die Eisenbahnen Torturen an ihm aus! Die sogenannten Auswandererzüge auf den amerikanischen Eisenbahnen übertreffen noch an Langsamkeit unsere Vieh- und Lebensmittel-Transporte. Bei der langen Fahrzeit ist zudem die Verköstigung eine schlechte. So kommt denn der Auswanderer gequält und gemartert in der neugewählten Heimath an. Welche Arbeitsverhältnisse ihn hier erwarten, davon ein anderesmal.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus **Kassel**, 20. Sept.: Ein hübscher Spaß trug sich kürzlich in einem der ersten Gasthöfe hier zu. Im Gastzimmer in kleiner Gesellschaft kann sich eine Dame, als die Rede auf Napoleon kommt, nicht enthalten, ihren Unwillen darüber, daß ihm, der allein die Schuld an diesem blutigen Kriege trage, ein so herrliches Schloß zum Aufenthalt angewiesen sei, in ziemlich erregtem Redeflusse Luft zu machen, als plötzlich eine fremde Dame, die bisher allein entfernt von den übrigen gesessen hatte, mit hochgeschwungenem Sonnenschirm auf die Rednerin lusspringt und dieser mit demselben einige derbe Schläge auf den Kopf gibt. Die Gesellschaft und die Getroffene ist starr vor Entsetzen, während der Wirth schleunigst die Fremde hinausführt, ihr auch sogleich draußen einen andern Gasthof angelegentlich empfiehlt. Er erklärt darauf seinen Gästen, die Amazone sei eine der deutschen Sprache ein wenig kundige Französin, welche direkt von Paris gekommen sei, um ihren Kaiser auf Wilhelmshöhe aufzusuchen und vielleicht zu trösten.

Aschaffenburg, 23. Sept.

Zufolge mehrfach geäußerter Wünsche veröffentlichen wir hiemit die von Herrn Rechtsanwalt **Herzfelder** vorgestern Abends im Theatersaale gehaltene Rede:

Verehrteste Versammlung! In dieser Feierstunde, zu der uns ein gemeinsames Gefühl zusammengeführt, gestatten Sie auch mir, den Empfindungen flüchtiges Wort zu geben, die in Ihrer Aller Herzen gewiß feste Wurzel geschlagen, einen Ton anzuklingen, der sicher in Ihnen Allen lebendigsten Widerhall finden wird! Betrachten Sie meine Worte nicht als einen jener landläufigen Toaste, wie sie der Zwang des Herkommens und der Etiquette hervorruft! Eine Zeit, wie die unsere, deren Pulsschlag so hoch geht, eine Zeit der sittlichen Erhebung und berechtigten Begeisterung trägt in sich selbst die Entschuldigung dafür, daß der Mund überströmt von Dem, wessen das Herz voll ist.

Und diese Zeit, wie gewaltig schön, wie hoch erhaben ist sie über uns heraufgekommen! Wie bringt sie die Erfüllung lange genährter Wünsche, die Be-

siegelung warmgehegter Hoffnungen in solch ungeahnter Fülle des Segens, daß unsere Enkel noch begeistert davon singen und sagen werden, daß die Erhebung unserer Tage nachhallen wird in den Liedern später Geschlechter! Und das nicht allein, das nicht so sehr bringt den Ruhm und den Glanz und die Freude unserer Tage, daß wir den frevelhaften Uebermuth des Feindes in seinem eigenen Blute gelöscht haben, nein, ein höherer Gewinn, ein weittragenderer Erfolg ist uns geworden. Unser Volk ist, wie Preußens König, unser Bundesfeldherr, in seiner Thronrede schon treffend sagte, unser Volk ist sich bewußt geworden, seiner eigenen Kraft, seines tiefen sittlichen Gehaltes, seiner großen nationalen Tugenden, die, von langem, bangem Schlafe gebunden, in ihm ruhten, und die nun, aus der Knospe brechend, zur verheißungsvollen Blüthe sich entfalten.

Unser Volk hat sich wiedergewonnen und damit wiedergewonnen jenes starke Gefühl der Zusammengehörigkeit, das uns alle Ränke der Welt nicht mehr nehmen sollen und nicht mehr nehmen werden. Und dieses Gefühl hat sich nicht nur bethätigt durch das einmüthige Zusammenstehen aller Parteien, durch die brüderliche Gesinnung, die jetzt den Dünenbewohner der Ostsee mit dem Sohne der bayerischen Alpen verbindet, durch die frommen Liebeswerke der Mildthätigkeit — es hat seine beste, seine thatkräftigste seine heiligste Bewährung gefunden in dem Opfermuthe und dem Opfertode unserer heldenkühnen Krieger. Freuen wir uns, daß auch der letzte Rest der Stammesentfremdung im Vaterlande hinweggefallen ist, freuen wir uns der opferfreudigen Liebe, die am Schmerzenslager des Verwundeten wacht und den Wittwen und Waisen der Gefallenen ihr Scherflein reicht, aber bringen wir vor Allem unsern heißesten, innigsten, beredtesten Dank denen dar, die bei der Wiedergeburt unseres Volkes als gewappnete Taufzeugen stehen und die ihr Zeugniß besiegeln mit ihrem Blute, ihrem Leben!

Beinahe möchte uns ein Gefühl der Beschämung anwandeln, daß wir zu einer Zeit, da möglicherweise die Todessichel noch reiche Ernte hält, an Festtischen sitzen und in Worten uns ergießen. Doch dieses Gefühl darf sich unserer nicht bemächtigen: Wir, denen nicht gegönnt ist, die Waffen im heiligen Kampf zu tragen, wir stehen gewiß im vollsten Einklange mit den Anschauungen unserer Krieger, wenn wir wenigstens mit den Blumen des Dankes ihre Waffen umwinden, wenn wir alle Wärme der Begeisterung in die Grüße legen, die wir ihnen hinübersenden in das fremde Land, auf das Feld der Entscheidung!

Es gab eine traurige Zeit in Deutschland — noch liegt sie nicht so fern — da die Gesinnungslosigkeit so sehr als Tugend galt, da auch die Besseren so sehr an der Wiederbelebung unseres Volkes verzweifelten, daß ein deutscher Dichter — Alfred Meißner — das Volk beklagen durfte, daß es

„mit treuergebenem Herzen
beim Schall des Kalbfells zieht zur Schlacht."

Preisen wir uns glücklich, daß das anders geworden, daß wir unsere tapferen Soldaten als treue Brüder begrüßen, daß wir in dem vergossenen Blute das beste Herzblut unseres Landes erkennen! Als der Eidbrecher an der Seine seinen bezahlten Kammersöldlingen erklärte, daß er uns den Fehdehandschuh hingeworfen, mit welcher freudigen Bereitwilligkeit eilten unsere Truppen nach ihren Standorten, mit welcher Gluth der Begeisterung schaaren sie sich um ihre Banner, mit welch geflügelter Eile stürmten sie nach den bedrohten Gränzen, so daß sie im liebenswürdigsten Humor ihre Fahrten nur als „Vergnügungsfahrten nach Paris" bezeichneten! Und wie haben sie für uns gekämpft, gelitten und geblutet! Die Tage von Weißenburg, von Wörth, von Metz und Sedan, sie sprechen lauter, als alle Wendungen der Beredtsamkeit! Denen, die gefallen sind und unter der Scholle ruhen, bleibe unser frommes, weihevolles Gedenken! Die Thränen der Hinterbliebenen sind in einer Schale gesammelt, die als heiligste Hekatombe dem Genius unseres Vaterlandes dargebracht ist. Das sei unser Trost, unsere Erhebung! Denen aber, die jetzt noch ringen um die Gewinnung eines dauernden, ruhmvollen Friedens, die mit eiserner Elle dem Frieden zumessen, was ihm noch gebührt, die mit eiserner Münze unsere gestohlenen Lande zurückkaufen, ihnen möge die allgemeine Bewunderung, die ganze, volle Liebe des Vaterlandes der süßeste Lohn sein für ihre Mühen, ihre Entbehrungen! Möge der gemeinsame Dank unseres Volkes in die Fieberträume der Verwundeten wie himmlische Musik besänftigend klingen, möge er ihnen die harte Lagerstreu auf fremdem Boden zum daunenleichten, heimischen Bette umwandeln! Mögen sie Alle lebenskräftig und gesund heimkehren, wie sie auszogen, und sich des beseligenden Bewußtseins erfreuen, daß sie der heiligsten Pflicht genügt, daß sie gekämpft und gelitten für unser theures Vaterland! Das ist ein Wunsch, in den unser ganzes Volk einstimmt. Und darum werden auch Sie, Verehrteste, mit mir einstimmen, wenn ich das Glas ergreife und rufe:

Unser Volk in Waffen, unsere tapferen Vertheidiger deutschen Landes und deutscher Ehre, sie leben hoch!

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 209 Samstag, 24. September 1870.

Die französischen Thronfolger.

(Schluß.)

Mit diesem Erben trieben die Legitimisten einen wahren Götzendienst. Sie nannten ihn den von Gott Geschenkten oder das Wunderkind, während die Gegner der Bourbons die Legitimität seiner Geburt anzweifelten. Durch Geldbeiträge wurde das Schloß Chambord unweit von Blois, ein von Franz I. ausgeführter Prachtbau, für ihn erstanden. Zehn Jahre nach seiner Geburt war er nach altem Recht König von Frankreich, thatsächlich ein Verbannter. Nach den drei Tagen hatten Karl X. und der Herzog Angouleme zu seinen Gunsten der Krone entsagt, aber die Kammern traten diesem Akte nicht bei und machten den Herzog von Orleans zum König. Für die Legitimisten ist er als Heinrich V. der allein rechtmäßige Herrscher des Landes. Sie veranstalten von Zeit zu Zeit Pilgerfahrten zu ihm und bringen ihm ihre Huldigung dar. Er erläßt in Zwischenräumen Manifeste, um sich im Andenken zu erhalten. Ein Unglück für ihn war das Unternehmen seiner Mutter in der Vendee (1833). Indem sie ihrem Sohne die Krone erkämpfen wollte, gerieth sie in Gefangenschaft und kam zugleich in eine solche Lage, daß sie mit dem Marchese Lucchesi Patti verheirathet zu sein gestehen mußte. Ihre Familie sagte sich wegen dieses Abenteuers von ihr los und nahm ihr jeden Einfluß auf die Erziehung ihres Sohnes. In Folge dessen zerbröckelte seine Partei, und bestand zuletzt fast nur aus altadeligen Geschlechtern, die sich vom öffentlichen Leben ganz zurückgezogen hatten. Nach dem Tode des Herzogs von Angouleme nahm er seinen jetzigen Titel eines Grafen von Chambord an. Die Februar-Revolution hätte für ihn zum Glück werden können, wenn er Dank seiner Erziehung nicht zur verkörperten Reaktion geworden wäre. Daran scheiterten alle Bemühungen seiner Freunde, ihm durch eine Verschmelzung der Parteien der Orleanisten und Legitimisten zum Thron zu verhelfen. Früher wechselte der Graf von Chambord mit seinem Aufenthalt zwischen Venedig und Frohsdorf. Seit Venedig unter italienische Herrschaft gekommen ist, lebt er ganz auf seinem niederösterreichen Schlosse. Aus seiner Ehe mit der um drei Jahre älteren Marie Therese, Prinzessin von Modena, sind Kinder nicht hervorgegangen.

Ludwig Philipp war von blühenden Kindern umgeben, als er die französische Krone annahm. Sein ältester Sohn Ferdinand, Herzog von Orleans, war in liberalen Grundsätzen aufgewachsen und mit Geist und Gemüth reich ausgestattet. In einem Gymnasium hatte er seine Ausbildung erhalten, und als Kronprinz den Umgang mit seinen Schulgenossen nicht abgebrochen. Er war allgemein beliebt und besaß auch die Sympathien des Heeres, mit dem er in Algier Gefahren und Anstrengungen getheilt hatte. Mit der liebenswürdigen und edlen Helene von Mecklenburg lebte er seit 1837 in der glücklichsten Ehe. Ein jäher Tod sollte ihn dem Leben entreißen und seiner Familie den Thron rauben. Am 13. Juli 1842 sprang er auf einer Spazierfahrt aus dem Wagen, mit dem die scheu gewordenen Pferde durchgingen, und starb in Folge der erlittenen Gehirnerschütterung. Er hinterließ zwei Söhne, deren ältester Ludwig Philipp, Graf von Paris, nunmehr der Thronerbe war. Den Herzog von Orleans würden die Franzosen, als Ludwig Philipp in den Februartagen von 1848 der Krone entsagte, zum König genommen haben, und vielleicht hätten sie sich auch den Grafen von Paris gefallen lassen, wenn Ludwig Philipp die hochgeachtete Herzogin von Orleans mit der Vormundschaft für den zehnjährigen Knaben betraut hätte. Der sehr unbeliebte Herzog von Nemours, des entthronten Königs zweiter Sohn, hatte aber den Vorzug bekommen, und wenn die Herzogin von Orleans auch im letzten Augenblicke, mit bewunderungswürdiger Kühnheit im Getümmel erscheinend, die Zügel an sich riß, so war es doch jetzt zu spät.

Wieder ist ein Kronprinz da und wieder gestalten sich die Aussichten für ihn so düster, daß seine Thronbesteigung als höchst unwahrscheinlich erscheint. Prinz Napoleon ist am 16. März 1856 geboren mithin vierzehn Jahre alt. Die am kaiserlichen Hofe eingerissene byzantinische Schmeichelei hat ihm wunderbare Eigenschaften angedichtet, der politische

daß ihm den gewöhnlichen Verstand abgesprochen. Er wird eben sein, wie Knaben seines Alters und Standes sind, gut unterrichtet und vorzüglich in seinen Manieren, von Natur lebhaft, aber zur Unterwürfigkeit gegen die hohen Eltern angehalten und mit so viel Verstand begabt, daß zuweilen eine Aeußerung von seinen Lippen fällt, die sich mit einiger Beihülfe als ein Beweis von Geist weiter erzählen läßt. Sein Vater ist ein Gefangener der Deutschen, die er so freventlich herausgefordert hat, und vielleicht hat sich auch „Lulu's" Schicksal zum Schlimmen gewendet, ehe diese Zeilen in die Hände unserer Leser gelangen. Die Orleans warten in Brüssel auf eine Ernte, die deutsche Säbel für sie schneiden sollen, aber auch die Republik wartet ihre Zeit ab und die Napoleoniden geben ihr Spiel nicht verloren. (Europa.)

Die deutsche Reichs- und Nationalfarbe.

Die Beantwortung der in neuester Zeit begreiflich wieder aufgeworfenen Frage über die deutsche Nationalfarbe ist, wenn man sich an das Thatsächliche und Gewisse hält und von den Phantastereien, die im Jahre 1848 sich laut gemacht haben, absieht, ziemlich einfach. Von einer Farbe des alten heiligen römischen Reichs deutscher Nation, das im Jahre 1806 zu Grabe ging und gewöhnlich, wenn auch mißbräuchlich, das deutsche Reich genannt wird, kann gar nicht die Rede sein. Buntscheckig, wie seine in so und so viel größere und kleinere Staaten zerfallene Landkarte war, konnte auch in dieser Hinsicht, die als Nebensache betrachtet wurde, ja gar nicht zur Sprache kam, eine Uniformität, die sich zunächst beim Militär gezeigt haben müßte, gar nicht existiren. Sich einem allgemeinen Begriff unterzuordnen, seine Eigenthümlichkeit gegen eine andere zurücktreten zu lassen, wäre für die einzelnen Fürsten und Stände des Reichs eine durchaus unerfüllbare Forderung und Zumuthung gewesen. Aber der in neuerer Zeit aufgekommene Begriff einer Farbengemeinschaft, der sich in Fahnen und Flaggen zeigen sollte, ist auch damals gar nicht zu Sprache gekommen. Vor 1789 hat weder bei den Franzosen noch sonst irgendwo eine Nationalfarbe existirt. Die Abzeichen der alten Länder und Völker bestanden nicht in Farben, sondern in Bildern, und wo Farben vorkommen, sind es — abgesehen von der Vorliebe der Welschen (Waliser) für Blau und der Esthen für Schwarz — die eines Adels- oder Fürstengeschlechts, nicht aber eines Landes. So hat Mahomed (Hammer-Purgstall Lebensbeschr. I. 183) eine grüne Fahne seinen Anhängern vorgetragen, wie noch jetzt der grüne Turban eine Auszeichnung der, ob echt oder unecht, vom Propheten abstammenden Familien und die geheiligte Farbe der Koranglänbigen ist, die Abbassiden führten die schwarze, die Ommajaden die weiße Farbe, als Farbe ihres Hauses, nicht ihres Landes. Fahnen im modernen Sinn, ein an einer Stange befestigtes Stück Zeug, Tuch oder Seide, scheinen bei diesen Orientalen früher vorzukommen, als bei den Abendländern. Das alte Rom hatte seine Adler, deren jede Legion eine hatte, die Kohorten hatten Bilder beliebiger Art, Wölfe, Raben u. s. w. Die Verillen oder Fähnlein der Reiterei waren ebenfalls leichte Standarten, anders gestaltet als die unsern. Wie das Labarum Kaiser Konstantins des Großen ausgesehen, ist ein Gegenstand gelehrter Untersuchung, über den man in Gibbon oder sonst wo nachsehen möge. Das Zeichen, welches Kaiser Heinrich I. den Ungarn bei Merseburg und sein Sohn Otto I. denselben auf dem Lechfeld entgegenstellte, war der Engel Michael. Hierauf kam der Adler in Gebrauch, weil er als Zeichen der höchsten, der kaiserlichen Gewalt, auf die römischen Kaiser deutscher Nation übergegangen war. In der Niederlage Kaiser Otto's IV. bei Bovines (27. Juli 1214) wurde „der Reichsadler mit zerrissenen Schwingen eine Beute Frankreichs" (Schirrmacher I. 95), es scheint aber keine Fahne, sondern ein Bild auf einer Stange gewesen zu sein, vielleicht eine Art Carrocium (Alber. ap. Leibn. Access. II. 479. 481). Die Oriflamme dagegen, die damals auch vorkommt, war ein mit Lilien gesticktes Fähnlein oder Wimpel (vexillum floribus lilii distinctum, ebend. 180). In den Kreuzzügen, in deren Mitte die eben berührte Schlacht fällt, war natürlich das Kreuz das Zeichen der Christen, der Halbmond das der Saracenen, aber wenn auch im dritten großen Kreuzzuge die Franzosen rothe Kreuze, die Flamänder grüne, die Engländer weiße führten, so war Dieß doch ganz und gar ohne alle Beziehung auf die Nationalität und diente blos zur Unterscheidung. Wenn aber auch der Adler als Abzeichen des Reichsoberhauptes galt und in der Schlacht am Hasenbühl 1298 die Wappenröcke der beiden Gegner, Albrechts von Oesterreichs und Adolfs von Nassau, mit dem Adler verziert waren, so war doch die Reichsfahne hüben und drüben roth, in der Mitte ein weißes Kreuz (Geissel p. 46 ff.) Die erste Spur einer, um eine Genossenschaft kundzugeben, angenommenen Farbe findet sich in der französischen Geschichte unter dem König Johann, als während seiner Gefangenschaft in England 1357 der revolutionäre Steffan Marcel, Prévôt von Paris, die Stadtfarbe, roth und blau, zum Parteizeichen er-

hob, was aber nur von ganz kurzer Dauer war. Vielmehr blieben, wie schon bemerkt, Bilder die Zeichen der Nation oder des Reichs, die Lilien das Zeichen Frankreichs, der Leopard das Englands, Löwen und Burgen das der spanischen Reiche Leon und Castilien, der Adler aber das des Reichs, und es fiel Keinem bei, aus dem zufälligen Umstand, daß die Befiederung des Adlers schwarz ist, daß er eine rothe Zunge herausstreckt und eine goldene Krone auf dem Haupte hat, eine schwarzrothgoldne Reichsfarbe ableiten zu wollen. Daneben hatten die einzelnen Geschlechter allerdings ihre Farben, die Hohenzollern schwarz und weiß, die Wittelsbacher blau und weiß, die babenbergischen Oesterreicher, in deren Stelle dann die Habsburger und später die Lothringer eintraten, roth und weiß rc., aber eine Landesfarbe wird man weder in Geschichten noch in Gedichten erwähnt finden, während die Hausfarben oft genug erwähnt werden, z. B. die österreich=babenbergische in Ennenchels Reimchronik. Wenn es einen passenden Anlaß geben konnte, der verschiedenen Landes= oder Reichsfarben zu gedenken, so war es bei den im Jahre 1649 und 1650 zu Nürnberg begangenen Festlichkeiten zur Feier des westphälischen Friedensschlusses, aber wenn man sich durch die poetischen Beschreibungen, welche die Stifter und ersten Meister des pegnesischen Blumenordens davon gegeben haben und welche wenigstens das Verdienst geschichtlicher Treue haben, mühsam hindurchgearbeitet hat, wird man zu seinem Verwundern sehen, daß, obgleich sie Alles und Jedes in ihren Reimen zur Sprache bringen, den Festesschmuck, in den sich die ganze Stadt begeben, beschreiben:

„Das Rahthaus wird geschmückt mit buntem Blumgepränge,
vom goldgewundnen Grün gebunden in Gehänge,
mit Früchten untermengt, die Bilder sind bekränzt,
auf ihrer Kronen Glanz die Blumenkrone glänzt.

Des Reiches Vestung auch, die Nero angefangen,
auf welcher Thor gericht viel schöne Lilien prangen,
die Gassen auf und auf mit Meyen sind besteckt,
die Strassen auß und auß mit Grasegrün bedeckt.

von einer Landes= oder Reichsfarbe nirgends eine Spur zu finden ist, aus dem einfachen Grunde, weil sie noch nicht vorhanden war. Dagegen vergessen sie nicht den Lilienprinzen (Frankreich), den Adlerprinzen (den Kaiser), und den nordischen Löwen (worunter die damals 25jährige Königin Christina verstanden wird). Schwerlich wird auch in den folgenden Kriegen, dem spanischen Erbfolge und dem siebenjährigen Krieg, irgendwie von einer Nationalfarbe eine Spur zu finden sein, und wenn die neue 1774 jenseits des Ozeans entstandene Staatenvereinigung das Sternenbanner sich erkor, so lag zunächst die Nothwendigkeit vor, sich zur See kenntlich zu machen, aber von einer amerikanischen Nationalfarbe hat nie etwas verlautet. Das Zeichen, das Bild, ist die Hauptsache, daß zur Einrahmung desselben — so zu sagen, heitere lebendige Farben genommen wurden, war natürlich. Man hatte die Wahl frei.

(Fortsetzung folgt.)

An den Frauen=Hülfsverein!

Dank, tausend Dank, Euch deutschen Frauen
Für Eure Treu' und Biederkeit!
Euch kann das Vaterland vertrauen
In schwerer Noth, in trüber Zeit!

Wo solche Liebe sich noch zeiget,
Wie sie jetzt in den Herzen glüht,
Dem Wohl des Lands die Sehnsucht weihet,
Für das man wirkt im Nord, im Süd;

Da ist die Hoffnung nicht geschwunden,
Da strahlet noch der gold'ne Stern; —
Schon leuchtet klar, der Nacht entbunden,
Ein deutsches Morgenroth von Fern'!

Und kehr'n heim nun uns're Schaaren,
Gekrönet mit dem theu'ren Sieg,
Nach blut'gen Kämpfen und Gefahren,
Aus diesem unheilsvollen Krieg;

Dann geht auch siegreich allerwegen
Hervor mit aller Macht auf's Neu',
Dem wack'ren deutschen Volk zum Segen,
Die alte Tugend, alte Treu!

Dann, fern von welschem Flitterlande,
Erziehet Frauen, schlicht und recht,
Dem ein'gen, deutschen Vaterlande
Ein freies, biederes Geschlecht!

Und wenn, nach rühmlichem Erlangen,
Von Deutschlands Siegen einst man spricht:
„Geläutert ist's hervorgegangen!"
Vergißt man wohl der Frauen nicht!

E. Lammers.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Dolzig (bei Schrimm) wird der „Pos. Ztg." ein Schreiben mitgetheilt, welches eine arme

polnische Taglöhnersfrau, 1/4 Meile von Dolzig wohnhaft, von einem bayerischen Feldwebel erhalten hat. Der Brief, in seiner einfach herzlichen Weise ein schönes Zeugniß für die Gesinnung, welche in Bayern herrscht, dürfte ganz geeignet sein, manchem betrübtem Herzen Trost zu geben. Wir lassen ihn hier folgen: „Werthe Frau! Vor Allem bitte ich um Fassung, um das Schwerste, das Sie, gute Frau, getroffen hat, mit Ergebung in den Willen unseres himmlischen Vaters zu ertragen. Es wird Ihnen zur Kenntniß gekommen sein, daß Ihr geliebter Mann nicht auf dem Schlachtfelde, sondern nur durch eine Fügung, die wir dem Allmächtigen anheimgestellt sein lassen wollen, von dieser Welt geschieden ist. Stillen Sie Ihren großen Schmerz und leben Sie für die vaterlosen Waisen und denken Sie, „Gott hat Ihren Mann aus der Familie zu einem besseren Jenseits zu sich gerufen". Glauben Sie mir, daß es viele Gattinnen, Väter und Mütter gibt, welche ebenfalls diesen großen Schmerz zu erleiden haben; darum ergeben Sie sich in den Willen Gottes, denn er wird Alles gut machen. Ist nicht König Wilhelm von Preußen ins Feld gezogen, und hat sogar seinen Sohn, den Kronprinzen, an die Spitze eines Armeekorps gestellt; auch er opfert Alles, was ihm theuer, sein Leben und seinen Sohn, darum rufe ich Ihnen nochmals herzlichen Trost zu und ergeben Sie sich in den Willen; wenn auch gleich Ihr geliebter Mann, welcher ebenfalls wie alle deutschen Brüder dem König und dem deutschen Vaterlande sein Leben gewidmet hätte, dieses Ziel durch Gottes Fügung nicht erreichen konnte, so wird dennoch der gute König Wilhelm die arme Familie eines verunglückten Kriegers, der bereit war, sein Leben für König und Vaterland zu opfern, nicht vergessen. Schließlich kann ich als Militärsmann nicht unterlassen, Ihnen von der Beerdigung Nachricht zu geben. Ihr Mann starb nicht einsam und verlassen auf deutscher Erde, sondern es wurde Alles aufgeboten von Seiten der Bewohner Münchbergs, ihm die letzten Stunden in seinem größten Schmerz, welchen er mit vieler Ergebung und Geduld trug, zu versüßen. Dem Leichenbegängnisse, welches heute stattfand, wohnten sämmtliche hohen Behörden, so wie alle Vereine mit Musik und die Bevölkerung bei. Ferner wurden ihm von Seiten der Bürger von Münchberg die Ehrensalven, die einem deutschen Krieger gebühren, dargebracht, und mit Kränzen und Blumen wurde er unter feierlicher Anrede des Geistlichen an die Anwesenden in das Grab gesenkt, und das, glaube ich, muß zur Linderung Ihres großen Schmerzes beitragen. Es zeichnet sich trauernd Zeiser, königl. bayerischer Bezirks-Feldwebel in Münchberg. Für das Grab Ihres lieben Mannes, daß es schön gepflegt wird, werde ich sorgen. Zeiser."

Man schreibt aus Kassel vom 22. September: Bei seiner Ankunft auf Wilhelmshöhe brachte Napoleon auch ein kleines Schwein mit, das im Marstall bei den Pferden ein Unterkommen fand und ein sehr gut abgerichtetes Thierchen ist. Welche Bewandtniß es damit hat, wissen wir nicht. Dieser Tage ist es von einem Oekonomen aus einem nahen Dorfe erstanden worden. Die Leute strömen nun dahin, um das „Schwein Napoleons des Dritten" zu sehen. Der jetzige Besitzer ist so großmüthig, es unentgeltlich zu zeigen. Hierdurch fällt nun auch das Gerücht, daß der Vorstand der hiesigen Ausstellung sich um dasselbe beworben habe, um es neben der Mitrailleuse zu einer Einnahmequelle zu machen, von selbst weg. Das Schwein Napoleons hätte aber doch gewiß viele Schaulustige herbeigeführt.

(Ein wirksames Signal.) Unter den kürzlich von Paris über Belgien, via Aachen nach Köln und Frankfurt dirigirten Schub deutscher Flüchtlinge befanden sich auch 320 süddeutsche und rheinländische Kellner, welche in Paris ihrer linguistischen Kenntnisse halber bisher sehr geschätzt waren. Während der kurzen Rast auf dem Bahnhofe ergossen sie sich in die verschiedenen Restaurations-Lokalitäten, wo sie mit größter Suada all ihre Abenteuer zum Besten gaben. Als selbst nach dem zweiten Glockenzeichen die geschwätzigen Passagiere nicht zu bewegen waren, einzusteigen, stellte sich der Bahnhofsportier unter die Ausgangsthür, klopfte mit einem Messer an ein Trinkglas, welches er vom nächsten Tische nahm, und rief mit Stentorstimme dazu, »Garçon!« — »Voilà monsieur!« riefen 320 Stimmen, eilten dem Rufer zu und wurden dann auf den Perron und in die Coupés expedirt.

Die „Ostsee-Zeitung" erzählt aus Stettin vom 19. September: „Ein hiesiger Comptoirbote erhielt vor 27 Jahren einen Messerstich in die Schulter. Die Wunde heilte bald und der Patient hatte später keine Schmerzen im Arm, machte auch noch den Feldzug von 1849 mit. Vor einigen Wochen stellten sich jedoch Schmerzen beim Ellbogengelenk ein und ist jetzt aus demselben eine Messerklinge von einigen Zoll Länge herausgeholt worden."

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 210 Montag, 26. September 1870.

Aufruf an die deutschen Zecher! *)

Euch, die ihr froh beim Becher sitzt und ihn behaglich leert,
Die ihr in Ruh' und Frieden weilt am heimathlichen Heerd,
Die ihr auf Deutschlands Freiheit jetzt die Gläser stoßet an —
Euch wack're Zecher, ruf ich auf, o hört mich freundlich an!
Gedenkt der Brüder dort am Rhein, die jetzt im Kampfe steh'n,
Die gern ihr Leben opfern hin für euer Wohlergeh'n,
Für euer Glück, für eure Ruh', für euer Hab' und Gut,
Die für das Recht des deutschen Volks vergießen nur ihr Blut!
Gedenkt der Brüder dort am Rhein, denkt an ihr Weib und Kind,
Die vom Ernährer, ihrem Hort, nun ganz verlassen sind!
Der Vater zog hinaus zum Kampf, zum blut'gen Sieg — zum Tod,
Die Seinen aber klagen hier: „Gebt Brod uns, gebt uns Brod!"
Ihr deutschen Zecher, die ihr ja oft singt von Freud' und Leid,
Und beim Pokal für's Nächsten Wohl stets so begeistert seid,
O helft, und laßt sie darben nicht, denn Noth, ach die thut weh!
Sorgt für die Hinterbliebenen der deutschen Rheinarmee! —
Tragt ab den Dank der Nation, der jedem Mann gebührt,
Der für die Freiheit seines Volks das Schwert im Kampfe führt. —
Ihr wackern Zecher, voll Gemüth, voll Herz und Opfersinn,
Zu jedem Becher, den ihr leert, legt *einen Heller* hin.
Nur einen Heller! 's ist nicht viel, doch Geld ist er in Noth,
Euch schafft der Becher heitern Sinn, der Heller jenen Brod!
Nur einen Heller, gebt ihn her, erhört der Waisen Fleh'n,
Und in Millionen Augen wird des Dankes Thräne steh'n. —
Sie fällt in euer Glas herab und würzt darin den Wein,
Gesegnet wird dann euer Trunk für alle Zeiten sein —
Drum denkt der Brüder dort am Rhein, denkt an ihr Weib und Kind,
Die hier verwaist am Heimathsheerd in Noth und Sorgen sind;
Zeigt, daß ihr, wo die Pflicht euch ruft, auch wacker helfen könnt.
„Herr Wirth! ein Heller, nehmt ihn hin — und schenkt noch einmal ein!
Den Waisen uns'rer Rheinarmee — den soll geholfen sein!"

*) Wir empfehlen dieses der „Didaskalia" entnommene Gedicht, welches bereits in mehreren Städten in den Wein- und Bierwirthschaften mit einer entsprechenden Sammelbüchse aufliegt, zur besonderen Beachtung. D. R.

Die deutsche Reichs- und Nationalfarbe.

(Fortsetzung.)

Die erste gemeinsame Farbe einer Partei, noch nicht eines Landes, wurde am 12. Juli 1789 ins Leben gerufen, als Camille Desmoulins, ein in der Geschichte oft genannter Name, an die im Palais-Royal um ihn versammelte Menge die Aufforderung richtete, ein Parteizeichen, eine Kokarde zu wählen, und auf die Frage: Wollt ihr Grün, die Farbe des amerikanischen Cincinnati Ordens, die Farbe der Hoffnung einer besseren Zukunft, oder Roth? die Anwesenden mit lautem Zuruf sich für Grün entschieden, Blätter von den Bäumen des Gartens herabrissen und sich damit dekorirten. Aber schon am andern Tage trat die Stadtfarbe von Paris, Roth und Blau, an die Stelle des Grün, und hiemit verband man später noch das Weiß, womit die Trikolore, im Grunde die Farbe der Revolution gegen die bourbonische Monarchie, fertig war. Diese Dreifarbigkeit führte dann die republikanischen Armeen zu ihren Schlachten, und als Napoleon Bonaparte, Sohn und Erbe der Revolution, sich vom ersten Konsul zum Kaiser erhub, behielt er weislich die Trikolore bei, wenn er auch statt der Fahnen Adler einführte, und ließ sich nicht beifallen, die Farben seines Hauses, Grün und Gelb, an die Stelle der nun zur Landes- und Reichsfarbe gewordenen Trikolore zu setzen.

Die wiedergekehrten Bourbons kränkten durch die Verdrängung der Trikolore, an welche sich für die ganze Generation so viele glorreiche Erinnerungen knüpften, das Nationalgefühl nicht weniger als durch ihre übrigen reaktionären und zeitwidrigen Maß-

nahmen, und als die Juli-Revolution 1830 den Sieg gewonnen hatte, war es am 1. August die erste Handlung der neuen, zunächst nur provisorischen Regierung, zu erklären, daß die französische Nation ihre alten Farben, die durch das Weiß der Bourbons verdrängt waren, wieder annehme. Der nach 18jähriger Dauer erfolgte Sturz des Julikönigthums änderte in der Geltung der Trikolore nicht das Geringste, und so ist sie, obgleich Anfangs unbestreitbar Parteifarbe gewesen, zuletzt Landes- und Nationalfarbe geworden. Seit ihrem Bestehen ist auch erst der vorher unbekannte Begriff einer Nationalfarbe und das Bedürfniß derselben auch bei andern Nationen entstanden.

Von ganz andern Anfängen ging die schwarz-roth-goldene oder gelbe Farbe aus, die gewöhnlich als die deutsche Nationalfarbe betrachtet wird. Sie hängt mit dem Studentenwesen der ersten Jahrzehnte des laufenden Jahrhunderts innig zusammen, wie es sich aus dem früheren Ordenswesen der Amicisten, Montanisten ꝛc. insofern umgestaltet hatte, als an die Stelle der Orden landsmannschaftliche Verbindungen, später Korps genannt, getreten waren, die sich durch Farben, meistens drei, zuweilen auch zwei, von einander unterschieden und ohne die lächerliche, aber dem vorigen Jahrhundert eigene Geheimbündlerei nur auf trauliches Zusammenhalten und gegenseiten Beistand zu Schutz und Trutz beschränkten. Daß es dabei je nach der Beschaffenheit der einzelnen Universitäten ebenso an großartigen Rohheiten nicht fehlte, wie der einseitigste Partikularismus kultivirt wurde, dafür liefern eine Menge Beispiele den Beweis, und in einer Zeitschrift sind vor nicht allzu langer Zeit aus dem Leben des Turnvaters Jahn, der sich als pseudonymer Fritz von einer Universität zur andern herumtrieb, interessante Belege hiezu gegeben worden. In den Gemüthern Derjenigen, die sich aus diesen Zuständen dennoch gerettet hatten, befestigten sich zwei Gesichtspunkte, die zur Umgestaltung des Studentlebens ins Auge gefaßt werden müßten, einmal die Verpflichtung der Einzelnen zu einem sittlich geordneten Zusammenleben, jedoch ohne die alte Sitte der fröhlichen und gemüthlichen Trinkgelage ganz aufzuheben, aber sie in feste Ordnungen zu beschränken, und der Renommisterei der Raufbolde und Bramarbasse durch Ehrengerichte zu begegnen, zweitens die Aufhebung aller Landsmannschaften, und dagegen Einigung aller Studenten oder Burschen zu einer gemeinsamen Verbindung oder Burschenschaft, die ein Vorbild zur Einigung aller deutschen Stämme werden könne.

Diese Ideen hatten sich in den Jahren 1813 bis 1815 bei Vielen, die in jenen Jahren die Feldzüge mitgemacht hatten, und aus dem Felde zur Fortsetzung ihrer unterbrochenen Studien heimkehrten, ausgebildet und befestigt, und die Folge davon waren die zuerst in Gießen und Jena 1815 entstandenen und dann auch nach andern Orten verbreiteten Burschenschaften. Von diesen Gründern oder Veranlassern der Burschenschaft hatten Viele den Lützower Jägern angehört und trugen noch auf den Universitäten ihre schwarzen Soldatenröcke, die roth vorgestoßen (passepouillirt) waren, wie man aus Körner's Lied sehen kann: „Noch trauern wir im schwarzen Rächerkleide Um den gesunkenen Muth, Und fragest Du, Was dieses Roth bedeute, So heißt es Frankenblut." Dabei hatte man aber an eine ehemalige deutsche Reichsfarbe, die dadurch kundgegeben werden sollte, nicht den entferntesten Gedanken, und die, welche sich solche Röcke, weil sie kleidsam und zweckmäßig waren, machen ließen, behielten blos das Schwarz bei, ohne den rothen Vorstoß. Solche Kleider wurden dann auch auf andern Universitäten angenommen, je nach dem Geschmack und dem Vermögen der Einzelnen. Es dauerte nun nicht lange, so wurde diese Tracht das Abzeichen der auf den meisten Universitäten entstehenden burschenschaftlichen Vereine, und zwar noch in den Jahren 1816 und 1817, ohne alle andere Auszeichnung, ohne ein Band oder sonst eine Verzierung, wenn auch Manche schwarzsammtne Puffen auf die Oberärmel setzen ließen und sonst kleine Ausschmückungen in Gestalt von Eichenblättern anbrachten. Die schwarze Farbe blieb aber ausschließlich, ebenso für die Beinkleider, die nur durch die sogenannten Turnhosen von ungebleichtem Zwillich nach Umständen und dem Bedürfniß der Jahreszeit ersetzt wurden.

(Fortsetzung folgt)

Vom Kriegsschauplatz.

Aus einem Briefe des Herzogs von Meiningen an seine Gemahlin entnehmen wir folgende Stellen:

„Gestern erkundigte ich mich nach dem Befinden Mac Mahons, und war letzterer, den ich von Berlin her kenne, so freundlich, mich anzunehmen. Er ist schwer an der Hüfte durch einen Granatsplitter verwundet. Ich blieb nur eine halbe Minute, da er starkes Fieber zu haben schien. Auf meine Frage nach seiner Wunde antwortete er: „Das ist das Geringste!" Der Arme ist furchtbar geprüft. . . . Der Zustand in der französischen Armee ist so, daß keiner dem andern traut; der Offizier beklagt sich über den gemeinen Soldaten; letzterer klagt die Offiziere an, und hält mit seinen Ansichten nicht

zurück. Preußische Offiziere waren Zeugen, wie französische Generäle insultirt wurden. Die französischen Offiziere meinen: ihre Niederlagen seien Folge der sozialistischen Idee, die in der Armee überhand genommen, und die Disziplin lockerten... Unterhaltend ist es, zu sehen, wie unsere Leute auf dem freundlichsten Fuß mit den französischen Troupiers stehen, die noch haufenweise unter dem Schutze der weißen Binde mit rothem Kreuz hier sich herumtreiben. Man sieht allenthalben Gruppen von Deutschen und Franzosen in traulichem Gespräch, sich gegenseitig zu trinken reichend, Tabak austauschend ꝛc. Auch die Offiziere beider Nationen essen an gemeinschaftlichen Tischen, und grüßen sich gegenseitig; man könnte glauben, sie gehörten einer Armee an. Unter der äußern Höflichkeit mag sich wohl französischerseits ein tiefer Groll bergen! Denn kaum wurde je eine Armee tiefer gedemüthigt, als durch diese Niederlage. Viele französische Offiziere habe ich, wenn sie auf das Thema zu sprechen kamen, in die bittersten Thränen ausbrechen sehen.

Eine amüsante Begegnung hatte ich gestern: Unter den Verwundeten in Floing traf ich den französischen Bataillonskommandeur, welcher den steilen Hügel dicht oberhalb dieses Dorfes vertheidigt hatte. Da meine Herren und ich, während wir vom 95. Regiment nach zwei im Feuer stehenden Batterien unserer Division auf der Strecke von etwa 3000 Schritten um diesen Hügel herumritten, ununterbrochen im Chassepotfeuer waren, während außer uns Niemand auf der Plaine war, so vermutheten wir, daß von jenem Hügel aus unserer Reitergruppe die besondere Ehre angethan werde, sie auf's Korn zu nehmen.

Ich fragte jenen Bataillonskommandeur: ob er sich einer in der näher bezeichneten Richtung sich bewegenden Reitergruppe entsinne. Er antwortete: „Ja wohl, und ich habe tüchtig darauf schießen lassen!“ Und als ich ihm sagte, diese Gruppe sei ich mit meinen Herren gewesen, erwiderte er, ganz verlegen werdend: »O Monseigneur, je vous demande pardon, si j'avais su cela. . . .« Ich gab ihm die Hand, und versicherte ihm unter Lachen der Umstehenden: daß es mir ein Vergnügen mache, konstatirt zu sehen, daß wir so lange Zeit die Aufmerksamkeit der Vertheidiger jenes Hügels auf uns gezogen hätten.

Kunst und Literatur.

„**Im Bivouac**“ Unter diesem Titel hat Herr Stadtgerichtsassessor Adelbert Dömling im Bamberg ein Gedicht in den Druck und zum Besten der deutschen Verwundeten in den Buchhandel (C. Buchner Bamberg) gegeben, das nicht blos seines pekuniär edlen Zweckes wegen, sondern noch mehr wegen seines poetischen Werthes die allgemeinste Verbreitung verdient. Napoleons Frevel, deren Bestrafung und Sühne durch einen deutschen Heldenkönig, die nationale Wiedergeburt Deutschland und die berechtigte Forderung des deutschen Volkes nach erweiternder Rektifizirung der deutschen Westgränze sind in so gedankenreicher, tiefergreifender, schwungvoller Weise und so glatter Form als Erinnerung an die glorreichen Schlachttage von Sedan vom Dichter dargestellt, daß dieses Dichterwerk den besten Ergüssen deutscher Begeisterung in diesen glorreichen Tagen, den gelungensten Schöpfungen Freiligraths, Geibels, v. Redwitz's und Bodenstedts beigezählt werden darf. Möge eine recht weite und vielfache Verbreitung dem deutschen Aufschwunge und unsern tapfern Verwundeten zu Gute kommen. Preis 6 kr.

Mannigfaltigkeiten.

Ein Unteroffizier vom 3. Bataillon des 28. Infanterie-Regiments, der wegen einer leichten Verwundung nach Köln, seiner Heimath, entlassen wurde, erzählte uns folgendes hübsche Kriegsabenteuer: „Am 16. August wurde ich bei Mars la Tour bei Erklimmung einer Anhöhe zugleich mit vielen meiner Kameraden leicht verwundet. Unserm Hauptmanne zerschmetterte ein Granatsplitter den linken Fuß. Nach einigen Stunden wurden wir, etwa zwanzig an der Zahl, von den Franzosen aufgelesen und zu Gefangenen gemacht, auch unser Hauptmann. So gut oder schlecht es eben gehen wollte, auf einen Karren gepackt, transportirten uns die Franzosen, begleitet von zahlreicher Eskorte, deren Mannschaft mit scharfgeladenen Chassepots unseren Wagen umzingelt hielt, nach einem nahe liegenden Dorfe. Hier wurden wir ohne Unterschied des Ranges zusammen in eine Scheune gesperrt. Auf dem Wege hatte unser Hauptmann dem Kommandeur unserer Begleitung schon die Bemerkung gemacht, man solle doch nicht solche Kinderei treiben und verwundete und entwaffnete Leute nicht unter solch grimmiger Bedeckung fortschaffen; man könne doch die Soldaten jedenfalls besser verwenden. Unsere ganze Ehrengarde legte sich nun auch vor die Thür unseres Gefängnisses. Ein großes Fenster aber in der hinteren Scheunenwand, das nach dem freien Felde ging, blieb unbesetzt. Des andern Tages hörten wir in der

Ferne den Donner der Geschütze. Da sagte unser Hauptmann: „Paßt auf, Kinder, morgen sind wir wieder bei den Unsrigen." Es währte nicht lange, da erklärte einer meiner Mitgefangenen, ein Badenser, der an das Fenster geklettert war, er sehe nicht weit von unserm Aufenthaltsorte entfernt deutsche Vorposten umherstreifen. „Das muß ich sehen, Kinder, hebt mich ans Fenster!" Die am leichtesten Verwundeten hoben nun den Hauptmann ans Fenster, der durch das Fernrohr in den gemeldeten Vorposten bayerische Reiter erkannte und nun sofort die Frage stellte: „Wer wagt es, durch das Fenster zu steigen, unseren Leuten Nachricht zu bringen?" Sogleich erklärte sich der Badenser bereit, stieg zum Fenster hinaus, kroch durch Kraut- und Kartoffelfelder zu den Bayern hin und machte ihnen Meldung. In Folge dessen rückte zwei Stunden später plötzlich eine halbe Eskadron derselben in unser Dorf, nahm die nichts Böses ahnenden Franzosen gefangen und brachte uns auf einigen Transport-Karren nach Mars la Tour, von wo aus ich dann sofort nach Köln befördert wurde."

Keine zweite Stadt im Reich hat den Sieg bei Sedan am 3. September auf eine so solenne Art gefeiert, als Eßlingen (Württemberg), indem dort — wie die „Post" aus einem Privatbriefe entnimmt — die ruhmvolle Waffenthat durch 202 Kanonenschüsse salutirt worden ist, während man sich überall sonst mit 101 Viktoriaschüssen begnügt hat. „Nach Eintreffen der Siegesdepesche" — so heißt es in dem Briefe — „versammelte sich nämlich der Gemeinderath, um über die Siegesfeier zu berathen. Er berathet den Bürgern aber zu lange, diese stürmen daher das Kanonenhaus, laden und schießen, während ein anderer Theil die Glocken läutet. Der Gemeinderath, der dies hört, wird wüthend und sendet die Stadtpolizei ab, um das Schießen zu verhindern und den Kanonenwart zu verhaften. Die Bürger wehren sich und nehmen die Polizei gefangen, die sie erst abziehen lassen, bis 101 Schüsse abgefeuert sind. Nun beschließt der Gemeinderath, daß das erste unerlaubte Schießen als ungiltig zu erachten sei und noch einmal am Nachmittag offiziell Viktoria geschossen und mit allen Glocken geläutet werden sollte. Dieser hochweise Befehl wird vollzogen und so wird Eßlingen wohl die einzige Stadt sein, wo am 3. September Napoleon's Gefangennahme durch zweimaliges Viktoriaschießen gefeiert wurde.

Der Feldwebel (bis zum Feldzuge noch Sergeant) Bohne bei der Feldartillerie (Garnison Graudenz) gerieth, wie die „Ostpr. Ztg." meldet, am 14. August in der Schlacht bei Metz in die Lage, daß, nachdem von zwei Geschützen die Offiziere und sämmtliche Bedienungsmannschaften kampfunfähig geworden waren, er sich allein nur noch auf dem Platze erblickte. Trotzdem nach Kurzem auch die Pferde fielen und die feindlichen Kugeln wie Hagel um ihn einschlugen, behielt er dennoch Kaltblütigkeit genug, sein Geschütz allein zu bedienen und eine Position zu halten, die nach seinem Ueberblick von der höchsten Wichtigkeit war. So feuerte er über eine Viertelstunde mit Kartätschen und verhinderte zweimal das Anstürmen einer feindlichen Kolonne, bis ihm endlich ein Bataillon Infanterie zu Hilfe eilte und den Feind mit dem Bayonnette angriff. Tags darauf empfing Bohne die öffentliche Anerkennung seiner Vorgesetzten und am 7. Sept. das Eiserne Kreuz.

Aus Köln vom 18. September schreibt man: Unter den dieser Tage hier durchgekommenen pechschwarzen Turco-Offizieren befand sich auch einer, der ziemlich gut Deutsch sprach. Einem an dem Coupee stehenden Herrn erklärte derselbe, daß er vor seiner Offiziers-Carrière bei Renz als Luftspringer gastirt habe. Eine eigenthümliche Art der französischen Offiziere, mit dem geschäftstreibenden Publikum zu verkehren, besteht darin, daß dielben in einem „Ollendorf" auf die zu ihrem Handel gehenden Redensarten hinweisen. Als dieser Tage ein Geschäftsmann eine wahrscheinlich etwas hochgehende Forderung stellte, zeigte derselbe in seinem Ollendorf auf die Worte hin: „Sie sind ein Hanswurst."

Man schreibt aus London, 19. Sept.: Die Thatsache, daß einer der siamesischen Zwillinge unlängst einen Schlaganfall erlitten, läßt die „Lancet" das Ereigniß voraussehen, daß eines Tages der lebende Eng an seinem todten Bruder Chang gefesselt sein wird. Man hat theoretisch angenommen, daß beide Brüder möglicher Weise zu gleicher Zeit sterben würden, doch ist diese Annahme keineswegs begründet, da durch die Krankheit Chang's die Gesundheit Eng's durchaus nicht affizirt worden und hierdurch der beste Beweis geliefert wird, daß die Zwillinge sich gesonderter Lebenskräfte erfreuen. Sollte ein Bruder den anderen überleben, so könnte eine Trennung der Körper zweifelsohne sehr leicht und gefahrlos (?) ausgeführt werden.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 211 Dienstag, 27. September 1870.

Die deutsche Reichs- und Nationalfarbe.

(Fortsetzung.)

Ebenso war die Kopfbedeckung, das schwarze Barett, ohne Schirm, oft mit einem weißen Kreuz von Metall geziert. Eine der am reinsten nach dem ursprünglich von Gießen ausgegangenen Vorbild gehaltene Burschenschaft war die in Erlangen im August 1816, zunächst durch Sand, traurigen Gedächtnisses, und Franz Wolfgang Ulrich, der von 1814—1815 in Göttingen gewesen war, veranlaßte Verbindung, die im folgenden Jahr ziemlich aufblühte, doch ohne den dort noch bestehenden Verbindungen landsmannschaftlichen Charakters, den Ansbachern, Bayreuthern, Franken, großen Eintrag zu thun, aber im Herbst 1867 durch den Weggang Vieler sehr zusammenschmolz.

In diesem Herbst wurde das bekannte Wartburgsfest begangen, von dem hier zu sagen nöthig scheint, daß auf demselben zwar die Jenenser Burschenschaftsfahne dem Zuge vorgetragen wurde, daß aber in der 1818 in Jena bei Fr. Fromman erschienenen Beschreibung des Festes von einer Farbe derselben oder einer Beziehung dieser Farbe auf das deutsche Volk ebensowenig als in den daselbst abgedruckten Reden etwas gesagt ist, und wenn die Farben schwarz-roth-gold waren, so kam Das erst bei der spätern 50jährigen Jubelfeier zur Sprache. Wohl aber sagte Professor Oken damals in seiner Rede (ebend. p. 23): „Hütet euch, ein Abzeichen zu tragen und so zur Partei herabzusinken" — und weiter: „Ihr habt nicht zu bereden, was im Staat geschehen soll oder nicht, nur Das geziemt Euch zu überlegen, wie ihr einst im Staat handeln sollt, und daß ihr euch würdig dazu vorbereitet." Wäre diesen verständigen und wohlgemeinten Worten nachgelebt worden, so möchte manches Ungemach, das die kommende Zeit in rascher Folge über die Burschenschaft brachte, verhütet worden sein, aber wer hätte vermocht, den damals schon erregten Strom jugendlicher Unbesonnenheit in ein ruhigeres Fahrwassen abzuleiten? Die Parteiung war schon vorhanden, und die politische Wühlerei, wie unklug und unbesonnen sie auch betrieben wurde — man bedenke das Frankfurter Attentat von 1813! — blieb nicht aus. Doch Das gehört in eine Geschichte der Burschenschaft, die noch geschrieben werden sollte, leider aber es noch nicht ist.

So wenig aber war die Idee einer gemeinsamen Farbe der Burschenschaft damals noch vorhanden, daß die zu Erlangen am 1. Dezember 1817, ohne allen unmittelbaren oder auch nur mittelbaren Zusammenhang mit jener früheren vom August 1816 entstandene burschenschaftliche Verbindung sich zwar in der innern Gestaltung ganz nach dem von Gießen und Jena ausgegangenen Vorbild richtete, aber, weil sich die Leiter derselben vermüssigt glaubten, dem zahlreichen jungen Zugang, den sog. Füchsen, einige Entschädigung für das Band zu geben, mit dem sie als Mitglieder einer Landsmannschaft früher oder später hoffen durften, sich zu schmücken und daheim vor ihren Freunden und Freundinnen zu zeigen, daß sie etwas geworden seien, und daß sie deßhalb eine Farbe, ein Abzeichen wählten. Als solche wurde aber nicht schwarz und roth, nicht schwarz-roth-gold gewählt, sondern blau-weiß-grün, nach dem Vorgang einer Tübinger Teutonia, welcher Sand, der, ehe er 1815 nach Erlangen kam, dort gewesen war, angehört und diese Farbe, jedoch nicht als Band, sondern nur als Pfeifenquasten mitgebracht hatte. Sand war zwar seit Herbst 1817 in Jena, aber er stand bei Vielen noch in gutem und freundschaftlichem Andenken.

Hätte man von einer andern Farbenkombination etwas gewußt, oder hätten die noch in Erlangen vorhandenen Mitglieder der früheren Burschenschaft, die nur in die neuere ebenfalls eingetreten waren, etwas dagegen einzuwenden gehabt, oder hätten die auswärtigen Freunde in Jena und Heidelberg, welche mit großer Freude den Wechsel der Dinge vernahmen und nicht säumten, brieflich ihre alten Freunde zu beglückwünschen und ihnen guten Rath mitzutheilen, eine andere Farbe angedeutet, es möchte vielleicht angenommen worden sein, zumal die getroffene Wahl Einzelne veranlaßte, sich von der neuen Burschenschaft, die sich erst am 10. Januar 1818 förmlich konstituirte, wieder zu trennen und zu ihren früheren Freunden zurückzukehren, was man sich nun leider

gefallen lassen mußte. Doch mag dieser Rücktritt wohl auch aus anderen Gründen geschehen sein und die Wahl der Farbe nur in zweiter Reihe mitgewirkt haben. So trug denn die Erlanger Burschenschaft von dieser Zeit an bis Ostern das blauweißgrüne Band und als Ende Februar eine übrigens folgenlose Spaltung zu entstehen drohte und man eine kleine Partei, aber mit Unrecht, in Verdacht hatte, abfallen und eine Franconia oder sonst etwas begründen zu wollen, dichtete Anselm Feuerbach, eifriger Anhänger der Burschenschaft, während sein Bruder Karl der bezeichneten Fraktion angehörte, ein am Abend des 1. März, ungeachtet vorhergegangener Reinigung der Angeschuldigten in öffentlicher Burschenversammlung, abgesungenes Lied, dessen eine Strophe lautete:

„Mit grün-gelb-rothem Bande,
Vertausch das Grün-weißblau,
Trag dich und deine Schande,
Der Welt nur recht zur Schau.“

Die in Folge dieser Gegensätze entstandene Animosität hatte nun freilich einige Paukereien zur Folge, doch war bis Ostern 1818 Alles wieder ausgeglichen. Dies wurde zum Theil durch den damals zu Jena gehaltenen Burschentag bewirkt, der unter andern die innere Gestaltung betreffenden Ordnungen auch beschloß, daß alle vereinzelten Burschenschaften, um sich auch äußerlich als ein einiges Ganze kenntlich zu machen, schwarz und roth als Farbe, in Band, Pfeifenquasten ꝛc. annehmen sollten, und diesem Beschluß fügte sich auch Erlangen, obgleich es den Tag nicht beschickt hatte, sofort. Zu diesen beiden Farben gesellten dann die meisten, aus Verschönerungsgründen, Gelb oder Gold hinzu, als Saum an beiden Seiten, als schmalen Streifen in der Mitte, als gleichbreiten Streifen mit den beiden andern Farben, und so entstand rasch die schwarz-roth-goldene Farbe als die der Burschenschaft, und als die Jenenser Burschenschaft aufgelöst wurde, besang A. Binzer († 1868) dies Geschick in dem bekannten Liede, dessen hieher bezügliche Strophe lautet:

„Das Band war zerschnitten,
Von Schwarz, Roth und Gold,
Und Gott hat es gelitten,
Wer weiß, was er gewollt!“

(Schluß folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Ueber die Schlacht von Sedan haben wir bisher eine Reihe von Berichten mitgetheilt, welche dieses in seinen Folgen so wichtige kriegerische Ereigniß im Großen und Ganzen schilderten. Im Folgenden führen wir unsern Lesern einen Bericht vor, welcher den Antheil eines einfachen Soldaten, eines Zugführers, darstellt, eben darum aber sein besonderes Interesse bietet. Es ist ein einjähriger Freiwilliger des bayerischen Infanterieleibregiments, welcher an seine Eltern in München schreibt:

. . . Euch ein Bild der Schlacht zu geben, ist mir nur so weit möglich, als es mich persönlich und meinen detachirten Zug betrifft, da derselbe meine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Wie Ihr bereits wißt, wurde am 30. August die Schlacht durch Artillerie begonnen und von derselben am nächsten Tage fortgesetzt. An diesem (2ten Tage) begann unsere eigentliche Thätigkeit, da wir uns den Tag über in voller Bereitschaft auf dem Marsch befanden und gegen Abend das Schlachtfeld erreichten; die uns vormarschirenden bayerischen Truppen nahmen noch an diesem Tage am Kampfe Theil, während mein Bataillon bei einbrechender Nacht Angesichts des Feindes ein Bivouak bezog. Ohne Ahnung, was eigentlich der kommende Tag bringen werde, legte ich mich frohen Muthes, in meinen Mantel gehüllt, auf mein Lager, ein Kartoffelfeld. Noch ruhte ich nicht lange, als mir mein Hauptmann auf die Schulter klopft und mir Ordre zum Aufstellen meines Halbzuges gibt. Dichte Finsterniß herrscht, kein Lagerfeuer brennt, kein Signal ertönt, tiefe Ruhe ist noch überall. Mit gedämpften Schritten und halblautem Kommando vollführe ich den mir gewordenen Befehl. Um 3 Uhr Morgens ist Alles zum Abmarsch bereit, eine Viertelstunde später wird derselbe angetreten. Wir passiren die Maas auf einer eben geschlagenen Schiffbrücke, eingehüllt in den tiefsten Nebel und jedenfalls unsichtbar dem Feinde, dessen Geschütze, zum Zwecke der Verhinderung dieses Ueberganges, uns drohend entgegenstanden.

Gegen 4 Uhr hören wir, auf dem Vormarsche begriffen, die Kanonen ihre ersten Morgengrüße wechseln, in welche um 5 Uhr bei unserer Ankunft im Dorfe Bazailles auch Podewils, Werder, Chassepot und Mitrailleusen harmonisch einstimmen.

Soeben kömmt der erste Verwundete, ein bayerischer Jägerhauptmann, an uns vorüber, ihm folgen mehrere. Der Donner der Kanonen wird stärker, das Knattern der Gewehre und der einer rasselnden Schnarre ähnliche Ton der Mitrailleusen vernehmlicher. Es ist 6 Uhr, die Nebel haben sich verzogen, und im fernen Osten zeigen sich die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne. . . .

„Kompagnie Achtung, erster Zug vorwärts und jenes Gehölz besetzt,“ so kommandirt in diesem Augenblicke der Major, und im nächsten mein Lieutenant: „Erster Halbzug (wobei ich) ausgedehnt,

zwei Unterstützung;" Ich kommandire sofort: „Erster Halbzug Marsch, dritte Rotte Richtung ausgedehnt." Im Nu werden die Ordres ausgeführt, und über Stock und Stein geht es vorwärts.

Noch sind wir ungefähr 300 Schritte von unserer beabsichtigten Stellung entfernt, da kracht es auf einmal von allen Seiten und wir stehen, ohne einen Feind zu sehen, in dichtem Kugelregen. Doch wir müssen das Gehölz haben um jeden Preis, daher nur immer vorwärts; Keiner bleibt zurück. Schon weicht der Feind, wir geben eine gutgezielte Decharge ab, und sehen zu unserer Freude viele Rothhosen laufen. Ungestüm folgen wir ihnen, und in wenigen Minuten sind wir Herren der bewaldeten Höhen, deren Ränder wir sofort besetzten.

Nun ist wenige Minuten Rast, dann geht es wieder vorwärts; doch kaum haben wir unsere Position verlassen, so dringen von zwei Seiten Franzosen auf uns ein. Schon fallen einige der Unsern, rechts und links umsausen mich die Kugeln, „auf Euere Positionen in das Gehölz" lautet mein Kommando, im Nu ist Alles hinter den Bäumen; „Schnellfeuer"! Mit trefflich gezielten Schüssen empfangen wir die anstürmenden Franzosen; noch 80 Schritte sind sie entfernt; ich feure meine Leute an, auszuharren und gut zu zielen — es geschieht, und jede Sekunde stürzen ein Paar Feinde — die Uebrigen machen Kehrt, und mit Hurrah ging es dem Feinde nach, bis wir eine neue günstige Position erreicht hatten. Nun mußten wir halten, denn unsere Füße trugen uns kaum mehr; wir postirten uns wieder hinter Bäume und wiesen die feindlichen Plänkler zurück. Bereits waren vier Mann todt oder verwundet; die Schlacht war in voller Entwicklung, der Lärm der Geschütze und Signale fürchterlich; der Feind hielt sich tapfer in seinen Schützengräben und hinter seinen Verschanzungen.

Bald gingen die Unsern vor und zurück, die Franzosen erhielten immerwährend Unterstützung. Ein Adjutant sprengt heran. „Um jeden Preis die Positionen gehalten, schon nahen von rechts die Preußen." Mit Hurrah empfangen wir diese Nachricht, der Feind drängt immer heftiger, wir haben einen schlimmen Stand. Mit großer Anstrengung und Aufgebot aller Kräfte gelang es uns, unsere Stellung zu behaupten; endlich nach einer Stunde scheinen die Preußen zu kommen, denn langsam weicht das feindliche Zentrum. Wir folgen bis in die Mitte des Dorfes — plötzlich ist der Feind verschwunden — wohin, das sollten wir bald sehen, denn aus allen Häusern kommt ein schreckliches Feuer. Schlagt die Thüren ein, zündet die Häuser an, lautet der Befehl. Er wird vollzogen. Ich werde als Ordonnanz zu einer andern Kompagnie gesendet, treffe dort ein und schließe mich gleich, da ich zu meinem Zuge nicht zurückgelangen kann, einer Jägerabtheilung an. Wir stürmen ein Haus, ich postire mich auf dem Dache. Gegenüber feuern die Franzosen aus einem als Lazareth bezeichneten Hause. Dieß nöthigt uns zur Revanche, und so oft ein Kopf am Fenster erscheint, entsende ich mein tödtendes Blei. Der Kampf in den Straßen wird entsetzlich, jedes Haus muß einzeln gestürmt werden; schon sind mehrere in Brand gesteckt und stehen in hellen Flammen, in anderen wird Alles zertrümmert. Ich komme in ein Haus, dessen Eigenthümer sehr reich sein muß; die feinsten Seidenmöbel, japanesisches Porzellan, die reichsten feinsten Kleider, Spitzen, Alles liegt zerstreut umher und ist in wenigen Augenblicken ein Raub der Flammen. Gegen Mittag sind wir Herren des Dorfes und sammeln uns außerhalb desselben wieder.

Wir glaubten das blutige Tagwerk für heute beendet, doch bald sollten wir eines Anderen belehrt werden; denn gegen 4 Uhr hieß es plötzlich: Geschlossene Kolonnenlinie! Diese wurde formirt und der Marsch um das Dorf herum gegen Balan angetreten. Vor demselben wurden wir aufgestellt und meine Kompagnie auf einem großen Platz geführt. Um halb 5 Uhr hieß es vorwärts, und das Bataillon ging in geschlossener Ordnung gegen ein mit einer Einfassungsmauer umgebenes Schloß vor. Kurz vor demselben empfing uns jedoch aus gedeckter Stellung ein mörderisches Feuer, die schon ziemlich ermüdeten Soldaten der nebenstehenden Kompagnie wankten und gingen zurück; nun war auch trotz der Anstrengungen des Hauptmanns unsere Kompagnie nicht mehr zu halten. Da sprengen unser General Dietel und Oberst Täuffenbach vor und feuern uns an. Die Muthigsten folgen; der Herr Oberst führt uns in die rechte Flanke, in der linken fährt Artillerie auf, es geht abermals zum Sturm vor, und nach einiger Gegenwehr ist das Schloß so wie das Dorf Balan unser, jedoch wiederum erst nach einem Straßenkampfe.

Am Ende des Dorfes angelangt, sehen wir vor uns Stadt und Festung Sedan liegen, in welche sich die französische Armee zurückgezogen hat. Nun war großer Jubel bei uns, denn der Feind war eingeschlossen, Sedan ein zweites Metz. Zu unserem nicht geringen Erstaunen erschien schon nach einer viertel Stunde ein französischer Parlamentär, der mit General v. d. Tann und einem preußischen Prinzen konferirte. Unterdessen war es Nacht geworden, und wir legten uns, vollständig erschöpft von den riesigen Anstrengungen des Tages, nieder. An ein Sammeln war nicht zu denken, denn alle Regimenter waren durcheinander gerathen; daß wir große Verluste erlitten, bewiesen die vielen Todten und Verwundeten, über die unser Fuß strauchelte. Heute hatten wir ein Lagerfeuer, und zwar ein schreckliches — hinter uns das brennende Dorf Bazeilles,

vor uns das brennende Dorf Balan. Gott dankend, daß ich so glücklich davon gekommen, schlief ich endlich ein, zu meiner Rechten und Linken, Gesunde, Todte und Verwundete in grausigem Gemisch. Am nächsten Morgen sammelten wir uns bei unserem Bataillon, welches, so wie die anderen zu unserer Brigade Gehörenden, ein Bivouak vor Balan bezog. Am Morgen des 2. September besuchte ich das Schlachtfeld, die brennenden Orte. Den Eindruck, den der Anblick dieser Stätten auf mich machte, bin ich nicht im Stande zu schildern, ja ich glaube, es gibt keine Sprache, in der sich so viel Entsetzen ausdrücken läßt. Die brennenden Straßen, die verkohlten blutigen Leichen, die auf der Straße liegenden zertrümmerten Gegenstände — ein schaudererregendes Bild der Zerstörung! Einige Stunden später zog ich abermals über die Plätze, aber in Reih und Glied — wir trugen mehrere gefallene Offiziere zu Grabe. Eben als der Geistliche eine kurze, Allen Thränen entlockende Rede hielt, ertönte brausendes Hoch und riesiger Jubel. Ursache die sich bestätigende Nachricht, daß Napolen gefangen und Sedan mit 90,000 Mann übergeben worden.

Der Beruf des Generalstabes.

Es dürfte den Lesern wohl nicht entgangen sein, daß neben den Kommandanten der Armeen und Armeekorps gewöhnlich auch von ihren Generalstabschefs die Rede ist, wie seiner Zeit der Name Blücher kaum genannt werden konnte, ohne daß man dabei sofort an Gneisenau dachte. Der Generalstab vertheilt sich nämlich im Kriege dermaßen, daß jedem Kommandanten einer größeren Heeresabtheilung ein Generalstab zugeordnet ist, der beim Oberkommando, bei den Armee- und Armeekorpskommandos aus mehreren höheren Offizieren unter der Oberleitung des jeweiligen Generalstabschefs besteht. Vom Generalstabe des Oberkommandos werden nun die Dispositionen für die gesammte Armee in großen Umrissen entworfen, d. h. es wird auf Grund des Gesammtplanes für den Feldzug oder der jeweilig eintreffenden Nachrichten über den Stand, die Stärke und die Absichten des Feindes den Armeen über die von ihnen einzuschlagende Marschrichtung, über die Zeit, binnen welcher diese oder jene Bewegung durchzuführen sei, unter Genehmigung selbstverständlich des Oberkommandirenden, Anordnung ertheilt. Dem Generalstabe der Armeen liegt es nun ob, der erhaltenen Weisung gemäß ihre Armeekorps zu disponiren, und der Generalstab der letzteren muß wieder die Bewegungen der Divisionen und Brigaden des betreffenden Korps dem Rahmen der allgemeinen Disposition entsprechend zur Ausführung bringen lassen. So einfach es nun auch erscheinen mag, große Truppenmassen durch ein Kommandowort nach dieser oder jener Richtung hin in Bewegung zu setzen, eben so schwierig und verantwortlich gestaltet sich diese Aufgabe in der Wirklichkeit. Denn es handelt sich nicht nur darum, 10-, 100- oder 200,000 Mann auf einen bestimmten Punkt zu ziehen; es muß auch darauf Bedacht genommen werden, daß solchen Massen und ihrem Train, von dessen Umfang der Nichtmilitär sich kaum einen Begriff zu machen vermag, auch wirklich praktikable Straßen angewiesen werden; es handelt sich darum, die Verbindungen der marschirenden Kolonnen mit ihrer Operationsbasis, d. h. beiläufig dem Ausgangspunkte jeglicher Bewegung, mit ihren Lazarethen, Munitions- und Proviant-Magazinen aufrecht zu erhalten; es handelt sich endlich darum, jede Bewegung so einzurichten, daß der strategische Zusammenhang gewahrt bleibe und dem Feinde keine Gelegenheit geboten werde, die Erreichung des vorgesteckten Zieles zu verhindern. Nur die genaueste Kenntniß des Operationsterrains, der Manövrirfähigkeit der eigenen Truppen, nur die größte Sorgfalt und Umsicht kann den Erfolg der jeweiligen Dispositionen verbürgen. Betrachten wir endlich die Thätigkeit des Generalstabes in den Stunden der Schlacht, so hat derselbe hier die Aufgabe, dem Führer des Heeres, der Armeen, der Korps u. s. w. als Auge und Ohr zu dienen. Der Generalstab kennt die Dispositionen, welche für den Kampf getroffen sind; nun hat er darüber zu wachen, daß dieselben auch überall zur Ausführung gelangen: er muß die Aufmerksamkeit des Feldherrn nach jenen Punkten lenken, wo feindliche Uebermacht oder andere Schwierigkeiten eine Nachhülfe erforderlich machen, wo die Achtlosigkeit des Feindes eine Lücke, einen unbewachten Punkt gelassen, der vortheilhaft für die dießseitigen Zwecke ausgenützt werden könnte, er muß je nach dem wechselnden Gange der Schlacht die erforderlichen neuen Dispositionen vorschlagen und ausführen lassen."

Räthsel.

Nur durch die Kraft der Dritten sind Eins und
Zwei die Schnellsten unter den Thieren,
Und dennoch läuft mein Ganzes nicht auf Vieren.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 212 Mittwoch, 28. September 1870.

Unter dem Kreuze.

(Aus der Gartenlaube.)

Ich habe Ihnen schon mitgetheilt, daß ich, nachdem es mir nicht vergönnt war, die Waffen in dem gegenwärtigen heiligen Kriege zu tragen, mich entschloß, dem Sanitätskorps der Mainzer Schützengesellschaft beizutreten, um so wenigstens als Nothhelfer der Verwundeten mein Scherflein zum Gelingen der großen Sache beizutragen. Ich schreibe Ihnen diese Zeilen von Courcelles sur Nied zwei Tage nach der großen Schlacht, die bei Pange fast unmittelbar unter den Mauern von Metz geschlagen worden ist. Ich habe mich hier mit zwei Freunden in einem Zimmer des ersten Stockes des Stationsgebäudes installirt. Einige Bund Stroh und ein alter Schrank bilden das Mobiliar unserer jetzt in den Abendstunden nur höchst kümmerlich beleuchteten Wohnung, um welche wir noch von dem Etappenkommandanten, der Parterre mit dem ehemaligen Wartesaal vorlieb nehmen mußte, beneidet werden. Eine Uniformsmütze der Chemins de fer de l'Est, ein Damenmuff und eine Krinoline, welche in der dunkeln, vom Kerzenschein nicht mehr erreichten Ecke liegen, erinnern noch lebhaft an die ehemaligen Bewohner, welche der Krieg aus ihrer Häuslichkeit vertrieben. Im Zimmer neben uns ist der Feldtelegraph. Die Beamten haben schnell mit uns Freundschaft geschlossen, da wir noch glückliche Besitzer seltener Delikatessen, wie von Cigarren, einigen Flaschen Rothwein und einigen Eiern sind.

Wir befinden uns mitten im Kriegsleben. Rechts von der Chaussee, welche nach Metz führt, bivouakirt in finst'rer Nacht ein Wagenpark von mehreren Hundert Proviantfuhrwerken; auf den Feldern links von der Heerstraße kochen bei lodernden Feuern eben die Truppen ab, Gruppen von gefangenen Franzosen bewegen sich in der Dunkelheit und zwischen den Feuern hin und her. Auf der großen Chaussee kommen unablässig schwarze Proviantkolonnen, Artillerie und Kavallerie nach Pont à Mousson vorüber. Ueberall, so weit das Auge reicht, Bivouakfeuer. Um das Stationsgebäude herum liegen unter freiem Himmel Hunderte von Verwundeten auf dürftigem Strohlager gebettet, sehnsüchtig des Augenblickes harrend, wo der Eisenbahnzug sie den deutschen Spitälern zuführen wird. Dazwischen bewegen sich bei flackerndem Fackelscheine Aerzte und Mitglieder des Sanitätskorps, den armen Leidenden, welche nur nothdürftig verbunden sind, die erste Hülfe zu bringen. Es ist ein düsteres Bild, das sich vor unserem Auge entrollt, und doch zugleich erhebend für ein deutsches Herz.

Alles aber ist mir noch wie ein Traum: unser Aufbruch von Mainz, unsere 45stündige Fahrt nach Saarbrücken, unser Zusammentreffen dort mit den ersten Verwundeten, Preußen und Franzosen, unser erster Besuch eines Schlachtfeldes — es war das von Speicheren. Als wir dasselbe betraten, war man eben damit beschäftigt, die letzten Todten zu bestatten. Zahlreiche mit Laubwerk bedeckte Stellen bezeichneten die Gräber, auf welchen mit Bleistift auf kleinen improvisirten Kreuzen die Namen der Gefallenen verzeichnet waren. Das ganze Feld war, so weit das Auge reichte, mit Waffen und Kleidungsstücken bedeckt. Unter den zahlreichen herumliegenden Briefen fanden wir mancherlei interessante Andenken, so unter Anderem das Bruchstück eines Briefes des Generals Frossard, in welchem dieser einem andern Generale mittheilt, der Kaiser habe befohlen, daß die Truppen ihre Käppi ablegen und an die betreffenden Magazine zurückliefern und während des Feldzuges nur ihre »Bonnets de police« (Feldmützen) tragen sollten.

Nachdem wir noch die von unseren braven Truppen mit einer ans Wunderbare gränzenden Bravour erstürmten Höhen mühsam erklettert und den Wald nach einem etwa noch Vergessenen durchsucht hatten, passirten wir Speicheren und das daselbst befindliche sehr regelmäßig gebaute französische Laubzeltenlager. Der Humor der deutschen Truppen, welche nach den Franzosen hier bivouakirten, hatte den verschiedenen Zeltstraßen Namen gegeben; so lasen wir verschiedene Inschriften, wie „Kleine Lulustraße", „Japanesenstraße", „Zum blutigen Knochen" ꝛc.

In Saarbrücken war es auch, wo wir zum ersten Male reichliche Arbeit fanden. Es galt die

Verwundeten in den Privathäusern, wo sie theilweise noch ohne ärztliche Pflege lagen, aufzusuchen und sie in den Lazarethen unterzubringen. Namentlich machten sich unsere mittlerweile nachgekommenen Aerzte, die Herren Dr. Kupferberg und Dr. Brellinger, durch ihren unermüdlichen Eifer außerordentlich verdient. Es ist wahrlich keine leichte Aufgabe, die sich die Sanitätskorps gestellt haben. Wie manchmal schreckte ich Anfangs zurück beim Anblick der entsetzlichen eiternden Wunden, doch wie sehr lohnt nicht ein dankbarer Blick, ein warmer Händedruck der armen Leidenden! Der fortwährende Anblick des gräßlichen Elends, des unsäglichen Jammers stumpft schließlich auch das weichste Gemüth ab, — ich begriff, daß man im Kriege überhaupt lernen müsse, sich das Grübeln und Fühlen abzugewöhnen.

Endlich kam der erwünschte Befehl zum Vorgehen nach Frankreich. Es wurde so eben vor Metz bei Pange geschlagen. Auf dem Bahnhofe trafen wir noch zwei von unseren Mainzer Freunden, welche mit sieben Waggons voll Verbandzeug und Mundvorräthen eben angekommen waren und gleich uns per Bahn sofort nach dem Schlachtfelde, zunächst nach Courcelles, vorrücken sollten.

Gegen fünf Uhr Abends trafen wir in Courcelles ein. Rasch wurden die Vorräthe auf die Bahren geladen, und nun ging es vorwärts. Unsere Expedition bestand aus circa sechszig Personen (ein Theil des Bonner Studentenkorps unter Führung des Professor Held hatte sich uns angeschlossen) und wurde von den Johannitern von Stülpnagel und von Kottwitz, Beide beritten, geführt.

Wir marschirten auf der Chaussee nach Metz vor. Links und rechts lagerten Truppen bei den Bivouakfeuern. Die Nacht brach herein, eine Nacht so finster, daß man kaum die Hand vor den Augen sehen konnte. Immer seltener wurden die Lagerfeuer, immer undurchdringlicher die Finsterniß. Endlich, es war gegen zehn Uhr, machten wir bei einem der letzten Bivouaks Halt, um uns nach der Lage des Schlachtfeldes zu erkundigen. Der betreffende Offizier sagte uns, daß dasselbe rechts vor uns läge, machte uns aber zugleich darauf aufmerksam, daß wir jetzt die Vorpostenlinie verließen, und uns daher in Acht nehmen sollten, in der Dunkelheit beschossen zu werden. Die Vorsicht gebot, daß wir die Neutralitätsflagge entfalteten, deren weißes Feld auch in der Nacht weithin sichtbar ist, und mir wurde der Auftrag, dieselbe dem Korps voranszutragen. Einer der Bonner Herren, der mit mir dem Zuge voranschritt, erzählte mir, daß er von England gekommen sei, um als Freiwilliger in die Armee einzutreten; da er aber als englischer Bürger nicht habe angenommen werden können, sei er nun dem Bonner Korps beigetreten. Es war der junge Wolfgang **Freiligrath**, der Sohn unseres Dichters.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Reichs- und Nationalfarbe.

(Schluß.)

Wenn die hier gegebenen Mittheilungen etwas zu sehr ins Spezielle verlaufen, so möge zur Entschuldigung gereichen, daß nur auf diese Weise es möglich wurde, den Beweis zu liefern, daß an eine deutsche Nationalfarbe ebenso wenig gedacht wurde, als überhaupt eine solche nicht vorhanden war, und wenn sie nachher und seitdem als solche angesehen wurde, so trug das Schicksal dieser Farbe, weil sie von den Regierungen als Zeichen einer revolutionären Verbindung verfolgt wurde, und weil man ihre Träger als Märtyrer ihrer die Einigung Deutschlands beabsichtigenden Gesinnung betrachtete, wesentlich dazu bei. Sie wurde dazu erst gemacht von Außen her, ohne im Anfang es auch nur entfernt gewesen zu sein. Auch hielten unsere großen Historiker es unter ihrer Würde, in eine solche ins Kleinliche verlaufende Untersuchung einzugehen und begnügten sich mit dem fait accompli, so Rotteck, Menzel und Andere. Der einzige J. G. A. Wirth, bekannt als der Verfasser der deutschen Geschichte und als Parlamentsmitglied zu Frankfurt, während desselben er starb, hat die deutsche Reichsfarbe einigermaßen beanstandet. Nachdem er in seinem „Walderode“ (S. 376) über das Hambacher Fest, das er und der Advokat Siebenpfeifer veranlaßt hatten, berichtet und erzählt hat, wie fast alle Anwesende mit dieser Farbe als Band oder irgendwie bezeichnet gewesen seien, bemerkt er: „Gelb und Roth war wohl die deutsche Reichsfarbe, aber wie das Schwarz dazu gekommen, kann ich nicht begreifen.“

Ueber die Reichsfarbe hier zu polemisiren, dürfte nach dem bereits Gesagten, namentlich nach dem über die Schlacht von 1298 beigebrachten Zeugniß, ganz überflüssig sein, aber befremdend ist, daß Wirth, der von 1816 bis 1818 in Erlangen war, am 1. Dezember 1817 mit demselben Eifer, der alle seine Handlungen kennzeichnete, die Sache der Burschenschaft ergriffen hatte, und wenn er auch mit Anfang 1818 dieselbe verließ, doch im Allgemeinen mit den Ereignissen des Studentenlebens nicht unbekannt sein konnte, diese Aeußerung that. Man hätte eher erwartet, er wundere sich, wie zu

dem Schwarz das Roth und Gelb gekommen sei. Wenn er auch noch des Wahnes lebte, seit unvordenklichen Zeiten habe ein und dieselbe Reichsfarbe existirt, so konnten ihm doch als einem Manne von Geist und Bildung, die seit 1817 vorgekommenen Ereignisse, wenn sie ihn auch nicht mehr persönlich berührten, nicht fremd und gleichgiltig geblieben sein, und man kann daher nicht umhin, diese Aeußerung als eine wunderliche und befremdende zu bezeichnen, die man jedoch, des Mannes wegen, der sie gethan hat, nicht mit gänzlichem Schweigen übergehen wollte.

Wenn nun weiter gefragt wird, wie es kam, daß diese Farbe von dem Parlament zu Frankfurt als deutsche Reichsfarbe anerkannt worden sei, so ergibt sich die Antwort hierauf ganz von selbst. Seit ungefähr dreißig Jahren hatte man sich gewöhnt, in dieser von den Regierungen verfolgten Farbenzusammenstellung die Farbe des deutschen Reichs — der Vergangenheit und der Zukunft — zu erblicken, ohne darüber besondere Untersuchungen anzustellen; ein großer Theil der Mitglieder, und zwar der wortführendsten, z. B. Soiron, waren Mitglieder der Burschenschaft gewesen, die Andern aber waren dieser Verbindung, als einer Vorläuferin des Parlaments, das zunächst eine Opposition gegen den Partikularismus bildete, und was die Burschenschaft in jugendlicher Unklarheit und Mangelhaftigkeit angestrebt hatte, die Einheit des deutschen Vaterlandes, nun mit besserem Erfolg zu erreichen gedachte, im Geiste zugethan und gewogen.

An den Präzedentien derselben haftete keine Schmach, vielmehr waren es nicht gerade die Schlechtesten der deutschen Jugend gewesen, die in Köpenik und Spandau, auf dem Asperg und auf Kronach, schöne Jahre hinter Schloß und Riegel gesessen, oder auch flüchtig geworden das Brod des Exils bei den Fremden gegessen hatten, und an eine Untersuchung der Berechtigung der Farbe auf das, was sie im Laufe fast eines Menschenalters zu sein gegolten hatte, zu denken, sie vor ein historisches Forum zu ziehen, Das wäre damals eine kolossale Lächerlichkeit gewesen, zu deren Ausführung sich schwerlich die gelehrten Berühmtheiten, welche das Parlament in seinen Reihen zählte, hergegeben hätten.

Endlich wollte auch das Parlament eben so, wie die Pariser 1789 eines Gegensatzes bedurften gegen die weiße Farbe der Bourbons, so ein Gleiches, das sie den Partikularfarben, dem Schwarzgelb, dem Schwarzweiß, dem Blauweiß u. s. w. als die Farbe des deutschen Volkes und Reiches entgegenstellen konnten. So kam es, daß die Burschenschaftsfarbe vom Parlament zur deutschen Reichsfarbe erhoben wurde und diese Geltung noch jetzt, allerdings nur in einer zwar nicht mehr bestrittenen Weise und ohne verfolgt zu werden, doch immer noch ohne von einem höchsten Regiment anerkannt zu sein, genießt. Wenn der erst vor wenig Jahren entstandene norddeutsche Bund zugleich mit seiner Entstehung auch seine eigene Farbe und Flagge bekommen hat, die bereits geachtet auf allen Meeren weht, so darf man mit Recht hoffen, daß über kurz oder lang auch die schwarz-roth-goldene Fahne nicht mehr bloß geduldet, als eine dem deutschen Nationalgefühl stillschweigend gemachte Bewilligung, sondern mit voller und unbedingter Berechtigung, als Zeichen der deutschen Einheit, für welche ihre Freunde geduldet und gelitten, von Thürmen und Mauern zu schauen sein werde, welche Hoffnung gewiß auch die Leser dieser Zeilen mit dem Schreiber derselben theilen werden. (N. Korr.)

Vom Kriegsschauplatz.

Die Festung Toul gehörte als Waffenplatz zweiter Klasse in den Bereich des dritten französischen Armeekorps zu Nanzig und war der Militär-Division zu Metz unterstellt. Toul liegt auf dem linken Ufer der Mosel zwischen dieser und den nahe herantretenden steilen Abhängen eines durch Bachrinnen vielfach getheilten niedrigen Plateaus, welches, vom Flusse kaum eine Meile entfernt, einer zweiten höheren und bewaldeten kleinen Hochebene vorliegt. Nordwestlich liegt der Festung der Mont St. Michel vor, welcher zur Mosel hin in flacheren Höhen abfällt, die den Batterien des Angreifers die günstigste der umliegenden Positionen zur Beschießung des Platzes bieten. Die von Nanzig kommende Straße hat zwei Moselarme zu überschreiten, bevor sie in die Stadt einmündet oder um die Südfront der Festung herum sich jenseits nach Commercy hin wieder fortsetzt. Das rechte Moselufer ist nicht in die Fortifikation Touls mit hineingezogen worden, wie die Höhen, welche die Stadt auf der andern Seite umgeben, wohl aber die Mosel, an welche sich die Ostfront der Festung anlehnte, und welche durch die mehreren Rinnen, die sie hier bildet, dem tief gelegenen Platze, namentlich gestaut, auf dieser Seite bedeutende Sicherheit verlieh. Die Befestigungen Touls waren reguläre; neun Bastionen und mehrere Ravelinen umschlossen die Stadt, welche sich außerhalb der Werke in den Vorstädten St. Evre und St. Mansuy im Südwesten und Nordosten fortsetzte. Die Kriegsbesatzung des Platzes sollte normalmäßig 1900 Mann und 460 Pferde betragen; als Kommandant ist in letzter Zeit mehrfach der Kavallerie-Major Hack

genannt worden. Die Einnahme Touls erhält eine erhöhte Bedeutung dadurch, daß Toul den direkten Eisenbahnverkehr zwischen Nanzig und Chalons (Paris) sperrte, da der von ersterer Stadt westlich abgehende Schienenweg Anfangs an dem rechten Ufer der Mosel hält, um eine Meile unterhalb Toul bei der Brücke von Foutenay auf das linke Ufer des Flusses überzugehen.

Durch den Besitz von Toul ist die von Frouard aus in Angriff genommene Verbindungsbahn überflüssig geworden, da nun der Eisenbahnverkehr bis vor die französische Hauptstadt ganz in der Hand der deutschen Armeen liegt.

Die Stadt Toul, welche etwa 6 — 7000 Einwohner zählte, war Sitz der verschiedensten Civilbehörden, enthält Fabriken mehrfacher Art, z. B. für Stickereien, Weinessig und Fayence, besaß mehrere nicht unbedeutende Märkte, und hat außer einigen historisch denkwürdigen Kirchen namentlich ein schönes altes Rathhaus, mehrere Kasernen, und eine schöne, 1770 über die Mosel geführte, massive Brücke.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Saarbrücken, 24. Sept., berichtet das „Frankf. Journ.“: An die hiesige städtische Behörde kam dieser Tage ein Schreiben des Kommandos vom Füsilier-Bataillon des 40. Infanterie-Regiments des Inhalts, daß aus hiesiger Gegend und dem übrigen Deutschland zahlreiche Gaben eingingen, welche für einen gewissen Füsilier August Kutschke bestimmt seien. (Derselbe ist bekanntlich der fingirte Verfasser des „Napoleons-Liedes.) Da aber ein Soldat solchen Namens weder jetzt noch früher bei seinem Bataillone stehe, glaube er im Sinne der freundlichen Geber zu handeln, wenn er die an Cigarren, Tabak, Pfeifen, Geld ꝛc. bestehenden Gaben unter die Mannschaft des Bataillons vertheile, die erklärten, alle „Kutschkes“ zu sein. Eine ebenfalls für den gemüthlichen Kutschke gesandte schöne Uhr habe er unter Zustimmung sämmtlicher Kameraden einem Füsilier übergeben, der sich in einem der letzten Gefechte besonders tapfer benommen hätte und seines Humors wegen jetzt von der Mannschaft den Spitznamen Kutschke erhalten habe. (Das Kutschke-Lied soll schon zur Zeit des Freiheits-Krieges die langen Abende der Bivouake verkürzt haben.)

[Egyptischer Guano.] Ein Reisender, welcher soeben aus dem Oriente zurückgekehrt ist, gibt folgende Mittheilung: Während seiner Anwesenheit in Alexandrien fielen ihm zahlreiche Boote auf, die von den Felsenhöhlen Ladungen von braunem Staub nach den Schiffen führten. Auf Befragen sagten die Eingebornen aus, daß diese braune Masse „menschlicher Guano“ sei, d. h. von den verwitterten Leichen herrühre, welche seit Jahrtausenden die Höhlen anfüllen. Die Egypter sollen aus diesem Handel ein ausgebreitetes Geschäft machen, indem der Zentner in England mit 3¼ fl. ö. W. Silber bezahlt wird. Dieser Handel soll schon seit neun Monaten im Gange sein. Man sagt, daß die Düngerhändler diesen menschlichen Guano mit dem Peru-Guano vermengen, der über das Doppelte kostet.

[Der redende Stein.] Der „Sammler am Main“ bringt folgende Notiz: Unterhalb Paris liegt im Seinefluß ein Felsen, welcher vom Volke der „redende Stein“ genannt wird. Dieser Felsen kommt nur in höchst trockenen Sommern zum Vorschein und ist jetzt bei der großen Trockenheit wieder sichtbar. Das Letztemal sah man den redenden Stein im Jahre 1755; in diesem Jahre wurde Lissabon durch ein Erdbeben zerstört und begann der siebenjährige Krieg. Auf diesem Felsen sind folgende Worte eingehauen und darum heißt er auch der redende Stein: „Diejenigen, die mich gesehen haben, die haben geweint, und Diejenigen, welche mich wieder sehen werden, die werden abermals weinen.“

Man schreibt aus Pesth: Der Szegediner monströse Räuberprozeß macht wieder von sich sprechen. Nun ist das Material soweit geordnet, allein eben weil man es jetzt übersehen kann, gelangt man zur Ueberzeugung, daß dasselbe bei der bestehenden Prozeßordnung nicht zu bewältigen ist. 300 schwere Verbrechen, deren Fäden unentwirrbar ineinander geschlungen sind, 800 inhaftirte Verbrecher, das Heer der Zeugen ungerechnet! Wie soll man im Wege des langwierigen und umständlichen schriftlichen Verfahrens damit fertig werden! Das Wahrscheinliche ist, daß das mündliche Verfahren wenigstens für diese Reihe von Prozessen durch ein Ausnahmsgesetz angeordnet werden wird.

Der Berliner Witz hat aus den Buchstaben des Namens „Sedan“ folgenden Satz gebildet: So Endet Der Angriff Napoleons!

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 213 Donnerstag, 29. September 1870.

Unter dem Kreuze.

(Fortsetzung.)

Plötzlich wurde unser Marsch gehemmt. Von rechts her kamen singend, querfeldein über die Chaussee, drei Kavallerieregimenter gezogen, welche das Schlachtfeld abpatroullirt hatten, und nun in ihre Nachtquartiere rückten. Es war ein eigenthümlicher Anblick, wie diese kräftigen Reitergestalten durch die Nacht dahinzogen. Zuerst Uhlanen mit ihren flatternden Fähnchen, dann Kürassiere, welche in ihren weißen Uniformen und ehernen Harnischen gespenstisch genug aussahen, dann wieder Uhlanen — ein endloser Zug. Und nun ging es wieder vorwärts, in die Nacht hinein, und immer wieder vorwärts. Keiner wußte, wo wir uns befanden.

Endlich tauchte links am Wege aus der Dunkelheit eine unförmliche Masse auf. „Laternen vor!" tönte das Kommando. Schnell war Licht geschafft. Ein einsames düsteres Gebäude stand vor uns; es trug die Inschrift: »Chagny la Horgne«. Wir traten in den Hof — Alles öde und still. An der Thür des Wohnhauses lehnten friedlich ein Chassepot- und ein Zündnadelgewehr; auf dem Flur und in dem ersten Zimmer lagen blutige Flecken Leinwand, ein Zeichen, daß hier ein Verbandplatz gewesen; wir mußten also dem Schlachtfelde nahe sein. Das ganze Gehöft war verlassen, nirgends eine Seele zu finden.

„Gehen wir vorwärts," hieß es, und vorwärts ging es, lautlos vorwärts. Nach einer weiteren Viertelstunde kamen wir in ein Dorf, es war Ars Laquenexy. Ein Hund bellte, — dort müssen Menschen sein. Man klopft, vergebens — Niemand antwortet. Man sprengt die Thür — Alles ist verlassen, Niemand zu finden. Und so ist es im ganzen Dorfe — kein Laut regt sich, alle Einwohner sind geflohen. Wir standen mitten unter den Zeichen des Lebens in einer schrecklichen Einöde.

Da erscheint wie ein rettender Engel eine Ordonnanz, es ist ein Unteroffizier vom 15. Regiment, der uns sagt, daß wir weiter rechts ein Feldlazareth treffen würden; Näheres weiß er auch nicht anzugeben.

Wir wanderten also wiederum dahin, in lautloser Stille, querfeldein über pfadlose Wiesen und Felder, die im Grauen der Nacht fast endlos ausgebreitet vor uns lagen. Im Osten stieg jetzt der Mond empor, riesengroß, blutigroth, als spiegele er sich im Blute, das hier geflossen.

Parkähnliche Anlagen, sorgfältig mit Sand bestreute Alleen, in welche wir nunmehr kamen, deuteten auf die Nähe eines Schlosses, und bald sahen wir dasselbe mondbeschienen vor uns liegen. Es war das Schloß von Aubigny; die Fahne der Johanniter wehte vom Giebel.

Es war um Mitternacht, als wir den Schloßhof betraten. Niemals in meinem Leben werde ich das Schauspiel vergessen, das unser hier wartete. Das ganze Schloß mit seinen weiten Räumen und hallenden Korridoren war überfüllt mit Verwundeten. In den Zimmern, auf den Gängen und Treppen, in den Scheunen und Ställen, überall schwer Verwundete, überall Stöhnen und Schmerzensschreie.

In der Küche an dem prasselnden Feuer des Kamins saß in einem großen Lehnstuhle der greise Schloßherr von Aubigny. Er allein hatte ausgehalten in der allgemeinen wilden Flucht an dem Orte des Schreckens. Stumm saß der ehrwürdige Greis und starrte in die knisternden Flammen, und Thräne auf Thräne rollte über seine bleiche Wangen. — Wir hatten alle Hände voll zu thun, den Verwundeten die erste Hülfe zu bringen; denn es fehlte hier am Allernothwendigsten.

Bei dem schwachen Scheine unserer Laternen gingen wir in die Scheune, wo die Verwundeten auf den noch ungedroschenen Garben gebettet waren. Da lag ein armer Kerl vom 43. Regimente; er hatte einen Schuß im Kopfe, und das dunkle Blut quoll über seine Schläfe. Seine Hände griffen konvulsivisch in der Luft umher, er war bewußtlos. Wir wollten seine Wunde fühlen, da streckte er sich, ein krampfhaftes Stöhnen, und er war unter unsern Händen verendet. Nebenan lag halb aufgerichtet ein Franzose. Ein Granatsplitter hatte ihm den Leib aufgerissen. Er litt entsetzlich, doch war

er völlig bei Sinnen »De l'eau,« ächzte er, die Hand nach uns ausstreckend. Als er getrunken, und wir ihn verbinden wollten, sagte er beim Anblick seiner gräßlichen Wunde: »Ne vaut plus la peine, Messieurs,« dann ließ er den Kopf auf die Brust sinken und murmelte: »oh, ma pauvre mère!« — Weiter oben lag ein preußischer Soldat mit einem Schusse durch die Brust. Derselbe war durch den Magen eingedrungen und hatte das Rückkreuz verletzt; er lag im Todeskampfe. Dicht neben diesem lag, laut jammernd, ein blutjunger Einjähriger, eine Granate hatte ihm beide Beine weggerissen. „Wird denn diese entsetzliche Nacht nimmer enden?“ stöhnte er. Er wird die Sonne nicht mehr sehen, — armer junger Mensch!

Wahrlich, Ihr zu Hause, die Ihr aufjubelt, wenn der elektrische Funke Euch die Siegesbotschaft bringt, die Ihr aufjauchzt, wenn die Kanonen ihr Viktoria donnern, und tausend bunte Flaggen wehen, Ihr ahnt nicht, um welchen Preis der Sieg erkauft wurde; Ihr ahnt nicht, welche Qualen, welche Martern, welche Schmerzen und Foltern, unbeschreiblich und unsagbar, der Lohn derjenigen sind, welche Euch diese Siege bereiteten. Aber für uns, die wir diese Wunden bluten und diese Augen brechen sahen, die wir das Geächze, das letzte Stöhnen der Sterbenden vernahmen, und die wir vor den letzten Zuckungen dieser schmerzgekrümmten Leiber entsetzt zurückbebten, für uns ist es Pflicht, alle diese Schauder Euch zu erzählen, wieder und wieder davon zu reden, damit Ihr mitten in Eurem gerechten Siegesjubel ihrer eingedenk seid und bleibet. Schmach, Deutschland, Dir und tausendfache Schmach, wenn Du je vergißt, wie Deine Kinder für Dich und Deine Ehre gestritten und wie sie für Dich gelitten haben!

(Schluß folgt.)

Kriegsfahrten.

(Von Julius v. Wickede.)

Der Weg von Nancy nach Toul auf der geraden Landstraße beträgt ungefähr zwei deutsche Meilen und führt vielfach durch sehr gut gehaltene und gepflegte Waldungen. Es befindet sich in Nancy die einzige Forst-Akademie von Frankreich, und man sieht, daß die Waldungen der Umgegend vielfach zu forstwirthschaftlichen Versuchen benutzt wurden. Sonst ist die ganze Gegend sehr wohl angebaut und fruchtbar und muß im Frieden einen sehr hübschen Anblick gewähren. Besonders in der Nähe von Nancy, auf den Weinbergen, welche das reizende Thal hier umgeben, sieht man viele sehr geschmackvolle Landhäuser der wohlhabenden Einwohner, die hier ihren Sommeraufenthalt haben. Jetzt freilich sind alle diese Häuser verlassen, da sehr viele wohlhabende Bewohner von Nancy sich nach der Schweiz oder Belgien begeben haben, um ihre Augen nicht an dem Anblick, daß die so bitter gehaßten Deutschen jetzt als Sieger in ihrer Stadt weilen und herrschen, zu verletzen.

Es war ein schöner, frischer Morgen, als ich in Begleitung einiger Offiziere diesen Weg von Nanzig nach Toul auf raschem Rosse zurücklegte. Der Regen der letzten Tage hatte endlich aufgehört und um desto erfreulicher war der Anblick, die helle Sonne wieder von dem klaren, tiefblauen Septemberhimmel glänzen zu sehen. Man glaubt gar nicht, wie gutes, heiteres Wetter, besonders wenn es nicht in drückende Hitze ausartet, sogleich einen belebenden Einfluß auf alle im Felde stehenden Soldaten ausübt. So ein stetes Marschiren im Regenwetter, wenn zuletzt auch die dicksten Mäntel von Wasser vollgesogen, schwer am Körper hangen und dabei das Gewicht des Gepäckes bedeutend vermehren, aber endlich auch nicht mehr vor Nässe schützen und die kalten Tropfen anfänglich einzeln, aber bald immer häufiger und häufiger den warmen Leib berühren und die Füße mit den durchnäßten Stiefeln sich nur mühsam durch den dicken Schlamm des Weges durcharbeiten können, erzeugt zuletzt fast unausbleiblich eine mürrische und verdrießliche Stimmung. Ja, wenn der Soldat diese nassen Kleider nur während des Marsches anzuhaben brauchte, und ihn später ein behagliches Quartier, ein trockener Anzug, freundliche Wirthe, ein kräftiges Abendbrod und ein gutes Nachtlager erwarteten, dann ließe sich solch Regenwetter während des Marsches schon ziemlich leicht ertragen, und würde auch die Stimmung nicht allzu sehr beeinflussen. Aber leider findet dies im Kriege unter hundert Fällen kaum zehn Mal statt.

Zeigt das Glück dem Soldaten jetzt auf einem Marsche in Frankreich sich günstig, so erhält er vielleicht am Abend in einer Scheune, einem Stall, einer Eisenbahnhalle, oder auch in einem leeren Saal ein Nachtquartier, und nur in größeren Städten und wenn nicht zu viele Truppen vorhanden sind, kann er vielleicht auf Einquartierung in einem Bürgerhause, mit Zimmer und Bett, Verpflegung und Wein — wenn auch freilich ohne freundliche Gesichter der Wirthsleute, denn diese gehören hier für uns jetzt zu den größten Seltenheiten — zählen. Kommen aber plötzlich 6—8—10,000 Mann in einem kleinen Städtchen oder Dorfe an, so sind kaum für die Offiziere kleine Kämmerchen zum Nachtlager aufzutreiben, die arme Mannschaft muß sich mit den oben angeführten Lokalitäten begnügen und nur froh sein, daß sie überhaupt unter

Dach und Fach und im Trocknen ist. An ein Wechseln der durchnäßten Kleidung ist für den Soldaten, der ja nichts weiter bei sich hat, als was er selbst im Tornister auf dem Rücken trägt, nicht zu denken, er muß froh sein, wenn er sich nur einigermaßen am Heerdfeuer, wo er sich die gelieferten Rationen von Fleisch, Brod, Kaffee, Wein selbst kocht, wenn er etwas Warmes in den Magen haben will, nur nothdürftig trocknen kann. Später auf der Streu, wenn solche zu haben ist, legen die Soldaten sich in ihrer nassen Kleidung möglichst eng aneinander, um sich so durch die ausströmende animalische Wärme gegenseitig zu trocknen und zu erwärmen. Daß zuletzt die Ausdünstung, wenn so 20—30—40 Mann in nasser Keidung sich eng wie die Häringe in einer Tonne in einem kleinen Stall aneinder drängen, gerade nicht die allerbeste zu sein und an alles Andere mehr als an Eau de Cologne zu erinnern pflegt — was macht das aus, es ist dies so ein kleines Uebel unter den vielen größeren Uebeln des Kriegslebens, daß es kaum der Erwähnung für werth gehalten wird. Unter allen Sinnen, mit denen die gütige Natur den Menschen ausgestattet hat, ist im Feldleben der Geruchssinn wirklich der überflüssigste, ja eigentlich unangenehmste, der wohl niemals eine Befriedigung, aber nur zu häufig gar arge Beleidigungen erfährt. Wenn man dem Soldaten im Kriege von allen fünf Sinnen nur das Gehör und Gesicht lassen, ihn aber vom Geschmack, Geruch und Gefühl für die Dauer desselben befreien könnte, es würde dies wirklich eine prächtige Erfindung für alle im Felde stehenden Heere sein.

(Fortsetzung folgt)

Am 28. September

des Jahres 1681 besetzte Baron von Montclar mitten im Frieden die in ihren Werken verfallene Stadt Straßburg unter dem elenden Vorwande, sie sei im westphälischen Frieden mit abgetreten. Der Rathmann Frantz sagte in seiner Rechtfertigungsschrift darüber: „Der Rath der Stadt hat den Sachen reiflich nachgedacht und gefunden, daß es besser sein würde, sich auf solche zwar schwere Propositionen, allweil es noch Zeit ist, zu akkomodiren, als es auf die Extremität ankommen zu lassen. . . . Weilen bei den langwierigen Reichsdeliberationibus, Mißhelligkeit und Zergliederung der Reichständen nirgend kein Rath, Hülf oder Sukkurs zu hoffen gewesen, oder wenn es zum höchsten gekommen, man von einem Ort zum andern gewiesen worden."

Am 28. September 1870 ziehen die deutschen Krieger in die deutsche Stadt Straßburg, die gestern nach lang ausgestandenen Kriegsnöthen vom französischen Befehlshaber übergeben worden. Und dieser hat es, wie Rathmann Frantz, es nicht auf's Aeußerste ankommen lassen, und die Fügung des Schicksals hat es gewollt, daß Straßburg am selben Tage, als es dem Mutterlande entrissen wurde, von seinen Brüdern wieder empfangen und eingeführt wurde ins deutsche Reich.

Die Gründe, die 1681 Straßburg mit Recht angeführt, aus welchen es auf den Zusammenhang mit Deutschland verzichten mußte, sind aber auch mit dem Jahre 1870 gefallen. Deutschland hat sich geeinigt, unter Einen Oberbefehl seine Heeresmassen gestellt und mit dieser Einigkeit und unter begeistertem Freiheitsdrange seine Kraft und Macht entwickelt.

Kunst und Literatur.

„Vom Kriegsschauplatz" verlangt augenblicklich Jeder zu hören und zu sehen, und wer Beides in hohem Maße befriedigen will, dem empfehlen wir Hallberger's illustrirte Kriegs-Zeitung „**Vom Kriegsschauplatz**". Die neueste Nummer derselben bringt an Illustrationen: das Porträt des Prinzen August von Württemberg; einen Plan der nordwestlichen Befestigung von Straßburg mit den Belagerungsarbeiten; die Verladung eines eroberten französischen Proviantstrains bei Lemberg; eine Episode aus dem Kampfe bei Weißenburg (Gefecht mit den Afrikanern); Prinz Friedrich Karl rekognoszirt vor Metz; Verwundete auf der Ludwigsbahn in Mainz; das französische Panzergeschwader vor Helgoland, und vier humoristische Bilder: Sinnverwandtes im Krieg und Frieden. Was den literarischen Inhalt betrifft, so gestehen wir gern, daß die von Wilhelm Müller geschriebene, in dieser Zeitung laufende „Geschichte des Kriegs von 1870" zu den volksthümlichsten und übersichtlichsten Beschreibungen dieser wichtigstens Geschichtsepoche unseres Jahrhunderts gehört. Der übrige Text reiht sich diesem Hauptartikel würdig an und so können wir wohl sagen, daß diese Kriegszeitung textlich und bildlich zu den besten und dabei preiswürdigsten Erscheinungen dieser Art gehört.

Mannigfaltigkeiten.

Aus einem bayerischen Lazareth wird in der „A. A. Ztg." folgende Geschichte erzählt: „Un-

ter den Verwundeten im Offizierszimmer lag ein Lieutenant v. L., den wir sehr lieb gewonnen. Er hatte einen Schuß in die rechte Brust, die Lunge war oben verletzt. Man konnte die Kugel nicht entfernen; doch nahm die Heilung günstigen Verlauf: es hatte sich eine Verwachsung gebildet, welche das Sinken des Geschosses in die Lunge verhinderte. So schärfte man dem Patienten ein, möglichst ruhige Haltung des rechten Arms zu beobachten, da jede Bewegung die Verwachsung zerreißen und die Kugel senken könne. Mit musterhafter Geduld hält der lebhafte Offizier acht Tage die schwere Geduldprobe aus: er rührt den Arm nicht. Am Abend des neunten Tages tritt eine Ordonnanz in den Saal, fragt nach dem Lieutenant v. L., und überreichte ihm — das eiserne Kreuz! Begeistert streckt der junge Held die Rechte nach dem köstlichen Ehrenschmuck und drückt ihn an das Herz, ja er verlangt danach, es auf den Waffenrock zu heften. Nachts werden schleunig alle Aerzte herbeigerufen; die rasche Bewegung hat die Verwachsung zerrissen, die Kugel hat sich tief in die Lunge gesenkt und unser tapferer junger Freund wird sterben. Tödtliche Ehre, tödtliche Freude!"

Man schreibt aus Petersburg vom 18. September: Ein werthvolles Geschenk ist, wie der „Golos" meldet, der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek von dem Generalgouverneur von Turkestan, Generaladjutanten von Kauffmann, gemacht worden. Es ist dies ein sehr alter Koran in kufischer Schrift, ohne Punkte und Vokalzeichen, der lange Zeit hindurch in der Moschee Chodsha Aahrer in Samarkand aufbewahrt und nun als Gegengeschenk für eine von dem Generalmajor Abramow dieser Moschee zugewandte Geldspende dargebracht worden ist. Nach der Tradition ist dieser Koran über 1200 Jahre alt und von Othman eigenhändig geschrieben worden. Othman soll in demselben gelesen haben, als er in seinem Palast erwordet wurde, und lange Zeit sollen sich noch die Blutflecken auf dem jetzt ganz verfallenen Deckel erhalten haben.

Ueber die neulich berichtete heldenhafte That des Kanoniers Weck vom 7. Festungs-Artillerie-Regiment wird in einem Berichte der „N. Pr. Ztg." noch gemeldet, daß derselbe nach der Beseitigung der Bombe in die Worte ausgebrochen sei: „Ob mir das Ding unter den Füßen oder unter den Händen zerplatzt, ist doch ganz einerlei!" Von einem anderen Bombenwerfer meldet derselbe Bericht: „Am Morgen des 25. August saß Gefreiter Henn auf einer Bank; mehrere seiner Kameraden saßen und lagen um ihn her. Da fällt eine Bombe zwischen sie, deren Zündloch rauchte. „Na, du Luder du!" ruft Henn, springt auf, nimmt die Bombe auf die Knie und schleudert sie fort, so daß sie in einen Kanal rollt, wo sie wie eine glühende Kohle zischt."

[Scharfblick.] Ein Pesther städtischer Physikus besuchte gestern Vormittags einen kranken städtischen Amtsdiener. Mit wichtigthuender Miene erklärte der Arzt: „In etwa acht Tagen dürfte es möglich sein, die Krankheit des Patienten zu konstatiren." Sagte es und ging weiter. Zwei Stunden später war der Amtsdiener todt und der Physikus kommt somit um das Verdienst, „die Krankheit vielleicht nach acht Tagen konstatiren zu können."

Aus Bouillon, 21. Sept., wird dem „Journal de Liege" telegraphirt: „Der Maire von Sedan zeigt den Einwohnern an, daß die preußischen Behörden nicht mehr gestatten, auf dem Schlachtfelde umher zu gehen. Man hat mir die Abschrift eines Befehles vom belgischen Kriegsminister gezeigt, durch welchen neue Transporte von Verwundeten verhindert werden."

Vor Metz hat dieser Tage Sergeant Winkelmann vom 77. Infanterie-Regiment einen aus der Festung aufgestiegenen Briefballon auf 800 Schritt in der Luft getroffen. Derselbe senkte sich sofort und wurde von Husaren, die seinem Flug folgten, erreicht, als er zur Erde kam. Der Ballon zeigte zwei Löcher.

Ein Artillerist schreibt auf dem Vormarsch nach Paris: Neulich fuhr Bismarck bei uns vorbei, gab dem Hauptmann die Hand und sagte: „Ich kann mir nicht helfen, wenn ich jetzt einen Artilleristen sehe, muß ich ihm auch die Hand geben; ihr habt eure Sache zu schön gemacht."

[Börsenwitz.] An der Berliner Börse zirkulirt folgendes Räthsel: Wer hat bei dem Kriege das lebhafteste Geschäft gemacht? — Antwort: Mac Mahon, er hat zwei große Lager geräumt.

Berichtigung: In Nr. 209 d. Bl. in dem Gedichte „An den Frauen-Hülfsverein!" lese man Strophe 2, Vers 3 statt weihet „weichet".

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 214 Freitag, 30. September 1870.

Gedanken bei Straßburg's Fall.

(Am 27. September 1870.)

Es schallt der Ruf von Mund zu Munde,
Von Straßburg's langersehntem Fall,
In welchem Herzen fand die Kunde
Nicht lauten, frohen Widerhall? —
So bist du endlich starke Veste
Nach hartem Kampf in uns'rer Hand,
Nicht lange halten mehr die Reste
Des morschen Reiches Widerstand.

O stolzer Bau, du Straßburg's Münster,
Du littest viel im Flammen-Meer,
Und blickst auf Trümmer schwarz und finster
Als Friedens Zeichen hoch und hehr!
Doch wie des Phönix stolz Gefieder
Aus seiner Asche neu erstand,
So zeigt sich bald erneuert wieder
Dein Heiligthum durch deutsche Hand!

Napoleon wollt' uns're Flächen
Verheeren frech im blut'gen Krieg,
Das Herz von Deutschland wollt' er brechen,
Erringen Lorbeern in dem Sieg,
Verwüsten wollten seine Banden
Die Heimath und den deutschen Heerd,
Doch machte seinen Plan zu Schanden
Der deutsche Mann, das deutsche Schwert!

Er glaubte uns entzweit, geschieden
Durch Zwietracht und Parteiengroll;
Doch seht ein Volk in Nord und Süden
Von Vaterlandsbegeist'rung voll,
Erhebt sich in den deutschen Gauen
Und rüstet sich und greift zum Schwert,
Nimmt auf den Kampf mit Gottvertrauen
Und seiner tapfern Väter werth!

Ein Ruf ertönt von Süd und Norden:
„Auf Brüder! schützt mit Eurem Blut
Vor diesen wilden, gier'gen Horden
Das Vaterland, das theure Gut!"
Und sieh', ein niegefühltes Ahnen
Ein jedes deutsche Herz durchzieht,
Daß auf den blutgedrängten Bahnen
Die deutsche Einheit uns erblüht!

Hinaus es ging zum blut'gen Kampfe
Und „Vorwärts" war das Loosungswort.
Ihr standet fest im Pulverdampfe,
Denn deutsches Recht ist Euer Hort.
Wer sah Euch Tapf're je verzagen,
In Feuer, Rauch und Gluth gehüllt?
So kann sich nur ein Deutscher schlagen,
Den Lieb' zu Fürst und Volk erfüllt!

Vernichtet habt Ihr die Franzosen
Bei Sedan, Wörth und Weissenburg,
Bei Metz, als sich die rothen Hosen
Verzweifelnd wollten schlagen durch.
Heiß war der Kampf, der da entglommen,
Nur Schritt für Schritt gingt Ihr voran;
Denn oft erstürmt, verdrängt, gewonnen
Ward mancher Punkt auf blut'ger Bahn!

Erschrecklich ist des Todes Reigen,
Den hier er unerbittlich hält,
Allüberall nur Blut und Leichen,
Wohin entsetzt der Blick nur fällt; —
Doch Gott verleiht dem deutschen Krieger
Den schönsten Lohn, das höchste Glück!
Er fällt und stirbt als Held und Sieger,
Im Sterben noch den freud'gen Blick!

Und stille ist's, vorbei das Ringen,
Der Tod scheint endlich müd' zu sein,
Und Engel tragen auf den Schwingen
Sie in den ew'gen Friedenshain! —
O klaget nicht, daß sie geschieden,
Für Deutschland brach ihr edles Herz!
Ihr habt vollendet, ruht im Frieden,
Ihr gingt voran uns himmelwärts! —

Du stolzes Frankreich, dessen Schimmer
Einst halb Europa hat bedeckt,
Du bist zerfallen jetzt in Trümmer,
Weil Du mit Sünden Dich befleckt!
D'rum wahre Deine alte Tugend,
Lieb' Vaterland, o bleib' ihr treu,
Stärk' in dem Glauben Deine Jugend,
Dann bleibst Du mächtig, groß und frei! —

Aschaffenburg im Oktober 1870.

Franz Englert.

Unter dem rothen Kreuze.

(Schluß.)

Unsere Laternen waren erloschen, wir waren ohne Licht und mußten es daher aufgeben, in der Nacht noch zu verbinden. Auch die Müdigkeit fing an, Herr über uns zu werden, und Jeder suchte, so gut es eben gehen wollte, ein Plätzchen zur Ruhe. — In dem vorderen großen Hofe sah ich eine frische Strohschicht; froh des Fundes, warf ich mich darauf, aber nur, um mich sofort davon zu überzeugen, daß sie um Vieles dünner sei, als ich geglaubt hatte, daß sie irgend etwas Ungehöriges bedecke, und daß die Bequemlichkeit, die sie biete, ihrem viel verheißenden Aussehen nicht entspreche. Verdrossen wandte ich mich, in das Stroh zu greifen nach der mir so sehr unwillkommenen Unterlage. Ich faßte einen seltsam kalten Gegenstand; entsetzt sprang ich in die Höhe, ein Schauder ergriff mich — kein Zweifel: es war die starre Hand eines Todten, die ich gedrückt hatte, und acht Leichen ruhten unter dem Stroh, das von mir zur Lagerstätte ausersehen worden war. Sie waren im Laufe des Abends im Lazareth verschieden und man hatte sie bis zu ihrer morgigen Beerdigung einstweilen hier untergebracht. Ein kalter Schauer schüttelte mich und ich floh aus dieser unheimlichen Nachbarschaft. In einem der Nachbarhöfe hatten verschiedene Herren sich unter freiem Himmel eine dünne Strohdecke bereitet. Ein katholischer Geistlicher aus Bonn, ein ganz vortrefflicher Mann, der unterwegs schon tüchtig an den Bahren mitgeschleppt und unermüdlich den Verwundeten durch Wort und That Trost gespendet hatte, war so freundlich, mir ein Plätzchen an seiner Seite einzuräumen.

Unsere Ruhe sollte nicht lange währen, denn die Nacht war bitter kalt und der Frost trieb uns auf. Gegen vier Uhr Früh setzten wir unsern Weitermarsch fort, nachdem wir einen Theil unserer Vorräthe auf dem Schlosse zurückgelassen hatten.

Wir passirten ein kleines Wäldchen, dann einen Bach, und hier fanden wir schon die ersten Spuren des Kampfes. Patronenhülsen, Gewehre, Kleidungsstücke lagen zerstreut umher; unter einer Baumgruppe lag ein todter Soldat des dreiundvierzigsten Regiments. Der Hohlweg, welchen wir zu passiren hatten, war von Granaten gehörig bearbeitet worden, die Bäume waren wie abrasirt und der Hohlweg durch Aeste gesperrt. In der nun folgenden Allee bot sich uns ein Anblick, so großartig grauenhaft, daß wir Alle einen Augenblick, wie an den Boden gefesselt, das gräßliche Bild anstarrten. In dem von schweren Fichtenbäumen gebildeten düsteren Laubgange, in welchen die eben aufgehende Sonne grelle Streiflichter warf, hatten die preußischen Jäger eine blutige Ernte gehalten. Hier lag Franzose an Franzose (es mochten wohl dreihundert sein), größtentheils in den Kopf geschossen, zum Theil in der seltsamsten Stellung. Gleich voran kniete ein Franzose aufrecht, das Gewehr im Anschlag auf den Erdwall aufgelegt; der Kopf war auf das Gewehr gesunken — er hatte den Tod nicht gefühlt. Dicht hinter ihm lag ein anderer Franzose mit schmerzverzerrtem Antlitz, die linke Hand fest auf seine Wunde gepreßt, während die rechte ein deutsches Gebetbuch hielt — er hatte noch Zeit gefunden zu beten. Ein Anderer lag halb aufrecht an einen Baum gelehnt, die Hände wie zum Schutze vor das Gesicht haltend. Hier war nur der Untertheil eines menschlichen Körpers, während zwanzige Schritte weiter der Kopf mit dem entsetzlich zerrissenem Rumpfe zu finden war. So ging es fort in dieser Allee von Leichen. Wir machten hier auch einen uns sehr erwünschten Fund. In der Mitte des Weges lag ein Pulverwagen mit erschossenem Pferde. Das todte Pferd aus-, eines der unseren einspannen und unsere Bahren und Vorräthe, welche uns den Marsch sehr erschwerten, aufladen, war das Werk eines Augenblicks. Und nun ging es wieder vorwärts, immer durch Leichen.

Bei einer Biegung des Weges standen wir ganz urplötzlich auf zehn Schritte vor einer französischen Patrouille und hier auf der Höhe, von wo aus wir Metz vor uns sehen konnten, merkten wir erst, daß wir auf kaum ein Kilometer an die Außenforts herangekommen waren. Unser rothes Kreuz schützte uns. Wir passirten dann Lauvallières, wo ein einzeln stehendes Wirthshaus als Feldlazareth benutzt wurde. Bis an die Mauer des Hauses heran lagen die Todten. In dem kleinen Gärtchen lag wieder eine Reihe von Leichen dürftig mit Stroh bedeckt, Opfer der letzten Nacht. Da es auch hier am Nöthigsten fehlte, wurde einer unserer Herren nach Courcelles zurückgeschickt, um Vorräthe hierher zu schaffen. Das gleiche Loos traf leider auch mich bald darauf von Nouilly aus, wo wir das dritte Feldlazareth fanden.

Auf einem mit Chassepots beladenen Wagen fuhr ich zurück über das ganze Schlachtfeld. Nie werden sich mir die Eindrücke verwischen, die ich hier empfangen. — Man begann gerade die Todten zu begraben. Hart an dem Wege war eine große Grube. „Eins, zwei, drei," zählte der Unteroffizier, bis vierzig. „Nun zugescharrt!"

Wenn irgendwo ein dunkler Ehrenmann ruhig in seinem Bette verschieden, erhebt sich ein unsägliches Lamento, der Pastor hält eine rührende Grabrede und das Wochenblättchen fühlt sich veranlaßt, in einem Nekrologe zu schildern, was der Verblichene

als Staatsbürger, Gatte und Vater gewesen — und hier, die, welche für das Vaterland den Heldentod gestorben, wie kollern sie hinab in die gähnende Grube, Leiche an Leiche, schmutzig und blutig! — Erde darauf — Requiescant in pace! —

Die zweite deutsche Nordpolarfahrt.

(Mitgetheilt vom Bremer Komite.)

Wir theilen aus dem interessanten ersten Berichte Einiges mit. Zunächst eine Shilderung der Ueberwinterung der „Germania". Sie fand statt vor der Sabine-Insel, als dem einzig sicheren Winterhafen an der grönländischen Küste zwischen 77° und 74° N. B. „Die Vorbereitungen für die Ueberwinterung begannen Ende September im vollsten Umfange. Das Schiff wurde in den Hafen hinein gesägt, bis wir auf 10 Fuß Wasser in geringer Entfernung vom Lande lagen. Eine Nacht genügte, um das Schiff fest und unverrückt einfrieren zu lassen, so daß wir jetzt weder Anker noch Ketten nöthig hatten. Sodann wurde der größte Theil des Inventars und des Proviants von Bord gebracht, die Maschinen auseinandergelegt, die Kajüte vergrößert und eingerichtet, Raaen und laufendes Tauwerk herunter genommen und das Deck mit einer vollständigen Ueberdachung versehen. Am Lande wurden zwei Observatorien gebaut, das eine für magnetische, das andere für astronomische Beobachtungen und in Letzterem die meteorologischen Instrumente angebracht, die jetzt jede Stunde abgelesen werden sollten. Ferner wurde Moos vom Lande geholt und das Deck des Schiffes mehrere Zoll hoch damit belegt. Mitte Oktober wurde dann noch eine Eis- und Schneemauer um das ganze Schiff gebaut. Das Eis hatte während dieser Zeit bereits eine Dicke von 15 Zoll erlangt. Wir konnten jetzt mit Ruhe dem Winter entgegensehen. Unsere Einrichtungen waren der Art, daß wir mit verhältnißmäßig wenig Feuerung eine große Wärme hervorbringen konnten, und in der That steigerte sich der ganze Kohlenverbrauch selbst bei der größten Kälte (— 32° R.), nie über 70 Pfund per Tag. Im Laufe des Herbstes war über 1500 Pfund frisches Fleisch durch Jagd eingebracht, so daß wir während des ganzen Winters beinahe täglich frischen Rennthier- oder Ochsenbraten auf dem Tisch hatten.

Am 5. November zeigte sich die Sonne Mittags noch einmal am Horizont und verschwand dann vollständig, um erst Anfangs Februar wieder zu erscheinen. Auch die Bären, bis jetzt unsere getreuen Nachbarn, wurden nicht mehr gesehen; Rennthiere und Moschusochsen hatten sich mehr nach besseren Weiden im Innern der Fjorde zurückgezogen. Starr, öde und ohne Leben lag die Natur um uns her; eine drei Monate lange Polarnacht stand uns bevor. Die allgemeine Stimmung war indeß eine durchaus heitere und es war Keiner an Bord, der große Unannehmlichkeiten oder gar Krankheiten befürchtete, da wir in der That alle erforderlichen Mittel besaßen, um jeder Strenge des Winters erfolgreichen Widerstand zu leisten.

An Beschäftigung und Unterhaltung fehlte es uns ebenfalls nicht; es gab fortwährend zu beobachten, zu rechnen, zu schreiben, zu zeichnen und selbst der regelmäßige Schiffsdienst, jetzt vielmehr Hausdienst, nahm täglich mehrere Stunden in Anspruch. Wir hatten durch die Freundlichkeit einiger Buchhandlungen eine schöne und ausgesuchte Bibliothek an Bord bekommen, die wir jetzt fleißig benutzten. Außerdem war eine Navigationsschule errichtet, die von dem größten Theil der Leute mit Erfolg besucht wurde. Die Zeit ging auf diese Weise rasch hin, so daß Weihnachten, die Mitte der Polarnacht, herankam, ehe sich uns der fortwährende Mangel des Tageslichtes fühlbar machte.

Das einzige Unangenehme waren die häufigen orkanartigen Schneestürme aus Norden, die oft während mehrerer Tage jede Bewegung im Freien, selbst an Deck unter der Bedachung, vollständig verhinderten. Der Schnee drang in Form eines feinen Staubes durch alle Rizen und Fugen der Verschanzung und des Zelttuches, so daß das Deck an manchen Stellen mehrere Fuß hoch mit Schnee angefüllt wurde. In den Kajüten gab es dann manchmal störenden Rauch.

Der schwerste und am längsten anhaltende Sturm wehte vom 16. bis 20. Dez. mit ununterbrochener Heftigkeit, oft in orkanartigen Stößen, die das Schiff, obgleich es fest in Eis gebettet war, vom Kiel bis zum Top erzittern machten. Dieser Nordsturm brach das Eis, welches bereits eine Dicke von einigen Fußen erreicht hatte, 300 Schritt südlich vom Schiffe, wie auch im Osten der Insel, wieder vollständig auf, so daß ein schmaler Streifen offenen Wassers längs der Küste im Süden sichtbar war. Wir dankten Gott, daß die Kleinheit unseres Schiffes uns gestattet hatte, so weit in den Hafen hineinzuholen; ein größeres Schiff, welches in 16—18 Fuß Wasser hätte liegen müssen, wäre hier unfehlbar mit losgerissen und in Folge dessen unrettbar verloren gewesen, da es sehr bald von dem durch den Orkan in furchtbaren Aufruhr versetzten Eise zersplittert worden wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Französische Schnitzer.] Die Geographie war bekanntlich immer die sterblichste Seite der „großen Nation“. Ein erheiterndes Muster ist denn auch die Kriegskarte, mit welcher die französischen Offiziere zum Feldzuge „contre la Prusse“ ausgerüstet worden sind. Ein Exemplar davon hat — wie der „Rhein. K.“ mittheilt — das 80. Regiment aus Sedan übersendet; es hat Allen, die es gesehen, vielen Spaß gemacht und damit auch unsere Leser einen kleinen Begriff davon bekommen, wollen wir denjenigen Theil der Karte, der das Rheingebiet darstellt, ein wenig schildern. Nach den gewöhnlichen Strichen der Zeichnung zu urtheilen, ist der Rhein ein Strom von mindestens einer Meile Breite. Er entspringt jedoch nicht, wie wir bisher geglaubt, in den Alpen, sondern er kommt aus dem Lac de Constance, der nach der französischen Karte durchaus keinen Zufluß aus der Schweiz hat. Zur Rechten hat der Rhein zunächst ein großes Gebirge, den Schezwald, zwischen welchem und dem Flusse das Thal Brisgau liegt. Das Gebirge, wie das Thal gehören zu dem Land Souabe; die beiden Staaten Baden und Württemberg braucht nämlich der französische Offizier nicht zu kennen. Die von uns für so wichtig gehaltene Festung Rastatt ist auf der Karte ganz ignorirt; dagegen muß der kleine Ort Ettlingen eine große Bedeutung haben, denn er ist bei Karlsruhe verzeichnet. Auch von der Existenz der Festung Germersheim weiß die Karte nichts, wohl aber ist südlich von Landau der wichtige Punkt Glaisweiler verzeichnet. Auf dem rechten Ufer liegen Spire und Heilbe, oberhalb des letzteren Marnheim und noch weiter neckaraufwärts Molzick und Heilbrein. La Baviere rhenane ist ebenes Land, nur nördlich von Kaiserslautern findet sich ein einzeln stehender Berg, der Mont Tonnere. In der Gegend, wo nach deutschen Karten etwa Ingelheim liegt, ist nach der französischen Karte Mayence zu suchen. Ganz dicht bei der Mainmündung findet sich Francfort und etwa 10 Meilen weiter ostwärts Hanau. Auch Darmstadt liegt sehr weit vom Rhein entfernt, während die Strecke bis Berlin verhältnißmäßig kurz ist. Jenseits von Mainz sieht man das hohe Gebirge Wiesbaden, an dessen nördlichem Abhange das Städtchen Taunus liegt. Rechts davon präsentirt sich als eine angenehme Etape auf dem Marsche nach Berlin Hombourg. Von den sonstigen nassauischen Städten hat nur Weilbourg die Ehre, von den Franzosen gekannt zu sein; vielleicht sollte in dortiger Gegend irgend ein glorreicher Sieg erfochten werden. Die Entfernung von der Mündung des Mains in den Rhein bis nach Bingen ist bedeutend größer, wie die Strecke von dort bis zur Mündung der Moselle, und wenigstens dreimal so groß ist die Entfernung von Cologne nach Aix-la-Chapelle. Weiter unterhalb gegenüber von Guelbres nimmt der Rhein ein Flüßchen Namens Wezel auf. — Die künstlerische Ausführung der Karte entspricht genau den malerischen Versuchen, welche achtjährige Schüler nach den ersten Geographie-Stunden im Landkartenmalen zu machen pflegen.

Ein Mitglied des Kölner Zentralkomites fand auf seiner Reise nach den verschiedenen um Metz liegenden Spitälern in St. Privat an der Giebelwand des zur Ruine geschossenen, auf der Höhe von Privat belegenen größten Hauses ein in Stein gehauenes Bild von Napoleon I., welches von unseren Truppen in humoristischer Weise mit Schnurrbart und Orden ausstaffirt worden war. Der Gedanke, das Bild mit nach Köln zu nehmen und hier zur Belustigung des Publikums in der Flora aufzustellen, war rasch gefaßt und nicht minder rasch erfolgte die Herabnahme desselben von der Spitze des Hauses durch unsere Pionire, die sich dafür mit einigen Kistchen Zigarren belohnt sahen. Besagter Napoleon wird schon am Sonntag die Besucher der Flora amusiren.

Die Zahl der Diamantensucher beläuft sich, wie aus den Berichten vom Kap der guten Hoffnung hervorgeht, gegenwärtig auf etwa 1500, deren Arbeit, so viel sich übersehen läßt, einen Ertrag von täglich 12—15 Sh. (4—5 Thlr.) abwirft. Man erwartete aber, die Zahl der Diggers bald auf 20,000 steigen zu sehen. Die Diamantenfelder sind etwa 800 Meilen (englisch) von der Kapstadt und kaum weniger weit von Natal entfernt und die Gemeinde wird ihre eigene Regierung zu konstituiren haben. Es befindet sich jedoch eine preußische protestantische Missionsanstalt an Ort und Stelle, welche, auf die Autorität einiger Lokalhäuptlinge gestützt, eine Art Ausfuhrabgabe zu erheben scheint. In der Kapstadt scheint große Entrüstung darüber zu herrschen, daß einige Fanatiker es gewagt haben, das Mormonenthum in Afrika einzuführen.

Ein verwundeter französischer Offizier wurde, als er sich auf der Kölner Zentral-Personenstation nach politischen Neuigkeiten erkundigte, auf die von einem Kolporteur ausgebotene „Independace Belge“ aufmerksam gemacht. Er erklärte indeß verdrießlich, daß er dann die Wahrheit nie erfahren werde; alle diese Zeitungen würden ja in Berlin gedruckt!

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 215 Samstag, 1. Oktober 1870.

Die zweite deutsche Nordpolarfahrt.

(Fortsetzung.)

Nach diesem Sturm trat eine mehrtägige Ruhe im Wetter ein; es kamen leichte und warme Südwinde und die Temperatur, die bisweilen schon eine Tiefe von — 22° und 23° R. erreicht hatte, stieg in den Weihnachtstagen wieder bis — 3°, eine Temperatur, die in den Kajüten wegen der dann viel zu warmen Einrichtungen bei weitem unangenehmer, als die strengste Kälte, empfunden wurde. Wir feierten den Weihnachtsabend bei offenen Thüren und es wurde beim Sternenlicht auf dem Eise getanzt. Ein kleiner Christbaum war aus immergrüner Andromeda gemacht, die Kajüte mit Flaggen verziert; auf dem Tische prangten zur allgemeinen Freude die Geschenke, die von freundlicher Hand der Expedition für diesen Zweck mitgegeben waren. Jeder erhielt seinen Theil und allgemeiner Frohsinn herrschte im ganzen Schiffe. Am Sylvesterabend sagten wir dem Jahre 1869, das uns bisher trotz einiger Mißgeschicke günstig gewesen war, in fröhlicher Stimmung Lebewohl, reich an Hoffnungen für das Jahr 1870. Der Januar brachte meistens schönes und ruhiges Wetter, wenngleich wieder strenge Kälte — 20° bis 32° R., so daß hauptsächlich viel astronomische und magnetische Beobachtungen gemacht werden konnten. Das Nordlicht zeigte sich in schönster Pracht und es wurde von den Drn. Börgen und Copeland eine Reihe werthvoller Beobachtungen darüber angestellt. So verging der Januar, die Tagesdämmerung wurde jetzt um Mittag heller und heller, so daß für einige Stunden des Tages die meteorologischen Instrumente schon ohne Lampe abgelesen werden konnten. Jeder harrte sehnsuchtsvoll auf das neue Erscheinen der Sonne, da doch der Mangel des Tageslichtes allmählich die Stimmung etwas beeinflußte.

Am 3. Februar sollte die Sonne nach der Berechnung von Dr. Copeland zum ersten Male über dem Horizont erscheinen; der Himmel war vollständig wolkenleer, und wir genossen die große Freude, von einem nahen, etwa 800 Fuß hohen Berge die Sonne in vollem Glanze um Mittag über dem Horizont aufsteigen zu sehen. Bei dieser Gelegenheit bekamen wir auch einen Ueberblick über das draußen liegende Eis. So weit das Auge reichen konnte, war nur eine einzige weiße Masse sichtbar; nirgends ein Riß oder Spalt; Alles dicht zusammengefroren; blos an der Küste war dünnes, junges Eis, da seit dem großen Dezembersturm jeder nachfolgende stärkere Wind das frisch gebildete Eis immer wieder theilweise aufgerissen hatte." — Das Frühjahr, allerdings mit Kälte bis zu — 27° R., brachte mehrere Schlittenreisen mit unerhörten Anstrengungen. Zwei bis drei Tage mußten die Leute mehrmals geduldig, dicht eingepackt, im Zelte liegen, vielen Beschwerden ausgesetzt. Glücklicher Weise waren die Einrichtungen der Art, daß kein Sturm das Zelt zu zerstören vermochte; doch der feine Schneestaub drang überall durch und Alles im Zelt wurde zolltief mit Schnee bedeckt. Durch das nothwendige Kochen im Zelte und durch die eigene Wärme wurde ein geringer Theil dieses Schnees geschmolzen; Kleider und Decken wurden naß, man fröstelte und unausbleiblich drohte Krankheit. Die Kräfte nahmen ab und trotz einiger Tage Sonnenschein mußte doch reichlichere Kost, als berechnet war, verabfolgt und öfters Schnee zur Löschung des Durstes gebraucht werden. Furchtbare Schneestürme tobten aus Norden drei Tage ununterbrochen.

Am Charfreitag (April 15.), wurde ein Berg von ungefähr 1500' Höhe erstiegen. Der Punkt liegt unter 77° 1' N B. und etwa 18° 50' W. L.; von ihm aus erstreckte sich die feste Küste in fast gerader meridionaler Richtung nach Norden. Der Anblick über See zeigte, wie zu erwarten war, eine ununterbrochene Eisfläche bis zu dem Horizont, über dem ein weißer Eishimmel lag; das Eis war mit gewaltigen Höckern bedeckt, eine ebene Strecke Landes lag bis etwa 4 Seemeilen von der Küste, doch auch dieses Landeis war älteren Datums und hatte augenscheinlich schon mehrere Jahre fest gelegen; das Ganze machte den Eindruck eines für die Ewigkeit gebauten Bollwerks. Bei der Rückkehr merkte man, wie sehr die Mannschaft doch trotz der guten Nahrung an Kraft verloren hatte.

Eine furchtbare Abspannung machte sich geltend; heftige Krämpfe in den Beinen zeigten sich, doch die gute und frische Kost an Bord, Ruhe und Pflege stellten die Leute bald wieder her.

Die Zeit der Schlittenreisen war zu Ende. Es trat nun aber ein Umstand ein, welcher die Entdeckungsreisen wesentlich abkürzen mußte. Die Röhren des Dampfkessels fingen an bedenklich zu lecken; es war klar, daß über kurz oder lang der Kessel gänzlich unbrauchbar werden mußte. Ohne Dampfkraft aber waren an dieser Küste, wo im Sommer größtentheils Windstille herrscht, nur geringe Entdeckungen in der kurzen Zeit der Schifffahrt zu machen.

Von den Entdeckungen vor der Heimkehr war das Interessanteste die Fahrt in einem großen Fjord an der grönländischen Küste. Die Besteigung eines über 4000 Fuß hohen Berges durch Oberlieutenant Payer und Dr. Copeland zeigte, daß die Ausdehnung des Fjordes eine viel zu große sei, um mit Böten denselben zu erforschen. Wir mußten das Schiff selbst hineinbringen; einmal durch das treibende Eis durchgedrungen, hatten wir dann im Fjord selbst vollkommen freies Wasser und konnten unbehindert zwischen den Eisbergen weiter dampfen. Der Kessel war wieder nothdürftig reparirt worden. Das Landeis wurde ohne Schwierigkeit durchbrochen und nun zwischen den Eisbergen immerfort westwärts gedampft. Je weiter wir eindrangen desto milder wurde die Temperatur und desto wärmer das Wasser; die Scenerie war großartig, wie in den Alpen. Ein unbekanntes Land, das wirklich Innere von Grönland, eröffnete sich immer schöner und imposanter unseren staunenden Augen. Zahlreiche Gletscher, Cascaden, Sturzbäche kamen von dem immer höher und höher ansteigenden Gebirg herunter. Weiter im Norden wurde ein ungeheurer Gletscher entdeckt, der sicher eine große Anzahl der Eisberge lieferte; wir dampften weiter nach West und West-Süd-West, da sich hier immer mehr Verzweigungen des Fjordes zeigten; ein Ende war nirgends abzusehen.

(Schluß folgt.)

Kriegsfahrten.

(Von Julius v. Wickede.)

(Fortsetzung.)

Aber wie oft, wie gar oft kann sich der arme Soldat nach langem Marsch im Regenwetter und dem grundlosem Schmutz der aufgefahrenen Wege, nicht einmal der Wohlthat einer Scheune oder eines Stalles als Nachtquartiers erfreuen. Am Wege liegt vielleicht so eine recht nasse Wiese oder ein regengetränktes Ackerfeld, und während es so wie mit Bindfaden vom Himmel herunter regnet, kommt plötzlich der Befehl, die Brigade oder das Regiment oder Bataillon möge nur so gefällig sein, auf diesem schönen einsamen Platz das Bivouak für die Nacht aufzuschlagen. „Die Mannschaft könne es sich dort so bequem machen, wie es die Umstände gestatten," fügt vielleicht der Divisions- oder Brigade-Adjutant, der diesen Befehl bringt, noch mit spöttischer Miene hinzu. Es ist nur gut, daß der auf schäumendem Roß, dessen Farbe kaum noch vor der dicken Schmutzkruste, die es bis über die Croupe bedeckt, zu erkennen ist, durch Dick und Dünn davon sprengende Adjutant — was ein ächter Adjutant ist, hält es für seine Pflicht, in Gegenwart der Truppen, selbst wenn dies ganz unnöthig ist, nur Galopp zu reiten, daher die Hälfte von ihnen nach kaum einigen Wochen Feldlebens auch fast nur noch lahme, abgehetzte Pferde besitzen — nicht mehr die zornigen Flüche und grimmigen Verwünschungen hört, welche bei den Truppen durch seine Worte hervorgerufen werden. Doch einerlei, ob gern oder ungern, es bleibt sich dies ziemlich gleich, dafür sorgt schon die strenge Disziplin, die glücklicher Weise auch noch keinen Augenblick unter den deutschen Truppen in diesem Feldzuge erschüttert wurde. So wird denn auf der nassen Wiese Halt gemacht, die Gewehre werden in Pyramiden zusammengesetzt, und die vor Regen triefenden Soldaten können sich abplagen, um nasses Holz aus den Büschen herbeizuschaffen, und endlich, nach hundertfachen vergeblichen Versuchen, da der Regen die Flammen stets wieder auslöschte, und das nasse Holz nicht brennen wollte, einige qualmende Bivouakfeuer, die oft mehr Rauch als Wärme geben, anzuzünden, aus einer trüben Lehmpfütze wird schmutziges Wasser in die Feldkessel geschöpft und versucht, entweder einen Kaffee, oder hat man Fleisch und Reiß bei sich, eine Suppe zu kochen. Wenn auch der Geschmack dieses edlen Erzeugnisses der Kochkunst so nach Rauch schmeckt, daß man kaum weiß, ob es Kaffee oder Fleischbrühe ist, was durch die Kehle gleitet, es wird doch mit Wonne genossen, denn es ist ja etwas Warmes im Magen und hilft das Unbehagen des Fröstelns in nasser Kleidung doch wenigstens etwas vermindern. So sucht man denn die Nacht am qualmenden Feuer, so gut es gehen will, zu verbringen, froh, wenn wenigstens die eine Seite des Körpers von der Flamme etwas gewärmt und getrocknet wird, während die andere dafür desto mehr den Frost und die Nässe empfindet. Oft ist auch die Ermüdung der Soldaten nach tagelangen angestrengten Märschen so groß, daß sie sich, un

bekümmert um alles Andere, sogleich mitten im tiefsten Schmutz und im strömendsten Regen hinwerfen, den Tornister unter den Kopf schieben und sogleich in den festesten Schlaf versinken, aus dem sie später oft nur durch gewaltsames Rütteln wieder aufzuwecken sind.

Und nun das vermehrte Putzen, das Regenwetter und Schmutz den armen, ohnehin schon genug gequälten Soldaten verursachen. Die Gewehre müssen geputzt werden, denn sie würden sonst bald durch Rost unbrauchbar werden; Stiefel und Kleider wenigstens einigermaßen gereinigt, die Pferde der Kavallerie, Artillerie und Fahrwesens nothdürftig gestriegelt werden, denn wollte man Alles dies vernachlässigen, so möchte das gesammte Material in wenigen Wochen vollständig unbrauchbar, und somit die Truppe selbst nicht mehr kriegstüchtig werden. So müssen die Offiziere nothgedrungen mit der größten Strenge stets darauf sehen, daß trotz Regenwetter und Schmutz und nasser Bivouaks, so weit es nur immer angeht, täglich geputzt werde, und jede Nachsicht hierin würde eine unverzeihliche Schwäche sein, die sich bald an der Truppe selbst am empfindlichsten rächen dürfte.

Alles dies und noch manches Andere sind die Leiden, welche anhaltendes Regenwetter den ohnehin schon hart angestrengten Truppen verursachen, und davon werden freilich die vornehmen Prinzen und Generale à la suite, die in ihren bequemen Karossen den Hauptquartieren nachfahren, und überall in den Quartieren ein ihnen von ihren vorausgeschickten Köchen bereitetes Diner vorfinden, kaum die leiseste Ahnung besitzen. Aus diesem Grunde verursacht denn auch anhaltendes Regenwetter selbst bei den kriegslustigsten und kriegstüchtigsten Truppen sehr bald eine mürrische, verdrießliche, schönes heiteres Wetter, ohne Schmutz der Wege aber sogleich wieder eine fröhliche Stimmung.

Besonders auf dem Marsche nach Toul konnte ich mich von der Richtigkeit dieser schon so oft gemachten Erfahrung wieder so recht überzeugen. Alle marschirenden Truppentheile, an denen wir auf unseren schnellen Rossen vorüber trabten, waren bei dem heutigem Sonnenscheine lustig und in der besten Stimmung, und man hörte nur heitere Gesänge und muntere Späße und Witze in den Gliedern. Es waren größtentheils bayerische und württembergische Ersatztruppen, die ihren schon weiter in Frankreich stehenden Feldbataillonen nachrückten, um die nun zu vielen Lücken in deren Reihen auszufüllen, an denen wir jetzt vorbeiritten.

(Fortsetzung folgt)

Vom Kriegsschauplatz.

Aus Rastatt, 30. September, schreibt die „Karlsr. Ztg." Folgendes über die Ankunft der kriegsgefangenen Straßburger Garnison:

Es war etwa 4 Uhr, als voranreitende badische Dragoner und dahinter längs der Straße eine dichte Staubwolke den Zug der etwa 17,000 in Straßburg gefangen genommenen Besatzung ankündigte. Hinter einem Zuge preußischer und badischer Offiziere zu Pferde kamen zuerst einige französische Offiziere gleichfalls zu Pferde, und dann immer von Strecke zu Strecke durch badische Infanterie oder preußische Landwehr getrennt und auf beiden Seiten begleitet die Gefangenen zu Fuß, alle Waffengattungen und Grade der militärischen Hierarchie ohne jegliche Ordnung im buntesten Gewirr untereinander laufend. Da waren Infanteristen von den verschiedensten Regimentern, Chasseurs, Kürassiere, Zuaven, Turcos, Gendarmen, Douaniers, Garde mobile, Marinetruppen, Marketenderinnen, Enfants de troupe, Hunde und Affen — Alles was nur in und mit einem französischen Kriegsheere zu ziehen pflegt. Sehr ermüdet und vielfach fußlos waren die Leute von der Garde mobile, die meistens noch nie einen Marsch gemacht hatten und deßhalb oft auf Wagen saßen, neben denselben herhinkten oder auch geradezu am Boden sitzen blieben, während die alten Troupiers mit dem hochbeladenen Tornister ganz leicht einher schritten.

Im Allgemeinen zeigte die Mannschaft ziemliche Gleichgültigkeit; sie schien durch übergroße Anstrengung geistig herabgestimmt, nur ausnahmsweise war der Ausdruck der Neugierde über ihr bevorstehendes Loos bemerkbar, und noch seltener kam der gewohnte Leichtsinn zum Ausbruch, wie z. B. einem langbeinigen Infanteristen, der an hoch emporgehaltenem Ladstock wie eine römische Manipel Aepfel, Rübel, Zwiebeln 2c. aufgespießt trug. Würdig, in fester aufrechter Haltung, eher trotzig als gedemüthigt, gingen die Offiziere einher; aber auch bei ihnen hat es, wie einer derselben uns erzählte, an Thränen nicht gefehlt. So dauerte der Zug von 4 Uhr bis gegen 9 Uhr, wo die Letzten in die für sie bestimmten Forts einzogen.

Aus den Mitheilungen des vorhin genannten Offiziers erfuhren wir Manches über ihre letzten Tage in Straßburg: An genügender Nahrung hat es ihnen nie gefehlt: sie hatten Wein und Brod in Ueberfluß und Pferdefleisch, das sie sehr lobten; doch war die Anstrengung des Dienstes eine ungeheure, und viele Wochen lang kamen sie nicht aus den Stiefeln heraus. Die Verluste an Mannschaft und Offizieren, hauptsächlich an Oberoffizieren, durch das Bombardement waren sehr groß. Die Republik sei all-

gemein ohne jeden Widerspruch anerkannt worden, und durch Schwimmen sei es dem neuen Präfekten Valentin gelungen, in die Stadt hineinzukommen. Von der bevorstehenden Uebergabe habe das Militär nichts gewußt, vielmehr bei Aufhissen der weißen Fahne an Frieden geglaubt; bei der Beschlußfassung über die Uebergabe hätten im Conseil de défense zwei dagegen gestimmt. Nach derselben hätten beinahe alle Stabsoffiziere das Ehrenwort gegeben, während des Krieges nicht mehr gegen Deutschland zu dienen, während die meisten niederen Offiziere vorgezogen hätten, das Loos ihrer Mannschaften zu theilen.

Mannigfaltigkeiten.

Ein Offizier des 4. Posen'schen Infanterie-Regiments Nr. 59 schreibt der „Schles. Ztg.“: Der heiße Gefechtstag bei Wörth hatte fast sein Ende erreicht, und wir Söhne des kalten Nordens bezogen dasselbe Lager, das noch vor einer halben Stunde die Söhne Afrika's mit Todesverachtung vertheidigt hatten. Hier und da waren unsere Leute mit dem Zusammentragen von Turcosleichen beschäftigt, Andere gruben zwischen den Leichen Kochlöcher und endlich trieben sich welche umher, Kleidungsstücke u. s. w. in den zurückgelassenen Zelten, Tornistern und Equipagekasten suchend. Da plötzlich braust eine wahre wilde Jagd heran, aus deren Mitte ich nur die Worte: »Zajac, zajac!« („ein Hase!“) verstehen konnte. Potz Blitz! Nach so vielen Leiden ein Hasenbraten, das wollte mir selber scheinen, und im „Nu“ war ich mit gezogener Klinge an der Spitze der hasenverfolgenden Kolonne. Der Hase nahm seinen Lauf auf ein bayerisches Bataillon zu, welches das geängstigte Thier unter Hurrah mit Säbel- und Steinwürfen empfing. Da stand das Pferd eines bayerischen Kapitäns, und mit Blitzesschnelle war das gejagte Wild im Sattel. Mit langgedehntem Gesichte und noch länger gedehnterem »matpa!« („ein Affe!“) zog der biedere Füsilier ob, um den süddeutschen Bundesbrüdern, die staunend schrieen: „'s ist holtersch a Offe!“, das gejagte Thier zu überlassen. Aus dem Munde eines gefangenen Turco's erfuhr ich später, daß das Thierchen seinem gefallenen Obersten gehörte.

Lutherisch san mir nit worden in dem Krieg. Dös könnts dem Herrn Pfarrer sag'n, weil er bei unserm Ausmarsch gar so a Angst g'habt hat um unser Seelenheil. Die Preußen san gar brave Kameraden und halten mit uns bringest zusammen, wo's auf die Franzosen losgeht. Das san a falsch Volk, ob's wohl katholisch sein wollen; d' Preußen mochen koa Kreuz, san aber doch christlich. Der Herr Pfarrer hät's nur seh'n soll'n dort bei Sedan, wie preußische Jäger neben uns nach der Schlacht a geistliches Lied g'sungen hab'n und die Musik hat dazu g'spielt. Wir hob'n alle g'juchzt aus Freud, aber glei a aufg'hört, wie die Preußen z'singen ang'fangt hob'n, g'schämt hob'n wir uns a a weni, denn uns is koa Lied eing'falle, dös so rühri war wie das von den Preußen! — Also lautet der Brief eines oberländer Buben, der bei dem Landsberger Jägerbataillon steht, sein Vater las denselben am letzten Markttag im „Blauen Bock“ zu München mehrere Male vor und fand der Inhalt allgemeinen Beifall.

In der Schlacht von Sedan ist auch der englische Oberst Pemberton gefallen; wie der Times-Korrespondent im Hauptquartiere des Kronprinzen nachträglich erfährt, ist derselbe das Opfer einer Hinterlist gewesen. Er befand sich in Begleitung des Prinzen Georg von Sachsen, als dessen Korps zur Unterstützung der Bayern heranrückte. Ihnen gegenüber stand eine französische Infanteriekolonne. Als man derselben näher gekommen, stellte sie das Feuer ein, begann mit den Tüchern zu wehen und machte andere Zeichen, daß sie sich ergeben wollte. Prinz Georg und sein Stab, darunter auch Oberst Pemberton, ritten auf sie zu; da plötzlich erhielten sie eine Gewehrsave, und Pemberton stürzte tödlich getroffen vom Pferde.

Die „Ostdeutsche Zeitung“ schreibt: „Man wird sich erinnern, daß der König in seinem Briefe an die Königin die Kompagnie eines ihm noch nicht näher bekannt gewordenen Regiments des 5. Armeekorps erwähnt, welche bei Sedan drei Mal den Angriff frischer französischer Kavalleriekolonnen zurückgeschlagen habe. Wie uns mitgetheilt wird, war es die Kompagnie des Hauptmanns Steinbrunn vom 46. niederschlesischen Infanterie-Regiment. Als der König auf Erkundigung dieser Thatsache erfuhr, schüttelte er bei der Begegnung dem Hauptmann Steinbrunn die Hand und sagte nur bewegt: „Das war eine brave That!“

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 216 Montag, 3. Oktober 1870.

Die zweite deutsche Nordpolarfahrt.

(Schluß.)

Der Kessel versagte nach 24stündiger Thätigkeit abermals den Dienst, so daß wir gezwungen waren, unter einem Gletscher, der etwa 1000 Fuß über dem Meeresspiegel sein Ende erreichte, zu ankern. Sofort begannen Gletscherfahrten und Bergbesteigungen; alle zur Erforschung des Landes nöthigen Arbeiten wurden unternommen; Oberlieutenant Payer, Dr. Copeland und Peter Ellinger bestiegen über den großen Gletscher einen 7000 Fuß hohen Berg. Von hier aus wurde gesehen, daß die Fjordverzweigung überall noch unbegränzt fortging. Berge im Innern, die auf etwa 32° W. L. liegen, wurden bis 14,000 Fuß hoch gemessen; die ganze Umgebung ward gezeichnet und aufgenommen. Gletschermessungen wurden angestellt u. s. w."

Die Rückfahrt, mit Segeln, bis zur deutschen Heimath und das wunderbare Glück der Germania, vor und in der Weser weder den französischen Schiffen, noch den Torpedos zum Opfer zu fallen, ist bereits bekannt.

Aus der vorläufigen Berichterstattung der Gelehrten heben wir Folgendes aus: „Von Oberlieutenant Payer wurde die Landesaufnahme mittelst Theodolith ausgeführt. Die zu entwerfende Karte wird in detaillirter Weise auch große Gebirgskomplexe des Inlandes mit ihrer Gletscherbedeckung darstellen. Am Küstensaume zeigten sich nur Gletscherembryos, meist nur durch lokale Verhältnisse (Windwehen ꝛc.) entstanden, im Binnenlande großartige Gletscherentwicklung. Die größten beobachteten hatten circa 4—6 deutsche Meilen Längenaxe, von dem größten aller Gletscher N.-O.-Grönlands sahen wir nur den Absturz. Eine sog. Schneegränze ist in Grönland ebenso wenig wahrnehmbar, wie in den Alpen, sondern nur eine Firngränze der Gletscher. Uebereinstimmend mit alpinen Erfahrungen zeigten auch die grönländischen Gletscher eine enorme Abnahme. Der höchste gemessene Berg zählt 14,000 Fuß Höhe und liegt im Drittheile Grönlands von Osten nach Westen gerechnet; größere Höhen sind indeß anzunehmen. Grönland ist nach Payer's Ansicht höchst wahrscheinlich ein Inselkomplex. Die Inseln, durch Fjorde und ungeheure Sunde geschieden, sind von sehr abweichender Größe. Der größte begangene Gletscher besaß an 3 deutsche Meilen Längenaxe. In Ostgrönland herrschen krystallinische Gesteine vor, insbesondere gneisartige Syenite, häufig von Basaltgängen durchzogen, am Küstensaume zeigte sich nicht selten die Braunkohlenformation. Die gemachten geologischen Sammlungen sind zahlreich, besonders nennenswerth sind viele Petrefakte und Pflanzen. Die Ueberwinterung hat nicht den geringsten Nachtheil für den Gesundheitszustand irgend Eines zur Folge gehabt. Es muß hier aber betont werden, daß die Jagd ergiebig war und im Ganzen gegen 5000 Pfund Fleisch zur Nahrung geliefert hat. Die Strapazen der Schlittenreisen waren außerordentlich groß, dennoch wurden sie besiegt.

Die wissenschaftliche Ausbeute aus den Gebieten der Botanik, Zoologie und Ethnologie bei dem Aufenthalt an der Küste darf in Betracht der vielfach vorhandenen Hindernisse und Schwierigkeiten als eine befriedigende bezeichnet werden. Da die Expedition dort während der vier Jahreszeiten verweilte, ist ein Bild des Thier- und Pflanzenlebens zu entwerfen. Die Vegetation war je nach der Oertlichkeit außerordentlich verschieden: hier öde und arm, dort üppig und mannigfaltig. Wir haben Wiesen gesehen, wir haben Schmetterlinge und Fliegen gefunden, Mücken zu Zeiten in so großer Menge, daß sie uns belästigten. Rennthierheerden waren zahlreich, zuweilen gegen fünfzig Rennthiere sichtbar. Besonders merkwürdig und unerwartet war das Antreffen des Moschusochsen, nicht nur einzeln, sondern bis zu 16 Exemplare beisammen. Von anderen Thieren sind namentlich Lemming und Hermelin zu erwähnen. Walrosse fanden wir gleichfalls in Heerden. Walfische sahen wir an der Ostküste nicht. Fischleben zeigte sich aber sowohl an der Küste, wie in den Binnen- (Süßwasser-) seen. Die Vogelwelt ist ärmer, als wir vermuthet hatten. Schneehühner, Möven, Enten, Taucher, Raben, verschiedene Singvögel nisten. Die niedere Thierwelt war reich und interessant. Lebende Es-

kimo's trafen wir nicht an, eben so wenig frische Spuren dieser Menschen. Dagegen waren die Spuren älterer Eskimo-Ansiedlungen fast an jedem besuchten Punkt zu finden. Die Hütten des von Clavering gefundenen Eskimodorfs waren sehr verfallen, und es mögen dieselben vielleicht bald nach Clavering's Anwesenheit, also wohl über 40 Jahre, verlassen sein. Ein Dutzend gut erhaltener Schädel aus vorgefundenen Eskimogräbern sind mitgebracht. Die angetroffenen Geräthe, Kuffen von zum Theil sehr großen Schlitten, Hundeschädel, Kajakruder ꝛc. deuten an, daß die Eskimo's, welche hier lebten, verglichen mit den Verhältnissen anderer Eskimo's, durchaus nicht auf der niedrigsten Stufe der Bildung standen. Genauere Berichte der Gelehrten werden sofort in Arbeit genommen."

Kriegsfahrten.

(Von Julius v. Wickede.)

(Fortsetzung.)

Es besteht in der Uniformirung, Ausrüstung und Bewaffnung und überhaupt im ganzen „Schick und Styl" ein sehr bemerklicher Unterschied zwischen den Württembergern und ihren Nachbarn, den Bayern, und obgleich auch zwischen ihnen, wie ja überhaupt durchweg das glücklicher Weise bei unserem gesammten deutschen Heere auf französischem Boden der Fall ist, auch noch nicht die allergeringste Zwistigkeit vorgekommen ist, so verkehren sie im Allgemeinen doch selten viel mit einander. Es scheint, als ob mitunter eine gewisse kleine Rivalität zwischen ihnen herrsche und die Württemberger die Suprematie Bayerns, als weitaus größten süddeutschen Staats, nicht gern anerkennen möchten.

Der herzlichste und kameradschaftlichste Verkehr findet im Allgemeinen zwischen den bayerischen und preußischen Soldaten statt, und besonders gar von solchen Regimentern, welche 1866 gegen einander gefochten haben. Es scheint förmlich, als wollten sie den lebhaften gegenseitigen Haß, den sie damals gegen einander hegten, jetzt durch eine vermehrte Kameradschaftlichkeit wieder ausgleichen.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, eine prächtige und dabei auch wirklich wahre Anekdote, die mir auf dem Ritt nach Toul von einem bayerischen Offiziere erzählt wurde, hier mitzutheilen, denn sie verdient dies. Nach der Schlacht bei Wörth sprach der Kronprinz von Preußen einige freundliche Worte mit einem leicht verwundeten bayerischen Jäger — einem ächten Sohn der bayerischen Alpen — der sich durch besondere Tapferkeit ausgezeichnet hatte. Der ehrliche Bayer, hiervon ganz gerührt, reichte beim Abschiede dem Kronprinzen die Hand und sagte: „Sacre, Königliche Hoheit, Sie hätten wir 1866 als Ober-General bei uns haben sollen, da hätten wir die damaligen Malefiz-Preußen bald aus dem Bayerlande wieder herausgehauen." Der Kronprinz von Preußen hat über dieses unzweideutige Kompliment und den Wunsch, daß gerade er 1866 die bayerischen Truppen gegen die preußischen habe kommandiren sollen, herzlich gelacht.

Als Gegenstück hierzu sagte mir kürzlich ein sächsischer Unteroffizier, den ich früher in Dresden als Bedienten gehabt hatte: „Ja, sähen See, mein gnädigster Herr Rittmeister, was wahr ist, das muß Sie auch die Wahrheit bleiben. Was so die Herren preußischen Offiziere sind, die fluchen Sie wohl oft ein Bische gar zu viele und reißen Sie das Maul gar so weite auf, aber die Sache geht Sie doch von der Stelle und Alles hat Ordnung und Geschick. Was war Sie das aber dagegen bei die Oesterreicher Anno 66 für ein miserables Gelumpe. Nee hären See, was wir Sachsen sind, wir gehen Sie mein Lebtag nicht wieder mit die Oesterreicher zusammen, einmal sind wir von die Luders angeführt, aber zum zweiten Male nich wieder. Lieber zehn Kriege neben die Preißen, als einen mit die Oesterreicher, das ist Sie die reine Wahrheit bei uns Sachsen, mein gnädigster Herr Rittmeister." Wenn man überhaupt recht unbefangene, günstige Urtheile über die Energie und Thatkraft unserer jetzigen preußischen Oberleitung hören will, muß man viel mit süddeutschen und sächsischen Soldaten verkehren.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Ein Schreiben aus Versailles vom 23. Sept. meldet: Um mir das Schlachtfeld anzusehen, begab ich mich am 20. auf die Straße, welche nach Palaiseau führt, über Jouy und Bievre nach Petit Bicetre. Es war prachtvolles Wetter, und das schön angebaute Land bot einen herrlichen Anblick dar. In Bicetre begegnete ich dem Kronprinzen, der vom Schlachtfelde zurückkam und sich nach Versailles begab.

Als ich Petit Bicetre verließ, stieß ich auf zahlreiche Verwundete, welche in einigen Häusern, die man in Ambulanzen umgewandelt hatte, aufgenommen worden waren. Einige, welche nur leicht ver-

wundet waren, saßen vor den Thüren. Von weitem hielt ich sie für Franzosen, da sie den rothen Fez der Franzosen auf dem Kopfe hatten. Aber bald erkannte ich sie für die unseren, sie hatten sich nur mit ihrer Beute geschmückt.

Hinter Bicetre steigt die Straße in die Höhe. Auf der Rechten, in der Nähe eines isolirten Bauernhofes, der den Namen de la Motte führt, sah ich die Reste eines Bivouacs. Helme, Lebensmittel, ein todtes Pferd, eine Decke bezeichneten die Stelle. Hier war es, wo der Kampf begonnen hatte. Die 47er waren an diesem Orte von den Franzosen bei ihrem Frühstücke gestört worden.

Die Preußen, welche beim Beginne des Kampfes nur von einer einzigen Batterie unterstützt wurden, suchten den Weg nach Versailles zu erzwingen, welchen die Franzosen hartnäckig vertheidigten. Das Haus, welches von Kanonenkugeln durchlöchert war, bewies, daß der Artilleriekampf auf dieser Seite sehr heftig gewesen war. Die 47er, welche stark gelitten, würden am Ende der Uebermacht (die Franzosen waren mehrere Regimenter stark) erlegen sein, wenn die Bayern nicht zur rechten Zeit von Lonjumeau herbeigeeilt wären.

Als das 3. bayerische Jägerbataillon unter dem Kommando des Oberstlieutenants v. Horn im Sturmschritt aus dem Walde von Malabrie hervorbrach und in Petit Bicetre erschien, stießen die Preußen Hurrahs aus, und über die Franzosen herstürzend, trieben sie dieselben in der Richtung der Landstraße von Chatillon zurück.

Alle Pappelbäume, welche diesen Weg begränzten, waren von den Franzosen umgehauen worden und bildeten zahllose Bollwerke, welche den Preußen, die vorrückten, viel nützlicher waren als den Franzosen, die sich zurückzogen. Die Letzteren wollten zuerst in einem Wäldchen Schutz suchen, sie wurden aber von den preußischen Kanonen (es waren die Batterien Reuß und Loeffell) daraus vertrieben. Inzwischen hatten die Bayern Verstärkungen erhalten, zuerst ein Bataillon des 14., dann ein Bataillon des 15. Regiments. Man besetzte den Wald auf der rechten und eine Ziegelbrennerei auf der linken Seite der Landstraße und wollte einen Augenblick lang ausruhen.

Da jedoch die Tirailleurs des 3. Jägerbataillons den Flanken der Franzosen stark zusetzten, so rückten die Unsrigen wieder vor, und die 3. Kompagnie des 14., eine Abtheilung des 15. und eine Kompagnie des 3. Jägerbataillons hatten bald die Höhen von Chatillon erreicht und besetzten sofort das Dorf. Unsere Soldaten rückten in die große Redoute neben dem Tour des Anglais, der in der Nähe von Clamart liegt, ein. 10,000 Mann hatten während 6 Wochen Tag und Nacht an derselben gearbeitet.

Während dieser Zeit waren andere bayerische Abtheilungen über Chateau-les-Bagneux bis Sceaux vorgerückt und hatten dort ebenfalls eine Redoute besetzt. Ich stieß auf viele Todte, besonders auf der Straße von Petit Bicetre nach Chatillon; ich sah unter denselben nur einen bayerischen Soldaten. Der größte Theil gehörte dem oben genannten preußischen 47. Regiment an. Die französischen Todten waren ganz junge Leute und hatten alle neue Uniformen an. Ich inspizirte die große Redoute; dieselbe war nicht beendet. Die Franzosen hatten dort 7 Kanonen und eine große Quantität an Wein, Brod, gesalzenem Fleisch, Reis, Kaffee, Salz und Zigarren zurückgelassen. Das Terrain nach Paris hin war unterminirt; eine dieser Minen flog die erste Nacht in die Luft und verwundete drei bayerische Soldaten. Am 20. entdeckten aber die bayerischen Ingenieure eine große Anzahl von Minen, die sie ausleerten; sie waren mit elektrischen Drähten versehen. Eine derselben war mit Petroleum angefüllt, das man auch herausnahm.

Ich fand die bayerischen Soldaten damit beschäftigt, die Fronte der Redoute zu ebnen und eine neue Fronte gegen Paris hin zu errichten. Diese Position, welche die Forts von Ivry, Vanves und Montrouge beherrscht, ist von großem Nutzen für uns, und man begreift nicht, daß der Feind sie nach einem Kampfe von wenigen Stunden aufgab. Nach unserm Erfolge bei Petit Bietre marschirte der Theil des 5. Korps, der an dem Kampfe Theil genommen, auf Versailles. Obgleich überall Verhaue und Barrikaden angelegt waren, so machte der Feind doch keinen Versuch, die Stadt zu vertheidigen, und unsere Truppen rückten dort ein. Der Kronprinz welcher am 20. um 5 Uhr Abends in Versailles einzog, wohnt in der Präfektur. Bis jetzt sind die Beziehungen zwischen unseren Truppen und den Bewohnern gut. Die Belagerungsarbeiten haben begonnen. Eine Batterie wurde letzte Nacht von unseren Truppen bei Sevres, dem Boulogner Walde gegenüber, errichtet. In Bougival schlug man eine Brücke über die Seine, um mit der Armee des Kronprinzen von Sachsen in Verbindung zu sein. Die Wasserleitungen sind abgeschnitten, um die Wasser-Rationen der Einwohner von Paris zu schmälern."

Kunst und Literatur.

Kriegsnummern der „Gartenlaube" Nr. 40. Inhalt: Ein Damen-Duell. Erzählung von Sacher-Masoch. — Zu Straßburg auf der Schanz'. Vom Maler R. Heck aus Stuttgart. Mit Abbildung:

In der Schanze der Torgauer Festungsartillerie vor Straßburg. Nach der Natur aufgenommen von R. Heck. — Im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl. Von unserem Berichterstatter Georg Horn. Vierter Brief. Auf der Wahlstatt von Doncourt und St. Privat. — Mecklenburgische Grenadiere überschreiten die französische Gränze bei dem Wirthshause zur „goldenen Bremm", früherem Hauptquartier des Generals Frossard, und begegnen den ersten Verwundeten aus der Schlacht von Speicheren. Nach der Natur aufgenommen von Chr. Sell. — Ein Werk des Friedens von J. Nötzli. Mit zwei Abbildungen: Am Ausgangspunkte der Rigibahn bei Vitznau und die Brücke der Rigibahn. Nach der Natur aufgenommen von Töche in Zürich. — Aus eigener Kraft. Erzählung von W. v. Hillern, geb. Birch. (Fortsetzung.) — Ein Johanniterdepot im jetzigen Kriege. Von Fr. Gerstäcker. — Einige Träger der französischen Zivilisation. Nach der Natur aufgenommen von W. Gentz in Berlin. — Blätter und Blüthen: Opfer des Fanatismus. Von Georg Horn. — „Die Wacht am Rhein". Mit einem Facsimile des Gedichts. — Letzte Bitte. Gedicht von Max Schneckenburger.

Mannigfaltigkeiten.

Der „Leipziger Zeitung" schreibt man von der belgischen Gränze unterm 25. September: „Ich verkehre jetzt hier täglich mit Leuten, die das Schlachtfeld von Sedan besucht haben und die, ganz erfüllt von den erschütternden Bildern, die ihnen dort vor Augen getreten sind, sehr ergreifend darüber berichten. Aus diesen zahllosen traurigen Mittheilungen möchte ich nur einige Züge hervorheben. So erzählte mir z. B. Graf K., daß er in einer Ambulance in Sedan ein unglückliches, entsetzlich verstümmeltes Kind von kaum zwölf Jahren angetroffen habe; Bombensplitter hatten ihm beide Füße und die rechte Faust vom Leibe gerissen; sein Zustand war hoffnungslos, der Schmerz der armen Mutter, die weinend am Bette kniete, herzzereißend. Das arme Kind war unter folgenden Umständen ein Opfer des Krieges geworden: Es war am fürchterlichen Tage des 1. September. Der Kaiser war so eben nach Sedan zurückgekehrt, auf dem Platze Turenne abgestiegen und hatte sein Pferd einem kleinen Knaben zu halten gegeben; im selben Augenblicke fiel ein förmlicher Granathagel über die Stadt, eine Bombe platzte zu den Füßen der Statue von Turenne, das unglückliche Kind, welches das Pferd des Kaisers hielt, wurde von den Splittern des schrecklichen Projektils vernichtet, das Pferd getödtet, mehrere Personen von der kaiserlichen Umgebung schwer verletzt, der Kaiser selbst aber blieb unversehrt. Das arme Kind erzählt in seinem Delirium alle diese Umstände mit fieberhafter Hast, die Aufregung scheint es seine gräßlichen Schmerzen momentan vergessen zu lassen; die Mutter aber vergißt sie nicht, ihr Schmerz entlockt den Tapfersten Thränen. Einer meiner hiesigen Bekannten, ein junger, reicher Lebemann, durch und durch Skeptiker, dem die Sentimentalität als ein fremder Tropfen in seinem Blute gilt, war vor einigen Tagen auch in Sedan gewesen; ich befragte ihn über seinen traurigen Ausflug, er antwortete mir aber, daß er sich vorgenommen habe, nichts darüber zu sagen. „Man muß diese Vernichtung gesehen haben, um daran zu glauben, beschreiben läßt sich das nicht....."; er sprach nicht weiter, die Thränen erstickten seine Stimme, und dieser junge Skeptiker weinte wie ein Kind. Nach solchen Mittheilungen bleibt dem menschlichen Herzen, welche Gefühle es auch sonst bewegen mögen, wohl kein anderer Wunsch, als: Gott schenke uns baldigen Frieden!"

Man schreibt aus Barmen, 29. Sept.: Eine höchst interessante und wichtige Entdeckung ist in diesen Tagen in nächster Nähe unserer Stadt gemacht worden. Beim Ausgraben eines Schachts am Abhange des Hardtbusches stand man plötzlich vor einer ziemlich großen Oeffnung, und als man weiter forschte, stellte sich dieselbe als der Eingang zu einer großen Tropfsteinhöhle heraus. Eine oberflächliche Untersuchung ergab als Resultat, daß dieselbe voller labyrinthartig verschlungener Gänge, durchschnittlich von Mannshöhe, ist, in welchen sich die schönsten Tropfsteingebilde finden; auch ein Skelett, dessen Ursprung erst noch festzustellen ist, fand man vor.

In einem Militärlazareth zu Deutz befand sich ein schwer erkrankter Turcos, der anscheinend dem Sterben nahe war. Ein Wärter mißbrauchte den Schwächezustand dieses Patienten, indem er ihm seine Baarschaft, im Betrage von etwa 12 Thalern, entwendete. Trotz seiner Schwäche hat der Kranke jedoch dies bemerkt und als er wieder etwas zu sich kam, machte er einer diensthuenden Nonne Anzeige davon. Diese veranlaßte, daß die Wärter antreten sollten, um den Thäter zu ermitteln. Dieser aber, nichts Gutes ahnend und von seinem bösen Gewissen verfolgt, lief die Treppe hinauf und stürzte sich zum Fenster hinaus, wobei er mit dem Kopfe in einen Schieferstein fiel und beide Beine brach.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 217 Dienstag, 4. Oktober 1870

Deutschlands strategische Gränze gegen Frankreich.

(Von Franz Maxrer.)

Nach Jahrhunderten nationaler Zerrissenheit und daraus hervorgehender Ohnmacht tritt an uns Deutsche plötzlich die Frage heran: Wie viel von Lothringen und was außer dem ganzen Elsaß sollen wir zurücknehmen? Bis jetzt haben die hierüber verlautbarten Kundgebungen vorwiegend die politische Seite der Frage erörtert, die strategische hingegen, welche doch die entscheidendste sein dürfte, weniger oder nur oberflächlich in ihren Bereich gezogen. Der vorliegende Aufsatz hat den Zweck, die strategische Seite ausschließlich zu beleuchten, ohne Rücksicht auf die politische, die zu sehr von individuellen Anschauungen und bloßen Vermuthungen abhängt, während jene eine wissenschaftlich begründete Basis hat. Werfen wir zunächst einen Blick auf die Beschaffenheit der beiden, ehemals deutschen Reichsländer.

Der Elsaß gleicht von Hagenau bis Belfort fast in jeder Beziehung den gegenüberliegenden Theilen Badens. Das Volk ist auch ein und desselben Stammes und Charakters auf beiden Seiten dieses Theiles des Rheins. Der Rheinpfalz hingegen gleicht der nördlich und westlich von Hagenau gelegene Theil und jener über die Vogesen hinausliegende Zipfel, in welchem sich die Orte Lützelstein, Bockenheim und Saarwerden befinden. Ganz gleichen Charakter mit diesem hat der von Lothringen dazwischengeschobene, unmittelbar an die Pfalz gränzende Zipfel, in dem die vielgenannte Festung Bitsch liegt. Der eigentliche Elsaß oder „das Land der Ill-Sassen" ist vorwiegend Ebene und reicht nur bis eine Meile nördlich von Straßburg. Die vorherbeschriebenen Landschaften hingegen haben ausgesprochenen Gebirgscharakter, der nach Westen hin zu- und nach Osten hin abnimmt. Bei Brumath, Hagenau, Sulz und Weißenburg liegen die Vorstufen als liebliches Hügelland. Die Westgränze des Elsaß bildet ein Gebirgszug, den wir Deutsche Wasgau, die Franzosen jedoch les Vosges, d. h. Vogesen, nennen. Seine östlichen Abhänge sind schroffer als die westlichen, welche mehr als Hochland ins Lothringische verlaufen. Seine größten Höhen finden sich im Süden des Landes, woselbst sie bis 4400' hoch aufsteigen, die Höhe des Kamms schwankt zwischen 1600 und 2000'. Der Wasgau ist ein Urgebirge aus Granit und Gneis, doch tritt in seinem nördlichen, mehr dem Hardtgebirge der Pfalz ähnlichen Theile der bunte Sandstein und an den Osthängen daselbst auch Molasse auf. Das Ganze ist, mit Ausnahme des eigentlichen Kammes, dicht mit Laubholz bewachsen. Gebirge aus Felsarten wie die vorgenannten sind immer schwer zugänglich, reich an zerrissenen steilen Schluchten und arm an Einsenkungen, welche sich zu Pässen eignen. In dem bis zur pfälzer Gränze 27 Meilen langen Wasgau finden wir daher nur 6 Haupt- und 3 vernachlässigte Pässe. Der erste Paß, im Süden anfangend, führt von Mühlhausen über Thann nach Rémiremont in Lothringen. Er liegt zwischen zwei Gebirgsstöcken, von denen der südlichste und zugleich Wurzelstock des Wasgau „die St. Antonsberge des Elsaß" oder auch „Ballon Gresson", der nördliche hingegen Ventron genannt wird. Das Joch dieses Passes, durch welches die Eisenbahn Epinal-Mühlhausen gelegt wird, ist gut im Stande, liegt etwa 2000' hoch, und es entspringen an seiner westlichen Seite die Quellen der Mosel, an der östlichen die des Thur, eines Nebenflüßchens des Ill. In den lothringischen Thälern dieser beiden Gebirgsstöcke wohnen Romanen, die einen vom Französischen abweichenden Dialekt sprechen. Diesseits ist noch Alles trotz der französirten Namen deutsch.

Der nächste Paß nach Norden, 5½ Meilen vom Mosel-Paß entfernt, ist der Murte- oder Meurthe-Paß. Er führt von Kolmar und Kaisersberg durch das Behinethal über die 2300' hohe Wasserscheide nach Lothringen in das Quellengebiet der Meurthe und von da zunächst nach St. Diey. Er ist von guter Beschaffenheit, obwohl wie der vorige vielfach gewunden, auf- und absteigend und durch enge, leicht zu sperrende Schluchten führend.

Der dritte Paß, ebenso beschaffen, wie die vorigen, führt von Schlettstadt bei Marie-aux-Mines

über die 3400′ hohe Wasserscheide ebenfalls nach St. Diey.

Der vierte Paß, ein nicht für Fuhrwerk eingerichteter Saumpfadt, führt von Schlettstadt am nördlichen Fuße des 3140′ hohen Donon berges nach dem lothringischen Flecken Senones, von dem ein Vizinalweg südlich nach St. Diey geht.

Der fünfte, ebenso so schlecht beschaffene Paß führt von Straßburg über Molsheim und Mutzig das Bruchethal hinauf über die 1600′ hohe Wasserscheide (1 Meile östlich von Senones) in das Rabodauthal nach letztgenanntem Orte.

Zwischen dem Dononberge und den Eingangs erwähnten Höhen, welche mehr dem pfälzer Hardtgebirge als dem Wasgau anzugehören scheinen, dehnt sich ein ungemein ödes Gebirgsstück aus, welches der Große Rothberg oder Grand Rougemont genannt wird. An seinen nördlichen Abstürzen befindet sich ein Doppelpaß, der sechste. Der eine geht von Zabern das Zornthal westwärts hinauf, verläßt dies etwa eine Meile von der genannten Stadt und klettert über das Plateau nach Saarburg in Lothringen. Er enthält die Eisenbahn Straßburg-Luneville. Der andere, vortrefflich eingerichtete Hauptweg führt von Zabern an der Festung Pfalzburg vorbei, westlich ebenfalls nach Saarburg einerseits und nordwestlich nach Bockenheim und Saarwerden andererseits.

Der siebente Paß führt bei der Festung Lützelstein (La petite Pierre) über die Wasserscheide. Er vereinigt drei Wege in sich, die von Brumath, Hagenau und Sultz aus dem Elsaß heraufsteigen. Seine Passage ist schwierig.

Der achte (schlechte) Paß geht an der Veste Lichtenberg vorbei durch das Moderthal über das Gebirge und gehört gleichfalls zu den verrufenen.

Der neunte, vortrefflich gebahnte, aber durch die Festung Bitsch vollständig gesperrte Paß geht beim Wolfsgarten über die Wasserscheide und verbindet die elsäßischen Städte Hagenau, Sultz und Weißenburg mit Bockenheim, Saargemünd und Zweibrücken. Er war für die Franzosen von ungeheurer Wichtigkeit.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts galten alle diese Pässe noch für unpassirbar während der Winterszeit. Dies hat sich mittlerweile sehr geändert in Folge des mehr oder minder sorgfältigen Wegebaus, doch gehört die Passage derselben während der rauhen Jahreszeit auch jetzt nicht zu den Annehmlichkeiten; ein marschirendes Heer wenigstens würde große Mühe beim Ueberschreiten haben.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Chatenay (dem Geburtsort Voltaires), 25. Sept. Das bayerische Heer hat in seinen Annalen einen ruhmvollen Tag zu verzeichnen. Es ist der 19. Sept., an welchem das 2. bayerische Armeekorps unter Führung des Generals der Infanterie v. Hartmann durch eigene Kraft einen an Zahl weit überlegenen Feind aus einer der wichtigsten Positionen warf, welche Paris umgeben.

Zur Miteinschließung von Paris im Marsche erhält General v. Hartmann in Lonjumeau am Abend des 18. von seiner Avantgarde die Meldung, daß die Franzosen auf der Höhe nördlich von Sceaux an Verschanzungen arbeiten. Sofort entschließt sich der General im Hinblick auf die Wichtigkeit dieser Position, sich derselben am folgenden Tag zu bemächtigen, um in die Stellung einrücken zu können, welche seinem Korps angewiesen worden war.

Während er demzufolge am 19. einen Theil seines Korps geradewegs über Pont d'Antony vorgehen läßt, schickt er seine 6. Brigade unter Oberst Diehl über Bièvre in die rechte Flanke des Gegners. Nachdem General v. Hartmann am Morgen des 19. die Stellung des Feindes bei Sceaux persönlich rekognoszirt und hiedurch die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß der Feind auf das Eifrigste an Vollendung von Schanzen, Geschützständen und Jägergräben arbeite, ließ er, um vor Allem diesen Arbeiten ein Ziel zu setzen, die 5. Brigade über Chatenay und die 7. Brigade gegen Burg und Fontenay vorgehen; die 8. Brigade, die Uhlanenbrigade und die Artilleriereserveabtheilung wurden in Reserve gestellt, um je nach den Umständen verwendet zu werden.

Unterdessen war die 6. Brigade über Bièvre bei Petit-Bicetre eingetroffen, wo sie eine Brigade des 5. preußischen Korps im schweren Kampfe mit überlegenen feindlichen Streitkräften traf.

Oberst Diehl griff ohne Aufenhalt so energisch in das Gefecht ein, daß der preußischen Brigade ihre Marschlinie nach Versailles frei wurde. Die Preußen mußten um halb 11 Uhr einem höheren Befehl zufolge nach Versailles abmarschiren. General v. Hartmann, welcher diesen Fall im Auge hatte, hatte seine Dispositionen mit größter Umsicht getroffen und seine 5. Brigade nach Plessis-Piquet und 2 Batterien der Artilleriereserve nach Petit-Bicetre so rechtzeitig entsendet, daß sie bereits um 11 Uhr auf den bezeichneten Punkten eintrafen.

Während nun die 5. Brigade den Feind in Plessis-Piquet angreift, führt Oberst Diehl seine Brigade zum Sturm auf die starkbesetzten und krenelirten Mauern westlich von Plessis-Piquet vor.

Nichts ist im Stande, die Truppen, welche hingerissen von dem heroischen Beispiele ihrer Offiziere, eine rühmenswerthe Tapferkeit an den Tag legten, in ihrem Vormarsche aufzuhalten. Ungeachtet der Feind ein infernales Feuer gegen die Sturmkolonnen losläßt, gehen diese mit gefälltem Bajonnet in schönster Ordnung unaufhaltsam vor und setzten sich in den Besitz der Mauern. In wilder Flucht stürzten sich die Rothhosen, Zuaven und Mobilgarden über die Thalränder hinab, um Schutz in ihren Forts zu suchen.

Nachdem auf diese Weise die Mauern genommen waren, erfolgte von der Schanze Moulin-de-la-Tour ein Gegenangriff der Franzosen; nach anderthalbstündigem Kampfe wurden auch sie zum Rückzuge gezwungen. Das Artilleriefeuer aus der Schanze dauerte noch fort. Wenn es bald darauf verstummte, und die letzten Abtheilungen, welche noch auf dem Plateau standen, den Rückzug antraten, so ist dies unzweifelhaft die Wirkung gewesen, welche die von General v. Hartmann in die linke Flanke entsendete 7. Brigade äußerte. Die auf dem linken Flügel der 6. Brigade stehenden Abtheilungen folgten dem zurückgehenden Feinde und drangen in die große mit gemauerten Kasematten und Graben-Kaponieren verstärkte Schanze, die jedoch im Augenblick des Eintreffens dieser Abtheilung verlassen war. Auch aus Plessis-Piquet hatte inzwischen die 5. Brigade die Franzosen verjagt und sich in den Besitz dieses Ortes gesetzt.

So war die äußerst wichtige Stellung mit allem Apparat, welcher zu ihrer Vertheidigung angehäuft worden war,, darunter 9 metallene gezogene Vorderlader (8 vernagelte 12-Pfünder und 1 4-Pfünder) 2c. in die Hände des siegreichen 2. bayerischen Korps gefallen.

Die Leistung dieses Korps am 19. ist aber um so ruhmvoller, als es mit kaum 15,000 Mann einen 28,000 Mann starken Gegner aus einer Stellung warf, welche von Natur ohnehin sehr stark durch Anwendung künstlicher Mittel fast uneinnehmbar schien.

Wir schließen diese Zeilen mit dem Wunsche, daß dem kühnen Sieger bei Plessis-Piquet, General der Infanterie von Hartmann, jene Anerkennung zu Theil werden möge, welche mit den Erfolgen des schönen Tages in Einklang steht.

Straßburg ist am 27. Sept. 1870 zum ersten Male mit Gewalt eingenommen worden; selbst die Uebergabe von 1681 geschah nur durch Drohungen gegen die Stadt, welche, sicher gemacht, sich selbst durch Entlassung des regelmäßigen Schweizer-Militärs entwaffnet hatte und auf Hilfe des deutschen Reiches nicht rechnen durfte.

Der Erbauer der Straßburger Veste war Daniel Speckel, Speckle oder Specklin, von dem eine Biographie durch Ludwig Schneegans (nebst Bildniß) sich in den elsässischen Neujahrsblättern von 1847 (Basel bei Schweighauser) findet. Er war 1536 in Straßburg geboren, Anfangs Formenschneider und Seidensticker, aber schon 1555, da er auf der Wanderschaft in Wien war, widmete er dem Bauwesen seine volle Aufmerksamkeit, und bei seinem nach langwieriger Wanderung in den nordeuropäischen Ländern in Wien gemachten Aufenthalt, 1561, trat er in die Dienste des kaiserlichen obersten Baumeisters Solizar. 1576 trat er in den Dienst Herzog Albrechts von Bayern und baute in Ingolstadt; 1577 aber wurde er in die Vaterstadt berufen und, nachdem er ein Holzmodell angefertigt hatte, welches auf der Stadtbibliothek aufgestellt war und dem Vernehmen nach leider mit derselben verbrannt ist, mit dem Baue der Festungswerke beauftragt. Er erhielt dafür 250 Fl. Gehalt, 6 Fuder Holz und 1000 Wellen. 1589 gab er sein Werk über die Kriegsbaukunst heraus und starb in demselben Jahre. Vauban erbaute die Zitadelle, später wurden Außenwerke hinzugefügt, und so oft Frankreich das Uebergewicht am Rhein erlangt hatte (1688 bis 1697, 1703, 1733, 1796 ff.), wurde das Ausfallthor nach Deutschland durch Befestigung von Kehl verstärkt. Kehl hielt sogar im Winter 1796 bis 1797 eine zweimonatliche Belagerung durch die Oesterreicher aus. So kam es, daß bei dem Uebergewichte der französischen Waffen in den späteren Feldzügen die durch ihre wasserreiche Umgebung schwer zugängliche Rheinfeste erst am 7. Januar 1814 von Russen und Badensern eingeschlossen wurde. Eine Beschießung fand nur einmal am 14. Februar 1814 statt: sie war erfolglos. Erst am 13. April erfuhr man in Straßburg den Einzug der Allürten in Paris und die Absetzung Napoleons; am 14. wurden die weißen Fahnen der Bourbonen aufgesteckt, am 16. trat Waffenruhe ein, am 2. Mai wurde Kehl geschleift und am 5. die Blokade Straßburgs aufgehoben und das Blokadeheer auf die Ortschaften gelegt. In Folge von Napoleon's Rückkehr aus Elba, 1815, war Straßburgs Besatzung und Bürgerschaft unter den ersten Anhängern des Kaisers. In den letzten Tagen des Juni 1815, also nach der zweiten Absetzung des Kaisers Napoleon (22. Juni), wurde nach mehreren Gefechten das französische Heer unter General Rapp vom Kronprinzen von Württemberg in Straßburg eingeschlossen Am 4. Juli wurden die Württemberger durch Oesterreicher und Badenser abgelöst. Ein Ausfall des Generals Rapp am 9. Juli gegen Hausbergen kostete viele Menschen auf beiden Seiten. Dies war die letzte Waffenthat; am 22. Juli wurde ein Waffenstillstand ab-

geschlossen und am 30. Juli von der Besatzung das bourbonische Königthum anerkannt. Am 16. September wurde die Besatzung entwaffnet, aufgelöst und entlassen, und am 15. Sept. die Blokade aufgehoben.

Letzte Bitte des Sängers der „Wacht am Rhein."

Aus seinem Nachlaß.*)

Wenn ich einmal sterben werde
Weit von meinem Vaterland,
Legt mich nicht in fremde Erde,
Bringt mich nach dem heim'schen Strand,
Meines Herzens Flamme lodert
Einzig dir, Germania,
Drum, wenn einst mein Leib vermodert,
Sei mein Staub den Vätern nah!

Wenn die Nebel dann zergehen
Ob dem heil'gen deutschen Reich,
Laß, o Gott, ihn auferstehen,
Meinen Schatten still und bleich,
Daß er seinen Blick erlabe
An dem herrlichen Gesicht,
Ruhig wiederkehr' zu Grabe,
Harrend auf das Weltgericht!

Max Schneckenburger.

Kunst und Literatur.

Das neue Blatt Nr. 42 (vierteljährlich nur 12½ Sgr.) ist so eben eingetroffen und enthält: Die Bande des Bluts. Novelle. Von Adolf Wilbrandt. — Hymne. Von Rudolf Gottschall. — Ein Zusammentreffen mit dem gefangenen Kaiser auf dem Schlachtfelde. (Von einem Spezialberichterstatter.) — Was mir mein Kamerad erzählt hat. — Das Militärsanitätswesen und die Krankenpflege im Kriege. — Moderne Märchen. IX. Die Stadt der ungeheuren Gastfreundschaft und ihr Erfinder. — Mademoiselle. Von Ernst Volmar. — Allerlei: König Ludwig II. von Bayern. Der Torpedo. — Korrespondenz. — Illustrationen: König Wilhelm und Napoleon nach der Schlacht bei Sedan. König Ludwig II. von Bayern. Viktor Hugo. Aus Paris vertriebene Deutsche in Mannheim.

*) Der kleine patriotische Liedernachlaß Max Schneckenburger's ist von seiner Wittwe, seinem schwäbischen Landsmann, Karl Gerok, zur Sichtung und Herausgabe anvertraut worden und wird in einigen Wochen erscheinen. D. R.

Mannigfaltigkeiten.

Eine prächtige Charakteristik der Mobilgarde in Lille, Valenciennes und Douai gibt aus eigener Anschauung ein Correspondent des „Daily Telegraph", der als Offizier wohl über eine Truppe ein Urtheil abgeben kann: „Der Anblick dieser Leute", sagt dieser Gewährsmann, „stimmt mich traurig, wenn ich bedenke, daß Frankreich in wahnwitziger Verblendung glaubt, mit ihnen den Feind von seiner Scholle treiben zu können. Man nehme den ärgsten Strolch unter den Strolchen im Osten Londons, lasse ihn gründlich schwitzen und rolle ihn in diesem Zustande gehörig durch den Staub. Alsdann ziehe man ihm eine am Aermel mit ein wenig Roth ausgeschlagene Blouse an, gebe ihm ein Gewehr, mit dem er nicht umzugehen versteht, ein Bayonnet, von dessen Gebrauch er keine Ahnung hat, und Munition, die er nicht in seine Flinte zu laden weiß, lasse ihn ein- oder zweimal des Tages in Parade vorbeimarschiren, störe ihn aber sonst so wenig als möglich. Man gebe ihm ferner zu Vorgesetzten Offiziere, die nie gedient haben, die nicht kommandiren können, und die der Mann gründlich verachtet. Wenn er keinen Dienst hat, das heißt also während 11/12 seiner ganzen Zeit, so predige man ihm unaufhörlich von der Massenerhebung und bringe ihm den Glauben gehörig bei, daß er und seine Gesellen bestimmt sind, den Kriegsruhm Frankreichs wieder herzustellen. Und wenn man alles dies gethan, das Bißchen Fleiß, das der Mann noch besaß, aus ihm herausgetrieben und ihn zum faulen Stadtbummler gemacht hat, so hat man ein ziemlich erträgliches Muster von dem Material hergestellt, aus welchem heute die französische Mobilgarde besteht."

—

Aus Frankfurt schreibt man vom 27. Sept.: Am Sonntag wurde von hiesigen Jägern ein Kapitalhirsch am Fuchstanz geschossen, derselbe ist hier ausgestellt und wiegt 375 Pfund. Ein anderer Hirsch, welcher gleichzeitig erlegt wurde, erscheint wie ein Kind gegen einen Riesen.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 218 Mittwoch, 5. Oktober 1870.

Deutschlands strategische Gränze gegen Frankreich.

(Fortsetzung.)

Die natürliche und jederzeit offene Pforte des Elsaß liegt im Süden bei Belfort. Es ist dieß ein 6 Meilen breites, völlig ebenes Thal zwischen dem schon genannten Wurzelstock des Wasgaus, dem Ballon Gresson und den nördlichen Ausläufern der Juraketten. Das Land, obwohl 1080′ über dem Meere gelegen, ist hier so flach, daß man einen Kanal hindurchziehen konnte, der den südwärts strömenden Doubs mit dem nordwärts fließenden Jll (d. h. Rhone und Rhein) verbindet. Die Franzosen haben die Wichtigkeit dieser Pforte längst gebührend gewürdigt und sie durch die Festung Belfort geschlossen. In diese vereinigen sich die Wege und Eisenbahnen, welche aus dem mittleren und südlichen Frankreich in den Elsaß und damit zugleich an die bisher verwundbarste Stelle Süddeutschlands, nämlich an den badischen Oberrheinkreis, führen.

Das Bild, welches Lothringen uns bietet, ist nicht so einfach wie das des Elsasses. Zunächst kommt es darauf an, zu sehen, wo die politischen Gränzen dieses Reichslandes gegen Frankreich hin zu suchen sind. Man ziehe eine Linie von Mühlhausen über den Ballon Gresson nach Chatillon-sur-Saone, dann hat man zwischen jenem Gebirgsstock und dem Ostabhange der Hochebene von Langres die Südgränze Lothringens, etwa 12 Meilen in der Länge. Die Westgränze findet man annähernd, wenn man von Chatillon eine Linie in nordnordwestlicher Richtung nach St. Dizier an der Marne zieht und von dort nördlich nach Sedan. St. Dizier liegt etwa in der Mitte dieser gebrochenen Linie, die ungefähr 32 Meilen lang ist. Die natürlichen Gränzen fallen mit diesen alten politischen nicht zusammen. Zunächst sehen wir im Süden die westliche Fortsetzung des Wurzelstocks der Vogesen, welche 2100—2300′ hoch ist und bis Remiremont gehend das oberste Moselthal gegen Süden begränzt. Ein Paß führt aus dem Süden über Plombieres nach letztgenannter Stadt, und ein anderer, mehr nach Westen streichender Weg führt von Plombieres durch den Paß von St. Laurent nach Epinal an der Mosel. Zwischen Beiden, etwa zwei Meilen von einander entfernten Pässen liegt der ansehnliche Gebirgsstock Chaumont. Von da zieht sich im nordwärts einspringenden Bogen das drei Meilen lange Sichelgebirge hin, welches bei der Quelle der Saône, bei dem beschwerlichen Passe Biomenil endet. Derselbe führt von Vesoul nach Mirecourt in Lothringen. Dort beginnt dann mit 1230′ Höhe die südwestlich bis zur Côte d'Or streichende Hochebene von Langres. Sie wird bei den lothringischen Dörfern Sénonges, Provenchère, Sérocourt von Pfadpässen und bei Jches von einer schönen Straße durchschnitten, die von Mirecourt kommt und sich auf dem Plateaurande hinzieht. Von da streicht die Hochebene nach Norden, indem sie sich bis Neufchâteau an der Maas allmählig senkt. Der letztere Ort ist als Knotenpunkt von fünf Chausseen äußerst wichtig. Dieselben führen zwar durch Hochlande, aber nicht durch eigentliche Pässe. Die eine geht das Maasthal hinauf nach Langres an der Marnequelle, die andere über das Plateau nach Chaumont-en-Bassigny (an der Marne).

Gleich nördlich von Neufchâteau kann man annehmen, daß der berühmte Argonnerwald beginnt, der sich bis nach Mézières und Sedan an den Ardennenwald hinaufzieht. Dies Gebirge ist zwar nur 1800′ hoch, aber sehr unwirthbar und rauh. In der kälteren Jahreszeit ist es nur auf den vorzüglichen Landstraßen zu passiren, die an acht Stellen hinüberführen und den Namen Pässe verdienen. Es streicht in zwei Parallelketten von Norden, wo es am höchsten ist, nach Süden. Die westliche und zugleich ödeste Kette liegt zwischen den Flüssen Aisne und Aire, die östliche zwischen Aire und Maas.

Die Berge, welche alles lothringische Land zwischen Maas und Mosel bis südlich über Toul hinaus erfüllen, heißen die Moselberge. Sie zeigen nur theilweise auffallend öde, aber doch dicht bewaldete Strecken. Die Höhen zwischen Maas und Saar können als die Fortsetzungen der Gebirge Luxemburgs und Rheinpreußens gelten, während das Land der Meurthe, so wie der Quellengebiete

der Maas und Saar von der westlichen Abdachung der Vogesen erfüllt ist, die zahlreiche Seen aufweist.

Lothringen ist durchaus Gebirgsland und hat trotz seiner südlichen Lage ein ziemlich rauhes Klima. Die Außendistrikte der Westseite haben den Charakter der Champagne, nämlich kreidehaltigen Boden, der im Sommer dürr und in der kühleren Jahreszeit von Feuchtigkeit fast aufgelöst ist.

Die wichtigsten Pässe des Argonnerwaldes führen: von Stenay an der Maas nördlich von Mouzon und Sedan, westlich nach Beaumont, Dorf Stonne und La Chene jenseits des Barflüßchens; ferner nach Buzancy und Grand-Pré; — von Dun an der Maas nach Varennes und St. Ménehould (schlechter Weg); — von Verdun nach Varennes und Grand-Pré, so wie von Verdun über Clermont nach St. Ménehould, und von Verdun südwärts über die Aire bei Chaumont nach Bar-le-duc.

Fassen wir die Einzelheiten in ein Gesammtbild zusammen, dann sehen wir leicht, daß Lothringen den Schlüssel zum Elsaß und überhaupt zu den linken Rheinlanden bildet. Alle die erwähnten Gebirge sind bis auf die Hochebene von Langres lothringische Gebirge, die nach Frankreich und nach dem Elsaß zu steil abfallen, was sogar bei der vorgenannten Hochebene der Fall ist. Wer also Lothringen besitzt, kann aus demselben nach allen Seiten hin herabsteigen; eine Bewegung, die im Feuer bekanntlich leichter auszuführen ist, als das Hinaufklimmen.

Ferner sieht man, daß Lothringen aus drei Haupt- und sechs Sekundär-Vertheidigungsabschnitten besteht, die sämmtlich miteinader parallel laufen und ebensowohl für Frankreich gegen Deutschland als für Letzteres gegen Ersteres geeignet sind, weil sie sämmtlich von Norden nach Süden streichen, also ihre Fronten nach Osten, resp. Westen haben, je nachdem der Besitzer wechselt.

Die drei Hauptvertheidigungsstellungen liegen zwischen Aire und Maas, zwischen Maas und Mosel und zwischen Mosel und Saar.

Die Sekundärstellungen sind zwischen Aisne und Aire, Orne und Mosel, Mosel und Meurthe, Mosel und Seille, Seille und Saar, Mosel und Nied, Saar und Vogesen. Die Letztere hat naturgemäß ihre Front nach Nordosten, bezüglich Südwesten.

Die Hauptrichtung sämmtlicher Gebirge ist durchaus von Süden nach Norden, weßhalb auch sämmtliche Flüsse diese Richtung inne haben. Nur das Sichelgebirge und die Hochebene von Langres streichen von Osten nach Westen, doch fallen ihre Abdachungen ebenfalls von Süden nach Norden. Jede Stellung bildet einen Wall (Gebirge) nebst davorliegendem Graben (Fluß.

Was die Heeresstraßen (einschließlich der Eisenbahnen) betrifft, so streben die von Metz und Verdun hauptsächlich von Westen nach Osten, die von Nanzig, Tonl und Luneville vorwiegend nach Osten, Westen und Süden.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Feldwache der Württemberger bei Chateau Brie sur Marne, 21. Sept. Vorgestern Früh 6 Uhr bei einer Rekognoszirung ward mir zum ersten Mal der Anblick von Paris. Ich sah Notre dame und die Kuppel des Invalidenhauses aus einer Entfernung von 1½ Stunden. Allerdings befinden sich zwischen uns und der Stadt noch die Festungswerke. Das Fort Nogent, dem wir gegenüberstehen, ist eine gute Stunde von der Stadt entfernt. Das hiesige Schloß und die Ortschaft sind von den Einwohnern vollständig verlassen. Wir waren genöthigt, sämmtliche Thüren einzuschlagen. Die Leute haben beinahe ihre ganze Habe zurückgelassen. Lebensmittel und Vieh, namentlich auch Hafer und Heu sind jedoch nach Paris geschafft; doch leiden wir keinen Mangel. Wein ist massenhaft vorhanden. Wir finden in den Schlössern oft Keller, die 2—3—4000 Flaschen enthalten. Bordeaux vom ausgesuchtesten, Madeira, Malaga u. dgl. Unsere Leute trinken nur noch gesiegelten Flaschen-Wein. Wir schlafen seit 4 Tagen nur noch in Schlössern. In jedem Dorfe um Paris sind deren mindestens 6, 12 und noch mehr, alle mit wundervollen Anlagen und Parks umgeben und mit unglaublichem Luxus ausgestattet. Jetzt eben trinken wir Thee aus ächt chinesischen Tassen, von denen das Stück vielleicht 10—15 Fr. kostet. Es ist Schade um die schönen Sachen, wie sie in den Zimmern umherliegen. Heute beauftragte mich unser Vorpostenkommandant für ein Mittagessen zu sorgen. Ich kochte Juliennesuppe mit sehr guter Fleischbrühe, Kartoffeln, Maccaroni, gelben Rüben, Kehlkraut, Bohnen, Sellerie, Petersilie und Brod. Hernach Ochsenfleisch mit Senf und ganzen gekochten gelben Rüben, darauf Beefsteaks und Perlhühner mit Endiviensalat von ausgezeichneter Güte, mit Provenceröl, Esdragonessig und Bordeaux angemacht. Endlich als Dessert Trauben, Pfirsiche von 2 Zoll Durchmesser, Nüsse, Aepfel und Birnen. Zuletzt Kaffee mit Rum. Ich schreibe dies nur, damit Ihr seht, daß es uns gut geht. Wir dinirten im Park, während die 24Pfündergranaten fortwährend über uns wegsausten. Am Sonntag schlief ich in Chateau

Champs sur Mane in einem Zimmer, in dem Ludwig XIV. mit der Lavalliere übernachtete. Dasselbe gehört einem Marquis de Sauterre, einem 20fachen Millionär. Sein Großvater war Scharfrichter und hat Ludwig XVI. enthauptet.

Der sterbende Krieger.

Des Geschützes Donner rollt hernieder mächtig über Berg und Thal,
Scheidend grüßt die liebe Sonne Manchen wohl zum Letztenmal,
Viel' Tapfere sind gefallen, viele brennt die Todeswunde,
Mancher seufzt im Sterben: „Ach, wie schwer die Scheidestunde!"

Unter Leichen, unter Trümmern in die Hand das Haupt gestützt,
Todesahnung in dem Herzen dort ein Krieger sitzt.
Schweigend blickt er in die Ferne, sieht die Sonne untergehen,
Werd' ich wob, so seufzt der Arme, dich noch einmal leuchten sehen?"

Den todeswunden Körper an den Eichenstamm gelehnt,
Die rauhen Händ' gefaltet, wie er ächzet, wie er stöhnt,
„Muß ich denn von hinnen scheiden in der Fülle meiner Kraft,
Hätte mich wie Jene dorten gleich der Tod hinweggerafft!"

Und die bitteren Thränen brechen aus dem Auge ihm hervor,
Sieh! da hebt an seiner Seite bittend sich ein Arm empor,
S' ist ein Krieger, da er sieht die Sonne untergehen,
Will er sterbend nach der Heimath noch einmal hinübersehen.

Da gewahret er den Andern, reicht ihm sterbend seine Hand,
Denn er hat in jenem Andern seinen besten Freund erkannt.
„Kehrst Du heim," so spricht er leise, „grüße Vater, Mutter mein,
Grüße meinen lieben Bruder, grüße mir mein Schwesterlein."

„Ich," spricht Jener, „siehst Du, kann Dir diesen Dienst nicht thun,
Denn auch ich werd' bald in Frieden sanft an Deiner Seite ruh'n.
Kann die Heimath nicht mehr sehen, werd' o jung dem Tod geweiht,
Kann die lieben Eltern nicht mehr sehen, muß hier sterben unbeweint."

Da umarmen sich die Beiden, eine Thräne auf den Wangen,
Im Gedenken an die Heimath, sind die Beiden heimgegangen.

Mannigfaltigkeiten.

[Biographisches über Bazaine.] Der Petersburger „Gerichtsbote" erzählt, daß zur Zeit, als zwischen Napoleon I. und Alexander I. sehr kordiale Beziehungen herrschten, habe der Erstere vier französischen Genie-Offizieren die Erlaubniß ertheilt, in russische Dienste zu treten; die Offiziere hießen Destrem, Fabre, Bazaine und Potier. Im Monat Februar 1811 war Bazaine dem Institut der Kommunikationen in Petersburg zugetheilt, war zwar verheirathet, aber kinderlos, und fand eines Abends vor seiner Hausthüre ein weggelegtes Kind, welches er später adoptirte. Dasselbe dürfte der jetzige Marschall Bazaine aller Wahrscheinlichkeit nach sein, und wäre somit der tapfere Kommandant der Armee von Metz russischen Ursprungs und nur ein naturalisirter Franzose.

Der „Globe" gibt folgende etwas romanhafte, aber, wie er glaubt vollkommen zuverlässige Darstellung von den Abenteuern, welche dem ehemaligen französischen Minister des Auswärtigen, Gramont, bei seiner Entweichung aus Frankreich begnet sind. Der Herzog hörte von der Kapitulation des Kaisers einen Tag früher, als die Nachricht in Paris veröffentlicht wurde. Er sah ein, daß er entfliehen müsse, da sich ohne Zweifel die Wuth des Volkes gegen die Minister als die Urheber des Krieges wenden würde. Also begab er sich zu seinen Banquiers, um sich mit Geld und Werthpapieren zu versehen, erfuhr aber, daß der Geschäftstheilhaber, welcher seine Geschäfte besorgte, auf dem Lande war. Der Herzog folgte demselben und fand ihn damit beschäftigt, seine Werthsachen im Garten zu vergraben. Beide kehrten nach Paris zurück, und der Herzog nahm das Gewünschte in Empfang. Am anderen Tage wurde die Unglücksnachricht veröffentlicht, und der Minister entfloh. Er schickte einen Diener in seinem Wagen fort und entschlüpfte selbst durch eine Nebenthür aus dem Palais. Die Menge verfolgte den Wagen, fand aber natürlich nicht, was sie suchte, und der Herzog gelangte glücklich nach Calais. Bei seiner Ankunft daselbst aber entstand eine neue Schwierigkeit. Er konnte das Land nicht verlassen, ohne seinen Paß vorzuzeigen; es war einleuchtend, daß man solcher Gestalt seine

Identität entdecken würde, und er lief die größte Gefahr, nach Paris zurückgebracht zu werden, diesmal ohne Hoffnung auf Entrinnen. Indeß mußte der Versuch gemacht werden. Er zeigte seinen Paß dem Beamten und erhielt zu seiner großen Erleichterung die Erlaubniß, an Bord zu gehen. Sofort begab er sich in die Kajüte und schützte ernstliches Unwohlsein vor, um besser der Beobachtung zu entgehen. Nach wenigen Augenblicken indeß fühlte er eine ominöse Berührung an der Schulter und sah sich um, in der Ueberzeugung, daß er schon ein Gefangener sei. Vor ihm aber stand nur der Paßbeamte und sagte: „Als sie noch im Amte waren, gaben Sie meinem Sohne eine Stelle. Zum Danke dafür habe ich Sie heute passiren lassen und Ihnen damit aller Wahrscheinlichkeit nach das Leben gerettet.“ Damit entfernte sich der Beamte, und der Herzog von Gramont kam unangefochten nach Dover.

Ueber den Transport von Waffen nach Frankreich macht ein Korrespondent des „Daily Telegraph“ interessante Angaben. Nach seiner Mittheilung gehen die von Belgien nach Frankreich hinübergeschmuggelten Gewehre meist auf dem Boden und in den Seitenwänden von Düngerkarren hinüber, während man die von England nach Frankreich zu verschiffenden Flinten auseinander nimmt und eng zusammen in Fässer verpackt. Diese letzteren bringt man darauf in größeren Fässern unter, und füllt solche mit Salz, Spirituosen oder Bier auf. Bohrt dann der englische Zollbeamte bei Revision der Ladung die Fässer an, so kommt der Inhalt zum Vorschein und die Kriegskontrebande bleibt gedeckt, bis sie nach Frankreich kommt, wo sie mit Vergnügen für die Behörden und mit Vortheil für den Händler in Empfang genommen wird. Schließlich erwähnt der Korrespondent, Preußen habe 600,000 Winterröcke aus wasserdichtem Tuch mit Kapuze und mit Schaffell gefüttert, so wie 600,000 Paar mächtige Winterstiefel bestellt, von denen letztere auf 10 s. das Paar kommen. (Die Bestätigung ist abzuwarten.)

Aus Staßfurt wird vom 21. September berichtet: Vorgestern kam ein Soldatenbrief, den eine Mutter ihrem einzigen Sohn geschrieben, mit der Beantwortung zurück: „Adressat ist den 30. August im Gefechte gefallen.“ Der Jammer der Mutter, die eben hatte „ein Bischen Cigarren“ abschicken wollen, war groß — und mitten im Ausbruch des Schmerzes schickte der treue Gott den herzustürzenden Briefträger mit einem Briefe des Sohnes vom 1. September, worin derselbe schrieb, er habe am 30. fest mitgemacht, sei auch für todt gehalten, sei aber wieder kreuzfidel u. s. w. Was weiter geschah, kann man sich denken! Solche Irrthümer und Namensverwechslungen können aber anderwärts auch vorkommen: also nur nicht gleich alles Vertrauen weggeworfen!

Ein junger bayerischer Lieutenant, der kürzlich einen Transport französischer Gefangener nach Köln brachte, wurde auf Tritt und Schritt von einem großen, prachtvollen Hunde begleitet. Das Thier hatte früher einem Franzosen gehört, war in der Schlacht bei Sedan durch eine Kugel in der linken Schulter verwundet worden und hatte sich dann bei seinem jetzigen Besitzer eingefunden. Nachdem der bayerische Offizier dem vierfüßigen Franzmanne, so gut es gehen wollte, die Wunde verbunden, hatte sich das dankbare Thier seinem Wohlthäter als unzertrennlicher Begleiter angeschlossen; dieser hatte sich dagegen die neue Kameradschaft wohl gefallen lassen. Wer weiß, sagte er, ob nicht mein treuer Gefährte dazu bestimmt ist, mir im Laufe des Krieges auch einmal einen Liebesdienst zu erweisen. Er hat seinem fidelen Leibgardisten den Namen „Mac“ beigelegt.

Bekanntlich werden seit dem amerikanischen Kriege auch die Zündhölzchen in den Vereinigten Staaten besteuert, und zwar mit 1 Cent die Schachtel. Aus dem Ertrag der Steuer läßt sich auf den Verbrauch des Artikels schließen. Der Schatz nimmt für Zündhölzer nicht weniger als 3 Millionen Dollars jährlich ein. Man berechnet, daß in den Vereinigten Staaten nicht weniger als 5 Millionen Dollars verausgabt werden. Die Stadt New-York verbraucht etwa 115,000 Schachteln täglich, über 42 Millionen im Jahre.

Verneville bei Metz, 29. September. Ich schreibe diese Zeilen auf einem Theil des Luftballons, den Bazaine gestern Mittag hat aufsteigen lassen. Unsere Truppen haben diesen Windvogel abgefangen, da er sich in einen Baum verwickelt hatte. Es war ein Käfig daran befestigt, in welchem zwei Brieftauben saßen, die zur Ueberbringung der Rückantwort dienen sollten.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 219 Donnerstag, 6. Oktober 1870

Deutschlands strategische Gränze gegen Frankreich.

(Fortsetzung und Schluß.)

Außer Metz, Verdun, Toul und Nanzig sind die wichtigsten Wegeknoten, von denen Straßen nach allen Himmelsrichtungen ausstrahlen: Stenay, St. Mihiel, Vaucouleurs, Commercy, Neufchâteau, Mirecourt, Luneville, Epinal, Saaralbe, Saargemünd, St. Avold und Bouzonville (Butzenweiler). Derartige Punkte haben im Frieden als Zentralplätze des Verkehrs schon eine große Bedeutung, im Kriege hingegen beherrschen sie die Bewegungen des Feindes und werden deßhalb zu Konzentrationspunkten der Armeen erwählt. Ihr Besitz ist also äußerst wichtig, zumal wenn sie, wie die hier aufgezählten, fast sämmtlich in den Außendistrikten liegen.

Welche Bedeutung Elsaß-Lothringen in den Händen der Franzosen hatte, das hat das mittlere Europa Jahrhunderte lang zu seinem Schaden erfahren. Diese im Dreieck gegen Deutschland vorspringende Bastion war für die immer raub- und ländergierigen Wälschen die Zwingburg, von der aus sie die Schweiz, Oesterreich, Deutschland und die Niederlande militärisch beherrschten. Hinter dem undurchdringlichen Vorhange der Vogesen konnten sie ihre Bewegungen verbergen und bald die Front zum Angriffe nach Norden, bald nach Osten kehren. Durch die große Elsaßpforte bei Belfort war es ihnen möglich, ganz unerwartet mit den Heeresmassen des südlichen Frankreichs hervorzubrechen, den Schwarzwald zu überrumpeln und dadurch Württemberg und Baden mit einem Stoße niederzuwerfen, mit einem zweiten, das Donauthal hinab, Bayern und Oesterreich. Bei Weißenburg pflegten sie in die Pfalz zu dringen und auf Mainz loszugehen, während sie von Metz das Moselthal hinab sich auf Koblenz und die Länder des linken Rheinufers stürzten.

Weil die Franzosen gegen uns nur Offensivkriege zu führen beabsichtigten und führten, häuften sie ihre Kriegswerkstätten, Zeughäuser und Munitionsvorräthe in Elsaß-Lothringen an, um sie gleich in ihrer Operationsbasis zur Hand zu haben.

Es wäre unverantwortlich, wenn die neue deutsche Gränze nicht so regulirt würde, daß Frankreich von vornherein beim Ausbruch eines Krieges im größten Nachtheil gegen uns wäre, denn nur dadurch können wir uns Ruhe sichern.

Der letztere Zweck würde vollständig erreicht wenn die Doppelkette des Argonnerwaldes, die politisch zu Lothringen gehört, in die deutsche Grenze hineingezogen würde. Die Letztere hätte dann im Norden bei Belgien zu beginnen, und zwar eine Meile unterhalb Sedan, da wo die Maas jenen Doppelbogen macht, der sie bis auf eine Meile an Belgien heranführt. Die Festung Sedan hätte den Schlußstein unseres rechten Flügels zu bilden.

Weiter folgte die Gränze, genau südlich gehend, dem Laufe des Ardennenkanals bis La Chene; von dort, immer noch südlich, dem Laufe des Barflüßchens bis zu seinen Quellen, setzte über das Plateau nach Grand-Pré an der Aire, folgte diesem Flusse eine Meile abwärts bis zu seiner Vereinigung mit der Aisne, ginge diese hinauf bis zu ihren Quellen und dann über das Plateau fort bis zum Ornain mit der Richtung auf Ligny, umspannte diesen Ort und folgte dem Ornain bis Gonbrecourt. Von dort zöge sie über das sehr öde Plateau nach Neufchâteau an der Maas.

Durch diese Richtung bliebe der westlich vorspringende Zipfel Lothringens mit Bar-le-duc bei Frankreich, doch würde er den Franzosen in kriegerischer Beziehung nicht viel nützen. Von Neufchâteau, das mit umschlossen würde, ginge die Gränze in südöstlicher Richtung nach der Hochebene Langres, überschritte diese etwa fünf Meilen von Mirecourt, ginge in gerader Richtung auf Plombières, Lure und Montbéliard (Mümpelgard) und von dort den Glonbach hinauf an die Schweizer-Gränze. Lure bliebe außerhalb, das wichtige Montbéliard innerhalb dieser Linie und ebenso Plombières, weil von diesem die beiden Chausseen ausgehen, welche über die wichtigen Pässe nach Epinal und Remiremont auf unsere linke Flügelstellung führen.

Auf unserm linken und rechten Flügel fiele diese Linie nicht mit der alten lothringischen Gränze zu-

sammen, sondern ginge darüber hinaus, sie träte dafür aber in der Mitte ziemlich ebenso viel lothringisches Terrain an Frankreich ab. Diese Richtung ist durchaus nöthig, damit unsere Flanken völlig sicher sind, ebensowohl bei Sedan als bei Belfort; hier bliebe als Schlußstein der Wurzelstock der Vogesen, dort der Wurzelstock der Argonnen in unseren Händen. Das gäbe endlich eine zusammenhängende Front, die durch keine Schwenkung im Vorrücken gegen Paris verändert zu werden brauchte. Es gäbe dann dem Ausland gegenüber ferner nicht mehr eine süddeutsche und eine norddeutsche, sondern nur noch eine festgeschlossene deutsche Front.

(Bei Mittheilung des vorstehenden Auszugs kann man nicht umhin, auf dieses sehr interessante Schriftchen, das nur 4 Sgr. kostet, aufmerksam zu machen.)

Aus einer okkupirten Stadt.

(Von Arthur Levysohn.)

Nancy, 26. Sept.

Gewahrte man in der Hauptstadt Lothringens nicht die Fülle preußischer, bayerischer und württembergischer Uniformen, die Markt und Straßen beleben, so könnte man auf den ersten Anschein zum Glauben versucht verden, es habe sich nichts in den Verhältnissen Nanzigs geändert. Handel und Wandel stehen sich augenscheinlich nicht schlecht bei dem immensen Konsum der unablässig durchmarschirenden Truppen, und obwohl die Stimmung der Bevölkerung keinen Augenblick aufgehört hat, gut französisch zu sein, so stimmt doch alle Welt darin überein, daß sich die passirenden, wie die einquartirten deutschen Soldaten in musterhafter Weise benehmen. Daß man uns nicht eben Siege und Glück wünscht, ist selbstverständlich; aber das schließt einen häufig selbst nahezu herzlichen Verkehr zwischen französischen Bürgern und den deutschen Truppen nicht aus, sobald das glühende Thema der Politik außer dem Bereich der gewöhnlichen Unterhaltung bleibt. Freilich wissen die guten Leute zum großen Theil nicht, welchen Heiligen sie sich in Bezug auf ihre eigenen Angelegenheiten denn eigentlich in die Arme werfen sollen. Der Kaiser hat sie „verrathen"; mithin kann von ihm und seiner Sippe nicht mehr die Rede sein.

Die Republik zählt wenig Freunde, und seitdem sie obendrein einen kommunistischen Hintergrund zeigt, wie dies jetzt in Lyon, Toulouse und Marseille der Fall, kehrt man ihr vollends den Rücken; die Orleans haben augenscheinlich wenig Sympathieen in dieser Gegend für sich behalten und so hat es schier den Anschein, als beklage man sich im geheimsten Innern nicht eben sehr darüber, daß der vom Feinde besetzten Stadt am 2. Oktober mit der Wahl für die Konstituante, die hier natürlich unterbleiben muß, auch die Qual des Wählens und der Entscheidung erspart worden ist. In einem Punkte allein scheint man gewisser Maßen einig zu sein: in den gegen Paris und die Pariser geschleuderten Anklagen.

Doch gleichviel. Für den Moment ersehnt man den Frieden und erhofft — trotz der dem Schlusse mangelnden Logik — daß die deutschen Heere vor Paris noch harte Niederlagen erleben und dadurch gezwungen sein werden, weniger harte Bedingungen zu stellen. Nur bei Bauern fand ich größere Ergebung in die geschaffenen Situationen und den Alles beherrschenden Wunsch, koste es, was es wolle, dem Kriege durch schleunigsten Friedensschluß ein Ende zu machen.

Die Zivilverwaltung des Meurthe-Departements thut dabei ihr Möglichstes, den Einwohnern so schnell es angehen will, wenigstens einiger Maßen geordnete Verhältnisse zu schaffen. Graf Renard, der Präfekt, ist dabei von den ehemaligen Präfekturbeamten, man muß es gestehen, ziemlich willfährig unterstützt worden. Freilich erklärten diese Herren, von der neuen Verwaltung keinerlei Gehälter annehmen zu wollen. Sie arbeiten — aber sie thun es gratis.

Auf der Mairie der Stadt Nancy ist das freilich etwas Anderes. Dort ist auch Alles in voller Thätigkeit — aber die Angestellten wollten nur weiter wirken, wenn man ihnen ihre Gehälter weiter zahle. Dieses mehr menschliche, als gerade catonische Verlangen ist denn auch ohne Weiteres erfüllt worden, und so geht auf Mairie und Präfektur, wenn auch unter abweichenden Modalitäten, die Arbeit immer fort. Es ist schlechterdings in den deutscherseits okkupirten Landestheilen mehrfach vorgekommen, daß Beamte es nicht verstanden, den herrschenden Thatsachen gutwillig Rechnung zu tragen. Da hat denn eine allerneueste Ordre des Grafen Bismarck eine ganz vortreffliche Anordnung getroffen. Allen französischen Beamten, welche nicht in wünschenswerther Weise den neuen Behörden gehorsamen, wird einfach das Gehalt, das sie sonst bezogen, einbehalten. Sie erhalten dafür Bons auf die französische Regierung, resp. deren Kassen in Paris, und die so ersparten Summen sollen, nach Anweisung des Bundeskanzlers, den ersten Fond zu einer Kasse bilden, aus welcher später den aus Frankreich ausgewiesenen Deutschen die wohlverdienten Entschädigungsgelder zufließen sollen. Bei diesem ersten Fonds blieb es jedoch nicht stehen. Ein anderer, so eben erst eingetroffener Erlaß verfügt, daß

jedes von deutschen Truppen besetzte französische Departement eine Kontribution von einer Million Franken zu erlegen habe, die gleichfalls der Entschädigungskasse der ausgewiesenen Deutschen zuzufließen bestimmt sind. Da bekanntlich vom Meurthe-Departement 3 Arrondissements abgezweigt und dem Generalgouvernement vom Elsaß zugetheilt worden sind, so hat man für Nancy und Umgegend diese Extra-Kontribution von einer Million auf 750,000 Franken heruntergesetzt. Diese und ähnliche Ausschreibungen stoßen natürlich nicht selten auf Proteste, denen indeß Graf Renard, der Präfekt, stets mit dem Hinweis auf die deutschen Städte zu begegnen weiß, die noch heute, nach 60 Jahren, an den Kontributionen zu zahlen haben, welche Napoleon I. ihnen einst als Sieger auferlegt hat. Das „Wie du mir, so ich dir" kann noch immer darauf rechnen, am besten hier verstanden zu werden und die Reminiszenz ist mithin aus den verschiedensten Gründen durchaus am Platze. Auf der Präfektur hat man übrigens alle Hände voll zu thun, um die Geleitsscheine auszufertigen, welche man sich entschlossen hat, behufs Erleichterung der Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln, an Vieh- und Getreidehändler, Fuhrleute, Handeltreibende und sonst sichere Personen auszugeben. Obgleich eine Unzahl derselben gratis ertheilt werden, kamen doch durch diese Dokumente schon über 2000 Franken ein (jedes einzelne, wenn bezahlt, kostet 2 Franken) und so muß auch auf diese Weise der Krieg den Krieg ernähren helfen.

Leider hat man im ersten Momente der Großmuth solche Geleitscheine auch an Personenwagen ausgetheilt, welche den Verkehr mit der Umgegend regelten. Dadurch legte man aber, ohne es zu ahnen, selbst den Grund zu einer geheimen Briefpostverbindung zwischen Nancy und den nicht okkupirten Ländern. Das führte denn vor Kurzem zur Entdeckung einer ganz regelmäßig organisirten Briefpost, die von Nancy über Mirecourt und Epinal den Verkehr mit Paris und dem übrigen Frankreich regelte. Briefe und Zeitungen bezog man so in 48 Stunden aus Paris und die provisorische Regierung konnte so schnell von Allem unterrichtet werden, was hier vorging.

Durch Verrath erhielt das Generalgouvernement Kenntniß von dieser geheimen Posteinrichtung und ein kühner Handstreich machte nicht nur dem Unternehmen ein Ende, sondern führte auch zur Beschlagnahme von 300 der interessantesten Briefe und von über 100 Zeitungen. Vier der zunächst Betheiligten wurden verhaftet und bei Vernehmung derselben auch noch ein anderes heimliches Postbureau entdeckt. Diese aufgefangenen Briefschaften gaben nun die seltsamsten Aufschlüsse.

Seit einigen Tagen hatte sich der Maire von Nancy, Herr Welche, bei den deutschen Behörden nicht mehr blicken und durch Unwohlsein entschuldigen lassen. Jetzt erfuhr man, daß der Biedermann, wie sich aus Briefen ergab, in der Zwischenzeit gemüthlich in Paris gewesen und unbemerkt wieder zurückgekommen war. In verschiedenen Episteln von Damenhand kehrte in auffallender Weise ein Gebet wieder, dem von den Briefschreiberinnen durchgehends eine besondere Kraft zugeschrieben wurde, um die baldige Vertreibung der Preußen zu bewirken. Ein frommer Priester sollte es aus Jerusalem mitgebracht haben. Andere Schreiben wieder sprachen sich sehr anerkennend über die Mannszucht der Preußen und ihr gutes Benehmen den Bürgern gegenüber aus, ja, ließen sogar der Ansicht Raum, daß die französische Armee, wäre sie nach Deutschland gelangt, schwerlich ein eben solches Lob sich zu erwerben verstanden haben würde. So seltsam das klingt, glaube ich doch gerade diese letztere Wendung verbürgen zu können.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Kutschke ist bekanntlich keine mythische Person; Kutschke ist ein Pseudonym, hinter welchem der volksthümliche Sänger des gegenwärtigen Krieges seinen wahren Namen der Mitwelt verbirgt. Die „Berliner Post" sagt über ihn: Obgleich uns eine kleine Serie eigenhändig geschriebener Lieder des Soldatendichters oder Dichtersoldaten vorliegt, sind wir dennoch nicht berufen, denselben aus seiner Pseudonymität heraustreten zu lassen. — Auf Kutschke läßt sich übrigens der Sprachmeisterwitz, Frankreich habe Sedan (ses dents) verloren und könne deßhalb nicht mehr beißen, im engsten Sinne des Wortes anwenden, denn bei Sedan hat ihm eine tückische Kugel die obere Zahnreihe weggerissen; doch der Dichtermund ist davon nicht verstummt, denn wenn Kutschke auch an den Folgen dieser drastischen Operation im Lazareth zu Wolmirstedt bei Magdeburg darniederliegen muß, so greift er doch unverfroren in die Saiten seiner Lyra. Eines von seinen „allerneuesten" Zündnadelliedern lautet wie folgt:

Und wenn ich nun wirklich in Wolmirstedt wär,
So brauch' ja ich das nicht zu sagen;
Mein'twegen mag man so sehr man will
Nach Kutschke in Wolmirstedt fragen. —
Ich schlug meine Lyra beim Kampfesspiel
Und sang für mich und die Meinen;

Ein Jeder von uns stand fest in dem Kampf
Er focht ja für sich und die Seinen.
Und nun zu Hause las man die Liedelein,
Die der fechtende Sänger gesungen;
Gar helle sind dessen „Zündnadelmelodei'n"
Den Franken um die Ohren geklungen.
Er hat gefochten wie ein Held bei Wörth,
Bei Sedan ist er gefallen;
Und nun ist Kutschke im Lazareth
Und empfiehlt sich schließlich Allen!

Ein verwundeter Soldat, der vor Kurzem mit einem Transport Verwundeter in Berlin eintraf, wurde, wie so viele Andere, gefragt, bei welcher Affaire er denn verwundet worden. „Am föstehnten vor Metz", war seine Antwort. „Wieh gingen forsch vor, und up enmol staunen wieh vor de Festungswarken. Unn as et van Boben krachte, moßten wieh taurügge. Ich fell bei düsser Gelegenheit beim Oeberspringen in eenen Graben unn verlor miene Kumpanie. Nun blew ick liegen, bis die dritte Kumpanie auch turügge gung, un as dee vorbieh kamen, schlot ick mieh an. Do kreeg ick den Schuß. Dat ärgert mieh nu am meisten, dat he nich for mieh bestimmt was, denn ick höre jo tur ersten Kumpanie." Und mit einem kräftigen Fluche auf die Unzuverlässigkeit der französischen Schützen schloß der Biedere seine Kriegserzählung.

[Ein seltener „Fisch".] Vorige Woche ließ der Pesther Fischermeister, Hr. Mathias Singhoffer, bei Kecske seine Netze in der Theiß auswerfen. Es schien, daß der Wurf gelang, denn die Fischer hatten große Mühe, das Netz mit seiner Last herauszuziehen. Zum Erstaunen Aller wurde ein riesiger Knochen ans Ufer gebracht, welchen Hr. Singhoffer nach Pesth sendete. Hier zeigte es sich, daß das seltene Prachtexemplar der rechte Schenkelknochen eines urweltlichen Elephanten sei, welcher 4 Fuß 9 Zoll mißt und über einen Zentner wiegt. Hr. Singhoffer wird mit diesem Funde das Nationalmuseum bereichern.

[Ein Soldat in Geburtsnöthen.] In Ofen fiel vor einigen Tagen ein Offiziersdiener auf die barocke Idee, seine Geliebte in die Uniform eines Soldaten zu stecken, und so mit ihr auf den Tanzboden zu gehen; er führte diesen Spaß auch aus. Vorher begaben sie sich jedoch in eine Branntweinkneipe, um sich zu stärken. Dort überfielen plötzlich den Pseudosoldaten die Geburtswehen; er ward ins Spital gebracht, wo er kurze Zeit darauf eines gesunden Knäbleins genas.

Aus Neuwied, schreibt man vom 1. Okt.: Auf einer Parthie ins Saynthal sieht man vor dem Etablissement Krupp's Granaten größten Kalibers liegen. Sie haben die Form eines vorn zugespitzten Cylinders, messen über drei Fuß in der Länge und 14 Zoll im Durchmesser. Mit der Füllung, bestehend 70 Pfund Pulver, wiegen sie 739 Pfund. Es sollen hundert dieser Bonbons bestellt sein und mit aller Raschheit angefertigt werden.

Bei der Beschießung von Toul gab es viele Todte. Unter Andern wurde ein Mädchen von einer Granate in zwei Stücke gerissen. Sie hatte vor sechzehn Jahren das Licht der Welt unter den Mauern von Sebastopol erblickt, wobei der Schrecken einer furchtbaren Beschießung die Entbindung der Mutter beschleunigt hatte. Am 24. Sept. kam sie ums Leben bei einer Belagerung. Gewiß ein höchst merkwürdiges Zusammentreffen.

Aus Ay berichtet eine Champagner-Firma an ihre Geschäftsfreunde: „Wir sind mit der Weinlese sehr beschäftigt, worin uns die Durchziehenden nicht allein unbehelligt gelassen, sondern selbst geschützt haben. Ich freue mich, Ihnen diese Thatsache mittheilen zu können, wofür die ganze Welt den preußischen Militär-Chefs dankbar sein wird."

Der Wallfischfang gibt in diesem Jahre einen günstigen Ertrag. Aus Dundee wird gemeldet, daß am 7. September von 5 Schiffen jedes durchschnittlich 1000 Tonnen Oel gewonnen haben. Der Gesammtwerth des Fanges wurde auf etwa 56,000 L. geschätzt. Ein solcher Erfolg ist seit vielen Jahren nicht dagewesen.

Bei der letzten Aufnahme des Census fand man in Ohio eine Familie, deren Haupt seinen fünf Söhnen der Reihe nach folgende Namen gegeben hatte: Imprimis, Finis, Appendis Addendum, Erratum.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 220 Freitag, 7. Oktober 1870.

Aus einer okkupirten Stadt.

(Schluß.)

Allerdings trifft man diese vorurtheilsfreie Auffassung der Dinge selten genug. So sandte neulich der Maire des Städtchens Baccarat, berühmt durch seine trefflichen Glas- und Krystall-Fabriken, die Botschaft des Präfekten zurück, welche seine Mitwirkung Betreffs der Organisation von Verwaltung und Steuererhebung in Anspruch nahm. Der siebzigjährige Greis, Herr Godard, erklärte einfach, er könne und werde sich auf solche Mitwirkung nicht einlassen. Baccarat lag im südlichsten Theile des Departements und war von den Truppenzügen noch ziemlich verschont geblieben. Daher der Trotz, der möglicher Weise sich auch auf Franctireursbanden stützte, die sich in den benachbarten, noch nicht besetzten Territorien gebildet haben sollten. Schon des Beispiels halber schien es angemessen, dem Departement zu zeigen, wie man widerspänstige Bürgermeister zur Ordnung bringt. Man sandte also einen Kommissär mit einem Detachement von 50 Husaren und 50 Infanteristen nach Baccarat, mit der Ordre, Herrn Godard ab- und den Adjoint (Beigeordneten) als Maire an seine Stelle zu setzen und außerdem, da man namentlich Fuhrwerk, Heu und Stroh in unendlichen Massen bedarf, diese Dinge zu requiriren, so viel man ihrer nur habhaft werden könne. Gesagt — gethan. Eben im besten Aufladen, kommt dem Detachement die Warnung, daß sich in der Nähe die Spitzen einer ziemlich starken Freischützen-Kolonne sehen ließen. Man kehrte daher eilends mit dem requirirten Wagenzuge und dessen Ladung nach Nanzig um und nahm den Maire, so wie sieben Mitglieder des Munizipalrathes als Gefangene mit, da man auf der dortigen Mairie ein Waffendepot gefunden, welches weder der Maire noch irgend ein Stadtrathsmitglied vorschriftsmäßig anzuzeigen, resp. abzuliefern für gut befunden hatte. Auf dem Rückwege von den Freischützen angegriffen, ließ man die Gefangenen vorweg marschiren, so daß die Franzosen gezwungen wurden, wenn sie nicht ihre eigenen Landsleute tödten wollten, mit dem Schießen einzuhalten. So kam man glücklich nach Nancy, wo der Maire in Haft blieb und seine Genossen auf Ehrenwort in die Stadt entlassen wurden. Die nun erfolgende Untersuchung hatte die Verurtheilung des Herrn Godard, eines der reichsten Leute des Departements, wegen Ungehorsams zu 20,000 Franken Strafe zur Folge, und der Stadt Baccarat selbst wurde eine eben so starke Strafe wegen Waffenverheimlichung und Einverständnisses mit Francitreurs auferlegt. Der Maire, für den die Stadt Nancy als Bürgin eintrat, kehrte nunmehr mit vier seiner Stadträthe in seine Heimath zurück; drei der Letzteren wurden aber bis zur Zahlung der Strafgelder als Geißeln hier noch ferner einbehalten.

Die Verurtheilung des Maires hatte natürlich durch die Verwaltungsbehörden erfolgen müssen, auf welche überhaupt die Ausübung der Justiz übergegangen, da keine Zivilgerichtsbarkeit mehr besteht. Seitdem man nun über ein starkes Detachement von Armee-Gendarmen verfügt, die sich bald im ganzen Departement in hohes Ansehen zu setzen wußten, haben sich die Unzuträglichkeiten dieser Justizlosigkeit einiger Maßen gemindert. Bekanntlich hatten sich die hiesigen Richterkollegien geweigert, noch ferner im Namen des Kaisers Napoleon zu erkennen. Auch „im Namen des Gesetzes" wollten sie die Urtheile nicht abfassen. Ein Untersuchungsrichter namentlich hatte erklärt, er könne, ohne eidbrüchig zu werden, jetzt nicht mehr im Namen des Kaisers Recht sprechen, da ja der Kaiser de facto durch die Preußen ersetzt sei. Man respektirte das zarte Gewissen dieses Mannes. Wer aber beschreibt das Erstaunen des General-Gouvernements, als man unter den bei der obigen Briefpost-Razzia mit Beschlag belegten Skripturen ein Erkenntniß desselben Untersuchungsrichters fand, das „im Namen der Republik" abgefaßt war. Nun war das Zitirt- und Verhörtwerden an dem Richter. Man warf ihm in energischster Art den solcher Weise von ihm begangenen „Eidbruch" vor, da er ja, wie er selbst zuvor behauptet, dem Kaiser den Eid der Treue geleistet, und entließ ihn mit Schimpf und Schande.

Der Mann wird auf Wiederanstellung warten

müssen, bis der neue Präfekt hier anlangt, den — man rathe — die provisorische Regierung in Tours so eben ernannt hat. Erst gestern ging der Präfektur von Nanzig ein Schreiben aus Tours zu, das über die Schweiz eingetroffen war und in welchem Herr Clement Laurier dem Präfekten des Meurthe-Departements anzeigt, daß er abgesetzt und Herr Vautrin zu seinem Amtsnachfolger ernannt sei. Der Vertreter des Ministers des Innern in Tours hatte die Naivetät, vom Grafen Renard eine Empfangsbescheinigung zu verlangen, was schwerlich eines weiteren Kommentars bedarf.

Leider sind nicht alle Zwischenfälle so heiterer Art. In diesen Tagen langten hier beim Gouvernement viele der in Toul gefangenen Offiziere an, welche nach Art der Kapitulanten von Sedan freigelassen wurde, wenn sie sich auf Ehrenwort verpflichteten, in diesem Kriege nicht mehr gegen Deutschland zu dienen. Jeder dieser Herren erhielt einen Geleitschein, der den meisten in ihre Quartiere zugesandt wurde, nachdem sie ihre Ehrenworts-Erklärung unter dem Diktat eines gemeinen preußischen Soldaten, welcher des Französischen vollkommen mächtig war, zu Papier gegeben. Einer dieser Offiziere nun, dem man seinen Geleitsschein hingesandt, wußte nichts Passenderes zu thun, als die ihm das Aktenstück überbringende Ordonnanz ohne Weiteres nach Empfangnahme des Dokuments zur Thüre hinaus- und in brutalster Weise die Treppe hinab zu werfen. Augenblicklich begaben sich ein Auditeur und ein Adjutant in die Wohnung des französischen Flegels und verfügten seine Verhaftung, die sofort erfolgte.

Wenn gewisse gefangene Offiziere in dieser Art fortfahren, ihre Stellung zu verkennen, so zeugt folgende Thatsache sicher von dem tiefen Eindruck, den unsere Truppen auf die französischen gemacht haben. Viele der Nancy passirenden Gefangenen langten nämlich auf dem hiesigen Bahnhofe an, indem sie den so ins Ohr fallenden Refrain der „Wacht am Rhein“: „Lieb Vaterland magst ruhig sein“, chorweise und im Marschtempo pfiffen! Das geht selbst noch über jenen Notar, der beim Generalgouvernement dahin vorstellig wurde, man möge doch öffentliche Kurse der deutschen Sprache in Nancy einrichten, damit man schneller dahin gelange, sich gegenseitig zu verständigen. Vielleicht geht dieses Mannes Wunsch in Erfüllung, da, wie ich erfahre, sämmtliche Schulen Nancy's am 3. Oktober wieder eröffnet werden müssen, und im Lektionsplan wahrscheinlich jetzt das Deutsche eine wichtigere Stellung einnehmen dürfte, als je vorher.

Vom Kriegsschauplatz.

Ueber den Angriff französischer Chasseurs d'Afrique in der Schlacht bei Sedan geht der „Nordd. Allg. Ztg.“ nachträglich ein lebhaft geschriebener Bericht eines Augenzeugen zu, der um so eher wiedergegeben zu werden verdient, als die französische Kavallerie in diesem Feldzug nur selten ernstlich in Aktion gekommen ist.

Die 9. Kompagnie des 1. nassauischen Infanterieregiments Nr. 87 war im Verlaufe der Schlacht auf die Höhe südlich von Fleigneux gelangt, erhielt dort von einer feindlichen Batterie auf der gegenüberliegenden Höhe, südlich von Illy, heftiges Feuer und ging deßhalb in Linie im Laufschritt den Abhang hinab gegen die Batterie vor. Kaum am unteren Abhang angelangt, gewahrte der Kompagnieführer, Lieutenant Freudenberg, der etwas weiter vor war, zwischen der Batterie und dem Dorfe Illy feindliche Kavalleriemassen, von denen ein Theil schon auf etwa 400 Schritt gegen ihn im Anreiten war. Rasch schloß sich die durch den Laufschritt etwas locker gewordene Kompagnie zusammen und machte fertig, des weiteren Kommandos ihres Führers, der vor der Front, Auge auf den Feind, sie zur Ruhe und zum kalten Blut ermahnte, gewärtig.

Die Kavallerie, Chasseurs d'Afrique, etwa zwei Schwadronen, zuerst im Trabe, auf 200 Schritt im Carrière, jagte mit überraschender Schnelligkeit unter furtbarem Geschrei heran. Auf etwa 50 Schritte hörte man vom Kompagnieführer, der inzwischen zurückgetreten war, das laute, ruhige Kommando „Feuer“; ein Krach, und rechts und links drängte sich im wilden Strom die Kavallerie an den Flügeln der Kompagnie vorbei. Die Offiziere und einzelne kühne Reiter gelangten bis an die Front und verwundeten mehrere Füsiliere, wurden alsdann aber theils heruntergeschossen, theils niedergestochen; vor der Kompagnie aber wälzten sich in wildem Chaos Reiter und Pferde am Boden. Einzelne Chasseurs, die nur durch ihre Pferde zu Fall gekommen, sprangen auf, feuerten ihre Karabiner auf die Kompagnie ab und liefen davon, wurden aber meist durch Zündnadelkugeln eingeholt. Die an den Flügeln vorbeiströmenden Reiterschaaren erhielten noch von diesen Flügeln Schnellfeuer, jagten dann durch die Knäuel der 12. Kompagnie, welche, der 9. Kompagnie folgend, auf halbem Wege vom Kavallerieangriff überrascht war, und schwenkten, nachdem sie auch hier Feuer erhalten, in großem Bogen in südöstlicher Richtung zurück.

Wenige Minuten darauf, das Schnellfeuer war kaum eingestellt, die Aufmerksamkeit kaum wieder

nach vorn gerichtet, erfolgte eine zweite Attaque einer gleichen Kavallerieabtheilung in gleicher Weise; wiederum auf 50 Schritte eine Salve, dann Schnellfeuer und, an den Flügeln vorbei in scharfem Bogen alsdann rechts schwenkend, jagten die Schaaren bei Illy und durch Illy zurück. Wie auf Kommando brach die Kompagnie nach diesem zweiten glänzenden Erfolge in jubelndes Hurrah aus, mit Gewehr bei Fuß jetzt in voller Zuversicht weiteren Attaquen entgegensehend.

Nach etwa 8—10 Minuten erfolgte denn auch eine dritte Attaque, wie es schien, von einer der früheren Abtheilungen, verstärkt durch neue, denn es fehlte der Nerv der früheren Attaquen, wobei freilich die massenhaft am Boden liegenden Reiter und Pferde sehr hinderlich waren. Die Chasseurs erhielten ihre Salve auf 50 Schritt, machten sofort Kehrt und jagten rascher als sie gekommen zurück, verfolgt von unseren Geschossen.

Kaum war jedoch diese Schaar hinter der Höhe verschwunden, als etwas seitwärts eine neue Kavallerielinie sich im Vorrücken zeigte. Gleichzeitig aber hörte man auf der hinter uns liegenden Höhe Gerassel, Kommandos, dann einen Knall, noch einen, und sausend schlugen die preußischen Granaten Schlag auf Schlag vernichtend in die feindliche Kavallerie, die wie Streu auseinanderstiob und hinter der Höhe für immer verschwand. Die Kompagnie verlor an Todten und Verwundeten 5 Unteroffiziere und 28 Füsiliere.

An Deutschland's Söhne von Elsaß und Lothringen.

Zwei Jahrhundert sind vergangen seit geschah die Diebes-That,
Daß uns Frankreich — tief im Frieden Elsaß raubte durch Verrath,
Ja der Räuber ist noch lüstern, nicht gesättigt sein Begehr,
Will den Rhein, den freien deutschen, will der deutschen Lande mehr!

Ha! dem Frevel folgt die Rache! Eine Löwin wuthentbrannt,
Einig, groß und riesenmächtig hält die Wacht das Vaterland,
Abertausende von Helden zieh'n zum heil'gen Kampf hinaus:
„Falsches Frankreich! falsches Frankreich! gib die Brüder uns heraus!"

Vater Rhein die Helden schauend ohne Furcht und ohne Zahl
Stolzer rauscht in Silberwogen durch sein rebumranktes Thal
Und von Straßburg's hohem Münster schallen Glocken über'n Rhein,
Feierlich in vollen Tönen läuten die Befreiung ein!"

Hoch die schwarz-roth-goldnen Banner wehen im Befreiungskrieg,
Deutschlands hochgerechte Sache krönet Gott mit goldnem Sieg,
Und die todesmuth'gen Streiter führen heim zum Mutterland:
Elsaß und Deutschlothringen, bietend ihnen Gruß und Hand!

„Brüder, lang von uns geschieden, kennt Ihr noch der Heimath Laut?
Kennt Ihr noch die deutschen Sitten, wie sie bieder, wahr und traut?
O, gewiß! — nicht Trug der Franken hat bethöret Euren Sinn,
Freudig Eurer Herzen Stimmen zieh'n zur deutschen Heimath hin!"

„Deutsche, stammverwandte Brüder! seht die Zeiten schön und groß
Kehren wieder, und voll Liebe nimmt Euch auf der Mutter Schooß,
Deutschland hat Euch nicht vergessen, — trauernd hat es stets gedacht
An den Raub der theuren Söhne in der unheilvollen Nacht!"

„Machtlos mußt es Deutschland dulden! fühlt in unnennbarem Schmerz
Jenen unerhörten Frevel! Rache schwur es himmelwärts!
Sind auch Jahre längst vergangen, — Mutterliebe stirbet nicht,
Heut mit gottgeweihtem Schwerte Deutschland naht und hält Gericht!"

Viele, Viele in dem Kampfe sterben schon den Heldentod,
Und ihr warmes Herzblut rinnend färbt der Franken Boden roth,
Und der Brüder Blut, das edle, soll umsonst vergossen sein?
„Nein, bei Allem, was uns theuer! Nein, bei Gott im Himmel, nein!"

Deutschland einig auferstanden! Deutschland siegreich groß und hehr,
Sammelt alle seine Söhne, die verloren um sich her,
Elsaß auch und Lothringen! neuerkauft mit Brüder Blut,
„Deutschland! Deutschland läßt Euch nimmer! hält Euch fest und schirmt Euch gut!"

Fürth. **Friedrich Friedreich.**

Mannigfaltigkeiten.

[Erleuchtete Poesie.] Bei der letzten Illumination in Berlin — am 3. September — tauchten namentlich in den mehr abgelegenen Straßen schnell improvisirte Transparte von höchst poetischer Wirkung auf. So wurde uns die folgende zur Benutzung mitgetheilt. Ein Schuhmacher in der Louisenstadt, in dem der alte Geist Hans Sachsens mächtig seine Schwingen geregt haben mochte, hatte die Fenster seiner Werkstatt mit folgendem Erguß geziert:

Hochmuth kommt zu Falle —
Nun ist es mit ihm alle!
So muß es kommen, sagte schon
Mein Vater! — August Neuman, Sohn! —

Energisch und lakonisch hatte ein Keller-Schankwirth seinem Patriotismus Luft gemacht; in kühnen Zügen prangten auf brüsker Pappe, von seiner Hand entworfen, die ergreifenden Verse:

Lichter, welche heut' nicht brennen,
Der darf sich kein Deutscher nennen! —

Noch kürzer faßte den leitenden Gedanken des großen Tages ein Vorkosthändler in der Nähe der Frankfurter Linden zusammen:

Na, siehste woll?! — Nu haste's!

Eine andere Inschrift lautete:

Heute laut ich Hurrah schrei,
Mein Sohn Fritz ist mit dabei.
Auch mein Brudersohn Heinrich haut auf dem Feinde ein! —

Ein sehnsuchtsbewegter Barbier hatte seinem Pegasus die Chirurgussporen eingesetzt und sich im Schmerz darüber, daß ihm der Schlachtengott die Theilnahme am Triumphzuge der deutschen Armee versagt, zu folgendem erhebenden Epos aufgeschwungen:

Bald zieh'n wir siegreich in Paris! —
Warum kann ich nicht sein bei dies! —

Ein preußischer Füsilier israelitischer Religion, der mit der Zernirungs-Armee vor Metz steht, schreibt an seine Verwandten in Breslau: „Da der Versöhnungstag auf Mittwoch den 5. Oktober fällt, haben wir Schlesier und viele Posener uns zusammengethan, um diesen unseren heiligsten Tag würdig zu begehen. Bis jetzt sind wir 1174 Mann beisammen. Unteroffizier Hirschberg ist unser erster, Füsilier Seligmann unser zweiter Kantor, die Thora haben wir von Thorn bekommen und werden, so Gott will und Bazaine uns in Ruhe läßt, auf freiem Felde unseren Gottesdienst verrichten; sonderbar genug werden wir uns in Uniform, Pickelhaube und Gebetmantel ausnehmen. Unsere christlichen Kameraden werden einige 100 Schritt um uns Wache halten, damit wir nicht gestört werden."

Unter dem 17. September hat Viktor Hugo einen Brief an einen Hrn. Tupper in Guernsey gerichtet, ganz so schwülstig und unsinnig, wie sich das von ihm erwarten läßt. „Wir durchschreiten eine schreckliche Stunde," heißt es in diesem charakteristischen Schriftstücke unter Anderm. „Ich habe heute einen Aufruf an die Deutschen und einen Aufruf an die Franzosen veröffentlicht. Ich rufe ganz Frankreich zum Kampfe auf. Ein unermeßliches Echo hat geantwortet. Ich hoffe, es wird furchtbar sein. Wenn Frankreich will, kann es Preußen auf die andere Seite des Rheins zurückspeien. Das preußische Lager ist jetzt vier Meilen von Paris entfernt. Wenn sie angreifen, wird der Stoß ein schrecklicher sein. Auch ich werde auf den Wällen unter den Kämpfenden sein. Paris bewaffnet mich und rechnet auf mich, und folglich werde ich meine Pflicht thun."

[Der preußische Schutzpatron.] Französische Soldaten, die von richtigen Söhnen der „rothen Erde" im Handgemenge gefangen genommen und später transportirt wurden, erkundigten sich sogleich eifrigst nach dem Schutzpatron der Preußen, welcher ein gar gewaltiger und mächtiger Heiliger sein müsse: denn jedesmal wenn die Preußen unter dessen Anrufung mit Bayonnet und Kolben dreinfuhren, behielten sie die Oberhand. Die verwunderten Preußen wollten von nichts wissen, bis sich endlich herausstellte, daß die Franzosen den westphälischen Stoßseufzer: „Himmel-Herrgotts-Dunnerkiel" für den Namen eines deutschen Heiligen gehalten haben.

Einer soeben aus Utah eingelaufenen glaubwürdigen Meldung zufolge ist Brigham Young glücklicher Vater von 24 heirathsfähigen Töchtern (die Gesammtzahl seiner Kinder beträgt bekanntlich 76), für welche — „um einem längstgefühlten Bedürfnisse abzuhelfen" — Gatten gesucht werden. —

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 221 Samstag, 8. Oktober 1870

Vom Kriegsschauplatz.

Ueber die Belagerung und Kapitulation von Toul ist den „Mecklenburgischen Anzeigen" vom Stabe des Großherzogs ein aus Toul vom 24. September datirter Bericht zugegangen, dem wir Folgendes entnehmen:

Nachdem das Armeekorps des Großherzogs sich bis zum 10. September an der Zernirung von Metz betheiligt hatte, erhielt es an diesem Tage die Bestimmung, zur Sicherung des Rückens der großen Armee vorzumarschiren, Chalons und Rheims zu besetzen, so wie Toul zu nehmen. Während zu ersterem Zwecke die zweite Landwehrdivision bestimmt wurde, sollte gegen Toul die 17. Infanteriedivision, verstärkt durch die ganze Feldartillerie des Korps und durch die 18. Dragoner und 11. Ulanen, verwendet werden.

Am 12. Abends traf die Division in ihren Kantonnements um Toul ein und übernahm von den Landwehrbataillonen, die bisher hier gestanden, die Vorposten.

Alle Rekognoszirungsberichte ergaben bald, daß, obgleich die Festung nur klein und vom Berge aus vollständig dominirt ist, sie doch der nassen Gräben und hohen Mauern wegen durch einen Handstreich nicht zu nehmen sei, sondern, daß erst durch schweres Geschütz eine Bresche erzeugt werden müsse. Bis jetzt war nur einiges aus Marsal herangeholtes französisches schweres Geschütz zur Stelle, welches bei einer früheren Beschießung sich seiner Aufgabe nicht gewachsen gezeigt hatte. Es mußte deßhalb, ehe ernstlich angefaßt werden konnte, das aus Köln und Magdeburg verheißene Belagerungsgeschütz abgewartet werden.

Man suchte jetzt den Gegner durch immer näheres Heranschieben der Infanterie auf das Engste zu zerniren und durch Feldartillerie fortwährend zu beschäftigen, um ihm den Aufenthalt im Innern so unangenehm wie möglich zu machen. Dazu wurden drei schwere Batterien auf dem Mont St. Michel etablirt, welche unter oft heftigem Bomben- und Granatfeuer, aber ohne Verlust, trefflich ihre Aufgabe erfüllten.

Zur noch größeren Erschütterung des Feindes fand dann am 18. Nachmittags ein zweistündiges Bombardement aus allen Feldgeschützen statt. Endlich trafen nun auch die ersehnten Belagerungsgeschütze ein: am 20. September waren 10 gezogene Vierundzwanzigpfünder und 16 gezogene Zwölfpfünder im Belagerungspark vereinigt. Nun ging es rüstig vorwärts mit den Angriffsarbeiten.

Am 21. und 22. wurden die Batteriedepots an gedeckten Punkten hinter den für die Batterien ausgesuchten Plätzen hergerichtet, die schweren Geschütze herangefahren ꝛc. Am Abend des 22. begann darauf der Bau sämmtlicher Batterien fast ganz ungestört vom Gegner, und mit Tagesanbruch standen alle Batterien fertig da und begrüßten die erstaunte Besatzung von Toul mit einem Hagel von Geschossen aller Kaliber.

Etwa um 9 Uhr ging eine Kaserne in hellen Flammen auf, welche bald das Feuer den benachbarten Kasernen mittheilte. Hierzu gesellten sich in kurzer Zeit zwei andere Brände, von diesseitigen Granaten erzeugt. Dagegen schoß der Feind etwa um 11 Uhr die Vorstadt Mansuy und etwa eine Stunde später St. Evre, beide von uns besetzt, in Brand. Die Flammen, welche durch unsere Veranlassung mehrere Gartenhäuser, die den Gesichtskreis unserer Batterien beschränkten, verzehrten, vervollständigten das schaurige Bild der leider nothwendigen Zerstörung.

Der Feind antwortete im Ganzen nicht sehr stark, — er schonte seine Kräfte. Das Feuer währte den Tag über fort, da stieg plötzlich etwa um 4 Uhr auf einem der Thürme der schönen Kathedrale eine große weiße Flagge empor. Alle Batterien schwiegen von selbst.

Der Großherzog sandte sofort den Generalstabschef Oberst v. Krensky, mit Instruktionen versehen, zur Festung ab, um auf etwa gewünschte Unterhandlungen einzugehen. Von Seiten des Festungskommandanten kam ein Parlamentär entgegen, welcher den Wunsch zu Unterhandlungen überbrachte. Indem der Großherzog darauf der Festung zuritt, traf ihn die Meldung, der Kommandant gehe darauf ein, unter denselben Bedingungen wie bei Sedan zu kapituliren.

Er begab sich hierauf bis auf das Glacis vor der Porte de France, wo bereits die kriegsgefangene Garnison zur Uebergabe aufgestellt war, der Akt der Kapitulation auf einem improvisirten Tische bei Beleuchtung einer Stalllaterne vollzogen wurde und darauf das 3. Bataillon des Füsilierregiments, so wie die 1. und 4. Kompagnie des Jägerbataillons, zur Besatzung in Toul einrückend, defilirten.

Am heutigen Tage, Vormittags 11 Uhr, zog nun das ganze Zernirungsdetachement, der Großherzog an der Spitze, unter klingendem Spiel und wehenden Fahnen in Toul ein.

Innerhalb der Stadt defilirten die Truppen und formirten sich dann auf einem passenden Platze in Kolonnen neben einander, worauf unter präsentirtem Gewehr ein dreimaliges Hoch auf den König ausgebracht und damit gewissermaßen feierlich Besitz von diesem Platz ergriffen wurde.

Dem Briefe eines bayerischen Soldaten bei der Etappen-Geniekompagnie d. d. Ecruve, 21. Sept., entnehmen wir folgende interessante Stellen: Am Sonntag Mittag erhielten wir den Befehl, sämmtliche Schleußen des Kanals um Toul herum zu öffnen; wir öffneten alsbald die Schleußen 28 und 29 ohne alle Gefahr, nun ging es über die Schleuße 26; diese liegt hart an dem Glacis der Festung, höchstens 120 Schritte von den französischen Vorposten. Wir mußten nun warten, bis es Nacht war, dann hieß es: wer meldet sich freiwillig? Keiner trat vor.

Nun dachte ich, eine Feigheit läßt du dir nicht nachreden, ich trat vor und forderte noch einen Regensburger, Namens Fischer, auf, sich mir anzuschließen; wir warteten dann bis es vollständig Nacht war und krochen am Bach vor, bis wir die Schleuße glücklich erreichten. Nun hatten aber die Franzosen die Schleuße mit Versatzhölzern, Steinen und Erde so verdämmt, daß wir in derselben Nacht nichts ausrichten konnten, denn die Schleuße war nicht anders zu öffnen, als sie zu sprengen, und dieses war keine kleine Arbeit.

Montag Nachts untersuchten wir die Schleuße nochmals, um zu sehen, wie wir am leichtesten sprengen können und kamen wieder, unbemerkt von den Franzosen, zurück.

Nun trafen wir Dienstag die Vorbereitungen zu dieser frechen und gefährlichen Arbeit. Wir nahmen ein Faß, füllten es mit zwei Zentner Pulver, die Sandsäcke, welche wir nothwendig hatten, wurden gefüllt, Seile, Hacken, und was sonst noch unentbehrlich war, auf einen Wagen zusammen geladen, und als wir von unseren Kameraden Abschied genommen hatten, begaben wir uns nach der Vorstadt Toul.

Abends 8 Uhr, als die Nacht vollständig eingetreten war, begannen wir mit der Arbeit. Das Pulverfaß wurde auf eine Tragbare gebracht, ich und mein Landsmann zogen Filzschuhe an, und brachten das Faß glücklich unter die Schleußenbrücke. Die übrige Mannschaft brachte die andern Gegenstände unter die Brücke. Nun waren wir gedeckt und begannen mit der Arbeit; es durfte kein Wort gesprochen werden. Das Faß wurde eingegraben und mit Steinen nnd Sandsäcken stark verdämmt. Die Arbeit nahm volle zwei Stunden in Anspruch, hierauf wurde eine Zündröhre angelegt und an diese der Bickfort-Zünder, von welchem der Schuh genau eine halbe Minute brennt, angelegt und angezündet. Nun mußten wir heraus, und als wir oben am Damm ankamen, wurden uns die Franzosen gewahr und Schuß auf Schuß krachte; die Kugeln pfiffen über unsern Köpfen weg, ohne einen Mann zu verletzten; wir kamen glücklich in der Vorstadt an und harrten ungeduldig auf den Knall; jede Minute wurde uns eine Ewigkeit. Endlich erfolgte eine furchtbare Detonation, die Brücke flog mit sammt der Schleuße in die Luft. In der ganzen Vorstadt war kein ganzes Fenster mehr, aber wir hatten unsern Zweck erreicht, nämlich die Entwässerung der Festungsgräben; es war dies eine Arbeit, die vielleicht unter hundert Mal nicht einmal glückt.

Lieber Freund, es geht mir hier nicht gerade zum Besten; wir bekommen des Tages einmal etwas zu essen und größtentheils verschimmeltes Brod. Um Geld ist hier gar nichts zu haben, und wenn man Etwas bekommt, ist Alles sündtheuer. Das Einzige, was wir Gutes haben, sind jetzt die Weintrauben; ich habe in meinem Leben nicht so viele Weintrauben gesehen, als ich bis jetzt schon gegessen habe. Aber wenn ich wieder eine gute Maas Bier haben könnte, wäre mir lieber, wie der ganze französische Wein; ich habe, seit ich aus Bayern fort bin, keinen Tropfen Bier mehr getrunken, bis auf Nancy, und da kostet die Maas 24 kr. und war fast nicht zum Trinken, so schlecht war es. (F. Lbsbte.)

Versailles, 2. Okt.

Am 30. September fand eine Reihe von meilenweit getrennten Aktionen statt, über welche ziemlich Verworrenes hierher berichtet wurde. So viel wurde mir jedoch klar, daß das Hauptgefecht in der Gegend von L'Hay, ostwärts von Sceaux, stattgefunden haben müsse, und so habe ich mich denn heute dorthin begeben.

Die Franzosen waren am Morgen des 30. bei Arcueil, links vom Fort de Bicetre, in einer Stärke von vier Infanterie-Regimentern (12 Bataillonen) unter Führung des Generals Guilhem, Früh gegen 6 Uhr hervorgebrochen, und hatte einen Angriff auf das vom 23. preußischen Infanterie-Regiment besetzte Dorf L'Hay gemacht.

Schon waren die 23er, nach heldenmüthigem Widerstande, durch die numerisch weit überlegene feindliche Streitmacht aus dem größten Theile des Dorfes zurückgedrängt, als ihnen von Osten aus Bourg la Reine zwei Bataillone des 7. Regiments der 9. bayerischen Division, und gleichzeitig von Süden her das 1. und 2. Bataillon des 10. Breslauer Infanterie-Regimentes, welche in La Belle, Epine und Orly postirt gewesen, über Cheville zum Entsatz kamen. Während ein Zug der 23er den südöstlichen Ausgang und die ganze Ostseite des Dorfes besetzt. Auf der Nordseite hatten Letztere rasch eine Barrikade errichtet, so daß die vordringenden Zehner in ein mörderisches Kreuzfeuer geriethen. In zwei Abtheilungen vorstürmend, gelang es ihnen, die Barrikade zu nehmen und gleichzeitig die Franzosen wieder aus der Osthälfte von L'Hay hinauszuwerfen. Dieselben legten sich jetzt in einen Graben, von wo aus sie ein heftiges Feuer eröffneten. Auch von hier verdrängt, zogen sie sich in einen Hopfengarten zurück, bis die preußischen Truppen, Schritt vor Schritt kämpfend, die jenseitige Lisiere des Gebüsches erreichten und den Feind bis unter die Wälle der Forts von Bicetre und der Schanze von Villejuif zurückgetrieben, die, eine zeitlang verlassen, seit einigen Tagen wieder von den Franzosen besetzt und bedeutend verstärkt worden ist. (Es war für unsere Truppen nicht möglich, dieselbe zu okkupiren, weil sie unmittelbar unter den Kanonen der Forts von Bicetre und Ivry liegt.)

Das Gefecht dehnte sich in östlicher Richtung bis Choisy le Roi an der Seine aus, wo die Franzosen unsere Pontonbrücke unweit Villeneuve zu zerstören suchten, was jedoch durch den kräftigen Widerstand der 63er und 22er vereitelt ward. Der Gesammtverlust der Franzosen an Todten und Verwundeten in diesem Gefechte betrug über 1200 Mann; unter den ersteren ist General Guilhem. Unter den 500 Gefangenen (verwundeten und unverwundeten), die in unseren Händen blieben, befinden sich zahlreiche Offiziere, die unverholen ihre Bewunderung der deutschen Tapferkeit aussprachen. Aus einer bei dem General Guilhem vorgefundenen schriftlichen Ordre ging hervor, daß die vier französischen Regimenter den Auftrag hatten, vor Allem die Stellung der Preußen bei La Belle Epine und einen dort in äußerst gedeckter Stellung befindlichen Observationsthurm zu nehmen. Auch die Franzosen haben übrigens mit großer Erbitterung gefochten; selbst Verwundete schossen mehrfach auf preußische Offiziere. Allein in der Umgegend des Kirchhofes von L'Hay lagen über 300 französische Leichen, während unsere Verluste sich im Ganzen auf 3—400 Todte und Verwundete belaufen. Zur Beerdigung der Todten und zur Fortschaffung der Verwundeten fand bis gestern Mittag 12 Uhr eine beiderseitige Waffenruhe statt. Die französischen Leichen und Verwundeten wurden meistentheils in von Paris herbeigeeilten Omnibus fortgeschafft; auch erschienen mehrere höhere Stabsoffiziere, um die nach Chevilly gebrachte Leiche eines gefallenen Generals zu reklamiren. In L'Hay ist seit vorgestern jedes Haus und jeder Garten in eine kleine Festung umgewandelt; es wäre jedem Fremden unmöglich, sich ohne Führung eines Offiziers in dem Gewirre von Barrikaden, Mauern, versteckten Pforten und verrammelten Häusern auch nur fünfzig Schritt weit zurecht zu finden. Ueber das hoch auf einer Berghöhe gelegene Plessis-Piquet, in dessen steilen Straßen überall die abendlichen Kochfeuer der Soldaten flammten und eine seltsame Illumination bildeten, kehrte ich zu später Stunde nach Versailles zurück. Dort erfuhr ich, daß die Franzosen am Morgen des 30. September auch bei Sevres einen Angriff gemacht haben. Sie landeten mittelst ihrer für die Seinefahrt konstruirten Kanonenböte eine Anzahl von Truppen, und es entspann sich ein hitziges Gefecht, das ebenfalls zu ihrem Nachtheil endete.

In Aulny hatten wir unser Allarmquartier in einer reizenden Villa mit Park. Der Besitzer war ein alter 81jähriger Soldat, mit Maire und Cure allein in dem Dorfe zurückgeblieben. Er hatte 12, 13, 14 mitgemacht und will noch eine preußische Kugel im Leibe haben. Den Säbel, den er geführt, und seine Pistolen hatten unsere Füsiliere bei dem befohlenen Suchen nach Waffen mitnehmen müssen. Als ich kam, bat er mich flehentlich, mit Thränen in den Augen, ihm den Säbel, sein theuerstes Andenken, das Werthstück seiner Familie, wieder zu schaffen. Ich that es, wofür er mich unaufgefordert und unrasirt, wie er war, küßte. Denselben Tag kam der König mit Gefolge. Bei seinem zweiten Erscheinen führten wir unsern Greis, der ihn zu sehen brannte, unterm Arme in die unmittelbare Nähe unseres Kriegsherrn. Mit abgezogenem Sammetkäppchen stand er zitternd auf seinen Stock gestützt und betrachtete leuchtenden Auges die Heldengestalt. Als der König ihn erblickte, trat er freundlich herzu und erfragte seine Lebensschicksale. Der alte Krieger schloß damit, daß er jetzt 81 Jahre alt wäre und großen Respekt

vor Sr. Majestät hätte, worauf er zur Antwort erhielt: „Und ich bin bald 74, und alte Krieger haben immer großen Respekt vor einander." Darauf gab der 74er dem 81er die Hand, und fort rollte der Wagen.

Kehl, 5. Okt.

Wenn man die Straßburger Zitadelle betritt und einen der Wälle besteigt, so bekommt man einen klaren Begriff von ihrer Stärke. Das Hauptwerk, welches Kasernen, Wohnungen und eine Kirche enthielt, ist von breiten Wassergräben umgeben, an welche sich in weitem Umkreise großartige und starke Erdwerke anschließen.

Die Festung von dieser Seite anzugreifen, wäre eine Unmöglichkeit gewesen, deßhalb war auch der ganze Belagerungsplan darauf berechnet, sie von der Stadtseite aus zu nehmen.

Die Kehler Batterien hatten die Aufgabe, die Zitadelle zusammenzuschießen, während die übrigen Batterieen auf der anderen Seite neben demselben Zweck noch das Breschescießen auf der Stadtseite besorgten Die Zitadelle ist nun so zusammengeschossen, daß es dem Kommandanten der Festung nicht möglich erschien, sie zu halten, und es gewährt großes Interesse, einen Gang durch dieselbe zu machen. Vor dem Eintritt in die Zitadelle kommt man an dem großentheils abgebrannten Arsenale vorbei, in dessen Hofe noch ungeheure Quantitäten von Granaten, Bomben und Vollkugeln aufgeschichtet sind.

Auf dem Platze vor dem Arsenale stehen drei Reihen Pontonwagen und eine lange Reihe leerer Wagen. Tritt man durch das Thor in die Zitadelle, so fällt einem in dem innersten Thore auf, daß sogar dieses durch Bombensplitter zerfetzt ist. Auf den Wällen stehen die Kanonen und hinter denselben die zu Schlafstellen dienenden, Hundeställen gleichenden Löcher, welche nach vielen Hunderten zu zählen sind. Dazwischen sieht es bunt aus, Uniformsstücke aller Art, Röcke, Hosen, ganz und in Stücken, Tornister, Käppis, Patrontaschen liegen untereinander herum, auch Hemden, Teppiche, Bettstücke, Leinwandfetzen, ein umgestürzter rother Divan zeigt sich den Blicken, da ist eine Verwundetentragbahre, dort zerbrochenes Kochgeschirr, Reste von Büchern, kurz es ist ein wahrer Trödelmarkt. Die zerbrochenen Waffen sind jetzt gesammelt und liegen theilweise noch auf Haufen da. Auch ein bei französischen Armeen wie es scheint unentbehrliches Möbel, eine Krinoline, ist im bunten Gemisch.

Auf den Wällen und hinter den Wällen zeigen tiefe Löcher das Einschlagen der Kugeln, während an den Mauerwerken große Löcher herausgeschossen sind. Das Wasser in den Gräben ist jetzt mehr nur ein übelriechender Sumpf, wodurch leicht Krankheiten entstehen können. Die Gebäude sind sämmtlich zusammengeschossen und angebrannt.

Kunst und Literatur.

(**Theodor Griesinger, 1870! Der große Entscheidungskampf zwischen Deutschland und Frankreich.** Mit zahlreichen Illustrationen in 12—15 Lieferungen.) Es ist dieß ein patriotisches Geschichtswerk, das nicht bloß über die Kriegsereignisse aufklärt, wie wir sie in den Zeitungen lesen, sondern uns alle die Sünden jener Nation aufdeckt, deren oberster Typus der Kaiser Napoleon ist. Darum sollen es nicht bloß die Männer lesen, sondern auch die Frauen, damit sie wälschen Tand und wälsche Lüge gründlich verachten lernen, besonders aber sollen es die Söhne und Töchter lesen, um für alle Zukunft gestählt zu sein gegen die Pariser Verlockungen, und einen freien deutschen Pulsschlag zu bekommen gegen das bis ins innerste Mark verdorbene und vergiftete Franzosenthum, das bereits anfing, sich auch dem Deutschthum mitzutheilen.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein neuer Taufname.] Am Tage der Kapitulation von Sedan wurde die Frau eines einberufenen Kriegsreservisten, der die Kämpfe von Sedan mitgemacht hatte, von einem munteren Mädchen entbunden, welches vor einigen Tagen getauft wurde. Die Wöchnerin hatte als Pathen einen Offizier des Ersatzbataillons von demselben Regiment, bei welchem ihr Gatte dient, eingeladen. Das Kind erhielt von demselben den Namen „Sedania" nebst einem sehr ansehnlichen Pathengeschenk.

Die Schlachtung und Pöckelung der in den Stallungen der Marimin-Kaserne in Trier untergebrachten, für das Kriegsheer bestimmten Ochsen wird in diesen Tagen mit solcher Emsigkeit betrieben, daß gegenwärtig über 40 Personen, einschließlich der mit dem Reinigen und Zuschlagen der Fässer beschäftigten Küfer, dabei in voller Thätigkeit sind.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 222 Montag, 10. Oktober 1870.

Auf Vorposten.

(Von Hans Wachenhusen.)

26. September.

Gestern also war ich beim Lucull auf Vorposten, der mich unter der Flugbahn der französischen Granaten, Angesichts des Fort Issy, glänzend bewirthete, mir »entre le fromage et la poire« einige eben eingeschlagene kolossale Sprengstücke aus den Kanonenböten geschossener Kugeln servirte und mich zur Verdauung unter die französischen Schanzen führte, die eben in ihrer besten Laune waren.

Die Kanonade schwerer feindlicher Stücke hatte gestern, wie ich schrieb, bereits am Morgen begonnen. Unser Zwei begaben wir uns also auf den Weg nach St. Cloud, um den Tag bei den Vorposten zu verbringen.

Die große Straße nach St. Cloud führt durch einen einzigen Garten, koupirt durch einige Barrikaden und andere kriegerische Wegebauten, die bereits beseitigt waren, vorüber an den seltsamen Gehöften Les mortes maisons und La femmes sans tête nach Ville d'Avray, dem Landsitz einzelner meiner Pariser Freunde, die natürlich nicht zu Hause waren; vorüber an der Villa unserer alten Bekannten, des Fräuleins Artôt, und den Sommerhäusern anderer Celebritäten.

Alles wie ausgestorben, Alles Herculanum und Pompeji! Der Aschenregen konnte nicht schlimmer sein als der Kugelregen, vor dem die armen Leute hier geflohen Ville d'Avray war von einem Bataillon des 58. Regiments als Soutien der Vorposten besetzt. Die Offiziere riethen mir, nicht den Weg nach St. Cloud einzuschlagen, sondern rechts ab nach Sèvres zu gehn, von wo ich nicht nur einen herrlichen Blick über Paris haben, sondern auch der schönsten französchen Kanonade beiwohnen könne. In der That dröhnten eben einige Bombenschüsse in allernächster Näe. Ich nahm also die krumme, rechts ab durch das Dorf gehende Gartenstraße und fand am Ende derelben, dicht vor dem Viadukt, den Repli der Vrposten.

Der kommandirende Lieutenant bewirthete mich, erklärte mir aber, es sei für mich unmöglich, weiter vorzugehen, da ich draußen direkt unter die Kanonen laufen werde. Der eben mit seinem Stabe eintreffende Oberst rieth mir indeß, vorwärts zu gehen und entweder unsere in dem Garten einer reizenden Villa befindliche Schanze (die von den Franzosen aufgeworfen und von uns besetzt war), oder das Observatorium des Lieutenants Krohne zu ersteigen, jedenfalls aber den Major Ehrhardt in Sèvres aufzusuchen.

Sèvres erschien mir weniger todt als die übrigen Orte, obgleich es unmittelbar unter den Kanonen lag. In den Straßen fand ich Leute mit verstörten Gesichtern, nur die Kinder spielten ahnungslos und freuten sich über das Gebrumme der Kanonen. Selbst der Maire des Ortes schritt, mit seiner Schärpe geschmückt, in Gesellschaft einiger Municipalitätsbeamten, die Straße entlang.

In einer bergan führenden Gasse fand ich eine Kompagnie im Alarmzustande. Vor einem Hause saß der Major Ehrhardt mit seinen Offizieren. Er empfing mich mit derselben Liebenswürdigkeit, für die ich allen Offizieren unserer Armee danke, denen ich auf Vorposten und in den Kantonnements meine Besuche gemacht, fand es aber nothwendig, mich, da es Mittag, erst zu seinem Diner und danach zu den Schanzen zu führen.

Ich war eben, wie ich sagte, bei Lucull auf Vorposten. Jener klassische Mann, der seine Muränen mit dem Fleische seiner Sklaven fütterte, hatte gut kochen und speisen; es ist aber eine und dieselbe Tapferkeit, die sich mit dem Feinde schlägt und Auge in Auge mit ihm sich mit Seelenruhe zu Tische setzt. Ich ziehe zweimal den Hut vor dem Soldaten, der durch keine Gefahr sich den Appetit verderben läßt.

Auch der Oberst beehrte die Tafel flüchtig mit seiner Gegenwart. Dann ging's hinaus gegen die berühmte Porzellan-Fabrik, aus welcher man natürlich die kostbarsten Gegenstände entfernt hat. Und man that wohl daran, denn das Gebäude steht gerade in der Schußlinie der französischen Kanonen, und Alles, was sich bei seinem Anblick an Raublust in mir regte, es schwieg, als ich gleich vor der Porzellan-Fabrik in der durch Gartenmauern auf

beiden Seiten begränzten Straße durch dichten Pulverqualm empfangen wurde.

So eben waren erst vier Granaten hinter einander in diese Straße und gegen diese Mauern geschlagen; das Gemäuer zeigte große Breschen, der Boden war mit noch heißen Sprengstücken gepflastert. Drüben standen einige Offiziere, die unter einer Mauerecke Deckung gesucht. Eine über unsere Köpfe zischende Granate gemahnte uns an Eile, die uns begleitenden Offiziere beschleunigten selbst ihre Schritte, um jene Mauerecke zu erreichen, denn über uns lag gerade das Ziel-Objekt der französischen Kanonen.

Major Ehrhardt hatte Recht, als er mir sagte, es sei rathsam, nicht die Schanze selbst, sondern das Observatorium zu ersteigen, von welchem sich mir ein eben so vortheilhafter Blick über Paris bieten werde. Unter den Mauern der Gärten entlang, durch diese gedeckt, erreichten wir zunächst die wenige Hundert Schritt vom Seine-Ufer sich über terrassenförmig ansteigende Gartenanlagen erhebende Villa Bellevue, in deren Hof ein Zug Infanterie lagerte. Zu Füßen der Villa nach der Seine zu erhebt sich eine Sandstein-Terrasse, auf deren Brüstung ein Unteroffizier sein Fernrohr ausgelegt hatte. Neben der Brüstung hatten die Soldaten sich den Scherz gemacht, eine lebensgroße Puppe mit einem preußischen Helm aufzustellen, um den am anderen Seine-Ufer postirten Franzosen einen Zielpunkt zu geben. Auf diese Puppe schossen sie von drüben her, bis man sich überzeugt, daß sie unverwundbar sei. Dagegen brauchte nur eine Helmspitze über die Brüstung hinaus zu ragen, so wurde sie von 50 Schüssen begrüßt. Die rothen Hosen bewegten sich vor uns auf dem anderen Ufer, mit der größten Sorglosigkeit; einige Offiziere saßen auf dem Ufer, mit den Beinen baumelnd, da sie wußten, daß Niemand ihre Schüsse erwiderte. Es mußte den französischen Soldaten eine unbegreifliche Genugthuung sein, auf jeden Lappen, den man ihnen hinaushängte, eine ganze Salve zu geben.

Zwei Treppen hoch, in einem Hause des Dorfes, das ich hier namentlich nicht bezeichnen darf, in einer Art von Mirador, einem gegen die Seine und das Fort gelegenen Zimmer hatte Lieutenant Krohne sein Observatorium aufgeschlagen und beobachtete von hier aus die feindliche Schanze. Sein Unteroffizier saß fortwährend am Fernrohre und signalisirte „Schuß!“ Eine dumpfe Detonation. Dann: eins, zwei, drei, vier, fünf — die Kugel heulte am Fenster vorüber und schlug fast regelmäßig in unsere Schanze.

Die letztere war nur von wenigen unserer Leute besetzt; sie hatte für uns augenblicklich wenig Bedeutung; der Befehl war da, die Feindseligkeiten einstweilen nicht zu erwidern; es galt also nur, die einmal eroberte Stellung durch die Infanterie zu behaupten, um sie nicht später nochmals erobern zu müssen. Die mit großer Präzision in die Schanze einschlagenden Schüsse, deren während einer Stunde wohl 20 an unserem Fenster vorübersausten, zwangen den Kommandeur, seine Leute gegen Abend ganz aus der Schanze herauszuziehen. Mit all ihren Schüssen hatten die Franzosen uns zwar nur zwei Leute leicht verwundet, indeß auch das kleinste Opfer an Menschenleben war ja hier ein nutzloses.

Die Pariser müssen ungeheuer viel Munition besitzen, denn sie verschießen dieselbe in einer wahnwitzigen Eile. Es ist zwar kaum glaublich, daß nach Aufstellung unserer großen Geschütze Paris sich länger als höchstens vier Wochen halten werde, aber man muß doch auf alle Fälle bedacht sein und eine leere Schanze bombardirt man doch nicht Tage lang mit einer solchen Zähigkeit.

Vor uns, wenige Hundert Schritte entfernt, lagen zwei französische Kanonenboote am Seine-Ufer. Sie hatten, wie es schien, bereits Feierabend gemacht und die Bedienung ihrer Vorderlader, der großen Schiffs-Drehbrassen, erfordert auch mehr Anstrengung als die der übrigen. Die beiden anderen Kanonenboote (denn es sind ihrer gewöhnlich vier an dieser Stelle) mochten wohl Sonntag machen, denn am nächsten Tage, am Montag, sah ich von Meudon aus wieder vier und eine kleine roth angestrichene eiserne Jolle, die wohl der Galopin der schwimmenden Batterien sein muß. Ich denke mir das Manövriren der letzteren in dem vielfach seichten Seineflusse als sehr schwierig und habe also auch von der Wirksamkeit der Kanonenboote keine hohe Idee.

Die Dunkelheit war bereits herabgesunken, als wir durch das Dorf zum Alarmplatze zurückkehrten, auf welchem ein lustiges Feuer brannte. Um acht Uhr kehrte ich, mit der Parole versehen, durch unsere Schildwachenkette nach Versailles zurück, wo ich die hohen Badegäste des Hauptquartiers im Restaurant „des Reservoirs“ beim Champagner versammelt fand.

Dieses arme Reservoir! Sonst, in den schönen Zeiten süßen Friedens, ist es der Sammelplatz der lustigen Pariser. Namentlich an den Tagen, an welchen die Wasser springen, sieht es alle die Centifolien von Breda, die Lilien des poudre de riz vom Montmartre, in seinen Sälen, in den so heimlich belaubten Galerieen seines Gartens. Und wenn es spät wird, wenn die wenigen vernünftigen, „raisonablen“ Leute mit dem letzten Zuge nach Paris zurückgekehrt sind, dann verirren sich im Champagnerrausch die leicht chaussirten Füßchen auf die Tische, mit einem »pas de känguruh« springt die lustigste der Ninetten zwischen die Teller und Gläser und mit Löffeln und Schüsseln spielt die E-

sellschaft die Melodieen einer Offenbach'schen oder Herve'schen Quadrille.

Wo sind die schönen Zeiten des Reservoir! die Herren klirren durch den Salon, die an den Kommandoton gewohnte Stimme hallt durch die Gemächer, rauhe sonnverbrannte und wettergebräunte Gesichter sitzen um die Tische, Preußen, Bayern und Württemberger, die laut Nachrichten der Pariser Zeitungen schon das ganze Land ausgeplündert, denen man nach derselben Quelle kaum einen silbernen Löffel anvertrauen kann! Sie mißbrauchen ihre Gewalt, die ihnen der Sieg gegeben, indem sie den Preis des Champagners von 10 Francs auf 5 herabgesetzt haben, bei welchem doch unmöglich ein Reservoir bestehen kann, sie zahlen obenein mit preußischem Papiergelde und heimlich zerdrückt wohl die Dame du Comptoir hinter ihrem Rechnungsbuche eine Thräne im Auge, wenn sie zurück denkt, wie das früher doch so schön war.

Da lobe ich mir mein Hotel de la Casse. Die alten Damen darin weinen auch ihre bittersten Thränen, sobald die Geschäfte ihnen dazu einen Augenblick der Muse gönnen, sie verlangen auch unmäßige Preise für ihre Rothweine, die wir doch bisher umsonst zu trinken gewohnt waren, aber sie müssen uns für 5 Fr. täglich verpflegen und trösten sich mit dem Gedanken, es werde ja wieder besser werden. Möchte uns dabei selbst in dem gefeierten Versailles in allen Zimmern nur nicht der Schmutz über den Kopf wachsen, durch den wir uns in Frankreich mühselig bis hieher vor die Hauptstadt gekämpft. Gilt man doch als »exigeant«, wenn man wenigstens am dritten Tage einmal im Hotel ein reines Handtuch verlangt, und sagte nicht jene Wirthin im Marne-Departement, als mein Kamerad ein schon ganz isabellenfarbiges Handtuch nicht annehmen wollte: mon Dieu, es haben dieses Tuch schon 20 Herren benutzt und es hat sich doch keiner darüber beklagt!

Höchst interessant ist folgender kleine Moment aus dem Vorpostendienst. Eine Jägerpatrouille vom 5. Battaillon geht diesseits der Seine. Plötzlich ruft es von drüben aus einer französischen Patrouille über den Fluß herüber in deutscher Sprache mit sächsischem Accent:

„Seid Ihr nicht Jäger?“

„Ja!“ ist die Antwort.

„Ist bei Euch nicht ein Gefreiter Klemke?“

„Ja wohl! Bei der dritten Kompagnie!“

„Das ist mein Bruder! Sagt ihm doch, daß ich gezwungen worden, Soldat zu werden! Könnt Ihr uns nicht herüber holen? Wir sind hier viele Deutsche, die nur darauf warten, daß Ihr kommt und uns holt!“

Zur Erklärung füge ich hinzu, daß dieser vermeintliche Franzose ein deutscher Schlossergeselle ist, der in Paris Arbeit gefunden und zwangsweise eingekleidet ward. Durch Gefangene ist diese Manier, Fremde zu Soldaten zu pressen, übrigens mehrfach bestätigt worden.

Vom Kriegsschauplatz.

Chatenay, 2. Oktober.

Dem II. bayerischen Korps wurde gestern eine große Ehre zu Theil. Der Oberkommandant der 3. Armee, Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, verlieh nämlich höchsteigenhändig an jene Stabs- und Oberoffiziere, Unteroffiziere und Soldaten des genannten Korps, welche sich am glorreichen 19. September bei Eroberung der äußerst wichtigen Position südlich von Paris ganz besonders hervorgethan hatten, das eiserne Kreuz.

Zu dieser Feier waren 6 Bataillone, 2 Eskadronen und 2 Batterieen (letztere Abtheilung zu Fuß), der 3. Infanterie-Division ausgerückt, welche sich bei petit Bicetre — dem Orte, wo die 6. Brigade am 19. so entscheidend in das Gefecht eingriff und von dort aus so tapfer auf dem Plateau in östlicher Richtung vordrang — im Viereck aufstellten, um Zeugen einer Handlung zu sein, welche dem 2. Korps ewig unvergeßlich bleiben wird.

Um halb 4 Uhr Nachmittags traf der Kronprinz von einem Besuche bei seinem Herrn Vater zurückkehrend, bei Petit Bicetre ein. Nachdem er zuvörderst die Brigade unter den Klängen der Musiken gemustert hatte, schritt er zur Vertheilung der eisernen Kreuze. In der Mitte des Carre's standen zu diesem Zwecke die zur Dekorirung bestimmten Unteroffiziere und Mannschaften in einer Linie aufgestellt. Namentlich aufgerufen, trat jeder einzeln vor den erlauchten Feldherrn, um aus seinen Händen das Kreuz unter kräftigem Händedruck zu empfangen.

Nachdem dieses geschehen, sprach der Feldherr in herzerhebender Weise zu den Dekorirten. Er betonte hiebei besonders die Tapferkeit und Hingebung, welche die Bayern von jeher und so auch während dieses Feldzugs wiederum glänzend an den Tag gelegt.

Der ruhmgekrönte Führer des II. Korps, General der Infanterie, von Hartmann, welcher trotz seiner 75 Lebensjahre und seiner am 1. Dezember dieses Jahres zurückgelegten 60 Dienstjahre, eine staunenerregende geistige und körperliche Elastizität besitzt, ließ hierauf den König von Preußen, als obersten Feldherrn der deutschen Heere, leben, was der Kronprinz mit einem Hoch auf unseren König Ludwig, wobei er den Säbel in der Luft schwang,

erwiderte. Der erlauchte Feldherr theilte der Armee bei dieser Gelegenheit mit, daß er von König Ludwig beauftragt sei, der braven bayerischen Armee den königlichen Gruß ihres obersten Feldherrn kundzugeben.

Als hierauf General v. Hartmann dem Kronprinzen seinen Dank über die Auszeichnung ausgesprochen hatte, welche seinem Korps zu Theil geworden und mit hochgeschwungenem Säbel auf ihn, den Oberkommandanten der 3. Armee, ein Hoch ausbrachte, stimmte Alles auf das Höchste begeistert ein. Mit dem Vorbeimarsch der Brigade endete eine Feier, welche dem 2. Korps unvergeßlich bleiben wird.

Ueberblicken wir schließlich die Thätigkeit dieser Korps während des Feldzuges, so läßt sich dieselbe mit Uebergehung kleiner Thatsachen in folgende Aktionen zusammenfassen: Eroberung der gutbefestigten Stadt Weissenburg, entscheidendes Eingreifen und Eroberung von Fröschweiler in der Schlacht bei Wörth, todesmuthige Angriffe der dritten Infanterie-Division auf Balan während der Schlacht bei Sedan und erfolgreiches Eingreifen der Reserve-Artillerie, besonders zweier Batterien derselben am äußersten linken Flügel, wodurch das Vordringen des preußischen 11. Korps gegen Sedan erleichtert wurde und Eroberung der äußerst wichtigen Höhen zwischen Sceaux und Paris.

Kunst und Literatur.

Das neue Blatt Nr. 43, vierteljährlich nur 12½ Sgr., ist so eben eingetroffen und enthält: „Die Bande des Bluts“. Novelle. Von Adolf Wilbrandt. — „Die Trompele von Gravelotte.“ Von Ferdinand Freiligrath. — „Die Franzosen an der Ostsee“. Von Clara Rebe. — „Changarnier“. — Das „Militärsanitätswesen und die Krankenpflege im Kriege“. — „König Jerome im Arrest“. Von Ernst Eckstein. — „Mademoiselle“. Von Ernst Volmar. — „Allerlei“: Zu unseren Bildern. — „Correspondenz“. Illustrationen: Vor Metz. Das Rothschild'sche Schloß Ferrieres. Sedan. Dr. Johann Jacoby.

Mannigfaltigkeiten.

Aus La Ferrieres, 22. September, wird der „Presse“ geschrieben: „Der König von Preußen ist nicht der Gast des Herrn v. Rothschild, sondern er hat sich ganz einfach mit seinem Gefolge dort einquartirt. Im Schlosse sind nur wenige freiherrliche Diener zurückgeblieben. Das königliche Hoflager benutzt die Räume des Schlosses, nichts weiter. Die königlichen Köche verarbeiten die gewöhnliche Lieferung der Offiziere, und getrunken werden die von Berlin eintreffenden Weine. Was man an Gemüse und Obst aus den Rothschild'schen Gärten verbraucht, wird auf Heller und Pfennig bezahlt. Den Rothschild's erwächst aus dem Aufenthalte des Königs in Ferrieres nicht der geringste Nachtheil. Die Gärten, Felder, Wälder und Seen der Besitzung haben einen Flächenraum von zwei Meilen. Berühmt sind ganz besonders die Fasanerie und die Obstgärten. Aus dem Schlosse entfernt sind alle beweglichen Kostbarkeiten geringerer Dimension. Was zurückgeblieben ist, hat, wie ein österreichischer Kellermeister des Barons mir erzählt, noch immer einen Werth von zwölf Millionen Franken.“

Nach den über den Belagerungspark von Straßburg veröffentlichten Nachrichten haben dort von den neuen Monstregeschützen nur die gezogenen Mörser Verwendung gefunden. Das Kaliber derselben wird zu 21 Centimeter bezeichnet, was dem Geschoßgewicht nach etwa dem 200-Pfünder entsprechen würde. Als das hauptsächlich angewendete Geschütz wird der neue kurze 24-Pfünder angeführt, der erst mit dem letzten Frühjahre den Geschützen der norddeutschen Belagerungsartillerie hinzugefügt worden ist. Das Material desselben wurde damals als Gußeisen angegeben, und es ist dieses Geschütz mit den bisher vorzugsweise zu Marinezwecken bestimmten 24pfündigen Gußstahl-Ringgeschützen nicht zu verwechseln. Zu der Belagerung von Paris scheinen jedoch nicht nur diese Geschütze, sondern selbst die acht- und neunzölligen Gußstahl-Marinegeschütze oder 200- und 300-Pfünder mit herangezogen zu werden. Die Wirkung einer Beschießung aus diesen noch nie bei der Belagerung einer Landfestung angewendeten Riesengeschützen müßte eine wahrhaft furchtbare sein, und bleibt nicht daran zu denken, daß Mauerwerk irgend einer Art den Geschossen derselben zu widerstehen vermöchte.

Als Napoleon und Bismarck bei Sedan beisammen saßen, sagte Ersterer: »Votre cavalerie formait autour de votre armée un rideau impénétrable.« (Ihre Reiterei bildete um ihr Heer einen undurchdringlichen Vorhang.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 223 Dienstag, 11. Oktober 1870

Auf Vorposten.

(Von Hans Wachenhusen.)

27. September.

Gestern Abend bin ich von Meudon zurückgekehrt, von wo aus ich Ihnen bereits eine flüchtige Mittheilung über die Okkupation des Plon-Plon-schen berühmten Schlosses durch die 5. Jäger und das 59. Regiment sandte. Der Prinz hat es bekanntlich vorgezogen, sich mit diesem Kriege nicht zu befassen. Er ist kein Held und fühlte nur einmal das Bedürfniß, seinen Mutg auf die Probe zu stellen, nämlich im Krimkriege. Die Kolik durchkreuzte seine Kriegerbahn sehr schnell, er ging nach Paris zurück und die böse Welt sagte von ihm: le prince impériale préfère les tranchées à Paris aux tranchées devant Sébastopol. Seitdem hat er sich auf die Touristerei verlegt und ist bald am Nordpol, bald in Italien, während die arme Clotilde die Zurückgezogenheit in Meudon liebte.

Ich weiß nicht, ob unsere Jäger in Meudon bei ihrem Einzuge auch so interessante erotische Bilder vorgefunden, wie man sie in Chalons fand, wo alle Wände, selbst in den Gemächern der Kaiserin mit Nuditäten und adamitischen Gruppirungen bedeckt waren; ich sah in dem Schloß alle Zimmer ausgeräumt, nur auf dem Korridor hingen zwei große alte und werthlose Oelgemälde, und die Marmorstatuen in der Halle mochten wohl zu schwer gewesen sein, um sie fortzubringen.

Nichts ist übrigens erklärlicher, als die Leere des Schlosses. Die Nationalgarde hat auch hier in einer furchtbaren Weise gehaust und ihre ganze Rachsucht an dem Eigenthume Plon-Plon's ausgelassen.

Wie ich schon gestern schrieb, hatte man die schönsten strategischen Absichten mit dem Schloß; man hat gearbeitet, daß es eine Lust ist, alle die schönen Befestigungen zu sehen; aber man ist eben davon gegangen, hat Alles Stehen und liegen gelassen, als die Preußen Versailles besetzten und hat sich über die Seine gegen Billancourt zurückgezogen, um von dort aus jedem, der den Arm über die Terrasse des Schlosses streckt, ganze Salven von Kugeln zu senden.

Unsere 59er treiben auch schon ihren Scherz mit den französischen Vorposten. Wie in Sèvres haben sie sich eine Puppe an einer Stange ausgeputzt. Kommt ein Gast zu den Vorposten, um die Stellung zu sehen und die Franzosen zu beobachten, so wird die Puppe auf der Terrasse aufgerichtet und sofort fliegen die Kugeln daher.

Indeß hindern dieselben nicht, daß man stundenlang in dem Eckfenster der zweiten Schloßetage steht, um das herrlichste Panorama der ganzen Stadt zu überblicken. Da liegt das Fort Valerien, gerade zu unseren Füßen das Bois de Boulogne, Auteuil, Passy, das Marsfeld, darüber Batignolles, Clichy und der Montmartre. Dort rechts das Pantheon und die Notredame, dort drüben links die Madelaine, der Triumphbogen, dazwischen das ganze ungeheuere Häusermeer, von der Seine getheilt, deren Brücken wie weiße Linien den Fluß durchschneiden. Die schönste Abendsonne vergoldet die Spitzen der Thürme, glitzert auf der goldenen Kuppel des Invalidendoms und lagert über den bleichen Mauern der Häuser, über den mathematischen Konturen der Forts und Schanzen.

Und wenn der Abend herabsinkt, erglänzen Millionen von Flammen wie Irrlichter über und zwischen den steinernen Chaos, millionenstimmig dringt der Lärm der aufgeregten Bevölkerung zur Schloßterrasse herauf; die Stille rings umher läßt uns jedes Geräusch unterscheiden; wir hören Signale, Militärmusik, das Rasseln der Wagen, das Schreien der einzelnen Stimmen, wir hören Tanzmelodien sogar, die Marseillaise und die Clodochequadrille, hören das Aufschreien der Tanzenden auf der improvisirten Tenne in den Gärten, in den Lagern der Franktireurs und Nationalgarden, das Kreischen von Weiberstimmen, mit einem Wort, den ganzen babylonischen Lärm einer Bevölkerung, die sich wie Nebukadnezar unter den Trümmern ihrer Hauptstadt begraben will und durch Bacchanalien sich selbst zu betäuben sucht.

Und sie haben wohl Recht, die wenigen Tage zu benutzen, denn man wird ihnen schwerlich lange

Zeit lassen, bis der große Todtentanz beginnt, der uns lehren wird, wie weit ihr Heroismus reicht.

Selbstverständlich ist es mir versagt, von dem zu schreiben, was bei uns vorgeht. Ich denke von morgen ab wieder ganz bei den Vorposten draußen zu bleiben, und mir die interessantesten Punkte zu wählen, die ich wohl abwechselnd auf der Linie zwischen St. Germain und Meudon zu suchen haben werde, weil von den Höhen hier die ganze Stadt zu überblicken ist. Es wird das wieder eine so ganz eigenthümliche Villeggiatur werden, die schönsten Schlösser und Landsitze, die reizendsten Villen, Gärten und Parks stehen überall zu Gebote; sie sind alle, wie ich sie schon geschildert, öde oder todt, ausgeräumt bis auf die letzte Matratze, aber es bleibt eben nichts übrig, als sie für eine Nacht zu okkupiren und die Burschen auf Jagd nach Lebensmitteln auszusenden. Mehrere sehr glänzende Schlösser habe ich mir bereits ausersehen; sie haben die schönsten Blumen-Partien, die seltensten Treibhäuser, Bronzen, Lustres, Statuen und Spiegel, aber vergebens würde man nach einem Stück Brod darin suchen; sie bieten auch die herrlichsten Fernsichten auf Paris und das ganze Seine-Babel, aber sie liegen in der Schußlinie der franz. Granaten, die an ihren Mauern bereits sehr merkwürdige Stuckatur-Arbeiten geleistet haben. Am liebsten bezöge ich während des Bombardements einen feuerfesten Geldschrank, aber wo ihn finden? Jedenfalls denke ich Versailles zu verlassen, denn die Wohnungen in den Hotels hier sind rar; ich lebe schon mit meinem amerikanischen Ambassadeur in einem Zimmer, doch hat er die Gewohnheit, Nachts im Schlafe englische Unterhaltungen anzuknüpfen und zu schnarchen, daß ich erwachend mitten unter einem Mitrailleusen-Gerassel zu liegen glaube.

Auf jeden Fall werde ich meinen Herbstaufenthalt in den schönsten Landsitzen wählen, zunächst wohl in St. Cloud, wo vorgestern der Herzog Max von Württemberg seine Neugier mit einigen Kugeln büßte, von denen eine ihm den Kopf verletzte. Der Herzog hatte die Absicht, mit einigen Kavallerie-Offizieren nach dem Diner eine Privat-Rekognoszirung gegen das Seine-Ufer zu machen, wie das bei den Vorposten aber Jedem ergehen kann, der den Kopf über einen Zaun streckt, umsausten ihn sofort die Chassepots.

Seit gestern erscheinen zahlreiche Eiserne Kreuze auf der Brust der hier umher liegenden Soldaten und Offiziere aller Regimenter. Der Kronprinz selbst überreichte sie ihnen bei der Parade am Fuße der Reiterstatue Ludwig's XIV. im Beisein aller der steinernen französischen Helden, welche den Schloßhof umringen, und erschien am Nachmittage im Schlosse von Meudon, um die dortige Stellung zu inspiziren, jubelnd empfangen von den Soldaten, die für den Thronerben eine Verehrung, eine Begeisterung zeigen, wie sie wohl kaum schon einem Prinzen gezollt worden.

Wir waren eben im Schlosse beschäftigt, dem abwesenden Plon-Plon einige Flaschen Wein auszutrinken, als der Kronprinz erschien und sich mit jedem von uns in seiner heiteren herzgewinnenden Weise unterhielt. „Die Instrumente sind da, der Tanz kann bald beginnen," sagte der Kronprinz kürzlich, wie ich schon erwähnt; ich darf hinzusetzen, daß die Bayern auch einige eigene Mitrailleusen herbei gebracht haben, die zum Kampf benutzt werden sollen. Ich kenne ihre Konstruktion noch nicht, hoffe sie aber bald zu sehen. Es wird ein furchtbar großartiges Schauspiel werden, wenn das Bombardement und der Sturm los geht; aber mag es lieber heute als morgen geschehen, denn alle wünschen das Ende herbei.

Vom Kriegsschauplatz.

Uber die Festung Schlettstadt, deren Belagerung bevorsteht, schreibt die „N. Fr. Pr.": Schlettstadt hat 11,000 Einwohner und liegt am linken Ufer der von Colmar ab schiffbaren Ill, welche von Mühlhausen ab, wo mehrere Schienenwege sich sammeln, in einiger Entfernung links von jener Eisenbahn begleitet wird, die bei den Kanonen von Schlettstadt vorbei die Zentralfestung für Süd-Frankreich, nämlich Lyon, über Besançon und Belfort mit Straßburg, welches nun den Ausgangs- und Basispunkt der Operationen der deutschen Truppen gegen Mittel- und Südfrankreich bilden wird, am kürzesten verbindet. Zudem liegt Schlettstadt kaum eine Meile östlich vor der Thalmündung, durch welche die Straßen in das Gebirge treten, die über St. Marie-aux-Mines, resp. über Viller und Saales — Beide einerseits nach St. Dié in das Meurthethal und somit nach Luneville und Nancy, andererseits in das Thal der oberen Mosel, nach Epinal und weiter nach Vesul und Langres führen. Auch führt von Schlettstadt über St. Marie-aux-Mines-Luneville eine allerdings auf eine kurze Strecke unausgebaute Eisenbahnlinie. Das kleine Schlettstadt liegt somit recht einflußreich, und zwar in vollständiger Ebene, rechts sich an die Ill anlehnend, die, durch mehrere ihr gehörende Wasserrinnen verstärkt, der Ostfront des Platzes Stärke verleiht. Die Befestigungen von Schlettstadt [illegible] nach dem Bastionär Tracé mit Ravelinen angeleg[illegible],

die Gräben können mit Wasser gespeist werden. Die Kriegsbesatzung besteht aus 1500 Mann und 332 Pferden.

Die Trompete von Gravelotte*).

(Von Ferdinand Freiligrath.)

Sie haben Tod und Verderben gespie'n:
Wir haben es nicht gelitten.
Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterie'n,
Wir haben sie niedergeritten.

Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt,
Tief die Lanzen und hoch die Fahnen,
So haben wir sie zusammengesprengt, —
Kürassiere wir und Uhlanen.

Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt;
Wohl wichen sie unsern Hieben,
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben.

Die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft,
So lagen sie bleich auf dem Rasen,
In der Kraft, in der Jugend dahingerafft, —
Nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen!

Und er nahm die Trompet', und er hauchte hinein:
Da, — die muthig mit schmetterndem Grimme
Uns geführt in den herrlichen Kampf hinein,
Der Trompete versagte die Stimme!

Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz,
Entquoll dem metallenen Munde;
Eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz, —
Um die Todten klagte die wunde!

Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,
Um die Brüder, die heut' gefallen, —
Um sie alle, es ging uns durch Mark und Bein,
Erhub' sie gebrochenes Lallen.

Und nun kam die Nacht, und wir ritten hindann;
Rundum die Wachtfeuer lohten;
Die Rosse schnoben, der Regen rann —
Und wir dachten der Todten, der Todten!

*) Wir fanden dieses rührende, neueste Gedicht von Freiligrath auf Seite 260 der illustrirten Zeitschrift „Das neue Blatt" Nr. 43. Verlag von A. H. Payne in Leipzig. Nach einem jüngst durch die Blätter laufenden Schreiben des Majors im Magdeburgischen Kürassier-Regiment Grafen Schmettow ist das im Gedicht Mitgetheilte eine Thatsache. D. Red.

Mannigfaltigkeiten.

Ein Offizier vom 34. Infanterie-Regiment schrieb aus dem Lager vor Straßburg an seinen in Berlin lebenden Vater: Eines Abends hatte er ermüdet von den Anstrengungen des Tages, da er die folgende Nacht keinen Dienst hatte, sein Lager aufgesucht. Dasselbe befand sich in einem kleinen einstöckigen Häuschen in einer Kammer, die er mit seinem Burschen theilte. So müde er war, konnte er jedoch nicht einschlafen, ein beängstigendes Gefühl, wie er es noch nie empfunden, ergriff ihn und peinigte ihn derart, daß er schließlich wieder aufstand, um durch einen Gang ins Freie sein Blut zu beruhigen. Kaum hatte er die Thürschwelle überschritten, da schlug eine feindliche Bombe durch das Dach in die eben von ihm verlassene Kammer ein und explodirte hier. Das Geschoß richtete eine so furchtbare Verheerung an, daß auch nicht ein Stück in der Kammer ganz blieb und der Offizier unfehlbar seinen Tod darin gefunden hätte, wenn er dieselbe nicht zur rechten Zeit verlassen gehabt. Stücke von dem zerschmetterten Revolver des Offiziers, welchen er kurz vorher in der Hand gehalten, waren bis an die Decke geschleudert und in derselben stecken geblieben; auch das Gewehr des Burschen war entzwei geschlagen. Zwei Packete Patronen, die auf einem Tische gelegen hatten und mit entzündet worden waren, hatten zu der Zerstörung noch das Ihrige beitragen helfen. Der Offizier hat zwar seine gesammten Effekten eingebüßt, unter den obwaltenden Umständen hat er den Verlust jedoch sehr bald verschmerzt.

Bekanntlich ließ Papst Leo IV. im Jahre 848 die ältere Peterskirche und den Vatikan, welche außerhalb des befestigten Theiles der Stadt Rom lagen, mit Mauern umgeben, um dieselben vor den Streifzügen der Sarazenen zu schützen. Deßhalb wurde dieser am rechten Tiberufer gelegene Stadttheil, welcher bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts als ein von Rom getrennter Theil betrachtet wurde, die Città Leonina genannt. Erst vor wenigen Jahren wurden die Bollwerke weggeräumt, welche von der Engelsburg diese Vorstadt von der Tiberseite her beschützten. Das in eine Zitadelle umgewandelte Grabmal Hadrian's an der östlichen Seite, die vatikanischen Gärten an dem westlichen Ende bilden die Gränzen dieser etwa 6000 Einwohner zählenden Vorstadt, welche, rings- um mit ihren tausendjährigen Mauern umgeben, blos durch zwei Thore zugänglich war, bis Alexander VI. jenes Thor zerstören ließ, das in den

Transstivere führte und die Mauern hinwegräumen ließ, welche gegen die Engelsbrücke lagen.

Ein Silberbarren im Werth von 3123 Dollars wurde dem „Fremdenblatt" zufolge vom Staate Nevada als patriotische Gabe an das Central-Hülfs-Komite in Berlin abgesandt. Der Barren trägt folgende Inschrift in deutscher Sprache: „Für die Verwundeten und Wittwen und Waisen der Gefallenen im deutsch-französischen Kriege 1870; vom Staat Nevada." Darunter in englischer Sprache: „Deutschland im Kampf für Einheit und Civilisation fordert die Sympathie des republikanischen Amerika. Wir vermögen nicht das Schwert zu ziehen, doch wollen wir die Wunden lindern helfen. Virginia, Nevada."

In Mainz sind 14 Kasten öffentlich aufgestellt, in welche von den Vorübergehenden Cigarren für die Verwundeten niedergelegt werden. Auf diese Weise wurden bis jetzt bereits mehr als 2000 Stück gesammelt. In einem Kasten allein wurden außer mehreten Hundert Glimmstengeln aller Qualität 47 fl. 30 kr. an baarem Gelde gefunden. Rührend ist das einmüthig menschliche Mitgefühl, das sich in den beigefügten Papierblättchen kundgibt. Ein 20-Frankenstück war begleitet mit den Worten; »Un officier français, charmé de cette idée, pour les blessés«, und ein Engländer, der ein 10-Guldenstück gab, spricht in sonst unleserlichen Zügen seine Befriedigung aus über »such a good idea.«

[Meteoriten.] Das k. k. Mineralienkabinet hat eine interessante Bereicherung durch einen Meteoriten von 103 Zollpfunden, erfahren, welcher in der Wüste Atacama in Chile gefunden wurde. Derselbe ist ein flacher Körper von 13 Zoll Durchmesser, der auf einer Seite eine eigenthümliche feingrubige Oberfläche zeigt. Das k. k. Hofmineralien-Kabinet besitzt nunmehr unter der reichen Zahl seiner Meteoriten drei große Eisen-Meteoriten, und zwar den Elbogen (genannt „der verwünschte Burggraf") von 158, den Agramer von 78 und den aus Atacama von 103 Zollpfunden Gewicht.

[Grubenunglück.] Ein trauriger Unfall ereignete sich am 5. d. Mts. in Nuczic (Bezirk Smichow). In den dortigen Eisenwerken wurden in einer Grube die fünf Häuer Anton Urban, Joseph Malecek, Marzanek, Wenzel Krejci und Franz Skoupy durch einen Einsturz verschüttet. Als man sie herausgrub, waren sie sämmtlich bereits todt.

In Chatenai aux roses ist bekanntlich Voltair geboren. Sein Geburtshaus ist ein kleines, zweistöckiges Gebäude, mit der Nummer 63 bezeichnet. In einer spitzen Giebelnische des Daches befindet sich das von einem Gitter umschlossene Brustbild des großen Satyrikers mit der Umschrift: »Voltaire né à Chatenay.«

[Selbstmord.] In Magara hat sich eine Bäuerin erhenkt und zwar in Verzweiflung darüber, daß sie im Irrthum mit Banknoten im Werth von 300 fl. Feuer angemacht, welche ihr Mann vom Pelsöczer Markt heimgebracht hatte.

So eben erhalte ich durch die provisorische Regierung zu Paris-Tours unverhofft das Dekret als offizieller Berichterstatter. Indem ich meine lohnende Stellung sofort antrete, sage ich hiermit allen werthen Freunden und Bekannten auf diesem Wege als erste Lüge Adjö.

Münchhausen
vor Kurzem noch im Elysium.

Nachdem Bazaine bisher für den Kaiser kämpfte, ficht er jetzt für — Ochsen. Seine neuesten Ausfälle gelten allein der Eroberung dieser zarten Seelen, die er zum Fressen gern hat. (Grog.)

Räthsel.

Groß ist die Macht, die mir verlieh'n:
Es sei der Weiseste, zum Narren mach' ich ihn,
Es sei der Stärkste, ich werf' ihn nieder.
Der Traur'ge singt, wenn ich gebiete, frohe Lieder,
Ich lehre Zank, und trenne liebe Brüder.
Des Herzens Heimlichkeit trag' ich im Mund herum,
Ein Stummer wird beredt; Geschwätz'ge mach ich stumm.
Der Arme wird ein Fürst, der Fürst ein Gott
Durch mich; der Alte leicht zum Kinderspott.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 224 Mittwoch, 12. Oktober 1870.

Die Raubkriege der Franzosen in Deutschland.

(Ein Auszug aus dem Werke: „Der große Entscheidungskampf zwischen Deutschland und Frankreich" von Th. Griesinger.)

Auf dem Thron von Frankreich saß zur Zeit des 30jährigen Kriegs Ludwig XIII., ein Regent von sehr mittelmäßigen, wenn nicht geringen Gaben, und man hätte also glauben sollen, daß unter seiner Regierung nie etwas Großes würde unternommen werden; allein dennoch wurde unter ihm der Grund gelegt zu jener furchtbaren Erhebung Frankreichs, welche später bis fast zur Weltherrschaft führen sollte, denn er überließ die Regierung einem Manne, welcher in Beziehung auf Verstand, Willenskraft, Kenntnisse und Thätigkeit, zugleich aber auch in Hinsicht auf Stolz, Anmaßung und Gewaltthätigkeit von einem Dritten nicht wohl übertroffen werden konnte. Dieser Mann hieß mit seinem ganzen Namen Armand Jean du Plessis, Herr von Richelieu, und gehörte einer nicht besonders bedeutenden adeligen Familie im Poitou an. Von der Natur aber, wie schon angedeutet, geistig und körperlich ganz ungewöhnlich begünstigt, überragte er schon in früher Jugend alle seine Altersgenossen in den Studien, und brachte es, nachdem er sich, achtzehn Jahre alt geworden, der Theologie gewidmet, durch schnell erworbene Gönner so weit, daß er mit dem zweiundzwanzigsten Jahre anno 1607 das Bisthum von Luçon erhielt. Gleich darauf machte er die Bekanntschaft der Königin-Wittwe Marie von Medici, der Mutter des jungen Ludwig XIII., und dieser Frau wußte er sich so unentbehrlich zu machen, daß sie ihn nach Kurzem schon zu ihrem ersten Rathgeber erkor. Damit begnügte er sich aber nicht, sondern sein ganzes Streben ging vielmehr dahin, in den Staatsrath zu kommen, das heißt unter die Räthe oder Minister des Königs aufgenommen zu werden, und dieß gelang ihm auch richtig im Laufe des Jahres 1624. Ja wohl, er wurde Rath des Königs und weil er alle seine Miträthe und Mitminister in hohem Grade überragte, bekam er den überwiegendsten Einfluß auf den Monarchen. Noch mehr, die andern Minister mußten, wenn sie nicht ganz mit ihm übereinstimmten, ihre Stellen aufgeben, und so wagte es nach wenigen Monaten schon kein Mensch mehr, die Pläne und Befehle des allmächtigen Premiers zu durchkreuzen. Selbstverständlich aber hiebei war, daß sein hoher Gönner, der König, ihn von einer Stufe zur andern beförderte und ihm nicht bloß den Herzogstitel verlieh, sondern auch nicht ruhte, als bis der Papst den Kardinalshut hinzugefügt hatte.

Wie nun aber regierte der Kardinal Richelieu? Vor Allem suchte er die Macht des Königs im Innern des Reiches zu heben und dieses Bestreben verdient die höchsten Lobsprüche. „Als ich die Geschäfte übernahm", schreibt er selbst in seinen hinterlassenen Memoiren, „benahmen sich die Großen, als wären sie keine Unterthanen, und die Befehlshaber in den Provinzen, als wären sie unabhängige Herren." So verhielt es sich auch wirklich, allein wie schnell wußte nicht der Kardinal Ordnung zu schaffen! Schonungslos setzte er jeden Gouverneur ab, der sich der königlichen Gewalt zu widersetzen wagte oder auch nur Saumseligkeit im Gehorchen bewies, und die hochadeligen Herren selbst bis zu den Prinzen von Geblüt hinauf mußten ohne Gnade das Land verlassen, wenn sie nach früherer Gewohnheit einen allerhöchsten Befehl mißachteten. So brachte er die königliche Gewalt, die in den letzten Jahren sehr in die Brüche gegangen war, wieder zu Ehren, und Recht und Gesetz florirten nun überall. Nicht minder sorgte er auch für eine bessere Finanzverwaltung, und besonders für die richtige Vertheilung der Steuern, denn man sollte in Frankreich künftig nicht mehr sagen, daß auf Unkosten der Armen und Arbeitenden die Reichen und Vornehmen im Müßiggang schwelgen dürften. In Gemäßheit aber der immer reichlicher fließenden Einnahmsquellen verbesserte er das Heerwesen, und bald stand mitten im Frieden eine keineswegs zu verachtende Armee auf den Beinen.

So wußte der Kardinal Richelieu mit unermüdeter Thätigkeit für das allgemeine Beste zu sorgen, und alle Welt in Frankreich hielt ihn daher in höchsten Ehren.

Doch jetzt, wie er so weit war, erlaubte er sich eine That, welche ihn mit den Jesuiten in Deutschland auf eine und dieselbe Stufe stellt, und jeder Edeldenkende wird ihn wegen derselben verdammen müssen. Schon seit der Reformation hatte in Frankreich der Protestantismus festen Fuß gefaßt, und selbst die gräßliche Bartholomäusnacht war nicht im Stande gewesen, ihn auszurotten. Die Leute ließen nun einmal nicht von ihrem Glauben; im Uebrigen aber leisteten sie der Obrigkeit den pünktlichsten Gehorsam und Ludwig XIII. besaß keine loyaleren, fleißigeren und tüchtigeren Unterthanen als sie. Wie würde nun in unseren Tagen selbst in einem gut katholischen Lande ein großer Staatsmann gegen solche Unterthanen verfahren sein? Ei natürlich, er hätte sie gerade so behandelt, wie die katholischen Bürger. Duldsamkeit und Gleichheit des Rechts für Alle ist jetzt erster Grundsatz in einem zivilisirten Staate; allein diesem Grundsatze huldigte der Kardinal Richelieu, so ein großer Geist er sonst war, keineswegs. Im Gegentheil vermeinte er, seinem Vaterlande nur dadurch endgültige Ruhe zu verschaffen, wenn er die Hugenotten — diesen Namen führten die Protestanten bekanntlich in Frankreich — vollständig ausrotte, und dieser seiner Ansicht gemäß verfuhr er.

Noch im Jahre 1627 also begann er seinen Vertilgungskrieg, und selbstverständlich setzten sich die Hugenotten, bei denen es sich um Sein oder Nichtsein handelte, mit aller Kraft zur Wehre. Die größere Macht jedoch war auf Seiten des Kardinals Richelieu, und somit mußten sich die Angegriffenen im Herbste des Jahres 1628, nach der Erstürmung von La Rochelle, auf Gnade und Ungnade unterwerfen.

Freilich furchtbare Opfer hatte der kurze, kaum zweijährige Krieg gekostet, denn die Hugenotten hatten sich bis auf den letzten Mann gewehrt und nur über Haufen von Leichen konnte Ludwig XIII. in die eroberte Stadt ziehen. Doch was lag daran? Das Hugenottenthum lag jetzt in den letzten Zügen und nach einem nur zweijährigen Kampfe war für Frankreich Das erreicht worden, um was in Deutschland seit mehr als einem Jahrzehnt vergeblich gestritten wurde.

So gelang es dem Kardinal Richelieu, im Innern Frankreichs Ordnung zu schaffen und alles Parteiwesen daselbst auszurotten. Die königliche Macht war wieder erstarkt und konnte jeglichem Feinde trotzen. Nachdem aber der Kardinal es so weit gebracht, wohin warf er jetzt sein Augenmerk? Auf nichts Anderes, als darauf, Frankreich so zu vergrößern, daß es mit der Zeit allen andern Nationen der Welt Gesetze vorschreiben könne; ja, daß es im Stande sei, den Zwingherrn und Diktator in Europa zu spielen. Gewaltthätigkeit, Anmaßung und Frechheit sollten dem Auslande gegenüber von nun an in Frankreich allein noch maßgebend sein und an die Stelle des Rechts und der Wahrheit in der Politik sollte das Unrecht und die Lüge treten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Beschießung Straßburg's.

(Von einem, während der ganzen Dauer derselben in der Stadt Anwesenden.)

Der Ausbruch des Kriegs ward in allen größeren französischen Städten auf die Frankreich eigenthümliche, komödienhafte Weise begrüßt: Schaaren von Gassenbuben, Handwerks-Lehrlingen und der Mehrzahl nach feilen Dirnen liefen unter Absingen der Marseillaise und unter dem Rufen: à bas Bismarck! (Nieder mit Bismarck!) und allons à Berlin! (ziehen wir nach Berlin!) bis gegen Mitternacht durch die Straßen. Die Behörden erklärten, diesen kriegerischen Enthusiasmus der heldenmüthigen Jugend nicht stören zu dürfen und hinderten daher dieses wüste Treiben nicht. Dies war, was Straßburg betrifft, das Vorspiel zu dem Drama, das sich bald darauf während 48 Tagen und Nächten so furchtbar entwickeln sollte.

Die Schlacht von Wörth (6. August) war glücklich für Deutschland entschieden; die Armee Mac-Mahon's, dessen Heer anfänglich zum Schutze des Elsasses gegen deutsche Einfälle bestimmt war, furchtbar auf's Haupt geschlagen. Kleine feindliche Abtheilungen ließen sich von da an in den Umgebungen Straßburg's blicken; vorzugsweise in dem nahen Orte Schiltigheim, der in den Belagerungen Straßburg's in den Jahren 1813 und 1814 wegen seiner diesen Platz beherrschenden Lage stets eine wichtige militärische Rolle gespielt hatte, wurden Befestigungen von ihnen angelegt.

Gegen den 14. Aug. hin war Straßburg fast vollständig vom größeren Verkehr nach außen abgeschnitten; es kamen weder Bahnzüge noch telegraphische Depeschen mehr an. Das Vertrauen der Straßburger Bevölkerung auf ihre Festungswälle und ihre Zitadelle war indeß unbegränzt, da die Festung während der ganzen neueren Geschichte niemals von einem Feinde hatte genommen werden können.

Bereits am 10. August hatte der französische Oberkommandant Uhrich zur Beruhigung desjenigen Theils der Bevölkerung, welcher in Folge der von den französischen Truppen erlittenen Unfälle Alles für verloren hielt, anzeigen lassen, daß die Wälle mit 400 Kanonen armirt, und die Besatzung ohne die Nationalgarde 11,000 Mann stark sei. Für diejenigen, welche besorgten, daß der Platz bei einem

auf denselben erfolgenden Angriff sofort werde übergeben werden, fügte er hinzu: Derselbe werde so lange vertheidigt werden, als ein Soldat, ein Leib Kommißbrod und eine Patrone übrig seien.

Wir haben nicht die Absicht, noch den Beruf, eine militärische Beschreibung der Belagerung zu liefern; wir dürfen indeß einzelne Episoden derselben, die für immer in dem Gedächtniß der Belagerer haften, aber mehr noch in der Erinnerung der Belagerten unvergessen sein werden, nicht unerwähnt lassen.

Der 13. August bezeichnete den Beginn ernsterer Ereignisse für Straßburg. An den vorhergegangenen Tagen hatten die feindlichen Maßregeln meist nur in Rekognoszirungen badischer Dragoner bestanden. An diesem Tage (13.) fanden sich zwei Kompagnien des 2. Bataillons des 2. badischen Infanterieregiments in der Nähe des bei Schiltigheim gelegenen, zu Straßburg gehörigen St. Helenengottesackers ein. Von da an entspann sich zwischen ihnen und den auf den Festungswällen beim Steinthore postirten Belagerten ein lebhaftes Gewehrfeuer und eine ziemlich starke Kanonade. Am gleichen Tage begannen in der Stadt Verhaftungen Verdächtiger, welche des Spionirens für die deutschen Armeen beschuldigt wurden. Ein Theil der Straßburger Bevölkerung spielte eine unqualifizirbare Rolle hierbei.

Der Verfasser dieser Zeilen begegnete bei kurz dauerndem Durchwandern der Straßen öfters Volksgruppen, die unter furchtbarem Geschrei, das mehrere Straßen weit ertönte, und unter fortdauernden Mißhandlungen Leute, welche vielleicht nur aus Bosheit Einzelner als Verdächtige bezeichnet wurden, mit dem Rufe: „Schlagt ihn todt, den preußischen Hund!" vor die Polizei schleppten. In den meisten Fällen erwies sich die Anschuldigung als unerweisbar oder gänzlich unbegründet; der Betreffende war aber unterdessen halb todt geschlagen worden.

Ueberhaupt war das Benehmen der untern Klassen Straßburgs ein höchst tadelnswerthes. Dergleichen häßliche Scenen fielen stets vor, so wie Jemand in fremder Uniform unter Bewachung durch die hiesigen Straßen geführt wurde.

Nach allgemeiner Annahme lagen bis daher meist badische Truppen vor Straßburg. Dieselben beschossen von einer Batterie aus, die sie in der Nähe des Dorfes Hausbergen errichtet hatten, mit Feldgeschützen und einigen Haubitzen die Stadt. An demselben Tage (13.) war die erste dieser Haubitzen auf Dach und Kamin eines in der Kronenburger Straße gelegenen Hauses gefallen und hatte solches stark beschädigt.

Bekanntlich wird am 15. Aug., der sogenannte Napoleonstag, gefeiert. In diesem Jahre war in Frankreich allgemein verfügt worden, daß an diesem Tage nur wenige öffentliche Lustbarkeiten stattfinden sollten. Die Feierlichkeiten sollten auf religiöse Zeremonien beschränkt, namentlich sollte nicht geschossen werden.

Eine ziemliche Anzahl Privathäuser, alle öffentlichen Gebäude waren festlich beflaggt und in den Straßen wimmelte es von Menschen.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Die „Schles. Ztg." erzählt nachträglich eine tapfere That preußischer Militärmusiker in der Schlacht bei Sedan. Das 4. posensche Infanterieregiment Nr. 59 hatte in der Schlacht bei Sedan zum Vorgehen das Gepäck abgelegt und nur wenige bewaffnete Leute, so wie das Musikkorps zur Bewachung der Tornister zurückgelassen. Die Ersteren waren, nachdem sie ihre Gewehre abgelegt, mit einem Theil der Hautboisten, um Wasser zu holen, in das Dorf St. Monge hinabgestiegen, als plötzlich einer der zurückgebliebenen Hautboisten dem Musikmeister Müller meldete, daß er an der nahegelegenen Waldlisiere feindliche Infanterie und Kavallerie gesehen habe. Der brave Musikmeister rief sofort einige seiner zuverlässigsten Leute zu sich, bewaffnete dieselben mit den Gewehren der Musketiere, zog seinen Degen und rückte an der Spitze seiner Schaar gegen die ihm bezeichnete Lisiere vor. Wirklich sah auch er hier mehrere Infanteristen und Kavalleristen, welche den Saum des Waldes besetzt hielten. Ohne Besinnen ließ er das Gewehr fällen und eilte unter lautem Hurrah, seinen Degen schwingend, stürmend gegen den Wald vor. Einige Schüsse aus demselben hielten den Sturmlauf eben so wenig auf, als sie Schaden thaten; und als die Lisiere glücklich erreicht war, streckten zehn Infanteristen und drei Kürassire vor den braven Hautboisten ihre Waffen. Das freudige Erstaunen der aus dem Gefecht spät zurückkehrenden Bataillone über diese Waffenthat ihres friedlichen Musikkorps, das seitdem die todtbringenden Zündnadelgewehre längst wieder mit Piccolo und Klarinette vertauscht hatte, kann man sich denken. Dem braven Musikmeister W. Müller aber wurde für sein tapferes Verhalten vor dem Feinde das Eiserne Kreuz verliehen.

Ueber Neu-Breisach, das bekanntlich ebenso als ein Vertheidigungsposten gegen Alt-Breisach,

wie als französisches Ausfallthor gegen Deutschland unter Ludwig XIV. angelgt wurde, bemerkt die „Neue Fr. Presse“:

Die Befestigungen dieses Platzes sind fast regelmäßig nach Vauban's dritter Manier (befestigte Thürme) angelegt. Die Ostfront lehnt sich im Bogen an den die Stadt umfließenden Rhein-Rhone-Kanal an. Sowohl die Rheinstraße, als auch die wichtige, von Alt-Breisach kommende Straße, die dann über Colmar ins Gebirge tritt, müssen den Kanal unter den Kanonen der Festung überschreiten. Neu-Breisach liegt in kahler Ebene so nahe dem Rhein, daß das dicht am Strome, eine Viertelmeile von den Wällen der Festung entfernt erbaute Fort Mortier, an welchem die Straße von dem auf der badischen Seite gelegenen Alt-Breisach vorüberführt, unter demselben Kommandanten steht. Die normale Besatzung des Platzes zählt 3300 Mann, darunter 280 Reiter. (Fort Mortier, von wo aus Alt-Breisach in den 90er Jahren bombardirt und zerstört wurde, war ursprünglich, so viel wir wissen, ein auf dem linken Rheinufer errichtetes Vorwerk von Alt-Breisach, das später von den Franzosen „umgedreht“ und zur Deckung des eine gute halbe Stunde davon in westlicher Richtung gelegenen Neu-Breisach gegen Alt-Breisach und den Rheinübergang daselbst gerichtet worden ist. — D. Red. der „Karlsr. Ztg.“)

In Graz gab man jüngst eine Festvorstellung zum Besten der Wittwen und Waisen deutscher Krieger, wobei ein von Robert Hamerling gedichteter Prolog gesprochen wurde, dessen Schluß also lautet:

O deutsches Blut! wie liebtest Du zu hadern,
Dich zu befehden sonst in blinder Wuth!
Zusammen quollst aus allen deutschen Adern
Du nun versöhnt in eine Purpurfluth.
Im Lagerzelt, in dumpfen Lazarethen,
Da fand der Bruder seines Bruders Hand,
Und siegesfroh begrüßt' in Todesnöthen
Sein brechend Aug' ein einig Vaterland.

Der Märker hat den Bayer treu gefunden —
Verstummt ist im Gewühl, im Schwertgeklirr,
In Siegesjubelklang, bei Blut und Wunden
Uralter Zwietracht Wortgezänk. — Und wir?
Wie stand's mit uns in Deutschlands Schlachtentagen?
„Neutral“ war Oestreichs Hand und Oestreichs Erz —
Neutral? nicht ganz! Das Herz hat mitgeschlagen,
Das Herz Deutsch-Oesterreichs, das deutsche Herz!
Und fragen deutsche Brüder: Wo gewesen
Seid ihr, als der Entscheidung Stunde schlug,
Als rings, den tausendjähr'gen Bann zu lösen,
Germania nach ihren Söhnen frug,
Als sich in Siegesfreude, Todesnöthen,
Verjüngt das deutsche Volk, das deutsche Reich?
Wir sagen, frei die Stirn von Schamerröthen:
Deutsch-Oesterreich war mitten unter Euch!

Der wack're Stamm, der deutsches Eisen hämmert,
Bei Gott, der Stamm ist kein Thumelikus!
Schon als es nicht getagt, nur erst gedämmert,
Flog nordwärts frei so mancher deutsche Gruß.
Nicht ist's der erste, welcher heut' der Gränzen
In Treue spottet — und, so wahr im Schein
Der deutschen Sonne auch die Alpen glänzen,
Es wird nicht uns'rer Grüße letzter sein.

Mannigfaltigkeiten.

Den rothen Billardball hört man in Deutschland überall „Karoline“ nennen. Der anscheinende Mädchennahme ist aber in Wirklichkeit nichts Anderes, als eine Zusammenziehung aus dem französischen Worte „Caramboline“. Wer hat nicht vom Mäusethurm im Rhein gehört, in den Bischof Hatto floh, schließlich aber doch von den Mäusen, die ihn verfolgten, aufgefressen wurde. Geht man der Sache auf den Grund, so verwandelt sich der Mäusethurm in einen Mauththurm. Viele glauben, daß Sündfluth von Sünde herzuleiten sei; es ist aber nur eine populäre etymologische Entstellung der Form Sinfluot oder Sintflut, der großen Flut.

Die „Nordd. Allg. Ztg.“ schreibt: Eierpulver wird uns als ein kräftiges und gutes Nahrungsmittel bezeichnet, welches allen Familien empfohlen werden kann, an ihre Angehörigen ins Feld zu schicken. Hühnereier können auf die leichteste Weise in Pulverform zu späterem Gebrauche an Suppen, zu Eierkuchen, zu Brod ꝛc. bewahrt werden, indem man die Eier ausschlägt, quirlt, auf Teller gießt, bei gelinder Ofenhitze trocknet, bis eine feste Masse entsteht, welche dann gepulvert und in luftdicht verschlossenen Glasgefäßen trocken aufbewahrt wird. Ein Pfund solchen Pulvers ist ungefähr 50 Eiern gleich.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 225 Donnerstag, 13. Oktober 1870

Die Raubkriege der Franzosen in Deutschland.

(Fortsetzung.)

Freilich konnte der Kardinal Richelieu es sich nicht verhehlen, daß es Ströme von Blut kosten könne, bis Frankreich sich das Ziel, das er ihm setzte, erreicht haben werde; er konnte sich nicht verhehlen, daß die fluchwürdigen Kriege, die aus der französischen Frechheit hervorgehen müßten, Millionen ins Unglück, in die Verzweiflung stürzen würden; allein was lag ihm an dem Unglück, der Verzweiflung, dem Tod von Hunderttausenden, wenn es nur so weit kam, daß der Beherrscher Galliens sich hoch genug hinaufschwang, um allen andern Nationen mit dem Fuß auf den Nacken zu treten. Vorwärts also mit der Anmaßung, der Gewaltthätigkeit, der Frechheit, denn jetzt war der rechte Zeitpunkt, um das damals seinem Umfang nach noch ziemlich mäßige Frankreich auf Kosten Deutschlands bedeutend zu vergrößern!

Die protestantische Partei in Deutschland war nach den furchtbaren Verlusten, welche sie in der Schlacht bei Nördlingen am 7. September 1634 erlitten, nahe daran gewesen, gänzlich zu unterliegen, und in ganz Europa zweifelte fast Niemand an ihrem vollständigen Untergang.

Auch der Kardinal Richelieu war dieser Ansicht, aber plötzlich trat nun die Frage an ihn heran, ob er nicht dieser schon halbtodten Partei zu Hülfe eilen solle. Es ist richtig, er selbst war Katholik wie auch sein hoher Herr und König. Noch mehr, er war sogar ein hervorragender katholischer Kirchenfürst, da ihm ja der Papst den Kardinalshut verliehen hatte, und somit beging er ein schweres Verbrechen, wenn er den Protestanten Deutschlands gegen den gut katholischen Kaiser Ferdinand beistand. Ja, nicht bloß ein Verbrechen beging er, sondern sogar eine Niederträchtigkeit, weil er bekanntlich so eben erst den Protestantismus in Frankreich selbst mit größter Grausamkeit unterdrückt hatte.

Umgekehrt jedoch, wenn er nichts that, um die deutschen Protestanten aufrecht zu erhalten, mußte dann nicht die ohnehin schon übergroße Gewalt des deutschen Kaisers sich so heben, daß der König von Frankreich neben ihm gar nicht mehr aufkommen konnte? Gewiß, so weit durfte er es unter keinen Umständen kommen lassen, selbst nicht einmal, wenn er ein Verbrechen, eine Niederträchtigkeit begehen mußte, um es zu verhindern, denn die Größe und Gewalt Frankreichs ging ihm über Religion, Ehre und Gewissen. Endlich noch, wenn er sich mit den deutschen Protestanten in Unterhandlungen einließ, durfte er nicht hoffen, denselben seine Hülfeleistung unendlich theuer verkaufen zu können? Durfte er nicht gewiß sein, daß sie ihm beim künftigen Friedensschluß die Abtretung einer ganzen Provinz versprechen, und daß also Frankreich in hohem Maßstabe verstärkt und vergrößert aus dem Kriege hervorgehen müßte? Ja wohl, jetzt oder nie war der Zeitpunkt, in die Geschicke Deutschlands einzugreifen und Frankreich zum ersten Male als Diktator Europa's auftreten zu lassen!

So kam es, daß die Regierung von Frankreich noch im November des Jahres 1634 mit der protestantischen Partei in Deutschland gemeinschaftliche Sache machte und derselben alsbald eine Armee zu Hülfe sandte. So kam es denn weiter, daß bei dem Anno 1648 erfolgten Friedensschlusse Frankreich das große Wort führte und von der zu vertheilenden Beute den Hauptpart in Anspruch nahm. Ja wohl, mit einer Arroganz und Frechheit sonder gleichen verlangten die französischen Gesandten beim Friedenskongresse, der Graf d'Avaux an ihrer Spitze, daß man zu allererst die Entschädigungsansprüche Frankreichs für seine geleistete Hülfe erledigen müsse, und mit noch größerer Arroganz und Frechheit machten sie sofort ihre Ansprüche namhaft.

Worin nämlich bestanden diese?

In nichts Geringerem, als in der Abtretung des ganzen Elsasses mit den Bisthümern Metz, Toul und Verdun, aber ohne Straßburg, so wie in der Ueberlassung des Sund- und Breisgau's, der vier Waldstädte in Schwaben und den beiden Festungen Breisach und Philippsburg auf dem rechten Rheinufer.

Gewiß nur diese Kleinigkeit verlangten die Franzosen, und sie thaten es mit einer Stirne, als ob sie vollkommen im Recht seien. Auch mußten sie wohl warum, denn Deutschland war durch den vorhergegangenen dreißigjährigen Vernichtungskrieg total erschöpft und mußte sich Alles gefallen lassen. Somit erhielten die Franzosen richtig das Elsaß nebst Metz, Toul und Verdun und selbst den Sundgau, so wie Breisach und Philippsburg räumte man ihnen ein. Den Breisgau und die Waldstädte dagegen ließen sie sich abhandeln und versprachen auch, den Reichsstädten im Elsaß ihre bisherige Freiheit zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Auf Vorposten.

(Von Hans Wachenhusen.)

Choisy le Roi, 5. Okt.

Seit vier Tagen liege ich abwechselnd vor den beliebtesten Ausfallthoren von Paris, d. h. auf der Straße von Meudon bis Choisy le Roi, ohne etwas Nennenswerthes erlebt zu haben.

Am Montag Abend erreichte ich Sceau, wo die Bayern unter Brigadegeneral Meilinger ihre Posten bis Fontenay aux Roses mit der Feldwache bis Chatillon, also dicht unter die französischen Forts hinausgelegt haben. Einer der interessantesten Punkte, unmittelbar den Pariser Wällen gegenüber, Auge im Auge mit dem Feind. Trotzig blicken die französischen Schanzwerke herüber auf die Höhe von Sceaux, das Geknalle der Chassepots am Abhange der Höhe nimmt den ganzen Tag kein Ende und dazwischen dröhnen die Kanonen herab, denn die französischen Artilleristen schießen auf jeden Käfer, der vor ihnen über den Weg kriecht.

Sceaux mit seinem herrlichen Park, einem Lieblingsplatze der Pariser, liegt in dem Schußbereiche der französischen Kanonen, und so manche Kugel fliegt in die Dächer, in die Fronten der Häuser. Nichts desto weniger haben die Bayern sich so wohnlich wie möglich eingerichtet, trotz schwerem Vorpostendienst und häufigem Mangel an Lebensmitteln. Die letzteren fehlen oft Tage lang; die Truppe ist dann auf Kartoffel angewiesen; doppelt schmeckts aber, wenn wieder neuer Proviant gefaßt wird, und die Vorsehung und der richtige Instinkt läßt sie immer wieder einen neuen, mit Weinfässern gefüllten Versteck auffinden.

Am Abend des 3. ließen die von der Feldwache gemachten Beobachtungen auf eine Konzentrirung von Truppen in der Richtung auf Bicetre schließen. Am 4. des Morgens also schlug ich den Weg dorthin ein über Bourg la Reine und L'Hay. Der die Feldwache kommandirende Offizier erklärte mir jedoch, ich möge nicht unterhalb der Forts gehen, da selbst den Offizieren und Soldaten dieser direkte Weg auf Chevilly als zu gefährlich verboten sei, weil das Erscheinen irgend eines lebendigen Wesens auf dieser Straße sofort eine Kanonade hervorrufe. Mir blieb also nichts übrig, als den Weg durch den Park einzuschlagen, in dessen Teich noch heute die beim Abziehen der Franzosen zurückgelassenen Geschütze liegen. Der Weg im Park gab mir noch Gelegenheit, das Observatorium des Schlosses zu besteigen, freilich um wieder auf dieselben, mir schon so geläufig gewordenen Fortifikationen hinabzublicken. Die Feldwachen beschlichen sich zu unseren Füßen gegenseitig, die unserigen gleichgültig gegen alle die überflüssigen Kugeln, mit welchen sie überschüttet wurden.

Ein interessanter Beitrag zu der Geschichte des Militarismus in Frankreich ist folgender Vorfall: Vorgestern Nachmittag kommt ein französischer Offizier ohne Säbel über unsere Vorpostenkette geritten. Man läßt ihn ruhig kommen, faßt ihn dann aber ab. Der Offizier wundert sich darüber, daß man ihn einfange, da er nur die Absicht habe, sich nach seinem Bruder zu erkundigen, der in Gefangenschaft gerathen. Man führt ihn natürlich ab und vermuthet übrigens, daß er sich nicht ohne Absicht in unsere Vorposten gewagt habe.

Schon um 2 Uhr Morgens ist heute Alles munter; die Fenster der von den Einwohnern verlassenen Häuser erleuchten sich. Die Kompagnieen treten bereits an. In meinem Kamine in der Wohnung des allen seinen Gläsern und Schachteln entlaufenen Apothekers lodert das Kaminfeuer lustig. Alte Kistendeckel fliegen in den Kamin, um die Flamme zu erhalten, denn die Nächte sind kalt, bitter kalt und zum Glück liegen alle unsere Truppen in Kantonnements.

Stunden lang wartete ich vergebens. Der Tag graute, die Ablösung der Vorposten ist geschehen und noch immer kommt keine Granate in die Stadt geflogen. Sie haben drüben die Zeit verschlafen oder sie sind sehr friedfertig gestimmt. Jetzt ist's 7 Uhr, da ich diesen Brief schließe, und keine Aussicht auf kriegerische Ereignisse.

Die Langeweile schleicht sich allmählich bei den Vorposten ein. Es ist nicht angenehm, ein Gewehr in der Hand zu haben, sich die Chassepots unter die Nase brennen zu lassen, ohne zu erwidern. So wird es wohl bleiben, bis das Bombardement beginnt, wenn nicht die Konstituante inzwischen Raison annimmt.

Hyrtel's erste Vorlesung.

Wien, 10. Okt.

Für heute um 2 Uhr war die Eröffnung der anatomischen Vorlesung Professor Hyrtl's angekündigt, in welchen der berühmte Anatom ein allgemein interessirendes, die Anatomie nicht geradezu unmittelbar berührendes Thema zu behandeln gewohnt ist.

Schon um die Mittagsstunde hatte sich der Hörsaal mit Studirenden der verschiedenen Fakultäten, mit Doktoren und Laien zu füllen begonnen und eine Stunde vor Beginn war in dem großen Raume kein Plätzchen mehr zu finden.

Bei Eintritt des beliebten Professors brach ein wahrer Beifallssturm aus und sichtlich von Freude bewegt begann er sein Thema: „Die Behandlung der menschlichen Kadaver bei den alten Kulturvölkern und den Einfluß derselben auf die Ausbildung der Anatomie."

So verschieden auch die Sitten und Gebräuche in der Behandlung der Leichname bei den einzelnen Völkern waren, bemerkte der Redner, so findet man doch überall denselben Gedanken, den des Fortlebens nach dem Tode. Daher kam es auch, daß Niemand den Muth besaß, den menschlichen Leichnam der Wissenschaft nutzbar zu machen und ihn, so lange er noch nicht durch andere Einflüsse zerstört war, in seine Theile zu zerlegen, ihn, wie es jetzt geschieht, zu seciren. Die Folge war, daß man sich mit anderen ähnlichen Organismen bei Studium des Menschen begnügen mußte und oft falsche Vorstellungen über das Wesen des menschlichen Organismus zu Tage gefördert wurden.

Galen, der Leibarzt des römischen Kaisers Commodus, der größte medizinische Gelehrte seiner Zeit, mußte nach Alexandrien reisen, um ein Skelett zu studiren; in Europa fand sich keines vor. In meisterhafter Weise schildert der Redner die Sorgfalt, die die Aegyptier auf ihre Todten verwendeten, das Einbalsamiren derselben; die grausame Art, wie die Perser, ein sonst in der Kultur hochstehendes Volk, ihre Verstorbenen den Raubthieren preisgaben und nur die Gebeine beerdigten; den Pomp, mit dem die Römer die Leichname der Ihrigen bestatteten und die Rücksichtslosigkeit, mit der sie die ihrer Sklaven behandelten. Bei dieser Gelegenheit erinnerte er daran, daß dadurch der Anlaß zur Gründung des ersten Leichenvereins gegeben wurde, indem die Sklaven auf Anregung eines ihrer ehemaligen Genossen, eines Freigelassenen, von ihrem kargen Gewinn 4 As. — 6 Pf. monatlich zahlten, wofür sie, wie jeder Freigeborne, ordentlich begraben wurden. Ebenso thut er der Gewohnheit der Inder, die ihre Männer überlebenden Weiber mitzuverbrennen, Erwähnung und ergeht sich in detaillirter Schilderung der Gebräuche der Hebräer bei Bestattung der Ihrigen, welche sich bis jetzt zum großen Theile unverändert erhalten haben. Auch in der Jetztzeit, sagt Hyrtl, wird der Anatom mit einer gewissen heiligen Scheu betrachtet; noch immer haftet an dem Andenken Desjenigen, dessen Leichnam dem Secirmesser überliefert wird, ein leichter Makel und nur der Arme, Elende und Lasterhafte sind es, welche seinem Messer verfallen.

Kunst und Literatur.

Kriegsnummern der „Gartenlaube" Nr. 41. Inhalt: Ein Damen-Duell. Erzählung von Sacher Masoch. (Fortsetzung.) — Freiwillige Krankenpflege auf dem Schlachtfelde. Von Professor A. Pagenstecher in Heidelberg. Erste Hilfe im Sanitätsdienst nach Ankunft eines Verwundetenzugs. Nach der Natur aufgenommen von H. Leutemann. — Aus den Kämpfen der Schlacht und des Lazareths. Vom Verfasser des Artikels: „Bei den Kanonen". — Aus eigener Kraft. Von W. v. Hillern, geb Birch. (Fortsetzung.) — Im Lager unserer Heere. Von A. v. Corvin. Fünfter Brief. Vor Bitsch. Mit Abbildung: Die Festung Bitsch im Elsaß. Nach der Natur aufgenommen. — Blätter und Blüthen: Straßburgs Fall und Heimkehr. Gedicht von Friedrich Hofmann. — Ueber die Erstürmung der Speicherer Höhen. Mit Abbildung: Der Kampf um die Höhen von Speichern, vom Stiringer Walde aus gesehen. Originalzeichnung von Chr. Sell. — Aus der Schlacht von Sedan. Mit Abbildung: Das 105. Regiment im Hohlwege vor Daigny bei Sedan. Nach der Natur aufgenommen von unserem Spezialartisten F. W. Heine. — Ein Standhafter. — „Und gebe Dir seinen Frieden!" Mit Abbildung, Originalzeichnung von Prof. Paul Thumann. — Für die Verwundeten und die Frauen unserer unbemittelten Wehrleute.

Mannigfaltigkeiten.

Auf einer Jägerfeldwache vor Metz, einem sehr gefährlichen Posten nahe an den feindlichen Schanzen, ist an einer Bretterwand das nachfolgende Gedicht eingeschrieben, das einen Jäger des 9. (lauen-

burgischen) Jäger-Bataillons (9. schleswig'sches Armeekorps) zum Verfasser hat. Es lautet:

Es glänzt der Mond in heller Nacht,
Da steht auf hoher Felsenwacht,
Franzosen, euch zu Spott und Hohn,
Das neunte Jäger-Bataillon.
Der Feind, er sitzt im Eisennetz,
Fest steht und treu die Wacht bei Metz.

Der Regen fällt, die Luft weht kalt,
Der Posten ruft, die Büchse knallt;
Franzosen, reißet schleunigst aus,
Ihr kommt nicht aus der Falle raus,
Der Feind, er sitzt im Eisennetz,
Fest steht und treu die Wacht bei Metz.

Und zögerst du auch lange noch,
Bazaine'chen, mürbe wirst du doch
Und siehst am Ende kläglich ein:
Dein stolzes Metz muß unser sein.
Der Feind, er sitzt im Eisennetz,
Fest steht und treu die Wacht bei Metz.

Aus Frankfurt schreibt man vom 11. Okt.: Eine Reihe seltsam gebauter Fuhrwerke fesselte gestern bei ihrer Fahrt durch die Stadt die Aufmerksamkeit der Passanten. Bei näheren Anfragen erfuhr man, daß dieß die Fuhrwerke von Marketendern aus Pommern seien, welche in die Heimath zurückkehrten. Auf Befragen, warum dieß geschehen, meinten die Leute: jetzt ist bei der Armee nichts mehr zu verdienen; die Soldaten bekommen so viel Liebesgaben, daß sie nichts mehr bei uns kaufen! — Des Nachmittags kam ein Trupp Berliner Knaben, welcher sich s. Z. dem Heere angeschlossen hatte, zerlumpt und zerrissen, mit Schmutz über und über bedeckt, mittelst Zwangspaß in die Heimath dirigirt, hier durch. Die an sich ganz fidelen Bürschchen erzählten ihre Abenteuer vor Paris in der schönsten Weise, und meinten, daß sie, wenn sie sich ausgeruht, doch wieder zur Armee gingen. Daß die Knaben den einmal gefaßten Vorsatz auch zur Ausführung bringen, fand alsbald seine Bestätigung, denn als die kleinen Erzähler inmitten eines Kreises standen, Leben, Thaten und Irrfahrten schilderten, kam der Weserzug an, aus welchem ein Bube, der vor einigen Wochen aus dem Felde nach Hause dirigirt worden war, ausstieg, und nun, mit Papieren wohl versehen, auch uniformirt, zur Armee des Prinzen Karl zurückkehrte. Die Berliner Jungen freuten sich herzlich, ihren Kriegskameraden wiederzusehen, und nun kam die Reihe an ihn, von der Heimath zu erzählen.

Aus Ars sur Moselle schrieb ein hessischer Soldat an seinen Bruder in Darmstadt einen Brief, der mit folgenden Versen schloß:

Du denkst am End', mir lebte hier
Wie Gott in Frankreich gar;
Es is ganz anerscht, denn das Bier
Is hier ganz forchtbar rar;
Drum trink' aach manchmol, wann d'rs schmeckt,
E' Schöppche noch für mich,
Und bist du Abends zugedeckt
Friert mich's ganz ferchterlich.
Glab's Robert nor, es is kan Spaß
So fufzig Dag im Freie,
Mer werd der manchmol forchtbar naß
Un duht sich doch noch freue:
Wenn man de Bumbernickel ischt
Un Speck in Erbseworscht,
Un mer mit Moselwasser lischt
Sein' ferchterliche Dorscht.
D'rum, geht dir's gut, so denk' an mich,
Potz Himmelsappremement.
En Gruß vom Bourgeois noch an Dich:
Jetzt hot des Lied e End.

Dein treuer Bruder
Adolph Keilmann,
Koporal in der Pionier-Kompagnie.

Kürzlich entwickelte sich am Eigelsteiner Thore in Köln eine urkomische Scene. Drei Handelsleute brachten einen mit Kälbern beladenen Karren nach der Stadt und gaben am Thore 17 Stück zur Versteuerung an. Da aber der dienstthuende Beamte beim Nachzählen noch ein 18. Kälblein entdeckte, so wollte keiner des höchst erstaunten Kleeblattes sich als dessen Eigenthümer bekennen, vielmehr schob Jeder das Eigenthumsrecht den beiden Anderen zu, bis endlich doch Einer sich als Besitzer des überzähligen hinstellen mußte. Aber, o Schrecken! Bei Bekanntmachung des Strafsatzes für Defraudation fiel der unglückliche Schützling Mercurs buchstäblich in Ohnmacht, schnellte jedoch urplötzlich von der Erde wieder empor und eilte zum größten Gaudium der ihn umgebenden Menge mit den Worten davon: „Gott der Gerechte, so große Summe habe ich nit mitgebracht, da muß ich mir erst das Geld in der Stadt hole!“

Das Allgäu, dessen Käse unter dem Namen von Emmenthaler, Schweizer, Limburger Käse durch ganz Deutschland gehen, hat im Jahre 1869 an solchen für 7 Millionen Gulden versandt, ferner für $2^1/_4$ Millionen Gulden Butter und Schmalz.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 226 Freitag, 14. Oktober **1870.**

Die Raubkriege der Franzosen in Deutschland.

(Fortsetzung.)

Einen solch hohen Lohn trug den Franzosen ihr erstmaliges freches Einmischen in die deutschen Angelegenheiten ein, und was Wunder nun, wenn diese ihre Frechheit sich unter jeder folgenden Regierung noch steigerte? Es ist ja bekannt, daß ein Raubthier, das einmal Blut gelechzt hat, nur immer von größerem Blutdurst erfüllt wird, und gerade so erging es auch der französischen Nation. Das allerschrecklichste Loos übrigens traf Deutschland unter den beiden Machthabern, Ludwig XIV. und Napoleon I., denn seit dem dreißigjährigen Krieg war das einst so große und mächtige deutsche Reich zu einer so tiefen Erbärmlichkeit herabgesunken, daß es weder die Kraft noch den Willen hatte, die Zwingherrschaft Frankreichs von sich abzuwälzen. Man bedenke nur das Eine: im westphälischen Frieden wurde den einzelnen deutschen Fürsten die Landeshoheit als ein ausdrückliches Regierungsrecht zugesprochen, in dessen freier Ausübung sie nicht vom Kaiser gestört werden durften, und jeder einzelne Potentat, deren das deutsche Reich nach Dutzenden zählte, durfte mit Jedwedem, auch mit dem Auslande, Bündnisse schließen, sobald dies seinem Vortheile entsprach. Somit folgten jetzt die meisten deutschen Fürsten, wenigstens die größeren, wie Sachsen, Bayern, Brandenburg, Hannover, Köln, Württemberg, Pfalz und Andere, dem Beispiel auswärtiger Könige, belegten ihre Unterthanen mit Zöllen und Steuern und hielten sich stehende Heere, um den Adel und die Reichsstädte zu zähmen. Nach dem Kaiser aber fragten sie so viel als gar nichts mehr, denn sie waren ja jetzt unabhängige Herren, wenn ihnen auch noch der Titel der Souveränetät abging. Ja, in sehr vielen Fällen lehnten sie sich geradezu gegen den Kaiser auf, wenn sie nämlich glaubten, dadurch zu einer Vergrößerung ihres Gebiets oder zu sonstigen Vortheilen zu gelangen, und so existirte nach dem dreißigjährigen Kriege in Wahrheit kein deutscher Gesammtstaat mehr. Nein, Oesterreicher gab es, und Bayern und Sachsen und Brandenburger oder wie sie alle hießen; Deutsche aber waren nirgends mehr in Deutschland zu finden, und selbst in der größten Gefahr konnte keine Einigkeit der deutschen Provinzen mehr erzielt werden.

Nun aber, wenn es so stand, mußte es nicht Ludwig XIV., dem Beherrscher eines Einheitsstaates, wie Frankreich, leicht werden, über das zersplitterte deutsche Reich den Sieg davon zu tragen und ihm abermalen Städte, Festungen und Provinzen abzunehmen? Mußte ihm dies nicht um so leichter werden, als gar manche deutsche Fürsten, von seinem Gold und seinen Versprechungen geködert, vaterlandsverrätherische Bündnisse mit ihm eingingen und ihre deutschen Truppen mit seinen Heeren vereinigten?

Schon gleich in den ersten Jahren, nachdem Ludwig XIV., der Nachfolger Ludwigs XIII., die Regierung Frankreichs selbstständig angetreten hatte, beschloß er das Beispiel, das ihm der Kardinal Richelieu gegeben, nachzuahmen und vom deutschen Reiche mit Gewalt zu nehmen, was er bekommen könne. Der Kardinal hatte das Elsaß, die dortigen Reichsstädte allein ausgenommen, erworben; er, Ludwig XIV., richtete sein Auge auf die Franche-Comté, das ist auf die Freigrafschaft Burgund, auch Hoch- oder Deutschburgund geheißen, sodann auf die Niederlande bis nach Brüssel, und endlich noch auf Lothringen, jenes große deutsche Herzogthum, das sich von Luxemburg und Sedan bis nach dem Elsaß und der Franche-Comté erstreckte. Hatte er diese weiten Provinzen erobert, so gehörte ihm alles Land bis zum linken Ufer des Rheins, und dann war Frankreich ein Staat, mit dem sich kein anderer in Europa mehr messen konnte.

Frischweg also, ohne nach Recht und Gesetz zu fragen, erklärte er Anno 1673 dem deutschen Reich den Krieg, und alsbald setzten seine Heere über den Rhein, denn wie im dreißigjährigen Kriege, so sollte auch diesmal das arme Deutschland der Schauplatz der Verheerungen sein Und wie hauste nun auf seinen Befehl der Marschall Turenne in der Pfalz! Barbarischer wütheten selbst die Türken nicht, als sie dereinstens bis nach Wien vordrangen, und auf

ewig brandmarkte dadurch der sonst so hochgefeierte Turenne seinen Namen.

Ein noch furchtbareres Loos traf das Jahr darauf die schönen badischen Lande, als der Marschall von Vaubrün in dieselben eindrang, denn sein Herr und König hatte ihm befohlen, alle Menschlichkeit bei Seite zu lassen, und so mußte er die Städte Gernsheim, Graben, Remy, Bruchsal und Wißloch ohne Gnade niederbrennen.

Nicht minder schrecklich verfuhren Anno 1676 die Franzosen an der Saar, und auf vierzehn Meilen weit sah man nichts als Brandstätten und in Wüsteneien verwandelte Felder.

Im Breisgau aber und im Mömpelgard'schen ward auf Befehl des allerchristlichsten Königs, wie sich der Beherrscher von Frankreich nennen ließ, so unmenschlich gewüthet, daß den Einwohnern der Dörfer und Städte nichts übrig blieb, als Haus und Hof zu verlassen und sich in die Wälder zu flüchten, wo ihrer viele Tausende vor Hunger und Kälte umkamen. Endlich machte der Frieden von Nymwegen im Jahr 1679 diesem ewigen Rauben, Schänden und Mordbrennen ein Ende, und das Resultat war, daß Ludwig XIV. die Grafschaft Franche-Comté nebst der Festung Freiburg am Rhein als Eigenthum zugesprochen erhielt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Capitol.

Die Trikolore weht vom Capitol! Vom Geheimzeichen des Carbonari-Bundes hat sie sich emporgeschwungen zum triumphirenden Banner der nationalen Einheit. Jahrelang wurde der Capitolsthurm auf das Aengstlichste gehütet, auf daß ja kein Frevler sich hinaufstehlen, droben meuchlings das dreifarbige Symbolum entfalten oder an der alarmirenden Glocke rühren könne. Der schöne Thurm, der die christliche Roma mit dem Kreuze trägt, war interdizirt, der Senator selbst als Schlüsselwart war unerbittlich und sogar der der Tiara ergebenste Rompilger mußte darauf verzichten, die schönste und zugleich belehrendste Aussicht auf die vereinsamten Hügel der alten und auf die Kuppeln und Kreuze der neuen Weltstadt zu genießen. Und wenn alle Glocken zum festlichen Chorus zusammenklangen — die eherne Stimme vom Capitol war nicht darunter. Der Capitolsglocke sollten die Bande nur gelöst werden, um der vergnügungssüchtigen Welt zu verkünden, daß der »Re Carnevale« seine kurze Herrschaft antrete, oder aber um im ernstesten Klangmonologe Urbi et orbi die Trauerbotschaft zu bringen, daß ein Papa-Re seine Augen für immer geschlossen habe. Gewiß eine erschütternd kontrastirende Doppelaufgabe! und sehr bezeichnend für die Stadt, die der hellsten Licht- und der tiefsten Schattenseiten so viele unvermittelt neben einander darbietet! Vor Zeiten erging vom modernen Capitol noch ein anderer Ruf! Cola Rienzi, der redegewaltige Tribun, zog die Glocke, um die Römer zu selbständigem Rathen und Thaten zusammenzurufen, aber er selbst mußte noch erleben, wie dieser thatenweckende Zauber des Glockenrufs schwand und seither . . . ? Ob vom Capitol herab die Einladung zum Plebiszit erscholl, ich weiß es nicht. Aber seit dem 2. Oktober ist wenigstens der Bann gebrochen, welcher seit Jahren die stolze Höhe unzugänglich gemacht. Die Italiener zogen ein und die verpehmte Trikolore, längst im Stillen in tausend und aber tausend Exemplaren vorbereitet, schwang sich siegreich den interdizirten Thurm hinan. Wird sie sich droben behaupten? Droht nicht schon das unheimliche rothe Banner, die aufzüngelnde Lohe des Bürgerkrieges, ihr hinterrücks den Platz streitig zu machen!

Als Tarquinius Priscus — so erzählt die Mythe — den Grund zum Jupiter-Tempel legen ließ, stießen die Arbeiter auf ein Menschenhaupt, welches in Fleisch und Haut noch so wohlerhalten war, daß es als der Kopf eines gewissen Tolus (caput Toli) erkannt wurde. Tolus zählte in diesem Augenblicke wahrscheinlich schon geraume Zeit zu den Todten und vielleicht war auch die Trennung von Haupt und Rumpf auf nicht gewöhnliche Weise erfolgt, kurz und gut, der Fund erregte so gewaltiges Aufsehen, daß die Auguren herbeigerufen wurden, um das Omen zu deuten. So lange ein Gemeinwesen in sichtlichem Aufblühen begriffen ist, haben die politischen Wetterpropheten leichte Arbeit, daher auch damals die Auguren ihren ehrgeizigen, thatenmuthigen Mitbürgern ganz unbedenklich das Weisthum geben konnten: Das caput bedeute nichts Anderes, als daß der Ort, wo es aufgefunden worden, sich zur Kapitale der Welt, zum Sitz der Weltherrschaft aufschwingen werde. Eine frohere Botschaft konnte den Römern nicht werden. Von einer Reliquien-Verehrung wußte man damals noch nichts, daher konnte man das glückverheißende caput Toli nicht besser verewigen, als daß man nach ihm den Hügel benannte, der bisher der saturnische oder nach der jungen Tarpeja, welche den Sabinern die der Obhut ihres Vaters anvertraute Burg verrätherischerweise aufgethan hatte, der tarpejische hieß.

So alt also, wenn wir die Sage oder den etymologischen Versuch unangetastet lassen, ist bereits der Name Capitol! So lange knüpft sich an ihn nun schon die Bedeutung der Weltherrschaft! Die

Hälfte der uns geläufigen Geschichte läßt sich auf die Heroen- und Epigonenkämpfe um das Capitol reduziren.

(Fortsetzung folgt)

Vom Kriegsschauplatz.

Feldwache bei Verdun, 1. Okt.

Schon ist der Oktober ins Land gerückt; doch wir können von Glück sagen, daß er mit einem fast sommerlichen Himmel seinen Einzug hält. Wir haben manches Bivouak im August erlebt, das mit seiner regnerischen Kälte uns dem Gefühle nach dem Winter näher brachte, als unser heutiges Freilager. Es ist eine Lust, in dem prächtigen Eichenwalde zu liegen, wo ich meine Feldwache aufzustellen hatte.

Dicht am Saume des Gebüsches ist eine kreisförmige Lichtung ausgehauen, von hohen Bäumen umstanden, und für einige Bequemlichkeit ist durch ein halbes Dutzend Stühle gesorgt, die meine Vorgänger aus dem benachbarten Schlosse Villemont hergeschleppt haben. Tisch und Bänke fanden sich schon vorräthig in dem Walde, der bisher als Schloßpark gedient.

Der Besitzer, ein Notar Chadenet, der jetzt als Kapitän der Mobilgarde uns in der Festung gegenübersteht, ahnt gewiß nicht, daß er diesen Luxus für den Feind zurichten würde. So sitzen und lagern wir hier im Schooße der Mutter Natur. Aber schon färbt das Laub sich gelb und roth; schon rascheln dürre Blätter herab, wenn ich mich auf den schmalen Waldpfaden durchs Gesträuch dränge, um die nach vorn hin ausgestellten Posten zu revidiren, und manche überreife Eichel fällt uns aus der Höhe tönend auf den Helm hernieder.

Wenn der kühle Wind sich als Vorbote des Sonnenunterganges erhebt und der Horizont eine frostige, violettgraue Färbung annimmt, dann gemahnt es uns doch an die kommende Zeit, wo es mit jeder Herrlichkeit des Bivouaklebens ein Ende haben wird, und es schwebt uns Heine's Seufzer vor:

Die Wipfel des Waldes umflimmert
Ein schmerzlicher Sonnenschein;
Das mögen die letzten Küsse
Des scheidenden Sommers sein.

So ist es denn begreiflich genug, daß wir wenigstens die Erreichung unseres nächsten, besonderen Zieles, die Einnahme von Verdun, herbeisehnen. Toul ist in unseren Händen, Straßburg hat seinem Widerstande entsagen müssen und das kleine Verdun wird uns hoffentlich nicht zu lange aufhalten. Die Umzingelung ist seit einer Woche vollendet; mit eisernem Arme halten wir die Festung umklammert. Rings reiht sich Doppelposten an Doppelposten, steht Feldwache auf Feldwache in ununterbrochenem Meldungsaustausche.

Die schlesischen Husaren abgerechnet, sind es Söhne des Rheinlandes, denen die Eroberung von Verdun zur Aufgabe gemacht ist. Das ganze Detachement steht unter dem Generallieutenant von Bothmer, der in Eix seinen Wohnsitz hat, während unter ihm der Oberstlieutenant Frhr. v. Dörnberg in Sivry la Perche den Westabschnitt, Major v. Dobschütz in Bras den Nordabschnitt und Oberst-Lieutenant Vietsch in Houdainville den Südostabschnitt befehligt.

Innerhalb der Festung führt den Oberbefehl der General Marmier, unter ihm kommandirt General Guerin. Die Besatzung wird verschiedentlich auf 7 bis 10,000 Mann veranschlagt; es würde mich nicht wundern, wenn sie sich schließlich als geringer herausstellte. Sie besteht aus regulären Truppen (in Friedenszeiten liegen dort ein Regiment Infanterie und ein Regiment Kavallerie), Mobilgarden und einheimischer Nationalgarde. Seit dem Kampfe vom 24. v. Mts., über den ich Ihnen berichtete, war das wichtigste Ereigniß bei uns das Bombardement, welches unsere Artillerie zwei Tage darauf gegen die Festung eröffnete. Die wirksamste Batterie war auf unserem Westabschnitte aufgepflanzt worden. Die Vorbereitungen zu ihrer Errichtung führten zu lebhaften Scenen. In Fromereville und den umliegenden Ortschaften wurden etwa sechzig Bauern requirirt, welche die Erdarbeiten für die Logements der Geschütze ausführen sollten. Klagen und Verzweiflung unter der ländlichen Bevölkerung, welche in ihrer Unwissenheit oder ihrem Mißtrauen glaubte, die méchants Prussiens würden ihre Gatten und Väter mit in den Krieg schleppen, sie gar vor sich her ins erste Feuer hineintreiben. Die Requirirten selber heulten im Chorus mit: »Je suis père du famille, j'ai six enfants«, oder: »c'est beau travailler, mais nous avons faim.« Solche Beschäftigung war für französische Bauern allerdings im schärfsten Sinne ein travailler pour le roi de Prusse. Aehnlich wurde auf den beiden östlichen Abschnitten die Aufstellung der Geschütze betrieben, in nächtlicher Stille, und mit dem ersten Sonnenstrahle begrüßte auch die erste Kanonenkugel die Zinnen Verduns. Von Südosten arbeitete ein Zug der 7. Artillerie-Brigade mit 2 Kanonen, im Nordosten waren 6 französische Beutegeschütze, Zwölfpfünder aus Sedan, aufgefahren, dieselben, welche auch schon am Samstag die feindliche Kavallerie bestimmt hatten, zwar nicht das Weite zu suchen, aber das Enge, nämlich das Thor

der Festung, aus dem sie kaum erst herausgesprengt war. Die schwere Reserve-Batterie der 8. Artillerie-Brigade auf dem Westabschnitte, kommandirt vom Hauptmann Schott, warf auf 4000 Schritte 174 Kugeln gegen die Festung. Zielobjekt unserer Batterien waren vornehmlich die Citadelle und der Beobachtungsposten auf dem Thurme der Kathedrale, welcher der gefährlichste Spion für uns ist. Vom Feinde wurde das Feuer lebhaft erwidert. Anfangs fielen seine Schüsse zu kurz, später erfaßte die französische Artillerie die Entfernung richtiger und es schlugen sogar Granaten in unsere Brustwehr ein. Dennoch fügten sie den Unsrigen keinnen nennenswerthen Schaden zu. Was unsere Kugeln ausgerichtet, entzog sich größtentheils der Beobachtung. Gegen 10 Uhr verstummte der Kanonendonner; man sah wohl ein, daß man gegen die verflucht festen Mauern der Citadelle noch schweres Belagerungsgeschütz zu Hülfe ziehen müsse. Solches erwarten wir nun mit Sehnsucht; von Toul ist es unterwegs und wird hoffentlich recht bald eintreffen, damit den ewigen Plänkeleien einmal ein Ende gemacht werde.

Aus Messy, 25. Sept., schreibt ein Kölner, der bei der sächsischen Kavallerie dient, an die Seinigen: Vorgestern kamen wir hier, 7 Stunden vor Paris, an. Ich war schon in der Nacht zum Quartiermachen mit fortgeritten und langte etwa um 1 Uhr hier an. Aber kein lebendes Wesen, kein Hund, keine Katze, oder auf den Höfen ein Huhn war zu sehen. Jetzt gehen wir in die Häuser hinein, und ein schauderhaftes Bild gränzenloser Zerstörung bot sich uns dar. Da war an Quartiermachen nicht zu denken, wir ritten unserer Kolonne mit der Meldung wieder entgegen, daß die Leute in die Häuser einziehen sollten, wie es eben paßte. Jetzt also kommen die Unsrigen an, nach 12stündigem Marsch mit hungerigem Magen, und denken in den Quartieren Verpflegung zu finden. Aber hier hätte eine Maus verhungern müssen, so schien es wenigstens. In den verschiedenen prachtvollen Villas und Häusern reicher Leute, die mit den kostbarsten Möbeln ausgestattet waren, so wie in der ärmsten Hütte, war das Unterste nach oben gekehrt. Alles mit Muthwillen zerschlagen, antique Möbel und Schränke mit Schnitzwerk, wandhohe Spiegel, Sekretäre und Schränke, Alles demolirt und geplündert. Also hier quartiren wir uns ein, aber Hunger thut wehe, denn auf unserem Proviantwagen hatten wir weder für Mann noch Pferd etwas, und so dauerte es denn nicht lange, da hatte der Hunger den Geruchsinn unserer Leute derart geschärft, daß wir jetzt im Besitz von über 1000 Flaschen Rothwein, ganzer Fässer Waizen und Hafer, Schmalz und Speck sind. Alles dieses war theils in den Kellern, theils in den Gärten und umliegenden Feldern auf eine fast unkenntliche Weise vermauert und vergraben, und es ist ganz merkwürdig, eine wie feine Spürnase einzelne Leute in Bezug auf Auffinden derartiger Lager entwickeln. Wir liegen jetzt schon den vierten Tag hier und haben uns mittlerweile nach Soldatenbequemlichkeit eingerichtet. Ich liege mit auf einem großen Rittergute, wo wir über 100 Pferde und die entsprechende Anzahl Leute placirt haben. Seidene Betten, Matrazen und Kissen haben wir in den Stall geschleppt und schlafen neben unseren Pferden wie die Götter. Seit vier Tagen ist es jetzt der erste freie Augenblick, den ich zu einigen Mittheilungen benu tzen kann.

Mannigfaltigkeiten.

Mitten in den verschiedenen Kontroversen über die Existenz des Füsiliers Kutschke geht einem Berliner Blatte eine Feldpostkarte folgenden Inhalts zu:

Nun geht's mir wie Napolium,
In alle Blätter krauch ich 'rum;
Er sitzt auf Wilhelmshöh' im Matsch,
Und ich steh' im „Kladderadatsch".

Und weil beim Vierz'ger-Regiment
Gar Keiner keinen Kutschke kennt,
Sagt man: 's gibt keinen Kutschke nich —
Das find' ich doch ganz wunderlich.

Ich treib' mir vor Paris jetzt 'rum,
Zu heilen das Delirium,
Was die Pariser furchtbar quält,
Wie mir mein Untroffizier erzählt.

Er sagt: Die Bismarck-Medizin,
Die nehmen sie nicht gerne in;
Doch wenn das Kind auch zappeln thut,
Schad't nich, denn es bekommt ihm gut.

Die Pillen gibt die Artill'rie,
Wir aber stürmen, wie noch nie,
Bis an die Tuljerien im Drab,
Da geb' ich meine Karte ab.

Füsilier Kutschke.
p. f. v.

Geehrte Redarjon! Die Karte hat mein Feldwebel drunter gemalt. Er sagt, das heißt: propper, feste und vorwärts, was ein ordentlicher Füsilier immer sein muß. Kutschke.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 227 Samstag, 15. Oktober 1870

Die Raubkriege der Franzosen in Deutschland.

(Fortsetzung.)

So endete der erste Raubzug Ludwig's XIV. gegen Deutschland in einem für dieses höchst schmachvollen Frieden; allein wie hätte der Krieg auch anders endigen können, da im deutschen Reiche keine Einigkeit herrschte und einzelne Fürsten, wie der Erzbischof von Köln, der Bischof von Münster und Andere, offen zum Feinde hielten? Der abgeschlossene Frieden selbst übrigens war von Frankreich keineswegs ernstlich gemeint, sondern sein Beherrscher wollte nur frische Kräfte sammeln, um sodann von Neuem über Deutschland herzufallen. Ja selbst mitten im Frieden begann er sofort mit neuem Raube, und zwar unter einem solch gränzenlos frechen Vorwande, daß eine größere Lüge und Niederträchtigkeit wohl noch nie erfunden worden ist. In dem westphälischen Friedenskontrakte war nämlich der Ausdruck gebraucht worden, daß das Elsaß, so wie die Bisthümer Metz, Toul und Verdun mit allen ihren Dependenzen an Frankreich fallen sollen. Das hieß auf gut deutsch: die drei Bisthümer und das Elsaß mit allen den Städten und Dörfern, die „damals" dazu gehörten, wobei aber die Reichsstädte des Elsaßes, und absonderlich Straßburg, ausdrücklich ausgenommen waren. Der französische Minister Louvois aber legte den Ausdruck „mit allen seinen Dependenzen" so aus, daß darunter alle die Städte und Dörfer verstanden seien, welche „irgend einmal", und wär's vor tausend Jahren, zum Elsaße und den drei Bisthümern gehört hätten, und errichtete sofort Anno 1680 sogenannte Reunionskammern, deren Aufgabe war, die Geschichte des Elsaßes und der Bisthümer bis zum Könige Dagobert hinauf durchzugehen. Was fand sich nun aber da? Nichts Geringeres, als daß die Städte und Grafschaften Zweibrücken, Saarbrücken, Veldenz, Sponheim, Mömpelgard, Lauterburg, Germersheim, Homburg, Falkenburg, Bitsch und Andere ehemals vor ein paar hundert Jahren, wenn auch nur ganz vorübergehend, mit Metz, Toul, Verdun und dem Elsaß in Verbindung gestanden seien, und somit ließ Ludwig XIV. diese Städte und Grafschaften alsbald von seinen Truppen überschwemmen. Es war ein schamlos-gemeines, ein nur auf Lüge und Betrug gegründetes Verfahren; allein Ludwig XIV. griff deßhalb doch frischweg zu, denn Frechheit kennt weder Ehre noch Recht.

Noch mehr, auch die Reichsstädte des Elsaßes, ihrer zehn an der Zahl, zwang er, ihm zu huldigen, und es gelang ihm dies mit leichter Mühe, weil jene Städte zu den kleinen und machtlosen gehörten. Ja endlich, am 28. September 1681, ließ er gar die große Reichsstadt und Festung Straßburg, den Schlüssel des Oberrheins, wie ein Dieb in der Nacht, durch 30,000 Mann seiner besten Truppen unter dem General Montclar umzingeln und drohte sie in Grund zu schießen, wenn sie ihm nicht augenblicklich huldige.

Was blieb nun den armen Straßburgern zu thun übrig? Ihre Obrigkeit, oder wenigstens ein Theil derselben, nämlich der Rathsschreiber Günzer und der Senator Obrecht, hatten, von Ludwig XIV. bestochen, längst dafür gesorgt, daß von Waffen und Munition so viel wie nichts vorhanden war, und so öffnete man denn am 30. September den Franzosen die Thore.

Gewiß eine schurkische That, wie nur wenige sonst in der Welt vorgekommen sind; allein stand nun Deutschland wie Ein Mann auf, um den frechen Franzmann zu züchtigen?

Mein Gott, die Herren auf dem Regensburger Reichstag hatten Wichtigeres zu thun, denn sie lagen sich gerade jetzt wegen Rang- und Titel-Ansprüchen in den Haaren. Die Gesandten der Kurfürsten wollten Excellenzen heißen, und allüberall, selbst im eigenen Hause, den Vorrang vor den Vertretern der bloßen Fürsten und Herzoge haben. Wenn der Vertreter und Generalbevollmächtigte des Kaisers ein Gastmahl gab, was jeden Monat sich wiederholte, wollten sie auf roth ausgeschlagenen Stühlen und einem Fußteppich sitzen, während die fürstlichen Gesandten bloß grüne Stühle ohne Fußteppiche bekommen sollten. Ueberdem wollten sie von Edelknaben bedient sein und mit goldenen Gabeln essen; die Andern aber sollten sich mit silbernen Gabeln

und mit der Bedienung von Lakaien begnügen. Das war's, um was sich der Reichstag in Regensburg in jener Zeit mit der furchtbarsten Heftigkeit stritt, und wie konnte man ihm also zumuthen, sich um die Kleinigkeit, wie der Raub von Straßburg war, auch nur ein klein Bißchen zu bekümmern? Nein, dazu hatte er keine Zeit, und er ließ es selbst geschehen, daß Ludwig XIV., den der gelungene Raub immer frecher und raubsüchtiger machte, zwei Jahre später immer noch mitten im Frieden auch noch die großen Städte und Festungen Luxemburg und Trier wegnahm.

Freilich zu Unterhandlungen schritt nun der Kaiser und bewies dem französischen Könige, daß er gegen alles Recht gehandelt habe und daher moralisch verpflichtet sei, seinen Raub wieder herauszugeben; allein was nützten all' die Worte? Ludwig XIV. fügte zu seiner verbrecherischen That noch Hohn und Spott, und meinte, er habe es mit Deutschland stets nur gut und freundschaftlich gemeint, weßhalb man sich durch solche Zwischenfälle, wie die Wegnahme von Straßburg, Trier und Luxemburg, nicht beirren lassen solle.

Endlich, weil man sich in Deutschland durchaus nicht zu einem Rache- oder Züchtigungskrieg gegen Frankreich entschließen konnte, schloß Kaiser und Reich Anno 1680 zu Regensburg einen zwanzigjährigen Waffenstillstand mit Ludwig XIV. ab, vermöge dessen Frankreich die Reichsstädte im Elsaß nebst Straßburg, überhaupt Alles, was es bis zum Ende des Jahres 1681 weggenommen hatte, behalten durfte, dagegen aber Trier, Philippsburg und Luxemburg wieder zurückgab.

Sein zweiter Raubzug gegen Deutschland war also dem Könige von Frankreich eben so gut gelungen als sein erster, und bereits durfte er einen großen Theil des linken Rheinufers sein eigen nennen. Nunmehr jedoch hatte er auf zwanzig Jahre hinaus geschworen, Frieden zu halten, und von Neuem athmeten die an der Gränze wohnenden Deutschen auf, welche im letzten Kriege von Mord und Brand so schwer heimgesucht worden waren. Von Neuem bebauten sie ihre Fluren; von Neuem erstanden ihre Städte und Dörfer; von Neuem zog Vertrauen in ihre Herzen ein. Allein welche Thorheit, von einem Ludig XIV. zu hoffen, daß er je gesonnen sei, einen Eidschwur zu halten! Und vollends einen Eidschwur gegen ein Reich wie Deutschland, das sich so durchaus unfähig gezeigt hatte, seiner frechen Willkür Widerstand zu leisten! Ein Vorwand zu einem dritten Raubzug war also bald gefunden, und dieser Raubkrieg sollte noch der scheußlichste von allen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Capitol.

(Fortsetzung.)

Erst Mittelpunkt der mit den Waffen gegründeten Weltherrschaft der Römer, dann Zentrum einer nicht minder stolz aufgebauten Universal-Theokratie der großen Päpste, ist das Capitol in unseren Tagen der Schlußstein der Einigung eines Volkes geworden, das, seit es sich als Nation fühlt, vergebens nach Einheit und Selbstständigkeit gestrebt hatte. Eine reiche und große Geschichte! Und gilt heutzutage das Capitol auch weniger als in seiner voreinstigen Größe und sollte Gioberti's »Primato morale e civile degli Italiani« auch immerdar nur ein schöner Traum bleiben, ein beträchtlicher Theil der Weissagung und des Segens der Auguren ruht doch noch fort und fort auf diesem bevorzugten Hügel.

Was ein Januskopf ist, weiß der geneigte Leser — ein hoffnungsfreudiges Jünglingsantlitz einem ernsten, in sich geschlossenen, erinnerungsreichen Greisenangesichte gepaart. Der kapitolinische Hügel, wie ihn unser Auge überblickt, ist ein Januskopf in riesigem Maßstabe. Höhe und Westabhang mit seinen modernen Schöpfungen bilden die Jünglingsmaske, die östliche Lehne mit ihren schönen Trümmern, ehrwürdigen Resten ist die greisenhafte Kehrseite. Nirgends gränzen Vergangenheit und Gegenwart augenscheinlicher, unmittelbarer und greller abstechend aneinander, als auf dem Kapitol. Man hat ein völlig anderes Bild, wenn man vom Corso kommt, ein völlig anderes, wenn man vom Forum aus hinanblickt. Nichts als den graziösen Thurm mit dem Standbild der christlichen Roma haben beide Veduten gemein.

Ehe wir das Doppelgesicht des heutigen „Campidoglio" näher betrachten, seien uns einige Andeutungen über dessen ältere Gestalt und Geschichte erlaubt. Von den bekannten sieben Hügeln ist der Kapitolinus der kleinste; ihm die benachbartesten sind der Palatin, der Quirinal und der zwischen beiden liegende Esquilin. Er hatte ursprünglich nur von Osten her einen bequemen Aufstieg. Südlich fiel er mit dem tarpejischen Felsen steil gegen den knapp herabschlängelnden Tiber ab. Diese höchstragende Hügelspitze mit dem jähen Felsensturz eignete sich vorzüglich zur Anlage einer befestigten Akropolis. Nordöstlich hatte der Hügel ein zweites Horn, darauf der schon erwähnte Jupitertempel zu stehen kam. Die Thalfurche zwischen beiden Hügelspitzen, das intermontium, wurde von Romulus den Flüchtlingen und Geächteten aus Nah und Fern als Asyl eingeräumt; aus dieser Wiege gingen die nach Gleichberechtigung ringenden Plebejer hervor.

Die Umwallung des Kapitolinus bildete lange den westlichsten Vorsprung der Stadtmauern, die vorgeschobenste Gränze des Weichbildes; von seiner Höhe konnte man das offene Marsfeld überblicken, auf dem das heutige Rom sich zusammendrängt; von üppigen Villen und Lustgärten jenseits des Stromes und Janiculus, im gefeiten Viertel des Vatikans wissen wir erst aus Nero's Tagen.

Capitolium im engsten Sinne hieß der mehrerwähnte Tempel des Jupiter Optimus Maximus und der Platz, darauf derselbe stand. Nachdem dies größte Nationalheiligthum dreimal durch Brand gelitten, erreichte es unter Sylla und in der Kaiserzeit eine Pracht und Größe, welche Bewunderung erregt. Drei Säulenreihen bildeten das Atrium; eine doppelte Säulenhalle umgab die übrigen Seiten des gewaltigen Vierecks. Dreitheilig war die Cella, denn dem Göttervater zur Seite hatten noch Juno und die Minerva ihre gesonderten Heiligthümer. An der Stelle des ursprünglichen rothgebrannten Thongebildes thronte seit Trajan eine goldene Statue des olympischen Donnerers auf elfenbeinernem Stuhle in des Tempels Mitte. Reich vergoldet war die Quadriga des Giebels, vergoldet die eherne Pforte, vergoldet selbst das erzerne Dach dieses stolzen Marmorhauses. Was ist gegenüber solcher Verschwendung das „goldene Dachl" Friedrichs mit der leeren Tasche in Innsbruck? Und der Pracht des Hauses entsprach der Schatz, der darin aufgehäuft war. Die auserlesensten Trophäen, die kostbarsten Weihegeschenke wurden von den im Triumphe einziehenden Feldherren dem capitolinischen Jupiter dargebracht. Der kleine bescheidene Tempel des Jupiter Feretrius, welchen Romulus, Cossus und Marcellus mit den Waffen der von ihnen erschlagenen Feinde ausgeschmückt hatten, hätte solchen Reichthum nicht zu fassen, solchen Glanz nicht zu ertragen vermocht; die Zeit der hölzernen Tempel, der tönernen Götter und der ehernen Tugend waren vorüber.

Noch andere Tempel: der Jugend, der Treue, der Gränzen und des Jupiter Tonans umgaben mit heiligen Stufen und säulengeschmückten Portiken das Intermontium oder blickten weißschimmernd aufs Forum, aufs Marsfeld oder in die gelben Fluthen des Tiber hinab. Doch Alles überragte die »Arx«, die wehrhafte Burg über dem Felsabsturz an der Tiberseite. Sie war eine mauerumgürtete Akropolis für sich, von Camillus nach dem Abzuge der Gallier neuangelegt und erweitert. Ein Junotempel muß innerhalb oder in der Nähe gewesen sein, denn sonst hätten die der Götterfürstin geweihten Gänse nicht die schlummernde Besatzung allarmiren und so wesentlich zur Rettung des Capitols beitragen können. Das Intermontium müssen wir uns sehr bevölkert denken, aber die Wohnungen waren sicherlich in der ersten Zeit Hütten, wie man deren etwa noch auf der Insel Ischia erblickt und später Häuschen vielleicht von den bescheidenen Dimensionen der pompejanischen; der Römer lebte und webte im Freien und begnügte sich mit der beschränktesten Häuslichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Dem Briefe eines Artilleristen vor Metz entnehmen wir folgende Stelle: Von kriegerischen Momenten während unseres Aufenthaltes daselbst habe ich nur einen Coup zu notiren, den wir am 9. September gegen die Vorstadt Montigny machten. Wir erhielten des Nachmittags den Befehl, über unsere Geschütze leinene Zelttücher zu spannen, wodurch unsere Mordkarren das Ansehen ganz unschuldiger Bauernfuhrwerke erhielten. So ausstaffirt, sollten wir bei einbrechender Dunkelheit gegen Montigny vorgehen, an der geeigneten Stelle die Tücher abwerfen und unser Feuer beginnen. Die Idee war gar nicht so übel, denn man konnte von Fort St. Quentin jede unserer Bewegungen genau beobachten und würde jedenfalls eine heranziehende Batterie sofort mit Granaten begrüßt haben, während man eine einfache Proviantkolonne, für welche man uns so halten mußte, einer solchen Aufmerksamkeit vielleicht nicht werth erachtete. So viel ich weiß, rührte der Gedanke von unserem Brigadekommandeur, Herrn Obersten v. Kamecke, her. Er kam indessen nicht ganz zur Geltung, denn als wir Abends wirklich vorgingen, war der Himmel und die ganze Landschaft so grau und von Nebel umzogen, daß wir selbst kaum 2—300 Schritt Terrain vor uns sehen konnten. Trotzdem stellten wir uns rechts von Tournebride, zwischen diesem und Frescaty, auf. Richtung und Elevation wurden durch Karten und Quadranten bestimmt und Punkt 7 Uhr brachte unser erster Schuß. Gleichzeitig mit uns feuerte unsere zweite schwere Batterie, welche in gleicher Weise wie wir auf dem linken Moselufer vorgegangen war. Es dauerte ziemlich lange, bevor die Franzosen sich von ihrem Erstaunen, um nicht zu ihren Schrecken, über diese urplötzliche Kanonade erholt hatten, denn es vergingen fast 20 Minuten, ehe sie von Fort St. Quentin aus uns antworteten. Sie feuerten, nach dem Schalle zu urtheilen, aus sehr schweren Kalibern, thaten uns aber keinen Schaden, da ihre Schüsse sämmtlich zu kurz gingen. Gegen halb acht Uhr hatten wir pro

Geschütz 20 Schüsse, also für die ganze Batterie 120 Schüsse abgegeben und zogen uns wieder auf Jouy zurück.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Berlin, 11. Okt.: Der Bundeskanzler Graf v. Bismarck hatte an den Gesandten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Bancroft, ein Glückwunschschreiben zur Feier seines Doktor-Jubiläums gerichtet. Darauf hat der letztere folgendes Erwiderungsschreiben an den Grafen v. Bismarck gerichtet:

Berlin, 30. September 1870.

Mein theurer Graf! Ich war eben so überrascht wie erfreut darüber, daß Sie, während Ihnen die Arbeit obliegt, Europa zu verjüngen, die Zeit gefunden haben, mir in diesen Tagen einen freundlichen Glückwunsch zu senden, daß mir ein so langes Leben beschieden ist. Es ist in der That ein großes Glück, diese Zeit zu erleben, in der drei oder vier Männer, welche den Frieden über Alles liebten und nach langer und schwerer Arbeit nur ihre Laufbahn in Frieden zu beschließen trachteten, in einem Vertheidigungskriege mehr Kriegsruhm ernten, als die kühnste Einbildungskraft sich dachte, um in drei Monaten Deutschlands tausendjährige Hoffnung auf den besten Weg der Erfüllung zu bringen. So nehme ich denn dankbar das Wohlwollen an, das meinem hohen Alter entgegen gebracht wird: denn das Alter, von der Ewigkeit durch eine kurze Spanne getrennt, ist in diesem Jahre am wichtigsten auf Erden; Greise sind es, welche diesen deutschen Krieg zu seinen Zielen führen. Freilich Sie sind jung; aber Roon gehört schon zu den Ehrwürdigen; Moltken fehlen nur 23 Tage zu meinem Alter, und Ihr König übertrifft an Jahren und Jugendlichkeit uns Alle. Darf ich nicht stolz auf meine Zeitgenossen sein? Bewahren Sie mir Ihre Achtung auch während der kurzen Zeit, die mir noch bleibt. Ich bin, mein theurer Graf, stets aufrichtigst der Ihrige.

Georg Bancroft.

Aus Herny vor Metz, vom 7. Oktober 1870 sendet ein Landwehrmann, „dem der Lorbeerkranz des Füsilier Kutschke keine Ruhe gönnt“, das „jüngste Kind seiner Laune, welches dem brütenden Genius in der Mitternachtsstunde auf einsamer Wacht entsprang“. Es lautet, nach der Melodie Die Hussiten zogen vor Naumburg —

Als die Franken frech geworden,
Wollten sie nach Deutschlands Norden;
Kamen aber nicht sehr weit:
König Wilhelm und sein' Leut'
Schlugen sie zurücke.

Louis selbst der alte Sünder
Muckebold und Leuteschinder
Mußte fliehen und, o weh!
Wurde preuß'scher Prisonnier,
Sitzt auf Wilhelmshöhe.

Da thät's auch Eugenien grausen,
Wüst war's ihr im ganzen Hausen,
In den schönen Tuilerien,
Und mit heißestem Bemüh'n
Riß sie aus nach England.

Lulu, ganz bedeckt mit Orden,
Der beinah ein Held geworden,
Naß noch von der Feuertauf',
Rafft die Hosen schleunigst auf
Und rennt hin zu Muttern.

Ja ein Jahr des Heils ist 70:
Ganz Franzosien übergibt sich.
Darum, Nachbar parlez-vous.
Laß die Deutschen hübsch in Ruh!
Kriegst sie sonst in'n Magen.

Unter den Kriegsgefangenen in Landshut befindet sich schon seit einiger Zeit auch ein junger Turcos. Als nun am Dienstage wieder ein Transport Kriegsgefangener in Landshut eintraf, hatte sich der Turcos auch nach dem Bahnhof begeben, um seine Kameraden zu sehen. Da sprang plötzlich aus einem Waggon ein alter Turcos, lief auf den jungen zu und umarmte und küßte ihn. Es war sein Vater.

Ein reisender Handwerksbursche, der lieber den Bettler machte, als arbeitete, zog an einer Hausthüre die Klingel. Der Besitzer öffnete das Fenster und fragte, was er wollte. Der Bursche bat ihn um eine Gabe und erhielt sie. „Was treibt Ihr für ein Handwerk?“ fragte hierauf der Hausherr. Der Handwerksbursche faßte noch einmal den Draht, der zum Glöckchen führte, und sagte: „Ich bin ein Drahtzieher.“

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 228 Montag, 17. Oktober 1870.

Die Raubkriege der Franzosen in Deutschland.

(Fortsetzung.)

Im Sommer 1688 starb der Kurfürst Maximilian Heinrich, Erzbischof von Köln, und da es über die Wiederbesetzung dieses rein deutschen Erzbisthums zu Streitigkeiten kam, mischte sich der König von Frankreich alsbald ein. Nicht minder machte er zur selben Zeit nach dem Tode des Kurfürsten Karl von der Pfalz Erbschaftsansprüche auf große Theile dieses Landes, weil Karl's Tochter Elisabeth Charlotte den Herzog von Orleans, Ludwig's XIV. Bruder, geheirathet hatte. Er that es, ohne auch nur das mindeste Recht dazu zu haben, und der Kaiser nebst den dabei betheiligten Fürsten trat ihm daher energisch entgegen.

Was war nun aber die Folge? Selbstverständlich keine andere, als daß Ludwig XIV. sofort am 24. September 1688 dem Kaiser den Krieg erklärte und alsbald, lange ehe seine Kriegserklärung Wien nur erreichen konnte, ein Heer von 100,000 Mann in drei Kolonnen in Deutschland einrücken ließ. Von einer kräftigen Gegenwehr konnte also unmöglich die Rede sein, und Worms und Speyer nebst einer Menge von andern pfälzischen Städten wurden mit Leichtigkeit überrumpelt. Ja, selbst das feste Mainz ergab sich am 17. Oktober ohne Schwertstreich, weil sein Kommandant dem französischen Golde nicht widerstehen konnte, und nicht minder fielen die Städte Philippsburg, Frankenthal, Mannheim, Heidelberg und Heilbronn nach nur kurzer Gegenwehr in die Hände des französischen Zwingherrn.

Nunmehr überflutheten die Franzosen unter den Räubergeneralen Melac, Duras und Boufflers ganz Schwaben bis nach Stuttgart und Eßlingen hinauf, und allüberall ward auf's Furchtbarste gebrandschatzt. Nicht aber blos dies, sondern wo man ihren Brandschatzungen nicht schnell genug nachkam oder etwa ihren sonstigen schändlichen Gelüsten nicht augenblicklich fröhnte, schritt man zu Raub und Schändung, nur zu oft sogar zu blutigem Mord und Mordbrand.

Es war kein Krieg mehr, wie ihn christliche Nationen sonst führen; nein, es war ein Vandalismus, der zum Himmel schrie, und darob empörte sich denn endlich auch die Langmuth des Reichstags von Regensburg. Er erklärte also zu Anfang des Jahres 1689 den König von Frankreich für einen Reichsfeind und dekretirte, daß jeder ehrliche deutsche Fürst seine Truppen sofort mit dem Heere des Kaisers zu vereinigen habe. Noch mehr, auch England, Schweden und Spanien verbündeten sich jetzt mit dem Kaiser, und Gott sei Dank, nun endlich schien der Zeitpunkt gekommen, wo dieser Zwingherr auf dem Throne von Frankreich für seine Frevelthaten gezüchtigt werden sollte.

Doch was that sofort der allerchristlichste König? So wie er vernahm, daß die deutschen Reichsfürsten dem Kaiser ihre Kontingente stellen würden, befahl er seinen Generälen längs des Oberrheins, auf dessen rechter Seite einen breiten Landstrich dergestalt zu veröden, daß er einer Wüste gleiche, denn auf diese Art hoffte er es den Deutschen unmöglich zu machen, bis an den Rhein vorzudringen.

Natürlich, denn in der neu geschaffenen Wüste fanden sie ja keinen Grashalm für ihre Pferde und noch viel weniger ein Obdach für ihre Mannschaften, wie wollten sie also über diese Wüste hinüberkommen, da man doch unmöglich so viel Proviant, Fourage, Zelte und was sonst nöthig war, aus der Ferne herbeiziehen konnte?

Es war der Befehl eines Wütherichs, gegen den selbst ein Tilly, der Zerstörer von Magdeburg, noch als ein Engel des Lichts erschien; allein seine Generäle folgten ihm blindlings und das gräßliche Verwüstungswerk nahm sofort noch im Januar 1689 seinen Anfang.

Vor Allem schickte der Brigadier Melac seine Reiter in verschiedenen Haufen von Heidelberg aus nach den Ortschaften Rohrbach, Laimen, Nußloch, Wißloch, Kirchheim, Bruchhausen, Eggenheim, Neckarhausen, Ostersheim, Hockenheim, Reilingen, Walddorf und wie sie sonst hießen, und ließ sie, nach geschehener vollständiger Ausplünderung, bis auf das letzte Haus in Asche legen.

Kniefällig, mit aufgehobenen Händen baten die Bewohner, welche während der letzt vergangenen Monate schon furchtbar genug gebrandschatzt worden waren, um Gnade; aber hohnlachend ließ sie der Mordbrenner-General halbnackt in der grimmigsten Kälte über die öden Felder hinjagen, so daß ihrer Tausende elend verkamen.

Nach Vollbringung dieser Heldenthat kam die Reihe an Heidelberg selbst, und auch hier erfolgte zuerst allgemeine Plünderung. Dann ließ Melac die Stadtmauer, die Neckarbrücke, das Zeughaus, so wie am 2. März das wunderbar herrliche kurfürstliche Schloß in die Luft sprengen, was jedoch der festen Mauern wegen nicht vollständig gelang, und befahl schließlich die Stadt selbst an zehn Orten zweimal in Brand zu stecken. So ward das be- und nicht besser in einen Schutthaufen verwandelt, rühmte Heidelberg erging es der Stadt Mannheim.

(Fortsetzung folgt.)

Das Capitol.

(Fortsetzung.)

Ein wichtiges öffentliches Gebäude auf dem alten Capitolinus ist noch zu erwähnen, daß Tabularium, eine Art Staatsarchiv, welches in Tausenden von broncenen Tafeln die wichtigsten Senatus-Konsulte, Plebiszite, Friedenstraktate und sonstige öffentliche Akte und Denkmäler enthielt, mit Ausnahme der sibyllinischen Bücher, welche zum capitolinischen Tempelschatze gehörten. Das Gebäude machte mit einem Portikus von grandiosen dorischen Arkaden gegen das Forum Front.

Wie bereits erwähnt, war das Capitol in der alten Zeit nur vom Forum aus zugänglich. Denken wir uns dieses Forum mit dem öffentlichen Leben der alten Römer in seiner ganzen Pracht: unversehrt die Majestät des Coloseums, marmorblank alle die Tempel, ungebrochen die Ehrensäulen und Standbilder, die Triumphbogen festlich wie am Tage, da der Glückliche seinen Einzug hielt, Kandidaten auf dem Comitium, das der Welt Krieg und Frieden gab, von den Rostren ciceronische Beredtsamkeit zündend und die Basiliken zu beiden Seiten mit ihren säulengetragenen Versammlungs-, Kaufs- und Gerichtshallen überfluthet und gefüllt vom Gewühle der Weltstadt! Vom palatinischen Hügel, der das Forum östlich säumt, blicken die stolzen Zinnen des Palastes der Cäsaren nieder, daran Alles verschwendet ist, was die römische Architektur, die römische Kunst Prächtiges und Ueberschwängliches zu ersinnen vermocht hat! Gewiß ein großartigerer Vorplatz, eine stolzere Umgebung konnte dem Capitol nicht zu Theil werden.

Drei Wege führten den Clivus Capitolinus hinan, darunter die Via sacra, auf welcher der Triumphator emporstieg, der vornehmste war. Von nicht weniger als sechs Tempeln, einst sämmtlich am Aufstieg des Capitolinus gelegen, kennt man noch jetzt Namen und Trümmer. Und neben diesen Friedensstätten fand am Hügelsabhang noch der mamertinische Staatskerker Raum, darin die im Triumphe aufgeführten Gefangenen erdrosselt wurden, während droben der Feldherr dem Jupiter opferte und sich das Volk auf der Area Capitolina, in den weiten Säulenhallen des Tempels, lagerte, in Erwartung des Sieges- und Opferschmauses. Denn ohne Panem et Circenses durfte ein Tag, der mit triumphalem Aufzug aufs Capitol begonnen, nicht enden.

So viel vom alten und ältesten Capitol; und nun zurück zu dem Janusantlitz des heutigen Campidoglio.

Das moderne Rom hat sich von den alten Hügeln abgekehrt; es hat sich westwärts über das Marsfeld und jenseits des Tibers über die neronischen Gärten ausgebreitet. An die Stelle des Forums ist die flaminische Straße, der Corso, die Hauptverkehrsader geworden. Das Capitol blieb der Neustadt im Rücken. Schon unter Stilicho begann die Beraubung des goldenen Tempels; Geiserich und die ihm folgenden Eroberer und Plünderer setzten das Werk der Vernichtung fort, so daß dem Zahn der Zeit wenig mehr zu thun übrig blieb.

Gegen Ende des 14. Jahrhunderts, zur Zeit, als das Kolosseum eine Festung der Annibaldi, der Marmorcylinder des Grabmales der Cecilia Metella an der appischen Straße eine Burg der Savelli war und noch viele andere Reste des Alterthums den streitsüchtigen Baronen als Kastelle dienen mußten, erbaute Bonifacius IX. über den Trümmern des alten Tabelariums eine Zitadelle, erst Paul III. aus dem Hause Farnese dachte das Nützliche mit dem Schönen zu vereinigen, indem er um 1540 Michel Angelo mit der neuen Anlage des Capitols betraute. Das Capitol in seiner heutigen Gestalt ist also Michel Angelos Werk.

Wir haben das südliche Ende des Korso erreicht und stehen vor einer doppelten Treppenanlage. Beide Stufenwege führen den westlichen Abhang des Kapitols hinan. Verfolgen wir die breitere Scalinata. Zwei wasserspeiende Löwen egyptischen Styls halten an ihrem Fuße Wache. Vom oberen Ende der Stiege blicken Castor und Pollux an der Seite ihrer Rosse, Kolossalstatuen aus pentolischem Marmor, nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Nächtliches Abenteuer eines preußischen Uhlanen.

Die blutige Schlacht bei Wörth war geschlagen. Unsere unübertreffliche Infanterie und ausgezeichnete Artillerie hatte den Sieg errungen. Wir Uhlanen schämten uns, als wir den herrlichen Sieg sahen, welchen jene erfochten hatten, denn wir waren bei dem großen Werke fast weiter nichts als Zuschauer gewesen. Jetzt, wo dieselbe entschieden war, begann erst unsere Arbeit.

Eine Eskadron unseres Regiments blieb zum Transport der Gefangenen zurück, während die anderen zur Verfolgung des Feindes kommandirt wurden. Unter den letzteren war auch ich. Um sobald als möglich mit den Herren Franzosen in nähere Bekanntschaft zu kommen, ritten wir in raschem Trabe über das blutige Schlachtfeld.

Wir bewegten uns über sanfte Hügel nach waldbeschatteten Anhöhen zu. Dort bot sich unsern Augen eine herrliche Waffenthat dar, welche von der deutschen Tapferkeit zeugte. Hier war eine auf steiler Höhe stehende feindliche Batterie erobert worden. Die Mannschaften der dezimirten Kompagnien standen siegestrunken um die eroberten Kanonen und gaben durch unaufhörliche Hurrahs ihren Sieg kund.

Aber wir eilten fort von diesem Siegesbilde, um auch noch etwas zum Glücke des Tages beizutragen. Bald wurde auch unser sehnlichster Wunsch erfüllt, und wir machten mit den Franzosen nähere Bekanntschaft.

Als nämlich unsere muthigen Rosse eine Viertelstunde auf den Höhen dahingeeilt waren, erblickten wir fliehende Gestalten vor uns. Mit eingelegter Lanze ging es wie ein Sturmwind auf dieselben los. Viele Schüsse krachten uns entgegen, und einige Uhlanen fielen auch verwundet aus dem Sattel. Wie wir aber dem Feinde näher auf den Leib gerückt waren, da schallte ein klägliches Pardon aus dessen Reihen. Es war eine Abtheilung Zuaven, welche sich in größter Verwirrung befand. In kürzester Zeit waren sie umringt und entwaffnen. Rasch sprengten wir sodann, die Eskorte abgerechnet, welche die Gefangenen transportirte, dem fliehenden Feinde nach, um ihm wo möglich noch großen Schaden zuzufügen.

Wir ritten immer noch auf den Höhen, und unsere trefflichen Rosse trugen uns jetzt durch einen Hohlweg. Auf dem Rande des Hohlwegs standen vereinzelt einige Bäume. Als wir an diesen vorübergalloppirten, scheute plötzlich mein Pferd. Es setzte mit einem gewaltigen Sprunge auf den Rand des Hohlweges und eilte wie rasend quer in das Feld. Weder Sporen noch Zügel vermochten die wüthende Bestie zu bändigen, und immer schneller stürzte sie davon. Ein Sprung vom Pferde würde mir den Tod oder zerschmetterte Glieder bereitet haben. Ich suchte mich nur so fest als möglich im Sattel zu halten, und hoffte, daß das tolle Pferd endlich einhalten würde.

Aber meine schreckliche Lage sollte bald noch bedeutend verschlimmert werden. Das wüthend davoneilende Pferd hatte mich rasch in die Nähe des fliehenden Feindes gebracht. Ich selbst hatte in meiner furchtbaren Aufregung keinen Franzosen erblickt, aber die Schüsse derselben zeigten mir an, daß ich in ihrer Nähe war. Es waren ihrer nur wenige, und da es schon anfing dunkel zu werden und ich mit großer Geschwindigkeit an ihnen vorübereilte, fehlten auch ihre Schüsse. Mein Pferd wurde aber mit jedem Schusse noch rasender. Auf einmal fühlte ich einen Stich im rechten Arme, und meine Lanze, welche ich noch krampfhaft festgehalten hatte, entfiel mir. Ich hatte einen Streifschuß erhalten, und mein rechter Arm war durch ihn gelähmt worden.

Jetzt bemerkte ich auch einige Turcos in meiner Nähe, welche ihre Gewehre gegen mich schwangen. Nein, in die Hände dieser Bande willst du nicht lebendig gerathen, dachte ich bei mir, und beschloß, mein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Ich ließ die Zügel, welche ohnedies werthlos waren, mit der linken Hand fahren und griff nach meinen Pistolen. Den Schmerz, welcher meine rechte Hand wegen des Streifschusses fesselte, verbiß ich und faßte auch mit dieser Hand ein Pistol. Gleich darauf sprengte ich vor einem Haufen Turcos vorbei. Ich feuerte meine Pistolen auf dieselben ab, und sie antworteten mit ihren Gewehren. Dieses Mal war unstreitig mein Pferd von ihnen getroffen worden, denn es schnaubte wie ein angeschossener Eber und raste in wüthenden Sprüngen davon.

Ein gräßlicher Zustand, in dem ich mich befand! Ich saß auf einem tollen Pferde, welches sich noch überdies im Todeskampfe befand. Nur mit größter Mühe und Anstrengung vermochte ich mich auf ihm zu halten, und ich empfahl Gott meine Seele.

Plötzlich machte die wüthende Bestie noch einen gewaltigen Sprung und brach zusammen. Ich flog weit über seinen Kopf hinweg, fiel hart nieder und rollte Kopf über Kopf unter an einem steilen Abhange hinab. Mein grausiger Weg ging pfeilschnell durch Dornen und Büsche, und ein furchtbarer Lärm hinter mir zeigte an, daß mein Pferd mir ebenfalls nachrollte. Ein Stoß vor den Kopf beraubte mich der Besinnung, und ich rollte ohnmächtig weiter.

Als ich aus meiner Ohnmacht erwachte, lag ich am Fuße eines steilen Berges und war am ganzen

Körper zerschunden und zerschlagen. Ein unheimliches Schreien und Stöhnen zeigte mir, daß ich nicht allein war. Ich blickte um mich und bemerkte Zuaven, Turcos und andere französische Soldaten, welche auch wie ich den grausigen Weg an dem Berge herabgemacht hatten. Schwer verwundet waren sie alle, denn sonst hätten sie sich geflüchtet und wären nicht hier liegen gebieben. Da ich etwas Französisch gelernt hatte, so konnte ich die Worte größtentheils verstehen, welche diese Unglücklichen ausstießen. Ein Turco, welcher in meiner Nähe lag, verfluchte und verwünschte Alles, was er nur zu kennen schien, und knirschte dabei mit den Zähnen, wie ein wildes Thier. Seine andern sauberen Genossen thaten dasselbe, und nur einige beteten. Die andern Franzosen schienen ihr Unglück stumm zu ertragen. Mich hielten sie jedenfalls bei der hereinbrechenden Nacht auch für einen französischen Soldaten. Aber mir wurde in ihrer Gesellschaft ganz unheimlich, und ich fürchtete für mein Leben.

Mit unsäglichen Schmerzen und Qualen kroch ich auf Händen und Füßen aus ihrer Nähe und schleppte meinen zerschlagenen Körper unter einen Baum. Die Furcht, welche ich vor meinen unheimlichen Nachbarn hegte, schwand nach und nach, und mein Geist wurde ruhiger.

Ich versuchte zu schlafen, doch der brennende Durst, von dem ich geplagt wurde, und die ungeheueren Schmerzen, die ich am ganzen Körper empfand, verscheuchten jeden Schlummer aus meinen Augen. Erst spät nach Mitternacht fiel ich in einen unruhigen Schlaf und vergaß auf einige Stunden meine Leiden.

Als ich erwachte, war es heller Tag. Ich blickte zuerst nach den Franzosen hinüber. Einige stöhnten und jammerten, andere lagen bewegungslos da, und wieder andere hinkten und krochen umher. Aus den Geberden und Reden der letzteren merkte ich, daß sie nach Wasser suchten; da ich auch auf eine furchtbare Weise vom Durste geplagt wurde, so wollte ich nach einigen Tropfen Wasser suchen, aber ich war nicht im Stande, mich von der Stelle zu bewegen.

In meinem Rücken hatte ich furchtbare Schmerzen, meine Füße waren wie verrenkt, und mein rechter Arm war durch den Streifschuß und den Sturz so beschädigt, daß ich denselben nicht ohne die größten Schmerzen rühren konnte. Als ich meinen Kopf mit der linken Hand betastete, fand ich überall schmerzhafte Beulen, und in meinem Gesichte war alles zerkratzt.

Obwohl ich mich in einem jämmerlichen Zustande befand, so dankte ich doch Gott, daß er mich am Leben erhalten hatte. Denn lebensgefährlich war ich wahrscheinlich nicht verwundet, und wenn bald Hilfe kam, so war ich gerettet. Nach einer qualvollen Stunde kam auch wirklich welche herbei. Es war ein preußisches Sanitätskorps, welches unsere Schmerzen linderte. — — (Daheim.)

Mannigfaltigkeiten.

[Geprellt.] Es ist bekannt, daß der Name Schmidt in der Welt sehr häufig ist, und daß besonders in London unzählige Familien leben, welche diesen Namen führen. Es hat dies schon zu vielfältigen Verwechslungen Veranlassung gegeben und zu Mißverständnissen, die nicht immer einen spaßhaften Erfolg hatten, sondern öfters sehr unangenehme Verwicklungen herbeiführten. Die große Menge der Schmidt's in London konnte man bei folgender Gelegenheit recht deutlich gewahr werden. Es sollte einst ein neues Schauspiel gegeben werden, von welchem sich das Publikum sehr viel versprach. Am Tage der Aufführung drängte sich daher Alles nach dem Theater, und die, welche sich nicht früh genug einstellten, konnten nicht hineinkommen, sondern mußten vor der Thür stehen bleiben. Dies Loos traf auch einen jungen Herrn von Stande. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, mit Gewalt durch die dichte Menschenmasse zu dringen, suchte er endlich seinen Zweck durch List zu erreichen. Er streckte seinen Kopf so weit hinein, als er konnte und schrie mit mächtiger Stimme: „Es ist Feuer bei Schmidt!" — „Feuer bei Schmidt!" Dieser Feuerruf wiederholte sich sofort aus tausend Kehlen und wirkte wie ein elektrischer Schlag auf alle, die den Namen Schmidt führten. Denn diese, ungewiß, welchen Schmidt es gelte, erhoben sich jetzt alle und stürzten zum Theater hinaus, und zwar in so großer Menge, daß sie Allen, die noch vor der Thür standen, hinreichenden Platz machten. Auch unser Gentleman bekam einen recht bequemen Sitz; die sämmtlichen Schmidt's aber waren betrogen.

In Berlin wird gegenwärtig eine eigenthümliche Büste des Königs Wilhelm zu 7½ Sgr. verkauft; die Masse ist nämlich Tafelbouillon. Bismarcks Büste wird folgen und soll der erste Guß an Jules Favre gehen, weil dieser, wie der humoristische Fabrikant meint, große Sehnsucht nach einem Bismarck habe, der sich erweichen lasse.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 229 Dienstag, 18. Oktober 1870.

Die Raubkriege der Franzosen in Deutschland.

(Fortsetzung.)

Den ganzen Winter hindurch hatte man in Mannheim die Franzosen auf's Beste verpflegt, um ja ihren Zorn nicht zu reizen; aber nunmehr, vom 5. März an, mußten die Bürger selbst mithelfen, die Festungswerke abzutragen und unter den bedeutenderen Steinbauten Minen anzulegen. Sie mußten, wenn sie nicht auf der Stelle getödtet sein wollten, selbst mithelfen, ihr Eigenthum zu verwüsten, und knirschend vor Wuth fügten sie sich darein, weil sie hofften, dadurch vielleicht doch wenigstens den Totalruin von der Stadt abzuwenden. Vergeblich übrigens, denn schon nach wenigen Tagen wurde den Franzosen das langsame Zerstören zu langweilig, und somit legten sie, wie bei Heidelberg, den Feuerbrand an.

Ganz dasselbe Loos traf die Städte Offenburg, Kreuznach, Ladenburg, Oppenheim, Gernsheim, Wachenheim, Bretten, Bruchsal, Frankenthal, Alzei, Rochsheim, Pforzheim, Baden, Rastatt, Kuppenheim, Stollhofen und außer ihnen noch über vierhundert andere kleine Städte, Marktflecken und Dörfer, welche alle dem Erdboden gleich gemacht wurden, während man ihre Bewohner, nachdem die viehisch gewordenen französischen Soldaten die scheußlichsten Gräuel an ihnen, besonders an den Weibern und Jungfrauen, verübt, ins öde Feld hinaus oder gar über den Rhein hinüber nach Frankreich trieb.

Das allerhärteste Schicksal übrigens bereiteten die Franzosen den beiden Reichsstädten Worms und Speyer, welche sich ihnen im Herbst vorigen Jahrs auf die Bedingung übergeben hatten, daß Rath und Bürgerschaft ganz unangetastet bleiben solle und blos einige Hundert Mann als Besatzung aufzunehmen habe. Obwohl nämlich der General Duras, so wie der französische Dauphin, der Thronerbe von Frankreich, auf's Heiligste gelobt hatten, die festgesetzte Bedingung getreulich zu halten, wurde doch die Besatzung nach und nach auf mehr als 2000 Mann gebracht, und sofort begangen nun die Brandschatzungen. Daraufhin zwang man die Bürger, gleich den Mannheimern, an der Zerstörung ihrer eigenen Festungswerke mitzuhelfen, und überdem schleppte man alles Geschütz aus den Zeughäusern nach Landau fort. Ja, was man nicht fortschleppen konnte, versenkte man in den Rhein oder zerstörte es auf sonstige Weise. Nicht minder packte man alle Akten des Reichskammergerichts, das sich damas noch in Speyer befand, zusammen und schleppte sie mit den Kassen nach Landau. Was aber noch weit mehr in die Seele schnitt, die Einwohner mußten all ihre Korn- und Mundvorräthe nach Philippsburg zur Unterhaltung der dortigen Besatzung abliefern, und so entstand in kurzer Zeit eine gräßliche Hungersnoth. Endlich kündigte man den bereits bis zum Tod gepeinigten Bürgern an, daß es des französischen Königs Interesse erfordere, die Städte Worms und Speyer ganz von der Erde zu vertilgen, und gab ihnen eine kurze Frist, um mit ihren noch vorhandenen wenigen Habseligkeiten ins Französische überzusiedeln. Dann aber, auf ein gegebenes Zeichen, wurden beide Städte, Speyer den 31. Mai und den 5. Juni 1689, in Brand gesteckt und nach einigen Stunden waren sie in zwei große Aschenhaufen verwandelt. In Speyer wie in Worms blieben nur die beiden ausgebrannten Dome stehen, die Gräber aber unter denselben, besonders die Gräber der deutschen Kaiser, die sich unter dem Dome von Speyer befanden, zerstörten die Mordbrenner gründlich und zerstreuten die vermoderten Gebeine mit Hohngelächter. Es war ein nie gehörter Gräuel; wie nun aber einige menschlichere französischen Offiziere den jungen Herzog von Créqui, den der General Duras mit der Ausführung der Schandthat beauftragt hatte, befragten, was denn die Bürger von Worms und Speyer verbrochen hätten, daß man ihnen ein so gräßliches Schicksal bereite, erwiderte er einfach: „Der König will's," und wies ein Verzeichniß von weiteren zwölfhundert Städten und Dörfern vor, die alle noch verwüstet werden müßten. Also trieb es Ludwig XIV. in seinem Raubzug gegen Deutschland, und all diesen Gräueln wurde erst durch den Frieden von Ryßwick ein Ende gemacht.

Der letzte Krieg Ludwig's XIV. gegen Deutsch-

land war dies übrigens nicht, sondern es kam nunmehr der spanische Erbfolgekrieg, der von 1701 bis 1714 währte, und auch in diesem Kriege mußten wieder die an den Rhein angränzenden deutschen Provinzen, besonders Schwaben und Franken, das Entsetzlichste leiden.

Noch trauriger dabei war das, daß die beiden Kurfürsten von Bayern und von Köln es diesmal mit dem Erbfeinde, wie man von jetzt an Frankreich zu bezeichnen pflegte, hielten, und daß also dem Zwingherrn von Frankreich zu Liebe die Deutschen sich unter einander selbst zerfleischten. Das Allertraurigste aber brachte das Ende des Kriegs, die Thatsache nämlich, daß abermalen ein Stück deutscher Erde mit der herrlichen Festung Landau an Frankreich fiel und sich somit dieses seinem großen Ziele, alles linke Rheinufer zu erobern, immer mehr näherte. Freilich fehlte noch manch' Stück, besonders Lothringen; allein auch dieses hoffte sich Ludwig XIV. am Ende seines Lebens noch zueignen zu können. Zu seinem großen Leidwesen gelang es ihm nicht, jedoch was that's? Unter seinem Nachfolger Ludwig XV. erhob sich Anno 1733 über der Besetzung des polnischen Königsthrones ein neuer Kampf mit Deutschland, und dieser endigte damit, daß der Kaiser Karl VI. Lothringen gegen die Ueberlassung von Toskana an die Krone von Frankreich abtrat.

Wie hätte nun der Kardinal Richelieu gejubelt, wenn es ihm gegönnt gewesen wäre, aus dem Grabe aufzustehen und sich das jetzige Frankreich anzusehen! Ihm war zuerst der Gedanke gekommen, Frankreich durch die kluge Benützung der Zeitumstände zur tonangebenden Macht von Europa zu erheben, und jetzt, nach gerade hundert Jahren, war dieser Gedanke bereits zur Wahrheit geworden. Allerdings das ganze Ziel, das vollständige Vorrücken bis an den Rhein hatte man noch nicht erreichen können, denn es fehlten immer noch viele Gebietstheile, besonders die großen Städte Mainz, Koblenz und Köln; allein am Oberrhein wenigstens gehörte linkswärts Alles zu Frankreich und der Unterrhein ließ sich wohl auch noch gewinnen. Allerdings Ströme von Blut hatten diese Eroberungen gekostet, und überdem hatte man zu den frechsten Meineiden, zu den niederträchtigsten Lügen, zu den entsetzlichsten Gräueln seine Zuflucht nehmen müssen; allein dafür war Frankreich jetzt der mächtigste Staat in Europa und konnte den sämmtlichen andern Potentaten Gesetze vorschreiben. Um diesen Preis hätten Kardinal Richelieu und Ludwig XIV. selbst noch zehnmal größere Verbrechen begangen und auch nicht einen einzigen Gewissensbiß darob gefühlt!

(Fortsetzung folgt.)

Das Capitol.

(Fortsetzung.)

Und diesen Kolossen zur Seite, auf niederen Piedestalen, sind als weiterer Schmuck der Brüstung, die das obere Plateau abschließt, bemerkbar: die „Trophäen des Marius", zwei schöne Waffengruppirungen in Marmor, die Standbilder Konstantin's und seines gleichnamigen Sohnes und zwei antike Meilensteine — beiderseits gleichmäßig vertheilt und nach der Größe abgestuft. Oben empfängt uns der rechtwinkelige Capitolsplatz, das alte Intermontium. Drei Paläste umgeben ihn: östlich über dem alten Tabularium der Palast des Senators mit dem zierlichen Thurm, nördlich und südlich gleichgeartete Palastbauten von niederem Umfange. Als Hauptschmuck des Platzes nimmt die herrliche broncene Reiterstatue Marc Aurel's alsogleich das Auge gefangen. Die Gesammtanlage macht einen stattlichen Eindruck, wenn man auch keineswegs an die alte Herrlichkeit gemahnt wird.

Der Senatorial-Palast ist der Bau Bonifaz' IX., aber von Michel Angelo modernisirt im Sinne einer maßvollen Renaissance. Korinthische Pilaster zieren seine Façade. Ein freier Aufstieg führt in zwei Rampen zum Hauptportale. Dieser Stiegenkörper hat vorne eine Bogen- und zwei Zwickelnischen. In ersterer thront Minerva aus weißem Marmor, mit Porphyr drapirt; in letzteren stemmen sich liegend Nil und Tiber auf, beide Kolosse aus parischem Marmor. Den Eintretenden nimmt ein grandioser Flursaal auf, der mit den Statuen Paul III., Gregor XIII. und Karl's von Anjou, des Mörders Conradin's, geschmückt ist. In diesem Palazzo amtirte bis zum 20. v. M. die römische Munizipalität. Die Herren mit der schönen alterthümlichen Patriziertracht, ihren breiten goldenen Ketten, ihren stolzen Glaswagen und den reizenden Pagen sind sammt dem Senator fürstlichen Ranges an ihrer Spitze seit dem Einzuge der Italiener einfach bei Seite geschoben.

Die beiden Seitenpaläste sind reicher in der Architektur und erinnern einigermaßen, wenn auch nicht so edel gehalten, an das herrliche Bibliotheksgebäude an der Piazzetta in Venedig. Beide Gebäude bergen die berühmten Kunstschätze des „capitolinischen Museums". Es genüge, darauf hinzuweisen, daß wir im Südpalast die erzgegossene Wölfin Roms wahrzeichen, den Knaben, der sich den Dorn auszieht, und den schönsten Guerrino; im Nordpalast den lustigen „Marforia", der dem spottsüchtigen „Pasquino" keine Antwort schuldig bleibt, den broncenen Tempelknaben, den bogenspannenden Amor, die capitolinischen Tauben, die Büste des Brutus,

den Satyr des Praxiteles finden, vor Allem aber den sterbenden Fechter und die capitolinische Venus bewundern!

Von der berühmten Statue Mark Aurel's gewinnt eine Vorstellung, wer das Josefs-Denkmal an der Wiener Hofburg betrachtet — selbstverständlich aber ist durch diese Copie das unvergleichliche Original keineswegs überflügelt worden.

(Schluß folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Roissy, 22. Sept.

[Das preußische Gardekorps vor Paris.] Unsere Befestigungsarbeiten gehen in diesen ruhigen Tagen rasch und befriedigend vorwärts. Die Abdämmung des Ourcqkanals ist bereits vollendet. Der kleine Bach la Moree hat dadurch genügend an Wassergehalt gewonnen, um eine schwer zu überschreitende Linie zwischen uns und den feindlichen Forts von St. Denis zu bilden, und hinter dieser Linie haben sich unsere Batterien in so ausgezeichneten Positionen festgesetzt, daß die Artillerie eigentlich nur eine Besorgniß hegt, nämlich die, nicht vom Feinde angegriffen zu werden. Auch die Dörfer le Bourget und Stains, die noch vor der eigentlichen Vertheidigungslinie liegen, sind bereits gut befestigt, und obgleich dieselben, da sie im Schußbereich von St. Denis liegen, im Fall eines ernsthaften Ausfalles wohl unsererseits aufgegeben werden würden, so tragen sie doch als gute Kantonnements für unsere Vorposten nicht wenig dazu bei, die Stellung des Gros zu einer außerordentlich starken zu machen. 23. Sept. Ich bin nach Arnouville geritten und habe dort das vom 4. Garderegiment bewohnte Schloß der Herzoge von Choiseuil besucht. Es ist ein weitläufiges, altes, schönes Gebäude, von einem großartig angelegten, aber vernachlässigten Park umringt. Man hat dort ungeheure Keller und große, unter Wasser gesetzte, unterirdische Gänge entdeckt. Was diese geheimnißvollen Gänge verbergen, oder welchen Zweck sie überhaupt haben mögen, ist noch nicht ermittelt. Das Schloß selbst ist von den Mobilgarden schrecklich verwüstet worden. Trotzdem haben es sich unsere Soldaten dort recht bequem machen können.

Eine Patrouille hat vorgestern einen interessanten Fang gemacht. Sie hat nämlich bei Drancy zwei Briefträger gefangen genommen, die, mit schweren Briefsäcken beladen, von la Vilette nach St. Denis gingen in der Absicht, noch irgendwo eine Verbindung zwischen Paris und den Departements zu entdecken. Die braven Leute, die sich in Ausführung eines ihnen gewordenen dienstlichen Befehls in nicht geringe Gefahr begeben hatten, hat man laufen lassen. Die Briefe aber sind auf dem Generalkommando geöffnet und examinirt worden. Die meisten der aufgefangenen Schriftstücke, die Gesammtzahl belief sich auf ungefähr 2000, waren Briefe von Soldaten, Mobilgardisten und Franctireurs an ihre in den Provinzen lebenden Angehörigen. Es war auffallend, zu sehen, wie diese Briefe, mit nur wenigen Ausnahmen, in demselben Geiste verfaßt waren. Niemals ist mir der große Einfluß, den die Pariser Presse auf die unteren Klassen der Gesellschaft ausgeübt hat, deutlicher geworden, als beim Durchlesen dieser zahlreichen Gefühlsergießungen. Ueberall fand ich Spuren der hohlen bombastischen Phraseologie des Figaro und des Gaulois. Unter der großen Anzahl der aufgefangenen Briefe waren natürlich auch einige, die den Stempel eines edlen Geistes trugen. Ich habe einen davon bei Seite gelegt und gebe ihn hier als ein Bild der Zustände, wie sie sich im Geiste eines französischen Patrioten widerspiegeln, dem die Niederlage Frankreichs unerträglich ist, und der sich nur die Wahl zwischen Tod und Verbannung läßt.

Paris, 18. Sept. 1870. Ich weiß nicht, ob Du meinen letzten Brief erhalten hast, ich weiß nicht, ob Du diesen Brief erhalten wirst. Meine Wunde inkommodirt mich noch sehr, erschwert mir jede Bewegung, zwingt mich in dieser unruhigen Zeit zur Ruhe, und mag viel dazu beitragen, daß ich Alles um mich her im allertraurigsten Lichte sehe. Der Arzt hat mir versprochen, mich in 14 Tagen wieder dienstkräftig zu machen. Bis dahin kann die Welt untergehen.... Ich sehe von Paris nichts, als was ich von den Fenstern aus erblicken kann. In den ersten Tagen fuhr ich, auf Befehl des Doktors, aus. Aber wenn man mich in Uniform und verwundet sah, so hatte ich Ovationen zu erleiden, die mich ungeduldig machten, und wenn ich in Zivil war, so mußte ich jedem Straßenjungen aus dem Wege fahren oder mich der Gefahr aussetzen, den Wagen von einer schreienden Menge umringt zu sehen. Ich habe es vorgezogen, zu Hause zu bleiben. Ein Dutzend Zeitungen, die ich im Laufe des Tages durchlese, hält mich au fait der Ereignisse. Diese Zeitungen machen mich ganz wüthend, denn sie rechtfertigen vollständig das harte Urtheil, das man jetzt im Auslande über uns fällt. Was soll man von einem Lande denken, in dem keine Zeitung existiren kann, es sei denn, daß sie allen Gelüsten des großen, rohen Haufens fröhne. Ich habe mich geschämt, Franzose zu sein, als ich die Zeitungen vom 6., 7. und 8. September las. Die Männer, die man vor 4 Wochen in den Him-

mel erhoben hatte, waren in den Staub getreten, Rochefort, Favre, Gambetta, Pelletan und Konsorten, die am 15. Juli noch Verräther an der heiligen Sache waren, wurden nun als Retter des Vaterlandes dem Pöbel zum Verwundern und Anbeten oktroyirt. Wenn auch nur einer unserer Journalisten den Muth eines Courrier gehabt hätte, dem Volke die Wahrheit zu sagen. Aber nein, ohne Ausnahme haben sie geschwiegen oder gelogen, und auch heute noch, wo die größte Gefahr vor den Thoren steht, schweigen oder lügen sie.

Noch heute, Dank unserer erbärmlichen Journalistik, kennt fast Niemand die wahre Geschichte unserer Niederlagen und der feindlichen Siege, noch heute leben wir in fast vollkommener Unwissenheit der Fehler, die wir begangen und der wahrhaft teuflischen Geschicklichkeit, mit der der Feind dieselben erbarmungslos ausgebeutet hat. Und dann die großen Phrasen von Federhelden geschrieben, die in ihren Schuhen zittern und auf die Ausreißer schimpfen, weil es für sie selbst zu spät zum Ausreißen geworden ist.

Daß eine 20jährige kaiserliche Diktatur Frankreich demoralisirt hat, liegt jetzt klar auf der Hand, aber nirgends hat diese Erniedrigung einen schrofferen Ausdruck gefunden, als in der Haltung unserer Truppen. . . .

Was wird das Ende von der ganzen traurigen Geschichte sein? Früher oder später, durch Uebergabe oder Erstürmung wird Paris in die Hände der Feinde fallen. Die Besitzenden werden die 500,000 Preußen, wie eben so viele Sergeants de Ville, als Hersteller der Ruhe und Ordnung, als Befreier vom Proletarierjoche begrüßen. Ehrenhalber werden sie traurig aussehen, und die Blondinen unter ihren Frauen und Töchtern werden vielleicht schwarze Kleider tragen, aber im einsamen Kämmerlein werden sie ihre aus dem großen Schiffbruch geretteten Geldsäcke zählen und Gott danken, daß ihnen das, was sie noch haben, nun wenigstens gesichert ist; der Pöbel wird sich wieder in seine dunkeln Höhlen verkriechen und ingrimmig, neidisch zukünftiger Tage harren, die ihm wieder gestatten möchten, das Sonnenlicht zu sehen. Ich werde mit den Patrioten mit den verzweifelten, gemeinschaftliche Sache machen und entweder auf der Bresche sterben oder mich nach der Niederlage nach Algier, nach Cochin-China oder einer andern französischen Kolonie zurückziehen. Finis Poloniae!

Ueber das Schloß von St. Cloud, welches nach dem neuesten offiziellen Telegramm von den Franzosen in Brand geschossen worden ist, bemerkt der „St.-A.“:

Das Schloß liegt im Süden der 5250 Einwohner zählenden gleichnamigen Stadt, die den Abhang eines die Seine beherrschenden Hügels einnimmt, über welche hier eine schöne steinerne Brücke führt. Das Schloß liegt hart am linken Seineufer. Früher ein einfaches Landhaus Jerome's von Condy, eines Italieners im Gefolge Katharina's von Medicis, wurde es von Ludwig XVI. für dessen Bruder, den Herzog von Orleans, angekauft. Im Laufe der Jahrhunderte in den verschiedensten Händen, war es die Residenz von Marie Antoinette, Napoleon I., der von hier aus das Direktorium auflöste, und der Kaiserin Marie Louise, welche sämmtlich an Schloß und Park große Summen wendeten. 1717 wurde dort der Czar Peter empfangen, 1815 wurde die Kapitulation von Paris unterzeichnet. Ludwig XVIII., Karl X., Ludwig Philipp, Napoleon III. residirten gewöhnlich in St. Cloud, wo von Karl X. die Ordonnanzen von 1830 unterzeichnet wurden. Die Gemächer des Schlosses enthalten eine große Zahl von Kunstgegenständen: Mignard, Le Mayne, Coypel, Pierre Loir, Alaur haben die Plafonds der Säle mit kunstvollen Gemälden geschmückt, während weitere Gegenstände aus dem Gebiete der Malerei wie Skulptur die Säle zieren. Der Park von St. Cloud umfaßt etwa 390 Hektaren (über 1500 Morgen) und theilt sich in einen öffentlichen und einen reservirten Theil; der erstere ist reich an pittoresken Aussichten, unter denen die auf das choragische Monument des Lysikrates — die Laterne des Diogenes — namentlich nennenswerth ist; der zweite Theil des Parks zeigt viele Statuen und Springbrunnen und ist von der Eisenbahn vor Paris nach Versailles durchschnitten, welche hier über mehrere Hängebrücken führt. Der Stadt, dem Schloß und dem Park unmittelbar gegenüber, liegt auf dem rechten Seineufer Boulogne.

Mannigfaltigkeiten.

Doktor: Hier stelle ich Ihnen, Herr Professor, den ältesten Mann in unserer Stadt vor, zählt 80 Jahre und ist von Gewerbe ein Schornsteinfeger.

Professor: Kein Wunder, geräuchertes Fleisch hält sich stets länger, als frisches.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 230 Mittwoch, 19. Oktober 1870.

Die Raubkriege der Franzosen in Deutschland.

(Fortsetzung.)

Doch es sollte immer noch besser kommen. Mit dem Ende des 18. Jahrhunderts hatten die Franzosen mit dem Königthum aufgeräumt und dafür die republikanische Staatsform eingeführt. War nun aber etwa die Republik Frankreich den Deutschen gegenüber minder frech, als jener frechste der Bourbonen, Ludwig XIV.?

Mein Gott, es steckte den Franzosen bereits im Blute, jenes freche, übermüthige Gebahren, welches sich für berechtigt hielt, alle anderen Nationen tief herab in den Staub zu drücken, und so entstand nun wenige Jahre nach der Gründung der Republik abermalen Krieg zwischen Deutschland und Frankreich. Ja wohl, die alten Kämpfe erneuerten sich in den Jahren 1795 bis 1796 und von Seiten der Franzosen handelte es sich abermalen um Nichts, als um die Demüthigung des Kaiserthums, als darum, von Deutschland weitere Gebietstheile, diesmal womöglich die letzten Reste des Rheinufers, abzureißen, um sie dem großen französischen Reiche einzufügen. Der Krieg endete, hauptsächlich durch die Siege des Generals Bonaparte, günstig für die Republik, und die Folge war, daß im Frieden von Campo Formio, der am 17. Oktober 1797 zu Stande kam, das ganze bisher noch zu Deutschland gehörige linke Rheinufer vom Kaiser in einem geheimen Artikel an Frankreich abgetreten wurde. Freilich zur direkten Ausführung kam jener geheime Artikel damals noch nicht, sondern es waren noch drei Kriegsjahre nöthig, um ihn vollständig zu erzwingen. Allein durch den Frieden von Lüneville vom 9. Februar 1801 erlangte Frankreich Alles, was es gefordert hatte, und die Tricolore wehte von nun an in Mainz, so wie überall links vom Rheine.

Es war dies ein ungeheurer Erfolg „für die große Nation", wie sich die Franzosen von jetzt an nannten, denn offen und wehrlos lagen die Gränzen Deutschlands rechts am Rheine, von keinem einzigen größeren Bollwerk geschützt, während Frankreich sich durch eine ganze Reihe von festen Städten am linken Ufer des Rheins, die es natürlich sogleich in große Waffenplätze verwandelte, auf's Vortrefflichste geborgen sah.

Außerdem aber welch' außerordentlichen Gewinn hatten nicht die Franzosen sonst noch aus dem so eben geführten großen Kriege geschöpft! Nur von General Moreau allein waren für die Republik in Deutschland nicht weniger als 44 Millionen Kontributionsgelder erhoben worden, und Moreau galt noch für einen der Menschlichsten unter den französischen Feldherrn.

Ohnehin aber hatten die Letzteren ihre Armeen vollständig auf Kosten Deutschlands bekleidet, bezahlt und beritten gemacht. Ja, nach dem Frieden brachten die Franzosen 200 Kanonen mehr nach Hause, als sie beim Auszug gehabt hatten, und die Taschen von allen Offizieren, nicht selten auch die der Soldaten, strotzten von Goldstücken, die nebenbei für sie abgefallen waren.

Man sieht die Republik Frankreich trat vollständig in die Fußstapfen Ludwigs XIV. und raubte trotz ihrer so feierlich ausgesprochenen Grundsätze von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, im Großen wie im Kleinen ganz so, wie dieser Vollblütigste aller Autokraten und Tyrannen.

Wie ward dies aber erst, nachdem sich der General Bonaparte zuerst zum Konsul und ein paar Jahre darauf im Mai 1804 unter dem Titel Napoleon I. zum Kaiser der Franzosen emporgeschwungen hatte! Man konnte der Ansicht sein, das Letzte, was Frankreich von Deutschland je habe erreichen wollen, sei durch die Abtretung des linken Rheinufers erreicht worden, und selbst der höchsten Anmaßung werde es nicht einfallen, noch weiter gehen zu wollen.

Allein Napoleon I. und stehen bleiben! Napoleon I., die personifizirte Willkür und Ländergier! Keineswegs genügte ihm, daß Frankreich nunmehr der unbedingt erste und mächtigste Staat Europa's geworden war, gegen den kein anderer mehr aufkommen konnte; nein, die andern Staaten ringsum sollten völlige Vasallenreiche Frankreichs werden, und so gleichsam die Planeten bilden, welche

um ihn, den Sonnengott, herumkreisten. Eben deßwegen aber, weil er diesen Zweck verfolgte, konnte er neben Frankreich keinen größeren Staat, wie Deutschland, mehr dulden, sondern er mußte denselben in kleinere Portionen vertheilen, um aus den Beherrschern der Portionen sich seinen Planetenkreis von immerdar gehorsam-demüthigen Vasallen zu schaffen. So schwindelnd hoch flog Napoleon I. in seinen Ideen, und geraume Zeit lang schien es, als ob er in seinem Fluge nie unterbrochen werden sollte.

Nicht lange nachdem sich Napoleon zum Kaiser gemacht hatte, am 11. April 1805, einigte sich England mit Rußland, um gegenüber den Anmaßungen Frankreichs in Europa die alte Ordnung der Dinge wieder einzuführen, und diesem Bündnisse traten im August selbigen Jahres auch Oesterreich und Schweden bei. Sofort eröffnete Oesterreich den Feldzug, noch ehe die Russen zu seinen Heeren gestoßen waren; allein während nun General Mack, der österreichische Oberfeldherr, langsam vorwärts zog, um durch Bayern den Rhein zu gewinnen, warf Napoleon rasch ein starkes Korps über den Unterrhein hinüber, um Preußen im Schach zu halten, wenn es etwa ebenfalls dem Bündniß der vier oben genannten Staaten beitreten wollte, und ein anderes, noch stärkeres Heer von 80,000 Mann beorderte er über Mainz und Würzburg ins Bayerische, dem General Mack entgegen. Dieses wollte er selbst führen, doch machte er vorher einen Abstecher nach Ludwigsburg, um den Kurfürsten von Wüttemberg für sich zu gewinnen, und dies gelang ihm am 2. Oktober nach einer Unterhandlung von nur ein paar Stunden in einer solch durchschlagenden Weise, daß der Kurfürst Friedrich ihm augenblicklich seine ganze Macht mit 10,000 Mann zuführte. Drei Tage darauf hatte er auch den Kurfürsten Maximilian Joseph von Bayern gewonnen, und sofort mußte sich auch die bayerische Armee mit der Seinigen vereinigen. Ja selbst mit dem Markgrafen von Baden kam am 10. Oktober ein ähnliches Bündniß zu Stande, und so wurden sozusagen mit einem einzigen Schlage die drei größten Provinzen Süddeutschlands in kleine Vasallenstaaten von Frankreich umgewandelt.

Fast nicht minder schnell verstand es der Kaiser Napoleon, den Krieg zu beendigen. Nachdem es ihm nämlich gelungen war, die beiden Flügel des österreichischen Heeres durch kluge Manövres zu trennen, warf er sich am 17. Oktober auf das bei Ulm unter Mack selbst stehende Zentrum von 25,000 Mann und zwang dieses, sich mit Sack und Pack gefangen zu geben. Dann wurde der linke Flügel unter dem Erzherzog Ferdinand von General Murat fast vernichtet, und um's kurz zu sagen, von der ganzen österreichischen Armee entkam nur ein Korps von 20,000 Mann unter General Kienmayer, welches sich bei Braunan mit den heranrückenden Russen vereinigte. Der Weg nach Wien stand nun dem Kaiser Napoleon offen, denn die Russen fühlten sich für jetzt viel zu schwach, um den Franzosen Stand zu halten, und zogen sich über die Donau nach Mähren zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Die Beschießung Straßburg's.

(Fortsetzung von Nr. 224.)

Aus Aeußerungen der badischen, vor Straßburg gelagerten Truppen hatte verlautet (vielleicht war es jedoch nur eine spaßhafte Nachrede), daß bei Gelegenheit dieser Feier Straßburg mit einem Feuerwerk eigener Art von ihnen werde begrüßt werden. In der auf diesen Tag gefolgten Nacht vernahm man gegen halb 12 Uhr in weiter Ferne einen Kanonenschuß und gleichzeitig ein Zischen in der Luft. Eine Granate fiel auf ein Haus in der Stadt. Bald folgte derselben eine zweite, und in Zeit einer halben Stunde war außerdem nichts vernehmbar als dasselbe Zischen, dem jedesmal der Lärm einer platzenden Granate folgte. Es wurden durch diese Geschosse mannigfache Verheerungen an den Häusern angerichtet. Die Liste derselben ist ziemlich lang; schwere Verwundungen mit tödtlichem Ausgange kamen dabei vor. Unter den Beschädigungen ist zu erwähnen, daß das Stück einer Haubitze gegen das, allen Besuchern Straßburgs wohlbekannte, auf dem berühmten Platze des Broglie befindliche Bauzin'sche Kaffeehaus fuhr, die vordere Mauer desselben einschlug und die Glaseinfassung der Terrasse zertrümmerte.

Vom 17. Aug. ist zu erwähnen, daß man von Seiten der Besatzung fortfuhr, womit man des Abends zuvor begonnen hatte, die herrlichen Baumanlagen und Anpflanzungen, welche sich vor dem Thore auf der nordwestlichen Seite der Festung befanden, abzuhauen, und daß an diesem Tage von der Zitadelle aus das Kloster „Zum guten Hirten" in der Ruprechtsau in Asche gelegt wurde. Durch die Zerstörung desselben sollte bezweckt werden, daß der Feind nach erfolgtem Rückzuge der Straßburger Besatzung, welche häufige Ausfälle dahin machte, sich nicht mehr in dessen Räumen festsetzen könne. Mehr als 300 Kanonenschüsse waren nöthig, um die neben der Kirche stehenden geräumigen Gebäude des Klosters in Grund zu schießen; endlich gewahrte man von der Stadt aus gegen 8 Uhr des Abends

einen starken Feuerschein in jener Richtung. Um diese Zeit standen sämmtliche Gebäude des „guten Hirten“ in Flammen; die weithin sichtbare Feuersbrunst dauerte die ganze Nacht fort.

Ebenfalls im Interesse der Vertheidigung des Platzes fand am 18. August die Einäscherung des der Stadt am nächsten gelegenen Theiles des großen und reichen Dorfes Schiltigheim, das, so zu sagen, eine Vorstadt Straßburgs bildete, von Seiten der Straßburger Besatzung statt. Bis spät Mittags dauerte der große Brand fort; die französische Artillerie schleuderte von den Wällen Kugeln in den Feuerherd, um das Zerstörungswerk möglichst zu beschleunigen. Der Werth von Millionen Franken, der in den daselbst befindlichen großartigen Anstalten stack, worunter wir die Mälzerei des Herrn Götz, die Brauereien der Herren Keller und Hauer nennen, ist dadurch vernichtet.

Am 22. Aug. dauerten die Verheerungen der Besatzung in einer anderen Richtung fort: in Königshoffen, ferner links von Oberhausbergen ward eine Anzahl eleganter, betriebsamen Straßburgern gehöriger Häuser zusammengeschossen.

Von jetzt an war die Beschießung Straßburgs und die ihr vom Platze aus zu Theil werdende Erwiderung immer allgemeiner; die schweren Geschütze donnerten in Einem fort herüber und hinüber. Die Straßburger Bevölkerung war übrigens nach und nach gegen das fortwährende unheimliche Gebrause in der Luft und das Zerplatzen der Granaten unempfindlicher geworden. Mehrere Tage hindurch wechselte dasselbe mit einem täglich von starkem Donner begleiteten furchtbaren Orkane ab.

Man kann ohne Uebertreibung sagen: und die Stadt Straßburg wird den August-Monat des Jahres 1870 unter ihre schrecklichsten Erinnerungen zählen, weil sie die heftigsten bisherigen Ereignisse waren; die Gemüthserschütterungen, welche diese Zeit im Gefolge hatte, sind denen, welche sie durchgemacht, unverwischbar ins Gedächtniß eingegraben und werden von der jetzt lebenden Generation nicht vergessen werden.

Nicht genug, daß von deutscher Seite fast jeden Tag neue Batterien um die Stadt errichtet wurden: es wirkte auch auf derselben eine Anzahl s. g. fliegender mit. Von jetzt an sind die in der Stadt stattfindenden täglichen Verwüstungen, weil zu zahlreich, nicht mehr namhaft zu machen. Auch war die Zitadelle von jetzt an der Zielpunkt der deutschen Geschosse; alle nicht kasemattenartigen darin befindlichen Gebäude wurden noch am Morgen des 19. vollends eine Beute der weithin leuchtenden Flammen.

Und doch sollte den Bewohnern der Stadt am 22. August noch eine neue, furchtbarere Ueberraschung bevorstehen: es sollte von jetzt an eine förmliche Belagerung und nöthigenfalls ein Zusammenschießen der ganzen Stadt erfolgen. Der Oberbefehlshaber der Belagerungsarmee hatte verlangt, daß man das bevorstehende Bombardement der Einwohnerschaft zwei Tage vor dessen Beginn ankündigen sollte, damit sie darnach ihre Maßregeln ergreifen könnte. General Uhrich ging darauf nicht eigentlich ein. Vielmehr erfolgte die Anzeige durch folgende allgemein klingende Bekanntmachung der höheren französischen Behörden:

„Einwohner von Straßburg! Der feierliche Augenblick ist da! Die Stadt wird förmlich belagert und den Kriegsgefahren unterworfen werden. Wir erlassen einen Aufruf an Euren Patriotismus, an Eure männliche Thatkraft, um die Hauptstadt des Elsasses, die Vorhut Frankreichs, zu vertheidigen. Es werden Allen, von dem Hrn. Maire bezeichneten Bürgern Waffen ausgetheilt werden, damit sie zum Schutze unserer Wälle mitwirken. Freunde! Muth! Das Vaterland hat die Augen auf uns gerichtet.“ (Folgen die Unterschriften des Ober-Kommandanten, des Präfekten und des Maires).

Also noch stärkere Schrecken waren uns beschieden! In der That begann am Abend des 23. die stärkere Beschießung. Sie dauerte bis 8 Uhr des darauf folgenden Morgens, also volle elf Stunden. Es war ein bis jetzt nicht gehörtes Donnergeroll, ein Sausen und Brausen in der Luft, hierauf Krachen und Zusammenfallen der Kamine, zwischen hinein ein Jammer- und Schreckensgeschrei, das weithin widerhallte. Auch das Münster wurde von einzelnen Kugeln getroffen. Bezüglich des letzteren Umstandes darf nicht unerwähnt gelassen werden, daß den deutschen Truppen dies nicht zum Vorwurf gemacht werden darf.

(Schluß folgt.)

Das Capitol.

(Schluß.)

Wenn nun dergestalt das Intermontium aussieht, wie steht es um die alte Arx? — Die ist im Besitze Preußens! Allen Ernstes, was davon noch übrig ist, ist preußisches Eigenthum. Hat Preußen nicht auch hier seinen kriegerischen Instinkt bewährt, seinen Herrscherberuf bekundet? Preußen hat vom Capitol Besitz genommen — das klingt gewiß gewaltig hoch.

Nun darf es Niemanden mehr Wunder nehmen, daß Hr. v. Arnim so eifrig bemüht war, jedem ernsten Waffenspiele beim Einzuge der Italiener

vorzubeugen; es galt ja, preußisches Gut zu schützen und sich mit dem künftigen Mitbesitzer des Capitols gütlich zu verständigen. Ohne Scherz, das preußische Gesandtschaftspalais, der Palazzo Caffarelli, steht auf der Area der alten Römerburg über dem tarpejischen Felsen; fast Alles, was hinter dem Südpalais auf einem noch immer merklich erhöhten Punkte liegt, ist preußisches Besitzthum. Der „alte Wilhelm" wäre also vollkommen berechtigt, sich Rex Capitolinus zu nennen.

Der zweite Stufenweg, dessen wir, vom Corso kommend, gedacht haben, führt unter einem spitzen Winkel mit der von den Löwen gehüteten Scalinata steiler und höher hinan auf die nördliche Hügelspitze des Capitols. Dort, wo einst das goldene Haus des Jupiter Optimus Maximus stand, erhebt sich mit kahler Façade die Kirche St. Maria d'Aracoeli, die Kirche des heiligen Bambino, das schmucküberladen prozessionsweise zu kranken Kindern getragen wird, die Kirche des schönen Krippenspiels und der bekannten Kinderpredigten. Also statt des Jupiter-Kultus — Marienverehrung, statt capitolium — ara coeli, statt des Triumphzuges opfernder Sieger der jubelnde Aufzug von Kindern: so sehr ist der Kirche die Ueberchristianisirung des alten Rom gelungen!

Dies das moderne Capitol, die Jünglingsmaske des Januskopfes. Wenden wir uns jetzt noch einmal nach Osten, nach der Forumseite. Auf dem Forum, dem „Campo Vaccino", wie die grausamste Ironie den Brennpunkt der römischen Größe nicht demüthigender umtaufen konnte, weht der Odem der Elegie.

Das Colosseum — eine Ruine, aus dem Schutt der Kaiserpaläste ragen unverstandene Mauertrümmer, von Hadrians Doppeltempel der Venus und der Roma stehen die leeren Nischen, vom Heiligthum der Dioskuren drei vereinsamte Säulen, der kleine Rundtempel der Penaten dient als Atrium einer Kirche, verwitternde Reste eines Tempelportikus stehen als geduldeter Zierrath vor der Kirche SS. Cosma e Damiano, der siebenarmige Leuchter auf dem Innenrelief des Titusbogens bezeugt noch heute den Fall des Jehovatempels und von allen Ehrensäulen blieb nur die aufrecht stehen, welche ein Schmeichler einem Tyrannen hatte aufrichten lassen!

Und der Clivus Capitolinus, drauf ein Tempel den andern überragte, ein öffentliches Gebäude sich an das andere drängte? Nichts ragt mehr aus dem welthistorischen Schutte hervor, als der schwerfällig prächtige Triumphbogen des Septimus Severus, acht Säulen mit Gesimstheilen vom Saturntempel, drei schlanke Säulen des Vespasianstempels und einige Reste des Heiligthums der 12 Götter des Olympos.

Aber diese letzten Zeugen hingeschwundener Größe üben einen ergreifenden Eindruck aus, ob sie der Morgenröthe, ob sie Abends lange Schatten über den stillgewordenen Welttummelplatz werfen, oder ob der Sturm durch die Säulengruppen fahre, als wollte er ihnen wie Strängen von Aeolsharfen Klagetöne entwinden.

Dies die greisenhafte Kehrseite des Januskopfes.
(Fr.)

Mannigfaltigkeiten.

[Urweltliches.] In den Steinbrüchen der Wiener Wasserleitung bei Ternitz haben die italienischen Arbeiter aus dortigen Konglomeraten Knochenbildungen herausgehoben und aus denselben eine Rieseneidechse zusammengestellt. Der „urweltliche Fund" wurde bekannt und Wißbegierige fanden sich ein, welche aus der Zusammenstellung der Konglomeratknochen einen Plesiosaurus erkannten. Von hier aus wurde ebenfalls ein Fachmann der geologischen Reichsanstalt abgesendet, welcher jedoch den „Spaß" gleich entdeckte und den italienischen Alterthümlern, die in ihrer Heimath aus jedem Schutthaufen altrömische Büsten hervorzuzaubern verstehen, das Handwerk legte. Nicht bloß die Italiener verstehen es übrigens, die Touristen und Gelehrten zu dupiren, auch im lieben Deutschland gibt es pfiffige Bauern genug, die aus den Gebirgsfelsen ganz wunderliche Gemsen- und Hundegestalten herausmeißeln, welche dann von dem Wanderer gegen ein schönes Trinkgeld mit dem üblichen Staunen besichtigt werden dürfen.

[Eine Karrikatur.] Als Napoleon 1812 die Fabrikation des Runkelrübenzuckers durch kais. Dekrete anbefahl, erschien eine Karrikatur, welche die damalige Ansicht der Zeitgenossen treffend ausdrückt. Der König von Rom sitzt auf dem Schooß seiner Amme und schreit, diese steckt ihm eine große Rübe in den weitgeöffneten Mund und sucht ihn mit den Worten zu beschwichtigen: Taisez vous donc, mon prince, papa dit, que c'est du sucre. (Seien Sie doch still, mein Prinz, Papa sagt, daß dieß Zucker ist.)

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 231 Donnerstag, 20. Oktober 1870.

Die Raubkriege der Franzosen in Deutschland.

(Fortsetzung.)

Dort bei Olmütz wollte Kutusow, der russische Oberbefehlshaber, sich setzen, um Verstärkungen abzuwarten, und dies gelang ihm auch in der That im Laufe des Monats November. Allein Napoleon hatte sein Heer inzwischen auch vermehrt und zog dem russischen Feldherrn in Eilmärschen nach. Da kam es am 2. Dezember, dem Jahrestag der Kaiserkrönung, bei Austerlitz zur Schlacht und diese fiel für die vereinigten Russen und Oesterreicher so furchtbar vernichtend aus, daß von einer augenblicklichen Fortsetzung des Krieges nicht die Rede sein konnte. Somit befahl der Kaiser Alexander dem General Kutusow, den Rest des Heeres nach Rußland zurückzuführen; der Kaiser Franz von Oesterreich aber bat den Kaiser Napoleon tief-demüthig um Waffenstillstand und dieser führte dann am 25. Dezember zu einem nicht minder demüthigenden Frieden. Oesterreich nämlich mußte außer horrenden Kontributionen eine Menge des herrlichsten Gebiets abtreten, ohne irgend etwas dafür zu bekommen, als die Versicherung künftiger Freundschaft. So an Frankreich das Königreich Venetien, so an Bayern die Markgrafschaft Burgau, das Fürstenthum Eichstädt, die Grafschaft Tyrol, das Fürstenthum Brixen, das von Trient und den Kreis Vorarlberg mit den Herrschaften Hohenegg, Königsegg, Tettnang, Lindau; so endlich an Württemberg und Baden zu fast gleichen Theilen alle seine schwäbischen Besitzungen, welche von Rottenburg am Neckar bis nach Freiburg im Breisgau reichten und ein eben so bedeutendes als werthvolles Areal umfaßten.

Was aber den Kaiser Franz ohne Zweifel weit mehr kränkte, war das, daß Napoleon ihn zwang, die volle Souveränetät der drei genannten süddeutschen Fürsten anzuerkennen und nichts dagegen zu haben, wenn die von Bayern und Württemberg den Titel von Königen, der von Baden aber den eines Großherzogs annehmen würden. Dadurch wurde der Einfluß Oesterreichs auf Süddeutschland geradezu vernichtet, während umgekehrt die drei Beherrscher von Bayern, Württemberg und Baden durch die ihnen gewordenen Gebietsvergrößerungen kein anderes Ziel mehr kannten, als sich durch die servilste Unterwürfigkeit in der Gunst des Kaisers von Frankreich womöglich noch mehr festzusetzen, damit er ihnen später vielleicht noch bedeutendere Vergrößerungen zufließen lasse.

Nicht genug aber, ihr Beispiel steckte auch die kleineren Fürsten Deutschlands an, und die meisten von ihnen, wie namentlich die von Berg, Darmstadt, Nassau-Weilburg, Nassau-Usingen, Hohenzollern, Solm, Ysenburg, Lichtenstein, Ahremberg und Leyhen pilgerten sofort nach Paris, um sich von dem dortigen Gnadenspender ebenfalls in aller Schnelligkeit die Ertheilung der Souveränetät zu erflehen.

So kam die Auflösung des deutschen Reiches im Sommer des Jahres 1806 gleichsam von selbst und statt dessen ließen sich die genannten Fürsten von Napoleon in einen neuen Bund zusammenschmieden, den sogenannten Rheinbund, über welchen er natürlich das Protektorat übernahm. Mit andern Worten, der Bundesgebieter und strenge Oberherr, der keinen Widerspruch duldete, war er, Napoleon I., und die Mitglieder, hießen sie nun Könige, Großherzoge, Herzoge oder blos Fürsten, mußten ihm Jeder ein bestimmtes, nicht zu klein bemessenes Kontingent stellen, welches bei jedem folgenden Krieg unter die Regimenter der großen französischen Armee gerade so eingereiht wurde, als wäre es ein integrirendes Bestandtheil desselben.

Der Staat Deutschland hatte also auf allerhöchsten Befehl Sr. Majestät des Kaisers Napoleon I. aufhören müssen zu existiren, und statt dessen gab es jetzt nur noch ein Oesterreich, ein Preußen, ein Bayern, ein Württemberg, ein Sachsen, ein Baden, ein Hessen, ein Nassau und wie die kleineren Fürstenthümer sonst hießen. Warum aber ordnete Napoleon I. dies so an?

Einfach deßhalb, weil ein geeinigtes Deutschland ihm hätte Widerstand leisten können, während ein zerrissenes und vertheiltes ganz machtlos dastand.

Ueberhaupt sollte nach seinem Willen außer Frankreich kein größerer Staat in Europa mehr existiren, damit die französische Diktatur außer aller

Frage stehe, und selbst die Staaten Preußen und Oesterreich kamen dem Beherrscher Frankreichs nach einigem Nachdenken als noch zu bedeutend vor.

Besonders Preußen, das noch seine alten Erinnerungen an Friedrich den Großen hatte und mit großem Nachdruck auf seine starke Armee pochte. Beim Himmel, ein solcher Staat konnte Frankreich gefährlich werden, und deßhalb beschloß der große Diktator in Paris noch im Jahr 1806, denselben in einen Kleinstaat umzuwandeln. Ein Vorwand zum Krieg war, wie sich von selbst versteht, in der Minute gefunden, und am Ende des Monats September erhielten die französischen Heere Marschbefehl.

Nicht aber blos diese, sondern auch die Truppen der neuen Alliirten oder vielmehr Vasallen in Deutschland, und sofort stießen die bayerischen, badischen, württembergischen und sonstigen Rheinbundestruppen, zusammen über 60,000 Mann, zu den Franzosen. Auch merke man wohl, nicht eine einzige jener neugebackenen Souveränetäten fühlte irgend ein Bedenken, gegen Preußen zu kämpfen, sondern sie begeisterten sich vielmehr für die unterthänige Dienstschaft, welche sie ihrem Diktator leisteten, und wagten es, in dem Aufruf an ihre Truppen von einem Kampfe für die Ehre, den Ruhm und die Sicherheit des Vaterlandes zu sprechen. Natürlich, denn der französische Kaiser stellte ihnen einen neuen Zuwachs ihrer Länder in Aussicht und wußte dadurch ihr Gewissen, wenn es je schlug, vollkommen zu beschwichtigen!

Also noch zu Ende des Septembers 1806 begann der Krieg Napoleons gegen Preußen, und wie dieser endigen werde, konnte jeder Vernünftige zum Voraus wissen. Wenn man nämlich auch in Berlin mit Zuversicht auf die Hülfe des Kaisers von Rußland baute, und überdem nicht davon abzubringen war, daß die preußische Armee, weil ihre Einrichtungen noch von Friedrich dem Großen herrührten, die beste in der Welt sei, so lag es doch klar auf der Hand, daß diese beiden Hoffnungen und Erwartungen auf einer Täuschung beruhten.

Der Kaiser von Rußland hatte allerdings ein Hülfsheer versprochen und war auch ganz gewiß der Mann, sein Wort zu halten; aber seine Truppen brauchten Monate, bis sie an Ort und Stelle kamen, und auf so lange konnten die preußischen Heere den Franzosen nicht Stand halten. Nein, sicherlich nicht, denn leider war damals in der Armee nur zu Vieles faul und manches sogar der Verwesung nahe. Dies zeigten schon die ersten Zusammenstöße vom 7. und 10. Oktober, in welchen beiden die Preußen zum schnellsten Rückzug gezwungen wurden, und noch mehr die Doppelschlacht von Jena und Auerstädt am 14. Oktober, welche der preußischen Armee den Untergang bereitete.

Den allereklatantesten Beweis hiefür aber lieferten die Kommandanten der verschiedenen preußischen Festungen, indem sie dieselben fast durchaus ohne Schwertstreich dem Feinde überlieferten, gerade wie wenn sie Kopf und Herz zugleich verloren hätten. Ja, so erbärmlich benahmen sich Manche von ihnen, daß — ich erinnere nur an Spandau, Erfurt, Stettin, Magdeburg und Küstrin — der Verdacht entstand, außer der Feigheit habe auch noch das französische Gold eine Rolle gespielt, und daß dieser Verdacht sich nachher wenigstens in einzelnen Fällen bestätigte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Beschießung Straßburg's.

(Schluß.)

Sogleich nach erfolgter Kriegserklärung wußte die Straßburger Presse nicht schnell und eifrig genug darauf aufmerksam zu machen, welchen vortheilhaften Observationspunkt auf viele Meilen im Umkreise der Stadt die höheren Theile des Münsters böten, und daß alle militärischen Operationen von dort aus übersehen und geleitet werden könnten. Es sei demnach für die Zwecke der Platzvertheidigung nichts vortheilhafter, als von dem Thurme des Münsters aus eine telegraphische Verbindung mit dem Kabinet des Oberkommandanten des Platzes einzurichten. Militärbeamten desselben sollten sich den größeren Theil des Tages über zu diesem Zwecke oben aufhalten und die Depeschen übermitteln. Jedermann sonst durfte bei strenger Strafe den Münsterthurm nicht betreten. Verfasser dieser Zeilen sah oft genug von der Straße aus Militärbeamte stundenlang oben mit Ferngläsern ausschauen, um, wie nicht anders zu erwarten, ihre Wahrnehmungen an das Kabinet des Oberkommandanten zu telegraphiren.

Es ist demnach klar, daß das Bestreben des Belagerungskorps darauf gerichtet sein mußte, einen so gefährlichen Punkt möglichst unschädlich zu machen. Erblickte die Straßburger Bevölkerung in einzelnen Beschießungen des Münsters ein nicht streng genug zu verurtheilendes Verfahren, und brandmarkte dieselben die Presse als eine That des „Vandalenthums“, wie sie es nannte, so übersahen Beide, theils aus Unverstand, theils aus der gehässigsten Parteilichkeit, die wirklichen Beweggründe, welche dieselben rechtfertigten.

Von den durch die deutschen Geschosse in der Stadt angerichteten Verwüstungen ist nicht viel mehr

zu erzählen, als daß die Verheerung stets weiter um sich griff und nach und nach alle wichtigeren öffentlichen Gebäude umfaßte. Die Zahl der Privatgebäude, welche entweder ganz niederbrannten oder sonst unbewohnbar wurden, kann ohne Uebertreibung auf 500 angegeben werden; kleinere Beschädigungen sind tausendweise anzuführen.

Am 2. September kam eine ziemliche Anzahl Sicherheits-Geleitsbriefe (man sprach von 300) aus dem preußischen Hauptquartier hier an; dieselben waren vom preußischen Oberkommandanten, General v. Werder, unterzeichnet, und ermächtigte die betreffende Person einfach, Straßburg in einer angegebenen Stunde zu verlassen. Man erfuhr später, daß diese Geleitsbriefe der edelmüthigen persönlichen Verwendung Sr. k. Hoheit des Großherzogs von Baden zu verdanken seien, der auf Ansuchen des Pfarrers eines von den deutschen Truppen besetzten Dorfes eingetreten sei. Die Schweizer Abgeordneten, welche den Auswandererzug aus Straßburg nach der Schweiz zu leiten hatten, rühmen ebenfalls die einflußreiche warme Fürsprache Sr. k. Hoheit bei den preußischen Militärbehörden für den gleichen Zweck.

Am 6. September war fast jede Nacht der Himmel über der den Vorstädten: Nationalthor-, Steinthor- und Kronenburger-Straße von hellem Feuerschein geröthet. Diese Vorstädte sind zerstört und zum größten Theil unbewohnbar, namentlich die Steinstraße, welche von allen den furchtbarsten Anblick gewährt.

Seit dem 7. September liegt die Finkmatt-Kaserne in Trümmern. Sie war vor länger denn einem Jahrhundert, in den Jahren 1746 bis 1756 erbaut worden. Ihre Erbauung (sie war früher die größte Straßburgs) hatte der Stadt früher eine Ausgabe von 760,000 Fr. verursacht. Die Beschießung von deutscher Seite war übrigens seit einiger Zeit hauptsächlich gegen die Kasernen gerichtet und keine einzige derselben blieb unversehrt.

In der Nacht vom Dienstag den 27. auf Mittwoch den 28. September wurde endlich die Kapitulation abgeschlossen. Der Verfasser dieser Zeilen sah einen Theil der französischen Besatzung auf ihrem Rückzug von den Wällen nach dem Nationalthor, wo ihre Entwaffnung und Abführung nach Deutschland stattfinden sollte. Dieser Zug durch die Straßen gewährte einen wüsten Anblick. Die franz. Soldaten geberdeten sich dabei zum Theil wie Besessene; sie zerbrachen und zerschlugen ihre Gewehre und Säbel auf dem Straßenpflaster und verführten überhaupt einen wüsten Lärm.

Um dieselbe Zeit fanden in denjenigen Straßen, die nicht gerade vom Militär durchzogen wurden, Auftritte anderer Art statt. Durch den Text der Kapitulation war unter Anderm bekannt geworden, daß sämmtliche ärarische Lebensmittel aller Art den deutschen Truppen zu übergeben seien. Da galt es für die Straßburger bürgerliche Bevölkerung, dieser Ablieferung zuvorzukommen und die Magazine zu ihrem eigenen Vortheil zu leeren. Eine größere Rührigkeit einer zahlreichen Bevölkerung (etwa 90,000 Seelen) ist nicht denkbar. Selbst Frauen, von denen Niemand dergleichen erwartet hätte, nahmen keinen Anstand, sich für einen solchen Zweck vor einen Karren zu spannen und Zentnersäcke von Mehl auf ihren Schultern nach Hause zu schleppen, so lange noch etwas zu leeren war.

Es bleibt uns nur noch übrig, der Opfer der Zivilbevölkerung zu gedenken, welche die Beschießung gekostet hat. Die Zivilstandsregister werden im Ganzen nicht 300 nachweisen, welche auf dem Platze blieben oder ihren Verwundungen erlagen; die bloßen Verwundungen, die keinen tödtlichen Ausgang nahmen, kamen begreiflicher Weise nur zum kleinsten Theil zur öffentlichen Kenntniß.

Die Lebensmittel waren gegen Ende der Belagerung für die bürgerliche Bevölkerung sehr knapp geworden; Fleisch drohte binnen Kurzem ganz zu mangeln, selbst das Pferdefleisch, wovon das Pfund mit 24 Sous (34 kr. rh.) bezahlt wurde, ward selten. Rindfleisch galt das Pfund 3 Fr. 4 Sous (1 fl. 31 kr.). Milch kostete der Schoppen 14 kr., war übrigens ebenfalls nicht leicht zu bekommen, daher die Mehrzahl der Einwohner auf den Genuß derselben verzichten mußte.

Kriegsfahrten.

(Von Julius v. Wickede.)

(Fortsetzung.)

Es erzählte mir kürzlich ein höherer preußischer General, daß er den König von Preußen zu Commercy gebeten habe, ihm eine Schwadron Kavallerie für den Dienst in der Hauptstadt seines Gouvernements zu bewilligen. Lachend habe der König erwidert: „Lieber General! Da müssen Sie Sich an den da wenden" — indem er mit dem Finger auf Moltke zeigte —, „der hat ganz allein über alle unsere Truppen zu verfügen, und ich muß froh sein, wenn er mir meine Stabswache nur nicht fortnimmt." Ich glaube, diese Antwort ist gleich ehrend für Beide: für den König von Preußen, daß er so gern und voller Freude das strategische Genie Moltke's anerkennt und sich ihm bereitwillig unterordnet; für letzteren aber, daß er aus dem Munde seines Königs und Herrn öffentlich eine solche Anerkennung seines Werthes empfängt.

Welche ganz ungeheuere Kraft vorzugsweise in dem Heere Preußens liegt, über welche Macht der König Wilhelm zu gebieten vermag, davon überzeuge ich mich täglich jetzt immer mehr. Besonders gar der echt militärische Geist, der alle preußischen Truppen, Linie wie Landwehr, ohne Ausnahme durchdringt, ist ganz bewunderungswürdig.

So war ich vor einigen Tagen mit 11 preußischen Offizieren von allen Waffengattungen zusammen, von denen nur zwei der Linie, neun aber der Landwehr angehörten. Die verschiedensten Stände und Provinzen des preußischen Staates waren darunter vertreten. Zwei der Herren waren Söhne des stolzen, streng katholischen, sich sonst sehr abschließenden westphälischen Adels, einige Andere Kaufleute und jüngere Juristen aus Berlin, Oekonomen aus Pommern, ein Fabrikant aus Schlesien, ein Architekt aus Köln u. s. w.

Alle diese Herren sind in ihren sozialen Lebensgewohnheiten, ihren politischen wie religiösen Wünschen und Ansichten, ihren Bekanntschaften und Neigungen so sehr verschieden von einander, daß sie im Frieden, im ruhigen Verlaufe der Tage gewiß nicht miteinander viel verkehren und sich sehr gleichgültig, ja sogar hier und da feindselig gegenüberstehen dürften. Aber alles dieß wie jeder sonstige Unterschied schwindet sogleich, so wie sie die Offiziersuniform angezogen haben und als Offiziere des Königs von Preußen unter den Waffen stehen. Sie kennen dann nur als einzige Richtschnur ihres Denkens, Fühlens, Handelns den Hauptgedanken, ihrem Stande die höchste Ehre zu machen, sind von dem kameradschaftlichsten Geiste für einander durchdrungen, und der gemeinsame Wunsch, für ihren König und die Ehre ihrer preußischen Fahne zu kämpfen, zu siegen und — ist es Gottes Fügung — auch freudig zu sterben, beseelt sie Alle in gleichem Maße. Aber auch bei der Mannschaft der Linie wie der Landwehr findet dieses Standesgefühl, dieser Korpsgeist fast in der gleichen Weise statt, und so wie die Leute nur erst des „Königs von Preußen blauen Soldatenrock" — wie die Redensart oft heißt — angezogen haben, sind sie plötzlich alle wie umgewandelt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Man meldet aus Berlin vom 12. Oktober: Man wird sich, schreibt die „Nordd. Allg. Ztg.", erinnern, daß bei Ausbruch des Krieges General Türr zwei offene Briefe an den Grafen Bismarck richtete, in welchen er behauptete, daß der Plan der Einverleibung Belgiens in Frankreich nicht vom Kaiser Napoleon, sondern vom Bundeskanzler ausgegangen sei. Die neuesten Enthüllungen aus den Papieren des kaiserlichen Kabinets haben nicht nur den Kaiser als den Urheber jener Idee gezeigt, sondern auch dargethan, daß General Türr ein sehr greifbares Interesse an dem Wohlergehen der kaiserlichen Dynastie hatte. In der nunmehr veröffentlichten Liste der aus der kaiserlichen Schatulle gezahlten jährlichen Pensionen steht Madame Türr, geborne Wyse, mit 24,000 Fr. aufgeführt.

Zur Kennzeichnung des Geistes der Straßburger Bevölkerung erzählt ein Korrespondent der „Allg. Ztg." Folgendes: „Ich hörte dieser Tage eine stramme Bürgersfrau, die ich schon lange kannte, mit Eifer und Leidenschaft sagen: „Und ich bin einmal Französin und will auch als Französin sterben", und konnte nicht umhin, ihr lächelnd zu entgegnen: wenn sie eine so eifrige Französin sei, so möge sie mir doch auch diese Worte französisch sagen; aber da bekam ich lediglich zur Antwort: „Ich bin Französin, aber wälschen kann ich nicht." Natürlich lautete dies im ächten Straßburger Deutsch viel drastischer, aber es bezeichnet immerhin die wahre Sachlage."

Man schreibt aus Mainz, 15. Okt.: Gestern Abend ereignete sich in der Fuststraße eine komische Scene. Einem Metzgerburschen ging aus einer Heerde Schweine ein kräftiges Thier durch und nahm in raschem Trabe seinen Weg nach der Ludwigsstraße. Dortselbst machte ein älterer Mann den Versuch, das gejagte Thier aufzuhalten, dieses schlüpfte ihm aber zwischen den Beinen durch. Die Folge war, daß unser Alter auf den Rücken des Schweines zu sitzen kam, zum unendlichen Gaudium der lieben Jugend eine Strecke weit fortgeschleppt und schließlich auf die Straße geworfen wurde.

Höllenmaschinen en miniature wurden von den Bayern in einer von den Franzosen verlassenen Schanze vor Paris gefunden. Die Soldaten fanden überall in der Schanze umhergestreut kleine Gummikügelchen. Einzelne Soldaten nahmen davon neugierig auf und drückten sie zwischen den Fingern. Das war eben die wohlberechnete Absicht; das Knallsilber, womit die Kügelchen gefüllt waren, explodirte und zerriß den Aermsten die rechte Hand.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 232 Freitag, 21. Oktober 1870.

Die Raubkriege der Franzosen in Deutschland.

(Fortsetzung.)

Doch will ich mich hier nicht auf Weiteres einlassen, sondern begnüge mich vielmehr damit, zu konstatiren, daß, nachdem die inzwischen angerückten Russen bei Eilau und Friedland ebenfalls geschlagen worden waren, am 7. Juli 1807 durch den Frieden von Tilsit dem Kriege ein Ende gemacht wurde, aber nur unter Bedingungen, welche das Königreich Preußen dem Untergange nahe brachten. Alles Land nämlich, was links von der Elbe lag, also Westphalen, Franken, Niedersachsen mit Magdeburg und der Altmark, mußte der König von Preußen an Frankreich abtreten, und ebenso auch die polnischen Länder, die es bisher besessen hatte. Ja, selbst Danzig mit einem großen Gebiet verlor es und ebenso einen Theil von Ostpreußen mit der Hauptstadt Bialystock. Ueberdem wurde ihm, dessen Land durch den Krieg fast ganz ausgesogen war, auferlegt, hundertvierzig Millionen Franken Kriegsentschädigung an Frankreich zu bezahlen, und einstweilen, bis die Zahlung erfolgte, behielt Napoleon die Festungen, Glogau, Küstrin und Stettin besetzt.

Der Zweck, den sich der französische Kaiser gesetzt, war erreicht, der Zweck nämlich, Preußen in einen Kleinstaat zu verwandeln, denn im Tilsiter Frieden hatte es über die Hälfte seines früheren Besitzes verloren. Darin bestand aber nicht die einzige Veränderung, die Napoleon vermöge seiner unbeschränkten Machtvollkommenheit mit Deutschland vornahm, sondern er erklärte auch frischweg etwelche regierende Fürsten, weil er sie im Verdacht hatte, daß sie preußisch gesinnt seien, nämlich die von Hessen-Kassel, von Nassau-Oranien und von Braunschweig, für ewige Zeiten ihrer Länder verlustig, und jagte sie ohne Gnade in die Verbannung. Dagegen bildete er aus den von den Preußen abgerissenen Provinzen, so wie aus Hannover und Hessen-Kassel ein neues deutsches Königreich, das von Westphalen, und schenkte es seinem jüngsten Bruder Hieronymus.

Nicht minder erhob er auch das Kurfürstenthum Sachsen zu einem Königreich, weil dessen Regent Friedrich August sich schon im Dezember 1806 gegen Preußen erklärte, und gab ihm zugleich unter dem Titel eines Herzogthums Warschau die polnischen Provinzen, welche Preußen hatte abtreten müssen.

Endlich noch verwandelte er Danzig in einen unter französischem Schutz stehenden Freistaat und vertheilte die fränkisch-preußischen Ländereien an Bayern, Württemberg und Baden, um sie für ihre Leistungen im letzten Kriege zu belohnen. In solcher Weise, ganz nach Tyrannenwillkür, verfügte der Kaiser Napoleon über Land und Leute in Deutschland, und nun frage ich, kann man sich einen schmählicheren politischen Zustand als denjenigen unseres Vaterlandes in jener Zeit denken? Es sollte aber immer noch niederträchtiger kommen.

Vom Sommer 1807 an bis zum Jahre 1809 ließ Napoleon die deutschen Staaten in Ruhe, denn er hatte anderweitig, besonders in Spanien, zu thun, welches Land er ebenfalls unter seine Botmäßigkeit bringen wollte. Diese Zeit nun aber benützte Oesterreich, um seine Streitkräfte wieder auf einen besseren Fuß zu setzen, damit es, wenn die Noth dränge, nicht unvorbereitet dastehe. Lag es ja doch nach der Niederwerfung Preußens auf der Hand, daß der französische Imperator außer Frankreich keinen nur einigermaßen starken Staat in Europa dulden wollte, und daß er somit, sobald er mit Spanien fertig geworden, auch an die Demüthigung Oesterreichs gehen werde!

Also, wie gesagt, Oesterreich rüstete schon seit 1807 im Stillen und im Herbst und Winter 1808 verdoppelte es seine Anstrengungen, um ja den rechten Zeitpunkt zum Losschlagen nicht zu verfehlen. Damals nämlich stand es auf der pyrenäischen Halbinsel für die französischen Waffen keineswegs glänzend, und um den Sieg zu sichern, war Napoleon genöthigt gewesen, nicht blos selbst über die Pyrenäen zu gehen, sondern auch seine besten Truppen dorthin zu werfen. Jetzt oder nie dachte man daher in Wien, sei der Augenblick gekommen, um die Gottesgeißel, die über Frankreich herrschte, zu züchtigen, und somit strengte man am Kaiserhofe seine letzten Kräfte an. Auch gelang es richtig, bis zum

Februar 1809 eine großartige Armee schlagfertig zu bringen, und sofort beschloß man, den Krieg zu eröffnen.

Die Hauptarmee mit 150,000 Mann sollte der Erzherzog Karl gegen Frankreich führen; eine zweite Armee von 75,000 Mann unter dem Erzherzog Johann sollte in Italien kämpfen; eine dritte Armee von 40,000 Mann unter dem Erzherzog Ferdinand hatte Befehl, gegen Warschau und Dresden zu marschiren; ein viertes Korps unter General Chasteler ging nach Tyrol, um die Bayern dort hinauszuwerfen. Gewiß eine solche Kraftanstrengung hatte Oesterreich noch nie gemacht, und diesmal also — so hoffte man — mußte ihm der Sieg bleiben.

Und in der That, diese Hoffnung schien eine gerechtfertigte zu sein. Obwohl nämlich der französische Kaiser mit Windeseile, so wie er von den Bewegungen der Oesterreicher Kenntniß erhielt, über die Pyrenäen nach Paris zurückkehrte, so konnte er doch seine in Spanien stehende große Armee nicht mitnehmen, und die Folge war, daß er in der Schnelligkeit nicht mehr als 100,000 Mann auf die Beine bringen konnte. Noch mehr, diese mußte er zum bei weiten größten Theil nach Italien abgehen lassen, um das österreichische Heer unter Erzherzog Johann zu bekämpfen, und mit dem kleinen Reste etwas ausrichten zu können, durfte er natürlich nicht hoffen.

Allein hatte er denn nicht seine tiefunterthänigen Vasallen in Deutschland? Gebot er da nicht über vier Königreiche, ein Großherzogthum und noch zehn andere Herzog- und Fürstenthümer? Freilich den König von Sachsen-Warschau mußte er aus dem Spiel lassen, weil dieser genug zu thun hatte, um den heranziehenden Erzherzog Ferdinand abzuwehren; aber um so eifriger betrieb er die Rüstungen der übrigen deutschen Vasallen, und siehe da, bis zum Ende des März standen ihm nicht weniger als 110,000 deutsche Krieger zu Gebot. Bayern und Württemberg hatten 40,000, Westphalen 30,000, Baden 10,000 und die andern Fürsten zusammen 30,000 Mann gestellt, und mit diesen 110,000 Mann lauter wohlgeübten, tapfern Kriegern hoffte er, den Erzherzog Karl aus dem Felde zu werfen. Ja wohl, mit deutschen Truppen wollte er die Knechtung Deutschlands vollenden, und der Erfolg entsprach seiner Absicht vollkommen.

(Schluß folgt.)

Blücher vor Paris.

Am 25. Juni 1815 war Blücher's Hauptquartier in St. Quentien, am 26. in Genory bei Noyon, am 27. in Compiegne. Immer vorwärts, immer weiter in Frankreich hinein! Hier schnitt er dem von Laon nach Paris eilenden Feinde den Weg ab; Ziethen schlug am 28. Juni dessen Nachtrab bei Villers-Cotterets und nahm ihm 14 Kanonen ab; Bülow verlegte den Franzosen den nächsten Weg bei Dammartin, schlug sie, und machte an 1000 Gefangene. Die waren von dem so mühselig geretteten Korps von Grouchy, der sich bei Soissons wirklich mit den Trümmern des anderen Heeres vereinigt hatte. Am 29. Juni, zehn Tage nach der Schlacht, stand Blücher mit 60,000 Mann zwischen St. Denis und Vincennes vor Paris. Wellington war zwei Märsche hinter ihm. In den Vertheidigungslinien vor Paris, welche Napoleon, der wirklich abgedankt hatte und, von allen seinen Kreaturen vergessen, in Malmaison saß, angelegt, standen noch über 60,000 Mann Franzosen mit einer zahlreichen Artillerie, welche Marschall Davoust, der Prinz von Eckmühl, befehligte. Aber der Schlag von La Belle-Alliance hatte den französischen Kriegsmuth fast ganz gebrochen; schon am 30. suchte Davoust einen Waffenstillstand zu erlangen; er meinte, da Napoleon abgedankt habe, so hätten die Preußen keinen Grund mehr, gegen Frankreich Krieg zu führen, und gedachte, die Alliirten würden sich abermals so übermäßig großmüthig gegen das französische Volk zeigen, wie im Jahre zuvor. Das kam aber doch ein wenig anders diesmal. Namentlich bei Blücher kam der Marschall mit seiner französischen Finesse übel an; derb und in verständlichem Deutsch antwortete der Sieger von La Belle-Alliance, wie folgt: „Mein Herr Marschall: Es ist irrig, daß zwischen den verbündeten Mächten und Frankreich alle Ursache zum Kriege aufgehört, weil Napoleon dem Thron zu Gunsten seines Sohnes entsagt; der Beschluß der verbündeten Mächte schließt nicht Napoleon allein, sondern alle Mitglieder seiner Familie vom Throne aus. Wenn General Frimont sich berechtigt geglaubt hat, mit dem ihm gegenüberstehenden Generale einen Waffenstillstand abzuschließen, so ist das kein Beweggrund für uns, ein Gleiches zu thun. Wir verfolgen unsern Sieg, Gott hat uns Mittel und den Willen dazu verliehen. Sehen Sie zu, Herr Marschall, was Sie thun, und stürzen Sie nicht abermals eine Stadt ins Verderben, denn Sie wissen, was der erbitterte Soldat sich erlauben würde, wenn Ihre Hauptstadt im Sturme genommen würde. Wollen Sie die Verwünschungen von Paris eben so wie die von Hamburg auf Sich laden? Wir wollen in Paris einrücken, um die rechtlichen Leute vor dem Plündern zu schützen, die ihnen von Seiten des Pöbels droht. Nur in Paris kann ein zuverlässiger Waffenstillstand statthaben. Sie wollen, Herr Marschall, dieses unser Verhält-

niß zu Ihrer Nation nicht verkennen. Ich mache Ihnen, Herr Marschall übrigens bemerklich, daß es sehr sonderbar ist, daß Sie mit uns unterhandeln wollen und doch unsere mit Briefen und Aufträgen entsendeten Offiziere gegen das Völkerrecht zurückhalten. In den gewöhnlichen Formen der herkömmlichen Höflichkeit habe ich die Ehre, Herr Marschall, mich zu nennen, Ew. dienstwilliger Diener (gez.) Blücher."

Die Franzosen waren schon wüthend darüber, daß dieser Brief in deutscher Sprache übergeben wurde; sie wendeten sich an Wellington, der war nun allerdings sehr höflich, aber das änderte in der Sache nichts.

Am 1. Juli ging Blücher über die Seine, um der Stadt Paris die Lebensmittel abzuschneiden, und Wellington nahm Blüchers bisherige Stellung bei St. Denis ein; in den folgenden Tagen rückte Blücher, den Feind überall werfend, immer bedrolicher an die Stadt. Das letzte Fünkchen des französischen Trotzes erlosch, ihre List wußte keinen Ausweg mehr; da kamen sie denn demüthig an selbdritt: der Minister des Auswärtigen, Hr. Baron Bignon, der Generalstabschef, Herr General Guilleminot und der Seinepräfekt, Hr. Graf Bondy. Blücher saß im Schlosse zu St. Cloud, der kaiserlichen Residenz Napoleons, und hatte, über die Waffenstillstandsbedingungen mit Wellington einig, beschlossen, die Franzosen auch einmal nach Verdienst fühlen zu lassen, daß sie die Besiegten, namentlich sich nicht auf ihre Höflichkeiten einzulassen, mit denen sie so gut verstanden, die ehrlichen Deutschen anzuführen und in Verwirrung zu setzen. Die drei französischen Herren mußten erst lange im Vorzimmer warten, wo sich Niemand um sie kümmerte; endlich ließ man sie eintreten nach harter Geduldsprobe. Sie mußten nun, daß sie vor ihrem Sieger standen; vergebens bäumte sich der französische Hochmuth dagegen auf. Da saß der alte Blücher in seinem schlichten, blauen Rock, die kleine Mütze auf dem greisen Kopfe, und rauchte ruhig seine Pfeife. Er sah sich die Franzosen gleichmüthig an und erlaubte ihnen endlich mit kurzem Wort, ihre Bitte vorzutragen. Darauf ließ er sich von einem Offizier in's Deutsche übersetzen, was die Herren gesagt. Aber als die Herren selbst unter einander sich nicht einig zeigten, sich stritten und auf französische Art lebhaft parlirten und gestikulirten, stand der Alte zornig auf, trat mit brennender Pfeife zu ihnen und gebot ihnen Ruhe; dann sagte er kurz: die Feindseligkeiten würden auf der Stelle wieder angehen, wenn sie nicht sofort seine Bedingungen annähmen. Da schwiegen die Herren und unterwarfen sich. Nur noch einen Versuch machten sie: sie wünschten, Paris solle von Einquartierung befreit bleiben. Blücher aber sagte bestimmt: „Die Franzosen haben Jahre lang in Berlin recht angenehm logirt; es soll kein Preuße, der mir hierher gefolgt ist, zurückkehren, ohne sagen zu können, daß ihn die Pariser gut bewirthet haben!" Die Herren wollten noch Einwendungen machen, Blücher aber gebot ihnen sehr derb, zu schweigen.

Nun baten die Franzosen äußerst listig um eine Schutzwache für die Kunstschätze ihrer Museen; Blücher aber sagte ihnen, sie müßten im Gegentheil Alles herausgeben, was sie in ganz Europa zusammengeraubt, dieses Mal solle es nicht gehen wie im vorigen Jahre. Da die Franzosen sahen, daß aber auch gar nichts mit dem Alten anzufangen sei, schwiegen sie still. Blücher aber rief den General Müffling und sagte zu ihm: „Es sind beinahe neun Jahre, daß wir ein schlechtes Geschäft bei Lübeck machten, und Sie hatten damals den schwierigen Auftrag, die Konvention zu schließen; besorgen Sie heute das Geschäft wieder, es wird Ihnen dieses Mal leichter werden. Es wurde wirklich Müffling nicht schwer; die Franzosen waren gar geschmeidig, und noch am selben Tage unterzeichneten sie den Waffenstillstand, den ihnen Blücher in 18 Artikeln diktirt hatte. Müffling unterzeichnete für Blücher, Oberst Hervey für Wellington.

Die französischen Truppen verließen Paris und zogen sich hinter die Loire; am 7. Juli rückte das erste preußische Korps in Paris ein, später auch das dritte und vierte Korps.

Der preußische General v. Müffling wurde Gouverneur von Paris, und Blücher legte der Stadt eine Kriegssteuer von 100 Millionen Franks auf. So zerschmetterte der Sieg von La Belle-Alliance den französischen Kaiserthron und gab Paris in die Hand der Preußen. Napoleon war für immer gestürzt und schwamm, ein gefangener Mann, dem Felseneiland im Ocean zu, wo er sein Leben beschloß."

Kriegsfahrten.

(Von Julius v. Wickede.)

(Fortsetzung.)

So bin ich jetzt vielfach mit einem preußischen Landwehr-Bataillon zusammen gewesen, welches größtentheils aus Fabrikarbeitern einer Gegend, in welcher sonst der Unsinn der Lassalle'schen Lehren starke Verbreitung gefunden haben sollte, besteht. Und diese selben Menschen, die zu Hause bei den Biergläsern und in den Volksversammlungen vielleicht den blödsinnigen Phrasen der Volksredner und

demokratischen Maulhelden, den Kommunisten Beifall zujauchzten, sind jetzt, da sie die Uniform tragen, sogleich stramme, gehorsame Soldaten, die gewiß dem jüngsten Offizier die größte Ehrerbietung beweisen, und sich vor dem mindesten Subordinationsfehler sorgsam hüten. Im Gegentheile sogar habe ich oft bemerkt, daß vorzugsweise jetzt die Landwehr hier in Frankreich einen besonderen Stolz darein setzt, im strammen Dienste, properen Anzuge und Erweisung der vorgeschriebenen Ehrenbezeigungen an die Offiziere und Unteroffiziere mit der Linie vollkommen zu wetteifern, ja, diese wo möglich sogar noch zu übertreffen.

Es fällt mir hierbei stets ein sehr charakteristischer Vorfall ein, den ich im Jahre 1849 bei Gelegenheit des Feldzuges gegen die badischen Insurgenten selbst erlebte. Mit dem Geschäfte beauftragt, an verwundete Soldaten besondere Geldsummen zu vertheilen, trat ich in ein Lazareth in Darmstadt. Ein junger Füsilier vom 35. brandenburgischen Füsilier-Regiment, der einen Schuß in der Schulter hatte, war mir als ein solcher bezeichnet worden, der sich beim Sturme einer Barrikade in Mannheim oder Ladenburg durch ganz besonderen Muth sehr ausgezeichnet hatte. Ich zählte ihm ein Dutzend Thaler auf seine Bettdecke, die er schmunzelnd einstrich, und ließ mich dann mit ihm in ein Gespräch ein. Er war ein ächter Sohn Berlins. Als ich ihn fragte, ob er Schmerzen an seiner Wunde habe, meinte er: „Danke Ihnen, Herr Leutenant; es geht so la la; ich bin dat schon gewohnt, denn in die glorreichen Märztage von 1848 habe ick auch schon einen Flitscher jekriegt.“ Als ich ihn fragte, wie er denn im März jenes Jahres verwundet sein könne, da sein Regiment ja in Mainz gestanden und damals an keinem Kampfe Theil genommen habe, lachte er und sagte: „Mein Herr Leutenant! Da war ick noch kein Soldat, sondern gehörte dem heldenmüthigen Volke an und stand hinter den Barrikaden zu Berlin, und da hat mir Eener vom Kaiser Alexander ein Stichelchen mit dem Bayonnet in die Seite gegeben.“

Ich sagte ihm nun, daß ich mich über die Umwandelung seiner politischen Gesinnung freue, da er jetzt ja so sehr muthig die Barrikaden gestürmt habe. Mit einem unbeschreiblichen Lächeln, wie es in der Art nur der ächte Berliner hat, sah mich der Verwundete aber an und sprach: „Gesinnung hin, Gesinnung her, Herr Leutenant! Da jeb ick nich allzu viel druf. Sehen Sie: jetzt trage ick des Königs blauen Soldatenrock, und da ist es meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, wenn ick alle Barrikaden stürmen thue. Wäre det nich die jrößte Schande für unser janzes Regiment, wenn es heißen thäte: die Fünfunddreißiger sind doch elende Sch..... kerle, die haben die lumpigen Barrikaden nich mal stürmen können. Wenn ick aber erst die Uniform wieder ausgezogen habe und dem freien Volke wieder angehöre, dann stelle ick mir wieder hinter die Barrikaden, wenn es die Gelegenheit so mit sich bringt. Ick will Ihnen aber sagen, Herr Leutenant: es ficht sich doch besser gegen als hinter die Barrikaden. Unsere Herren Offiziere reißen das Maul auch oft gewaltig uf und schimpfen auf Einen los, aber wenn es jegen den Feind jeht, so sind sie dafür auch stets die Vordersten auf ihrem Platz, die Volksanführer da hatten aber auch gewöhnlich das jroße Maul und verstanden das Schwadroniren, wenn aber die Kugeln zu pfeifen anfingen, waren sie jewöhnlich die Ersten beim Ausreißen.“ So dieser Soldat von 1849.

Und auch jetzt herrscht der gleiche Geist der Tapferkeit und Aufopferung bei allen Truppen, und so lange nur ein preußisches Heer wie das jetzige besteht, braucht Preußens König keinen Feind zu fürchten, sondern wird jede innere Revolution wie auswärtige Macht gar kräftig besiegen können; das haben uns 1866 und 1870 wieder so recht überzeugend gezeigt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Neubreisach, die Festung, bildet ein sehr regelmäßiges Achteck und wurde 1699 von Vauban erbaut; das später, in neuerer Zeit errichtete Fort Mortier, liegt dicht am Rhein, 2 Kilometer von der Festung selbst. Die Stadt selbst hat zwischen 3 und 4000 Einwohner. Die Festung Schlettstadt wurde 1675 ebenfalls von Vauban erbaut; sie hat sich gut vertheidigt 1814. Die Stadt zählt über 10,000 Einwohner. Die Festung zählt eigentlich nur zu den Plätzen vierter Klasse, während man Belfort zu den Plätzen erster Klasse zählt mit seinem befestigten Schlosse, la Roche de Belfort, und seinen neuern Forts. Es hat zwischen 8 und 9000 Einwohner.

Die Fliegen schreibt eine „Wisconsiner Ztg.“ haben in diesem Sommer so erschreckend überhand genommen, daß einige unserer vorzüglichsten Kirchenbesucher am vergangenen Sonntag während der Dauer der ganzen Predigt wach bleiben mußten.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 233 Samstag, 22. Oktober 1870

Die Raubkriege der Franzosen in Deutschland.

(Schluß.)

Am 20. April 1809 warf er sich bei Abensberg zwischen Regensburg und Ingolstadt auf den rechten Flügel des Erzherzogs Karl und brachte demselben, während Marschall Davoust den linken Flügel im Schach hielt, eine vollständige Niederlage bei. Dann folgten Schlag auf Schlag die Siege bei Landshut, bei Eckmühl, bei Regensburg, in welchen die Oesterreicher nicht minder furchtbare Verluste erlitten, und in Folge dessen entschloß sich der Erzherzog Karl, den Rest seiner entmuthigten Armee schnellstens über Cham nach Böhmen zurückzuführen. Napoleon aber eilte mit seinen siegreichen Schaaren — außer 10,000 Franzosen, lauter Deutsche — längs der Donau ins Oesterreichische hinein, und am 12. Mai bereits, also nur vier Wochen nach Eröffnung des Feldzugs, öffnete ihm Wien seine Thore. Freilich war damit der Krieg noch nicht zu Ende, denn der Erzherzog Karl, der sich inzwischen bedeutend verstärkt, zog jetzt zum Entsatz herbei und leistete dem Imperator am 21. und 22. Mai bei Aspern und Eßling hart vor Wien einen furchtbaren Widerstand.

Einige Wochen später aber wurde das Heer Napoleons durch die Schaaren, welche ihm sein Stiefsohn, der Vizekönig Eugen, aus Italien — nach der Besiegung des Erzherzogs Johann — zuführte, bedeutend verstärkt, und nun erfolgte am 6. und 7. Juli die zweitägige Schlacht von Wagram, wiederum hart vor Wien, in welcher die österreichischen Waffen vollständig unterlagen. Nunmehr verzweifelte der Kaiser von Oesterreich daran, den Krieg fortsetzen zu können, und bat um einen Waffenstillstand. Er wurde ihm bewilligt, und sofort begannen die Friedensunterhandlungen, welche endlich am 14. Oktober zu einem definitiven Frieden führten.

Zu welch' einem Frieden aber! Oesterreich nämlich verlor in demselben die Lande Salzburg und Berchtesgaden, den Inn- und Hausruckkreis des Landes ob der Ens, das Herzogthum Krain, die Kreise Villach und Görz, das Gouvernement Triest, Kroatien und Dalmatien und ganz Westgalizien mit Krakau, zusammen 2058 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von vier Millionen Menschen, so daß es nunmehr aufhörte, ein Großstaat zu sein.

Anno 1807 hatte Napoleon das Königreich Preußen aus dem Reiche der Großmächte gestrichen. Jetzt war die Reihe an Oesterreich gekommen und ha, wie sie nun jubelten, die kleinen deutschen Könige und Herzoge von Napoleons-Gnaden! Natürlich, denn wenn gleich ihr hoher Gebieter den größten Theil des Raubes — er vereinigte die Länder Krain, Kärnthen, Istrien, Dalmatien, Ragusa und Kroatien unter dem Namen eines Königreichs Illyrien zu einem französischen Gouvernement — für sich behielt, so fiel doch auch für sie eine bedeutende Portion ab. Bayern nämlich erhielt Regensburg, Salzburg und Berchtesgaden nebst dem Inn- und Hausruckviertel, mußte aber dafür bedeutende westliche Strecken an Württemberg und Baden abtreten und was der Ländervertheilungen mehr sind. Sie dachten sich also immer größer und größer, die Herren Rheinbundsfürsten, und fühlten es gar nicht, daß sie nichts waren, als Marionetten des großen Imperators, der Einen wie den Andern an seiner langen Sklavenkette zappeln ließ. Nein, keine Schamröthe stieg ihnen ins Gesicht, selbst dann nicht, als er sie auf den 2. Dezember 1809 sämmtlich nach Paris zitirte, damit sie am Jahrestag seiner Kaiserkrönung Zeuge seien seines triumphatorischen Prunkes. Ja, nicht einmal dann erwachten sie aus ihrem Taumel, als ihr Zwingherr durch ein Dekret vom 10. Dezember 1809 urplötzlich die Hansestädte Hamburg, Lübeck und Bremen nebst allen Küstenländern zwischen der Nord- und Ostsee mit Frankreich vereinigte, und so deren Bewohner, lauter Kerndeutsche, mit einem einzigen Federstrich zu Franzosen stempelte! Nein, sie erwachten nicht, obwohl darin der klarste Beweis lag, welches Schicksal auch ihnen bevorstehe, wenn es dem gewaltigen Imperator in den Sinn komme, einige weitere Distrikte und Provinzen Deutschlands in Frankreich einzuverleiben! So zogen sie denn fort in ihren Sklavenketten noch volle vier Jahre lang, und als der Imperator nach Rußland mar-

schirte, um zuletzt auch noch diesen Länderkoloß niederzuwerfen, stellten sie ihm wieder bereitwilligst ihre Kontingente, im Ganzen mehr als 100,000 Mann.

Freilich gingen diese Kontingente fast sämmtlich zu Grunde, die Meisten vom Schnee und Eis und Hunger, die Wenigsten vom Schwert des Feindes hinweggerafft; allein wurden deßhalb den Rheinbundfürsten die Augen geöffnet? Gott bewahre; auch jetzt noch brüsteten sie sich in ihren Sklavenketten und neue Truppen wurden von ihnen ausgehoben, um abermalen für die Sache ihres Zwingherrn zu streiten.

Sogar noch im Jahr 1813, als Preußen längst glorreich sich erhoben, und unterstützt von Rußland den Riesenkampf mit dem Beherrscher Frankreichs aufgenommen hatte, sogar dann noch standen sie fest zu ihrem Zwingherrn, gerade wie wenn sie verzaubert gewesen wären.

Endlich aber, als auch Oesterreich und Schweden dem Bunde gegen Frankreich beigetreten und von ihrem mit den Russen und Preußen vereinten Gewaltsheere die Völkerschlacht von Leipzig geschlagen wurde, fing es an auch in ihren Seelen aufzudämmern, und beängstigt von der Furcht, ihre durch Napoleonische Gnade errichteten Königreiche und Herzogthümer zu verlieren, beeilten sie sich, die Vermittelung Oesterreichs anrufend, ihren Abfall von dem französischen Imperator zu promulgiren und ihre Kontingente zum großen Heer der Verbündeten stoßen zu lassen.

Jetzt war die Sache des Imperators eine verlorene und nach wenigen Schlachten zogen die Verbündeten siegreich in Paris ein. Daraufhin wurde Napoleon Bonaparte, der bisherige Kaiser der Franzosen, zuerst nach Elba und nachher nach St. Helena übergeführt, um dort sein Leben als Gefangener Englands zu beschließen; den Thron von Frankreich aber bestiegen wieder die Bourbonen, und zwar in erster Linie Ludwig XVIII., der Bruder des hingerichteten Ludwigs XVI.

Straßburger Münsterchronik.

Im Jahre 1732 erschien bei Christian Seyfried, wohnhaft am Kirschenmarkt in Straßburg, ein „Straßburger Münster- und Thurnbüchlein oder kurtzer Begriff der merckwürdigen Sachen, so im Münster und Thurn zu finden seynd, mit beygefügten Kupffern“. Auf dem zweiten Blatte stellt ein Herr v. Klinglin das Zeugniß aus, es sei ihm in dem Manuscript nichts vorgekommen, „so einige Hindernuß verursachen könte, dasselbe an das Tages-Licht zu stellen“. Klinglin — sollte uns der Name nicht schon vorgekommen sein? Und richtig, der Mann, welcher uns bei einem im vorigen Jahrhundert erschienenen Buche über das Straßburger Münster unwillkürlich ins Gedächtniß kommt, berichtet über diesen Zensor, als den „unglücklichen Prätor, der, nachdem er die höchste Stufe irdischer Glückseligkeit erstiegen, Stadt und Land fast unumschränkt beherrscht, und Alles genossen, was Vermögen, Rang und Einfluß nur gewähren können, endlich die Hofgunst verloren habe, und wegen alles dessen, was man ihm bisher nachgesehen, zur Verantwortung gezogen worden, ja sogar in den Kerker gebracht, wo er, über siebenzig Jahre alt, eines zweideutigen Todes verblichen“. Sind wir einmal bei Goethe angelangt, der sich so viel und angelegentlich mit dem Münster beschäftigt hat: warum sollen wir uns nicht denken, dieses Büchlein habe auch ihm als Vademecum gedient? Literarische Erscheinungen wurden dazumal noch nicht so rasch von nachrückenden verdrängt, der ungenannte Verfasser des hier erwähnten Münsterbüchleins hält es noch für nothwendig, dessen Erscheinen damit zu rechtfertigen, daß von dem hundert Jahre früher herausgegebenen Werkchen des Osias Schadaeus, eines der Augspurgischen Konfession zugethanen Helffers zu Straßburg nur wenig Exemplare mehr zu finden seien, und wir entdecken in der Münster-Literatur nichts Entsprechendes bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Ganz so gewagt ist also die Hypothese doch nicht, wie jene eines neuen Biographen von Beethoven, wenn er auf die Möglichkeit hin, daß Beethoven auf der Reise von Bonn nach Wien 1792 Mainz berührt haben könne, aus der „Eroica“ den Nachhall der Marseillaise heraushört, welche die damals in Mainz hausenden Franzosen doch gewiß gesungen haben müßten.

Indessen, ob nun Goethe unser Münsterbüchlein in der Tasche gehabt haben mag oder nicht, in unseren Tagen bleibt diese umständliche, treuherzige Beschreibung des wundervollen Bauwerkes auf jeden Fall eine anziehende Erscheinung. Wir erfahren da, daß lange vor Christi Geburt auf dem Platze des jetzigen Münsters „ein Wäldlein“ gewesen, in welchem die alten Heiden ihrem Kriegsgotte geopfert, daß dann die Römer dort einen Tempel errichtet mit vielen Götzenbildern, deren vornehmster Herkules, den sie „Krutzmann, das ist so viel als Kriegsmann“ nannten. „Clodovaeus, der erste christliche König aus Frankreich“ ließ um das Jahr 510 das erste Münster „ganz schlecht aufbauen“ welches 1007 am Fest Johannis des Täufers „vom Donnerfeier angezunden und (das Chor ausgenommen) völlig in die Aschen gelegt worden.“ 1015 ließ Werner, „ein Graf von Habsburg und Bischof zu

Straßburg", das Fundament der neuen Kirche graben, welche 1275 vollendet wurde, worauf man Steine sammelte, um einen Thurm aufzubauen.

Nicht weniger als 17 Fälle zählt der Chronist auf, in denen das Gebäude durch Stürme und Gewitter oder Erdstöße erheblich beschädigt worden. 1298, als König Albrecht eines Tages Frühe von Straßburg abreisete, hat ein Reiter in dem Bischofshof ein Licht im Stall brennen lassen, davon eine entsetzliche Feuersbrunst entstund; dann neben 355 Häusern so verbrunnen ist auch alles, was nur von Holzwerk am Münster war, angezündet worden, und die Orgel sammt vielen anderen Sachen dadurch zu Grunde gangen; das Blei zerschmolze vor großer Hitz und flosse bis in die Preusch. Auch andere Feuersbrünste und Ungewitter, „die der Länge nach zu erzehlen zu weitläufftig", wurden dem Münster gefährlich, weßhalb im obern Theil des Helmes schon 1568 der schwere, aber leider wirkungslose Reim angebracht wurde:

Gott behüt mich hinfürter
Für Donner, Hagel und Ungewitter.

In den Jahren 1800 und 1833 ersah der Blitz sich abermals das erhabene Haupt des Münsters als Ziel.

Ein großes Unheil wurde von Stadt und Kirche im Jahre 1349 abgewendet. In diesem Jahre hatten wieder einmal die Juden die Brunnen vergiftet und wollten durch ein Hornzeichen die Stadt noch extra verrathen. Die Verschwörung ward aber entdeckt. 200 Juden erlitten den verdienten Feuertod in einer Gasse, welche seitdem Brandgasse heißt, und „zur Gedächtnuß" muß Abends um 8 Uhr und um Mitternacht ein Thurmwächter das Juden- oder Greuselhorn blasen.

Nicht zu den Unglücksfällen scheint der Verfasser die Beschießung durch die Franzosen zu rechnen; die Erwähnung unter jener Rubrik hätte vielleicht „einige Hindernuß verursachen" können. Doch gedenkt er an anderer Stelle der Inschrift, welche verkündet, daß am 17. Oktober 1678 die Franzosen aus der Zollschanze eine sechspfündige eiserne Kugel auf den Gang über dem Chor geschossen, „welche 61 Schuh wieder zurückgefahren". „Gott wolle die Kirch und Statt, so lang die Tage des Himmels währen, ferner gnädiglich bewahren," schließt die Gedenktafel.

Daß nach den Kriegen der Revolution und des Kaiserreiches viele durch Vernachlässigungen und Zerstörungen entstandene Schäden auszubessern waren, berichtet abermals Goethe. „Denn ist freilich der Vorschlag der Gleichheitsbrüder, das stolze Münster abzutragen, weil es sich über die elenden Hütten der Menschen erhebt, in jenen Zeiten nicht durchgegangen, so hat doch die bilder- und wappenstürmende Wuth dieser Fanatiker die vielen Bilderwerke an den Eingängen, ja sogar die Wappen der bürgerlichen Stadtvorgesetzten und Baumeister oben an der Spitze des Thurms keineswegs verschont." Was Denen zur Beruhigung dienen mag, welches den deutschen Belagerern die Beschädigungen des Münsters so schwer anrechnen.

Unter den Grabschriften, welche theils zu des Verfassers Zeit noch zu lesen, theils auch nur von älteren Chroniken überliefert waren, befindet sich manche interessante. Eröffnet wird die Reihe durch den „an der ersten Saul des Schiffs rechter Seits in Marmor zierlich ausgehauenen Grabstein des durchlauchtigsten Fürsten de Turenne, welcher mit Maria Carola Sobieska, des Pohlnischen Königs Joannis Enckelin den 20. Septbr. 1723 zu Straßburg vermählet worden, welcher aber den folgenden ersten Tag Octobris selig in Gott entschlaffen."

Dann folgt Geiler von Keyserberg. »qui annos supra 30 Christi legem Argentinensibus exemplo et sermone constantissime patefacit« — nach unseres Büchleins Uebersetzung: welcher über die 30 Jahr im Münster Dhum-Prediger gewesen". Hierauf ein Dom-Graf und Dechant des Hohen Chors Franz Adolph Frisiae Orientalis et Rittbergae Comes (1690), also ein Nachkomme jener Gräfin von Ostfriesland, welche die Heldin des Kruse'schen Dramas „Die Gräfin" ist, und ein Verwandter der Mutter des Fürsten Kaunitz, Maria Cirksena-Rietberg. Auch ein Fridericus de Zolre, Bischof von Constanz, kommt vor; etwa ein Zollern?

Eine Inschrift erzählt:

„Im Junio 54. Jahr
Die Zahl nach 1600 war,
Durch ein Donnerstreich erschröcklich,
Ich verderbt war bedenklich."

Was wird vom September 70. Jahr nach 1800 gemeldet werden?

Kunst und Literatur.

Der heilige Krieg 1870. Eine vollständige Geschichte dieses Krieges im Verlage von A. H. Payne in Leipzig.

Die deutschen Heere stehen vor Paris. Der gewaltige Kampf, welcher vor zwei Monaten seinen Anfang nahm, ist menschlicher Voraussicht nach seinem Abschluß nahe und damit die Zeit der geschichtlichen Darstellungen gekommen. Nie ist dem Geschichtschreiber eine schönere und dankbarere Aufgabe

geworden; denn es ist in Wahrheit ein heiliger Krieg, den das deutsche Volk in Waffen führt. Gegen die brutale Liederlichkeit der Herausforderung, gegen Eroberungsgier und Größesucht, die sein Theuerstes: seine Freiheit, seine Familie und seine Sittlichkeit bedrohten, gegen französischen Lug und Trug setzte es die Gerechtigkeit seiner Sache, die biedere Wahrhaftigkeit seines Charakters und die eiserne Kraft seines Armes. Jeder Deutsche hatte das Bewußtsein: „Gott ist mit uns!“ Jeder fühlte sich gehoben durch den Einen großen Gedanken: für des Vaterlandes Glück und Ehre einzutreten. Keiner blieb zurück, alle Zwietracht, alles Grollen war vergessen. Die Welt sah das nie gewesene Schauspiel der völligsten, begeistertsten Einheit des deutschen Volks in Süd und Nord.

Darum wurde das große Wort, welches Napoleon sich anmaßte: „Ein großes Volk, welches eine gerechte Sache vertheidigt, ist unbesiegbar,“ für uns prophetisch: alle Kämpfe, welche entbrannten, wurden für uns zu einer Kette glänzender Siege.

Die majestätische Größe dieser Erhebung erfordert auch eine großartige Darstellung. Wir dürfen die Erwartung aussprechen, daß diese uns vorliegende Geschichte des heiligen Krieges dieser Forderung angemessen befunden wird. Schon aus den jetzt vorliegenden beiden ersten Heften, welche die Ursachen des Krieges, den nichtigen Vorwand zur Kriegserklärung, die Haltung Frankreichs und Deutschlands und Wehr und Waffen zu Gegenständen ihrer Schilderung machen, ist klar ersichtlich, daß das Lieferungswerk: „Der heilige Krieg 1870“ kein aus Zeitungen zusammengelesenes Stück- und Flickwerk ist, sondern eine vollständige Geschichte des Kriegs in einem Gusse. Planmäßig, wie der ganze Krieg nach den genialen Ideen des großen Moltke geführt worden, ist auch diese Geschichte angelegt und die Durchführung, bei gediegenster, kraftvollster Schreibweise, entspricht der Anlage. Nicht nur die großen, entscheidenden Epochen des Kampfes, sondern auch die kleinen, für das Ganze wesentlichen und in der Darstellung pittoresken Züge finden ihre Berücksichtigung.

Das Werk: „Der heilige Krieg“ soll für die genialen und tapferen Führer, für das genaue Zusammenwirken der Massen, die Tapferkeit der Hunderttausende, welche sich als eben so viele Helden bewährt haben, ein würdiges Denkmal und für das ganze deutsche Volk ein Buch der Ehren sein. Auf der Höhe dieser Bestimmung sind denn auch, wie Heft I. und II. erkennen lassen, die reichen Illustrationen gehalten, welche das Werk zieren werden. Alle 14 Tage erscheint ein ferneres Heft, deren circa 20 das Werk vollständig machen werden. Zu beziehen ist es durch alle Buchhandlungen, durch alle Colporteure und viele Privathändler. Vorausbezahlungen sollen nicht stattfinden. Jedes Heft ist bei Ablieferung mit 5 Sgr. zu bezahlen, oder 18 Kreuzer Südd. Währ. In Oesterreich mit 25 Kreuzer Silber.

Mannigfaltigkeiten.

Das wohlfeilste Mittel, um Insekten und Nagethiere zu vertreiben, ist der Chlorkalk. Der Geruch desselben ist insbesondere den Ratten und Mäusen höchst unangenehm, so daß sie, wenn Chlorkalk irgendwo hingestreut wurde, den Ort sofort verlassen. In einer französischen chemisch-medizinischen Zeitschrift wird erzählt, daß man in einem größeren Hotel in Starnberg, das sehr von solchem Ungeziefer heimgesucht wurde, ganz eklatante Resultate damit gehabt habe. Wirksam sei dieses Mittel ferner noch, um auf Feldern, Aeckern und Gärten Erdflöhe, Raupen, Schmetterlinge rc. gründlich zu vertreiben, indem man bei trockener Witterung nur die heimgesuchten Stücke mit fein pulverisirtem Chlorkalk gut überstreuen dürfe, um sie vollständig und dauerhaft von dieser Pest zu befreien.

In Alexandria flog am 16. Oktober ein Pulvermagazin in der Vorstadt Cumeldick in die Luft. Die Explosion verursachte bedeutende Zerstörung: Mehrer Häuser wurden beschädigt; verschiedene Eingeborne wurden getödtet, jedoch keiner von den europäischen Einwohnern.

Räthsel.

Die beiden Ersten stellen dar
Der Erde größtes Wunderpaar.
Die Dritte macht die Schuld erbeben
Und gibt der Liebe neues Leben.
Das Ganze, ob auch kaum erfaßt,
Enteilt Dir ohne Ruh' und Rast.

Auflösung des Räthsels in Nr. 227:
Rausch.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 234 Montag, 24. Oktober 1870.

Das Verbrechen des zweiten Dezember.*)

Es war am 1. Dezember 1851, Abends um 9 Uhr. Im Elysée, der Wohnung Louis Bonaparte's seit seiner Ernennung zum Präsidenten der französischen Republik, war großer Empfang. Eine Menge berühmter und bedeutender Personen war geladen. Der Zudrang war außerordentlich; die Gesellschaft glänzend. Das Orchester exekutirte in vortrefflicher Weise Felicien David's berühmte Komposition „die Wüste".

Die Abendgesellschaft im Elysée war am 1. Dezember deßhalb mit besonderem Glanz in Scene gesetzt, weil sie das Verbrechen der folgenden Nacht maskiren sollte. Morny, der ausnahmsweise in der Abendgesellschaft im Elysée nicht anwesend war, befand sich in der komischen Oper, wo heute zum ersten Male die Rosenfee von Halévy gegeben wurde. Wie geflissentlich zeigte er sich überall im ganzen Hause. Bald erschienen sein kahler Kopf und sein abgespanntes Gesicht in dieser, bald in jener Loge des ersten Ranges. Um zehn Uhr erblickte man den Staatsstreichminister dieser Nacht in einer Prosceniumsloge, in der sich Madame Liardières, die Gemahlin des ehemaligen Ordonnanzoffiziers Louis Philipps, des durch die Februar-Revolution fortgejagten sogenannten „Bürgerkönigs", befand. „Es heißt," sagte die Dame in ironischem Tone zu ihm, als er neben ihr stand, „daß man im Begriff steht, die Kammer auszufegen; auf welche Seite werden Sie sich stellen, Herr von Morny?"

„Wo gefegt wird, Madame," erwiderte Morny, in cynischer Weise lachend, „stelle ich mich immer auf die Seite, wo der Stiel des Besens ist."

In der nebenbefindlichen Loge saßen die Generale Cavaignac und Lamoriciere. Morny sprach deutlich und laut genug, daß beide Generale hören konnten, was er sagte.

Louis Bonaparte sah am Abend des 1. Dezember bleich und abgespannt aus. Sein Aussehen fiel in der Gesellschaft allgemein auf. Es hieß, er sei unwohl. Niemand ahnte, daß sein Aussehen die Folge der Besorgniß war, ob das in dieser Nacht beabsichtigte und mit größter Sorgfalt bis in die kleinsten Details vorbereitete Verbrechen gelingen würde oder nicht. Er mußte „va banque" spielen — oder das Verderben stand ihm in gewisser Aussicht. Die Nationalversammlung hatte bereits zweimal die Forderung, sein Gehalt zu erhöhen, abgelehnt. Bereits im Jahre 1849 hatte er Wechselschulden zu fabelhaften Diskonten bei Wucherern kontrahirt. In den letzten Tagen des November hatte ein bedeutender Pariser Banquier vier Wechsel, die Louis Napoleon auf ihn gezogen hatte, jeden zu zehntausend Francs, zurückgewiesen. Seine Amtszeit als Präsident der Republik lief binnen fünf Monaten ab.

Um zehn Uhr stand Louis Bonaparte im großen Empfangssaal des Elysé: am Kamin gelehnt, mit mehreren Personen der Gesellschaft über gleichgültige Dinge plaudernd. Seine matten, halbgeschlossenen Augen schweiften im Saal hin und her, als wenn er Jemand suche. Da trat ein Mann in der Uniform eines Obersten in der Nationalgarde ein. Es war der Tags vorher durch ihn ernannte neue Chef des Generalstabes, ein gewisser Vieyra, ein Mensch von sehr schlechtem Rufe, „Lebemann zweiter Klasse", wie Jedermann wußte, in seinem Vermögen ruinirt. Der brave General Perrot, Oberkommandant der Nationalgarde, hatte sofort seine Entlassung eingereicht; „er wollte," wie Tenot sagt, „mit diesem Menschen nichts zu thun haben."

Vieyra war ein Mensch wie Morny, geschaffen für Geschäfte, Schwindel und Spekulationen. Durch die brutale Zerstörung der Boulé'schen Druckerei im Juni 1849 hatte er sich einen Namen gemacht als ein Mensch, der Brutalität und Geschick genug hat, einen Handstreich auszuführen. Deßhalb hatte ihn Louis Bonaparte Tags vorher zum Chef des Generalstabes der Nationalgarde ernannt. Ein anständiger Mann hätte sich zu dem Bubenstreich, zu dessen Ausführung Vieyra in der folgenden Nacht bestimmt war, nicht hergegeben. Als der General Perrot, wie zu erwarten war, seinen Abschied einsandte, hatte Louis Bonaparte sich beeilt, ihm in dem spä-

*) Aus dem Schuldbuch Louis Bonapartes von Gustav Rasch.

ter als Gouverneur der Invaliden verstorbenen General Lawöstine einen Nachfolger zu geben. General Lawöstine war ein alter und eifriger Bonapartist, ein Mensch von beschränkten Geistesgaben, in politischer Beziehung eine Null. Man hatte es gar nicht einmal für nöthig gehalten, ihn für die Staatsstreichpläne zu gewinnen, da man ganz sicher war, daß Vieyra, sein Generalstabschef, ohne ihn zu fragen, an seiner Statt handeln würde.

Louis Bonaparte und Vieyra näherten sich vorsichtig einander. Dann fand zwischen ihnen folgendes Gespräch statt:

„Oberst," begann Louis Bonaparte, „Sie schlafen im Generalstabe der Nationalgarde in den Tuilerien?"

„Prinz, mein Vorgänger schlief dort; ich schlafe zu Hause."

„Sie müssen heute im Generalstabe schlafen" — mit leiserer Stimme — „es ist für diese Nacht."

„Ein Grund mehr in meiner Wohnung zu schlafen; es könnte auffallend erscheinen, wenn man mich die Nacht in einem Lehnstuhl im Generalstabe zubringen sähe."

„Sie haben Recht: aber merken Sie sich wohl, um sechs Uhr Morgens sende ich Ihnen einen Befehl; daß kein Nationalgardist in Uniform sichtbar wird."

Die Aufgabe Vieyra's war eine leichte. Sie bestand darin, mittelst eines Messers die Trommeln des Generalstabes zu durchschneiden, so daß am andern Morgen kein Generalmarsch geschlagen werden konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Dem Briefe eines Offiziers des 5. bayerischen Infanterie-Regiments entnehmen wir abermals Folgendes:

Bourg la Reine, 14. Okt. 1870.

Ich weiß zwar, daß ich meinen Brief heute nicht mehr zur Post befördern kann, wenn sich nicht eine außerordentliche Gelegenheit offerirt, aber dessen ungeachtet will ich die Zeit auf Vorposten benützen, um die Nachrichten über den gestrigen Tag mittheilen zu können, über welchen Euch wahrscheinlich schon etwas übertriebene Berichte zugekommen sind.

Wir hatten nämlich gestern — um einige Abwechslung ins Alltagsleben zu bringen — wieder ein Gefecht. Die Franzosen machten bei Chatillon einen Ausfall, der sich bis gegen Bagneux und Boug herüberzog.

Wir saßen gestern Morgens ganz gemüthlich in unserem Hause (einer Mühle von Hara de Berni) und alle unsere Sorgen waren dem Zubereiten unseres Mittagsessens gewidmet. Herrlicher Blumenkohl sah aus der Küche, überall kochte und brodelte es. Da wurde plötzlich auf mehreren Linien allarmirt. Blumenkohl, Rindsbraten, kurz alles, was das Herz höher schlagen macht, wurden ihrem Schicksal überlassen und wir eilten Hals über Kopf auf unseren Sammelplatz. In 10 Minuten marschirte das Bataillon, untröstlich über die verlassenen Fleischtöpfe nach Bourg la Reine, wo es schon ganz gewaltig krachte, und nahm fürs Erste Rendezvous Stellung im Parke des Herzogs von Treviso. Man sah bald, daß das Gefecht sich hauptsächlich bei Chatillon und Bagneux entwickelte, und für uns zunächst noch keine Gelegenheit zum Eingreifen war.

Wir standen ein paar Stunden unthätig hinter Bourg, von Gewehrfeuer gar nicht, vom Geschützfeuer erfolglos beschossen. Das Gefecht schien sich bei Bagneux zu lokalisiren.

Gegen 2 Uhr traf der Befehl ein, die durch das Vorgehen der 8. Brigade entstandene Lücke zwischen Bourg la Reine und Bagneux auszufüllen, die Verbindung herzustellen und die rechte Flanke der 8. Brigade zu decken. Unsere 6. und 7. Kompagnie rückte deßhalb vor, Anfangs ziemlich durch den Bahndamm geschützt, später aber, beim Ueberschreiten der Höhe von Bagneux in ein äußerst lebhaftes Geschützfeuer gerathend. Nachdem wir eine Art Hohlweg erreicht hatten, der uns einigermaßen deckte, konnten wir mit leichter Mühe das Kleingewehrfeuer, das auf uns vom jenseitigen Abhang des Hügels gerichtet war, durch kurzes Entgegnen zum Schweigen bringen; ein Viertelstündchen bot eine französische Batterie auf einem östlich gelegenen Hügel ihre schönsten Granaten auf, um uns zum Verlassen des Stellung zu zwingen, dann aber wurde es allmählig ruhig.

Die Franzosen gingen auf allen Linien rückwärts und das Gefecht war beendet. Wir hatten für die Menge des französischerseits verschwendeten Geschützfeuers fast gar keine Verluste, von meiner Kompagnie fielen nur 4 Mann, die alle nur durch Granatstücke verletzt waren. Die feindliche Infanterie hat uns gar keinen Schaden gethan.

Hitziger ging es am rechten Flügel her und die Verluste der 8. Brigade sollen nicht unerheblich sein. Als wir bei eingebrochener Dunkelheit wieder zum Einrücken bestimmt wurden, trugen wir uns alle mit der schönen Hoffnung nun nach Croix und Hara de Berni zu unseren verlassenen Schätzen zurückkehren zu können. Leider aber war es im Rathe der Götter beschlossen, daß unser Bataillon zu Vorposten bestimmt wurde; ein härterer Schlag hätte meinen knurrenden Magen nicht treffen können und tief betrübt verschlang ich ein Stück Brod von

ungeheurer Größe. Glücklicherweise wurde noch Wein gefaßt und mit edler Resignation auf Rindsbraten und Blumenkohl verbrachte ich den Abend. Die ganze Nacht und heute den Tag ist es wieder vollkommen ruhig und auf der ganzen Vorpostenkette ist noch kein Schuß gefallen, das Unangenehmste ist nur, daß wir auf Vorposten nie kochen, nicht einmal Kaffee machen können, um dem Feinde nicht durch Rauch unsere Stellung zu verrathen.

Seit gestern ist das Wetter etwas weniger stürmisch und nicht mehr so kalt, wie es die Tage vorher war, nur gegen Morgen ist die Kühle etwas empfindlich; sonst ist der Himmel hübsch bleigrau, die Atmosphäre hübsch feucht und die Wege hübsch dreckig, ein recht glücklicher Umstand für uns, denn gestern ist wohl der vierte Theil der auf uns gerichteten französischen Granaten im Dreck erstickt und nicht zum Explodiren gekommen.

Einem Privatbriefe vom Kriegsschauplatz vor Paris entnimmt das „Dresdner Journal" u. A. folgende Stelle: Von dem Vandalismus des Pariser Pöbels, welcher kurz vor uns hier gehaust hat, kann man sich, ohne ihn gesehen zu haben, keinen Begriff machen. Heute nur als Beispiel vieler ähnlicher Vorkommnisse anzuführen, trete ich neugierig in die Thür eines einsam gelegenen Erbbegräbnisses. Was mußte ich sehen! Die Särge erbrochen, die einbalsamirten Leiber der Fingerglieder beraubt, an denen Ringe gewesen sein mochten, und alsdann in Stellungen gereckt, wie sie nur ein teuflicher, schamloser Witz ersinnen kann. (Natürlich wird nach Beendigung des Krieges der deutsche Soldat als der Urheber dieser Scheußlichkeiten angesehen und verlästert werden.)

Mannigfaltigkeiten.

Bei den Enthüllungen in den Tuilerien hat der neckische Zufall auch eine Bonbonsrechnung des Generals de Failly mit der Spezifikation der Unkosten der Taufe des kaiserlichen Prinzen zusammengestellt. Was die erstgenannte Rechnung anbetrifft, so kann man, Angesichts ihrer Höhe im Verhältniß zu einem so nebensächlichen Luxusartikel, wohl begreifen, wie die Pariser Confiteure ihr Handwerk zu einer Kunst zu erhöhen vermochten. Unbegreiflich für den gewöhnlichen Menschenverstand bleibt nur, wo denn Herr Failly all diese schönen Sachen gelassen hat. Vielleicht hilft der Fingerzeig auf die Spur, daß die kaiserlichen Balletteusen Bonbons, besonders wenn sie gut sind, für die durch die famosen Entrechats etwas angegriffene Brust sehr zuträglich halten. Indessen ist es Sache des Herrn General de Failly, wo er die Bonbons gelassen hat. Uns geht nur die Rechnung selbst an, die wir hier folgen lassen. Sie lautet:

Rechnung für Bonbons, bezahlt durch Napoleon, für den General de Failly.

Gouache, Conditor, Lieferant Sr. Majestät des Kaisers.

Paris, den 20. Mai 1858.

Geliefert für Se. Majestät den Kaiser:

12 Dutzend halbe Schachteln Dragées, à 18 Fr., gleich 216 Fr. Herrn General de Failly, 20 Straße de Pouthieu, abgeliefert.

Quittirt: L. Gouache.

Unter derselben als Note mit Bleistift — eine Rekapitulation wahrscheinlich ähnlicher Frakturen: 16. April 216 Fr. — 9. Mai 432 Fr. — 3. Juni 216 Fr. — 1. Dezember 216 Fr. — 20. Mai 216 Fr. Total 1296 Fr.

Die zweite der Rechnungen — denn „Rechnungen" sind es fast immer, welche „enthüllt" werden — betrifft den kaiserlichen Prinzen. Die erste, die Wassertaufe, war kostspielig, denn die Rechnung lautet:

Geburt und Taufe des kaiserlichen Prinzen.

Medaillon von Diamanten . . .	25,000 Fr.
Allokation der Aerzte	62,000 „
„ der Hebamme	6000 „
Der Gesellschaft der dramatischen Schriftsteller	10,000 „
Der Gesellschaft der Schriftsteller .	10,000 „
„ der Schauspieler .	10,000 „
„ der Musiker . . .	10,000 „
„ der Maler, Bildhauer u. s. w. .	10,000 „
„ der Erfinder . .	10,000 „
„ der Aerzte des Seine-Departements .	10,000 „
Den Wohlthätigkeits-Anstalten des Seine-Departements	93,000 „
Layette	100,000 „
Gratifikation der Gagen von vier Monaten für Diener	11,000 „
Gratisschauspiel vom 18. März 1856	44,000 „
Unterstützung der Eltern von am 16. geborenen Kindern	50,000 „
Medaillen für die Autoren der Cantate	85,000 „
Brevets für die Pathenkinder Ihrer Majestät	20,000 „
Cortège der Taufe. Stalldienst . .	172,000 „
Gratifikationen der Dienerschaft . .	160,000 „
Total .	898,000 Fr.

Man schreibt aus München vom 10. Okt.: Die Bewohner unseres bayerischen Hochlandes haben ein Kampfspiel, „Hackeln“ genannt, welches darin besteht, daß zwei an einem Tische Gegenübersitzende sich gegenseitig mit dem gebogenen Mittelfinger der rechten Hand fassen und Einer den Andern auf diese Weise über den Tisch hin zu sich herüberzuziehen sucht. Ein Provinzialblatt aus dem Oberlande brachte nun dieser Tage unter der Ueberschrift „Das Fingerhackeln“ nachstehenden eben so vaterländischen, als originellen poetischen Erguß in Schnaderhüpfel-Reimen („G'sang'ln“, meist scherzhaften, neckenden Inhalts in oberbayerischer Mundart):

„Der Franzos hat dem Deutschen das Hackeln antrag'n,
Der Deutsche sagt muthig: „Das kann man schon wag'n.“
Die Deutschen geh'n alle frisch über den Rhein
Und mit den Franzosen da hackeln sie ein.
Doch bei den Franzosen war d'Kraft nit zu Haus,
Sie lassen beim Hackeln gleich 's erste Mal aus.
Und die Deutschen, die guten, die lassen nit los:
A Jeder sagt: „Mein g'hörst, mein lieber Franzos!“
Und um die Franzosen da war's nachher g'fehlt;
Mit sammt ihrem Kaiserreich werden sie g'schnellt.
Es hackeln die Deutschen sie überall hin,
Bis nach Paris sind sie Meister schon d'rin.
Es hackeln die Deutschen sie weit über'n Tisch,
Und bläut hab'n sie's auch noch, wie d'Holländerfisch.
Zurück kehr'n die Deutschen im Sieg über'n Rhein;
Untereinander 's Hackeln laßt ferner jetzt sein!
Wacht, daß der Glaub'n an Gott nit erschlafft!
Denn der hat gegeben zum Hackeln die Kraft.
In Eintracht nun thut Euch mitsammen aufführ'n!
Mit Deutschland wird Niemand mehr 's Hackeln probir'n.“

Als Verfasser ist ein Dorfkrämer Namens Mich Thill unterzeichnet.

[Künstler-Erdenwallen.] Der bekannte Tenorbuffo Herr Campe ist, wie man weiß, der Wiener Oper im Laufe dieses Sommers durch den Tod entrissen worden. Am 15. Okt. fand nun in der Wohnung des Verblichenen eine Versteigerung seiner Effekten statt, bei welcher fast jedes Mitglied der Oper irgend ein Erinnerungszeichen an den ehemaligen Kollegen an sich löste. Herr Campe theilte mit Karl V. die historische Vorliebe für Uhren, und es sollen an 30 derselben, alle Größen und Arten repräsentirend, im Nachlasse vorgefunden worden sein. Außerdem fand sich ein Heer von Kanarienvögeln und — merkwürdigerweise — wiewohl Campe unverehelicht war, eine bis ins kleinste Detail vollständige, aber ganz unbenützte Kücheneinrichtung. Der nicht unbedeutende Erlös der Aktion fällt an Campe's noch lebende zwei Brüder, deren einer das ehrsame Gewerbe Hans Sachsens treibt, d. h. so weit es sich um Schuhmacherei handelt, während der zweite sich die bedeutend zweckmäßigere Berufsart eines Millionärs in Nancy zu wählen verstand.

[Guter Witz eines Hofnarren.] Gonella, der Hofnarr des Marchese Nicola d'Este und später dessen Sohnes, Herzogs Bolso von Ferrara (1430 bis 1480), hatte einst der Herzogin einen Possen gespielt, wofür sie den Uebermüthigen zu züchtigen beschloß. Sie beauftragte daher ihre Frauen, den Hofnarren, sobald er kommen würde, mit Prügeln zu empfangen und nach besten Kräften mit ihm zu verfahren. Alle versprachen ihre Schuldigkeit zu thun. Von der Herzogin gerufen, erschien Gonella wenige Augenblicke nachher und war nicht wenig überrascht, die ganze weibliche Dienerschaft in Reihe und Glied mit Ruthen bewaffnet vorzufinden. Er errieth sogleich den Zweck und die Ursache. Mit demüthigster Miene von der Welt wandte er sich rasch an die Anwesenden und sagte: „Ich will mich gern Allem unterwerfen, was Ihr mit mir vornehmen wollt, aber um die eine Gnade bitte ich, daß die den Anfang macht, die sich am öftersten von mir hat küssen lassen.“ Ueberrascht sahen sich die Frauenzimmer untereinander an, keine wollte ein solches Zugeständniß machen; Gonella aber benutzte die Verwirrung, seine Haut noch vor Ausbruch des Gewitters in Sicherheit zu bringen.

Professor Dr. Handelmann veranstaltet schon seit längerer Zeit auf der Insel Sylt Hügelausgrabungen. Der letzte von ihm eröffnete und ausgebeutete Hügel — nordwestlich von Kampen belegen — hat für die Alterthumskunde sehr werthvolle Schätze geliefert. Handelmann fand in dem Hügel einen 9 Fuß langen, 4 Fuß breiten und 3 Fuß tiefen Keller, und in demselben die Ueberreste eines 6 Fuß 11 Zoll Hamburger Maß langen menschlichen Körpers sammt einem goldenen Armring, einem goldenen Fingerring, einem Dolch, einem Pahlstab, einer Schnalle oder Brosche und einem Fingerring, letztere Sachen von Bronze. Die Fundstätte ist für Jedermann zur Ansicht offen gelassen.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 235 Dienstag, 25. Oktober 1870

Das Verbrechen des zweiten Dezember.

(Fortsetzung.)

Um 11 Uhr hatte sich die Abendgesellschaft entfernt. Die Umgebung des Palastes war still und öde. Im Elysée selbst war Alles dunkel. Nur das Kabinet Louis Bonaparte's war noch durch eine Astrallampe erleuchtet. In diesem Kabinet fanden sich gegen Mitternacht sieben Personen zusammen: Louis Bonaparte, Präsident der Republik, sein Ordonnanzoffizier, Oberstlieutenant Beville, der ehemalige Komödiant, Possenreißer, Handlungsreisender, dann Offizier und Oberst eines Regiments der Fremdenlegion, seit Oktober Kriegsminister Le Roy de Saint-Arnaud, der seit einigen Tagen zum Polizeipräfekten in Paris ernannte Maupas, Morny, der aus der komischen Oper kam, und der bekannte, ebenfalls vor einigen Jahren gestorbene Kabinetssekretär Bonaparte's, der berüchtigte Mocquard. Fleury war nicht anwesend; er hatte später in diesem Kabinet zu erscheinen. Ich werde gleich erzählen, wo der Kommandant Fleury, der einen speziellen Auftrag hatte, um Mitternacht war.

„Niemand ahnt etwas," sagte Louis Bonaparte eintretend, öffnete mit dem kleinen Schlüssel, den er gewöhnlich an der Uhrkette befestigt trug, das geheime Schubfach seines Sekretärs und entnahm aus demselben ein versiegeltes Packet, in welches Mocquard alle auf den Staatsstreich bezüglichen Papiere vereinigt hatte. Auf dem Umschlag stand das Wort „Rubicon", von Louis Bonaparte selbst geschrieben. Aus dem Umschlag zog er ein Dekret, um es Morny zu überreichen. Es war seine Ernennung zum Minister des Innern. Beville empfing die Proklamationen und Dekrete, mit denen Paris am andern Tage überrascht werden sollte, nebst dem Befehl, sie in die National-Druckerei zu besorgen. Persigny erhielt den Auftrag, die Ueberrumpelung des Palastes der Nationalversammlung durch den General Espinasse zu überwachen. Alle entfernten sich zur Erfüllung ihres Auftrags. Nach Mitternacht befanden sich Louis Bonaparte und Mocquard allein in dem Kabinet. Sie gingen mit einander auf und ab, und Louis Bonaparte amüsirte sich über die Figur, die die beiden kleinsten Mitglieder der Nationalversammlung, Herr Thiers und Herr Baze, spielen würden, wenn man sie im Hemde zu Gefangenen mache.

Sehen wir nun zu, was sich in dieser Nacht in der National-Druckerei und auf der Polizeipräfektur ereignete.

Direktor der National-Druckerei war Herr von Saint-Georges. Derselbe war von Louis Bonaparte für das Verbrechen dieser Nacht gewonnen worden. Er hatte, unter dem Vorwande einer wichtigen Arbeit, seine sämmtlichen Setzer um 11 Uhr in die Druckerei bestellt. Die Säle und der Hof waren von einer Kompagnie mobiler Gendarmen besetzt. Ein Fiaker fährt vor. Heraus steigt in Begleitung des Kommandanten Fleury der Ordonnanzoffizier Louis Bonaparte's, Beville, und übergibt Saint-Georges die zu druckenden Manuskripte. Aber die Setzer, obschon ihnen die Manuskripte nur in kleinen Abschnitten übergeben werden, so daß es dem Einzelnen unmöglich ist, den Sinn des ganzen Manuskriptes zu entziffern, weigern sich zu setzen, da sie ein Verbrechen wittern. Doch der Ordonnanzoffizier weiß für eine solche Weigerung Rath. Der Mann hatte einen Erlaß des neuen Kriegsministers bei sich, der gedruckt werden sollte, dahin lautend, vom andern Morgen an in Paris Alles zu erschießen, was Widerstand leisten oder am Barrikadenbau Theil nehmen würde; wie natürlich war es, daß der Kapitän der Gendarmen, Delaroche, den Befehl erhalten hatte, Alles zu erschießen, was in der Druckerei nicht setzen wollte oder sich dem Fenster nähere oder aus der Druckerei herauszukommen versuche! Beville spricht leise mit dem Kapitän der Gendarmen, welcher sofort seinen Untergebenen Befehle ertheilt. Die Gewehre werden scharf geladen, an den Thüren und Fenstern Posten ausgestellt, jeder Setzer von zwei Gendarmen in die Mitte genommen, die den Befehl erhalten, den Setzer, falls er sich noch einmal weigere, zu setzen, ohne Weiteres niederzuschießen. Solchen Maßregeln gegenüber war freilich Widerstand unmöglich. Um halb 4 Uhr sind alle Dokumente gedruckt. Beville und Saint-Georges fahren im

Fiaker des Ersteren nach der Polizei-Präfektur, die Drucksachen Maupas zu überbringen, nm sie in Paris anschlagen zu lassen; Fleury fährt nach dem Elysée zurück. Die Druckerei bleibt bis acht Uhr besetzt und die Setzer werden bis dahin von den Gendarmen festgehalten.

Auf der Polizei-Präftur hatte der Polizeipräfekt des Staatsstreichs um Mitternacht achthundert Stadtsergeanten versammelt. Um drei Uhr Morgens kamen einige vierzig Polizeikommissäre und Friedensoffiziere hinzu, lauter ausgesuchte Leute, Polizisten, auf welche sich der Polizeipräfekt, mochte er ihnen auftragen, was er wollte, vollständig verlassen konnte. Maupa's Vorgänger im Amte, Carlier, mit dem Louis Bonaparte den Staatsstreich bekanntlich schon seit Monaten überlegt und berathen, hatte diese vierzig Polizeikommissäre ausgesucht; unter seiner Leitung hatte Jeder die Verhaftung, welche ihm zu Theil werden sollte, studirt und erwogen. Jeder kannte die Wohnung und die Gewohnheiten seines Opfers, dessen er sich in dieser Nacht bemächtigen sollte, ganz genau. „Diese Leute,“ sagte der erbärmliche bonapartistische Lohnschreiber Granier aus Cassagnac in seinem Buche über den Staatsstreich, „waren mit einer ganz besonderen Sorgfalt für das Werk, das man ihnen anzuvertrauen gedachte, ausgesucht und vorbereitet worden.“ Selbstverständlich wußte Niemand in dem Moment, wo er auf die Polizeipräfektur befohlen wurde, den eigentlichen Zweck seiner Berufung. Für die achthundert Sergeanten mußte als Vorwand die angeblich erwartete Ankunft der gefährlichsten Flüchtlinge aus London dienen. Um vier Uhr Morgens ließ Maupas jeden Kommissär einzeln in sein Zimmer treten, um jedem Einzelnen den Verhaftsbefehl der Person, die er zu überfallen hat, mitzutheilen. In den Verhaftsbefehlen war „Komplott gegen die Sicherheit des Staates, Theilnahme an geheimen Verbindungen und Besitz von Waffen“ als Ursache der Verhaftung angegeben.

Um 5 Uhr setzt sich dieser Zug von Schergen und Polizisten von der Polizeipräfektur in Bewegung, um in allen Theilen der Stadt ihre Opfer im Schlafe zu überfallen. Wagen, um sie schnell an die Orte ihrer Bestimmung zu bringen, waren bereits im Voraus massenweis auf den Hof der Präfektur bestellt. Unter den zu Verhaftenden befanden sich die berühmtesten Generale Frankreichs, wie beispielsweise die Generale Changarnier, Cavaignac, Bedeau, Lamoricière, Leflô und Charras, alle republikanische Mitglieder der Nationalversammlung, lauter Männer von Gesinnung und festen Grundsätzen, wie Greppo, Baze, Miot, Nadaud, Kapitän Cholat, Lieutenant Valentin, Roger du Nord.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Nancy, 17. Oktober.

Die Stimmung der Bevölkerung wird von Tag zu Tag gereizter und erbitterter, weniger jedoch in der Stadt, als in der Umgegend, wo die Landleute theils aus Verzweiflung, weil ihnen Alles geraubt, theils auch aus Haß und Fanatismus bei jeder Gelegenheit den Deutschen Widerstand entgegentragen und namentlich bei Requisitionen zu offener Gewaltthätigkeit schreiten.

Ich lasse Ihnen den Bericht eines unserer Aerzte folgen, der einen Verwundetentransport von den Schlachtfeldern von Beaumont und Sedan nach Nancy hatte. Der Transport umfaßte etwa 200 Mann. Dem Doktor war die Befugniß eines Kommandirenden verliehen und ihm gleichzeitig eine Bedeckung von vier bayerischen Landwehrmännern mitgegeben worden.

Auf diesem Marsche traf sich nun, schreibt er, daß meine Verwundeten eines Tages, nachdem wir von Morgens 7 bis Nachmittags 2 Uhr auf dem Transport waren, über Hunger klagten. Lebensmittel hatten wir keine mehr bei uns, und es war also meine Aufgabe, solche im nächsten Orte zu beschaffen. Ich ritt voraus und ließ von den vier bayerischen Landwehrmännern, die mir von der letzten Etappenstation als Bedeckung mitgegeben worden, zwei mir folgen.

In dem Dorfe angekommen, fragte ich sogleich nach dem Maire und ließ ihn durch einen der beiden Soldaten holen. Indessen schaute ich mich ein wenig im Dorfe um, ob ich nichts sehe, was mir dienen könnte. Da ich nur einige Schwerverwundete hatte, die einer besonderen Kost bedurften, so war mein Augenmerk hauptsächlich auf einen Trupp von circa 30 Enten gerichtet, die friedlich vor einer Scheune saßen. Ich stieg vom Pferde, ging in der besten Absicht in das betreffende Haus und sagte, daß ich von diesen Enten einige kaufen wollte und jeden verlangten Preis dafür zahlen würde. Wie eine Furie sprang die Frau auf mich zu und keine Schimpfwörter waren ihr zu gemein, mich damit zu überfluthen; schließlich bewaffnete sie sich noch mit einem spitzen Bratspieß und drang damit auf mich ein. Ueber diese Wuth mußte ich lächeln, zog jedoch ganz ruhig meinen Säbel und schlug ihr das rechte Achselgelenk entzwei. Heulend und brüllend stürzte das Weib auf die Straße und allarmirte das ganze Dorf.

Ich setzte mich ruhig aufs Pferd und ritt an den früheren Platz, an dem bereits der ganze Zug und auch der Maire angekommen war. Auf meine Anrede an diesen Maire, daß ich Fleisch, Brod und

Wein für meine Verwundeten nöthig hätte uud er mir solches verschaffen müsse, gab er zur Antwort, sie hätten nichts und geben auch den deutschen Hunden nichts; wenn ich etwas zu essen haben wollte, so sollte ich es mir selber suchen, er sei mein Bedienter nicht.

Auf meinen Befehl wurde er sogleich von meinen Soldaten gefesselt, und ich erklärte ihm, daß ich ihn wegen Widersetzlichkeit gegen eine militärische Behörde gefangen mitnehmen müsse. Ich liess einen meiner Soldaten mit scharfgeladenem Gewehre bei ihm als Wache und durchsuchte mit den anderen drei Soldaten und meinen drei Studenten des Hilfsvereins das ganze Dorf. Wir fanden Brod Käse, Butter, eingemachtes Obst, aber kein Fleisch, weßhalb ich ein junges Rind mitzunehmen befahl, über welches ich dem Eigenthümer einen Empfangschein ertheilte. Alles wurde auf einen dazu bestimmten Wagen geladen. Auf einmal gabs einen Heidenlärm und die Sturmglocke ertönte. Wir in der Meinung es brenne, eilten zu unseren Leuten, um fortzumarschiren und die Passage frei zu machen. Aber wir sahen, wie die Bauern mit Heugabeln und Stöcken bewaffnet, ihren Maire befreien wollten, und wie Einer schon mein Pferd am Zügel hatte, um es heimzuführen. Ich eilte schnell auf diesen zu, schlug ihn mit meinem Säbel nieder, setzte mich schnell auf mein Pferd und reite, den sechsläufigen scharf geladenen Revolver in der Linken, meinen Säbel in der Rechten, mitten in den Haufen hinein, mit lauter Stimme rufend, wenn sie sich nicht augenblicklich entfernten, würde ich Feuer geben lassen. Dieses war aber Oel ins Feuer. Ein stämmiger Lümmel fiel meinem Pferde in die Zügel und ließ diese nicht eher los, als bis ich ihm mit dem Säbel die halbe Hand abgehauen und eine furchtbare Kopfwunde beigebracht hatte. Dieß machte den Haufen stutzen und da inzwischen meine Soldaten auch mit ihren Bajonnetten Verwundungen beigebracht hatten, so stob der Haufen so schnell auseinander, als er gekommen war Ich ließ dann ruhig zum Abmarsch schreiten und in der nächsten Stadt, in der Württemberger lagen, gab ich den Maire und noch drei gefangene Bauern ab, und ließ das Rind schlachten und zubereiten, so daß meine Verwundeten äußerst zufrieden waren. Für meine Schwerverwundeten, meine drei Studenten und mich ließ ich aber die Enten zurichten, die ich von jenen 30 hatte zusammenhauen und mitnehmen lassen. Hieraus seht Ihr, daß wir auch mit Rache und Bosheit zu kämpfen haben, besonders an Orten, wo kein Militär liegt." (Pr.)

Versailles, 16. Okt.

Der Brand von St. Cloud hat unsern Soldaten zu einem Akt der Humanität Veranlassung gegeben, für den ihnen später vielleicht die Franzosen selbst Dank wissen werden. Ihrer freiwilligen Anstrengung ist es gelungen, eine Anzahl von Kunstgegenständen und Werthsachen dem Feuer zu entreißen. Gerettet sind unter Anderem die Marmorbüste Napoleon's aus der Zeit des Konsulats, eine Sammlung von Vasen, das goldene Kruzifix aus der Kapelle und ein großer Theil der kaiserlichen Bibliothek. Mehrere dieser Gegenstände hat der Kronprinz, der dem Schicksal des Schlosses die lebhafteste Theilnahme zollt, im Vestibul seines Hauptquartiers, unter sicherer Obhut, aufstellen lassen.

Soweit bis jetzt ermittelt werden konnte, fielen die ersten zündenden Granaten in den südlichen Flügel des Schlosses, dessen Front, links vom Haupteingang, dem Park zugekehrt ist. Das Feuer griff aber sofort auf den Mittelbau über. Die Haupttreppe, l'escalier de l'Empereur, brannte aus, das große Bild, das hier über dem Eingang im Innenraum angebracht war, „Empfang der Königin Viktoria durch den Kaiser und die Kaiserin" — es befand sich das Porträt Ihrer königl. Hoheit der Kronprinzessin auf demselben — wurde zerstört.

Der Brand theilte sich von hier dem rechts anstoßenden Salon de Mars mit, den Ludwig XIV. mit den allegorischen Bildern Mignard's schmücken ließ, und erreichte die „Galerie d'Apollo", den denkwürdigsten aller Säle des Schlosses, der zum Schauplatz der wichtigsten Begebenheiten in der neueren französischen Geschichte bestimmt gewesen ist. Hier spielte der Staatsstreich des 18. und 19. Brumaire (9. und 10. November 1799), die Aufhebung des Rathes der Fünfhundert durch General Bonaparte, von hier wurde am 18. Mai 1804 dem unten versammelten Volke die Erhebung Bonaparte's zum Kaiser verkündet; hier nahm am 7. November 1852 der Präsident der Republik das Senatuskonsult entgegen, das ihm die Krone des dritten Kaiserreichs übertrug. Den Wahlspruch, der hier noch vor Kurzem auf einem Gemälde Ludwig's XIV. zu lesen war: »Tot tela, quod hostes« (So viel Geschosse als Feinde) scheinen die Vertheidiger von Paris sich haben zum Beispiel nehmen zu wollen. Es ist ihnen glücklicher Weise nicht gelungen.

Obwohl der Feind das Bombardement noch fortsetzte, als die Flammen längst aus dem Gebäude aufschlugen, die Wirkung seiner Geschosse ihm also bekannt sein mußte, so ist doch diesseits Niemand verwundet worden, auch bei den Rettungsversuchen nicht, obgleich dieselben unter Granatfeuer vorgenommen wurden.

Kriegsfahrten.

(Von Julius v. Wickede.

(Fortsetzung.)

Wer in den letzten Wochen häufig zu Pont à Mousson verweilte, der hatte Gelegenheit, dort beim Durchmarsch der vielen Tausende von französischen Gefangenen, die wir bei Sedan gemacht hatten, manche interessante Beobachtungen anzustellen. Es war ungemein charakteristisch, wie sich das Benehmen vieler Offiziere und Soldaten hier verschieden zeigte. Die große Mehrzahl aller französischen gefangenen Offiziere benahm sich so anständig und würdevoll, wie dies wahren Ehrenmännern in ihrer Lage geziemte, und man konnte nicht umhin, ihnen Achtung zu zollen und Mitgefühl mit ihrer traurigen Lage zu haben. Der tiefste Schmerz leuchtete aus ihren männlichen Gesichtern und man sah es jeder ihrer Mienen an, wie es ihre Ehre verletzte, jetzt sich als Gefangene von den früher wohl so hochmüthig von ihnen betrachteten Deutschen befinden zu müssen. Wer meine bisherigen Berichte vom Kriegsschauplatze in der Kölnischen Zeitung gelesen hat, der wird sicherlich überzeugt sein, daß ich nichts weniger als ein Franzosenfreund bin. Aber für viele einzelne Franzosen und besonders auch für französische Offiziere fühle ich jetzt lebhafte Sympathie. Die französische reguläre Armee — das Gesindel der Franctireurs nehme ich selbstverständlich hiervon aus — hat sich in allen Kämpfen bisher auf das Muthigste gegen uns geschlagen und uns als Feind die höchste Achtung abgenöthigt.

Es bleibt eine Schande für Louis Napoleon, daß er die wilden Turcos aus Algerien herüberrief, um sie gegen uns Deutsche marschiren zu lassen. Denn wenn auch $^9/_{10}$ aller Geschichten von der Grausamkeit der Turcos gegen die Verwundeten auf den Schlachtfeldern entschieden unwahr, oder doch entsetzlich übertrieben sind, so kommen doch auch leider manche Beispiele von Bestialität bei ihnen vor, welche mit Recht den allgemeinsten Abscheu hervorrufen. Die national-französischen Truppen haben übrigens stets alle Gefangenen und gar Verwundeten sehr anständig, ja, oft wahrhaft aufopfernd behandelt, wie ich dies aus dem Munde mehrerer preußischer Offiziere und Soldaten, die in Metz gefangen waren und jetzt ausgewechselt wurden, selbst vernommen habe. Wenn ich übrigens das Benehmen der großen Mehrheit aller gefangenen französischen Offiziere, und besonders der höheren und älteren derselben, als durchaus würdevoll und den Umständen angemessen und uns eine gewisse Achtung abnöthigend, bezeichnen muß, so geschahen freilich auch gar viele Beispiele vom Gegentheil. Besonders unter den jüngeren Offizieren traten Einzelne insolent und selbst jetzt noch immer übermüthig auf und scheinen von ihrer Lage als Gefangene kaum einen Begriff zu haben, während andere wieder eine Gleichgültigkeit, ja, sogar eine Lustigkeit zeigten, die mich, wie ich offen gestehen will, unter diesen Umständen höchst unangenehm berührte.

Was ich bei meinem vielen genauen Verkehr, den ich früher mit den französischen Truppen im Frieden wie Felde hatte, stets sehr auffällig bemerkte, daß in dem Offizierkorps Frankreichs ein weit größerer Unterschied als in dem des preußischen Heeres stattfindet und die einzelnen Offiziere sich in Bildung, Anstand und äußerem Benehmen weit mehr von einander scheiden, als dies bei unseren einheitlich organisirten preußischen Offizieren der Fall ist, tritt mir jetzt bei dieser absichtlich von mir sehr sorgsam unternommenen Beobachtung der Tausende von gefangenen französischen Offizieren wieder sehr auffällig entgegen. Besonders die jüngere Generation von Offizieren, die unter dem vielen demoralisirenden Einflusse des letzten Kaiserreiches aufgewachsen ist, zeigt oft recht auffällige Beispiele von Taktlosigkeit, Uebermuth und innerer Rohheit. Man hätte glauben können, daß es vorzugsweise die aus dem Unteroffiziersstande hervorgegangenen französischen Offiziere gewesen sein müßten, die sich jetzt so wenig einem Offizier angemessen betrugen, allein dies war keineswegs der Fall. Zwar sind diese früheren Unteroffiziere oft von einer bei uns gar nicht mehr möglichen Unwissenheit in der Geographie und Geschichte und verstehen oft kaum in ihrer Muttersprache einen nur einiger Maßen richtig stylisirten Brief zu schreiben, aber im Allgemeinen betrugen sie sich stets ernst und würdevoll.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Das Neue Blatt Nr. 44 (vierteljährlich nur 12½ Sgr.) ist so eben eingetroffen und enthält: Die Bande des Bluts. Novelle. Von Adolf Wildbrandt. — Aus der Champagne. — Mademoiselle. Von Ernst Volmar. — Des Elsaß schönere Hälfte. Von F. H. — König Jerome im Arrest. Von Ernst Eckstein. — Ein tausendjähriges Jubiläum. Von W. zu Putlitz. — Allerlei: Transport verwundeter Soldaten. Der Peterspfennig für unsere Helden. — Korrespondenz. — Illustrationen: Die Einnahme von Chalons. Transport verwundeter Soldaten. Mädchen aus dem Elsaß. Kinder aus dem Elsaß.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 236 Mittwoch, 26. Oktober 1870.

Das Verbrechen des zweiten Dezember.

(Fortsetzung.)

Zwischen drei und vier Uhr Morgens sehen wir sämmtliche Helfershelfer beim Verbrechen des zweiten Dezember nochmals im Kabinet ihres Chefs versammelt. Fleury und Beville berichten über den Druck der Proklamationen, Maupas, daß seine Schergen und Polizisten auf der Polizeipräfektur nur auf Befehle warten, um über ihre Opfer herzufallen, General Magnan, der zum Oberkommandanten der ganzen Pariser Armee ernannt ist, um seine Instruktionen von dem neuen Kriegsminister Saint-Arnaud zu erhalten; Morny, um sich in Besitz des Ministeriums des Innern zu setzen und sich der Zentralleitung aller Administrativbehörden durch ganz Frankreich zu bemächtigen; Persigny, um den speziellen Auftrag zu empfangen, die Ueberrumpelung des Palastes der Nationalversammlung zu überwachen.

„Um diese Zeit", sagt Tenot, „habe sich bei Einer der Personen, die sich zu dem Verbrechen verbindlich gemacht, ein gewisses Zaudern gezeigt, und das kräftige Dreinfahren des Kommandanten Fleury sei nicht überflüssig gewesen, um diesen Anfall von Schwäche zu hintertreiben."

Die Details dieser Mittheilung gibt uns ein bekannter englischer Schriftsteller. Kinglake sagt in seinem Buche »Invasion of the Crimea«: „Die Nacht rückte vor. Wichtige Schritte waren gethan; dennoch, obwohl sehr gefährlich, war es nicht durchaus unmöglich für die Verschworenen, inne zu halten. Sie konnten die Briefe, welche die Minister entließen, zerreißen, und wenn sie auch nicht hoffen konnten, die Drucker am Plaudern zu hindern, so war es doch noch nicht zu spät, die Worte und selbst den Hauptinhalt der Proklamation zurückzuhalten. Aber die nächsten Schritte waren unwiderruflich. Hier zu dieser Zeit soll einem Theil der Verschworenen der Muth entsunken und Einer von ihnen vor dem Weitergehen zurückgeschreckt sein; Fleury soll dann diesen Unschlüssigen allein genommen, die Thür verschlossen, ein Pistol gezogen und seinen aufgeregten Freund auf der Stelle zu erschießen gedroht haben, wenn er sich länger weigere, vorzugehen."

Louis Bonaparte blieb mit Mocquard im Elysée. Dem General Espinasse, einem Abenteurer aus der afrikanischen Armee, war der Ueberfall des Palastes der Nationalversammlung anvertraut worden. Bevor die Verschworenen auseinandergingen — um sich entweder in Bürgerblut gebadet oder im Kerker und auf dem Schaffot wiederzusehen, fand noch die „Krönung des Gebäudes" — um mich eines bonapartistischen Ausdrucks zu bedienen — statt, eine Scene eigenthümlicher Art, eine Geldvertheilung. Daß sie stattgefunden hat, ist außer Zweifel.

Die Art und Weise wird nun verschieden erzählt: „Ein Gerücht," sagt Tenot, „war im Umlauf und ist so hartnäckig versichert und so allgemein für wahr gehalten, daß die Regierung darüber in Unruhe gerieth. Es hieß nämlich, auf Befehl des Präsidenten der Republik wären der Bank von Frankreich in der Nacht des Staatsstreichs 20 Millionen Francs weggenommen worden; es wurde hinzugefügt, ein Theil dieser bedeutenden Summe wäre unter die vornehmsten Behörden des Staatsstreichs vertheilt worden — man gab die Summe an, die der Eine oder der Andere erhalten habe — und das Uebrige, so wurde versichert, sei Tags vorher an die Truppen ausgetheilt worden. Kurz darauf veröffentlichten die Blätter Briefe des Finanzministers Casabianca, und d'Argout's, Direktors der Bank von Frankreich, welche diese Gerüchte ausdrücklich Lügen straften.

Der Letztere behauptete, eine Summe von 20 oder 25 Millionen, welche die Bank dem Staate schulde, und deren Zahlung gerade jetzt hätte bewirkt werden können, wäre nicht eingezogen worden. Dies Gerücht hatte jedoch so viel Spuren seines Eindrucks hinterlassen, daß Granier aus Cassagnac es nach mehreren Jahren nach den Ereignissen für nöthig gehalten hat, mit der Erzählung einer Thatsache, die bis dahin unbekannt war, zu antworten. Derselbe sagt: „Als der Prinz sich am Abend des 1. Dezember entschloß, die Gesellschaft durch eine entscheidende Maßregel zu retten, hatte er von sei-

nem ganzen persönlichen Vermögen, von seiner ganzen Erbschaft nur noch eine Summe von fünfzigtausend Francs übrig. Er wußte, daß bei gewissen merkwürdigen Gelegenheiten die Truppen, dem Aufstande gegenüber, aus Mangel an Lebensmittel schwach geworden und mehr ausgehungert, als besiegt worden waren. Er nahm also Alles, was ihm noch übrig blieb, bis zum letzten Fünffrankenthaler und beauftragte den Obersten Fleury, von Brigade zu Brigade, von Mann zu Mann herumzugehen und diese letzten Pfennige seines Eigenthums an die Soldaten, die Sieger über die Demagogie, zu vertheilen."

Ueber den Werth der Ableugnung einer Thatsache Seitens eines Helfershelfers bei dem Verbrechen des zweiten Dezember — ich meine Casabianca — ist wohl kein Wort zu verlieren; der berüchtigtste bonapartistische Lohnschreiber Granier gibt die Thatsache zu; er verkleinert sie nur in einer, der Wirklichkeit gegenüber, lächerlichen Weise und zieht ihr ein anderes Kleid an. Was sollten dreißigtausend Soldaten mit fünfzigtausend Franken? Währenddem stimmen alle Augenzeugen, welche die Straßen von Paris in den ersten Dezembertagen gesehen haben, darin überein, daß die Soldaten reichlich mit Geld versehen waren, daß sie schmausten und tranken, und zwar keinen schlechten Wein, daß die Soldaten auf den Boulevards betrunken waren. „Die Betrunkenheit der Soldaten," sagt Vermorel, „haben alle Augenzeugen bestätigt. Die Vertheilungen von Geld, Lebensmitteln und Wein haben selbst die bonapartistischen Lohnschreiber nicht läugnen können."

(Fortsetzung folgt.)

Kriegsfahrten.

(Von Julius v. Wickede.

(Fortsetzung.)

Das unangenehmste, entweder frechste oder auch ungemessen lustigste Benehmen zeigten häufig junge Offiziere, die ihrer Geburt nach den höheren Pariser Kreisen angehörten. Wahrhaft verächtliche Subjekte befinden sich in nur zu großer Zahl unter der Jugend der vornehmeren oder richtiger der reicheren Kreise von Paris, und von diesen trugen manche jetzt auch die Uniform französischer Offiziere. Wer überhaupt einen möglichst ungünstigen Eindruck von der ganzen französischen Nation bekommen will, der muß die elegante Pariser junge Herrenwelt, wie sich solche in den Kaffeehäusern und Clubs und vor Allem in dem berüchtigten sogenannten Jockeyclub daselbst umhertreibt und leider auch nur zu häufig unsere deutschen Rheinlande überfluthet, näher kennen lernen. Fast alle möglichen schlechten, aber fast kaum eine einzige achtungswerthe Eigenschaft findet man bei diesen Lions der modernen eleganten Pariser Welt vorhanden.

Ganz eigenthümliche Scenen gab es auch, als diese Hunderte von gefangenen französischen Offizieren, die von Sedan bis Pont à Mousson geritten waren und dort nun die Eisenbahn besteigen mußten, von ihren Pferden Abschied nahmen, da sie diese nicht mit fortnehmen konnten. Viele stiegen ohne Weiteres ab und boten die großen, theils sehr maroden Pferde mit Sattel und Zaum dem Ersten Besten für 20, 30, 50—100 Fr. zum Kauf an. So sind besonders in den ersten Tagen, wo dies nicht bekannt war und es in dem kleinen Pont à Mousson an Käufern fehlte, recht gute kleine Hengste marokkanischer Race für 20—30 Thaler verkauft worden.

Später kamen mehr Käufer und es wurden förmliche Auktionen abgehalten, wobei die Preise etwas höher kamen, doch hat z. B. auch ein mir befreundeter Offizier einen sehr hübschen jungen Schimmelhengst rein orientalischer Race mit Sattel und Zaum für 25 Louisd'or gekauft und jetzt schon 80 Louisd'or dafür wiedererhalten. Spekulative Pferdehändler hätten in der ersten Woche zu Pont à Mousson brillante Geschäfte machen können, doch war freilich die nöthige Fourage schwer zu beschaffen.

Viele Offiziere trennten sich sehr gleichgültig von ihren Rossen, die sie bisher so getreu durch alle Strapazen des Krieges und die Gefahren der Schlachten bis hieher getragen hatten. Bei mehreren schien freilich der Abschied ein schwerer zu sein und sie streichelten und liebkosten zuletzt ihre Pferde noch recht zärtlich. Eine wirklich sehr rührende Scene war es, wie ein Offizier der Chasseurs d'Afrique, der überhaupt eine ansprechende männliche Persönlichkeit zeigte, von einem edlen Falbenhengst mit langer, schwarzer Mähne, so ein echtes Berberroß, Abschied nahm. Er umhalste das edle Thier förmlich, streichelte und koste es und gab ihm alle möglichen Schmeichelworte. Das Roß schien seinen Reiter zu verstehen und war ungemein anschmiegend und zärtlich gegen ihn, wie man dies bei den edleren Pferden im Orient häufig sieht. Endlich schien der Offizier einen schweren inneren Kampf zu bestehen, riß dann plötzlich seinen Pallasch aus der Scheide und stieß die scharfe spitze Klinge dem Pferde gerade durch die Brust in das Herz hinein. Der Stoß hatte gut getroffen, denn auf der Stelle stürzte der Hengst todt zusammen. Ohne sich weiter um Sattel und Zaum des todten Pferdes zu

bekümmern, schritt der Chasseur d'Afrique-Offizier vom Platze fort und begab sich zu seinen Kameraden, um mit ihnen die Eisenbahnwaggons zu besteigen, die sie in die Kriegsgefangenschaft bringen sollten.

Nach den gefangenen Soldaten kamen oft auch lange Züge von 2- bis 3000 bei Sedan erbeuteten französischen Pferden, die jetzt an die verschiedenen deutschen Armeekorps vertheilt werden sollten. Die armen Thiere waren halb verhungert und hatten auf dem viertägigen Marsch von Sedan auch nur das, was sie an Futter auf den Bivouacplätzen fanden, bekommen, so daß sie sich vor Hunger gegenseitig die Mähnen und Schweifhaare anfraßen und den Mist gierig aufsuchten. Es waren sonst übrigens viele gut gebaute, kräftige Thiere unter diesen französischen Beutepferden, die bei sorgfältiger Pflege ein sehr brauchbares Material für unsere Armee abgeben werden. Ueberhaupt hat die französische Kavallerie und Artillerie in der Auswahl ihrer Pferde, in deren Behandlung, Pflege und Wartung während der Regierung Napoleons III. ganz ungemein große Fortschritte gemacht, davon überzeuge ich mich jetzt immer mehr.

Ich machte 1851, als Offizier einem Chasseur d'Afrique-Regimente zugetheilt, eine längere Campagne in Algerien mit und war damals oft entrüstet über das schlechte Reiten und die miserable Pferdewartung bei der französischen Artillerie und Kavallerie, während diese jetzt ungleich besser geworden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rinnerpescht.
1870.

(In Pfälzer Mundart.)

Es isch e Unglücksjohr des Johr,
Des muß e Jeder sage;
Doch kimmer ämol nix defor
Un müssen's ruhig trage.
Zuerscht die groß Trockening,
E halbes Johr ke Rege,
Hernooch die viel Einquartiring
Vun Leut un Gäul un Wäche.
Jetzt isch e annrer Lascht im Ort,
Ich derf schier net dra denke,
Ich ben a still un sag ke Wort;
Mer muß halt Glawe schenke.

Mei fahli Kuh — vun sechs die Bescht —
Hot d'vorig Woch net g'soffe.
De Dokter sägt, 's wär d' Rinnerpescht,
Hätt all mei Vieh betroffe.
Ehr kinn's euch denke, wie's em werd,
Wammer muß so was höre,
Un all sei Vieh — 's isch a de Werth —
Zum Stall sieht naus spedire.
Des dut em weh, des sag ich euch,
Derf noch dezu nix babble;
Un redd mor was, heeßt's: Bauer schweig!
Was geb ich for dei Schwabble.
Was dut mer net — de G'scheitscht gibt nooch.
Mer hot halt viel ze sorge.
's isch ämol des e großi Ploog,
Muß uf die Herre horche.

De Mischt, die Kripp, des Schtroh im Stall,
Die Reff muß mer verbrenne,
Das Plaschter, korz, die Sache all;
Mer muß 's ganz Haus umwenne.
Was lebt im Haus muß eigsperrt sei,
Die Hund, sogar die Katze.
Die Daube, Hühner müsse nei,
Sie kinn im Häusel kratze.
Die ganz Familie kriegt Arrescht,
So dut mer em do petze;
Fascht sollt mer d'Schbatze noch ins Neicht,
Un d'Mäus in d' Löcher setze.
En Poschte stellt mer em vor's Haus,
Derf net vor's Fenschter gucke.
's derf Niemand rei un Niemand naus,
Muß still in's Eck sich ducke.

Ganz draus am Dorf do steht e Hütt
Vun Bretter ufgeschlage,
Vor was, des weeß ich selber nit,
Des sin de Herre ehr Sache.
Do muß e Jeder noch enei,
Un muß sich „räächere" losse;
Es soll en großer G'schtank drin sei —
Des sin so neue Posse.
Soldate sin noch kummedirt,
Die müsse d'Weg versperre
Un sorge, daß nix dorchpassirt,
Was muß „geräächert" werre.
Ja dene isch die Pescht ehr Glück,
Die dut ke Kugel treffe;
Doch meiner kummt net ball zurück,
War vor Paris im Treffe.

Wie kinnt mehr lebe jetzt in Ruh,
Jetz muß der Krieg do kumme,
Die Pescht, wer weeß noch was dazu,
D' ganz Freed isch em genumme.
Mer kinnt jetz keltre neue Wei —
Bis Sunndag hemmer Kerwe,
Do kinnt mer mol recht luschtig sei —
O, Gumbeer! 's kummt's Verderwe! —

Oberhochstadt. K.

Kunst und Literatur.

Kriegsnummern der „Gartenlaube“ Nro. 43. Inhalt: Aus eigener Kraft. Von W. v. Hillern, geb. Birch. (Fortsetzung.) — Die Hüterin des Rheins. Von J. Venedey. — Bei den Gefangenen von Sedan. Von H. S. — Im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl. Von unserem Berichterstatter Georg Horn. Fünfter Brief. Im Schlosse von Corny. — Blätter und Blüthen: Noch einmal aus der Schlacht bei Sedan. Mit Abbildung: Eroberung von drei Mitrailleusen in den Hohlwegen von Sedan durch das sächsische Regiment „Friedrich August“. Nach der Natur aufgenommen von unserm Spezialartisten F. W. Heine. — Welthistorische Begegnungen. Mit zwei Abbildungen: Unterredung Bismarcks mit Kaiser Napoleon. Nach einer Skizze des mitanwesenden Schriftstellers A. Salingré; — Erstes Begegnen des Grafen Bismarck mit Napoleon auf der Chaussee von Sedan nach Donchery. Nach einer Skizze und genauen Mittheilung des der Kanzlei des Bundeskanzlers attachirten Dr. Moritz Busch, von Prof. Camphausen. — Feld-Abonnement der Gartenlaube.

Mannigfaltigkeiten.

Den preußischen Soldaten fehlt es an Schnupftabak und werden in dieser Beziehung von Seiten der unglücklichen Nasenbesitzer jammervolle Klagen geführt. Cigarren und Tabak — so heißt es — wurden in Menge nachgesandt, an die Schnupfer dachte Niemand. Es ging aber auch ohne Schnupftabak, obgleich dieser bei großen Feldherren eine Rolle spielt. Der alte Fritz war, wie Jedermann weiß, ein gewaltiger Schnupfer, so gewaltig, daß er sich in seine Schooßweste zwei lederne Taschen machen ließ und kurzweg aus seiner Tasche schnupfte. In kritischen Augenblicken nahm er ein Dutzend Prisen hinter einander. Auch Napoleon I. war ein Schnupfer; er trug aber keine Dose, hatte auch keine lederne Westentasche, seine Generale ließen ihn schnupfen, um ihn bei guter Laune zu erhalten; er aber nahm in Gedanken nicht nur die Prise, sondern auch die goldene Dose und steckte sie ein. Der Kammerdiener hatte dann des Morgens seine Noth, alle die Dosen wieder an den rechten Mann zu bringen.

Von München schreibt man der „D. A. Z.“ vom 15. Oktober: „An der Table d'Hote zeichnete sich unlängst unter den anwesenden Fremden ein älterer Herr durch sein ausdrucksvolles Gesicht aus: ein blitzendes Auge unter buschigen Brauen, eine schöne Nase und ein voller, dunkler Schnurrbart. Das Haar bedeckte, schon weiß geworden, spärlich die schöne Stirn. Man war geneigt, die Erscheinung für einen markigen Krieger mit eisernem Willen zu halten, wenn nicht immer wieder ein außerordentlich freundlicher, gutmüthiger Zug die Schärfe und Strenge des Blickes verdrängt hätte. Eine ernst blickende Dame und ein hübscher junger Mann waren des Herrn Begleiter. Zur größten Ueberraschung erfuhr ich am andern Tage, daß wir in dem Fremden den Kommandanten des unglücklichen Straßburg, General Uhrich, vor uns gesehen hatten.

Man schreibt aus München vom 25. Okt.: Statt der angekündigten Oper „Walküre“ wurde gestern im k. Hoftheater der „Waffenschmied“ gegeben. Hr. Kindermann legte bei dem bekannten Liede: „Auch ich war ein Jüngling mit lockigem Haar“ folgende Strophe ein:

Nun ist's ja geworden, wie einstens es war,
Wo das Schwert nur für Recht sich erhob,
Geschlagen, vernichtet die fränkische Schaar,
Wie Spreu vor dem Winde zerstob;
Denn Redlichkeit kam jetzt als Waffenschmied
Und schlug auf dem Amboß, von Gluth umsprüht,
Ein Schwert, das ganz Deutschland befreit,
Das ist eine köstliche Zeit!

Das volle Haus brach nach dieser Strophe in einen Minute lange andauernden stürmischen Jubel aus, und mußte Herr Kindermann wiederholt auf der Bühne erscheinen.

Die Deutschen mögen vor den Pariserinnen auf der Hut sein; diese haben nämlich einen Mordapparat konstruirt, mit welchem sie die Soldaten in aller Gemüthlichkeit aus der Welt schaffen wollen. Dieser famose Apparat besteht aus einem kleinen Gummifingerhut, wie ihn die Frauen zu tragen pflegen, und hat ein Röhrchen am Kopf, das Blausäure enthält. Der modus operandi ist folgender: Der galante Preuße nähert sich einer Frau, sie reicht ihm die Hand, stößt ihm dabei das Gift ein und schwups, der Preuße ist todt. Wir brauchen wohl nicht hinzuzufügen, daß der Apparat hauptsächlich zu einer Waffe für schöne Frauen bestimmt ist.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 237 Donnerstag, 27. Oktober 1870

Das Verbrechen des zweiten Dezember.

(Fortsetzung.)

Der Moniteur vom 6. Dezember sagt wörtlich: „Die Weine und Speisen sind verschwendet worden." Uebrigens erzählt ein Agent Maupa's, der während der Nacht vom 1. auf den 2. Dezember selbst im Elysée anwesend war, der bekannte Griscelli, welcher viele Jahre lang Louis Bonaparte, Maupas und Pietri als geheimer Agent gedient hat, in seinen vor zwei Jahren in Brüssel erschienenen Memoiren, die später von den Bonapartisten bestrittene Geldvertheilung in ausführlicher Weise und gibt die Summen bis ins Detail an, welche Jeder von den Helfershelfern beim Verbrechen des zweiten Dezember erhalten hat.

Griscelli sagt: „Der Prinz Napoleon, Präsident der Republik, der geschworen hatte, die Republik zu schützen und zu vertheidigen, öffnete einen Wandschrank und nahm aus demselben vier Packete. Er gab das erste an Morny; es enthielt 500,000 Franken; das zweite an Maupas; es enthielt noch über 500,000 Franken; das dritte erhielt Saint-Arnaud; neben den 500,000 Franken für ihn selbst, befanden sich folgende Summen in demselben zur Vertheilung an Offiziere und Soldaten: 20,000 Franken für jeden Divisionsgeneral, 10,000 Franken für jeden Brigadegeneral, 6000 Franken für jeden Regimentsobersten, 4000 Franken für jeden Obersten des Generalstabes, 2000 Franken für jeden Bataillonschef, 1000 Franken für jeden Kapitän, 400 Franken für jeden Lieutenant und Unterlieutenant, 150 Franken für jeden Feldwebel, 50 Franken für jeden Unteroffizier und Sergeanten, 10 Franken für jeden Korporal und Brigadier, 5 Franken für jeden Soldaten, Trompeter und Tambour.

Alle diese Summen waren aus den 50 Millionen Franken genommen, welche die Bank von Frankreich gezwungen war, dem Staatsoberhaupte vorzustrecken. Die Direktoren der Bank gaben zu dieser Zwangsanleihe unter der Bedingung ihre Zustimmung, daß sie das Recht erhielten, ihr Kapital um 6 Millionen Franken zu vergrößern; dies Recht wurde ihnen bewilligt. Das vierte Packet enthielt nur 100,000 Franken; ich gestehe zu, von diesen 100,000 Franken für mich selbst aus den Händen Persigny's 2500 Franken erhalten zu haben." Was bedarf es noch eines weiteren Zeugnisses?

Währenddem Alles dies im Elysée, auf der Polizeipräfektur und in der National-Druckerei geschah, hatte General Magnan Morgens drei Uhr durch Persigny die Befehle Saint-Arnaud's erhalten und dieselben in folgender Weise ausgeführt: die Brigade Ripert hielt das Palais Bourbon, die Brigade Forey den Quai d'Orsay besetzt; die Brigade Dulac stand im Tuileriengarten; die Brigade de Cotte auf dem Konkordienplatz; die Brigade Canrobert umgab das Elysée, die Lanciers und die Küraſſiere der Generale Reybell und Corte standen in den elysäischen Feldern. Diese Truppen bildeten ein Korps von 30,000 Mann, welche in dieser Stellung die Operationen des Verbrechens unterstützen und im Nothfall dessen Urheber auf ihrer Flucht unterstützen sollten. So wie Louis Bonaparte sich bereits die Soldaten bestellt hatte, welche ihn auf seiner Flucht über die Gränze beschützen sollten, falls das Verbrechen dieser Nacht mißglückte, so hatte er auch im Elysée selbst diese Flucht vorbereitet, und sich mit dem nöthigen Gelde versehen, um jenseits der Gränze an nichts Mangel zu leiden. Griscelli bestätigt: „Zu gleicher Zeit befahl er den Dienern, die ihn begleiten sollten, die Wagen herzurichten, die Pferde zu satteln und dem General Roguet, dem er 25 Millionen Franken, den Rest der der Bank von Frankreich weggenommenen Summe, übergeben, das Geld einzupacken und sich bereit zu halten, mit ihm über die Gränze zu fahren."

Der Morgen des zweiten Dezember brach an. Ein feiner, kalter Regen rieselte in einzelnen Windschauern über Paris herab, dessen Bewohner im tiefsten Schlafe lagen, und nicht ahnten, daß die nächsten beiden Tage und Nächte die Straßen mit Strömen von Blut und Tausenden von Leichen bedecken sollten.

Die Aufgabe des Polizeipräfekten Maupas bestand am Morgen des 3. Dezember darin, acht und siebenzig Männer in ihren Wohnungen zu über-

fallen, zu verhaften und nach Mazas zu schleppen, von denen man ihrem Charakter, ihrer Gesinnung und ihrer Bedeutung nach erwarten konnte, daß sie der Ausführung des beabsichtigten Verbrechens gegen die Republik gefährlich werden würden.

Die Ueberrumpelung des Palastes der gesetzgebenden Versammlung fiel dem Obersten Espinasse, dem später so berüchtigt gewordenen Minister der Sicherheit im Jahre 1858, der die Deportationen der „Verdächtigen" ausführte, unter Aufsicht Persignys zu. Beide entledigten sich ihrer Aufgabe, wie zwei Banditenchefs, welche die Bewohner einer Stadt im Schlaf in ihren Häusern überfallen. Ich werde zuerst von den Banditenstücken Maupas und seiner Schergen erzählen.

Um fünf Uhr befanden sich sämmtliche Polizeikommissäre, welche mit der Verhaftung der acht und siebenzig Männer, deren ich erwähnte, beauftragt werden sollen, auf der Polizeipräfektur im Zimmer des Präfekten, um aus seinem Munde alle Winke und Befehle zu erhalten. Sämmtliche Ueberfälle gelangen vollständig. Aus denselben werde ich ein Dutzend herausheben, um an ihnen die Brutalität und Niederträchtigkeit der Schergen Bonaparte's und Maupas bei diesem Banditenstück zu schildern.

Dem Polizeikommissär Blanchet war die Verhaftung des Generals Lamoricière zugefallen. Der Polizist hatte sich keinen genauen Situationsplan der Wohnung des Generals in der Rue las Casas zu verschaffen gewußt. Der muthige Concierge weigert sich, ihm die nöthige Auskunft zu geben, und versagt ihm selbst das Licht, dessen er zu seinem Eindringen in das stockfinstere Haus bedarf. Blanchet und seine Sbirren tappen die Treppe hinauf und finden, im ersten Stock angelangt, den Diener des Generals, der schnell die Lampe, die er in der Hand hält, ausbläst und die Dienertreppe hinunterstürzt, wobei er „Diebe, Diebe!" schreit. Die Polizisten nehmen ihn an der Thür des Hauses fest; er setzt sich zur Wehr und erhält einen Degenstich in den Schenkel. Von den Polizisten mit dem Tode bedroht, führt der Diener sie endlich in das Zimmer seines Herrn. Der General Lamoricière läßt sich, ohne Widerstand zu leisten, fortführen. Kaum sitzt er jedoch im Wagen, der ihn nach Mazas bringen soll, so steckt er den Kopf aus dem Fenster und ruft die auf Posten stehenden Soldaten, an denen er vorüberkommt, zu Hülfe. Der Polizist reißt den General mit Heftigkeit zurück. „Schweigen Sie nicht," ruft er, „so habe ich hier ein sicheres Mittel, um Sie still zu machen," und zieht einen Knebel aus der Tasche. Unter den Instrumenten, die auf der Präfektur an die Polizisten vertheilt waren, befanden sich auch Knebel.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegsfahrten.

(Von Julius v. Wickede.

(Fortsetzung.)

Auf der höchsten Kuppe der Hügel unweit Sceaux ist von unserer Seite ein Observatorium errichtet, von dem aus man einen weiten, freien Ueberblick auf einen großen Theil der Umgebung von Paris genießt. Es ist daselbst ein treffliches Fernrohr mit großer Tragweite aufgestellt und man kann dadurch sehr gut Vieles, was innerhalb der Ringmauer von Frankreichs Hauptstadt jetzt geschieht, erkennen.

Wir sehen Soldaten, dem Anscheine nach Mobilgardisten, denn die rothen Hosen der Linie fehlten ihnen, exerziren und Frauen ihre verschiedenen Geschäfte auf den Höfen und Straßen besorgen. So interessant dieser Aufenthalt in dem Observatorium auch ist, so bringt er dafür auch häufig Gefahr. Die Franzosen, die überhaupt eine wahre Passion jetzt besitzen, möglichst viel Munition zu verschießen, schießen häufig von dem Fort Montrouge hieher und die Granaten umsausen nicht selten das Häuslein, haben auch schon wiederholte Beschädigungen daran angerichtet.

Auch mit den weittragenden Wallbüchsen, deren sich überhaupt die Franzosen jetzt vielfach bedienen, wird häufig auf die ein- und ausgehenden Personen geschossen und mehrere Tage vor meinem Besuch waren zwei Kugeln durch das Fenster des kleinen Gemachs geschlagen. Auf gleiche Weise wird auch, besonders des Abends in der Dunkelheit, von den französischen Vorposten auf alle erleuchteten Fenster in allen Gebäuden, in welchen sie deutsche Truppen vermuthen, geschossen.

Es dürfte aller Wahrscheinlichkeit vor dem 22. bis 24. Oktober unsererseits mit keiner wirklich ernsthaften Beschießung der Pariser Forts begonnen werden; da man, und zwar mit großem Recht, wenn man einmal begonnen hat, dann auch sogleich und mit vollem Ernst und auf das Unausgesetzteste die Beschießung fortsetzen wird.

Einmal angefangen und dann vielleicht über 2 bis 3 Tage aus Mangel an Munition wieder aufhören zu müssen, liegt nicht in der Absicht des Obersten v. Rieff, des obersten Befehlhabers der gesammten Festungs-Artillerie, die vor Paris verwandt werden soll. Es macht aber ungemein große Schwierigkeiten, solche schwere Geschütze, von denen jedes mit 10—12 Pferden bespannt sein muß, die 12—14 Meilen Landstraße von Nogent, bis wohin die Eisenbahn benutzt werden kann, nach ihrem Aufstellungsplatz zu befördern. Und schwieriger als die Geschütze selbst, ist noch die ungeheure Masse

von Munition, die ein nur einiger Maßen lebhaftes Feuer erfordert, zu transportiren. Es geht gleich in die Tausende von Zentnern Munition, die in wenigen Tagen mit diesen Festungsgeschützen gegen die Pariser Forts geschleudert wird, wenn das Bombardement einmal nachdrücklich begonnen hat, und an 1000 Karren sind nothwendig, um den Bedarf von 4—5 Tagen herbeizuführen.

Die meisten dieser Pariser Forts sind jetzt sehr stark und mit schwerem und weittragendem Festungsgeschütz hinreichend armirt. So hat das Fort Mont Valerien, wohl das stärkste und größte aller Forts, jetzt 72 große Geschütze, dann die Forts Issy, Montrouge, Vanvres, Bicetre, Tyry, Charenton, Nogent, Vincennes, Rosny und Romainville, jedes 50—60 Geschütze. Man rechnet im Ganzen, daß die sämmtlichen Forts um Paris mit ungefähr 1000 gezogenen schweren Geschützen armirt sein sollen.

So möge man sich denn in Deutschland noch immerhin einige Zeit ruhig gedulden, bis die Nachricht kommt, daß mit einem kräftigen Bombardement einiger Pariser Forts von unserer Seite wirklich der Anfang gemacht wird. Ein bloßes zweckloses Beschießen, wie dies z. B. anfänglich leider bei Toul geschah, nutzt nicht im Allermindesten, sondern schadet uns eher, und dürfte nur dazu beitragen, den Trotz der Herren Pariser eher zu steigern als zu brechen. Ihnen soll die Zeit unterdeß doch noch länger werden als uns, und die Entbehrungen, welche die eingeschlossene Stadt zu tragen hat, sind ungleich größer und besonders auch demoralisirender in ihrer Wirkung, als jene, welche unsere Truppen davor bestehen müssen. Wollen die Franzosen sich auch jetzt noch fortwährend nicht als Besiegte erklären und einen billigen Frieden annehmen, nun so mögen sie immerhin noch Wochen, ja selbst Monate damit zögern, Frankreich leidet dabei 10mal mehr als Deutschland, welches die Sache schon ruhiger mit ansehen kann, wenn auch wir freilich Alle einen baldigen Friedensschluß dringend wünschen.

Wir haben in der fast unglaublichen Zeit von ein paar Monaten schon so unendlich viel erreicht, daß wir wahrlich schon damit zufrieden sein können und nun nicht gleich ungeduldig werden dürfen, wenn die Sache nicht stets so schnell vorwärts geht, als manche Heißsporne, welche die Schwierigkeit der Verhältnisse nicht zu übersehen im Stande sind, dies vielleicht wünschen mögen.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Ueber den Ueberfall in Ablis gibt der Brief eines Husaren der Rathenauer Garnison, welchen das am letzteren Orte erscheinende „Kreisblatt für das Westhavelland" mittheilt, folgendes Nähere:

Rambouillet, 9. Okt.

Das Ereigniß des gestrigen Tages ist zu schrecklich, als daß ich Euch es nicht beschreiben sollte. Wie Ihr bereits erfahren haben werdet, wurde in der Nacht vom 7. bis 8. Oktober die 4. Eskadron des schleswig-holsteinischen Husarenregiments 16 im Kantonnement auf Vorposten von Mobilgarden überfallen und bis auf 48 Mann und 12 Pferde vollständig niedergemacht. Der Ueberfall geschah Morgens 1/24 Uhr, die vor der Eskadron liegende bayerische Feldwache in der Stärke von 60 Mann wurde zurückgedrängt. Die Stadt Namens Ablis wurde von 3 Seiten mit einem Male angegriffen, die 3 Ställe, welche die Husaren inne hatten, sofort umzingelt und schon beim Satteln der Pferde wurden Mannschaften und Pferde zusammengeschossen, da sämmtliche Schüsse blindlings durch Luken und stark besetzte Stallthüren gegeben wurden. Die Husaren vertheidigten sich durch Schießen mit dem Karabiner so gut es ging und sie nur konnten; doch endlich die Nutzlosigkeit aller Gegenwehr einsehend, flüchteten sie einzeln, auch mehrere zusammen über Mauern kletternd nach dem nahen Gehölz und entkamen auf diese Weise 48 Mann. Die Offiziere, welche ihre Pferde in einem etwas abseits liegenden Stall hatten, haben sich gerettet, nur ist der Rittmeister verwundet.

Wir wurden, als diese Nachricht bei uns eintraf, allarmirt und sofort rückte die Brigade nebst Artillerie und einer Kompagnie bayerischer Jäger nach dem 2½ Meilen entfernten Städtchen. Dort wurde der Befehl zum Plündern und Demoliren gegeben, alle Lebensmittel und Fourage herausgeschafft, eben so Vieh und dann von unseren Husaren jedes einzelne Haus, auch die in der Umgebung befindlichen Gehöfte, Holzgamben und Heu- und Strohschober in Brand gesteckt und ist also die ziemlich hübsche Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt.

Den Weibern, Kindern und Kreisen wurde eine halbe Stunde vor dem Inbrandstecken dieß eröffnet, damit sie noch Zeit hatten, abzuziehen. Männer wurden nicht verschont, sondern erbarmungslos erschossen oder niedergehauen. Bis spät in die Nacht hinein schlug die Lohe gen Himmel. Es war dieß ein schrecklicher Tag. Doch gerechte Strafe war es, denn wisset, die noch lebenden Husaren mußten sich gegen Mauern stellen, wurden erschossen und dann auf Wagen geladen, damit diese Bande sich die auf

jede preußische Leiche ausgesetzten 50 Thlr. Prämie konnte auszahlen lassen.

Nur 2 versteckte todte Husaren wurden aufgefunden, sonst waren sämmtliche Husaren, Pferde und Gepäck auf Wagen fortgeschafft. Ja, es ist schrecklich und vermag die Feder diese That nicht zu beschreiben. Unser einziger Wunsch ist, daß wir Unterstützung bekommen, um diese Bande zu vernichten ꝛc.

Kunst und Literatur.

Der französisch-deutsche Krieg 1870. Sein Entstehen und sein Verlauf mit Beifügung aller darauf bezüglichen Aktenstücke, bearbeitet von Fr. Rittweger, herausgegeben in Frankfurt a. M. von C. Krebs-Schmitt. Bei der Wichtigkeit des gegenwärtigen Krieges nicht nur für die kriegführenden Theile, sondern für ganz Europa ist es für uns und unsere Nachkommenschaft von großem Interesse, eine genaue Darstellung über die Entstehung des Krieges, dessen Entwickelung, Fortgang und Erfolg, so wie genaue Berichte über alle vorgekommenen Kämpfe und Schlachten zu erhalten. Dieses ist der Zweck des angekündigten Werkes. Die erste Lieferung enthält eine Vorgeschichte des Krieges, die zweite den Schluß und diplomatische Enthüllungen, überall mit unverkürzter Angabe der Aktenstücke. Den Feld- und Schlachtberichten liegen offizielle Angaben zu Grunde. Das Heftchen kostet nur 12 kr., was, nachdem auch Pläne und Situationsangaben damit verbunden sind, als sehr billig bezeichnet werden muß.

Mannigfaltigkeiten.

[Balfe †.] Der Komponist der lieblichen und beliebten Opern „Die Zigeunerin“ und „Die vier Haymondskinder“ ist todt; wie der Telegraph meldet, ist er am Donnerstag in London gestorben. Michael William Balfe (eigentlich Balph) war am 15. Mai 1808 zu Dublin geboren.

Die Berliner Hutfabrikanten haben bereits aus der Noth eine Tugend gemacht. Im Herbst und Frühling pflegten sie, wie ihre Geschäftsgenossen in anderen deutschen Hauptstädten, die neuesten Hutfaçons nur aus dem ausschließlich alle Moden und Trachten Deutschlands beherrschenden Paris zu beziehen. Jetzt haben sie eine Versammlung gehalten, in der sie den Muth faßten, fortan ihrem eigenen Geschmacke zu vertrauen und nicht mehr Geschmacklosigkeit nachzuahmen, weil sie von den Franzosen kommen. Auch der Chignon scheint nun wirklich sein Ende zu finden. In Berlin wenigstens hat die anständige Frauenwelt diese abenteuerliche Unzier abgelegt und man sieht sie dort nur noch auf den Köpfen von Dirnen. Hoffentlich ist mit diesem ersten Schritte eine Rückkehr der weiblichen Toilette zu geschmackvoller und kleidsamer Einfachheit angebahnt. Es war eine wahrhaft schreiende und herausfordernde, deutschem Herkommen durchaus widersprechende Frechheit in den meisten dieser Pariser Trachten des letzten Jahrzehents.

Das „Niederb. Volksblatt“ erzählt: „Seitwärts auf den niederbayerischen Hügeln singt man: „Wos braucht ma auf an Bauerndarf?“ Der Vorsänger hebt nun an: „An Pfarra, der schön singt, a Glock'n, dö hell klingt, an Meßna, der gut läuten ko, an Schullehra a, an g'scheid'n Mo.“ Und sofort fällt der Chor ein: „Dös braucht ma auf an Darf.“ Da heißt es z. B. auch: „An Hüta, der schö blast, a Kirch, dö d'Leut' all faßt, an Geiga und an Dudelsack, an gut'n Rauch- und Schnupftabak?“ Natürlich brauch' man noch: „An Fuhrmo, der nöt schelt, an Mülla, der nöt stehlt, an Baua, der fein Wei nöt schlagt, a Wei, dös über'n Mo nöt klagt.“ Geschlossen wird dies niederbayerische Lied: „Vettern, Basen, G'vattern scharf, dö braucht ma auf an Bauerndarf.“

Kürzlich kam an das Kommando eines deutschen Regiments folgender Brief: „Im August habe ich eine Feldpost-Korrespondenzkarte an den Musketier X. X. aus D. mit dem Bemerken abgehen lassen, mir über den P. P. nähere Auskunft zu ertheilen. Durch den Lieutenant X. X. ist mir die Nachricht geworden, daß derselbe todt sei. Da ich nun eine gute Gelegenheit habe, mich anderweitig zu verheirathen und diese einfache Nachricht — todt — nicht genügt, so wollte ich das Kommando bitten, mir sobald wie möglich eine amtliche Bescheinigung zukommen zu lassen, daß der P. P. wirklich todt ist. Bevor ich dies nicht habe, kann ich eine anderweitige Verbindung nicht wieder eingehen. D., im Oktober 1870. Ehefrau P. P.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 238 Freitag, 28. Oktober 1870.

Das Verbrechen des zweiten Dezember.

(Fortsetzung.)

Mit der Verhaftung des Generals Changarnier hatte Maupas zwei verwegene Menschen, den Kommissär Lerat und einen gewissen Baudinet betraut. Dieselben hatten 15 Polizeidiener und 40 Polizeisoldaten bei sich. Im April 1851 hatte Louis Bonaparte den Gedanken gehabt, Changarnier selbst für den Staatsstreich zu gewinnen, und Persigny als Vermittler zu ihm gesandt. „Wie schmerzt es mich," redete der elende Bursche den General an, als er in sein Zimmer trat, einen so berühmten Mann in einer so bescheidenen Wohnung zu finden," und begann nun ein breites und langes Geschwätz, dessen Kern darin bestand, daß der Präsident der Republik ein außerparlamentarisches Ministerium unter seiner, Persigny's, Führerschaft bilden wolle, worin der General einen Platz einnehmen solle. Die Zeitung »l'Ordre«, welche dieses Gespräch zwischen dem General und Persigny veröffentlicht hat, fügt hinzu, daß der General, der den ganzen Plan durchschaute, nur mit Mühe seine Erbitterung, daß man wage, ihm solche Anerbietungen zu machen, hinter einer kalten und verächtlichen Höflichkeit verbarg. General Changarnier war lange Zeit gegen einen nächtlichen Ueberfall auf seiner Hut gewesen; gegenwärtig war er ohne allen Verdacht. Die Mittheilungen des ehemaligen Polizeipräfekten Carlier hatten ihn überzeugt, daß der Staatsstreich auf unbestimmte Zeit vertagt sei. Carlier war eben schlecht unterrichtet. Früher zu den Verschworenen gehörend, war er in der letzten Zeit von Louis Bonaparte nicht mehr in das Geheimniß gezogen worden, weil man ihn im Verdacht orleanistischer Verbindungen hatte. Der General schlief mithin ganz ruhig, als ihn plötzlich die aus der Loge der Concierge in sein Zimmer gehende Klingel weckte. Das war das schon seit langer Zeit verabredete Alarmsignal. Durch einen im Erdgeschoß des Hauses befindlichen Gewürzladen waren die Polizisten ins Haus gedrungen und stürzen sich auf die Treppe. Auf dem Flur des ersten Stocks treffen sie den Bedienten des Generals mit einem Schlüssel in der Hand. Sie entreißen ihm den Schlüssel; es war der Schlüssel zur Wohnung des Generals. Der Kommissär öffnet; der General erscheint barfuß im Hemde, ein Pistol in der Hand. Lerat, ein Mann von ungeheurer Körperkraft, packt ihn mit beiden Armen und macht jeden Widerstand unmöglich. In einigen Minuten war er in einen vor dem Hause haltenden Wagen geworfen, der ihn unter der Begleitung berittener Munizipalgardisten, den Säbel in der Faust, nach Mazas bringt.

General Bedeau, einer der rechtschaffensten und edelsten Männer und eines der bedeutendsten Talente, welche jemals die französische Armee geziert haben, wohnte in der Universitätsstraße 50. Seine Verhaftung war dem Polizeikommissär J. Hubault dem Jüngern zugefallen. Der Bediente des Generals, der auf sein Klingeln die Thür öffnete, glaubte im Halbdunkel in der Person, die vor der Thür stand, Herrn Valette, den Sekretär der Präsidentschaft der gesetzgebenden Versammlung zu erkennen und ging nach dem Schlafzimmer, um ihn anzumelden. Der Kommissär stürzte mit fünf oder sechs Polizeidienern unmittelbar hinter ihm her und drang bis zum Bette des Generals vor, der sich kaum ermuntert hatte. „Ich bin ein Polizeikommissär," rief er ihm zu, „und komme, Sie zu verhaften."

„Das bezweifle ich," entgegnete der General, „ich bin Volksvertreter. Niemand ist befugt, mich zu verhaften."

„Ich weiß, wer Sie sind; aber ich habe einen Verhaftsbefehl; ich weiß nicht, ob Sie nicht auf einem Verbrechen ertappt sind," entgegnete dem General der freche Polizist.

„Ja, auf dem Verbrechen des Schlafes; aber sagen Sie mir doch Ihren Namen."

„Ich bin der Polizeikommissär Hubault der Jüngere." Dann las der Polizist den Verhaftsbefehl vor und forderte den General auf, keinen Widerstand zu leisten, indem er hinzufügte: „Ich habe Mannschaft."

„Wenn ich hätte Widerstand leisten wollen," entgegnete der General, „so weiß ich mein Leben in die Schanze zu schlagen, und Ihr Leben wäre

schon längst verloren. Lassen Sie Ihre Leute abtreten. Ich werde mich ankleiden."

Der General kleidete sich langsam an. Er wollte es Tag werden lassen. Als er endlich angekleidet war, lehnte er sich ans Kamin und sagte zu dem Polizisten;

„Ich habe Ihnen das Verbrechen, das Sie begehen, nun vorzuhalten. Ich will nur sehen, ob Sie den Muth zur Ausführung dieser Verbrechens haben? Rufen Sie Ihre Leute. Ich weiche nicht von der Stelle."

Der Polizist rief die übrigen Schergen ins Zimmer und befahl ihnen, den General fortzuschleppen.

„Ich will doch sehen," sagte der General, „wer von Euch es wagen wird, den General Bedeau, den Präsidenten der Nationalversammlung, wie einen Verbrecher fortzuschleppen."

Die Schergen standen einen Moment unschlüssig. Keiner wagte es, den General zu berühren. Der Polizeikommissär ging ihnen darin voran. Er packte den General am Kragen. Nun fielen sämmtliche Schergen über ihn her und schleppten ihn zu der vor der Thür haltenden Kutsche. Auf der Straße angekommen, schrie der General: „Verrath, Verrath! Ich bin der General Bedeau." Mehrere Leute gingen vorüber. „Zu Hülfe, Bürger!" rief der General, „hier wird der Präsident der Nationalversammlung fortgeschleppt."

Die Vorübergehenden stürzten sich auf die Gruppe, um dem General Beistand zu leisten, da brach eine Wolke von Stadtsergeanten aus der Rue du Bac hervor und warf sich, den Säbel in der Faust, auf die Bürger, während die Kutsche, in welche die Schergen unterdeß den General geworfen hatten, im Galopp davonfuhr. Die Verbrecher des zweiten Dezember hatten sich auf alle Fälle, selbst auf den zufälligen Widerstand der Bevölkerung bei den Verhaftungen vorgesehen. Haufen von Munizipalgardisten und Stadtsergeanten waren in der Nähe der Wohnungen der zu Verhaftenden aufgestellt, um einen solchen Widerstand zu brechen.

Während der Verhaftung des Generals Changarnier hatten sich Polizeiagenten der der Wohnung des Generals gegenüberliegenden Weinhandlung bemächtigt, um für ähnliche Fälle bei der Hand zu sein. Mehrere hervorragende Mitglieder der Bonapartisten waren unter ihnen; ich meine den General Flahaut, den eigentlichen Vater Louis Bonaparte's und Morny's. Der Vater überwachte selbst die Ausführung des Verbrechens seiner schurkischen Söhne. Welche Verworfenheit!

(Fortsetzung folgt.)

Kriegsfahrten.

(Von Julius v. Wickede.)

(Fortsetzung.)

In der Offensive ist Frankreichs Macht jetzt vollständig gebrochen und es besitzt keine Armee von nur 80—90,000 Mann mehr, die uns eine offene Feldschlacht zu liefern im Stande ist, in der Defensive jedoch hat ein so großes Volk wie das französische noch immer viele Hilfsmittel und kann den Krieg noch gar lange hinziehen, wenn es dazu entschlossen ist. Die Belagerung und Einnahme der einzigen Festung von Sebastopol hat allein über ein Jahr gedauert, das vergesse man nicht. Für jeden Tag, den der Krieg jetzt länger dauert, wird Frankreich aber zuletzt einige Millionen Francs Kriegskostenentschädigung an uns mehr zu zahlen gezwungen werden. Um aber den Franzosen den Zeitvertreib, des Abends nach unseren erleuchteten Fenstern zu schießen, nicht zu gewähren, ist der Befehl gegeben worden, daß alle Zimmer in den Gebäuden, deren Fenster von den Forts aus gesehen werden können, in der Dunkelheit entweder gar nicht von den Soldaten und Offizieren bewohnt werden dürfen, oder daß, wenn dieß geschieht, die Fenster so dicht mit Läden und Vorhängen verschlossen sein müssen, daß auch kein einziger Lichtstrahl hindurch scheinen kann.

So besuchte ich kürzlich einige bekannte Offiziere, die in einem Landhause unweit Sevres, das noch so ziemlich unter dem Feuer der Kanonen des Forts Issy liegt, ihr Quartier aufgeschlagen hatten. Wir tranken eine kräftige Kriegsbowle aus sehr gutem Glühwein, wozu feiner Bordeaux, den man in dem Keller des verlassenen Hauses gefunden hatte, das Material lieferte.

Da die Fenster des großen Gartensaales, in welchem wir unser Banket hielten, nach dem Fort zu gerichtet waren, so unterließen wir es, Licht zu machen, und begnügten uns mit dem ziemlich hellen Mondscheine, der das Gemach hinreichend beleuchtete, wie es zum Trinken einer Bowle und zum Singen allerlei Kriegslieder, womit uns die jüngeren Herren der Gesellschaft erfreuten, nöthig war.

Wahrscheinlich aber mußte das Mondlicht unsere Fenster so hell beschienen haben, daß die Kanoniere in Fort Issy dadurch zu dem Glauben verleitet wurden, es sei Licht nnd somit Gesellschaft in dem Gemach, denn als wir gerade beim besten Singen und Trinken waren, krachten ein halbes Dutzend Granatschüsse gegen das Gebäude, von denen zwei unmittelbar über den Fenstern einschlugen. Wir verhängten nun sehr schnell die verrätherischen Fensterscheiben von außen mit wollenen Pferdedecken, so

daß das Mondlicht sich nicht mehr darin spiegeln konnte, und nachdem dies geschehen war, hörte das Feuern der Franzosen auch bald auf.

Solche Fälle kommen alltäglich vielfach auf der ganzen Reihe unserer Zernirungsposten um Paris vor, und es befinden sich Posten darunter, auf denen die Wachtmannschaft fast in stetem Kanonenfeuer lebt. Da die Schüsse nur selten treffen, so gewöhnen sich die Soldaten sehr daran und schlafen, essen und trinken ganz ruhig oft in der stärksten Kanonade.

Solche exponirte Posten werden übrigens alle 4—5 Tage abgelöst und andere Bataillone ziehen auf Vorposten, während die abgelösten Truppen nach Versailles oder anderen mehr rückwärts gelegenen Orten zur größeren Erholung kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Ueber die Festung Verdun, welche seit dem 25. September, nachdem noch Tags zuvor ein kleiner Ausfall der dortigen Garnison stattgefunden hatte, von deutschen Truppen unter dem Befehle des Generals v. Bothmer zernirt worden, und mit deren Belagerung am 13. Oktober begonnen worden ist, bemerkt der „St.-A.“:

Der Platz zählt zu denen erster Klasse, sollte eine Normal-Kriegsbesatzung von 4196 Mann und 714 Pferden haben, ist aber von 7—8000 Mann besetzt, meist Mobil- und Nationalgarden, wahrscheinlich aber auch einem Infanterie- und einem Kavallerie-Regiment der regulären Truppen; Kommandant der Festung ist General Marmier; die Truppen werden vom General Guerin befehligt.

Verdun liegt auf dem rechten Ufer der Maas und an der wichtigen Eisenbahnlinie, welche von Chalon nach Metz geführt werden sollte, bei Ausbruch des Krieges aber erst bis Clermont, einige Meilen westlich Verdun, vollendet war; es sperrt somit dereinst die kürzeste Verbindungslinie von Paris nach dem Mittelrhein und jetzt schon die Straße von diesem durch die Argonnen, — den Paß von les Grandes-Islettes. Dann ist es wichtig durch seine Lage an der Maas, die zwar für gewöhnlich seicht, bei günstigem Wasserstande jedoch von hier ab auf einige Wochen des Jahres schiffbar ist; endlich treffen hier noch die Straßen von Sedan und Montmédy (über Stenay und Dun) mit der südlichen von St. Mihiel und Commercy zusammen.

Die Festung liegt tief im Maasgrunde in einer rings von Höhen umgebenen Niederung, die so breit ist, daß auf dem linken wie dem rechten Ufer des Flusses jene, trotz ihres verhältnißmäßig nahen Herantretens an die Werke, dennoch nicht in die Befestigung hineingezogen werden konnten, so daß sie nun dem Belagerer günstige Positionen für die zur Beschießung des Platzes aufzustellenden Batterien darbieten. Die Befestigung umfaßt die der Stadt und die Zitadelle; erstere ist auf dem rechten Ufer des Flusses gelegen und besteht aus einer regelmäßigen, einfachen Enceinte, deren Vorterrain durch die Anstauung der Maas und mehrerer Arme derselben unter Wasser gesetzt werden kann. Die Zitadelle bildet den westlichen Theil der Festung, liegt auf dem linken Ufer und wird aus einem, auf einer Anhöhe gelegenen Fort, einem bastionirten Fünfeck in Vaubans Manier, und einem diesem sich unterhalb bis an die Maas anschließenden Walle gebildet, dessen Vertheidigungsfähigkeit ein vor seiner Front fließender Bach noch erhöht. Unter Vauban besaß Verdun zehn Bastions und fünf Ravelins; dieser zog die alte Zitadelle in diese Befestigungen hinein und fügte die neue Zitadelle mit fünf Bastions den früheren Werken hinzu.

Die Stadt, welche etwa 13,000 Einwohner zählt, ist Hauptort des Arrondissements und Sitz eines Bischofs, so wie vieler Militär- und Zivil-Behörden; sie besitzt beträchtliche Brauereien, Färbereien, Oelfabriken und hat lebhaften Handel in Wollenwaaren, Dragees und Liqueuren, von denen jährlich etwa 70,000 Kilos, bezüglich 15,000 Hektoliters ausgeführt werden. An Baulichkeiten sind außer der Zitadelle, den zehn Bastions und vier Thoren die aus dem elften Jahrhundert stammende Kathedrale, das Seminar, der Palast des Bischofs, das Museum für Alterthümer und das Rathhaus nennenswerth.

Die beiden Flußufer sind durch eine massive Brücke verbunden, welche von der Zitadelle unmittelbar vertheidigt werden kann.

Die unterirdischen Militärstationen in Paris.

Paris ist eine große Festung, welche namentlich Napoleon mit aller Berechnung ausgebaut hat, um vor Ueberraschungen seiner lieben Pariser gesichert zu sein. Sie umfaßt 30 Kasernen und 16 detachirte Forts, die sammt dem Mont Valerien unter sich durch unterirdische Telegraphen in Verbindung stehen. Der Centralpunkt dieses militärischen Netzes ist die Seine-Insel Cité mit ihrer riesigen Caserne muni-

cipale. Paris hat aber einen Doppelboden, einen auf der Erdoberfläche und 18 Fuß tiefer genau denselben. Straße für Straße unterirdisch, Das sind die neuen Cloaken von Paris, die einen Raum von 60 Lieues umfassen und nur Wenigen gezeigt werden. Beim Gaslicht steigen wir 18 Stufen einer Treppe hinab und befinden uns in einem hohen Gange von 8 Fuß Breite, dessen Wände aus röthlichen Mühlsteinquadern bestehen, in der Mitte läuft ein schmaler, tiefer Kanal mit geruchlosem Wasser, zu beiden Seiten zieht sich ein Trottoir hin, auf welchem Schienenstränge laufen, von oben fällt alle zwanzig Schritt durch runde Löcher Dämmerlicht herein. In den Schienen steht ein kleiner Waggon, in den wir uns setzen und der von vier Männern blitzschnell geschoben wird. Hunderte von andern Gängen münden in unsern Hauptweg, in denen allen auch Schienen laufen und an deren Ecken auf Schildern die Namen der Straßen angegeben sind, welche an gleicher Stelle über uns auf der Oberfläche von Paris dahinziehen. Wir hören dumpf und fernher das Rollen der Wagen in den Straßen über uns, das aber übertäubt wird von dem monotonen Geräusch der Cloaken und ihren Wasserfällen. An der Wand gegenüber läuft eine gußeiserne Röhre, die neue Wasserleitung. Spränge diese Röhre zufällig, so müßten wir ertrinken. Fort geht es in rollender Eile von Stollen zu Stollen, von Straße zu Straße, die Luft wird immer eisiger und feuchter, die Männer, die uns schieben, stehen zuletzt bis an die Knöchel im Wasser, die Wände werden modrig und rinnend. Hier beginnen die alten Cloaken. Einmal passiren wir eine Stelle, die mit feuchtem, warmem Qualm erfüllt ist: wir befinden uns unterhalb eines stark besuchten Dampfbades. Dann wieder plötzlich, welche milden seifigen Wohlgerüche? Ueber uns wird in einer Parfümeriefabrik gearbeitet. Nirgends eine Spur von Ratten. So durchfahren wir halb Paris unterirdisch. Endlich gerathen wir in eine neue Serie gerader und gewundener Wege.

Wir entsteigen dem Waggon und gelangen nach einigen Schritten in einen weiten, hohen Kuppelbau, an das Ufer einer breiten Kanalisirung. Es ist der Hauptfluß. Und nun die Hauptsache: Diese zahllosen schmalen Schienenwege durchfährend, waren wir schon wiederholt, breit ausmündend, in ungeheuere runde und hohe Kuppelbauten gelangt, — das sind die unterirdischen Militärstationen zur geheimen Konzentrirung der Truppenmassen, entsprechend und in geheimer Verbindung mit den überirdischen Befestigungen — Kasernen und Forts — von Paris. Sie sind von Napoleon gebaut gegen seine inneren Feinde, die Revolutionäre, — ob sie auch gegen einen äußeren mächtigen Feind Dienste leisten, werden wir bald erfahren. Moltke sind sie nichts weniger als ein Geheimniß.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Millionenprozeß.] Der in London lebende ungarische Graf Gustav Batthyanyi hat gegen die durch Ferdinand Schäffer in Wien vertretene Londoner Gesellschaft »General Company for the Promotion of Land Credit (limited)« eine Schuldforderung von 1,440,000 Frs. sammt Zinsen, welche in natura zu bezahlen sind. Behufs der Hereinbringung dieser Forderung des Grafen Batthyanyi werden Seitens des Eisenburger Komitats-Grundbuchsgerichtes mehrere in diesem Komitate gelegene, der genannten Londoner Gesellschaft eigenthümlich gehörige Güter und Liegenschaften zum exekutiven Verkaufe ausgeboten. Diese zu veräußernden Güter und Liegenschaften repräsentiren einen Gesammtwerth von 1,049,166 fl. Oe. W. Was da wohl die Gerichts- und Prozeßkosten betragen mögen?

Nachdem aus Köln verlautet, daß ein junger Mann dahier bei dem mehrfach erwähnten Ueberfalle von Stenay sich nicht etwa durch unüberwindliches Standhalten, sondern durch gelungenes Davonlaufen ausgezeichnet, haben die Stammgäste des Wirthshauses, welches unser Held regelmäßig zu besuchen pflegte, den Humor gehabt, ihrem tapferen Mit-Stammgaste ein eisernes Kreuz von enormen Dimensionen zuzusenden. Wenn das Kreuz, wie gesagt wird, circa einen Viertelzentner schwer ist, so würde es dem damit Behafteten bei anderen Ueberfällen das Davonlaufen freilich nicht erleichtern.

Man schreibt aus Koblenz vom 18. Okt.: Vor der Schlacht von Weißenburg, in welcher sich die Bayern so rühmlich ausgezeichnet haben, trat der Major eines Bataillons vor die Fronte mit der Uhr in der Hand und ertheilte folgenden Bataillonsbefehl: „Schaun's Leute, jetzt ist neun Uhr, z'Weißenburg wird um Zwölfe a frisches Fäss'l angezapft." Als die Leute dies hörten, warfen sie Zephirs, Turco's, Zuaven, Infanterie, Artillerie, Kavallerie über den Haufen und waren um 12 Uhr richtig beim frischen Fäss'l in Weißenburg. (Die Bayern sind auch ohne Bier tapfer.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 239 Samstag, 29. Oktober 1870

Das Verbrechen des zweiten Dezember.

(Fortsetzung.)

General Cavaignac wurde ohne weiteren Widerstand in seiner Wohnung in der Rue du Helder 12 durch den Polizeikommissär Colin gefangen genommen. In seiner Begleitung — so lauten die mündlichen Mittheilungen des Generals über die Verhaftung — trat ein großer, starker Mann in das Schlafzimmer des Generals. Er hielt die rechte Hand in seinem zugeknöpften Oberrock verborgen. Während der General zwei Briefe an Fräulein Odier und ihre Mutter schrieb — General Cavaignac stand bekanntlich gerade im Begriff, sich mit der Tochter des Banquiers Odier zu verheirathen — ließ das düstere, unheimliche Individuum ihn keinen Moment aus den Augen. Schritt auf Schritt folgt er ihm zur Thür, steigt hinter ihm die Treppe hinunter und setzt sich in dem unten haltenden Wagen dem General gegenüber auf den Rücksitz, die rechte Hand immer im zugeknöpften Oberrock auf der Brust haltend, als wenn er dort Etwas verberge.

„Ich errathe Ihren Auftrag," sagte der General, als er im Wagen saß, sein finsteres, unheimliches Gegenüber mit einem ruhigen Blick ansehend. „Aber ich werde Ihnen keinen Vorwand geben, denselben ausführen zu können."

Das unheimliche, düstere Individuum war ein Polizeiagent. In der Hand unter dem zugeknöpften Oberrock hielt er ein geladenes Pistol. Der ihm von Maupas gewordene Auftrag ging dahin, den General sofort niederzuschießen, wie er Miene mache, Widerstand zu leisten.

Ganz in derselben Weise wurden der Oberst Charras, der Lieutenant Valentin, die bekannten republikanischen Volksvertreter Greppo und Miot, Thiers und einige siebenzig Bürger, deren Entschiedenheit als Anführer auf den Barrikaden gefürchtet wurde, verhaftet. Der Lieutenant Valentin, bekanntlich Abgeordneter der republikanischen Linken, hat sich das plötzliche Erscheinen der Polizei in seinem Schlafzimmer niemals anders erklären können, als durch den Verrath einer Aufwärterin.

Die Thür zur Wohnung des Obersten Charras wurde durch den Polizeikommissär Courteille und durch seine Schergen mit Gewalt gesprengt. So wie der Polizeikommissär im Schlafzimmer war, sprang er nach einem doppelläufigen Pistol, das auf einem Nachttische lag. Der Oberst Charras rief ihm zu: „Sie ist nicht geladen; ich glaubte nicht mehr an den Staatsstreich. Es ist Ihr Glück, daß Sie nicht einige Tage früher gekommen sind. Ich hätte Ihnen den Kopf zerschmettert."

Um sieben Uhr waren sämmtliche Verhaftungen vollzogen und sämmtliche Gefangene befanden sich in Mazas. Der Oberst Thiérion, der sich dort seit fünf Uhr eingerichtet und das bekannte, große Zellengefängniß mit Fußvolk, Reiterei und Artillerie umstellt hatte, hatte an diesem Morgen viele und schwere moralische Angriffe auszuhalten. Die Abgeordneten protestirten mit Nachdruck gegen ihre Verhaftung und Einsperrung. Oberst Charras redete Oberst Thiérion, den er an der Seite des Gefängnißaufsehers erblickte, heftig an: „Hier finde ich einen Offizier der Armee, einen Kommandeur der Ehrenlegion; das muß ein ehrlicher Mann sein. Ich nehme ihn zum Zeugen der Gewalt, die einem unverletzlichen Mitgliede der Nationalversammlung angethan wird." Der Oberst wandte sich ab, ohne die Kühnheit zu haben, ein Wort zu erwidern. Oberst Charras konnte in der Morgendämmerung sein Gesicht nicht deutlich erkennen und lange weder seinen Namen noch Rang erfahren.

General Bedeau wandte sich bei seiner Ankunft in Mazas an den Rechtssinn der Soldaten von der Wache, indem er sie aufforderte, ihn zu befreien. „Die Soldaten von der Wache schienen nicht zu begreifen, was er ihnen sagte, oder begriffen es wirklich nicht," sagt darüber Eugen Tenot, der erste Geschichtsschreiber des Staatsstreichs.

Der bekannte republikanische Abgeordnete Greppo unterhielt eine ausgebreitete Korrespondenz mit den Republikanern seines Departements und hatte die Fäden einer Organisation in der Hand, die dazu bestimmt war, einem etwaigen Staatsstreich mit den Waffen entgegenzutreten. Maupas, der seine Thätigkeit und seinen Einfluß kannte, legte deßhalb seiner Verhaftung eine große Wichtigkeit bei. Schon um 4 Uhr drangen ein Polizeikommissär und ein

halbes Dutzend Polizeiagenten, welche sämmtlich Laternen trugen, in die Wohnung des in tiefem Schlafe liegenden Volksvertreters. Greppo protestirte gegen diesen Ueberfall und berief sich auf seine Unverletzlichkeit als Deputirter. Der Polizeikommissär log ihm vor, die Nationalversammlung habe so eben in einer Nachtsitzung seine Verhaftung angeordnet. In der Paletottasche des Deputirten steckte ein Packet Briefe, deren er sich um jeden Preis entledigen mußte. Es gelang ihm wirklich, während er mit großer Mühe die Erlaubniß erhalten hatte, in ein anstoßendes Kabinet zu treten. Zwei oder drei Briefe steckte er in den Kleiderärmel seiner Frau, welche sich von den Polizeiagenten nicht hatte abhalten lassen, mit ihm zu fahren.

Nur Einem der zu Verhaftenden gelang es, der Polizei zu entgehen. Herr Dulac focht in den nächsten Tagen tapfer auf den Barrikaden und entkam nach der Niederlage glücklich nach Belgien.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Meiningen, 25. Okt.

Brief des Herzogs Georg von Meiningen über die Gefechte bei Orleans an die Herzogin:

Am 5. Oktober hatte die 4. Kavalleriedivision, welcher die Aufgabe geworden war, im Rücken der vor Paris stehenden 3. Armee das Terrain in der Richtung nach der Loire aufzuklären, bei Toury ein Gefecht, in welchem dieselbe 12 Bataillone, 18 Geschütze und 3—4 Kavallerieregimenter gegen sich hatte.

Da dies auf ein Vorrücken der Loirearmee gegen Paris deutete, erhielt General v. d. Tann den Auftrag, mit dem 1. bayerischen Armeekorps, der 22. preußischen Infanteriedivision, der 2. und 4. Kavalleriedivision in der Richtung auf Orleans vorzugehen.

Die 22. Infanteriedivision brach den 6. Oktober Nachmittags von Valenton und Umgegend auf und marschirte an diesem Tage bis Monthlery, dem 1. bayerischen Armeekorps folgend.

Am 7. ds. M. wohnte ich einer Rekognoszirung des um Arpagon liegenden Terrains durch General v. d. Tann bei, in Folge deren bestimmt wurde, daß die unter v. d. Tann stehende Armee event. eine ihr angebotene Schlacht dicht südlich von Arpagon anzunehmen hätte. Der Feind, welcher angeblich mit starken Kräften bei Angerville stand, rückte jedoch nicht vor. Es wurde beschlossen, ihn aufzusuchen. Die Division marschirte am 8. Oktober bis Etrechy, das bayerische Korps bis Etampes. Am Abend desselben Tages führten die Franzosen zwei kurze Vorstöße gegen die Flügel der südlich von Etampes vorgeschobenen Vorposten des 1. bayerischen Korps aus.

Der Vormarsch am 9. d. war darauf berechnet, den Feind bei Angerville zu umfassen. Derselbe hatte sich jedoch zurückgezogen. Während des Marsches nahm die bayerische Avantgarde circa 30 Franzosen, Partisans du Gers, gefangen. Die 22. Division rückte bis Angerville.

Am 10. Früh 7 Uhr trat die Division den Vormarsch gegen Artenay an, dem bayerischen Korps folgend, welches recht von der 4., links von der 2. Kavalleriedivision in angemessener Entfernung cotoyirt wurde; der 4. Kavalleriedivision war die bayerische Kürassierbrigade zugetheilt. Zwischen 9 und 10 Uhr hörten wir Kanonenschüsse in der Richtung auf Artenay und bald darauf kam vom General v. d. Tann der Befehl, das an der Tête der 22. Division marschirende 13. Husarenregiment habe im Trabe auf der Straße nach Artenay vorzugehen. Ich schloß mich dem Regimente an.

Die bayerische Avantgarde hatte vor Artenay Stellung genommen, wärend dieser Ort von mehreren bayerischen Batterien rechts und links der Straße beschossen wurde. Das 13. Husarenregiment bog rechts von der Straße ab und nahm Stellung bei Artenay in Gemeinschaft mit einem bayerischen Chevauxlegersregiment zur Deckung des bayerischen rechten Flügels. Es entspann sich ein heftiger Artilleriekampf. Links von uns hielt ein Zug bayerischer Artillerie in lebhaftem Kampf gegen zwei feindliche Batterien, dessen musterhafte Standhaftigkeit wir aus nächster Nähe zu bewundern Gelegenheit hatten.

Nachdem der Feind vom bayerischen Granatfeuer genügend erschüttert worden war, ging bayer. Infanterie zum Sturm vor und nahm Artenay und die östlich gelegene Ferme la Grange. Während dessen war von Westen aus die 4. Kavalleriedivision gegen die von Artenay nach Orleans führende Chaussee mit dem rechten Flügel gegen Chevilly, mit dem linken gegen Creusy vorgerückt, drei feindliche Kavallerieregimenter, welche westlich Artenay gedeckt gestanden hatten, verjagend.

Ich schloß mich der Kavalleriedivision an und war Zeuge der Attaquen der preußischen Husaren und von preußischen und bayerischen Kürassiren auf zurückgehende feindliche Infanterie und Artillerie zwischen Creusy und Chevilli; Husaren und Kürassire machten dabei Gefangene, die Husaren (2. Husarenregiment) eroberten ein Geschütz. Wir sahen auf dem jenseits der Straße führenden Eisenbahndamm und auf der Ebene zwischen Chevilly und Bassy le Roi die feindliche Infanterie, in voller

Auflösung von Artenay kommend, nach dem Wald von Orleans zurückgehen. Der Eisenbahndamm hinderte die 4. Kavalleriedivision am weitern Vorgehen.

Mit der Beschießung von Chevilly durch die bayerische Artilleriereserve und die Batterien der Kavalleriedivision schloß das Gefecht. Es waren dabei cifca 800 Gefangene gemacht, 3 Geschütze erobert worden. Der diesseitige Verlust war gering. Nach feindlichen Angaben sollen in und bei Artenay 15,000 Mann gestanden haben; es waren meist reguläre Truppen, worunter Turcos und Zuaven, wenig Mobilgarden.

Es scheint, daß die Loirarmee am 8. die Absicht gehabt hat, in mehreren Kolonnen gegen Paris vorzugehen, und daß sie am 9. eine Rückwärtsbewegung auf Orleans ausgeführt hatte, wobei ihre gegen Pithiviers, Angerville und in der Richtung auf Chartres vorpoussirten Abtheilungen zu einer starken Arrieregarde bei Artenay zusammengezogen waren.

Die Infanterie und Artillerie der 22. Division war bei Tivernon an der Chaussee in Reserve stehen geblieben und bezog am Abend Quartier in Dambron und Umgegend.

Am 11., Früh halb 5 Uhr, brach die 22. Division auf, verstärkt durch die bayerische Kürassier-Brigade und 5 bayerische Batterien, mit dem Befehl, über Ormes auf Orleans vorzumarschiren. Links von ihr ging das bayerische Korps vor, und zwar eine Brigade der 2. Division, gefolgt von der 1. Division auf der großen Straße von Artenay nach Orleans und zur Verbindung zwischen dieser Kolonne und der 22. Division die andere Brigade der 2. Division über Saran gegen Orleans. Die 4. Kavalleriedivision operirte zur Aufklärung des Terrains rechts der 22. Division gegen Meang, die 2. Kavalleriedivision links des bayerischen Armeekorps.

Das 13. Husarenregiment an der Tete der 22. Division ging zum Rekognosziren des vorliegenden Terrains gegen Ormes vor; ich hatte mich demselben angeschlossen. Zwei feindliche Kürassier-Schwadronen, welche eine Stunde diesseits Ormes angetroffen wurden, gingen, ohne sich auf ein ernsthaftes Gefecht einzulassen, auf Ormes zurück. Vor les Barres angekommen, gewahrten wir Bewegungen feindlicher Truppen bei Ormes; die 22. Division marschirte bei les Barres zum Vorrücken gegen Ormes vor, und zwar die 44. Brigade auf der Straße vor les Barres nach Ormes, 2000 Schritt links daneben die 43. Brigade, die Divisionsartillerie dazwischen, hinter derselben die bayerische Kürassierbrigade und die 5 bayerischen Batterien. Das 13. Husarenregiment deckte den äußersten rechten Flügel. In dieser Formation wurde der Vormarsch auf Ormes fortgesetzt und eine der Divisionsbatterien weit vorgenommen zur Beschießung von Ormes, welches schwach besetzt zu sein schien.

Bevor diese Batterien einer Terrainwelle wegen das Zielobjekt sichern konnte, eröffnete der Feind aus einer verschanzten Stellung bei Ormes plötzlich ein sehr heftiges Artilleriefeuer gegen die 44. Brigade; seine Granaten gingen zum Theil hoch über unseren Truppen hinweg und schlugen weit hinten bei den sorglos dahinziehenden Dienern mit den Handpferden ein, die in eiliger Flucht sich diesen Begrüßungen entzogen. Nach den ersten Schüssen fuhren unsere Divisionsbatterien im Galopp vor und protzten im wirksamen Schußbereich ab, verstärkt durch 3 bayerische Batterien, rechts der Straße 3, links 4 in einem großen Halbkreise; die 44. Brigade nahm gedeckte Stellung links der Chaussee hinter den Batterien, während die 43. Brigade mit dem 32. Regiment, gefolgt von zwei Bataillonen des 95 Regiments, sich gegen den rechten Flügel der feindlichen Aufstellung dirigirte; die bayerische Kürassierbrigade hinter dem Zentrum der 22. Division, bereit, feindlichen Offensivstößen zu begegnen, eine Schwadron zur Herstellung der Verbindnng mit der nächsten bayerischen Brigade detachirend.

Die Konfiguration des Terrains brachte es mit sich, daß alle Truppen der 22. Division eine Stellung einnehmen mußten, in welcher sie von den weittragenden Chassepotkugeln erreicht wurden. Der Kommandeur der 22. Division, Generalmajor von Wittich, dem ich mich vor les Barres angeschlossen hatte, ging mit seinem Stabe im Zentrum mit den Batterien vor und leitete das Gefecht später von der Ferme Beau-Guirard aus, welche circa 150 Schritte vor der im Zentrum postirten Batterie lag.

Während des Gefechts nahm General v. d. Tann mit seinem Stabe ebenfalls seinen Platz an der Ferme. Nach einem sehr lebhaften Artilleriegefecht zog der Feind seine Geschütze aus dem Feuer, mit Zurücklassung von zwei gefüllten Munitionswagen.

Die 43. Brigade war in ihrem Vorgehen gegen den feindlichen rechten Flügel in ein lebhaftes Gefecht verwickelt und gewann, mit großer Bravour kämpfend, nur langsam vorwärts Terrain gegen den sich in den Weinbergen mit seltener Hartnäckigkeit vertheidigenden Feind. Nach wohl zweistündiger Dauer dieses Artillerie- und Infanteriegefechts nahm das 83. Regiment, gefolgt von Kompagnien des 94. Regiments, mit lautem Hurrah den ihr gegenüberliegenden befestigten Abschnitt von Ormes und verfolgte den Feind in der Richtung auf Orleans.

Die Infanterie der 22. Division war in Folge von detachirten Kommandos nur 8½ Bataillone stark; die Ormes vertheidigende Infanterie, die nur aus Linientruppen bestand, wird auf 4 starke Regimenter geschätzt. Die 43. Brigade machte gegen 1000 Gefangene. . . . Während des Gefechts bei

Ormes war das bayerische Korps links von uns auf der ganzen Linie heftig engagirt.

Nachdem unsere Bataillone gesammelt waren, ging das 95. Regiment auf der Straße und links derselben, das 32. rechts derselben en échelon gegen Orleans zur Verfolgung vor. Das 83. Regiment, welches zurückgenommen worden, und Kompagnien des 94. Regiments als Reserve dahinter. Das Terrain von Ormes bis Orleans ist bedeckt von Weinbergen mit dichter Obstbaumkultur, zahlreichen Landhäusern, Fermen 2c., die meisten Grundstücke von hohen Mauern, Hecken 2c. umschlossen. Artillerie und Kavallerie konnten in demselben nicht verwendet werden. Das Infanteriegefecht löste sich in einzelne Lokalgefechte auf. Ebenso erging es den bayerischen Truppen bei ihrem Vorrücken.

General v. d. Tann hatte mittlerweile eine Brigade der 1. bayerischen Division auf die Chaussee von Ormes nach Orleans rechts herüber gezogen; ein Regiment desselben ging auf dem linken Flügel des 95. Regiments vor und stürmte mit demselben St. Jean vor Orleans. Der Feind setzte sich zuletzt noch auf einem hohen Eisenbahndamm fest, welcher die Straße rechtwinkelig durchschneidet; er wurde jedoch bei einbrechender Dunkelheit von unsern Truppen (das 95. Regiment in der Front, das 32. Regiment in der Flanke) aus dieser Stellung delogirt und in die ersten Häuser von Orleans zurückgeworfen.

Es war schon vollkommen Nacht als das 2. Regiment der rechtsgezogenen bayerischen Brigade vorgenommen wurde; mit klingendem Spiel rückte es auf die Straße vor; es begrüßten sich die preußischen und bayerischen Truppen mit nicht endenwollenden Hurrahs und trieben gemeinschaftlich die Reste der feindlichen Infanterie, die sich noch in den Straßen halten wollten, über die Loire zur Stadt hinaus. —

Die anderen bayerischen Kolonnen waren während der Zeit fechtend bis an die Stadt herangerückt und drangen nun ebenfalls ein. —

Von Mont-St.-Jean aus hatte eine 4pfündige preußische Batterie das Vorgehen der Armee durch Bewerfen der Stadt mit Granaten unterstützt; sie warf ihre Geschosse auf eine Entfernung von 5000 Schritt nach Orleans hinein.

Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß der Feind 45—50,000 Mann stark war, fast nur aus regulären Truppen bestehend. Gegen die Bayern standen unter Anderen die vom Papst entlassenen französischen Truppen, Legion d'Antibes 2c. Es heißt, Garibaldi sen. sei zugegen gewesen. (!) Ueber 2000 Gefangene waren in unseren Händen. Die Verluste des Feindes sind sehr beträchtlich: die unserigen verhältnißmäßig gering, die der Division 300 Mann.

Mannigfaltigkeiten.

[Eine Morgenländische Sage vom Weine.] Die verschiedenen Wirkungen des Weingenusses sucht eine mohamedanische Sage auf folgende Weise zu erklären. Als Noah den ersten Weinstock gepflanzt hatte, trat in der Nacht darauf der Satan herzu und sprach: „Liebe Pflanze, ich will Dich düngen." Und er schlachtete zuerst ein Lamm, dann einen Löwen, zuletzt ein Schwein und goß das Blut aller drei Thiere rings um das Gewächs. Darum macht der Wein, mäßig genossen, des Menschen Herz mild wie ein Lamm; trinkt er mehr, so wird er aufgeregt wie ein Löwe; überschreitet er endlich daß Maß gar zu sehr, so verliert er seine Sinne und wälzt sich wie ein Schwein im Kothe.

Nach einer Mittheilung Alfred Meißner's befindet sich Friedrich v. Schiller's Bibliothek fast noch vollständig beisammen, und zwar im Städtchen Bregenz am Bodensee. Hier wohnt nämlich seit einiger Zeit der Enkel des großen Dichters, der pensionirte österreichische Rittmeister Friedrich Frhr. v. Schiller. Aus dem veröffentlichten Katalog dieser Bibliothek ergibt sich übrigens, daß Schiller nur eine bescheidene Sammlung von Büchern besessen hat.

Räthsel.

Ich habe ein Loch und ich mache ein Loch,
Und ich laufe durch das, was ich mache, auch noch;
Doch kaum bin ich durch, so stopft im Nu
Ein Stück meiner langen Schleppe es zu.

Auflösung des Räthsels in Nr. 233:
Augenblick

Richtig gelöst von J. H.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 240 Montag, 31. Oktober 1870.

Das Verbrechen des zweiten Dezember.

(Fortsetzung.)

Während daß die Schergen und Munizipalgardisten Maupa's diese banditenmäßigen Ueberfälle in den Wohnungen der von Louis Bonaparte, Persigny und Morny auf die Liste der zu Verhaftenden gesetzten Männer ausführten, überrumpelte der von Fleury für den Staatsstreich in Afrika gewonnene Abenteurer Espinasse den Palast der gesetzgebenden Versammlung in ebenso niederträchtiger, wie perfider Weise. Louis Bonaparte hatte ihn zum Obersten des 42. Linienregiments ernannt und bei dem im Oktober in Paris stattgefundenen Garnisonswechsel sein Regiment nach der Hauptstadt beordert. Espinasse war ein brutaler, nichtswürdiger Abenteurer; wie er im Jahre 1858 bewiesen hat, zu jedem Schurkenstreich bereit, im Feldzuge und auf den Schlachtfeldern ein erbärmlicher, talentloser Offizier. Im Krimkriege führte er die berüchtigte Expedition in die Dobrudscha in so unfähiger Weise aus, daß er, ohne einen Russen gesehen zu haben, mehr als die Hälfte seines Korps einbüßte. Aber zu Banditenstreichen besaß er ein eminentes Geschick. Der Reihe nach lieferte jedes Regiment der Pariser Garnison die für die Bewachung des Palastes der gesetzgebenden Versammlung erforderlichen Truppen. Der Kriegsminister St-Arnaud hatte es so eingerichtet, daß am 1. Dezember ein Bataillon des Regiments, welches Espinasse befehligte, in dieser Besetzung des Palastes Bourbon an der Reihe war.

Oberstlieutenant Niol vom 44. Linienregiment, den die Quästoren zum Kommandanten des Palastes ernannt hatten, befehligte das Bataillon; der Chef des Bataillons war der Kommandant Meunier, den man als einen anständigen und braven Mann nicht gewagt hatte, in das Geheimniß zu ziehen. Die Aufgabe des Obersten Espinasse bestand darin, in den Palast zu dringen, die beiden Quästoren, den General le Flô und Herrn Baze, zwei entschiedene Republikaner, zu verhaften und die beiden Kommandanten Niol und Mennier unschädlich zu machen.

Durch die Nacht des Verbrechens des zweiten Dezember geht ein in allen Einzelnheiten dieses Verbrechens wiederkehrender Zug. Louis Bonaparte verließ sich nicht allein auf seine ausführenden Helfershelfer. Jedem von diesen Kreaturen war von ihm aus der Reihe der Hauptverschworenen noch eine zweite Kreatur zur Beaufsichtigung beigegeben worden.

Wie Fleury den von Beville und Saint-Georges in der Nationaldruckerei ausgeführten Banditenstreich überwachte, wie sein eigener unehelicher Vater, General Flahaut, in der gegenüberliegenden Weinschenke die Verhaftung des Generals Changarnier kontrolirte, wie der Oberkommandant von Paris, General Magnan, in dem Polizeiagenten Griscelli einen geheimen Aufseher in der Nacht des zweiten Dezember neben sich hatte, so erhielt der Oberst Espinasse auf seinem Banditenzuge gegen das Palais Bourbon den ehemaligen Wachtmeister Fialin, genannt Persigny, zum Begleiter und Beaufsichtiger.

Espinasse hatte alle Zugänge zum Palaste sorgfältig studirt. Noch am Abend des 1. Dezember war ein letztes Examen abgehalten. Um 5 Uhr des andern Morgens marschirte er in Begleitung Fialin's, zweier Polizeikommissäre Bertoglio und Primorin und eines Dutzend Polizisten an der Spitze seines Regiments den Quai entlang. In einiger Entfernung von dem die Façade des Palastes abschließenden Gitter wurde Halt gemacht. Espinasse schlich sich, begleitet von einigen Sappeuren, wie ein zum Einbruch gerüsteter Dieb, an das Gitter. „Ich werde an diese Thür pochen," sagte er leise zu den Sappeuren, „wird sie nicht geöffnet, so schlagt die Thür sofort ein!"

Aber es bedurfte des Einbruchs nicht. Ein Offizier des wachthabenden Bataillons war während der Nacht nach dem Hauptquartier in die Militärschule befohlen worden. Dort hatte man ihn als Mitschuldigen des Ueberfalls gewonnen. Dieser Mensch öffnet beim Erscheinen Espinasse's das geschlossene Gitter. Die Polizisten und die von einem Sappeur gerufenen Soldaten dringen durch das Gitter in den Hof. Der Palast ist in der Gewalt der Banditen. Espinasse eilt in Begleitung von

Soldaten und Polizisten nach der Wohnung der beiden Quästoren Baze und Leflô.

Gegen Mitternacht hatte General Leflô, wie er es seit einiger Zeit gewöhnlich zu thun pflegte, im Palaste selbst die Runde gemacht, die Schildwachen und die Posten selbst inspizirt. Er hatte Alles in Ordnung gefunden und sich zu Bett gelegt.

Um zwei Uhr hatte der Bataillonschef, der brave Kommandant Meunier, die Runde gemacht. Er bemerkte, daß ein gewisses Hin- und Hergehen stattfand. Hierdurch beunruhigt, versuchte er, zu dem Oberkommandanten, Oberstlieutenant Niol, zu gelangen, konnte aber sein Zimmer nicht finden.

Um 5 Uhr machte der Kommandant Meunier nochmals die Runde. Neue Anzeigen beunruhigten ihn. Jetzt suchte er wieder den Oberstlieutenant, fand ihn und theilte ihm sein Bedenken mit. Oberstlieutenant Niol stand auf, um sich anzukleiden und um zu sehen, was vorging. Es war zu spät. Der verrätherische Kapitän hatte das Gitter bereits geöffnet. Espinasse befand sich schon im Palaste und begegnete dem Kapitän in dem Gange, der zur Wohnung Niol's führte.

„Was wollen Sie hier, Herr Oberst?“ rief er ihm zu, „wie kommen Sie in den Palast?“

„Das Kommando übernehmen und die Befehle des Prinzen ausführen!“ erwiderte Espinasse.

„Sie entehren mich,“ ruft der Kapitän, reißt seine Epauletten ab, zerbricht seinen Degen und wirft die Epauletten und die Stücke des Degens dem elenden Espinasse vor die Füße.

Es wäre gescheuter gewesen, dem Obersten den Degen durch den Leib zu rennen. Dieser ließ den Kapitän durch die Polizisten ergreifen und fortführen und drang in das Zimmer des Militärkommandanten Niol. Derselbe war noch nicht angekleidet. Espinasse und die Polizisten stürzen sich auf seinen auf einem Stuhl liegenden Degen. „Gut, daß Sie ihn fortnehmen,“ rief Niol, während die Polizisten ihn ergriffen, „ich hätte Ihnen denselben durch den Leib gerannt.“

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

* Wir erhalten von demselben Offizier des 5. Infanterieregiments, von dem wir schon einige mittheilten, folgenden Brief:

Croix de Berni, 21. Okt. 1870.

Vorgestern Morgens wurde uns, der Tour nach, Beziehen der Vorposten befohlen. Es war ein trüber Tag, aber doch vermochte die tröstliche Aussicht, eine Nacht bei Sturm und Regen im Freien zuzubringen, uns nicht den Appetit an unserer ausgezeichneten alten Henne zu nehmen, die wir, Dank der Fürsorge des requirirenden Offiziers als hoch willkommene Abwechslung zu unserem Rind- und Hammelfleisch zufügten.

So wurde es Abend, schöner, finsterer Abend — Abmarsch auf die Vorposten. — Stelle man sich aber unter einem Abmarsche auf Vorposten nicht jene lärmende Thätigkeit vor, die in Friedenszeiten als gewaltig nothwendig erachtet wird, wo kein Trommler arg genug wirbeln, kein Füsilier genug stampfen, kein Lieutenant laut genug schreien kann. Lautlos tritt die Mannschaft aus ihren Häusern, kein Tambour braucht Generalmarsch zu schlagen, lautlos oder mit leisen Worten, rangirt der Lieutenant seinen Zug, der Hauptmann seine Kompagnie, lautlos wird der Marsch begonnen, und sogar überall vermieden, harten Boden oder Pflaster zu betreten. Die geraden Straßen nach den Vorpostenstellungen werden schon lange nicht mehr begangen, die Franzosen sind allzufreigebig mit ihren Granaten, warum ihnen also Gelegenheit geben, sicher schießen zu können?

So geht es denn wie eine Trappistenprozession weiter, da durch ein schlüpferiges Kartoffelfeld, dort durch eine herrliche Parkallee, der feine Regen, der rauschende kalte Nordostwind werden nicht als Feinde verabscheut, sondern als unterstützende, wohlmeinende Freunde begrüßt, immer weiter, lautlos weiter und stolpert so ein Unglückseliger und fällt menagegeschirrklappernd auf den schlüpferigen Boden, so verabreicht ihm sein Nebenmann eine lautlose Ohrfeige, die der Gefallene natürlich lautlos acceptirt. Nun kommt eine Ortschaft, die letzte Deckung, zu passiren. Die Ortschaften sind alle gepflastert, mit doppelter Vorsicht geht's über den verrätherischen Steinboden, und wirklich zufrieden ist man, wenn das Nest verlassen, die Gärten davor erreicht sind. Jetzt auf die Piquets, der elegisch gestimmte Lieutenant läßt sich in einem Kirchhofe, der Hauptmann, in irgend einem ehemaligen Restaurant nieder; wie Hohn grinst von der Façade des Hauses die Inschrift herab; Ici on fait des noces, repas pour 300 couverts, und an den Läden endlose Verzeichnisse jener Delikatessen an Speise und Trank, die der Hauptmann wohl gerne haben möchte, um Alles in der Welt aber nicht bekommen kann. Mit der Tröstung „Du mußt nicht von Allem haben“ schleicht sich ein anderer Lieutenant, wahrscheinlich Naturschwärmer, hinaus in die frische, freie Luft, und glaubt seinen Wünschen, dort hinter jenem Holzstoße an der Bièvre schönste Erfüllung geben zu können, wo ein murmelndes

Bächlein, quickſende Ratten, nickende Weiden und zitternde Pappeln zur Ruhe einladen.

Aber gerade der Befriedigte bringt Unruhe in das ſo ruhige Leben. Nicht die herrliche Erfindung des elektriſchen Lichtes, mit welcher die Pariſer zwar ſich ſelbſt beſtrahlen, uns aber in der Obſkurität laſſen, die wir zurückgebliebene Barbaren auch verdienen — nicht die herrlichen Leuchtballen, die den landſchaftlichen Reiz der Gegend vermehren, aber an uns vergeblich Aufklärungsverſuche machen — nicht all' das — ſondern wahrſcheinlich ein ſtolpernder deutſcher Held hat die wie Katzen lauernden franzöſiſchen Vorpoſten von unſerem Kommen benachrichtigt.

Wenn der Franzoſe Angſt hat, ſchießt er, ſchießt wüthend, Angſt und Schußeifer verbreitet ſich wie ein Lauffeuer und zwar nicht nur auf den Vorpoſtenlinien und in Zeit von 5 Minuten ſchießen ſämmtliche wachende Chaſſepotiers, ſämmtliche Wallbüchſen von den Schanzen und ſämmtliche Geſchütze von den vorliegenden Forts.

Ein Heidenſpektakel, das arme Bourg la Reine kracht und ſtöhnt entſetzlich unter den ihm von Landsleuten zugefügten Unbilden, die Felder und Wieſen, ob ein Deutſcher darauf iſt oder nicht, müſſen ein paar Dutzend Granaten ſchlucken, mit einem Worte, die Franzoſen ſpielen eine halbe Stunde lang allgemeinen Vertilgungskrieg.

Zählen wir — der franzöſiſche Eifer erkaltet ſehr ſchnell — nach einem ſolchen Spektakel die Häupter unſerer Lieben, ſo fehlt uns meiſt kein theueres Haupt — meiſt ſage ich, denn geſtern hat es doch wieder 3 unſerer Leute verwundet — und man kann rechnen, daß es eine Zeit lang Ruhe gibt.

Das Rencontre iſt vorbei, vielleicht iſts Mitternacht, wir haben alſo noch Zeit genug, um mit Muſe jene Einflüſſe auf uns wirken zu laſſen, die eine windige, regneriſche Nacht am Ende Oktober bieten kann. Es iſt gut, daß es Nacht iſt, und der die Uniformität und Propretät liebende Führer nicht ſo lange dem horriblen Anblicke ausgeſetzt iſt, der ihm Morgens das Ordonnanzgemüth ſo ſehr betrübt.

Dem Einen hängt ein nicht mehr ganz ſalonfähiges weißes Taſchentuch über die Ohren, ein Anderer erſetzt dieſen Schutz durch eine vaterländiſche Zipfelhaube; dem himmellangen rechten Flügelmanne flattert ein weiß Gott welch' ſchöner Pariſerin gehöriger großkarrirter Weiberrock um die Schultern und eine andere erfrorene Seele hüllt ſich in einen Vorhangflügel, der ſicher dem Empfangsſalon eines Herzogs gehört hat. So iſt jeder anders geſchützt und das allgemeine Erkennungszeichen iſt: Figur à la Fragezeichen und trippelnder Gang.

Es wird hell und die Sonne bringt ſiegreich durch die grauen Nebel; ſie iſt noch kräftig genug, um allmälich die maleriſchen Umhüllungen fallen zu laſſen, und nun, da der Froſt überwunden, dürfen die Wünſche der hungrigen Magen einiger Berückſichtigung ſich erfreuen.

Das Fleiſch, Tags vorher ſchon gekocht, wird triumphirend hervorgezogen, aber hie und da ſtreift doch ein traurig Weſen umher, deſſen lüſternem Blick zu entnehmen iſt, daß er ſchon die Nacht vorher ſeine Vorräthe aufgegeſſen hat. Von ſeinen Kameraden wird der Arme ausgelacht, irgend ein Offizier hält eine militäriſche Stylübung über die Folgen der Unenthaltſamkeit, der Betroffene hält Beides für höchſt überflüſſig — und Alles ſehnt ſich nach Ablöſung.

Endlich, es iſt wieder Abend und finſter geworden, ſchleichen ſich neue Schatten heran, man hört eine Zeit lang geheimnißvolles Flüſtern — „gute Wacht“, heißt es, und die Abgelöſten gehen mit dem frommen Wunſche von dannen, es mögen die Nachfolger eine ruhige Nacht haben; nicht Menſchenfreundlichkeit, ſondern purer Egoismus bringt dieſen Wunſch zur Welt; es denkt ja Jeder zuvörderſt nur an ſich, an die bevorſtehende Nachtruhe, und die ſoll halt um Alles in der Welt nicht geſtört werden.

Das iſt ein Vorpoſtentag, einer von den vielen, die wir ſeit den 3 Wochen vor Paris mitmachen. Bliebe Einem nicht das bischen Humor, ſo wäre die Geſchichte zum Sterben langweilig.

Kaum waren wir zu Bett, da drang plötzlich ein eigenthümliches Geräuſch, wie ein über holperiges Pflaſter rollender Karren, an mein Ohr. Ich horchte einen Augenblick auf, die bei mir ſchlafenden Kompagnie-Offiziere erwachten ebenfalls und wir Alle glaubten, es führe durch unſere Straße ein ſchwerer Artilleriepark.

Neugierig — wir hofften endlich einmal, das ſo lang erſehnte Belagerungsgeſchütz vorbeiraſſeln zu hören — traten wir an die Fenſter — ſahen aber uns arg enttäuſcht.

Das Gepoche war ein wüthendes Kleingewehrfeuer, das von Norden her tönte, und in der klaren Nacht klang es, als ob es kaum 1000 Schritt von uns wäre. Wir dachten ſofort an einen Durchbruchsverſuch der Franzoſen, in wenigen Minuten waren wir an unſerem Allarmplatz, und wurden auch ſofort in den Bièvregrund zur Verhinderung eines etwaigen Durchbruchsverſuchs dirigirt.

Das Gewehrfeuer war ungeheuer heftig, merkwürdiger Weiſe brummten aber faſt gar keine groben Schüſſe dazwiſchen, was uns auf die Vermuthung brachte, die Franzoſen ſeien am Ende gar bis an die Umfaſſung von Bourg la Reine vorgedrungen, und hüteten ſich deßwegen, noch Gra-

naten in's Ort zu werfen. Ein brennendes Gebäude an der Nordseite Bourg la Reines schien diese Annahme noch mehr zu verwahrscheinlichen, und unsere Kompagnie eilte deßhalb mit doppelter Eile vorwärts. Aber schon wurde das Feuer auf beiden Seiten schwächer, und verstummte fast gänzlich, als wir an unserem Bestimmungsorte ankamen.

Wir erkannten nun mit Gewißheit, daß das ganze Geschieße nur ein sich fast allabendlich wiederholender Coup war, mit dem die Franzosen weiter gar nichts beabsichtigen, als die Pariser mit höchst romantischen Erzählungen bedienen zu können. Sie fangen hinter ihren Schanzen ein unsinnig heftiges Feuer auf wahnsinnige Distanzen an, reizen unsere Leute ebenfalls zum Feuern, schließlich erzählen sie, nach Paris zurückgekehrt, daß sie wieder mit wenig Verlusten einen kolossalen feindlichen Angriff zurückgeschlagen haben. O Schwindel!

Wir standen bis ungefähr 12 Uhr im nassen Bièvregrunde und gingen dann mit dem angenehmen Gefühle, doch wieder einmal nasse Füße bekommen zu haben, nach Hause.

Ernster soll es Nachmittags, an der Westseite bei Meudon und Mont Valerien zugegangen sein, wo die Franzosen einen wirklichen Ausfall machten, um einer großen Lebensmittelkolonne aus der Normandie Eintritt verschaffen zu können.

Die Preußen warfen sie natürlich schnell zurück, und man sagt, daß die Kolonne voraussichtlich in unsere eigenen Hände gelangen wird.

Mannigfaltigkeiten.

[Der Hildesheimer Silberschatz.] Der berühmte Kenner römischen und deutschen Alterthums, Oberst v. Cohausen, hat in dem „Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit" eine Reihe von Artikeln über den Ursprung jenes merkwürdigen Fundes veröffentlicht. Nach seiner Ansicht unterliegt es keinem Zweifel, daß der Schatz einen Besitz des römischen Feldherrn Quintilius Varus bildete und von diesem in der Teutoburger Schlacht verloren wurde. Als Beuteantheil fiel er den Cheruskern zu und wurde von ihnen ihrem Stammesheiligthum auf dem Gallberge bei Hildesheim, der Stätte des Fundes, übergeben. Er gehörte also zu den Siegeszeichen, von denen Arminius nachmals feierlich rühmt, daß sie noch zu sehen seien in den Hainen, wo er sie zu Ehren der Götter aufgehangen habe. Dort blieb der Varianische Schatz bis zu den Siegeszügen Karls des Großen. Der Frankenkaiser zerstörte und beraubte die heidnischen Heligthümer im Sachsenland, und es war die Furcht vor ihm, welche die Priester der alten Religion bewog, die Gefäße zu vergraben. Da die Unterdrückung des heidnischen Glaubens fortdauerte, sogar Aufsichtsbehörden eingesetzt wurden, die keinen Rückfall zum alten Glauben duldeten, so konnte man nicht wagen, den Schatz an das Tageslicht zu ziehen. Diese Verhältnisse überlebten Diejenigen, welche ihn geborgen hatten, und so wurde er allmälich vergessen, bis es in unseren Tagen durch einen unerhörten Glücksfall gelang, den durch ein Jahrtausend versteckten Schatz dem Schoß der Erde zu entreißen.

Einer der Mitarbeiter des „Rappel" gibt folgende Einzelheiten über die Gemächer der Kaiserin, die er in dem Tuilerienpalast besichtigt hat: „Die Kleider sind eine ganze Institution. Sie nehmen auf den Böden ausgedehnte Räumlichkeiten ein. Rund herum befinden sich alle Zimmer der Näherinnen. Es ist ein sehr hübscher Mechanismus ins Werk gesetzt, um sie herunterzuschaffen: eine kleine Eisenbahn mündet ins Zimmer der Kaiserin aus. Ach! wäre nur unsere Armee organisirt gewesen, wie die Toilette der Kaiserin! In einem Saale der Appartements fand man zwei große photographische Albums, welche so zu sagen das ganze kaiserliche Regime resumiren. In dem einen das vollständige Balletkorps, im andern die ganze Majorität."

Die Frage nach der Annexion des Elsasses, die jetzt so viele Köpfe beschäftigt, ist nach der „Weserzeitung" kürzlich von einer badischen Gastwirthin mit den folgenden klassischen Worten gelöst worden: „Herr Gott, ich mein', die Elsässer sollten froh sein, wenn sie wieder deutsch werden, dann können sie später doch wenigstens alle lesen und schreiben. Und wenn's uns dann alsfort weiter „Schwoben" schimpfen, so schadt's nix: sind halt dann selber Schwoben."

Der bekannte Lustspieldichter R. Benedix hat es im Auftrage einer größeren deutschen Bühne unternommen, zu der Donizettischen Musik zur „Regimentstochter" ein neues, auf die jetzige Kriegszeit bezügliches Opernbuch zu verfassen. Dasselbe betitelt sich: „Die Regimentstochter von Sedan."

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 241 Mittwoch, 2. November 1870

Das Verbrechen des zweiten Dezember.

(Fortsetzung.)

Währenddem, daß die beiden mitgebrachten Bataillone unter dem Befehle Espinasse's alle Zugänge zum Palaste besetzen, stürzt der Polizeikommissär Primorin mit einigen Schergen und Soldaten nach der Wohnung des Quästors Baze und der Polizeikommissär Bertoglio nach den Zimmern des Generals Leflô.

Die skandalösen Vorgänge dieser beiden Verhaftungen erzählt Eugen Tenot am ausführlichsten. Ich entnehme sie seinem berühmten Buche: „Paris im Dezember 1851."

Primorin kommt mit einer Anzahl Polizeibeamten und einer Kompagnie des 42. Regiments vor der Thür an, die zu den Zimmern des Herrn Baze führt. Er klingelt leise. Eine Dienerin öffnet. Die Polizeibeamten stürzen hinein, und dringen bis in das Schlafzimmer des Herrn Baze. Der Volksvertreter springt aus dem Bette, die Schergen fallen über ihn her. Der Zorn gab ihm persönliche Kraft im Widerstande. Frau Baze stürzt, halb angekleidet, ans Fenster und schreit um Hülfe. Die Polizisten legen Hand an sie. Ihr Gatte setzt in erbitterter Weise seinen Widerstand fort. Die Polizisten schleppen ihn aus dem Zimmer, aus dem Palaste. Fast nackt ward er zu dem Polizeiposten des Platzes von Bourgogne geschleppt. Erst dort kann er sich ankleiden. Eine halbe Stunde später führt ihn eine Kutsche unter Bedeckung von reitenden Munizipalgardisten nach dem Zellengefängniß Mazas.

Wo möglich noch brutaler ging es bei der Verhaftung des Generals Leflô zu. Der General schlief. Bertoglio drang mit seinen Polizisten in das Zimmer seines achtjährigen Söhnchens. Das Kind erwacht. Bertoglio beruhigt dasselbe, indem er ihm sagt, er habe seinem Vater eine wichtige Mittheilung zu machen. Der Knabe glaubt dem Polizisten und führt ihn und seine Spießgesellen in das Schlafgemach seines Vaters. Der General springt aus dem Bett. Das Gesindel wirft sich auf ihn. Der General protestirt gegen diesen Ueberfall mit den heftigsten Worten. Er wendet sich an den Rechtssinn der Militärs, die zugegen waren; er wehrt sich mit Händen und Füßen und leistete Widerstand, so lange er nur konnte. Frau Leflô, die leidend und seit fünf Monaten schwanger war, hatte diesen kläglichen Auftritt mit anzusehen. Das Kind des Generals gab sich dem Schmerz mehr hin, als man von seinem zarten Alter hätte erwarten sollen und beschwor die Polizisten, seinem Vater nichts zu Leide zu thun. Unterdessen beruhigte sich der General, zog seine Uniform an und erklärte Bertoglio, daß er ihm folgen werde. Unten an der Treppe fand sich der General dem Obersten Espinasse gegenüber. Er redete ihn heftig und in den entrüstetsten Ausdrücken an. Als Espinasse ihn nicht zum Schweigen bringen konnte, befahl er den Soldaten, gegen ihn die Bajonnette zu fällen. So wird er aus dem Palast und bis zu dem vor der Thür haltenden Wagen gestoßen, während er nicht aufhörte, sich an den Rechtssinn der Offiziere und Soldaten der beiden Bataillone zu wenden, welche Espinasse mitgebracht hatte. „Wie," rief er einem höheren Offizier des 42. Regiments zu, „Sie, ein alter Soldat, Sie wollen sich zum Mitschuldigen eines Verbrechens machen und Hand an ihre Chefs legen?"

Und was antwortete der Elende dem General? „Unsinn; wir haben Generäle genug die Advokaten, und Advokaten die Generäle sind!"

Im Galopp fuhr der Wagen nach Mazas. Das Banditenstück war gelungen.

Persigny eilte nach dem Elysée, um seinem Herrn und Meister Bonaparte das Gelingen desselben mitzutheilen.

Jetzt begab sich Morny, in Begleitung seines mit der Gräfin von Lehon, ehemalige Maitresse des Herzogs von Orleans, dem er als Liebhaber gefolgt war, erzeugten Sohnes Leopold Lehon und eines verkommenen Börsenschwindlers Achille Boucher, nach dem Ministerium des Innern. Das Gesindel läßt den bisherigen Minister Thorigny wecken, um ihm anzukündigen, daß er einen Nachfolger habe und dieser Nachfolger Morny heiße. Morny setzt sich an das Bureau, der kleinen Maschine

gegenüber, welche den Telegraphendraht in Bewegung bringt und telegraphirt den bonapartistischen Präfekten, Oberpolizisten und Generalen aus dem Bündel Mocquart's, welches er, wie ich erzählte, vor einigen Stunden im Elysée aus der Hand Louis Bonaparte's in Empfang genommen hatte, die Proklamationen und Blutbefehle des meineidigen Präsidenten der Republik und seiner Schergen St.-Arnaud und Maupas. Unter diesen befand sich der Befehl: »de fusiller tout ce que résiste« — „Alles niederzuschießen, was Widerstand leistet!"

(Schluß folgt.)

Kriegsfahrten.

(Von Julius v. Wickede.)

(Fortsetzung.)

Wichtige militärische Ereignisse sind aller Wahrscheinlichkeit nach für das Erste noch nicht vor Paris zu erwarten, ja, ich glaube sogar an die Möglichkeit, daß solche überhaupt daselbst gar nicht mehr eintreten werden. Daß die Pariser so vermessen sein sollten, in großen Heeresmassen uns angreifen zu wollen, ist unwahrscheinlich. Bei allen kleineren Ausfällen, die sie in letzter Zeit häufig versuchten, sind sie stets von uns so entschieden und dabei auch mit verhältnißmäßig so geringen Verlusten unsererseits zurückgeschlagen worden, daß nachgerade bei ihnen doch die Ueberzeugung eingetreten sein muß, daß ihre Mobilgarditen und die Depots ihrer Truppen uns im freien Felde nicht mehr gewachsen sind. Es ist möglich, daß noch hin und wieder einzelne Ausfälle stattfinden dürften, von großer Bedeutung werden solche aber schwerlich noch sein. Ebenso unwahrscheinlich ist es aber, daß wir selbst einen Sturm auf Paris unternehmen werden. Wir dürften uns wahrscheinlich damit begnügen, einige Forts um Paris zusammenzuschmettern, so daß ihre Besatzung solche schon räumen muß, dieselben dann mit unseren Truppen zu besetzen und von da aus unsere schweren Geschütze gegen die Ringmauer und gegen die nächsten Stadttheile so lange zu richten, bis die Pariser um Gnade bitten und den Frieden anerkennen.

Alle diese Gründe bewogen mich, Versailles vorläufig wenigstens wieder zu verlassen und mich einem Streifkorps, welches größere Expeditionen gegen die Loire zu unternehmen sollte, anzuschließen. Ich durfte hoffen, interessantere Beobachtungen dabei zu machen, als wenn ich die Zahl der nutzlosen Bummler, die ohnehin schon in Versailles umherflorirten, noch durch meine Person vermehrte.

Der Morgen graute nach tiefer Dämmerung, als ich mich in den Sattel des Rosses schwang und durch die stillen Straßen von Versailles forttrabte. Nur die vielen Schildwachen, die überall hier vertheilt sind, standen fröstelnd in ihre Mäntel gehüllt, denn die Nächte werden schon recht empfindlich kalt; sonst sah man in den breiten, geraden Alleen Niemanden — und hinter den tief verschlossenen Fensterläden schliefen noch alle jene Männer von großer historischer Bedeutung, die hier jetzt vereinigt sind, um über die nächsten Geschicke von Deutschland und Frankreich und somit wahrscheinlich auch von dem größten Theile von Europa zu entscheiden. Hatten doch die wichtigsten politischen und militärischen Geschäfte wahrscheinlich wieder bis spät in die Nacht Bismarck, Moltke und Roon und ihre vielen direkten Untergebenen wachsam gehalten, wie dies fast allnächtlich zu geschehen pflegt.

Von der Thätigkeit, die in den verschiedenen Bureaux des Generals v. Moltke herrscht, wird ein Laie sich kaum einen Begriff machen können. Hier ist die Seele, welche allen unseren jetzt in Frankreich vertheilten deutschen Truppen ihr Leben einhaucht; von hier aus werden diese 700,000 Mann in ihren Hauptbewegungen allein geleitet. Hunderte von Rapporten — wichtige und gar oft auch sehr unwichtige — laufen täglich hier ein und müssen wenigstens gelesen und registrirt werden, wenn freilich viele dann sogleich ohne Weiteres ad acta zu liegen kommen; und Hunderte von Befehlen, alle bestimmt, exakt und mit militärischer Kürze abgefaßt, werden von hier aus Tag für Tag expedirt. Es ist ein ungeheures Getriebe und Getreibe in diesem großen Generalstabe des Generals v. Moltke, und die Elite aller preußischen Generalstabs-Offiziere darin vereinigt, um sogleich jeden Wink, jeden nur mit wenigen Worten ertheilten Befehl ihres Herrn und Meisters, des unsterblichen Lenkers aller Heere Deutschlands, weiter auszuarbeiten und an die verschiedenen Heerestheile zu befördern.

Es befinden sich in dem großen Hauptquartier des Königs und des Kronprinzen von Preußen, die jetzt hier Beide vor Paris vereinigt sind, gar viele äußerlich oft sehr vornehme Personen, die auch nicht den allermindesten Nutzen leisten und deren ganze Thätigkeit fast ausschließlich darin besteht, möglichst viel und gut zu essen, zu trinken und spazieren zu reiten, und wieder neben ihnen sind viele Männer vorhanden, bei denen jede Stunde fast in der angestrengtesten und erfolgreichsten Thätigkeit verbracht wird, und von deren Wirken und Schaffen das Geschick von Tausenden braver Soldaten abhängt. »Les extrêmes se touchent.« Die Wahrheit dieses französischen Spruches habe ich

niemals tiefer als während dieses Krieges empfunden. „Während dieses ganzen Krieges hat mein Regiment noch keinen einzigen unnützen Marsch gemacht, so trefflich ist Alles durchdacht und so genau geleitet, während ich 1866 kaum jemals einen nützlichen Marsch gemacht habe," sagte mir noch kürzlich ein Oberst eines bayerischen leichten Kavallerieregiments. Ich glaube, diese wenigen Worte enthalten die beste und treffendste Kritik des Wirkens des Generals v. Moltke und des von ihm speziell geleiteten Generalstabes.

Mit solchen Gedanken trabte ich am stillen Morgen durch Versailles. Bald umfing mich frisches Reiterleben: ich hörte wiehernde Rosse, lustige Gesänge braver Kavalleristen, kurz, Alles war Leben und Thätigkeit. Freilich, die Ortschaften, durch welche wir ritten, waren dafür desto öder. Alle Häuser waren unbewohnt: kein Mensch kein Hausthier ließ sich sehen, überall Zerstörung und Vernichtung. Die Einwohner waren sämmtlich geflohen, was sie von ihren Sachen nicht hatten mitnehmen können, war vielfach von ihnen zerstört worden, und zertrümmerte Thüren, zerschlagene Fenster, zerfetzte Mobilien sah man nur zu häufig. Ihr Vieh hatten die Bewohner dieser Ortschaften, durch welche wir jetzt zogen, größtentheils nach dem Süden geflüchtet, was zurückgeblieben war, wurde unerbittlich von unseren Truppen requirirt, um alsbald geschlachtet zu werden.

Oft begegneten wir Kavallerie- und Infanterie-Abtheilungen, welche einige Dutzend Kühe oder Schafe, die sie irgendwo in einem Walde entdeckt hatten, vor sich hertrieben. Es hilft nun einmal nicht: die Humanität kann hier nur in zweiter Rücksicht stehen, die erste muß die gute Ernährung unserer Truppen sein, und die 230,000 Mann deutscher Truppen, welche jetzt rings um Paris stehen, gebrauchen schon eine tüchtige Portion Lebensmittel täglich. Zwar wird das Meiste durch die endlosen Proviant-Kolonnen von den Eisenbahnstationen Nogent und Nanteuil zugeführt, und mindestens 3000 Wagen sind täglich hierbei beschäftigt, allein Alles, was man in der Umgegend von Paris nur von irgendwie eßbaren Sachen erhalten kann, wird und muß stets mit zur Aushülfe genommen werden. Häufig sind die Gefechte mit den Franctireurs-Banden bei diesen Requisitionen.

Auch unsere Avantgarde, welche ein Dorf, das wohl eine Viertelstunde seitwärts von der Straße lag, nach Lebensmitteln untersuchen sollte, ward in einem Walde von einigen Dutzend Schüssen empfangen, wodurch ein Husar leicht am Arme verwundet, ein Pferd aber getödtet wurde. Da man mit Kavallerie nicht in den Wald hineinkommen konnte, so saßen 50 Husaren, denen ich mich anschloß, ab und wir rückten zu Fuß in das Gehölz hinein. Einige unschädliche Schüsse blitzten noch aus den Büschen auf, dann liefen diese Franctireurs sogleich schnell davon. In ihrer eiligen regellosen Flucht wollten wohl 30—35 dieses Gesindels über das freie Feld laufen, wurden hier aber sogleich von berittenen Husaren eingeholt und gehörig in Empfang genommen. Wohl ein Dutzend, das noch einen Widerstand versuchte, wurde von unseren Leuten, die gegen alle solche Freischärler stets mit gerechtem Zorne fechten, sogleich zusammengehauen, eben so viele ungefähr aber gefangen genommen, während der Rest wieder in den Wald zurücklief und uns dort entwischte.

Wir rückten nun in das Dorf ein, welches von allen Einwohnern gänzlich verlassen war, und es glückte uns, einen alten, halbverhungerten Hammel, der wahrscheinlich vergessen worden war und in einem Garten weidete, zu bekommen und auch ein Faß recht trinkbaren Weines in einem versteckten Keller zu entdecken. So wurde mit Brod, welches wir bei uns führten, in den Feldkesseln eine kräftige Weinsuppe gekocht und später ein Stück Hammelfleisch, welches freilich schon so zähe war, daß man es kaum beißen konnte, aus freier Faust verzehrt, während unsere Pferde mit Hafergarben aus dem Felde gefüttert wurden.

Unser einfaches Diner, das vom besten Soldatenhumor, wie man solchen in der Art nur im Felde finden kann, gewürzt war, wurde plötzlich durch einen Adjutanten unterbrochen, der die Meldung brachte, daß unsere Kavallerie-Division bei Cherisy in ein heftiges Gefecht verwickelt sei. So schnell als möglich ward jetzt aufgesessen und in raschem Trabe dem Orte des Gefechtes, das sich uns auch bald durch Kanonendonner ankündigte, zugeritten.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Betrachtungen über die Landkarte von Minesota von Eduard Pelz. Gotha, Stollberg'sche Verlagsbuchhandlung.

Ferner: **Die Deutschen in den vereinigten Staaten in Nordamerika.** Von demselben Verfasser.

Der Verfasser zeigt sich ebenso als sehr aufmerksamer und verständiger Beobachter amerikanischen Landes und Lebens, als er es versteht, seine Beobachtungen klar wiederzugeben.

In der ersten Schrift schildert er Minesota als einen von Auswanderern besonders zu beachtenden Landstrich, da er seinen Luft- und Bodenverhältnissen nach dem Europäer zunächst zusagt und für Ackerbautreibende in einer Weise gelagert ist, wie kaum

ein anderer der Welt. Waizen, Hafer, Mais, Kartoffel gedeihen dort vortrefflich und die großen Flüsse und Seen befördern Handel und Verkehr in lebendigster Weise, so daß die Bodenerzeugnisse leicht mit Vortheil abgesetzt werden können. Von den vorhandenen Ländern sind noch 34 Millionen Acker unbesiedelt. Das Schriftchen, dem eine hübsch ausgestattete Karte des Landes beigegeben ist, hat bereits die vierte Auflage erlebt und kostet nur 5 Sgr.

Das zweite Schriftchen bespricht das Verhältniß der Deutschen zu den andern Völkerschaften, die in Nordamerika leben. Es wird darin nachgewiesen, daß das deutsche Element hauptsächlich das bildende ist. Der Schulunterricht wird nur bei den Deutschen systematisch und nachhaltig betrieben. So wird beispielsweise aufgeführt, daß unter den vielen Regimentern, welche zur Unterdrückung des Aufstandes vor mehreren Jahren bestanden, es nur 4 gab, in denen jeder einzelne Mann seinen Namen schreiben konnte und diese Regimenter bestanden ausschließlich aus Deutschen, so daß selbst die Amerikaner zugestehen, daß die Vereinigten Staaten unbedingt einer Germanisirung entgegengehen. Das Schriftchen kostet 10 Sgr. und ist Jedermann, der für amerikanische Zustände Theilnahme hegt, sehr zu empfehlen.

Kriegsnummern der „Gartenlaube" Nro. 44. Inhalt: Aus eigener Kraft. Von W. v. Hillern, geb. Birch. (Fortsetzung.) — Zuflucht unter der Erde. Aus einem Briefe unseres Feldmalers F. W. Heine. Mit Abbildung: In der Bauernhöhle bei Annet. Nach der Natur aufgenommen von unserem Feldmaler F. W. Heine. — Im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl. Von unserem Berichterstatter Georg Horn. Fünfter Brief. Im Schlosse von Corny. (Schluß.) In den Parallelen einer belagerten Festung. Von Fr. Gerstäcker. Mit drei Abbildungen: Gezogene Riesenmörser vor Straßburg. Nach der Natur aufgenommen am 28. September von R. Heck. Die Lunetten 52 und 53 vor Straßburg. Nach der Natur vom Thurm des Münsters aus aufgenommen von R. Heck. Das Steinthor in Straßburg am Tage der Uebergabe. Nach der Natur aufgenommen von R. Heck. — Blätter und Blüthen: Am Ziel. Von Robert Heck. Bitte eines Todten. — Die Waisen des Krieges. — Neueste Helenamedaille. — Zwei Preisfragen. — Für die Verwundeten und die Frauen und Kinder unserer unbemittelten Wehrleute.

Mannigfaltigkeiten.

[Prinz Salm-Salm und Bazaine.] Prinz Salm-Salm, derselbe, welcher die Gefangenschaft des Kaisers Max in Queretaro theilte, ist bekanntlich im deutsch-französischen Kriege in der Schlacht bei Gravelotte gefallen. Er hatte Majorsrang in einem Garderegimente inne, welche Stelle ihm von der preußischen Regierung angewiesen wurde, nachdem seine Unterhandlungen wegen Eintritts in die österreichische Armee gescheitert waren. Bevor der Prinz bei Ausbruch des Krieges mit seinem Regimente von Berlin abzog, äußerte er zu einem österreichischen Diplomaten, es sei sein sehnlichster Wunsch, in diesem für Deutschlands Sicherheit und Ehre geführten Kriege zu fallen. Wenn er diesem Wunsche noch einen zweiten hinzufügen könnte, so wäre es der, dem Marschall Bazaine gegenübergestellt zu sein und ihm die Pistole vor die Brust halten zu können mit dem Nemesisrufe „Maximilian"! Als daher in Folge der Niederlage von Wörth der Oberbefehl wirklich in die Hände jenes Marschalls gelangte und demselben am 16. August die deutschen Garderegimenter gegenübergestellt wurden, exponirte sich der Prinz mit großer Todesverachtung, und als ihm andere Offiziere Vorwürfe darüber machten, antwortete er: „Ja, ihr habt nur ein Vaterland zu rächen, ich aber suche auch noch Rache für einen Freund und Kaiser." Wenige Minuten später wurde er durch einen Granatsplitter schwer verwundet, und der Zufall fügte es, daß man ihn in jenes Lazareth trug, welchem sich seine Frau zur freiwilligen Krankenpflege angeschlossen hatte. Er starb in ihren Armen.

Aus Prag, 24. Okt., wird geschrieben: Gestern Abend trank ein in der Bubner Waggonfabrik bediensteter Schlosser in selbstmörderischer Absicht ein nicht unbedeutendes Quantum Vitriolöl. Trotz der furchtbaren Schmerzen ging der lebensgefährlich Verletzte nach Bubna, wo er so lange tanzte, bis er endlich bewußtlos zusammenstürzte. Der Mann, dessen Mund und Schlund furchtbar verbrannt waren, und an dessen Aufkommen gezweifelt wird, wurde in das allgemeine Krankenhaus geschafft.

Ein Prediger in Wanshara, Wisconsin, hat seine Stelle aufgeben müssen, weil er seine Gemeinde mit folgenden Worten beleidigt hatte: „Wenn man Euch zwei Fässer hinstellte, eines mit dem heiligen Geist, das andere mit Whiskey gefüllt und ließe, Euch die Wahl, Ihr würdet das Whiskeyfaß vorziehen."

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 242 Donnerstag, 3. November 1870.

Das Verbrechen des zweiten Dezember.

(Schluß.)

Als die Pariser Bevölkerung am Morgen des zweiten regnerischen und kalten Dezember aufstand und auf die Straße kam, fand sie die Quais, den Tuileriengarten, die Elyséeischen Felder, den Konkordienplatz vom 30,000 Mann Infanterie, Kavallerie und Artillerie besetzt, die sämmtlich zu den im Oktober in Paris eingezogenen neuen Regimentern gehörten und unter dem Oberbefehl der Abenteurer standen, die der verkommene „Lebemann zweiter Klasse" Fleury im Anfange des Jahres in Afrika auf seiner Generalsuche entdeckt und zu Mitschuldigen des Verbrechers des zweiten Dezembers geworben hatte. Ich habe ihre Namen bereits genannt. Zu gleicher Zeit lasen die Bürger „der guten Stadt Paris" die von den Zellenträgern der Polizeipräfektur während der Nacht angeschlagenen Proklamationen Bonaparte's und Morny's, die sie von dem „zur Rettung der Gesellschaft stattgehabten Staatsstreich" in Kenntniß setzten, und die Blutbefehle Maupas und St.-Arnaud's, welche ihnen mittheilten, „daß ohne Weiteres auf alle sich ansammelnden Menschengruppen Feuer gegeben und jedes beim Bau oder bei Vertheidigung einer Barrikade oder mit den Waffen in der Hand ergriffene „Individuum" ohne Weiteres erschossen werden solle." Zeitungen erschienen, außer den bonapartistischen Journalen „der Moniteur", „der Constitutionnel" und „die Patrie" am zweiten Dezember Morgens in Paris nicht. Morny, Bonaparte und Maupas hatten beim ersten Morgengrauen die ganze unabhängige Presse im Schlaf geknebelt, wie sie die acht und siebenzig Volksvertreter, Generale und gefürchtete Repräsentanten hatten im Schlaf überfallen lassen. Die Druckereien aller unabhängigen Blätter waren während der Nacht durch Polizisten und Soldaten besetzt worden und konnten kein einziges Blatt veröffentlichen.

Das war der Anfang der Regierung Napoleon's, der sich der Retter der Gesellschaft nannte, und von Anderen nennen ließ. Um die so begonnene Herrschaft zu sichern, sollte für morgen ein großes Blutblad in Scene gesetzt werden.

Der Schrecken war die Inscenirung des Morny'schen Prinzips: »Envahir la ville par la terreur,« der Kulminationspunkt, worin der Nachts vorher im Elysée beschlossene Operationsplan gipfelte, der schändlichste und niederträchtigste Moment im Bubenstück des zweiten Dezember. Nicht allein auf den Boulevards, sondern auch in der Vorstadt St. Antoine, auf dem linken Seine-Ufer längs des Quais wurde dieser Schrecken in ähnlicher Art zu derselben Stunde durchgeführt.

Um zwei Uhr waren sämmtliche Boulevards mit Truppen bedeckt, Infanterie in geschlossenen Kolonnen, dazwischen Kavallerie, hie und da zwölfpfündige Geschütze und Haubitzen. Die Fenster waren voller Menschen, die Trottoirs der Boulevards mit Massen Neugieriger, Frauen, Kinder besetzt. Plötzlich wurde vom Boulevard Bonne Nouvelle ein Gewehrfeuer eröffnet. Das Gewehrfeuer kam die Boulevards hinab, wie ein wellenschlagender Feuerstrahl. In demselben Moment machten, wie auf Kommando, Kavallerie, Infanterie, Artillerie gleichzeitig einen gemeinsamen Angriff auf die das Trottoir bedeckenden Neugierigen und auf die Häuserreihen der Boulevards. Die Soldaten schießen in die Läden hinein, in die Fenster, in die Kellerluken. Zu gleicher Zeit wurden Kanonen aufgefahren, welche auf die Häuser schossen. Dieses Gewehr- und Kanonenfeuer dauerte beinahe zwanzig Minuten, während die Soldaten im Sturm das Café Tortoni, das Café Lebland am Eingange der Passage de l'Opéra und die Maison Dorée nehmen. Als dieser „Flammenstrahl in Wellenbewegung" die Boulevards hinunterras'te, stürzten sich die Spaziergänger und die Neugierigen auf den Trottoirs voller Schrecken in die nächsten Straßen, in die Thüren und Läden der Häuser, während der Kugelregen unter ihnen einschlug. Sie beugten sich nieder, wie unter den Sturmfittigen eines Orkans; todt oder verwundet fielen sie auf das Pflaster und auf die Thürschwellen der Häuser. „Es war," hat einer von den Getroffenen erzählt, der trotz mehrerer Wunden mit dem Leben davongekommen ist, „als wäre es eine Wetter-

säule, die vom Boulevard Poissonnière käme und auf ihrem Wege die Menschen und selbst die Bäume herumwirbelte und niederriß.

Als das Flinten- und Kanonenfeuer nach zwanzig Minuten aufhörte und der Pulverrauch sich verzogen hatte, boten die Boulevards einen entsetzlichen Anblick. Die Häuser waren mit Kugeln übersäet, die Trottoirs mit Verwundeten, Sterbenden und Todten bedeckt. Männer, Greise, junge Mädchen, Frauen, ihre Kinder an der Hand, lagen todt auf dem Pflaster.

So kam Napoleon auf den Thron. Mit Blut hat er begonnen und blutig war das Ende seiner Regierung. Der Krieg, der seine Herrschaft neu befestigen sollte, hat ihn gestürzt.

Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend nur Böses gebähren muß.

Vor Metz.

(Von Hans Wachenhusen.)

Ars sur Moselle, 30. Okt.

Wieder ein großer und bedeutsamer Akt in dem blutigen Drama zu Ende! Als bei Sedan die Nachricht durch die Reihen der Unsrigen lief, nicht nur die Festung mit fast hunderttausend Mann, sondern auch der Kaiser selbst habe sich ergeben, sah Jeder hierin einen kriegshistorischen Akt, wie ihn die Weltgeschichte kaum noch einmal aufzuweisen hatte, und doch stand uns noch ein anderer Moment bevor, der jenen überbot; die Besatzung von Metz mit 173,000 Mann übergab sich ohne einen letzten verzweifelten Versuch, sich durchzuschlagen; eine ganze Armee überlieferte sich zum zweiten Male in diesem Feldzuge dem Feinde auf Gnade und Ungnade und der große, in Metz übrig gebliebene Rest des gloriosen Heeres, das Sebastopol, Magenta und Solferino auf seine Fahne schrieb, wandert heute in die Gefangenschaft nach Deutschland! —

Schon am 26. hieß es hier, die Kapitulation sei abgeschlossen; man betrachtete seitdem die Uebergabe als abgemacht. In Ars sur Moselle athmete die ganze armselige Bevölkerung auf, die schon seit Monden von der Mildherzigkeit unserer Soldaten lebte, denn es gab wieder Aussicht auf Arbeit und Brod, den armen Weibern wurden ihre Männer wieder gegeben, die in Metz eingeschlossen waren. Die Angst, die Noth sollten ein Ende nehmen.

Die Kapitulation war in der That am 27. Abends abgeschlossen und ward durch Depesche offiziell bekannt gemacht.

Der Einzug unserer Truppen sollte bereits gestern stattfinden, doch ward derselbe bis heute verschoben; nur die Uebernahme der Forts, der Kassen ꝛc. geschah gestern durch die Kommission, und seit gestern Vormittag auch weht bereits die schwarzweiße Fahne auf dem Mont St. Quentin. Erst heute Morgen um 9 Uhr werden unsere Truppen ihren Einzug halten, während ein Theil derselben bereits auf dem Wege nach Paris ist und die eiligsten, großartigsten Anstalten zur Wegschaffung des Belagerungsmaterials betrieben werden.

Etwa nach 1 Uhr gestern Mittag begann der Ausmarsch der gefangenen Armee aus allen Thoren. Der Prinz Friedrich Karl hatte sich mit seinem Stabe und sämmtlichen Offizieren mit Schärpen in großer Uniform hinter Jouy an der Chaussee von Frescaty aufgestellt; jedes unserer Korps blieb in seiner Stellung, die hessische Division war zur Uebernahme der Gefangenen kommandirt. Bazaine erschien zuerst, Allen voran, ritt an der Spitze seiner Offiziere auf den Prinzen los und redete diesen mit den Worten an: »Monseigneur, j'ai l'honneur de me présenter!« Der Prinz winkte ihn an seine Seite, und danach begann der Vormarsch der gefangenen Offiziere und der Armee selbst, zum Theil nach den Waffen geordnet, zum Theil pêle-mêle. Die Offiziere, welche ein Kommando hatten, waren zu Pferde, die übrigen hatten ihre Waffen, da ihnen gestattet war, erst später in der Stadt dieselben abzulegen.

Mann und Pferd sahen in der That nicht aus, als habe die äußerste Noth in der Festung geherrscht. Die Uniform der Mannschaften, namentlich der Garde, erschien fast neu, besonders das Schuhzeug; die Pferde waren größtentheils in gutem Zustande, doch hatten sie sich gegenseitig die Schweife abgefressen.

Sämmtliche Gefangene wurden auf die Wiesen nächst der von Jouy nach Metz führenden Chaussee gebracht und durch Kommandos aller Waffen in Empfang genommen und bewacht. Ihre Haltung war eine würdige, indeß fiel von den gefangenen Elsässern manche boshafte Aeußerung, als sie an den Unserigen vorüber gingen, wie z. B.: „Fünfundzwanzig auf Einen!“ und dergleichen, denn sie sind ja bekanntlich stets der Uebermacht gewichen. Die Uebernahme der Gefangenen dauerte von 1 Uhr bis 9 Uhr Abends.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß mit der Festung ein riesiges Material in unsere Hände gefallen ist. Das Fort St. Quentin wurde von der Division Kummer, das Fort St. Privat von der hessischen Brigade besetzt, St. Julien, wie ich vermuthe, von der zweiten Armee.

Heute werden unsere Pioniere erst den Zustand der Forts untersuchen, um unsere Mannschaften

vor möglichen unangenehmen Ueberraschungen, Explosionen 2c. zu sichern.

Daß im Innern der Festung zwischen dem Kommando der Garnison und dem der anderen Truppen heftige Zwistigkeiten geherrscht haben müssen, verrieth eine Scene, die gestern Abend abspielte. Ein bejahrter Offizier, gebeugt und die Mütze über die Stirn gedrückt, schritt nämlich, von zwei jüngeren Kameraden geleitet, durch die Straße, gefolgt von Männern und Weibern, die ihn verhöhnten und anspuckten. Ich vermuthe, es war der Kommandant Coffinieres, der gegen den Willen der Bevölkerung zur Uebergabe der Festung beigetragen. Man erinnert sich ja der begeisterten Rede des Maires von Metz!

Bazaine wurde von dem Prinzen Friedrich Karl mit der größten Auszeichnung behandelt. Manche Gefangene werden nicht durch Eisenbahn transportirt, sondern marschiren bis zur Gränze auf Saarbrücken, Saarlouis und Trier. Die Garde allein ist mit 80—90,000 Mann repräsentirt, funkelnagelneu in ihren Uniformen, wie ich schon sagte, und so wohl aussehend, daß man bei der Mehrzahl vergeblich nach den Spuren langer Entbehrungen sucht. Trotzdem fielen diejenigen, denen man Brod oder Speck reichte, mit wahrem Heißhunger darüber her.

Die im Trianon bei Versailles befindlichen exkaiserlich französischen Krönungswagen.

Wenn man bei dem großartigen und durch zahllose Abbildungen weltbekannten Neptunsbecken vorbeigegangen ist, dann den prachtvollen Park mit seinen in alle möglichen Formen hineingezwängten Bäumen passirt hat, kommt man zu einem langen, einstöckigen, von allen Seiten mit Fenstern versehenen Grundstück, welches in seinem Innern die kaiserlichen Krönungswagen birgt. Der Boden des das ganze Gebäude beanspruchenden Saales besteht aus polirten Quadern und sind in denselben Barrieren eingefügt, die das dichte Herantreten an die Wagen hindern, jedoch das vollständige Herumgehen um dieselben gestatten. Gleich beim Eintritt in den Saal fällt dem Beschauer, als großartigstes und alles Uebrige in Schatten stellendes Werk der Wagenbautechnik der Krönungswagen des Kaisers, aus der Regierung Karl's X. stammend, in die Augen. Derselbe ist ohne Deichsel circa 22′ lang und 9′ breit, über und über vergoldet. Die Räder tragen bei den Achsen und an den Speichen vergoldete Löwenköpfe. Unter dem mit purpurrothem Tuch behangenen Kutschersitz befindet sich der kaiserliche Adler, hinter demselben ein Medusenkopf, zu dessen beiden Seiten Sphinxe lagern. Der Wagen, welcher fast oval gebaut ist, hat seiner ganzen Länge nach Fenster und werden die Eckkanten durch Engelsgestalten, über deren Köpfen sich kaiserliche Adler befinden, gebildet. Die unteren Hälften des Wagens sind durch circa anderthalb Fuß hohe, aus Emaille gearbeitete, geharnischte Engelsgestalten, das kaiserliche Wappen hochhaltend, geziert, während seitwärts davon fliegende Engel, aus demselben Material hergestellt, symbolisch die katholische Religion versinnbildlichen und verherrlichen. Auf der Decke des Wagens befinden sich vier Posaune blasende Engelsgestalten, die der Längsseite des Wagens nach zwei von Lorbeerkränzen umrahmte Schilder, den Buchstaben N tragend, halten. Ueber dem Ganzen befindet sich auf einer Art Säule die Kaiserkrone. Auf dem Trittbrett der Bedienten am Hinterwagen befinden sich zwei knieende Engelsgestalten. Innen ist der Wagen, ziemlich schmucklos im Verhältniß zur äußeren Ausstattung, mit kirschbrauner Seide tapezirt, die zum Ueberfluß noch mit Goldfransen behängt ist.

Außer diesem Wagen befinden sich im Saale noch fünf kaiserl. Wagen, von denen der eine bei Gelegenheit der Taufe von Heinrich V. gebaut wurde. An den Seiten des Saales befindet sich ein Wagen Lulu's, den der Sultan ihm geschenkt hatte, der sich aber weder durch übergroße Eleganz noch Geschmack auszeichnet. Neben demselben steht eine, innen mit kirschbraunem Sammt ausgeschlagene, von außen vergoldete und durch Seegemälde verzierte Sänfte von Marie Antoinette. Wie diese es jedoch angefangen hat, mit den damals modernen Reifröcken hineinzusteigen und darin zu sitzen, ist bei der großen Enge der Sänfte unbegreiflich. Dasselbe gilt von der Sänfte der Maria Leszczynska, Gemahlin Ludwig's XV., welche vergoldet und von allen Seiten mit dem königlichen Wappen verziert ist. Außer diesen Wagen stehen in besprochenem Saale noch fünf Schlitten, von denen blos zwei, als historisch, bemerkenswerth sind. Der eine, eine Schildkröte, auf ihrem Rücken den Sitz für den Fahrenden tragend, gehörte ehemals Ludwig XIV., während ein anderer, einen springenden Leoparden, dessen Körper ausgehöhlt ist, darstellend, der Frau v. Dubarry, weiland Geliebten Ludwig's XV., angehörte.

Vom Kriegsschauplatz.

Vor Verdun, 22. Okt. Man schreibt der „Köln. Ztg.“:

Eine Mordgeschichte, die vielfach entstellt die

Runde durch die Presse gemacht hat, ist vor einigen Tagen zum blutigen Abschluß gekommen. In Charny, ein Kilometer von hier entfernt, wurden bekanntlich zwei Dragoneroffiziere mit vier Dragonern von den Einwohnern zum Frühstück eingeladen und während desselben überrumpelt und auf die infamste Weise niedergemetzelt. Das Dunkel, das über der Urheberschaft lagerte, wurde in etwas durch einen entkommenen Dragoner gelichtet, dessen Angaben einen Faden zur Aufklärung an die Hand gaben. Der ehemalige Notar Viola war es gewesen, der ein berüchtigtes Individuum veranlaßte, nach Verdun zu reiten, um dort Franctireurs zu holen, die dann zur Freude des V. das Gemetzel vollführten. Gegen besagten Ex-Notar wurde die kriegsrechtliche Untersuchung gerichtet, deren Ergebniß war, daß derselbe von 18 Leuten des Landwehr-Bataillons Kreuznach unweit Bras kriegsrechtlich erschossen wurde. Trotz Bombardement ist die Besatzung von Verdun durchaus nicht geneigt, sich zu ergeben, was am Besten daraus erhellt, daß noch heute Nachmittag zwei vorstadtähnliche Ortschaften, Jardin Fontaine und Glorieur, durch Minen in die Luft gesprengt worden sind.

Kunst und Literatur.

Das Neue Blatt Nr. 46. Vierteljährig nur 12½ Sgr. ist so eben eingetroffen und enthält:

Der große Bummler. Von W. Hildebrandt. — Juristische Plaudereien. Von Dr. J. — Ein Ausflug nach Toul und Nancy. — Bei den gefangenen Franzosen. Von Paul Lindau. — Asyl für obdachlose Frauen und Mädchen in Berlin. — Türkische Sprüchwörter. Gesammelt von Alfred Weigel. — Allerlei: Zu unseren Bildern. — Korrespondenz.

Illustrationen: Graf Otto von Bismarck-Schönhausen. Ansicht von Metz. Toul. Gefangene Franzosen im Lager.

Das Neue Blatt ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Post-Anstalten.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein hübsches Einkommen.] Keine Steuer bringt wohl einem Privatmann so viel ein als diejenige, welche Hr. Porter den Besuchern des Niagarafalls auferlegt hat. Derselbe ist nämlich Besitzer von Goat-Island, welche Insel den Hufeisenfall vom amerikanischen Fall trennt, und bezieht blos von der kleinen Brückensteuer eine Jahresrente von 20,000 Dollaren. Außerdem ist Hr. Porter Besitzer der meisten Grundstücke in der Nähe der Fälle und Rapids und verfügt über einen namhaften Theil der ungeheuren Wasserkräfte, welche hier der Industrie zu Gebote stehen. Schwerlich hat es ein anderer Heidelberger Student so weit gebracht, als der Besitzer von Goat-Island. Herr Porter hat nämlich in Heidelberg studirt und von hier Liebe zur deutschen Sprache und Bildung, aber auch deutsche Kordialität mitgebracht. Man rühmt ihn als einen der wenigen kordialen Yankee's und sein gastfreies Haus steht jedem gebildeten Besucher offen. Bei 20,000 Doll. jährlicher Rente, die man von den Fremden zieht, läßt sich freilich auch ein gastfreies Haus halten!

Bei der heurigen Weinlese in Ofen hat sich in einem Weingarten folgende komische Scene abgespielt. Der Besitzer desselben, ein bekannter Geizhals sondergleichen, welcher sozusagen jede Beere auflas, bemerkte plötzlich, daß sich sein Weingarten mit Familien seiner Bekanntschaft fülle, obzwar er Niemanden zu Gaste geladen hatte. Erst später klärte es sich auf, daß die Gesellschaft und der Eigenthümer des Weingartens mystifizirt waren, denn die Anwesenden waren sämmtlich mittels Korrespondenzkarte im Namen des Weingartenbesitzers zur Weinlese geladen worden, wahrscheinlich um denselben zu ärgern und in Verlegenheit zu bringen.

[Bonapartistisches.] Historische Spielhänse haben bekanntlich die Entdeckung gemacht, daß die Zahl 18 in der Geschichte des Hauses Bonaparte und insbesondere in jener Napoleon's III. eine verhängnißvolle Rolle spiele. Wir sind in der Lage, denselben ein weiteres wichtiges Datum an die Hand zu geben. Bei der letzthin stattgehabten Auktion der Effekten des Herzogs v. Gramont wurde der mit einem großen N geschmückte Paradestuhl, welcher bei offiziellen Empfängen zu prangen hatte um den Preis von — 18 fl. verkauft, weil er — falsch vergoldet war.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 243 Freitag, 4. November 1870

König Jérôme im Arrest *).

Eine Erinnerung an die lustigen Tage der Wilhelmshöhe.
Von Ernst Eckstein.

Es war im August des Jahres 1810.

Durch die weitgeöffneten Fenster des königlichen Schlosses wehte eine erquickende Abendkühle. In einem der oberen Eckzimmer saß Jérôme, der glückliche Beherrscher des Königreiches Westphalen, und blickte hinüber nach seiner guten Hauptstadt Kassel, deren Thürme sich im Golde des scheidenden Tages badeten.

Er war sonst kein Schwärmer, der kleine Bruder des großen Eroberers. Heute indeß schien das bezaubernde Landschaftsbild, das sich in leuchtender Pracht vor ihm entfaltete, in seiner königlichen Seele einen außergewöhnlichen Eindruck hervorzubringen.

Träumerisch neigte er das Haupt rückwärts wider die Lehne des üppigen Fauteuils. Die Hände vor dem Magen gefaltet, die Füße auf einem elastischen Tabouret ausgestreckt — so saß er da, ein personifizirtes Dolce-far-niente, eine verkörperte Lebensregel Epikurs, ein Fürst nach dem Herzen Gottes. Und doch lag ein leiser Schatten von Wehmuth auf diesem behäbigen Antlitz, eine dämmernde Nüance seelischer Verstimmung, ein Hauch von Trübsinn, der seltsam mit der herrlichen Scenerie der nächsten und fernsten Umgebung kontrastirte.

Plötzlich rang sich aus dem Busen des Königs ein tiefer Seufzer los.

„Befehlen Ew. Majestät!" erklang es im Hintergrunde des Gemaches.

Jérôme wandte unmerklich den Kopf.

„Nichts, mein lieber Pigault...", stotterte er; „ich dachte nur..."

Pigault-Lebrun, der Bibliothekar und Vorleser des Königs, der sich bisher in bescheidener Verborgenheit gehalten hatte, um die Meditationen, beziehungsweise die Verdauung, seines hohen Gebieters nicht zu stören, trat ein paar Schritte näher.

Er durfte dies wagen, denn Niemand bei Hofe genoß das Vertrauen Jérômes in gleichem Maße wie er. Eine Bibliothek existirte nicht; von Vorlesen war der König kein Freund: Pigault-Lebrun hatte also eine sehr leichte Amtsführung und er verwendete die vierundzwanzig Musestunden, über die er täglich verfügte, nach Abzug eines sechsstündigen Schlafes, ausschließlich im Interesse des allerhöchsten Amüsements. Italienische Nächte, Feuerwerke, Bälle, Festessen, musikalische Unterhaltungen, Liebesabenteuer, kurz die gesammten Regierungssorgen des westphälischen Hofes standen unter seiner obersten Leitung, und da er ein unvergleichliches Vergnügungsgenie entwickelte, so schenkte ihm Jérôme den ganzen Schatz seiner fürstlichen Liebe.

Pigault-Lebrun trat also vor und sagte mit melodischer Stimme:

„Ah, Sire, Sie sind nachdenklich? Sollte Jemand so unglücklich gewesen sein, Dero Mißfallen zu erregen?"

Seine Majestät schüttelte das Haupt.

„Nein, Pigault," entgegnete er langsam; „ich bin mit Dir und allen meinen Getreuen vollkommen zufrieden ...; allein, siehst Du ..."

Er stockte.

Pigault-Lebrun näherte sich abermals um ein paar Schritte. Er konnte jetzt dem König voll ins Gesicht sehen. Der eigenthümliche Schleier von Melancholie, der auf diesen sonst so heiteren Zügen ruhte, berührte ihn im höchsten Grade peinlich.

„Eure Majestät ist verstimmt," sagte er in sorglichem Tone ...; „Fanden Sie die heutige Tafel nicht ganz Dero Geschmack...? Ich werde sofort die Entlassung des Küchenmeisters anordnen."

„Beileibe nicht," flüsterte Jérôme. „Meine Köche sind Meister ihrer Kunst, und wenn die Etiquette nicht wäre, ich würde sie sämmtlich in den erblichen Grafenstand erheben ..."

„So hat Ihnen die Königin eine Scene gemacht? Ah, Sire, ich bin sicher... die Königin ... Ich kenne die Eifersucht Ihrer Majestät..."

„Du irrst Dich, mein Freund! ... Seitdem der Kaiser, unser gestrenger Bruder, die kleine Helene mit Gewalt von dannen geführt hat, ist die Königin mit mir ausgesöhnt. Sie hegt, Dank unserer Vorsicht, nicht den geringsten Verdacht mehr...,

*) Aus dem Neuen Blatte.

Ah, es war ein niederträchtiger Streich von meinem Bruder!"

„Ich wage nicht zu widersprechen, Sire. Indeß, bedenken Sie, die Etiquette! Sie sind König, Sie müssen wenigstens den Schein wahren. Die kleine Frau hatte Ihre Majestät ja vollständig verdrängt ... Der ganze Hof lag Helenen zu Füßen und Ihre legitime Gemahlin zog sich ganz und gar aus der Oeffentlichkeit zurück ... Der Kaiser ist ja auch kein Ausbund von Jugend, aber er hält doch darauf, daß die Welt nicht skandalisirt wird ... verzeihen Sie den Ausdruck ..."

Das Antlitz des Königs war mit jedem Worte seines Vertrauten finsterer und erregter geworden. Er stützte den Kopf in die Hand und starrte eine Minute lang dumpf vor sich hin.

„Pigault," sagte er endlich, „seien wir aufrichtig! Was hältst Du von meinem Verhältniß zu meinem kaiserlichen Bruder?"

„Die Frage ist schwer zu beantworten, Sire," erwiderte der Bibliothekar.

„Keine Phrasen, mein Freund ... Laß jetzt einmal das langweilige Geschwätz von Sire und Majestät und steh' mir ordentlich Rede ... Siehst Du, wie ich da so hinausschaute in das herrliche Land, das ich mein nennen könnte, wenn nicht ... wenn ... wenn es eben mein wäre ..."

„Ich verstehe Sie nicht; sind Sie nicht König?"

Ein bitteres Lächeln spielte um Jérômes Lippen.

„König!" wiederholte er in höhnischem Tone; „ja, König, wie der König im Schachspiel, eine Puppe, die durch die erste beste Laune einer höhern Macht matt gesetzt werden kann."

(Fortsetzung folgt.)

Die Kapitulation von Metz.

(Von Julius v. Wickede.)

Wie die Kapitulations-Urkunde vorschrieb, die in der Nacht vom 27. auf den 28. Oktober im Schlosse Frescaty aus dem Dintenfasse des Adjutanten v. Götz vom 54. pommer'schen Infanterie-Regiment unterzeichnet wurde (der Prinz Friedrich Karl hat sich das historisch merkwürdige Dintenfaß zur Erinnerung schenken lassen), sollte der Ausmarsch der französischen Garnison aus Metz am 29. Oktober, Mittags, beginnen. Es war eigentlich festgesetzt, daß der Ausmarsch mit den Waffen in der Hand erfolgen solle und diese dann gestreckt werden müssen. Doch war am Abend vorher von den französischen Offizieren erklärt worden, daß sie in dem Falle, daß ihre Leute mit den Waffen in der Hand vor den Preußen vorbeimarschiren müßten, nicht für Unordnungen einstehen könnten. So war denn nachgegeben, daß die Waffen der Mannschaft noch in der Festung niedergelegt wurden und nur die Offiziere ihre Degen behielten. Da es sich um den Ausmarsch von circa 140,000 unverwundeten französischen Gefangenen handelte, so nimmt das selbstverständlich mehrere Tage in Anspruch und konnte auch nur aus verschiedenen Thoren erfolgen. Der Hauptausmarsch der französischen Garde, in der Stärke von circa 15,000 Mann, und ihr Vorüberdefiliren bei dem Prinzen Friedrich Karl (der ebenso wie der Kronprinz jetzt zum Feldmarschall der preußischen Armee ernannt ist) war auf der Chaussee von Metz nach Ars sur Moselle bestimmt. Trotz des strömenden Regens, der leider seit acht Tagen fast unaufhörlich anhält, die Beschwerden unserer Truppen sehr erhöht und auch den armen französischen Gefangenen große Leiden und Strapazen bringt, stellten sich am Mittag bei der Mairie Tournbridge, ½ Meile von Metz gelegen, das 2. und 54. pommer'sche Infanterie-Regiment, das 2. pommer'sche Jägerbataillon, das pommer'sche Pionnier-Bataillon, zwei leichte Batterien des 2. Artillerie-Regiments und zwei Schwadronen des 11. neumärkischen Dragoner-Regiments in voller Parade ohne Mäntel in der Entfernung von 50 Schritten längs der Chaussee auf. Um 1 Uhr erschien der Prinz Friedrich Karl mit dem General v. Fransecky, Befehlshaber des zweiten Armeekorps, und zahlreichem Gefolge. Ein dreimaliges kräftiges Hurrahgeschrei der Truppen und die schmetternde Feldmusik begrüßten den Feldherrn, der Metz bezwang, als er längs der Reihen der Regimenter hinsprengte.

Bald erschienen nun zwei französische höhere Stabsoffiziere, von denen besonders der eine, ein alter, würdevoller Greis, ein Bild des tiefsten Seelenschmerzes zeigte und meldeten den Ausmarsch der kaiserlich französischen Garde in die preußische Kriegsgefangenschaft. Es waren Stunden von welthistorischer Bedeutung, die jetzt an uns Zuschauern vorübergingen. In einem endlosen Zuge, der fast an drei Stunden dauerte, kam nun die französische Garde mit dem weißen Stock in der Hand die Chaussee hinaufmarschirt. Die Soldaten defilirten bei dem General v. Fransecky vorbei und wurden dann auf eine große Wiese geführt, wo sie Speise erhalten und die Nacht bei Bivouakfeuern verbringen sollten, um alsdann unter Eskorte von Regimentern des 7. (Westfälischen) Armee-Korps den Weitermarsch zu Fuß nach Saarbrücken, von wo der Transport mit der Bahn erfolgen soll, anzutreten. Die Offiziere, mit dem Degen bewaffnet, führten ihre Mannschaften bis an den General v. Fransecky und übergaben sie dort.

Die Stabsoffiziere erhielten die Erlaubniß, für die Nacht noch nach Metz zurückzukehren, während die Subaltern-Offiziere die Nacht bei ihren Truppen bivouakiren mußten. Sämmtliche französische Offiziere, deren Zahl über 4000 beträgt, werden so schnell als möglich mit der Eisenbahn nach Deutschland befördert werden.

Wenn man bedenkt, daß unsere Truppen hier vor Metz lediglich aus Magazinen verpflegt werden müssen, die Quartiere alle überfüllt sind, fast unaufhörlicher Regen niedergießt, so ist es freilich zu entschuldigen, daß die ungeheure Zahl von 173,000 Gefangenen (darunter einige 30,000 Verwundete und Kranke) in den ersten Tagen selbst beim besten Willen nicht gut verpflegt werden kann und die ohnehin schon sehr unglücklichen Menschen wohl mehr Leiden und Strapazen ausgesetzt sein werden, als dies aus Rücksicht der Humanität wie Sanität wünschenswerth sein möchte. Es geht aber nun einmal nicht anders, die Zahl der französischen Kriegsgefangenen ist zu groß; wie soll man für 173,000 Mann plötzlich gut sorgen? Und wir werden in kürzester Zeit über 300,000 französische Kriegsgefangene in Deutschland zu verpflegen haben!

In Reihen von 8—10 Mann zogen nun die Kuirassiere, Karabiniers, Lanciers, Chasseurs à Cheval und Husaren der Garde, alle zu Fuß und ohne Waffen, dann die reitende Artillerie, das 1. Grenadier-Regiment, zwei Voltigeur-Regimenter und das Chasseurs-Bataillon an uns vorüber. Es waren fast durchweg lauter schöne, überaus kräftige, recht martialisch aussehende Männer, unbedingt die Elite der ganzen französischen Armee und noch vor wenigen Monaten die stolzeste und kriegsfreudigste Truppe, die ganz Europa nur besaß. Alle Gardisten waren sehr gut, ja, selbst elegant uniformirt und führten Mäntel und viel sonstiges Gepäck bei sich. Ersichtlich hatte man der Mannschaft zuletzt noch die Magazine geöffnet, damit sie sich dort für lange Kriegsgefangenschaft mit Sachen versorgen sollte. Die Haltung der Leute war ernst und ruhig; Kummer, Schmerz, aber auch tödtlicher Haß gegen uns, die siegenden Preußen, war auf den Gesichtern fast aller Offiziere und Unteroffiziere, ja, auch der meisten Soldaten gar deutlich ausgeprägt. Da ich mich absichtlich mitten auf der Chaussee so recht zwischen den Franzosen aufgestellt hatte, auch sehr viel mit ihnen sprach, so konnte ich dies sehr deutlich bemerken. Unsere braven Pommern bewahrten eine sehr anständige Haltung den besiegten Feinden gegenüber; auch kein kränkender Jubelruf, kein Wort der Freude oder was sonst die Franzosen hätte verletzen können, wurde hörbar, es war eine fast lautlose Stille, in der Alle verharrten, und die unendliche Bedeutung dieser Stunden übte auf die Offiziere wie Soldaten unseres Heeres eine ersichtliche Wirkung. Sie ehrten sich selbst, indem sie den nach langer, tapferer Vertheidigung von uns besiegten Feind ehrten.

Den gefangenen Franzosen sah man den Hunger und die Entbehrungen der letzten Wochen, die sie hatten in großem Maße ertragen müssen, äußerlich nicht sehr an, dahingegen zeigten die 40—50 Pferde der berittenen Offiziere, die ich sah, nur zu viele Spuren des Mangels und waren theilweise nur noch Haut und Knochen.

Schmerzliche Scenen kamen viele vor, manche französische Soldaten weinten sehr, als sie von ihren Offizieren Abschied nahmen; auch bei manchen Offizieren sah ich Thränen über die gebräunten Wangen rollen. Ich bin gewiß ein so enthuastischer Verehrer des preußischen Waffenruhmes und unserer schwarz-weißen Fahne, wie nur ein Mensch lebt, und zähle daher die Stunden, da die französische Kaisergarde als Kriegsgefangene bei uns vorüberzog, zu den freudigsten Anblicken, die mein ganzes Leben mir nur gewährte, und doch überkamen mich dabei recht ernste Betrachtungen, und ich selbst konnte mich in die Seelen von Tausenden von Kriegern, die jetzt in die Gefangenschaft ziehen mußten, so recht hineindenken und fühlen, und ihren Schmerz achten und ehren. Nach dem Krimkriege und gar dem italienischen Feldzuge von 1859 war die franz. Armee und ganz besonders ihre stolze und aus sehr bewährten Offizieren und Soldaten bestehende Kaisergarde das siegesstolzeste, mit den meisten kriegerischen Lorbeern geschmückte Heer in Europa. Hunderte von Offizieren aller europäischen Heere, welche militärische Studien machen wollten, eilten nach Frankreich, um dort zu lernen und Erfahrungen zu sammeln, und ich auch selbst weilte in Algerien, im Orient und gar häufig in Frankreich sehr viel und gern in der Mitte der französischen Truppen, habe ungemein viel von ihnen gelernt und manche sehr freundliche Erinnerungen, wofür ich stets ihnen dankbar bleiben werde, aus ihren Kreisen mitgenommen.

Der Gedanke ergriff mich aber jetzt in diesen Stunden, als die Garde als Gefangene bei uns Preußen vorüberzog, daß der Stern Frankreichs unrettbar im Verbleichen, der von Preußen und mit ihm von Deutschland aber im Emporsteigen begriffen ist, und daß die grande nation von nun an einen bescheidenen Platz in Europa einnehmen wird und muß, während das deutsche Volk einen höhern Rang sich errungen hat.

Der preußische Adler hat den französischen vollständig besiegt, und was am 29. Okt. aus Metz in die preußische Kriegsgefangenschaft zog, ist an Stärke und militärischer Kraft allem, was Frankreich jetzt noch an streitfähiger Mannschaft aufzubringen vermag, unendlich weit überlegen. Die französische Kaisergarde allein hätte alle Franctireurs und an-

dere Schaaren der Herren Gambetta und Konsorten mit leichter Mühe zu besiegen vermocht.

Während bei uns die Garde vorbeidefilirte, zogen aus zwei anderen Thoren von Metz ebenfalls je 20,000 Mann in die Gefangenschaft, während preußische Truppen, die Division Kummer, die Thore und Außenforts besetzten.

Vom Kriegsschauplatz.

Metz, 31. Okt.

Endlose Karawanen bewegen sich auf der Straße nach Metz. Zahllose Fuhrwerke wogen, zwei mächtigen Wellen gleich, auf und ab. Viehheerden, welche für die Stadt bestimmt sind, weiden auf den Aeckern an der Straße, oder winden sich durch das Wagengewühl. Tausende von Schafen, Rindvieh, Geflügel aller Art ist unterwegs und morgen schon hat die Noth ihr Ende erreicht, morgen schon wird Metz überreich mit Lebensmitteln versehen sein.

Die äußere Umgebung der Festung sieht grauenhaft aus. Die herrlichen Anpflanzungen und Promenaden sind gefallen und mit ihnen die Landhäuser und Villen, welche vordem eine Zierde der Umgebung gewesen sind. Nur noch Trümmer ragen im wilden wüsten Chaos empor und machen auf den Wanderer einen unheimlichen Eindruck. Rechts von der Pariser Straße sind tiefe Gräben aufgeworfen, um die Eingeweide der geschlachteten Pferde aufzunehmen, wallartige Hügel in unmittelbarer Nähe lassen auf den gewaltigen Konsum an Pferdefleisch schließen. Die Metzger, welche mit Sack und Pack der Unglücksstätte entfliehen, sehen elend genug aus, namentlich erregen die bleichen Frauengesichter mit den blaugeränderten Augen sofort das allgemeine Mitleid; man kann hieraus am deutlichsten schließen, was die Bevölkerung in den siebenzig Tagen der Belagerung erduldet hat. Die Männer sehen besser aus, frisch sogar die Soldaten.

In der Stadt herrschte reges Leben, die Einwohner gaben sich ganz der Freude der Erlösung hin; zum Erstenmale nach langen schweren Tagen sind die Märkte wieder besucht, und wie Bienenkörbe werden die Marketenderwagen umschwärmt, die ihren Inhalt für enorme Preise reißend los werden. Käse ist ein Leckerbissen, doch alle Welt drängt sich darnach und mit 2 Fr. wird ein Stückchen bezahlt, das in Frankfurt 6—12 kr. kosten würde. Offiziere in ihren besten Uniformen, meist beritten, durchziehen die Straßen, ab und zu sprengt eine Abtheilung preußischer Feldgendarmen oder ein Offizierstrupp vorüber, dann stockt der Strom, alles staunt die fremden Reiter in ihren eleganten Uniformen an und dann geht es weiter, um nach wenigen Schritten abermals stehen zu bleiben. Friedlich, oft Arm in Arm, wandern die französischen und deutschen Soldaten einher. Was hat man auch persönlich gegeneinander, um sich Haß entgegen zu tragen? Nur einen angetrunkenen Franzosen bemerkte ich, der in lauter Weise die wildesten Drohungen und Verwünschungen gegen die Deutschen ausstieß, was diese glücklicher Weise nicht verstanden oder nicht verstehen wollten. An jeder Straßenecke stehen Militärs, welche ihre Effekten um einen Spottpreis veräußern. Die prächtigsten Pferde gehen für einen unglaublich billigen Preis fort. Man bezahlte die schönsten Exemplare mit 20—25 Fr., in normalen Verhältnissen würden sie vielleicht eben so viele Friedrichsd'or gekostet haben. Die Stimmung der Offiziere ist, nach dem Gesichtsausdruck zu schließen, eine getheilte. Die Einen lachen, die Anderen schauen finster drein, das Schicksal der Festung geht ihnen jedenfalls sehr nahe.

Fast ausnahmslos sind die Offiziere gegen Bazaine aufgebracht. Man wirft ihm vor, die Sache des Vaterlandes verrathen zu haben. Ich hörte dies mit Achselzucken an und wies die Sprecher auf den zwingenden Proviantmangel. Wohl, erwiderte man mir, das durfte den Marschall nicht zur Uebergabe veranlassen. Wir hatten zum Mindesten noch auf 8 Tage reichliches Auskommen, und was hinderte ihn, mit seiner Armee durchzubrechen? Die Aufstellung der Preußen nicht. 25,000 Mann hätten zur Besatzung ausgereicht und mit 130,000 Mann hätte der Ausfall und Durchbruch sicher gelingen müssen. Ich machte den Mann auf die vielen vergeblichen Ausfälle aufmerksam, doch auch das ließ er nicht gelten. Es ist dabei ja nicht der dritte Theil unserer Truppen zur Verwendung gekommen, sagte er. Ich pilgerte weiter und stand bald auf der herrlichen Place royale, auf der sich mir ein eigenthümliches Bild entrollte. Von der Eisenbahn hatte man etwa 200 Wagen hieher gebracht und straßenartig aufgestellt. Jeder dieser Wagen war mit einer Treppe versehen und diente als Hospitalraum. Das Innere war sehr gut ausgestattet, und wie mir die hier befindlichen Verwundeten erzählten, hatten sie bisher noch nicht zu klagen gehabt. Dem Eisenbahnwagen-Lazareth reihte sich eine kleine Zeltstadt an, gleichfalls für Verwundete und Kranke errichtet. Die Aufstellung war in den reizenden Parkanlagen am Justizpalast bewirkt worden und die Kranken müssen hier ein verhältnißmäßig herrliches Dasein geführt haben.

(Frankf. J.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 244 Samstag, 5. November **1870.**

König Jérôme im Arrest.

(Fortsetzung.)

„Wie meinen Sie Das, Sire?“ stotterte Pigault-Lebrun.

Jérôme machte eine Bewegung des Mißbehagens.

„Pigault,“ sagte er, „ich bitte Dich, stelle Dich nicht dümmer als Du bist. Du willst mich schonen. Du fürchtest, meine Eitelkeit zu verletzen. Das laß ich gelten, wenn wir im Kreise unserer Höflinge sind. Hier aber ist die Maske Luxus. Ich fordere Deine Meinung, und zwar ohne Rückhalt, verstehst Du?“

„Zu Befehl, Sire. Fragen Sie!“

„Du weißt,“ fuhr der König fort, „daß ich trotz aller Herrlichkeit nur der elende Sklave meines Bruders bin . . .“

„O, Sire . . .“

„Aber, ich gestehe Dirs offen . . . ich fange nachgerade an, des Possenspiels müde zu werden. Es ist weit gekommen, wenn dieser . . . dieser Tyrann sich erlauben darf, in meine Privatverhältnisse einzugreifen . . . Ich bin fest entschlossen, bei der ersten Gelegenheit ein eklatantes Exempel zu statuiren... Willst Du mich dabei unterstützen?“

„Ich stehe jederzeit zu Eurer Majestät Verfügung,“ lautete die diplomatische Antwort.

„Was hieltest Du zum Beispiel davon, wenn ich den Prinzen von Paderborn kurzer Hand zum Teufel jagte? Der Kerl ennuyirt mich so wie so mit seinem Geschwätz von Kirchenverfassung und Klerus mehr als ich sagen kann, und die Geschichte würde stark nach Unabhängigkeit schmecken!“

„Aber die Folgen?“

Der König warf sich trotzig in die Brust.

„Pah,“ entgegnete er, „der Kaiser wird sich fügen, wenn er sieht, daß ich standhaft bin. Was kann er machen?“

„Sire,“ sagte Pigault in bedächtigem Tone, „ich glaube, Sie täuschen sich selbst . . . Sie wissen nur zu gut, daß Napoleon I. nicht mit sich spaßen läßt, und was Ihre eigene Standhaftigkeit anbetrifft, so verzeihen Sie, wenn ich keine allzuhohe Meinung davon habe . . .“

„Du bist aufrichtig.“

„Ich bitte Eure Majestät, mich nicht mißzuverstehen. Aber Ihre angeborene Herzensgüte, Ihre Friedensliebe . . .“

„Schon recht,“ murmelte Jérôme, „spare Deine Beredtsamkeit! Ich glaube selbst, der Streich wäre als erster Schritt zur Emanzipation ein wenig verwegen . . . Aber weißt Du nichts Besseres?“

In diesem Augenblick trat ein Kammerjäger in das Gemach und meldete in tiefster Devotion:

„Der Pariser Courier!“

Instinktiv fuhr der König von seinem Sessel auf. Es hätte wenig gefehlt und er wäre selbst in das Vorzimmer geeilt, um die Briefschaften in Empfang zu nehmen. Er besann sich jedoch noch zur rechten Zeit und setzte sich wieder, während Pigault-Lebrun von dannen eilte, um nach einigen Sekunden mit einer schweren Fuhre von Papieren zurückzukehren.

„Da wir nichts Wichtigeres zu thun haben,“ sagte Jérôme mit schlecht erkünstelter Gleichgültigkeit, „so kannst Du die Geschichte einmal durchsehen und mir das Amüsanteste vorlesen.“

Pigault setzte sich und begann seine Musterung.

„Depesche des Kultusministeriums . . .“

„Weg damit!“

„Das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten an die königliche...“

„Weiter, weiter!

„An Ihre Majestät die Königin.“

„Von wem?“

„Nicht zu errathen. Vermuthlich eine Busenfreundin . . .“

„Weiter . . .“

„Ein Brief des Kaisers an Eure Majestät.“

„Schon wieder . . . Was kann er wollen? Gib her . . . Oder nein . . . Lies vor . . . Du weißt, ich finde mich in diesen Krähfüßen nicht zurecht . .“

Pigault-Lebrun entfaltete das Schreiben und begann wie folgt:

„Mein Bruder Jérôme Napoleon,
König von Westphalen!“

„Wie? fragte Jérôme, „mein Bruder,“ schreibt

er? „Nicht mein lieber Bruder? Das wird wieder eine saubere Epistel sein. Weiter!"

Der Bibliothekar fuhr fort.

„Alles, was ich von Ihnen erfahre, liefert mir den Beweis, daß meine Rathschläge, meine Anordnungen, meine Befehle nicht den geringsten Eindruck auf Sie machen. Die Geschäfte sind Ihnen lästig. Die Pflicht der Repräsentation ennuyirt Sie. Mein Bruder, bedenken Sie, daß das Metier eines Königs gelernt sein will! Ein Souverän ohne die gehörige Repräsentation ist ein Unding. Sie lieben die Freuden der Tafel. Sie lieben die Frauen. Beides wird Sie zu Grunde richten. Machen Sie's wie ich: Bleiben Sie eine halbe Stunde bei Tische und lassen Sie die Weiber — Weiber sein!" . . .

„Diese Unverschämtheit!" stammelte der König in höchster Aufregung. „Was hat Er sich darum zu kümmern, ob ich mein Leben genieße oder nicht! So was ist in der Geschichte noch nicht dagewesen! Ich möchte wissen, wozu ich König bin, wenn ich mich nicht amüsiren soll! Gib Acht, Pigault, es ist wieder auf eine von meinen . . . Freundinnen abgesehen!"

„Ah, ich glaube nicht daran . . . Wir gehen zu vorsichtig zu Werke . . . Gilt die reizende Karoline nicht allenthalben für meine Gemahlin? . . . Und die deutsche Gräfin, die wir aus München geholt haben, hält man sie nicht allgemein für die Frau Ihres Leibarztes? . . ."

„Aber die kleine Herberti, die Tänzerin?"

„Pah! haben wir Sie nicht als Kammerfrau bei der Justizministerin untergebracht? Kein Gedanke, Sire! Niemand kann ernstlichen Verdacht geschöpft haben!"

„Du siehst Alles im rosigsten Lichte. Leider weiß ich nur zu gut, daß jeder meiner Schritte überwacht wird. Wer zählt die Spione, die mein liebenswürdiger Bruder besoldet? Nirgends sind wir sicher, nicht einmal mehr bei unseren intimen Soupers."

„O, Sire, Sie sind Pessimist. Im Kreise Ihrer Vertrauten findet sich kein Verräther!"

„Ich wollte Du hättest Recht. Aber nun lies einmal weiter! Ich bin doch begierig zu hören, wo das hinausläuft."

Pigault-Lebrun fuhr in der Lektüre fort.

„Der Prinz von Paderborn, den ich Ihnen zum Aumônier gegeben habe, schreibt meinem Kultusminister, Sie gingen nie darauf ein, wenn er mit Ihnen von kirchlichen Angelegenheiten sprechen wolle. Das ist nicht in der Ordnung. Man muß sich mit Allem befassen, sogar mit der Religion."

„Es ist zu stark! Ich soll mich von dem langweiligen Tropf anlügen lassen, blos weil mein Herr Bruder die Marotte hat, das gehöre zum Handwerk! Na, warte nur! Du sollst mich kennen lernen! Weiter! —"

„Sie haben Ihren Kammerherrn Merfeldt nach Hannover versetzt, weil er Ihnen, wie Sie sich ausdrückten, mit seinen beständigen Predigten über die Etikette lästig fiel. Ich möchte wissen, wie Sie Ihre Rolle als König spielen wollen, wenn Ihnen der Souffleur fehlt. Ich wünsche, daß Sie besagten Kammerherrn sofort zurückberufen und zwar so, als ob Sie dies aus freien Stücken thäten!"

„Sehr gut, sehr gut," sagte der König erbittert. „Ich sehe wohl, daß mein Entschluß, diesem unwürdigen Zustand ein Ende zu machen, nicht zu früh kommt! — Weiter!"

„Sie vernachlässigen die Königin. Ist Sie Ihnen etwa nicht vornehm genug? — Warum berücksichtigen Sie nicht meine Wünsche? Ich erwarte unter allen Umständen, daß ich zunächst von der bevorstehenden Geburt eines Prinzen höre . . . Meine weiteren Anordnungen übermittle ich dem Minister Siméon. Er wird Sie davon in Kenntniß setzen. Ich verbleibe Ihr wohlgewogener Bruder

Napoleon."

(Fortsetzung folgt.)

Die Kapitulation von Metz.

(Von Julius v. Wickede.)

Es war ein ungemein freudiges Gefühl, mit dem ich am Morgen des 30. Okt. von Ars sur Moselle nach Metz, das am Mittage zuvor von unseren Truppen besetzt war, eilte. Der stärkste Waffenplatz Frankreichs war in unserer Gewalt, und von dem Fort St. Quentin, dessen Eroberung uns unermeßliche Schwierigkeiten bereitet haben würde — so stark ist dessen natürliche Lage und so Vieles schuf die unläugbar nicht geringe fortifikatorische Kunst der Franzosen noch hinzu — wehte jetzt die schwarz-weiße Fahne.

Mein Weg von Ars nach Metz führte mich durch das Lager, wo an dem Ufer der Mosel circa 20,000 Mann gefangene französische Gardisten aller Waffengattungen in den kleinen Zelten, die sie sich mitgebracht hatten, kampirten. Die Nacht hatte es wieder nur zu stark geregnet, der Schmutz war fast unergründlich und die Verpflegung, die wir den armen, ausgehungerten Gefangenen geben konnten, nur sehr dürftig und bestand aus etwas Reiß, Kaffee und einen Schiffszwieback für den Mann. Trotzdem war die Mannschaft leidlich bei Laune und suchte es sich so bequem als möglich zu machen. Viele Gefangene wuschen ihre sehr schmutzige Wäsche in der Mosel, Andere schöpften Wasser in die Kochkessel, um eine Suppe zu kochen, noch Andere

fällten Holz für die kleinen Bivouakfeuer; kurz, Leben und Thätigkeit herrschte überall. In dieser Kunst, gute Miene zum bösen Spiele zu machen und sich sehr schnell kleine Bequemlichkeiten für das Feldleben zu bereiten, sind die Franzosen unübertrefflich; und hierin — aber lediglich auch nur hierin — können sie uns als nachahmenswerthe Muster dienen.

Das Lager an der Mosel in der wunderschönen Umgegend, die Metz so sehr auszeichnet, bot einen ungemein malerischen Anblick, und die scharlachrothen Reitermäntel der Garde-Kürassiere, die weißen Mäntel der Dragoner, die blauen, mit gelben oder weißen Litzen auf der Brust verbrämten Röcke der Grenadiere und Voltigeurs, die Zuaven der Garde in ihrer bunten, orientalischen Uniform — alles dieses war voll blendenden Farbenglanzes und äußerster Mannigfaltigkeit.

Mehrere Transporte von je 2000 Mann Stärke waren übrigens schon abmarschirt, und es sollen täglich 8—10 Transporte von je 2000 Mann unter der Eskorte einer Kompagnie jetzt den Marsch nach Deutschland antreten. Der Transport von ca. 140,000 unverwundeten Gefangenen und besonders ihre auch nur nothdürftige Verpflegung auf dem Marsche ist eine sehr schwierige Sache.

Die Chaussee nach Metz war sehr belebt. Ganze Schaaren ziemlich ausgehungerter Menschen, fast lauter Flüchtlinge aus der Umgegend, die so entsetzlich thöricht gewesen waren, bei dem Anmarsche der Preußen ihre Häuser zu verlassen, um in diese Festung zu flüchten, eilten jetzt in ihre Heimath, die sie theilweise leider wohl sehr verwüstet wiederfinden werden, während umgekehrt Bauern und Marktleute der Umgegend mit Lebensmitteln in die über drei Monate dem freien Verkehre entzogene Stadt fuhren, um solche dort zu hohen Preisen zu verkaufen, häufig auch wohl, Verwandte oder Freunde damit zu erfreuen. Man sah, wie Alle ohne Ausnahme im höchsten Grade erfreut waren, daß die gänzliche Sperrung, die Metz von der Außenwelt trennte, nun endlich aufgehört hatte. Auch kleinen und größeren Trupps französischer Soldaten, die ohne Wache einherzogen, um sich selbst bei dem nächsten Lager der Gefangenen zu melden, begegnete ich häufig. Mit vier alten Sergeants-Majors der Voltigeurs der Garde, wirklich schönen, kräftigen Soldatengestalten, ließ ich mich in ein längeres Gespräch ein. Nach echt französischer Auffassung waren die Truppen stets verkauft und verrathen, Mac Mahon und Bazaine Verräther (Cochons) und der Kaiser Napoleon der allergrößte Schuft.

Zur Kapitulation von Metz.

(Am 27. Oktober 1870.)

Gegrüßt seist du mein Vaterland,
Du Land der deutschen Treue,
Du, dem ich mich mit Herz und Hand
Mit Blut und Leben weihe,
Gegrüßt in dieser schönen Zeit
Der großen, deutschen Einigkeit!

Verwirklicht ist der Jugend Traum,
Des Herzens Wunsch erfüllet,
Was wir geglaubt, gehoffet kaum,
Das Sehnen ist gestillet,
Ein unauflöslich festes Band
Umschlingt das deutsche Vaterland!

Umsonst nicht gingt Ihr in den Tod,
Ist Euer Blut geflossen,
Im schönsten, gold'nen Morgenroth
Hat sich ein Tag erschlossen,
D'rum blicken dankend wir hinab
Auf Ihr geweihtes Heldengrab!

Die große That sie ist vollbracht,
Vereint ist sie gelungen,
Gebrochen ist der Wälschen Macht,
Die Riesenburg bezwungen,
Von Land zu Land, von Meer zu Meer
Klingt Deutschlands Name hoch und hehr!

Das deutsche Banner weht im Wind
Hoch von den Bastionen,
Daß sie in uns'ren Händen sind,
Wie können wir's Euch lohnen,
Nach langem, hartem Widerstand
Fiel endlich Metz in Eure Hand!

Ja, Deutschland hat sich aufgerafft,
Und gleicht jetzt einem Riesen
An Größe, Heldenmuth und Kraft,
Und hat der Welt bewiesen,
Daß es geachtet, groß und frei
Durch Einigkeit geworden sei!

D'rum sei gegrüßt mein Vaterland,
O könnt' ich es erflehen,
Daß zwischen Fürst und Volk das Band
Der Liebe möcht' bestehen,
Daß aller Hader wäre aus
Im Vaterland, im Gotteshaus! —

Aschaffenburg im November 1870.

Franz Englert.

Kunst und Literatur.

In der Kranzfelder'schen Buchhandlung in Augsburg ist eine Separatausgabe der Verfassung des Norddeutschen Bundes erschienen, auf welche wir hiemit aufmerksam machen, da der Eintritt in denselben für die Anhänger aller politischen Parteien gegenwärtig zur brennendsten Tagesfrage geworden ist. Diese Ausgabe ist für den billigen Preis von 9 kr., schön ausgestattet und bei allen Buchhandlungen vorräthig zu beziehen.

Mannigfaltigkeiten.

Auf dem ganz ungewöhnlichen Wege einer regulären Briefpost geht der „N. fr. Presse" aus Berlin folgendes Schreiben zu: Sie dürfen wissen, daß für die erste eroberte französische Fahne von einem hiesigen Banquier eine Summe von tausend Louisd'ors ausgesetzt worden ist; ebenso ist die Thatsache nicht neu, daß der preußische Soldat, der sie bei Wörth eroberte, ein Jude ist. Als der tapfere Mann und Jude vor wenigen Tagen nach Berlin kam, wohin er Gefangene eskortirt hatte, ergriff die jüdische haute finance mit Enthusiasmus die Gelegenheit, den Helden festlich zu bewirthen. Es gab ein brillantes Banquier-Bankett und an der Spitze des Tisches thronte der jüdische Sieger von Wörth. Man ließ ihn unzählige Male hochleben und forderte ihn am Schlusse des Bankets auf, doch die näheren Details seines kühnen Streiches zum Besten zu geben. „Ach sehen Sie", sagte der brave Füsilier sehr bescheiden, „die Sache ist bei Weitem nicht so gefährlich gewesen, als sie allgemein geschildert wird. Als wir Sturm auf die Höhen liefen, sehe ich plötzlich einen Franzmann mit der Fahne stehen. Jetzt oder nie! sagte ich mir und sprang auf den Kerl zu: Gib die Fahne her, schreie ich, denn ich muß die 1000 Louisd'ors haben .... Der Andere ruft: Comment s'appele? (Wie heißt?) Ah, schreie ich hocherfreut, du bist auch ein Jude — so gibt die Fahne her, bekommst 500 Louisd'ors von meiner Prämie. Hier ein Wechselchen! .... Gesagt, gethan. Ich sprang mit der französischen Fahne zurück und jetzt bin ich hier und bitte schön um mein Geld, weil ich die Hälfte davon fortschicken muß." Die Gesellschaft wollte zwar mit Recht dieser Erzählung keinen Glauben schenken, aber der humoristische Füsilier war jetzt erst recht der Held des Tages.

Man schreibt aus Graz: „Um einen Maßstab für die Größe der in Steiermark zu errichtenden Landes-Siechenhäuser zu gewinnen, läßt der Landesausschuß durch die Pfarreien den Stand an blödsinningen Personen in den einzelnen Ortsgemeinden aufnehmen. Die Pfarrer wenden sich gewöhnlich an die Gemeindeämter der in ihrem Sprengel befindlichen Ortschaften wegen Anfertigung der bezüglichen Verzeichnisse. Der Gemeindevorsteher eines kleinen Dorfes, an welchen dieselbe Aufforderung gerichtet worden war und der sich auf seine Stylgewandtheit besonders viel zugute thut, war lange im Zweifel darüber, in welcher Weise das Schriftstück am Besten anzufertigen wäre. Endlich hatte er eine besonders gefällige Form gefunden und schrieb: „Blödsinniges Verzeichniß der Gemeinde N.: Anton F., vulgo der „Scheanglete", Josef G. der „Hanerbua" rc. rc. Diese Leute empfehlen sich sehr zur Aufnahme in ein Siechenhaus. Schließlich empfiehlt sich achtungsvoll — N., N., der Gemeindevorstand."

* Wie vertraut man allmählich mit der Gefahr wird, zeigt folgender Vorfall: Wir standen bei einem Ausfalle vor Paris außerhalb der Gefechtslinie, nur hie und da von einigen Granaten begrüßt, in der Nähe von Nußbäumen, wobei sich die Soldaten daran machten, die Nüsse abzuschlagen. Die unteren waren aber schon weg, so daß die Ernte nicht sehr ergiebig war. Auf einmal schlug eine Granate in die Wipfel des Baumes, zersprang und schlug Aeste und Nüsse in Menge herab, was von den Soldaten mit lautem Bravo begrüßt wurde.

Räthsel.

Zu mir hebt sich empor der Aar
Im schnellen Flug mit seiner Beute;
Liest Du mich rückwärts stell' ich dar
Das harte Lager armer Leute.

Auflösung des Räthsels in Nr. 238:
Nahnadel.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 245 Montag, 7. November 1870

König Jérôme im Arrest.

(Fortsetzung.)

Der König war bei den letzten Phrasen vom Fauteuil aufgesprungen. Sein Antlitz bedeckte sich mit einer brennenden Zornesröthe. Er ballte die beiden Fäuste und rang sichtlich nach Athem.

„Pigault!" rief er. „Du weißt, ich verstehe nicht viel von Stylistik und derartigem gelehrten Krame . . . Aber Du . . . Du bist ein Genie . . . Du kennst alle Kniffe der Redekunst . . . Du bist, wie man zu sagen pflegt, mit allen Hunden gehetzt . . ."

„Ew. Majestät haben eine zu schmeichelhafte Meinung von mir," entgegnete der Bibliothekar mit einer artigen Verbeugung, indem er den Brief des französischen Imperators wieder zusammenfaltete.

„Pigault!" fuhr der König fort, „Du bist der Mann dazu: Du mußt mir auf dieses Schandgesudel eine Antwort verfassen, die sich gewaschen hat!"

„Aber Sire, bedenken Sie . . ."

„Keine Ausrede; — ich gebe Dir mein königliches Wort darauf, daß ich Dich nicht verrathen werde. — Setze mir eine Epistel auf, die der Kaiser nicht hinter den Spiegel stecken wird! — Ich werde den Brief abschreiben, und Dir das Original zurückerstatten. Kein sterblicher Mensch erfährt, daß Du der Urheber bist!"

„Wenn Eure Majestät mir in der That versprechen . . ."

„Mein Wort darauf, Pigault, mein königliches Ehrenwort, ich wiederhole Dirs; Niemand soll den wahren Zusammenhang ahnen."

„Gut, denn, Sire. Allein ich wage nochmals einzuwenden . . . Der Streich könnte doch seine üblen Folgen haben!"

„Unsinn; ich bin Souverän und brauche mir die Ungezogenheit eines fremden Machthabers nicht gefallen zu lassen. Ich will unabhängig sein; eine bessere Gelegenheit, diesen Entschluß zu bethätigen, finde ich nicht wieder. Also ans Werk!"

„Morgen, Sire, wenn Sie nichts dagegen zu erinnern finden. Zu einer so wichtigen Arbeit bedarf man der Sammlung."

„Wie Du willst. Aber je eher, je besser. Eine prompte Antwort macht einen um so gewaltigern Eindruck. —"

„Morgen Früh um elf sind Sie im Besitz des Brouillons."

„Vortrefflich. Und nun wollen wir uns die Grillen aus dem Kopfe schlagen. Was hast Du für heute Abend arrangirt?"

„Eine glänzende Féte im Park . . . Lampions, feu d'artifice, Ballet . . ."

„Ah, sehr gut. Die Luft ist mild. Wir werden uns köstlich amüsiren."

„Um welche Zeit werden Eure Majestät herunterkommen?"

„Gegen zehn Uhr. Lassen Sie mir vorher ein Bad rüsten."

„Poulet?"

„Nein, Burgunder. Auf Wiedersehen."

* * *

Des andern Tages in der Frühe, als der Beherrscher Westphalens noch tief in den Federn lag, setzte sich der gewiegte Bibliothekar an sein Bureau, breitete den kaiserlichen Mahn- und Warnungsbrief zu seiner Linken auf die Platte aus, und studirte Phrase für Phrase, Wort für Wort, Sylbe für Sylbe.

Er wollte den Styl des gewaltigen Korrespondenten an der Seine in seiner ganzen gedrungenen Ursprünglichkeit und Derbheit, in seiner ganzen hochfahrenden Naivetät und Frische nachahmen, und jede Zeile des kaiserlichen Schreibens mit gleicher Münze heimzahlen. Nachdem er etwa eine Viertelstunde hin und her gesonnen hatte, ergriff er die Feder und ließ sie hastig über das Papier gleiten. In weniger als zehn Minuten war die Arbeit vollendet. Pigault konnte sich nicht enthalten, über das wunderliche Produkt zu lächeln, und der Gedanke, daß er, der bescheidene Vorleser Seiner Westphälischen Majestät, dem gefürchteten Machthaber Napoleon Bonaparte so vermessene Dinge sagte, erfüllte ihn mit einem gewissen Stolze, dem indeß eine entsprechende Dosis von Sorge beigemischt war

Er hatte es selbst dem Könige vorgehalten: Napoleon ließ nicht mit sich spaßen. Wehe dem unglücklichen Bibliothekar, wenn es ans Tageslicht kam, wer der wahre Autor dieses unerhörten Aktenstückes war! Der Cäsar, dessen vernichtendem Zorne der Buchhändler von Nürnberg zum Opfer gefallen, er konnte auch den Vertrauten Jérôme's zermalmen, wenn er beim Empfange des Briefes beispielsweise schlecht geschlafen hatte oder sonst mißlicher Laune war. Im besten Falle zog die Entdeckung eine mehr oder weniger empfindliche Freiheitsstrafe nach sich; und wahrlich, wenn man eine Zeit lang auf dem prächtigen Schloß der Wilhelms-, oder wie sie jetzt hieß, der Napoleonshöhe in dulci jubilo gelebt hatte, dann spürte man wenig Lust, dieses Paradies mit einem Kerker zu vertauschen!"

Pigault-Lebrun wurde ordentlich trübsinnig, als diese Gedanken durch seine Seele zogen. Langsam klappte er die Schreibmappe zu, steckte das Manuskript sorgsam in seine Tasche und wandelte dann die Treppe hinunter in den Park, um ein wenig die frische Morgenluft zu genießen.

Er mochte so eine Stunde zwischen dem duftenden Strauchwerk der Anlagen auf- und abgeschritten sein, als es ihm einfiel, daß er vergessen hatte, den Brief des Kaisers zu sich zu nehmen. Rasch eilte er nach seinem Zimmer. Auf dem Vorplatze begegnete er dem Aumônier, dem Prinzen von Paderborn.

„Ah, schon so früh, Hochwürden?" sagte er in einem Tone, der sein lebhaftes Befremden verrieth.

„Ja wohl, Herr Bibliothekar," entgegnete der Prinz lächelnd. „Ich dachte, es sei eine Sünde, den herrlichen Morgen zu versäumen. Uebrigens hören Sie? Da schlägt es neune! So gar Frühe ist es also nicht mehr! Sie haben wohl eine Promenade gemacht? Wie?"

Pigault-Lebrun erwiderte ein paar nichtssagende Worte, und begab sich in sein Gemach. Dort angelangt, steckte er den Pariser Brief in sein Portefeuille, zündete sich eine Cigarre an und legte sich langwegs auf das Sopha, in der Absicht, die Zeit bis zum Erwachen seines Gebieters mit der Lieblingsbeschäftigung des westphälischen Hofes, mit Nichtsthun hinzubringen.

Der Aumônier wollte ihm nicht aus dem Kopfe. Was hatte der geistliche Herr da auf dem Vorplatze verloren? Seine Wohnung lag auf dem entgegengesetzten Flügel des Schlosses.

„Ich kann diese Gesellen, die überall herumschnuppern, in den Tod nicht ausstehen," murmelte der Bibliothekar vor sich hin. „Schließlich läuft doch Alles auf die leidige Spionage hinaus. Der König hat Recht. Hier ist keiner Seele mehr zu trauen. Ich möchte wohl wissen, ob unser Verdacht betreffs des Zeremonienmeisters und des Justizministers begründet ist . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Die Kapitulation von Metz.

(Von Julius v. Wickede.)

Die geringe Anhänglichkeit und Treue der Franzosen an ihre langjährigen Führer und Herrscher ist mir stets als die widerwärtigste und schlechteste Seite des französischen Nationalcharakters erschienen. So wie in Frankreich eine Größe gefallen ist, wird sie immer von Allen verläugnet und mit Schmutz beworfen. Diese alten Sergeants-Majors sagten mir, sie hätten seit vierzehn Tagen kein Salz und kaum noch etwas Brod gehabt und lediglich von Pferdefleisch gelebt, im Uebrigen aber noch sehr gern sich gegen die Preußen geschlagen.

Da Metz von unserer Seite gar nicht beschossen wurde, so sieht man auch nicht die mindesten Spuren der Verwüstung. Nur die Franzosen hatten auf dem Felde viele Schützengräben und Schanzen angelegt, den Eisenbahndamm verbarrikadirt, kurz, alle möglichen Anstalten zu einer energischen Vertheidigung getroffen. Die eigentlichen Wälle der inneren Festung liegen übrigens eine starke Meile von den Außenforts entfernt, und ich mußte zwei Stunden gehen, bis ich in das Hauptthor eintreten konnte.

Ein unbeschreibliches Gewühl erfüllte die etwas engen Hauptstraßen von Metz. Viele Tausende französischer Soldaten und Hunderte von französischen Offizieren aller Waffengattungen, dazwischen, als wären sie die besten Kameraden, preußische Infanteristen und Dragoner unbefangen in den dichtesten Gruppen der Franzosen stehend und mit ihnen plaudernd, Armeefuhrwerke, Lieferanten und jüdische Pferdehändler, die zwar viele Püffe und Knüffe erhielten, dafür aber auch verhungerte und aus Haut und Knochen bestehende Pferde, die sonst ganz edel und brauchbar waren, von den französischen Offizieren, die in Gefangenschaft mußten, zu Spottpreisen kauften, erfüllten alle Straßen und Plätze mit einem Jahrmarktsgewühl, daß man sich oft fast gewaltsam durchdrängen mußte, dazwischen ertönte der preußische Armeemarsch, mit Trommeln und Pfeifen, unserer einrückenden Regimenter, die Räder der Batterien rasselten dumpf auf dem Pflaster, das Schmettern der Kavallerietrompeten erscholl. An 25,000 Mann preußischer Soldaten sollen fortan die Garnison von Metz bilden. Alle Läden in der Stadt waren geöffnet, in den Fleisch-

hallen hingen nur geschlachtete Pferde und die Bäcker verkauften schwarzes Kleienbrod, das ich übrigens sehr wohlschmeckend fand. In den glänzenden Speisesälen des Hotel de l'Europe saßen Hunderte von preußischen und oft mitten unter ihnen an denselben Tischen Dutzende von gefangenen französischen Offizieren. Man konnte recht gut in allen vornehmen Metzer Hotels speisen und noch besser trinken, freilich zu sehr theuren Preisen; denn für eine Portion Suppe, ein Stück Hammelsbraten mit Compot und dann Schinken mit Eiern, dazu eine halbe Flasche Wein, bezahlte ich an drei Thaler. Salz, Kaffee und Zucker waren sehr theuer, dagegen konnte man, für 2 Fr. die Flasche, ganz trinkbaren Landwein bekommen, und Champagner kostete die Flasche 7—8 Fr. Das Brod, auch in den vornehmen Hotels, war Kleienbrod, und mit Salz ward wie mit der kostbarsten Delikatesse umgegangen. In den Läden hatten Luxussachen die gewöhnlichen Preise. Fast verhungerte Pferde konnte man für 10—20 Fr. kaufen, auch lagen vor Hunger und Entkräftung gefallene Pferde überall todt umher. Die Einwohner waren durchweg höflich und freundlich und erklärten laut ihre Freude, daß die Kapitulation endlich abgeschlossen und der freie Verkehr wieder hergestellt sei, da in Metz, im Gegensatze zu Nancy, wo fast Niemand nur ein deutsches Wort versteht, Mancher wenigstens nothdürftig Deutsch versteht, da die Landbevölkerung zwei Meilen ostwärts von der Stadt sich der deutschen Sprache bedient; dies erleichterte ersichtlich sehr den Verkehr unserer Soldaten mit den Einwohnern. Ueberhaupt machte das Ganze einen ungemein harmlosen, fast friedlichen Eindruck und hätte man nicht überall Hunderte von Kanonen und viele Tausende von den Franzosen in Pyramiden zusammengestellte Chassepotsgewehre, dann zahllose Waffen aller Art erblickt, so wäre man schwerlich auf den Gedanken gekommen, sich jetzt in der einst weitaus stärksten Festung und dem großen Arsenal Frankreichs zu befinden, die uns erst wenige Stunden vorher ihre Thore durch eine Kapitulation geöffnet hatte.

Die deutsche Reichsfahne.

Ueber die Herstellung einer richtigen deutschen Reichsfahne wird hin- und herdisputirt, dennoch ist diese Frage eine, wenigstens theoretisch längst unzweifelhaft gelöste Frage. Die reinste, unanfechtbare Quelle für diese Lösung fließt in dem sogenannten Balduinischen Codex, jetzt im Staatsarchiv zu Koblenz.

Der Kurfürst-Erzbischof Baldewin von Trier regierte von 1307—1354 und war ein geborner Graf von Luxemburg. Er benutzte seine Stellung, um seines Bruders Sohn, den Grafen Heinrich von Luxemburg, auf den deutschen Königsthron als Heinrich VII. zu erheben und verewigte diese Glanzperiode seines Geschlechts durch eine Reihe von Bildern, welche das Leben des Königs in allen seinen Wandlungen darstellen. Auf ihnen sind die Wappen und Fahnen der in diesen Geschichten auftretenden deutschen und luxemburger Herren mit der gewissenhaftesten Treue in Farben ausgeführt, und gilt daher dieser Bilder-Cyklus zugleich als ältestes, authentisches Wappenbuch.

In den zahlreich abgeschilderten Schlachten erscheint der König stets im einfachen Harnisch, kennbar nur durch die Krone und den Schild mit dem Wappen des deutschen Reichs: dem einköpfigen schwarzen Adler im goldenem Felde. Aber die Reichsfahne, welche ein Marschall ihm überall voranträgt, wimpelartig über das ganze diesseitige Heer flatternd, sie zeigt die Farben **Roth** und **Gold** senkrecht, nicht quer getheilt, gleichgültig welche Farbe voransteht. Die leidige Trikolor ist eine moderne Erfindung; die französische Revolution ihre Mutter.

Wenn man daher nach dem Auseinanderfallen des alten Römischen Reiches deutscher Nation das Andenken an vergangene Herrlichkeit zu erhalten suchte, und dies, charakteristisch genug, nur durch Nachahmung einer neuen französischen Mode zu thun wußte, war die Zusammenstellung des Schwarz im deutschen Reichsadler mit dem Roth und Gold der alten Reichsfahnen die einzig mögliche und allein berechtigte Trikolore.

Wozu aber **drei** Farben? Die Zeiten, in welchen solche Dinge politische und rechtliche Wichtigkeit hatten, kennen für Banner, Wappen und Kleider-Trachten nur **zwei** Farben, selbst wo sie geviert erscheinen.

Will man daher für das hoffentlich bald neugeborne mächtige Reich deutscher Nation ein Banner, das in seiner Anordnung Vergangenheit und Gegenwart würdig verknüpft, so muß dasselbe in Roth und Gold senkrecht getheilt, also nicht gestreift sein und gleichsam als Herzschild in der Mitte: Preußens schwarzen Adler im silbernen Felde zeigen. Diese Anordnung schlösse in Bezug auf Pracht, Geschmack, historische Berechtigung und heraldische Richtigkeit jede andere aus und würde zugleich allen unfruchtbaren und unnützen Ansprüchen ein allerseits befriedigendes Ende machen.

Erfurt, 30. Oktober 1870.

Beyer, Archivrath.

Mannigfaltigkeiten.

Vor Metz, 31. Okt. Die Offiziere vom Stabe, die sich gestern die Lager um Metz angesehen, machen die grausigste Beschreibung davon; über Hunderte von todten Pferden und Maulthieren und einzelne todte Menschen lagen noch dort; der Schmutz hatte den höchsten Grad erreicht. Unser Verbündeter von der Katzbach, der Regen, hat das Seinige zur Kapitulation von Metz gethan. Gestern Abend kam ein unglücklicher Franzose mit einem Luftballon hier nieder, der Aufträge nach Metz hatte. Der Wind hatte sich plötzlich gedreht und so kam es, daß er Metz nicht erreichte; im Resultat wäre es dasselbe gewesen. Die Reise von Paris hieher hatte er in 2¼ Stunde zurückgelegt. Paris muß übrigens auch gut cernirt sein, da bis gestern noch nicht die Nachricht von der Kapitulation von Metz dorthin gedrungen war.

[Kriegsbarometer.] In Klausenburg schaffte sich ein geselliger Kreis einen großen Barometer an, an dessen Halsröhre die Breite mit B, die Höhe mit H bezeichnet war. Ein alter Herr, der ein ebenso leidenschaftlicher Politiker als schlechter Physiker ist, fragte, was das für ein Instrument sei, wobei er von einem Spaßvogel in der Gesellschaft die Antwort erhielt, es sei dies ein Kriegsbarometer; sinke das Quecksilber nach B herab, so bedeute dies, daß die Konstellation eine friedlichere werde; je höher es aber gegen H aufsteige, um so kriegerischer sei die Konstellation. Seitdem sieht der alte Herr keine Zeitungen mehr an, sondern kommt jeden Tag nachzusehen, wie das Quecksilber im „Polemometer" steht.

[Verfall großer Familien.] Eine Herzogin von St. Simon verdiente sich ihren Unterhalt als Aufwärterin in Belleville bei Paris. Der Erbe des letzten Dogen von Venedig trieb das Geschäft eines Parfümeurs in St. Denis und verwahrte das kostbare Erbstück seiner Familie, die goldenen Schlussel von Venedig, unter einer gläsernen Glocke. Der letzte Sprößling der alten und einst so vornehmen Familie Captel der Rue war Mitglied des Theaters Beaumarchais in Paris, spielte nur unbedeutende Rollen und hatte einen sehr geringen Gehalt. Eine Großtochter der Herzogin von San Saverino arbeitete in einem Putzgeschäft in Paris, und die einzige Tochter der schönen Aisse, um deren Hand sich der Prinz de Conti beworben, lebt als Näherin in Chaillot.

In Manchester ist ein neuer Wecker konstruirt worden, der bald dort auch praktische Anwendung finden soll. Dieser Wecker soll so laut tönen, daß es im Umkreise von zwei englischen Meilen ganz unmöglich ist, schlafen zu bleiben, wenn er in Gang gesetzt wird. Er führt den wenig einladenden Namen „der amerikanische Teufel" und wird vermuthlich durch sein Lärmschlagen um halb 6 Uhr Morgens die müden Arbeiter oft veranlassen, ihn beim rechten Namen zu nennen.

König Friedrich Wilhelms IV. Vorliebe für Amtstrachten war bekannt, und man sollte Vorschläge machen, wie der Richterstand recht passend und würdevoll auszustaffiren ist. Der Direktor wünschte schwarz-weiße Schärpen um den Leib. Das Unglück wollte, daß in dessen Bericht irgend ein Spottvogel von Kanzlisten sich verlas und abschrieb „schwarz-weiße Schürzen um den Leib." Welch' ein prächtiger Anblick, eine ganze Richterschaar in schwarz-weißen Schürzen.

Die französische Regierung wirbt jetzt am ganzen Mittelmeere unter dem Auswurfe der Hafenorte Vertheidiger des — Vaterlandes. So traf am 28. Oktober in Marseille ein Schub Albanesen ein, etwa 200 Stück; sie brachten ihre langen Flinten, Dolche und ihr phantastisches Costume mit. Die Albanesen gehören im Oriente zu den tapfersten, rohesten, plünderungslustigsten und und blutgierigsten Völkern.

Man schreibt aus Frankfurt vom 5. Nov.: Verschiedene im Laufe des Tages angekommene Züge mit Gefangenenen aus Metz warfen auf dem Bahnhofe Zettel aus den Wagen, worauf zu lesen war: »L'armée français vendue par Bazaine.« Noth sah man den Soldaten nicht an, aber eine sehr gereizte Stimmung war unverkennbar.

Man sieht jetzt Streichfeuerzeuge in Form von reizenden Mitrailleusen mit der Etiquette:

Großer Kaiser, sei nicht böse,
Daß nun Frankreichs Mitrailleuse,
Sonst Dein Heiligthum und Stolz
Dient dem deutschen Schwefelholz.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 246 Dienstag, 8. November 1870.

König Jérôme im Arrest.

(Fortsetzung.)

Pigault überließ sich während einer halben Stunde dem Spiele seiner ausschweifenden Phantasie. Er durchmusterte im Geiste die ganze Hofgesellschaft und schüttelte von Zeit zu Zeit den Kopf wie ein Mensch, der mit sich selbst nicht recht im Reinen ist.

Ein plötzliches Klopfen riß ihn aus seinen Träumen.

Ein königlicher Lackei trat in das Zimmer und meldete, daß Seine Majestät den Herrn Bibliothekar zu sprechen wünsche.

„Unser allerdurchlauchtigster König befinden sich noch im Bett," fügte der Mann hinzu.

Pigault-Lebrun beeilte sich, dem Befehle seines Gebieters Folge zu leisten. Er traf den König in bester Laune.

„Nimm hier auf diesem Sessel Platz," sagte Jérôme leutselig, indem er sich halb in den Kissen aufrichtete. „Hast Du Dein Versprechen erfüllt?"

„Wie sollte ich nicht?" entgegnete der Angeredete in halblautem Tone. Aber wenn Eure Majestät mir wohl will, so lassen Sie uns leise reden... Sie, als gekröntes Haupt, haben bei der Affaire verhältnißmäßig wenig zu riskiren, während ich. "

„Schon recht!" unterbrach ihn der König mit gedämpfter Stimme. „Wenn es Dich beruhigt, so können wir unsere Bässe moderiren; allein ich versichere Dich, Deine Besorgnisse sind unbegründet. Die Wände, sagt man, haben Ohren. In meinem Schlafzimmer trifft das Sprüchwort nicht zu. Die beiden Jäger im Vorgemach sind treu wie Gold, die Säle rechts und links stehen leer..."

„Man kann nie wissen, Sire," erwidert Pigault, „durch welche Spalte der Teufel Einen beim Schopfe packt."

„Du bist heute ein wahrer Philosoph, ganz gegen Deine sonstige Gewohnheit. Doch zur Sache. Du hast das Manuskript bei Dir?"

„Ja wohl, Sire."

„Deutlich geschrieben? Du weißt, unleserliche Handschriften sind meine schwache Seite."

„Ich glaube, Eure Majestät werden zufrieden sein."

„Zeig' einmal her"

Der Bibliothekar zog das Papier aus der Tasche und reichte es dem König dar.

„Hm, hm," sagte Jérôme, „das könnte etwas deutlicher sein . . . hm, hm . . . da unten kommen ja schmähliche Schnörkel und Kratzfüße . . ."

„Das Manuskript ist allerdings sehr schnell hingeworfen, Sire," bemerkte Pigault lächelnd.

„Weißt Du das, Du kannst mir das Ding einmal vorlesen, dann werde ich wohl damit zu Stande kommen."

„Wie Eure Majestät befehlen. Allein Sie erlauben, daß ich mich etwas näher zu Ihnen heransetze, um nicht genöthigt zu sein, allzusehr die Stimme zu erheben."

„Gott, bist Du heute ängstlich," lachte der König. „Du hast wohl etwas Katzenjammer von gestern? Apropos, das Ballet war famos, ganz magnifique, auf Ehre. Ich hätte fast vergessen, Dir mein Kompliment zu machen."

„Eure Majestät sind zu gütig. Wenn Sie gestatten, werde ich jetzt beginnen."

„Nun denn, leg los, alter Junge!"

Pigault-Lebrun setzte sich dicht an das Kopfende des königlichen Bettes, entfaltete sein Manuskript und las mit flüsternder Stimme wie folgt:

„Mein Bruder Napoleon, Kaiser der Franzosen!"

„Mein Bruder?" fragte der König „Nicht mein erhabener Bruder? Das ist zu stark!"

„Sire," entgegnete Pigault, „Ihre deutschen Unterthanen haben ein Sprüchwort, das zwar nicht hoffähig, aber sehr tiefsinnig und kernig ist. Das Sprüchwort heißt: „Wurst wieder Wurst." Verstehen Sie, was das sagen will?"

„So ziemlich. Aber ich finde . . . ."

„Hören Sie weiter. — Wenn Sie an meiner Fassung etwas auszusetzen haben, so werden wir nachher die erforderlichen Aenderungen vornehmen. — Also:

„Mein Bruder Napoleon, Kaiser der Franzosen! Ich habe Ihre Rathschläge empfangen. — Ich achte sie. — Was Ihre Befehle betrifft, so bin

ich König. Ich gebe Befehle, aber ich erhalte keine . . ."

„Stark, sehr stark!" murmelte der König, „aber gut, sehr gut!" setzte er im Tone einer tiefinnerlichen Befriedigung hinzu.

Der Bibliothekar las weiter:

„Sie werfen mir vor, ich sei ein Freund von langem Tafeln. Ich gestehe, daß ich die substantielleren Genüsse eines wohlassortirten Tisches dem eitlen Jagen nach Gloire vorziehe. — Ich bin Gourmand, ohne ein Vielfraß zu sein: ich glaube nicht, daß ich hierdurch meiner königlichen Würde etwas vergebe. Was die Weiber anlangt, so weiß ich in der That nicht, was gerade Sie mir in diesem Punkte vorwerfen können. Sie beklagen sich über mein Verhalten gegen die Königin: Eure Majestät konnte mich zwingen, sie zu heirathen, aber nicht, sie zu lieben. — Sie fragen, ob die Königin mir nicht vornehm genug ist. Eure Majestät hat mir hundert Mal wiederholt, nichts sei für den Bruder eines Napoleon zu groß und zu vornehm: ich dagegen habe mich nie mit einer grande Dame vermählen wollen. — Sie werfen mir vor, ich halte nicht genug auf eine meiner Stellung entsprechende Repräsentation. Wissen Sie, das Repräsentiren ist Erstens langweilig, und Zweitens verträgt es sich nicht recht mit meiner Figur und meiner Tournüre — zwei Dinge, die in unserer Familie nicht besonders imposant genannt werden können . . ."

„Das ist ein malitiöser Hieb, der ihn schwer ärgern wird," sagte Jérôme mit hämischem Lächeln. „Du bist in der That ein beißender Satyriker, Pigault. — Ich sehe, ich darf mich in Acht nehmen, daß ich nicht bei Dir in Ungnade falle."

Der Bibliothekar mußte laut auflachen.

„Hören Sie nur weiter, Sire — „Uebrigens habe ich meine Hofhaltung ganz nach dem Vorbilde der Ihrigen eingerichtet. Ich kleide mich, wie Sie: was wollen Sie mehr? — Der Prinz von Paderborn bringt mich mit seinen ewigen Predigten und endlosen Messen zum Gähnen. Ich werde ihn behalten, da Eure Majestät mir ihn gegeben; aber nichts verpflichtet mich dazu, mit ihm über Kirchenangelegenheiten und andere Dinge zu sprechen, von denen ich nichts verstehe und nichts verstehen will. — Ich überlasse das dem Herrn Kultusminister. — Was Merfeldt anlangt, so habe ich ihn zum Präfekten von Hannover ernannt, denn er ist ein vorzüglicher Verwaltungsbeamter, ohne ein angenehmer Chambellan zu sein. Im Uebrigen liebe ich es, die für meinen persönlichen Dienst bestimmten Personen ganz nach meinen augenblicklichen Bedürfnissen auszuwählen.

Gezeichnet: Jérôme Napoleon."

„Gezeichnet . . .?" rief der König. „Aber das ist ja der brutalste Kanzleistyl."

„So schreiben wir: Genehmigen Sie die Versicherung meiner vorzüglichsten Hochachtung."

„Mit dieser Formel begrüßt man seine Untergebenen."

„Ihr treuverbundener Bruder . . . Was halten Sie davon?"

„Sehr gut. Das sagt eigentlich gar nichts. Schreiben wir: Ihr treuverbundener Bruder."

Der König ließ sich nunmehr das Manuskript ins Bett reichen und studirte es mit vielem Eifer durch. — Hierauf legte er es unter das Kopfkissen und bedeutete den Bibliothekar sich zu entfernen.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Ueber die Waffenstreckung des französischen Gardekorps vor Metz theilen wir aus der „N. St. Ztg." noch folgenden Bericht aus der Feder eines pommer'schen Offiziers mit:

Vor Metz, 30. Okt.

Das ergreifende Bild des Abzuges der französischen Garden läßt sich nicht in flüchtiger Darstellung wiedergeben. Die ganze Situation, der geistige Hintergrund, dazu der düstere Himmel — Alles trug dazu bei, in dem Beschauer das Gefühl eines feierlichen Ernstes zu erwecken. Ich schicke voraus, daß das französische Gardekorps seinen Abzug auf der Chaussee Metz-Nancy über Tournbride halten sollte, mithin seinen Weg durch die Stellung unseres pommer'schen Korps zu nehmen hatte. Anfangs war verabredet worden, daß der Vorbeimarsch mit Waffen stattfinden sollte und erst im Bivouak dieselben niederzulegen wären. Dies Anerbieten war jedoch von den Franzosen abgelehnt, aus welchem Grunde, weiß man nicht; vermuthlich, weil sie dann genöthigt waren, uns die Waffen unversehrt zu überliefern, während sie sonst vollauf Zeit hatten, Alles zu zerschlagen, damit unsere Beute nicht zu reich werde.

Das Bivouak des französischen Gardekorps war bei Polka zwischen der Mosel und der Chaussee. Holz war herbeigeschafft, auch Essen bereits bereitet.

Der Vorbeimarsch der Garden fand auf der Chaussee zwischen Tournbride und Polka statt. Westlich von der Straße waren in Angriffskolonne die pommer'sche 5. Infanterie-Brigade, das neumärkische Dragoner-Regiment Nr. 3 und das Greifswalder

Jäger-Bataillon, auf der anderen Seite der Rest der 3. Division mit der 1. Fußabtheilung aufgestellt, jedoch nicht so, daß sie vis-à-vis standen, sondern ihre rechten Flügel in gleicher Höhe waren. Rückwärts auf der Höhe stand als militärische Staffage die Korps-Artillerie und an anderen Stellen waren noch kleinere Infanterie-Detachements aufgestellt. Den französischen Offizieren, welche ihre Waffen behalten, war gestattet, nach erfolgter Unterbringung ihrer Leute im Bivouak sich nach Metz zurückzubegeben.

Um 1 Uhr waren wir in unserer Aufstellung bereit, die Franzosen zu empfangen. Trotz des schauderhaften Wetters mußte der Gala-Anzug angelegt werden: Helm und Ueberlegeschabracke; nur die Generale erschienen mit Unterlegedecke. Es wurde Einem schwer, die tadellosen neuen Sachen aus dem Koffer zu holen und dieselben bei strömendem Regen verderben zu lassen, aber was half es? Galt es doch auch die Begehung eines Festes, das für die preußische Armee von weltgeschichtlicher Bedeutung ist und bleiben wird.

Prinz Friedrich Karl wollte dem Vorbeimarsch beiwohnen. Auf dem rechten Flügel des Königsregiments hatte der kommandirende General und der Stab Aufstellung genommen. Um 1 Uhr erschien der Prinz, die Regimenter salutirten und riefen dreimal Hurrah, während die endlose Cavalkade die Front hinunter galoppirte.

Wir schlossen uns an, in wenigen Minuten mit Schmutz bedeckt. Die Pferde versanken beim Galoppiren in dem lehmigen Acker, einige stürzten, und bei dem dichten Gedränge schossen bald nachher ein halb Dutzend der nächstfolgenden drüber weg. Es ging indessen glücklich ab, Niemand war zu Schaden gekommen.

Nach Begrüßung der Truppen nahm Prinz Friedrich Karl mit dem ganzen großen Stabe der 1. und 2. Armee rechts von uns Aufstellung, neben ihm General Stiehle. Eine ganze Stunde feierlichen Wartens verging, ehe die Tete des französischen Korps vom Eisenbahndamm her sichtbar wurde. Es herrschte lautlose Stille, als ein französischer General, „der einzige, welcher überhaupt kam," auf einem kleinen Berberhengste angesprengt kam. Ihm folgte einer seiner Diener in Zuavenuniform. Er sprengte zum Prinzen heran, nahm schon vorher die Mütze in die Hand und meldete den Anmarsch des Gardekorps. Der Prinz verwies ihn nach wenigen Worten an den General von Fransecki. Dieser hielt unmittelbar neben der Chaussee, neben ihm Oberst v. Wichmann, der Generalstabschef, und hinter diesem folgten alle Offiziere des Stabes. Man sah es dem verzweifelten Gesichte des französischen Generals an, eine wie schwere Aufgabe er erfüllte.

Für uns Preußen macht das Abnehmen der Kopfbedeckung, welches als militärischer Gruß uns unbekannt ist, den Eindruck der Unterwürfigkeit. Bald waren nun die Teten heran; die höheren Offiziere hatten sich sämmtlich krank gemeldet, selbst von den Regiments-Kommandeuren fehlten die meisten. Das erste Regiment waren die Dragoner der Kaiserin, alle kolossale Gestalten. Jeder Führer sprengte zum kommandirenden General heran, nahm die Mütze ab, meldete die Truppen an und überreichte den Rapport. Es folgte die ganze Garde-Kavallerie, darauf die reitende Artillerie, die Fuß-Artillerie, der Train und schließlich die Infanterie. Leider brach die Dunkelheit zu früh herein, erst um 6¼ Uhr war der Vorbeimarsch beendet. Namentlich interessant waren die Garde-Zuaven mit ihren abenteuerlich bunten Uniformen, darunter einzelne wahre Riesen. Jeder Soldat hatte einen großen Wanderstab. Die geschmackvollen, theilweise theatralischen Uniformen waren noch gut erhalten. Alle waren schöne Gestalten, darunter Leute mit schon grauen Bärten. Ruhig und würdevoll marschirten sie an uns vorüber, ohne irgend eine Spur von Mangel an Disziplin, mit seltenem Anstand, aber im Vollgefühl der Verzweiflung. Nur das Kommandowort »En avant«, und hie und da ein Ruf „Adieu, mon capitain« unterbrach die feierliche Stille. Kurz, der Gesammteindruck war der, daß sich Jeder sagte, eine Elitentruppe vor sich zu haben. Viele der Kompagnie- resp. Bataillonschefs u. s. w. begleiteten die Truppen nur bis zur Uebergabe des Rapports und nahmen also vor unseren Augen Abschied von denselben.

So wurden wir Zeugen der rührendensten Bilder. Da stürzten die Leute zu ihrem Chef heran, drückten oder küßten ihm die Hand und viele Thränen wurden auf diesem schweren Gange vergossen. Dabei floß der Regen in Strömen, der Sturm heulte und dunkle Wolken bedeckten den Himmel. Es war, als habe der Himmel zu diesem Leichenbegängnisse Frankreichs kein freundliches Gesicht machen können. Es war völlig dunkel, als die letzten Tuppen vorbeikamen. Die Vertheilungen in die Bivouaks hatte mancherlei Stockungen hervorgerufen. Außerdem hatte sich eine Unzahl von Bauernwagen und Equipagen aus Metz und den umliegenden Dorfschaften dazwischen gedrängt. Auch sah man eine große Menge von Fußgängern aller Stände von der vornehmen Frau im schwarzen Trauerkleide bis zur Bäuerin. Einen komischen Eindruck machten die vielen mit hoch aufgethürmtem Ackergeräth beladenen Bauernwagen. Ohne Zweifel gehörten dieselben denjenigen Leuten, welche sich aus den okkupirten Ortschaften nach Metz geflüchtet und selbst Eggen und Pflüge mitgenommen hatten, weil sie dieselben vor uns nicht sicher

glaubten. Zwei Infanterie-Kompagnien führten ihre beiden Marketenderinnen mit sich. Dieselben waren in der Uniform des Regiments gekleidet und selbst die rothe Hose fehlte nicht. Die Rückkehr in das Quartier, welche erst gegen 7 Uhr erfolgte, stellte eine der wüstesten Soldatenscenen dar, welche ich je erlebt. Es war stockfinster; selbst die tausend Bivouakfeuer der Franzosen konnten den Regen und Nebel nicht durchdringen. Die Queue der Gefangenen war noch auf der Straße, eine Proviantkolonne und eine Batterie waren zusammengefahren. Unsere Pferde waren von dem Geschrei und Gefluche wie durch den von dem Bivouak der Franzosen her ertönenden wüsten Wirrwar ganz toll geworden. Es war ein ähnliches Gedränge wie am 18. August auf der Chaussee von Gravelotte.

Kunst und Literatur.

Kriegsnummern der „Gartenlaube" Nro. 45. Inhalt: Hermann. Novelle von E. Werner. — Auf dem Observatorium vor Metz. Von unserm Berichterstatter Georg Horn. — In den Schloßräumen Ludwigs des Vierzehnten. Von Ludwig Pitsch. Wie unsere Leute draußen in die Heimath schreiben. Auf der Landstraße nach Wörth aufgenommen von Prof. P. Thumann. — Taubenhöhlen im Karst. Von Brehm. — Hundemüde. Im Dorfe Gravelotte aufgenommen von W. Kögler. — Aus eigener Kraft. Von W. v. Hillern, geb. Birch (Fortsetzung.) — Blätter und Blüthen: Gefährlicher Beobachter. Mit Abbildung: Moltke rekognoszirt auf den Höhen von Garges vor Paris. Nach der Natur aufgenommen von unserem Spezialartisten Friedrich Schulz. — Ein Vermißter! — Am Wachtfeuer von Rezonville. Mit Abbildung: Am Wachtfeuer vor Rezonville nach der Schlacht vom 8. August. Nach der Natur aufgenommen von Friedrich Schulz. — Ueber den wackern Gefreiten Stert. — An die aus Frankreich vertriebenen deutschen Arbeiter. — Der Humor im Felde. Von F. v. B.

Mannigfaltigkeiten.

Ueber den großen Brand in Trient wird von dort, d. d. 2. Nov., geschrieben: Gestern am Allerheiligentage, gerieth nach 7 Uhr Abends am Nordende der Stadt ein ungeheuerer, nur wenige Schritte von den letzten Häusern entfernter Reisigbündelhaufen in Brand — ob aus Unvorsichtigkeit oder Bosheit ist noch nicht festgestellt; es gehen darüber, wie bei solchen Gelegenheiten immer, die buntesten Gerüchte. Zum Unglücke wüthete ein sehr heftiger Nordwind, die Flammen schlugen furchtbar um sich, und so stand die ganze Stadt in der größten Gefahr. Von allen Seiten, nah und ferne, eilte Hilfe zum Löschen herbei; aber die größten Anstrengungen, die aufopfernbste Thätigkeit waren nicht im Stande, das wilde Element zu bändigen. Die Flammen wurden von dem ununterbrochen forttobenden Winde wider die Häuser gepeitscht, die Gluth stob umher, über die Stadt hin gegen Süden zogen rothe Funkenwolken, unheimlich drohende Gebilde; die Spitzen der Thürme waren an den gegen das Feuer gekehrten Seiten hell beleuchtet, wie von bengalischer Flamme, so auch die Bergabhänge in der Nähe. Einige der nächststehenden Häuser fingen leider bald Feuer, das sodann immer weiter um sich griff und die ganze Nacht hindurch anhielt. Bis gegen Morgen schallte von Zeit zu Zeit der traurige Glockenton von dem Thurme. Ganz Trient schwebte in Furcht, Alles wachte, trug Wasser auf die Dächer und traf andere Vorsichtsmaßregeln. Glücklicherweise verbreitete sich, trotz des heftigen Sturmes, der Brand nicht bis ins Innere der Stadt, die Vorstadt San Martino jedoch brannte gänzlich ab, sie ist nur noch ein Trümmerhaufen! Man schätzt die zerstörten Gebäude ungefähr auf 70 und beiläufig 32 größtentheils schon ehedem sehr arme Familien wurden obdachlos. Gegenwärtig, 4 Uhr Abends, brennt, glimmt und raucht es in den Ruinen noch fort; jedoch ist, obwohl der Wind sich noch nicht gelegt, weiteres Unglück kaum zu fürchten.

Der römische Volkswitz, welcher bekanntlich von Alters her sein Hauptorgan in den Anschlägen am Pasquino hat, gibt in einem solchen Anschlage eine neue Uebersetzung der alten Formel S. P. Q R. nämlich: »Sella Prende Quanto Resta«, d. h. Sella (der italienische Finanzminister) nimmt was übrig bleibt.

Ein alte Frau kaufte bei einem Seifensieder Talglichter und erfuhr, daß diese in Folge des Krieges theurer geworden seien. „Barmherziger Gott! rief sie verwundert aus, so fechten sie gar noch bei Licht!"

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 247 Mittwoch, 9. November 1870

König Jérôme im Arrest.

(Fortsetzung.)

Jérôme ließ sich alsbald ankleiden und hatte nach eingenommenem Dejeuner nichts Eiligeres zu thun, als den Brief Pigaults zu kopiren. — Er zerriß zwei, drei Bogen, bis der vierte zu seiner Zufriedenheit ausfiel. — Als er das kühne Schriftstück siegelte, spiegelte ein schadenfrohes Lächeln um seine Lippen.

„Kein Zweifel," murmelte er vor sich hin, „dieser Schröpfkopf wird ziehen! Ich gäbe etwas darum, wenn ich sein verblüfftes Gesicht, seinen brennenden Aerger genießen könnte! — Früher oder später mußte die Sache ja doch zum Brechen kommen! — Ich will dem erstaunten Europa zeigen, daß ich nicht bin, was ich scheine. Selbstständigkeit, Unabhängigkeit, Würde, — das sind ja doch wohl die unerläßlichen Vorbedingungen der Achtung, deren sich ein Thron zu erfreuen wünscht. Zum Schleppenträger meines Herrn Bruders halte ich mich zu gut. Entweder oder! Der Würfel ist gefallen!"

In dieser selbstbewußten Stimmung überreichte er den Brief einem seiner Kammerjäger zur sofortigen Uebermittelung an den Courier.

Wenige Stunden später war das verhängnißvolle Aktenstück unterwegs.

Jérôme! Jérôme!

Vierzehn Tage waren verflossen.

Von den Thürmen der Stadt Kassel schlug es Mitternacht. Die braven Unterthanen des westphälischen Gewalthabers schliefen den Schlaf des Gerechten. Melancholisch wandelte der Wächter durch die menschenleeren Gassen und entlockte seiner kurzen Weichselrohrpfeife eine qualmende Wolke nach der andern.

Nicht ganz so lautlos ging es in dem sogenannten blauen Salon der Napoleonshöhe zu. Hier saß eine, aber gewählte Gesellschaft um eine reichgedeckte Tafel. Man war beim Dessert. Prächtige Früchte, hochfeines Gebäck, perlender Champagner und andere unerläßliche Ingredienzien eines luxuriösen Mahles verbreiteten einen berauschenden Duft. Die Gläser klirrten in fast verwegener Ungezwungenheit wider einander. Das lärmende Chaos der Stimmen wurde nur durch die Salven eines schallenden Gelächters oder durch die Klänge eines lustigen Refrains unterbrochen. Mit einem Worte, der blaue Salon war wieder einmal Zeuge eines jener intimen Soupers, die gegen elf Uhr begannen, gewöhnlich bis drei, vier Uhr Morgens dauerten.

„Die Gesundheit des Königs!" rief jetzt eine kleine, blauäugige Dame in prachtvoller Toilette.

Sie ergriff das Glas, setzte es an den Mund und leerte es auf einen Zug.

„Süßer Engel!" flüsterte der König, indem er den Arm um ihre Taille legte. „Dafür sollst Du einen Kuß haben."

Die Dame sträubte sich.

„Herr Gott, wie spröde!" lachte Jérôme. „Was fällt Dir ein, Lili? Wir sind ja hier unter uns! Nicht wahr, Fürstenberg, unsere kleine Heberti braucht Euretwegen ihren Gefühlen keinen Zwang anzuthun?"

Die Gesellschaft kicherte.

„Unsere liebenswürdige Freundin," entgegnete der Angeredete, „wäre im höchsten Grade thöricht, wenn sie sich aus irgend welcher äußern Rücksicht den schmeichelhaften Gunstbezeugungen Eurer Majestät widersetzen wollte."

„Wir sind ja, Gott sei Dank, keine deutschen Philister," fügte der Graf Winzingerode hinzu.

„Da hörst Du's, Lili. Fürstenberg, zeigen Sie der Kleinen, wie man's macht. Küssen Sie Ihre Melanie."

Der Kavalier, der trotz des ihm aufgenöthigten deutschen Namens ein ächter Pariser geblieben war, schlang seinen Arm ohne Weiteres um den blendenden Nacken seiner Nachbarin, und küßte ihr die rothen Lippen, daß es laut durch das Gemach schallte.

„Ah, das ist Unrecht, lieber Fürstenberg," rief Pigault-Lebrun mit komischem Stirnrunzeln. „Sie machen unser Einem, der nicht so glücklich ist, wie Sie, das Herz schwer."

„Es thut Jeder, was er kann, nicht wahr, Melanie?"

„Eh bien, Lili?" fragte der König.

„Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Sie zwei

Tage lang auf schmale Kost setze," lautete die schnippische Antwort.

„Wie? was?" erklang es im Chor. „Ein Zwist, ein Streit! Ich hätte bald gesagt, eine eheliche Differenz?"

„Unser Täubchen ist eigensinnig," rief Jérôme, indem er ein Glas Schaumwein hinunterstürzte.

„Nein, nein, nur standhaft! entgegnete Fräulein Heberti.

„Erzählen Sie, erzählen Sie! Was ist vorgefallen?"

„Sehr einfach," sagte die kleine Dame. „Ich habe Se. Majestät um eine Gefälligkeit ersucht und bin abschlägig beschieden worden."

„Ah, unerhört, Sire," lachte Winzingerode. „Wie können Sie einem solchen Engel etwas abschlagen?"

„Ein König, meine Herren," erwiderte Jérôme, „ist nicht in allen Dingen souverän! Es gibt gewisse Rücksichten ..."

„Aber um was handelt es sich denn. Wir wissen ja noch gar nicht ..."

„Eine Bagatelle," schmollte Lili. „Ich bat den König um die Entlassung des Grafen von Paderborn ..."

„Ah, der Aumônier," sagte Fürstenberg, „eine unangenehme Persönlichkeit."

„Ein Spion," ergänzte Fräulein Heberti.

„Wo denkst Du hin, Lili!" stotterte der König.

„Ein Spion, sage ich. Unser Aller Interesse erfordert, daß Sie ihm den Laufpaß geben."

„Das ist unmöglich."

„Warum unmöglich? Sind Sie nicht König?"

„Das sagst Du wohl ... — aber ..."

„Was aber!"

„Aber bedenke doch ... Du weißt ... der Kaiser ...!"

„Sehr gut, sehr gut! der Kaiser! Was hat Ihnen der Kaiser zu sagen?"

„Er hat ... er ist ... bedenke nur ..."

„Ah, Sire!" rief das Mädchen mit einem Ausdruck des Stolzes, der ihr vortrefflich zu Gesicht stand, „Sie scheinen nicht zu wissen, daß wir Frauen von dem Geliebten vor allen Dingen Entschlossenheit, Energie, Unabhängigkeit, Muth fordern, wenn unsere Neigung nicht erkalten soll ..."

Die Gäste blickten einander an, als wollten sie sich fragen, ob diese Rede der kleinen Ertänzerin Scherz oder Ernst sei?

Es trat eine peinliche Pause ein. Der König war sichtlich unangenehm berührt. Niemand wollte das Schweigen brechen. Man fürchtete, den mißlichen Eindruck, den Lili's Strafpredigt hervorgebracht hatte, durch eine ungeschickte Bemerkung noch zu verschlimmern. —

„Fräulein Heberti," sagte endlich Jérôme, nicht ohne eine gewisse Bitterkeit, „ich hoffe Ihnen in kürzester Frist, vielleicht schon morgen, zu beweisen, daß Ihre Vorwürfe nicht an die rechte Adresse gerichtet sind. Wenn ich in einzelnen wichtigen Angelegenheiten auf meinen kaiserlichen Bruder Rücksicht nehme, so geschieht dies aus freien Stücken! Daß ich im rechten Augenblick unabhängig, energisch, entschlossen zu sein verstehe, sollten Sie überhaupt nie bezweifelt haben! Da Sie mir indeß zeigen, daß Sie solchen höchst seltsamen Zweifeln Raum geben, so gereicht es mir in der That zur Genugthuung, daß ich, wie gesagt, binnen wenigen Tagen in der Lage sein werde, Sie eines Besseren zu belehren. Merken Sie sich das, Fräulein Heberti."

(Fortsetzung folgt.)

Die Kapitulation von Metz.

(Von Julius v. Wickede.)

Trotz des fast unaufhörlich strömenden Regens und der grundlosen Wege habe ich mehrere Außenforts von Metz besucht und besonders das berühmte Fort St. Quentin, das stärkste von allen, genau besehen. Immer mehr gelangte ich zu der Ueberzeugung, daß Metz die stärkste Festung oder richtiger wohl das stärkste befestigte Lager in Europa ist, das mit einer Garnison von 30—40,000 Mann, so lange diese nur gut verproviantirt ist, Jahre lang eine Belagerung aushalten kann. Alle diese Forts sind auf den Kämmen der Anhöhen, welche in weitem Kreise Metz umschließen, nach allen Regeln der neuesten Fortifikationskunst erbaut; ihre ferntragenden Geschütze beherrschen die ganze Umgegend Stunden weit, während sie selbst, tief in die Berge eingegraben, kaum sichtbar und nur äußerst schwer zu beschießen sind. Metz galt von je her als der stärkste Waffenplatz Frankreichs, und besonders der jetzige Kaiser hat noch viele Millionen zur Verstärkung dieser wichtigen Gränzfestung verwandt. Diese großen Forts sind mit bombenfesten Kasematten versehen und mit Hunderten von schweren gezogenen Festungsgeschützen armirt. Es hätte einer besonderen, sehr schwierigen Belagerung, jedes einzelnen Forts bedurft, wenn man es hätte nehmen wollen. Mit geschickter Benutzung des hohen Eisenbahndammes der Bahn nach Thionville, der halb um die Stadt herumläuft, und Anlage von Schanzen, Schützengräben und Verhauen aller Art ist zwischen den Außenforts, die durchschnittlich eine Stunde von dem inneren Walle entfernt liegen, und diesem, ungefähr in der Mitte, eine zweite Befestigung von den Franzosen angelegt worden. Auch

hier hätten die Belagerten noch lange Widerstand leisten können, denn der Eisenbahndamm ist sehr hoch und stark und kann dem heftigsten Kanonenfeuer trotzen. Dicht hinter diesem Bahndamme liegt eine Vorstadt; dann kommt ein weites Glacis, dessen Bäume jetzt alle gefällt sind, wo zuletzt die französische Garde ihr Zeltlager aufgeschlagen hatte, und nun erst gelangt man in die eigentliche Festung mit tiefen Wallgräben und starken Mauern, ganz nach dem Vauban'schen System angelegt. So liegen eigentlich drei Befestigungen hintereinander und machen die Festung fast uneinnehmbar. Wären in Metz statt 173,000 nur 73,000 Mann Garnison und für diese Mehl, Salz, Kaffee und Speck auf ein Jahr in den Magazinen vorhanden gewesen, so hätten wir die Festung auch in Jahresfrist noch nicht genommen.

Straßburg und mehr noch Metz waren die beiden großen Arsenale und Waffenplätze für die ganze französische Landarmee; seitdem wir beide Festungen mit Allem, was sie enthalten, genommen, ist die militärische Kraft von Frankreich auf Dezennien gebrochen, und es kann augenblicklich kein Heer von nur 100,000 Mann wirklich kriegstüchtig mehr ausrüsten. Von 67 Kavallerie-Regimentern, die das französische Heer noch am 1. August d. Js. besaß, bestehen noch die 4 Spahis-Regimenter in Algierien und 5 Linien-Regimenter im südlichen Frankreich, dann ungefähr die Hälfte der Depotsschwadronen; alle übrigen sind von uns vernichtet oder gefangen genommen worden. Gewiß an 40,000 Kavallerie- und ebensoviel Artillerie- und Trainpferde der französischen Armee sind in diesem furchtbaren Feldzuge schon vernichtet. In Metz allein sind über 25,000 Pferde geschlachtet und an 10,000 Stück vor Hunger und Entkräftung gestorben. Und ebenso wie mit der Kavallerie ist es auch mit der Infanterie, Artillerie und dem Geniekorps Frankreichs. Ueber drei Viertel aller Truppen sind todt, liegen in den Hospitälern oder sind in Gefangenschaft; was noch übrig bleibt, besteht größtentheils nur aus Depots. Es ist ein gewaltiges Strafgericht, das Gott der Herr in seinem Zorn jetzt über das Volk der Franzosen verhängt hat, und eine schwere, aber nicht ganz unverdiente Sühne für die vielen, vielen Verschuldungen, welche Frankreich durch seine stete Revolutionslust und Eroberungssucht seit länger als 200 Jahren über ganz Europa und speziell über Deutschland gebracht hat, liegt darin.

In Metz fangen die Zustände schon an, sich mit jedem Tage leidlicher zu gestalten. Eigentlichen Hunger gelitten hat Niemand, da Pferdefleisch und schwarzes Kleienbrod stets in Menge vorhanden war und somit auch die ärmere Bevölkerung immer mindestens eben so gut leben konnte, wie es z. B. die Bewohner vieler armen Gebirgsgegenden in Deutschland ihr ganzes Leben im Stande sind. Da, Dank sei es der preußischen Energie, die Eisenbahn von Nanzig nach Metz schon vor zwei Tagen fahrbar gemacht wurde und die von Metz nach Saarbrücken auch schon in den nächsten Tagen befahren werden soll, so werden besonders auch Salz, woran der größte Mangel war, und andere Lebensmittel sehr bald in Masse eingeführt werden. Der Typhus ist auch nicht so stark, wie man geglaubt hat, doch liegen in den Hospitälern an 30,000 verwundete und kranke Soldaten und über 5000 Personen von der Civilbevölkerung sind erkrankt und vielfach auch schon gestorben. Da die unteren Stände und namentlich auch die Dienstboten in Metz zum Theil aus Deutsch redenden Lothringern bestehen, so gestaltet sich der Verkehr mit unseren Soldaten viel leichter, als dieß in alten national-französischen Städten der Fall ist. Sehr viele wohlhabende französische Familien sind entweder schon vor der Belagerung geflüchtet oder bereiten sich jetzt zur Abreise vor, da sie nicht unter preußischer Herrschaft leben wollen.

Kunst und Literatur.

Das Neue Blatt Nr. 47. Vierteljährlich nur $12\frac{1}{2}$ Sgr. ist so eben eingetroffen und enthält:

Der große Bummler. Von W. Hildebrandt. — Was Füsilier Kutschke über die afrikanische Civilisation denkt. Vom Verfasser eingesandt. — Ein aufgefangener Brief. — Vor Paris. Von Max Allihn. — Ein Besuch auf dem Schlachtfelde vom 18. August. — Moderne Feueranbeter. Von Dr. Gustav Lewinstein. — Allerlei: Zu unseren Bildern. — Korrespondenz. Illustrationen: Turkosköpfe. Der Einzug der Preußen in Straßburg durch die porte blanche. Höhe St. Blaize. Erschossene.

Das Neue Blatt ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Post-Anstalten.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein falscher Napoleon.] Von einem Frankfurter Bankier wird der Berliner „Tribüne“ erzählt, dem Kaiser Napoleon auf Wilhelmshöhe sei hinterbracht worden, daß ein Württemberger, seines Zeichens ein Weinreisender, dem Ex-Kaiser zum

Verwechseln ähnlich sehe. Dieser Doppelgänger des Ex-Kaisers war nach Kassel gekommen, um eine Audienz nachzusuchen. Napoleon nahm zwar Anstand, die gewünschte Audienz zu bewilligen, aber er war doch begierig, sich durch den Augenschein von der allgemein bezeugten Aehnlichkeit auch seinerseits zu überzeugen. Der Weinreisende wurde vermocht, in den Alleen von Wilhelmshöhe zu promeniren, zwei Offiziere aus der Umgebung des Kaisers übernahmen es, ihn zu unterhalten und ihn mehrmals an den Fenstern der von Napoleon bewohnten Zimmer vorüberzuführen. Dieser stand an einem der Fenster und blickte auf seinen Doppelgänger. Als dieser jedoch den Blick auf den Kaiser richtete und den Hut zog, trat Napoleon zurück und erschien nicht wieder. Ob ihm sein lebendiges Porträt mißfallen hat und er keine Freude mehr daran fand, sich als Doppelgänger zu sehen, wissen wir nicht. Personen aber, die den Ex-Kaiser bald darauf in seinen Zimmern zu sehen Gelegenheit hatten, versicherten, er sei sehr verstimmt gewesen und habe, als einer der Begleiter des Weinreisenden an den Kaiser später die Frage gerichtet, ob er die Aehnlichkeit des Fremden mit seiner Person so überraschend gefunden wie andere Leute, unwillig die Beantwortung abgelehnt. Der arme Weinreisende, der, wie er sagt, für sein Unglück gar nichts kann, von dem Besuch des Wilhelmshöher Parks sich aber viel versprochen haben mochte, war Abends in den Kasseler Bierstuben die Zielscheibe nicht sehr zarter Witze und verließ andern Morgens den Ort, wo es so wenig Ehre und Gewinn bringt, einem Ex-Kaiser täuschend ähnlich zu sehen.

[Ein originelles Duell] fand dieser Tage in Waitzen statt. Zwei junge Hitzköpfe geriethen einer Dame wegen in Streit und meinten ihrer Ehre nicht anders Genüge leisten zu können, als indem sie sich gegenseitig vor die Mündungen ihrer Pistolen stellten. Zwei Offiziere waren Sekundanten bei diesem Zweikampfe und arrangirten denselben so, daß die Kämpfer mit verbundenen Augen auf einander schießen sollten. Es wurde Alles der Verabredung gemäß arrangirt. Die Distanz wurde abgesteckt, die Sekundanten stellten die Gegner auf und gaben ihnen die Richtung und zwei Schüsse knallten fast gleichzeitig, ohne jedoch zu treffen, was übrigens auch ganz natürlich war, da die Duellanten so aufgestellt waren, daß sie jeder nach einer anderen Richtung schießen mußten. Natürlich folgte dem grausen Kampfe die obligate Versöhnung sammt gemeinsamem Frühstück und der Ehre aller Betheiligten war Genüge geleistet. Zur Nachahmung sehr empfehlenswerth für alle Duellanten und Solche, die es werden wollen.

Bei dem durch das Bombardement von Mont Valerien hervorgerufenen Brande von St. Cloud bringt bei Rettung der Kunstschätze auf einmal ein Jäger seinem Offizier, welcher früher in kurhessischen Diensten stand, einen kostbar eingebundenen Quartband angeschleppt, und als der Offizier denselben öffnet, findet er . . . daß dieser rothe Maroquinband den Protest seines früheren Landesherrn gegen die Annektirung Kurhessens durch Preußen enthält, den der Kurfürst seinem Protektor an der Seine zugeschickt hatte. Solches ist geschehen, als Napoleon auf Wilhelmshöhe gefangen saß und St. Cloud von den Franzosen in Brand geschossen, von den Preußen zu löschen versucht wurde.

Major Körber, von dem Feld-Artillerieregiment Nr. 10, ritt schon im Feldzuge von 1866 eine trakehner Stute, die ihn auch in diesem Kriege begleitete und ihren Reiter bis nach Metz trug. Hier in dem furchtbaren Kampfe am 16. August wurde auch das Pferd von zwei Kugeln am Kopfe getroffen und blieb zum tiefen Bedauern seines Herrn hoffnungslos liegen. Am Morgen des 17. August aber stand das treue Thier wieder bei seinen Kameraden vor der Batterie im Bivouak; es hatte mit Aufgebot aller Kräfte seinem Herrn nachgespürt und war richtig an Ort und Stelle angekommen. Sofort in gute Pflege genommen, ist das treue Thier auch wieder hergestellt und ruht nun von seinen Strapazen auf einem Gute aus, wo ihm das wohlverdiente Gnadenbrod bis an sein Lebensende zu Theil wird.

Auf die Pariser Brief-Tauben-Post bringt ein Frankfurter Witzblatt folgendes Epigramm:

Jules Favre und Gambetta ließ
Brief-Tauben fliegen nach Paris,
Und so gelang's denn auszuklügeln,
Das deutsche Heer zu überflügeln.

Ein amerikanischer Redakteur sandte kürzlich seinem Schneider die eingeschickte Rechnung mit dem Bemerken zurück: „Manuskript folgt dankend zurück, da wir wenigstens auf ein Jahr mit Stoff hinreichend versorgt sind."

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 248 Donnerstag, 10. November 1870.

König Jérôme im Arrest.

(Fortsetzung.)

Der König hatte diesen langen Diskurs mit voller Würde, und so laut und deutlich vom Stapel gelassen, daß Lili fast erschreckt die Augen niederschlug. Sie mochte fühlen, daß sie zu weit gegangen war.

Jérôme warf seinem Bibliothekar einen selbstbewußten, verständnißinnigen Blick zu.

Dem guten Pigault fiel die Epistel, auf welche der König angespielt hatte, heiß auf die Seele. Jeden Tag konnte die Antwort eintreffen; der Bibliothekar verhehlte sich nicht, daß diese Aussicht einen beklemmenden Einfluß auf seine Lebensgeister ausübte.

In diesem Augenblick ertönte im Vorzimmer ein lebhafter Wortwechsel.

Befremdet horchte man auf.

„Ich habe die gemessensten Befehle . . .," sagte einer der königlichen Hofjäger.

„Und ich habe noch gemessenere," entgegnete eine rauhe Stimme. „Machen Sie keine Umstände! Im Namen Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen, lassen Sie mich vor!"

Jérôme erbleichte. Pigault-Lebrun griff nach dem Glase, um seine Verwirrung zu verbergen.

„So erlauben Sie wenigstens, daß ich Seine Westphälische Majestät zuvor benachrichtige," stotterte der Kammerjäger. „Wen darf ich anmelden?"

„Den Gouverneur von Danzig!" lautete die Antwort.

Eine halbe Stunde später öffnete sich die Thür des blauen Salons und der Gouverneur, begleitet von einem königlichen Gardeoffizier, betrat das Allerheiligste.

Alles war sprachlos.

Der Botschafter des Imperators verneigte sich voll ritterlicher Anmuth und wandte sich dann an den König

„Sire," sagte er, „ich habe mich eines höchst unangenehmen Auftrags zu entledigen."

Jérôme ward wie der Kalk an der Wand. Pigault-Lebrun saß da wie ein armer Sünder und nestelte an seinen Manschetten.

„Ich habe diesen Auftrag," fuhr der Gouverneur fort, „von Ihrem erhabenen Bruder, dem Kaiser der Franzosen. Ich verließ Seine Majestät in einem Zustande der Erregtheit und des Zornes, den ich nicht zu schildern vermag . . ."

„Aber ich bitte, mein Herr," rief Fürstenberg, indem er die Arme vor der Brust kreuzte, „dies ist weder die Zeit noch der Ort, solche Aufträge auszurichten."

„Ich bedaure," entgegnete der Angeredete kalt, „daß ich so unglücklich bin, Ihre geselligen Freuden zu unterbrechen; allein ich handle nach dem ausdrücklichen Befehl meines hohen Gebieters."

Der König war so vollständig außer Fassung gerathen, daß er vergaß, dem Gouverneur einen Stuhl, geschweige denn ein Glas Wein anzubieten. Statt dessen hatte er selbst seinen Becher ergriffen und einen kräftigen Schluck der Verzweiflung gewagt — vermuthlich um seinem gesunkenen Muth wieder aufzuhelfen.

Winzingerode schleuderte dem fremden Eindringling finstere Blicke zu.

Die kleine Heberti betrachtete bald den Gouverneur, bald ihren königlichen Gönner. Ein spöttisches Lächeln zuckte um ihre rosigen Lippen.

„Sire," fuhr der Gesandte fort, „ich hoffe, Sie werden den Botschafter nicht die Unannehmlichkeiten der Botschaft entgelten lassen . . . und mir verzeihen, wenn ich Ihnen hier, laut der gestrengen Instruktionen, die ich empfangen habe, folgenden eigenhändig geschriebenen Kabinetsbefehl des Kaisers vorlese . . ."

„O, durchaus nicht," stammelte Jérôme in höchster Seelenangst; „das heißt . . . Sie wissen . . . Könnten wir nicht dort in das Zimmer treten?"

„Ich bedaure, Sire . . . die Anordnungen Sr. Majestät sind sehr formell Sie müssen schon gestatten, daß diese Herrschaften unfreiwillige Zeugen einer Scene sind, die mir eben so fatal ist, als Ihnen selbst, Sire."

Der König senkte das Haupt, wie Einer, der entschlossen ist, Alles ohne Widerstand über sich ergehen zu lassen.

„Aber das ist unerhört," sagte Fürstenberg.

Der Gouverneur zuckte die Achseln. „Ich wiederhole Ihnen, es ist nicht meine Schuld," entgegnete er. „Das Dekret lautet wie folgt:

„Kabinetsbefehl des Kaisers. Unser Aide-de-Camp, der General Rapp, Gouverneur von Danzig, wird sofort nach Kassel abreisen und daselbst den Obersten Müller, Kommandanten der königlichen Garden, zu sich zitiren. Er wird mit besagtem Müller unverzüglich zum König gehen und Seine Majestät diesem Offizier zur Bewachung übergeben. Der König wird achtundvierzig Stunden im Arrest bleiben. Pigault-Lebrun, der Verfasser des flegelhaften Briefes, den unser Bruder uns geschrieben hat, wird zwei Monate lang ins Gefängniß gesteckt und dann unter sicherer Bedeckung nach Frankreich transportirt werden. Wir ertheilen unserm Aide-de-Camp Generalvollmacht, die westphälischen Truppen in Anspruch zu nehmen, falls man sich in wahnwitziger Verblendung der Ausführung unserer Befehle widersetzen sollte. Gezeichnet: Napoleon."

(Schluß folgt.)

Der sechste Oktober.

Bilder aus Versailles, von Karl Braun-Wiesbaden.

Es war im Oktober 1789. Man darf sich das damalige Paris durchaus nicht vorstellen, wie das jetzige. Allerdings existirten damals schon der Louvre, die Tuilerien und jener schöne Platz, welcher damals der Platz Louis XV. hieß, dann der Revolutionsplatz und augenblicklich der Eintrachtsplatz heißt, obgleich am 5. Oktober 1870 nicht mehr wirkliche Eintracht dort zu finden ist als 1789.

Die majestätischen Gartenanlagen, die große Promenade, die imposanten Königs- und Kunstpaläste und der Fluß, der wider Willen daran vorbei eilt, »La Seine à regret fugitive«, sagte damals der Dichter, sind heute die nämlichen wie damals. Aber in den Theilen von Paris, welche die offizielle Welt nicht betrat, sah es damals anders aus. Ich kann mich dafür auf eine Autorität berufen, nämlich auf den Konventsabgeordneten Louvet de Couvrai in seinem berüchtigten Roman „ein Jahr aus dem Leben des Chevalier de Faublas". Der junge Faublas sieht Paris zum Erstenmale im Oktober 1783. Er betritt die Hauptstadt durch das Faubourg Saint-Marceau.

„Ich erwartete," so erzählt er, „nun jene stolze Stadt zu sehen, von der ich schon so viel glänzende Beschreibungen gelesen hatte. Statt dessen sah ich Strohhütten, eben so schmutzig und nur mit mehr Stockwerken, als auf dem Lande, sehr lange aber auch sehr enge Straßen, arme Leute nothdürftig mit Lumpen bedeckt und eine fast ganz nackte Schaar von Kindern. Ich hatte das Glück und den Glanz erwartet und fand nur eine Bevölkerung, deren Zahl eben so groß war wie ihr Elend. Erstaunt fragte ich meinen Vater, ob denn das Paris sei? Ja freilich, antwortete er ruhig und kalt, aber es ist just nicht gerade das schönste Stadtviertel."

So sah damals Paris hinter den Koulissen aus. Vorn ein Palast und dahinter namenloses Elend, das er verdeckte. So war es geworden unter Ludwig XIV., dem Napoleon des 17. und 18. Jahrhunderts, der sein Land aussog, um die Welt mit dem eitlen Glanze seines Namens zu füllen, und den die große Nation schweifwedelnd den „großen Monarchen" nannte; unter seinem Nachfolger und Urenkel Ludwig XV., den Frankreich mit der Bezeichnung „der Vielgeliebte" ehrte, während er und sein Hof in Scham- und Zuchtlosigkeit unterging, die Priester und die Maitressen das Regiment führten, und sein Zeitgenosse, der alte Fritz, spottete, in Frankreich lösten König Unterrock der Erste, der Zweite und der Dritte, worunter er die Chateauroux, die Pompadour und die Dubarry meinte, einander in der Regierung ab.

Dem »Grand-monarque« und dem »Bien-aimé« war 1774 des letzteren Enkel Ludwig XVI. gefolgt, ein Sühnopfer der Thorheiten, Laster und Verbrechen seiner zwei Vorfahren. Unentschlossen, wohlmeinend, mißtrauisch und rathlos, begann er zu experimentiren. Er führte Reichsstände ein, aber dieselben verwandelten sich über Nacht in eine konstituirende Nationalversammlung, weil der „dritte Stand", der „der Gemeinen", welcher bis jetzt gar nichts war, von nun an Alles sein wollte, und die beiden anderen Stände, der Adel und die Geistlichkeit, absorbirte. Die Bastille wurde erstürmt, die Nationalgarde errichtet. In der Nacht des 4. August 1789 wurde die Abschaffung des Feudalismus und aller sonstigen Ueberbleibsel des Mittelalters dekretirt. Zur Erinnerung an diese Nacht, welche die Contrerevolutionäre die Bartholomäusnacht des Eigenthums, die Revolutionäre die Bartholomäusnacht der Mißbräuche nannten, wurde eine Medaille geschlagen, und die Nationalversammlung votirte dem König, welcher ihre Beschlüsse genehmigte, den Titel: Wiederhersteller der französischen Freiheit.

Dann ging es an die neue Verfassung. Die Versammlung beschloß die Erklärung der Menschenrechte und die Abschaffung des absoluten Veto des Königs. Das war dem König doch zu viel. Er ging sinnend in seinen Prunkgemächern zu Versailles herum, hörte alle Rathschläge und folgte Keinem. Sollte er die Genehmigung weigern?

Aber was dann? Sollte er einen entscheidenden Schlag in Paris wagen, oder sollte er die Flucht ergreifen? Beides war gewagt; blieb und unterlag er, dann drohte ihm das Schicksal König Karls I. von England; und in dem Augenblick, wo er ging, war auch schon Einer der Nächsten am Throne bereit, sich darauf zu setzen. Der Herzog von Orleans, später „Philipp Gleichheit“ genannt, brannte vor Begierde, „König=Stellvertreter“ zu werden. Es ging mithin nicht. Also genehmigen? Aber ist's damit auch abgethan? Wird nicht auch weiter noch verlangt, der König soll von Versailles nach Paris übersiedeln, um sich seiner guten und großherzigen Nation in die Arme zu werfen? Aber das Volk von Paris hungerte, und der gute König kannte kein Rezept wider die Hungersnoth. Die Kassen waren leer. Die konstituirende Versammlung wollte nehmen, aber nicht geben. In Paris hatte sich eine neue Gemeinde gegründet. Die Gemeinde und die Nationalgarde hatten bereits die Gewalt an sich gerissen. Kein Mensch arbeitete mehr. Wie also den Hunger bannen?

Der König blieb in Versailles. Aus den riesigen Höfen, den glänzenden Gemächern, den breiten Terrassen, aus den sinnlos verschnittenen Bäumen gähnte ihm die Rathlosigkeit entgegen.

Die Königin wollte ihn aus seiner apathischen Erstarrung reißen. Marie Antoinette, welche den Hochmuth der Habsburgerin mit dem lebhaften und leichtlebigen Geiste der Wienerin vereinigte, hatte jenen Muth, welcher die Gefahr verachtet, weil er den Ernst der Lage nicht zu erkennen vermag. Sie glaubte die Rathlosigkeit des Königs, der außerdem auch noch gebeugt war durch den, ein Vierteljahr vorher erfolgten Tode seines ältesten Sohnes, für die einzige Quelle aller Uebel. Sie beschloß, ihn gewaltsam zu einer entschlossenen That fortzureißen. Sie ließ Truppen in Versailles konzentriren, die Leibgarden, die Schweizer, die Dragoner, das Regiment Flandern.

Am 1. Oktober 1789 gab man den Offizieren ein Fest. Man wählte dazu den großen Opernsaal, den glänzendsten Raum des Schlosses, welcher nur bei feierlichen Gelegenheiten benutzt wurde; das letztemal als Kaiser Joseph II. zu Besuch in Versailles gewesen.

Als die Mahlzeit im besten Gange, die Begeisterung, angefacht durch Wein und Toaste, schon hoch gestiegen war, erschienen der König und die Königin, letztere den Prinzen auf dem Arme, der so bald danach unter den unbarmherzigen Händen des Schusters Simon im Tempel enden sollte. Man hatte inzwischen auch die Soldaten auf die Galerie gelassen.

Alle Degen fuhren aus der Scheide. Man trinkt auf das Wohl der Majestäten und schwört auf den Degen Vernichtung ihrer Feinde. Die königliche Familie zieht sich zurück unter den Klängen der Melodie:

„Oh Richard, o mein König,
Wenn Alle untreu werden.“

Nein, treu bis in den Tod! Nieder mit Paris, tönt es von allen Seiten. In den Logen und den Galerien erscheinen die Hofdamen mit weißen Kokarden. Die Offiziere erklettern die Logen, stürmen die Galerien, legen die weißen Kokarden an und treten die Trikolore mit Füßen. Das Loyalitätsfest artet in eine Orgie aus.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Vor Paris den 1. Nov.

Da liegen die deutschen Heere nun schon seit bald 2 Monaten. In den sonst so blühenden und lebendigen Orten, die das stolze Babylon umgürten, wie ein Blumenkranz die üppige Bacchantin, entwickelt sich ein gemüthliches deutsches Lagerleben.

Hier mustert ein Herr Doktor die vorgeführten Pferde, daneben arbeiten Cyklopen gleich, 3 oder 4 rußige Schmiede, hinter deren selbstgewählten Anzügen kein Mensch die propern strammen Fahnenschmiede von gestern oder von morgen erkennen würde. Hinter jener zerbrochenen Scheibe, gegen die Novemberstürme durch ein dahinter gestelltes Brett gedeckt, arbeitet emsig, und wie es so seine Gewohnheit ist, der fleißige Schuster und zieht seinen Draht oder klopft seine Sohlen.

Weiterhin läßt ein halb geöffnetes Thor einen Einblick in einen Hof, in dem ein halbes Dutzend stämmige Söhne der Weinberge Obstmühle und Presse in Bewegung erhalten, zu denen ihnen der Bataillonswagen das in kaum gesehener Fülle in den Baumgütern gefallene Obst zuführt.

Aber auch die edle Frucht des Weinstockes, schnöde verlassen in der Alles beherrschenden Furcht vor den Barbaren, ist uns tributpflichtig geworden, und hübsche Gesellschaften mit Bütten und Körben auf dem Rücken sind fröhlich den zwischen die Baumgüter eingesprengten Weingärten zugewandelt, um auf's Neue den Milton'schen Vers ins Wirkliche zu übersetzen: Das Wasser, seiner Mängel wohl bewußt, erröthete vor Gott und ward zu Wein. Daß neben diesem improvisirten Erntefest die Mutter aller Nahrungsmittel, die Kartoffel, nicht vergessen wird, zeigt jener schwerbeladene Sohn des Mars, der unter seinem vollen Korbe keuchend, die Haue auf der Schulter, heimwärts zieht.

Was die, besonders in unsern Kantonnements, noch sehr zahlreich verbliebenen Hafer- und Waizenvorräthe in Scheunen und Fäumen zu unserem Nutzen und Verbrauch liefern, ist sehr bedeutend, und wenn einerseits der Dienst gestatten würde, überall genügend Mannschaft an die vielen vorhandenen Dreschmaschinen zu stellen, anderseits nicht die Mehrzahl derselben durch unkundige Hände unbrauchbar gemacht worden wäre, so hätte man für einige Zeit die Wallenstein'sche Theorie von der Selbstverpflegung, in Hafer und Brod wenigstens, wieder auffrischen können.

Selbst die Erträgnisse der Jagd sind nicht ganz ausgeschlossen, und wenn auch Pariser Zeitungen seiner Zeit so viel von Monstrejagden in den Umgebungen zu berichten wußten, die dem Feind auch das letzte Häschen aus den Zähnen nehmen sollten, so sprechen heute der stolze Schmuck des Fasanen am Helme der Offiziere und die vielen Felle Freund Lampes an den Stacketen der Zäune für manchen glücklichen Schuß, der in den wohlumzäunten Parks und den wildreichen Ebenen von Champs gefallen. Daß das frische Fleisch von Schafen und Rindvieh, trotz Viehseuche und massenhafter Füsilade von Ochsen an andern Orten, hier nicht gerade mangelt, erhellt aus einer Anordnung der letzten Tage, nach welcher die Division sich aus der Feldschlächterei auf 7 Tage mit lebendem Vieh zu versehen habe. Man hat hübsche Heerden die Straßen entlang marschiren sehen, vorauf ein richtiger Schäfer in Uniform, dessen Pfiff die Thierchen folgten, als hätte er statt des Feuerrohrs eine Schippe auf der Schulter.

Alle Straßen sind belebt durch gehende, reitende und fahrende Ordonnanzen, Patrouillen, Rekonvaleszenten, die zu ihren Abtheilungen gehen, und leider auch Kranke, von diesen auf dem Weg in die Spitäler oder nach Hause, Posten, Fouragewaaren, um Lebensmitel und Anderes in den Magazinen zu holen, Convois, um diese zu füllen; dazwischen gehenschmutzige Blousenmänner mit meist trotzigen Gesichtern, die in ihren Säcken meist Brod oder Fleisch in den Städtchen gekauft, heimbringen, oder in den Gärten der Parks gestohlene Gemüse und Salat zu Markte tragen. Nur eine Gesellschaft sieht man hie und da einmal an der Hochstraße in einer alten, halb zerstörten Herberge fidel einige Flaschen sauern Wein zusammentrinken, es sind die Cantonniers, die Straßenknechte, wenn sie, in einem Distrikt zusammengerufen, ihre Löhnung ausbezahlt erhielten. — Dieses ganze Leben erhält sein Relief durch den von Paris herüber grollenden Kanonendonner, untermischt mit dem Geschnatter der Mitraillensen. Die Leute sollen, wie man sich erzählt, namentlich nach dem Frühstück, so gegen 2 Uhr Mittags, regelmäßig ihren Damenbesuchen in den Forts das Vergnügen einer Kanonade machen; die Regelmäßigkeit ihres Anfangs und Beobachtungen durch scharfe Gläser unsererseits scheinen dies zu bestätigen. Man ist auch schon so daran gewöhnt, daß beim Ausbleiben der Musik man sich umsieht und meint, es fehle Etwas, wie in einer Mühle, die nicht klappert.

Kunst und Literatur.

Das Münzenbuch oder die im Weltverkehr kursirenden gängigsten Gold- und Silbermünzen aller Welttheile und Staaten in natürlicher Größe und Zeichnung herausgegeben von L. v. Vangerow in Bremerhaven.

Das Werk erscheint in 6 Lieferungen, wird 112 lithographische Tafeln haben und kostet die Lieferung 7½ Sgr.

Jetzt, wo durch die Verkehrsverhältnisse die Völker so aneinander gerückt sind, ist das Münzenbuch für Geschäftsleute sehr nützlich, wenn nicht nothwendig. Das vorliegende zeichnet sich dadurch besonders aus, daß die Münzen in treuer Abbildung mit Angabe ihres Werthes in Thaler, Gulden und zwar süddeutsche und österreichische Währung, so wie in Franken aufgeführt sind. Das ganze Werk hat außer seiner Nützlichkeit auch den der Billigkeit, denn es kostet vollständig nun 1½ Thlr. und ist daher insbesondere den Geschäftsleuten bestens zu empfehlen.

Mannigfaltigkeiten.

[Eine höchst originelle Annonce] findet sich in Londoner Blättern, die wir der Merkwürdigkeit wegen mittheilen: „Für kleine Leute! Jedermann (Mann oder Frauenzimmer), der seine Gestalt in der Höhe oder Symmetrie vermittels einer bemerkenswerthen physiologischen Entdeckung auszudehnen wünscht, möge ein mit seiner Adresse versehenes frankirtes Couvert an Kapitän F. Stafford aus den Vereinigten Staaten in Church Terrace, Kentish Town, London, einsenden." Es sollen Beispiele vorgekommen sein, wo die Verfasser derartiger auf die Empfindlichkeit mancher Personen spekulirenden Anzeigen nur darauf ausgingen, eine Sammlung brauchbarer Freimarken anzulegen, die reichlich Mühe und Kosten vergütete. Die Menge macht hiebei wie in vielen anderen Dingen die Spekulation einträglich.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 249 Freitag, 11. November 1870

König Jérôme im Arrest.

(Schluß.)

.. Jérôme sank vernichtet in seinen Fauteuil zu- ..ck. Pigault-Lebrun runzelte die Brauen und ballte die Fäuste. Fürstenberg und Winzingerode sperrten Mund und Nase auf. Melanie weinte. Die kleine Heberti warf einen Blick der gränzenlosesten Verachtung auf ihren Liebhaber und erhob sich stolz aus ihrem Sessel.

„So haben wir hier weiter nichts zu suchen!" sagte sie kalt. „Herr Kommandant thun Sie Ihre Pflicht."

Der Aide-de-Camp des Kaisers verabschiedete sich und Jérôme schwankte in Begleitung des Obersten Müller nach seinen Gemächern, um sie erst nach abgebüßter Strafe wieder zu verlassen. Die Ermächtigung, die der Kaiser dem General Rapp ertheilt hatte, im Nothfalle Truppen zu requiriren, war eine überflüssige Maßregel. Der gute Jérôme parirte wie ein wohlerzogenes Kind; seine friedliche Seele war himmelweit entfernt von jener „wahnwitzigen Verblendung," die das allerhöchste Dekret vorsehen zu müssen glaubte. Ah, hätten die ehrfurchtsvollen Unterthanen des Königs von dem unerhörten Schauspiele, dessen Theater der königliche Palast, dessen leidender Held ihr vielgeliebter Jérôme war, eine dämmernde Ahnung gehabt! Es ist doch gut, daß der Pöbel nicht in alle Geheimnisse der Diplomatie eingeweiht wird!

Pigault-Lebrun wurde in den Kerker geworfen. Eine nachträgliche Ordre des Kaisers verbot dem gesammten Hofpersonal, den Gefangenen zu besuchen. Der König schrieb seinem gestrengen Bruder einen demüthigen Brief, in welchem er hundertmal um Verzeihung bat und um die Freilassung seines Vertrauten flehte. Umsonst. Der Kaiser ließ ihm antworten, Pigault werde seine zwei Monate absitzen und alsdann unverzüglich das Land verlassen. Nach langem Betteln gestattete er dem König, den Bibliothekar bei sich zu behalten, falls derselbe gesonnen sei, einen weitern Monat hindurch im Gefängniß zu schmachten. Pigault war natürlich mit Freuden bereit. Das Leben am westphälischen Hofe bedünkte ihm jedes Opfer werth.

Am 22. November 1810 war seine Marterzeit vorüber. Blaß und abgemagert trat er vor seinen Gebieter und lächelte ein schmerzliches Lächeln.

„Eh bien, Sire," sagte er, „künftighin besinnen wir uns zweimal, ehe wir einen Brief zur Post geben?"

„Jérôme seufzte.

„Du hast schwer gebüßt, mein Freund," flüsterte er niedergeschlagen; aber auch mich traf ein trübes Verhängniß . . ."

„Ah, Sire, die achtundvierzig Stunden . . .?"

Der König schritt nach einem Pulte und nahm ein rosenrothes Billet heraus.

„Da lies!" sagte er. „Das schrieb mir die liebste, die reizendste, die treueste meiner Freundinnen am Tage nach Deiner Verhaftung."

Pigault las.

Das Billet lautete:

„Sire!

„Ich verlasse Sie und Ihr Land für immer. Ich habe mich auf's Kläglichste in Ihnen getäuscht. Wenn ich die Pflichten, die uns die Selbstachtung und die Rücksicht auf das öffentliche Urtheil auferlegt, mit Füßen trat; wenn ich bei einem Ihrer Höflinge Sklavendienste that: so geschah dies nur, weil ich Sie liebte — so wahr und glühend, wie nur ein Weib zu lieben vermag! Dies Bekenntniß wird mich in Ihren Augen, wenn nicht rechtfertigen, so doch entschuldigen. Aber ich kannte Sie nicht. Ich hielt Sie für edel, für ritterlich, für stolz. Ich habe mich vom Gegentheil überzeugt. Ich verachte Sie.

Elise Heberti."

Pigault-Lebrun sagte kein Wort. Gesenkten Blickes gab er dem König das Schreiben zurück.

Jérôme schloß es wieder ein und sagte dann eintönig zu seinem Bibliothekar:

„Es läßt sich halt nicht gegen den Strom schwimmen! Dein Sprüchwort: Wurst wider

Wurst," mag für unsere hessischen Bauern passen, aber nicht für die Familie Bonaparte."

Sprach's, ging hin, und blieb ein gehorsamer Bruder.

Der sechste Oktober.

(Fortsetzung.)

Aber die Königin ist entzückt davon. Am 2. Oktober ist Erholungspause. Am 3. Oktober wird das Fest zum ersten Male wiederholt. Eine zweite Wiederholung war in Aussicht genommen. Man konnte diese „Oper" nicht oft genug geben.

Da trat ein Hinderniß ein. Am 5. Oktober Abends bewegte sich ein sonderbarer Zug von Paris über Sevres die langen und breiten Alleen hinauf nach dem Schlosse von Versailles zu. Was ist das? Soldaten? Es trommelt?

Ja, aber es ist ein junges Mädchen, das die Trommel schlägt; so war sie schon am Morgen, an der Spitze einer Schaar wüthender Weiber, in das Stadthaus in Paris eingebrochen, Brod und Waffen begehreneb. Hinter ihr kommt der Bastillenstürmer Maillard, ein Brod auf der Pike, und ein altes Weib, das wie rasend ein blankes Schwert schwingt.

Dann folgt ein zahlloser Haufen halbbewaffneter und halbbekleideter Menschen, mehr Weiber als Männer, wüst durcheinander schreiend, rufend, singend: „Auf nach Versailles! Wollen doch einmal sehn! Wollen dem niederträchtigen Veto unser letztes Brod zeigen. Er muß die Menschenrechte genehmigen, dann bekommen wir Brod. Denn in den Menschenrechten steht geschrieben: Kein Mensch soll Hunger leiden. Wir sind Menschen, wir leiden Hunger. Während dessen schwelgt die schlechte Oesterreicherin mit ihren Galanen, den Offizieren, in Delikatessen und Champagner. Wir wollen auch Champagner trinken. Deßhalb wollen wir die Menschenrechte. Nieder mit der Oesterreicherin und ihren Galanen, die uns den Tod geschworen haben. Zerreißen wollen wir sie. Mehr als sterben können wir einmal doch nicht, sei es aus Hunger, sei es das Schwert in der Hand. Unterschreiben muß der König unsere Rechte, unsere Menschenrechte. Schwören muß er, der „Veto". Wie kann sich ein König Veto nennen? Das leiden wir nicht, wir die Pariser, die an der Spitze Frankreichs stehen, wie Frankreich an der Spitze der Welt. Nieder mit der Oesterreicherin, den Schweizern, den Flandern, der königlichen Garde! Vorwärts!"

Am lautesten schrie dabei Madame Theroigne de Mericourt, ein Bauernmädchen aus der Nähe von Lüttich, das, nach London verschlagen, dort die hohe Schule des vornehmsten Lasters durchmachte, von 1789 ab in Paris als republikanische Tugendheldin auftrat und in einer Irrenanstalt starb, kürzlich aber von Viktor Hugo allen Französinnen als Ideal und Muster empfohlen worden ist.

Das waren Töne, die man bis jetzt nicht gehört hatte in den majestätischen Alleen, in den weiten Höfen des Schlosses von Versailles!

Aber marschiren da nicht auch Soldaten mit dem Pöbelhaufen und ein stattlicher Offizier hoch zu Roß, der die Menge anredet, mit wenig Erfolg wie es scheint? Das ist der Marquis Lafayette, jetzt genannt der „Bürger Lafayette", der Freund Washingtons, der Befreier Amerikas, der Präsident der Generalstaaten, der Oberbefehlshaber der Nationalgarde, der Freund des Volkes, aber doch schon etwas mißliebig und beargwohnt, denn er ist „nicht entschieden" genug. Er ist zwar für die Menschenrechte, aber nicht für das Faullenzen und das Champagnertrinken. Lafayette hat die Nationalgarde verhindern wollen, mit nach Versailles zu marschiren, und als dieselbe ihm nicht gehorchte, sich ihr angeschlossen, um das Schlimmste zu verhüten.

Und das gelang ihm, wenigstens am 5. Oktober und in der darauffolgenden Nacht. Er verschaffte der Deputation der Weiber eine Audienz beim König. Dieser sprach begütigende Worte zu ihnen. Zwar kam es zu Raufereien zwischen der Pariser Nationalgarde und den Versailler Leibgarden, und das Volk ergriff für erstere Partei. Aber da kam ein Friedensengel von oben. Es fiel nämlich ein kalter Regen und man ging sich Obdach suchen. Lafayette besichtigte am 6. Oktober Morgens 5 Uhr noch einmal die Posten; dann ging auch er schlafen; und Alles war gut. Aber nicht lange. Nach einer Stunde wurde er geweckt mit der Nachricht: „Das Volk stürmt das Schloß, es mordet die Leibgarde, der König ist in Gefahr."

Die Gastmähler, welche Marie Antoinette erfunden hatte, um dem König Muth und den Parisern Angst einzuflößen, hatten weder den einen noch den andern Zweck erreicht, wohl aber hatten sie die Disziplin gelockert. Die Mobilgarde hatte sich dem Zechen ergeben und in Folge dessen versäumt, jenes vergoldete Gitter zu schließen, das den letztern innern Hof schließt, an dessen höchstem Platze Ludwig XIV. in eiserner Majestät zu Pferde thront, — er, der zugleich der bewußte Urheber des französischen Größenwahnsinns und, freilich sehr wider Willen, der Urheber des Hungers und der Revolution von 1789 ist.

Es war also am 6. Oktober Morgens in der stillen grauen Frühe, wo ein Paar Mann aus dem gestrigen Zuge, welchen man verrathen hatte, der König wolle sich heimlich entfernen, in diesem Hofe

erschienen, um sich darüber Gewißheit zu verschaffen. Denn der König sollte ja dableiben und die Menschenrechte unterschreiben und den häßlichen Titel „Veto" wieder ablegen. Sie sahen einen Leibgardisten am Fenster, wechselten mit ihm spitze Reden und dann Schimpfworte. Der Gardist, der vielleicht alle die Festräusche, an welchen auch er, wenigstens auf der Galerie, Theil genommen, noch nicht vollständig ausgeschlafen, wird wüthend und schießt. Das Unglück will, daß er trifft. Ein Nationalgardist, ein junger Tischlergeselle, der nicht einmal Waffen trug, stürzt todt auf die Marmorplatten. Jetzt ist die Wuth entfesselt. Die Menge wächst aus der Erde. Sie drückte die Thüre ein. Sie tritt die Schildwachen zu Boden. Sie verfolgt die Leibgardisten von Zimmer zu Zimmer. Zwei werden getödtet. Man schneidet ihnen die Köpf ab und steckt sie auf Piken; zwei Eilboten sollen diese Piken nach Paris tragen als Aufforderung an das dortige Volk, schnell herauszukommen.

Nirgends ist ein Widerstand. Die Königin flüchtet in die Gemächer des Königs. Sie sinkt einem der wenigen Getreuen in die Arme mit dem Ausruf: „O meine Freunde, rettet mich und meine Kinder!" Der Aufruhr dringt näher. Man verbarrikadirt sich. Die Noth steigt mit jedem Augenblick. Wüthende Weiber durchbohren das Bette, das die Königin kaum verlassen, mit tausend Messerstichen.

Da kommt Lafayette. Er sammelt die Nationalgarde und die Zentralgrenadiere. Er will, auf einem andern Wege, nach den Gemächern des Königs. Da plötzlich erwacht dem Oberzeremonienmeister des Schlosses das Gewissen. „Was?" denkt er, ein einfacher Edelmann, ohne Hof- und Staatsamt,. läuft da ohne meine Erlaubniß die breite Treppe hinauf und will unangemeldet zum König? Welche frevelhafte Verletzung der geheiligten Etikette! Louis XIV. würde sich darüber im Grabe umdrehen. Ich muß diesen frechen Marquis, der in Amerika jede höfliche Sitte verlernt hat, zurückweisen. Aber nein! Er ist der Einzige, der uns noch retten kann. Es handelt sich um das Leben des Königs, der Königin. Ja vielleicht gar um mein eigenes. Folglich muß ich den Marquis durchlassen, aber dabei doch die Etikette wahren!"

Er tritt vor Lafayette und spricht heimlich: „Mein Herr, der König verwilligt Ihnen hierdurch das Recht des unangemeldeten Zutritts!" Der Marquis stürzt weiter, ohne dem feinen Auskunftsmittel des obersten Zeremonienmeisters der Schlösser von Versailles auch nur die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. „Ah, er ist nicht mehr werth, Marquis zu heißen, dieser Barbar, dieser amerikanische Hinterwäldler, halb Roß, halb Alligator," seufzte der Zeremonienmeister. So erzählt uns der damalige Deputirte Marquis Toulongeon.

Aber der entartete Marquis rettet den König, wenigstens für dieses Mal. Mit Hilfe der Grenadiere und der Nationalgarde säuberte er das Schloß, das jedoch noch von allen Seiten von einer zahllosen und wüthenden Menge umlagert wird. Die Männer schwingen die Piken, die Weiber heulen, die jungen Leute haben sich in den königlichen Marställen beritten gemacht. Sie galoppiren in den Höfen herum, aber es wird den guten Jungen sehr schwer, sich auf dem Rosse zu halten; und wenn Einer vom Pferde fällt, werden die Wuthschreie durch ein herzliches, kindisches Gelächter der Menge abgelöst. „So ist der Franzose", sagt Voltaire, „halb Affe, halb Tiger; bald kindisch, bald bestialisch."

Und plötzlich wechselt überhaupt die ganze Scene. Lafayette hat dem König zu einem Akt der Versöhnung gerathen; und dieses Schauspiel vollzieht sich nun auf ächt französische Weise. Die Leibgardisten haben die weißen Kokarden ab- und statt ihrer dreifarbige von mehr als gewöhnlichem Durchmesser angelegt. Damit erscheinen sie an den Fenstern und schreien: „Es lebe das Volk!" Und dasselbe Volk, das so eben noch so lüstern nach ihren Köpfen war, antwortet: „Es lebe die Leibgarde, es lebe der König!" Dann führt Lafayette den König auf den Balkon. Man schreit abermals „Es lebe der König!", aber auch schon: „Nach Paris mit dem König!" Dann erscheint die Königin mit den beiden Kindern. Man schreit: „Fort mit den Kindern!" und es richten sich einige Gewehrläufe auf sie.

Die Königin schickte die Kinder zurück und richtet sich dann heiter lächelnd auf dem Balkon auf. Das imponirt. Lafayette küßt ihr knieend mit der Grazie und Ritterlichkeit des »vieux marquis« die Hand. Das rührt. „Es lebe die Königin!" schallt es plötzlich aus tausend Kehlen. Dann läßt Lafayette Alle auf die Verfassung schwören, auf die Verfassung, die noch nicht fertig, sondern erst noch in Arbeit begriffen ist. Zuerst schwört der Kapitän der Leibgarde unter der Wucht einer trikoloren Riesenkokarde, dann die Grenadiere, dann die Flandern, dann die Leibgardisten, dann die Nationalgardisten, dann das Volk, dann die alten Weiber. Alle schwören. Man ist gerührt und versöhnt. Man umarmt sich mit Worten: „Bruder, warum wolltest Du mich zwingen, Dich zu morden?" Dann aber erhebt sich, mitten durch die allseitige Versöhnung durchbrechend, der stürmische und diesmal einmüthige Ruf: „Nach Paris mit dem König!" Widerstand ist nicht möglich. Lafayette verspricht's: „Um ein Uhr!" Gut, abgemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein origineller Speisezettel figurirte letzthin bei einem zum Besten der Invaliden veranstalteten „Zweckessen" in Leipzig. Derselbe lautet mit all seinen schrecklichen Wortspielen: Erster Gefechtsakt: Französische Suppe, selber eingebrockt in Ems; feines Gemisch von abhanden gekommenem fränkischen Gehirn in müßigen Nordseemuscheln, einziges Prisengericht der verschwommenen französischen Flotte. Zweiter Gefechtsakt: Fleisch von Leboeuf, „abgesetzt" mit Bazaine'scher (T)rüffelbrühe; Aal, unfaßbar, aber „deutsch bis ins Mark". Dritter Gefechtsakt: Rindszunge, geräuchert in französischem „Dampf"; Rheinlachs, bei der „Wacht" gefangen. In beiden Gerichten: „blaue Bohnen" und (Blumen-) Kohl à la Victor Hugo. Vierter Akt: Kalbskopf von Le-boeuf jun. Fünfter Akt: Unfehlbarkeits-Gänsebraten vom Capitol zu Rom, eigentlich fürs verflossene ökonomische Konzil bestimmt. Sechster Akt: Hasenbraten von Ueberläufern mit Pariser Großmaulsalat und Eingemachtem aus Metz. Zum Schlusse: Eis, doppelt kalt gestellt, wie Napolium; Baumkuchen von Wilhelmshöhe, Laternenkäse von Rochefort; endlich süßes Nachessen: französische Windbeutel mit deutscher Schlagsahne, gezähmte algerische Mohrenköpfe, Ballon-Enten, frisch aus der Luft gegriffen. Als Knalleffekt Victoriaschießen mit Schaumwein zur Feier der 50 glücklichen Metz-Alliance des 29. Oktober 1870!

Der „Elberfelder Zeitung" wird aus Metz vom 31. Oktober berichtet: „Gelungen war die Quartiermachung des Generals v. Kummer im Hotel de l'Europe; bei seiner Ankunft fragt ihn der Wirth, ob er sich die Zimmer vorher bestellt hätte; „nein", sagte der General, „dies war mir nicht möglich, da ich eben erst hereinkomme." „Dann bedaure ich sehr", sagte der Maitre d'Hôtel, „ich habe dann keinen Platz für Sie." Obgleich der General dem Wirthe nochmals bedeutete, daß er dort wohnen müsse und wolle, bedauerte der Wirth achselzuckend, ihm nicht helfen zu können. Der General ließ aber durch seinen Adjutanten, welcher eine halbe Kompagnie Soldaten nahm, sich rasch die ganze erste Etage, welche von französischen Offizieren mit Beschlag belegt war, räumen, und dies nahm kaum so viel Zeit in Anspruch, wie die Konversation mit dem Wirthe."

Man schreibt aus Frankfurt: Seit einigen Tagen verweilt im „Russischen Hof" hier der Fürst Kalosar von Hindostan, in dessen Begleitung sich außer dem englischen Kapitän West und einigen Europäern 15 Japanesen befinden. Der Prinz, sowie die Natives leben ganz nach heimathlichen Gewohnheiten. Die Mahlzeit besteht hauptsächlich aus Reis und Hühnern, die sie selbst abschlachten und in einer aparten Küche zubereiten. Unseren Hausfrauen können wir nicht das Rezept der lucullischen Zubereitung verrathen, da dieselbe bei verschlossener Thüre vorgenommen wird und kein Europäer Einlaß findet. Mit Ausnahme der Europäer, die ein gutes Bett vorziehen, findet die Dienerschaft ihr Nachtlager in den Vorzimmern des Fürsten auf den Teppichen. Heute besuchte der Prinz die Sehenswürdigkeiten der Stadt, namentlich verweilte er längere Zeit im Kaisersaal. Ueberall erregte der Fürst durch seine reiche orientalische Kleidung allgemeines Aufsehen. Die Reisegesellschaft begibt sich nächstens über Brindisi nach Japan zurück.

Augsburg. Ein französischer Maitre de music erregte durch folgende in einem Gasthause gemachte Aeußerung vor einigen Tagen ungemeine Heiterkeit: Bekanntlich trägt das französische Militär nur Schuhe ohne Schaft: „da haben wir auch erhalten vor Ausmarsch Gamaschen von Leder," meinte er in Diskurs über diesen Gegenstand begriffen, „weil uns sagten unsere Generale wir werden marschiren nach Deutschland, wo sein die Chausseen sehr dick mit Schmutz, es ist gekommen aber ganz anders, da die Deutschen sind Leute charmant, welche uns schon weit vor der Gränze aufsetzten auf die Bahn und uns haben gefahren bis hieher."

Einem mächtigen Monarchen wurde eines Tages gemeldet, daß ein fremder General im Vorzimmer harre, und um eine Audienz bitte. — „Wie sieht er aus?" fragte der Monarch. — „Es ist ein stattlicher Mann, mit Orden und Sternen auf der Brust behangen." — „Nun", sagte lächelnd der Mächtige, „so lasse man das Firmament hereinkommen".

Man schreibt aus Köln vom 9. Nov.: Gestern Morgen fand man den Wirth einer hiesigen Schenkwirthschaft in einem mit Wasser gefüllten großen Zuber ertrunken. Das Zuschlagen des Deckels der Bütte, während der Mann sich über dieselbe geneigt hatte, soll Schuld an dem Unglücke gewesen sein.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 250 Samstag, 12. November 1870.

Der Quirinal.

Der Quirinalpalast der Päpste ist zur Residenz des Königs von Italien ausersehen. Dieselben Gemächer, welche zur Aufnahme Napoleon's I. bestimmt waren, werden demnächst von Victor Emanuel bewohnt werden, und Thorwaldsen's Alexanderzug, welcher den Fries eines dieser Zimmer bildet und einst dem corsischen Eroberer galt, wird auf einen Fürsten niederblicken, dem die Einnahme des Capitols weniger kostete, als den griechischen Helden der triumphale Einzug in Babylon. In diesem Palazzo wars, wo Pius VII. dem Ersten Napoleon das berühmte „Commediante!" ins Gesicht schleuderte. Wie sich die Sprache der Päpste doch gleich bleibt — Pius IX. nennt den Brief Victor Emanuel's „nicht würdig eines kindlich ergebenen Sohnes, der sich des Bekenntnisses des katholischen Glaubens und königlicher Gerechtigkeit rühmt." Diese Worte sind nichts Anderes als eine Umschreibung des obigen Commediante — dem Adressaten persönlich gegenüber würde sich wahrscheinlich auch der jetzige Papst kürzer gefaßt haben.

Unsere Zeit ist reich an raschem Wechsel und grellen Kontrasten. Vor wenigen Monaten wohnten im Quirinal noch so und so viele Bischöfe als Kostgänger des Heiligen Vaters, eifrige Förderer der Unfehlbarkeit, bis auf Hefele, der heute noch in seiner lateinischen Broschüre auf der Ketzerei des Papstes Honorius beharrt, während er in seiner deutschen Konzilien-Geschichte dieselbe in Abrede stellt, der heute noch Bischof bleibt und doch die Anerkennung des neuen Dogmas verweigert. Diese bischöfliche Versammlung hat kaum den päpstlichen Palast verlassen, so erscheinen Funktionäre eines exkommunizirten Königs und nehmen den Hütern des Hauses, den hellebardentragenden Schweizern die Schlüssel ab!

Eines der Zimmer ist mit einem Deckenbilde von Overbeck geschmückt; dasselbe stellt dar, wie Christus seinen Feinden, die ihn einen steilen Felsen hinabstürzen wollen, wunderbarerweise entweicht. Dieses Freskogemälde ist von Pio Nono zum dankbaren Andenken an das Gelingen seiner Flucht nach Gaëta gestiftet worden. Damals flüchtete sich der Papst vor dem Andrange der Revolution, in welchem sogar schon eine Kugel den Weg in seine Gemächer gefunden hatte — und heute muß er sehen, wie der Fürst, den die Revolution auf den nationalen Thron erhoben, kommt, um den Quirinal für die Dauer in Besitz zu nehmen!

Seit seiner Rückkehr aus dem Exil hat der Papst den Quirinal nicht wieder bezogen; er bekundete seither gegen ihn eine Art Abneigung, und es war auch gut so, denn sonst hätte die unsanfte Ausquartierung, welche über die Monsignori der Consulta und der Dataria kam, sich auch auf seine eigene Person erstrecken können.

Aus dem Quirinal flüchtete sich der Papst zum König von Neapel und wenige Jahre nach seiner Rückkunft waren vergangen, da kam der Sohn und Thronfolger seines königlichen Wirthes als Flüchtling nach Rom und fand im Quirinal ein Asyl, und wieder sind nur wenige Jahre verflossen, da sagt Victor Emanuel, der Franz II. und Pius IX. vom Throne gestoßen, seinen Besuch in demselben Quirinal an. So knüpfen sich Geschichten an Geschichte an dieses merkwürdige Gebäude, und spielt dasselbe namentlich in den Schicksalen der letzten Pii eine hervorragende Rolle.

Ich war lange Zeit ein bescheidener Nachbar des Quirinals. Seine stattliche Architekturgruppe, seine grünen Wipfel waren vom Fenster aus meine schöne Augenweide. Ging die Sonne hinter dem stolzen Vatikan zur Rüste, so galt einer ihrer letzten Blicke noch dem Campanile des Quirinals. Und bot die Peterskuppel-Beleuchtung das Bild eines schwebenden Lichttempels dar, so zeigte sich dieses einzige Schauspiel von keinem andern Punkte herrlicher und in ersterer Umrahmung als vom Quirinalplatze. Und wartete man in der Juligluth sehnsüchtig auf den kühlenden Anhauch von der See her, auf dem Pincio und Quirinal war stets das erste Lüftchen zu verspüren. Ueber den Quirinalplatz kehrten, von ihrem beliebten Spaziergange zur Porta Pia hinauskommend, am liebsten die rothstrümpfigen Monsignori heim — ich sage kehrten, denn für eine gute Weile ist nunmehr diese Prälaten-Promenade wohl sicherlich sistirt — und um den

Quirinal erging sich mit Vorliebe in Sommerabenden das Stadtvolk, nachdem die malaria-trächtige „erste Stunde der Nacht" vorüber war.

Von den sieben Hügeln der alten Roma gehört keiner mehr auch noch der Neustadt an, als der Quirinalis. Während den Palatin, die Heimstätte der urbs quadrata des Romulus, das gigantische Ruinenchaos der Cäsarenpaläste einnimmt, in das moderne Capitol sich bisher Kunst und Munizipalität theilten, auf dem Viminal die ausgedehnten Ueberreste der diokletianischen Thermen und die Bahnhofgebäude nachbarlich, aber unvermittelt beieinander stehen, und drei andere der unvergeßlichen Höhen bis auf etliche Klöster und Kirchen, umgeben von weitgestreckten Vignen, völlig vereinsamt sind, ragt der Quirinal tief hinein ins moderne Weichbild und was ihn umgibt und umtost in den Gassen und Vicolis seiner Abhänge, das ist ächtes römisches Volksleben. Die Straße, welche in gerader Linie, aber dreimal gesenkt und dreimal ansteigend, von Obelisk zu Obelisk laufend, den Pincio mit der majestätischen Tempelhöhe von Maria Maggiore verbindet, zieht sich östlich den Quirinal entlang. Diese Straße fast rechtwinklig durchschneidend, führt von der Porta Pia eine Via direkt auf den Quirinalplatz, um, nachdem sie sich in einer Rampe und in einer großen Freitreppe den steilen Westabhang des Hügels hinabgezogen, in verschiedenen Gassen und Gäßchen auf den Corso einzumünden. Da, wo sich die gedachten Wege kreuzen, sind die quattro fontane, vier Brunnen in Nischen der vier Eckhäuser, welche würdig den kostbaren Wasserreichthum Roms repräsentiren. Wohin von diesen vier Brunnen aus das Auge blickt, überall ist der Straßenabschluß eine schöne Vedute: nördlich Trinità de' Monti mit dem Obelisk davor und dem Pinciogrün im Hintergrunde, östlich das monumentale Piusthor, südlich die überstolze Marienkirche, gleichfalls mit einem Obelisk davor und westlich der Quirinal im engeren Sinne mit der schönsten Gruppe, die einen öffentlichen Platz schmücken kann. Wir eilen dahin und sind nun auf dem Punkte, wo wir uns näher umzusehen haben.

Monte Cavallo heißt der Quirinalplatz im Volksmunde, so genannt von der überaus großartigen Gruppe der beiden kolossalen Rossebändiger aus griechischem Marmor, und höchstwahrscheinlich auch aus griechischem Atelier. Nennen wir sie unbedenklich Castor und Pollux; der eine gibt sich stolz als Werk des Phidias, der andere als Schöpfung des Praxiteles aus. Kämpfen wir dagegen nicht leichtfertig an, denn die bezüglichen Inschriften allein haben bereits ein beglaubigendes Alter von 15 Jahrhunderten und im ungünstigsten Falle haben wirs mit besten Kopien bester griechischer Originale zu thun. Noch heute wird es dem verdienstvollen Winkelmann verargt, daß er für diese unvergleichlichen Gruppen kein Wörtchen der Anerkennung hatte, während er sich über den Apollo des Belvedere, der doch unstreitig etwas theatermäßig Geleckteѕ an sich hat und dessen Geburtstag kaum hinter Hadrian zu suchen sein dürfte, in überschwänglichen Ekstasen ergeht. Die beiden Kolosse im Heroen-Kostüm, i. e. nackt, drohen mit gehobener geballter Faust den sich bäumenden Rossen, welche die Wucht des Schlages bereits instinktmäßig vorempfinden und daher den Kopf zur Seite neigen. Wie festgestemmt und doch wie elastisch zugleich ist die Stellung der Helden! Wie muthig ihre Haltung und doch wieder wie vorsichtig gegenüber den heimlichen Tücken der Thiere! Prächtig balancirt und sekundirt der freie Arm die Faustgeberde. Und nicht nur die Faust dräut, noch mehr ist's der Zornblick, vor dem die Rosse zurückscheuen. In der stylistischen Behandlung weisen beide Gruppen, obwohl sie unverkennbar für einander geschaffen sind, feine Verschiedenheiten auf, aber Großheit, Ebenmaß und Adel sind beiden gemeinsam.

(Schluß folgt.)

Der sechste Oktober.

(Fortsetzung.)

In der Zwischenzeit sucht man nach Korn und Brod und lädt Alles, was man findet und (natürlich ohne Bezahlung) wegnimmt, auf eine Reihe von Wagen, um dem guten Paris doch auch ein Vergnügen zu machen. Außerdem ißt und trinkt man nach Herzenslust auf Kosten des Königs.

Dann bricht man auf. Mercier und Toulongeon haben uns den Zug beschrieben: Zuerst Nationalgarden, dann Pikenmänner und Pikenreiter auf Kanonen, Lafetten, Protzkasten, Milchwagen, Karren und Kutschen aller Art, dann sonstiges Volk zu Fuß, tanzend, singend, mit und ohne Waffen, grüne Zweige im Gewehrlauf, erbeutetes Brod auf dem Bajonnet, dann eine lange Wagenreihe mit dem requirirten Getreide, dann Leibgardisten mit der Kopfbedeckung der Nationalgarde; endlich eine große, schwerfällige, vergoldete Kutsche, in welche die Königin, der König, der Prinz, die Prinzessin und des Königs Schwester Elisabeth sitzen. Um diesen Wagen tanzen trunkene Weiber. Sie brüllen:

„Muth, Muth, Muth,
Jetzt wird's gut.
Hier bringen wir Bäcker und Bäckerin;
Auch der kleine Bäckergeselle (der Dauphin) ist d'rin.
Jetzt gibt's Brot,
Aus ist die Noth."

Die Königin machte eine Bewegung der Entrüstung; da klopft ihr eine der Mänaden vertraulich auf den Arm: „Nur keine Angst, wenn Du keine Verrätherin mehr sein willst, soll Dir's gut gehen.“ Den Schluß bildet ein wirres Durcheinander von Volk und allen Sorten von Soldaten. Man führt die königliche Familie zunächst in der ganzen Stadt herum. Ueberall werden ihr Reden gehalten, namentlich an der Barriere und am Stadthaus. „Majestät eilen in die Arme Ihres großherzigen Volks!“ „„Mit Vergnügen, mit Vertrauen““, schaltet der König fast mechanisch wiederholt ein. Endlich erscheint er auf dem Balkon des Stadthauses mit der blau-weiß-rothen Kokarde in Folio. „Frenetischer“ Applaus. Eine prachtvolle Oper.

Erst gegen Mitternacht gelangt der König in sein Schloß. Das war das Leichenbegängniß des alten Frankreich. Es starb an dem Gifte des Größenwahnsinnes, das ihm Louis XIV. eingeflößt, und zu dessen Gedächtniß er diese endlose Reihenfolge von Schlössern und Parks gebaut hat; diesen Komplex, welchen man Versailles nennt, und aus welchem man am 6. Oktober 1789 den guten König Ludwig XVI. entführte, damit er auf dem Schaffot die Sünden seiner Väter büße. Seitdem ist Versailles immer einsamer geworden.

Indessen hat Frankreich die Republik, das Direktorium, das Konsulat, das Königreich, das Kaiserthum gehabt; es hat 2 Bonapartes, 2 Bourbons, 1 Orleans, verschiedene provisorische Regierungen und „Präsidenten“, und sogar 2 latente Herrscher, die niemals regiert haben (Ludwig XVII. und Napoleon II.) gehabt. Es hat Alles nichts geholfen. Die Revolution ist permanent seit 80 Jahren.

Frankreich hat sich wie ein Fieberkranker hin und her geworfen. Es hat alle Aerzte, alle Chirurgen, alle Quacksalber und alle Charlatans konsultirt. Seine Gesundheit aber wird es erst dann wieder finden, wenn es den Größenwahnsinn abschwört. Denn er hat stets das Unglück dieses schönen Landes verschuldet.

Das erste Bild spielte am 6. Oktober 1789, das zweite spielt am 6. Oktober 1870. An jenem Tage, Nachmittags 1 Uhr verließ König Ludwig XIV. das Schloß von Versailles. An diesem Tage, just um die nämliche Stunde, erschien in demselben König Wilhelm, der oberste Feldherr der Deutschen. An jenem Tage war feuchtes und kaltes Wetter. Ueber Paris und das Seinethal lag ein graugelber Nebel, und es roch, als wenn es irgendwo brennte. Die Menge marschirte selbst auf der Straße in einem schwarzen Moraste.

Am 6. Oktober 1870 schien die Sonne hell und klar über Paris und über Versailles, das rothe Schloß mit seinen weißen Verzierungen, Kanten und Stuckaturen entwickelte in ihrem Lichte alle Schönheiten der Renaissance. Auch der vielgestrenge »Grand monarque«, der im innern Hofe hinter dem vergoldeten Gitter reitet, schien keineswegs zu zürnen, obgleich doch erst vierzehn Tage zuvor der Kronprinz von Preußen, als Feldherr der dritten Armee des deutschen Heeres, vor seinem Angesicht das eiserne Kreuz an die tapfern Soldaten ausgetheilt hatte, welche die von Louis XIV. erfundene Theorie von der „legitimen Präponderanz“ Frankreichs auf empirisch-praktischem Wege so gründlich widerlegen.

Das stolze Schloß des „großen Monarchen“ ist ein Lazareth geworden. In dem Opernsaal, wo 1789 die Söldlinge ihre Orgien feierten, in den Galerien, in welche die Pariser Mänaden eingedrungen waren, in den Gemächern, worin der König und seine Familie gezittert hatten, liegen kranke und verwundete Soldaten. Meist Deutsche, aber auch Franzosen und Afrikaner. Der Feind wird gepflegt wie der eigene Mann. So will es das Gesetz der Meschlichkeit, das man 1789 nicht kannte. Damals schnitt man Köpfe ab, um sie auf Stöcke zu pflanzen und den Pöbel der Hauptstadt zum Mord anzufeuern. Wenn heute ein Bein abgeschnitten werden muß, dann geschieht es, um dem Mann das Leben zu retten. Und es geht stille zu in diesen hohen Räumen.

Der Deutsche liebt es nicht, in großen weltgeschichtlichen Augenblicken rauschende Opern aufzuführen. Es geht ein strenger, fast puritanischer Zug durch die deutsche Armee, die für die Existenz, die Einheit und Unabhängigkeit ihres Vaterlandes zu den Waffen gegriffen. Christen und Juden, Katholiken und Protestanten sind im Felde fast noch ernster und frömmer als zu Hause. Sie gleichen den Eisen-Herzen des Olivier Cromwell, welche „auf Gott vertranten und ihr Pulver trocken hielten.“

In den Sälen, in welchen die deutschen Verwundeten liegen, starren alle Wände von bildlichen Verherrlichungen der Großthaten der Franzosen. Da ist dargestellt, wie Ludwig XIV. die rheinische Pfalz zerstören läßt. Er hatte befohlen und rühmte sich dessen, »de brûler le Palatinat«. Er hatte in Heidelberg Stadt und Schloß verbrennen lassen, nur um seine Allmacht zu zeigen. Zur Verherrlichung dieser Heldenthat ließ man eine Medaille schlagen, auf der einen Seite die brennende Stadt mit der Umschrift »Heidelberga deleta«, auf der anderen sein Bildniß mit der Unterschrift »Rex dixit — factum est.«

Er hatte uns Landau weggenommen und ließ es neu befestigen; über jedem Thore ließ er eine strahlende Sonne anbringen mit den Worten: »nec pluribus impar.« Diese Sonne, welcher nichts

gleichkommt, war natürlich immer er selbst. Bei den meisten Schlachten war er freilich gar nicht zugegen. Auf einigen Schlachtenbildern aber ist er Allerhöchstselbst dargestellt. Er sitzt in einer sechsspännigen Staatskarosse mit großem Kortege und betrachtet sich von da etwa eine brennende Stadt im Hintergrunde des Bildes. Kein Soldat, ja kein Offizier durfte ihm nahen. Zwischen ihm und dem Volk gähnte ein Abgrund. Er hatte durch seine Hofjuristen den Satz beweisen lassen: „In Frankreich hat nur der König Rechte, sonst Niemand; Land und Leute sind des Königs Eigenthum; was Einer erworben hat, oder sonstwie besitzt, das dankt er nur der Gnade des Königs, der ihm jeder Zeit Alles nehmen kann, mitinbegriffen die Frau." Und es blieb nicht bei der bloßen Theorie. Dann folgen die Bilder aus den Zeiten Napoleons I., aus dem Krim-Krieg, aus dem italienischen Krieg, aus Algier, wo die Franzosen den Krieg gelernt haben, aber den Krieg, wie man ihn nicht führen soll.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrirte Pariser Speisekarte.

Das Pferd schmeckt wunderbar zu Zeiten,
Kennt man die Kunst, es zubereiten.

Wird knapp das Pferd so, wie wir wissen,
Sind Eselsklopps ein Leckerbissen.

Ein frischer Hund ist ganz am Platze
Bei Tisch er ist nicht für die Katze.
Ein Kätzchen, eh' ich Hungers sterbe,
Ist auch kein Hund, schmeckt ganz süperbe.

Der Vogel mundet als Cot'lettchen,
Denn sein Gesang kann uns nicht sätt'gen.
Ein nutzreich Vieh für alle Theile
Ist auch der Frosch, — Hurrjöh, die Keule!

Dem Hungrigen wird ferner schmecken
Ein Ragoût fin von Kellerschnecken.

Zuletzt muß man sich wohl begnügen
Mit Spinnen und geschmorten Fliegen,
Die Letztern esse ohn' Erröthen,
Die frißt der Teufel selbst in Nöthen.

Mannigfaltigkeiten.

Am 8. Nov., Abends halb 8 Uhr, kamen in Wien vier französische Gefangene an. Sie sind aus der Festung Neisse, wo sie seit der Schlacht bei Wörth internirt waren, desertirt, schlugen sich mühsam bis an die österreichische Gränze durch, erhielten freie Fahrt auf der Bahn und retteten sich glücklich aus der preußischen Gefangenschaft. Das Leopoldstädter Polizeikommissariat nahm sich ihrer an, wies ihnen im Gasthause zum „goldenen Adler" in der Taborstraße ein Logis an und führte sie heute Vormittags zur französischen Gesandtschaft, welche ihnen die Weiterreise in ihre Heimath ermöglichen wird. Es sind vier Pariser Kinder, ein Schneider von Profession, ein Lithograph, ein Kellner und ein Kaufmannssohn.

Am 21. Oktober bei einem Patrouillengange vor Saulny bei Metz trat an 2 Offiziere ein verhungerter Ueberläufer der französischen Armee heran; sie erquickten ihn mit Speise und Trank; nachdem er noch die Hand zum Druck gereicht, ging er zurück und schoß von hinterwärts sein Gewehr auf seine Wohlthäter ab. Das Unglück wollte, daß die Kugel einem der Offiziere in die rechte Schulter drang. Der Verräther büßte augenblicklich seine Schandthat mit dem Tode.

Charade.

Die Erste kömmt, und schwindet wieder,
Man wußte nicht wie sie enteilt,
Ging nicht die Sonne auf und nieder; —
Wär' sie nicht künstlich eingetheilt.

Die Zweite ist ein flüchtig Wesen,
Auch wie man sagt, von göttlicher Natur;
Doch sind das Letzte Hypothesen,
Vielleicht auch reine Fabel nur.

Das Ganze ist ein Feind vom Alten,
Und trägt auch manche Spur davon;
Mit ihm zu geh'n und gleichen Schritt zu halten,
Bringt Vortheil und gehört zum guten Ton.

M. M.

Auflösung des Räthsels in Nr. 244:
Horst.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 251 Montag, 14. November 1870

Der Quirinal.

(Schluß.)

Zwischen den beiden Kolossen erhebt sich ein rothgranitner Obelisk auf einem Piedestal, das in schönstem Verhältniß steht zu den Gruppen, zur Höhe der schlanken Last, ja selbst zur Größe des Platzes. Von solcher Harmonie wußten Diejenigen, welche das plumpe Ding von einem Obelisken in München aufgerichtet haben, nichts. Vor dem Obelisk endlich steht ein weites, graugranitnes Bassin, das einen hochsteigenden Wasserstrahl auffängt. Das Ganze: Kolosse, Obelisk und Bassin bildet ein so schönes, in sich abgeschlossenes und einander harmonisch ergänzendes Ganze, daß man eine Schöpfung so recht aus Einem Guß vor sich zu haben meint. Und doch — die Kolosse stammen aus den Konstantins-Thermen, das Bassin stand einst auf dem Forum und der Obelisk kam zunächst aus Aegypten vor das Mausoleum des Augustus, um viele Jahrhunderte später hieher versetzt zu werden. Ja selbst die Gruppirung ist nicht die Idee Eines Kopfes. Von drei Päpsten ließ der eine dies, der andere jenes zur Stelle schaffen — und so waren ursprünglich durch Jahrhunderte, Welttheile und verschiedene Kulturen die Theile getrennt, welche hier ein einheitliches Ensemble bilden!

Der Quirinalsplatz ist von Palästen umgeben; der gegen Norden, gegen welchen die Kolosse gekehrt sind, ist der Palazzo Pontificio, die Sommerresidenz vieler Vorgänger Pius des Neunten, der geheimnißvolle Schauplatz so vieler Papstwahlen, das muthmaßliche Absteigquartier Victor Emanuel's. Elf Päpste von Gregor XIII. in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bis auf Pio Nono, Letzteren mitinbegriffen, haben an diesem Palast gebaut, ihn erweitert, bereichert und verschönert. Ein einheitliches Gepräge kann er demnach nicht haben, auch — den römischen Maßstab angelegt — hervorragende architektonische Schönheiten sind ihm nicht eigen. Trotzdem aber ist er ein großer, stolzer, interessanter Bau, der einerseits den Hügel krönt und andererseits in die Tiefe des Straßenniveaus ausmündet. Grandios ist der Portone, der ausgedehnte Hof, an drei Seiten von einem von Pilastern getragenen Porticus umgeben; die vierte jonische Façade endet in den Uhrthurm, von dem eine kolossale Madonna in Mosaik niederblickt. Doppelrampig führt die Marmortreppe empor. Eine Sala Reggia verdient diesen Namen und wird wahrscheinlich demnächst zur Sala Reale in konkreterem Sinne werden. Die Capella Paolina erinnert in Form und Größe an die Sixtina des Vaticans und fehlen ihr auch die erschütternden Gestalten Michel Angelo's, so wird man in ihren 12 Aposteln doch angenehm an Rafael erinnert. Eine zweite kleine Kapelle hat Guido Reni zu einem Kunstheiligthum gestaltet. Die lange Flucht der päpstlichen Gemächer weisen Reichthum, Pracht und Kunst auf, aber ohne schreienden Luxus. Fresken, klassische Staffeleigemälde, vorzügliche Marmorarbeiten, antike Mosaiken, schönste Gobelins — welcher der römischen Paläste bärge nicht solche Schätze? — und zumal ein päpstlicher!

Und o der grünen Wipfel des Quirinals, die selbst inmitten des heißesten Augusts, wenn die Campagna glüht und aus durstigen Rissen und Sprüngen nach Thau und Regen schmachtet, Frische und Kühle athmen! Welche Stadt der Welt hat innerhalb ihrer Mauern so viele, so große und schöne Gärten wie Rom? Pincio, Villa Medicis, Ludovisi, Wolkonski, Corsini, Quirinal, eurer Palmen, Cypressen und Pinien, eurer Rosenhage und kandelabertragenden Aloen, eurer Lorbeerbüsche und Goldorangen vergesse ich nimmerdar. Und auch ihr müßt noch einbezogen werden, Villa Borghese, Albani und Doria Pamfili, mit Allem, was Natur und Kunst an euch verschwendet, denn obwohl außerhalb der Mauern gelegen, seid ihr dem Herzen der Römer so nahe, als läget ihr inmitten des Bannes der Ewigen Stadt. Der Quirinalgarten hat nicht weniger als eine Miglie im Umfange. Er nimmt den ganzen Nordabhang des Hügels ein und fällt in Terrassen tiefer und tiefer ab. Eine hohe festungsartige Mauer umgibt ihn im Rücken des Palastes, so daß nur die Baumgipfel der höchstgelegenen Parthien darüber hinweg sehen. Und waltet in diesem Gärten auch Scheere und Bindfaden des französi-

schen Ziergärtners, der die Bäume zu Eunuchen verstümmelt, so findet sich doch auch Alles, was die römische Villenanlage auszeichnet. Statuen, Fontainen, Grotten wechseln mit den anmuthigsten Promenaden ab. Selbst eine Wasserorgel will nicht unbeachtet bleiben. Ein Kaffeehaus von der zierlichen Architektur Fuga's steht inmitten dieser Annehmlichkeiten. In diesem pflegten die hier residirenden Päpste den Damen Audienz zu geben. Welche Besuche wird hier der König-Ehrenmann — bald hätte ich Lebemann geschrieben — empfangen? Und statt der brevierlesenden Abbati — welche anderen Gestalten werden in Zukunft in diesen schattigen Gängen auf- und niederwandeln?

Der Quirinalpalast als Ort der Papstwahl verdient noch einige besondere Bemerkungen. Schon sind wir tief im 25. Jahr, seit das letzte Conclave abgehalten worden. Damals richtete sich das ominöse Wort: »Non videbis annos Petri« an Pio Nono. Wird gleichwohl der gegenwärtige der erste Papst sein, der diese Prophezeihung Lügen straft? Wann und wo wird sich das nächste Conclave versammeln? Vergegenwärtigen wir uns einigermaßen die erwartungsvollen Tage zwischen dem Ableben eines Papstes und der vollzogenen Wahl seines Nachfolgers.

Die Exsequien sind vorüber. Die Kardinäle ziehen in feierlicher Prozession in den Conclave-Palast — jeder von ihnen hat die Tiara im Herzen, könnte man sagen nach dem Napoleon'schen Worte an seine Soldaten: Jeder von euch trägt den Marschallsstab im Tornister! Fürst Chigi nach altem, aber kostspieligem Familienrecht besetzt als Schutzvogt des Conclavs mit seinen Mannen den Quirinal. Drei bedeutsame Schläge ertönen vom Uhrthurm, ein Zeichen, daß der Palast gesäubert ist von all Denjenigen, die bei dem wichtigen Akte der Wahl des Nachfolgers Petri nichts zu thun haben. Die Kardinäle sind unter sich durch Zellen und durch Chigi mit den Seinen hermetisch von der Außenwelt abgeschlossen; Gleichwohl soll's geschehen sein, daß durch Wildpret oder seltene Früchte, mit welchen ein Botschafter oder eine andere einflußreiche Persönlichkeit den purpurnen Gefangenen eine harmlose Aufmerksamkeit erweisen wollte, und durch Orangen, Nüsse oder dgl., welche diesseits der Gartenmauer in glückliche Hände fielen, geheime Einverständnisse gepflogen wurden. Die Welt ist böse und glaubt dergleichen Geschichten.

Betrachten wir die Façade des Palastes; alle Fenster sind verhangen bis auf eines, durch welches ein improvisirter Rauchfang zum Vorschein kommt. Siehe da, die Thüre oder das Fenster, welches auf die Loggia mit thurmstumpfartigem Unterbau geht, ist sogar frisch vermauert! Doch alle Aufmerksamkeit ist zunächst auf die Kaminröhre gerichtet; dieses ist der richtige Gradmesser bezüglich der inneren Vorgänge. Täglich schreiten die Kardinäle zu einer weiteren und engeren Wahl. Täglich zu bestimmten Stunden Morgens und Abends wird das Skrutinium der in den Kelch auf dem Altar der Capella Paolina gesenkten Stimmzettel vorgenommen. Und jedesmal, so lange die absolute Majorität auf sich warten läßt, werden die abgethanen Zettel verbrannt. Wo Brand, da gibt's Rauch — und auf diesen Rauch wartet draußen eine athemlose Volksmenge. »Ecco, la fumata!« (Siehe, der Rauch!) ist der Ruf der Enttäuschung. „Sehen wir, heute haben wir noch keinen Papst" — heißt es unter Geschrei und Gepfeife, wenn der bedeutsame Rauch anzeigt, daß der bezügliche Wahlakt zu keinem Resultate geführt. Und solcher fumate gibt es während des Conclave oft viele. Ungeduldiger wird das Volk und zahlreicher werden die Prozessionen um eine baldige glückliche Papstwahl. Endlich aber bleibt zur gewohnten Stunde der Rauch aus. »Non v'è fumata!« diese Freudenbotschaft alarmirt die ganze Stadt. Eine ungeheure Menschenmenge ist auf dem Platz und in den nächsten Gassen angesammelt. Alles blickt nach dem vermauerten Fenster. Der erste Ziegel löst sich — unter wachsenden Ausbrüchen der Freude und Ungeduld schreitet die Arbeit des Durchbruchs vor. Große Stille der gespanntesten Erwartung — ein Kardinal kommt durch die Oeffnung auf den Balkon, um dem lautlos lauschenden Volke die „große Freude" (magnum gaudium) der vollzogenen Wahl anzukündigen. Das Conclave ist zu Ende....

Wird jemals wieder ein Papst aus dem Quirinal hervorgehen?

Hans Grasberger.

Der sechste Oktober.

(Fortsetzung.)

Hätten die Franzosen eine deutsche Ruhmes-Galerie erobert, deren Bilder ihre Niederlagen verherrlichen, sie würden dieselben ohne Zweifel sofort zerstört haben. Die siegreichen deutschen Soldaten haben die Bilder an den Wänden der Säle von Versailles, welche die Vergewaltigung, die Knechtung, die Zerstörung Deutschlands darstellen, gewiß auch nicht mit Vergnügen betrachtet. Aber sie hatten Achtung vor der Kunst, Achtung vor dem Eigenthum. Man hat die Wände der Säle von dem Fußboden an 7 Fuß hoch mit Brettern verschalt, um gewiß zu sein, daß die Bilder geschont werden. So handelt der deutsche Barbar.

Als nun der König am 6. Oktober 1870 in diesen Sälen erschien, zugleich voll Majestät und freundlicher Leutseligkeit, die Verwundeten grüßend, da konnten die Soldaten ihre Vergleiche zwischen dem Könige der Deutschen und dem der Franzosen machen. König Wilhelm rückt stets mit in das Feld an der Spitze seiner Schaaren, er theilt Leid und Freud, Noth und Sieg mit seinen Soldaten. Gleich ihnen hat er Hungersnoth und Granatenfeuer kennen gelernt. Der greise Held, der so oft seinen Treuen in das brechende Auge gesehen, liebt den Frieden, weil er die Wagnisse, die Leiden, die Verantwortlichkeit des Krieges erfahren. Er sucht den Krieg zu meiden, aber ist er unvermeidlich, dann führt er ihn siegreich zu Ende.

Der französische Monarch fährt in der Staatskarosse mit seinen Maitressen hinterdrein, wie hier über dem Krankenbette des Soldaten bildlich dargestellt ist; oder er spricht, Cigaretten rauchend: »je préfère la guerre« und überreicht ein paar Wochen später seinen Degen, wie wir es kürzlich erlebt haben. Die preußischen Prinzen „marschiren", die französischen „reisen" ins Ausland.

„Du", sagt ein Soldat zu seinem Nebenmann, „Majestät und seine Generale, und vielleicht auch wir, seine Soldaten, hätten doch weit eher solche Siegesbilder verdient, als diese Franzosen. Warum haben wir nicht eine Ruhmesgalerie in Berlin?"

„Narr", sagte der Andere, „ist nicht der Ruhm besser, als die Ruhmesgalerie, uud die siegreiche Armee im Felde besser als die gemalte an der Wand auf dem Bilde?"

„Ja freilich, aber das Eine thun und das Andere nicht lassen."

„Nun, sei nur stille, Alter, wir bekommen auch unsere Bildergalerie, und will's Gott: eine, die weniger gelogen und besser gemalt ist, als diese da. Droben im Schlosse sitzt einer, der malt schon dran. Das ist der Professor Bleibtreu aus Berlin. Der verstehts."

Der König tritt auf die oberste Terrasse hinter dem Schlosse. Von hier senkt sich der große Park gen Westen terrassenförmig nieder. Jede Terrasse hat ihre Wasserkünste und Springbrunnen. Der größte der letzteren, genannt der Drache, wirft eine kolossale Wassermasse über hundert Fuß hoch. Die Wasser spielen selten vollständig. »Les grandes eaux« hat man schon lange nicht mehr gesehen. Heute spielen sie dem König der Deutschen zu Ehren. »Les eaux travaillent pour le Roi de Prusse«, sagen grinzend die verwundeten Zuaven, welche auf der Terrasse herumlungerten und sich ehrfurchtsvoll erhoben haben.

Auch Herren in Zivil und geputzte Damen, Franzosen und Französinnen, haben sich eingefunden. Um das seltene Schauspiel der „großen Wasser" zu sehen? Nein, um unseren König zu sehen, dessen hohe Gestalt und eben so stramme als bewegliche Haltung ihnen gleich sehr imponiren. Auch sie ziehen ihre Vergleiche. Sie sind nicht schmeichelhaft für einen gewissen hohen Herrn, der gegenwärtig auf einem hessischen Lustschloß seine Herbstvillegiatur hält.

Die sinkende Herbstsonne strahlt noch einmal ihre ganze Gluth über den sich nach Westen senkenden Garten. Sie bricht sich in den tausend Strahlen und Perlen der Wasserkünste. Sie spielt in den bunten und mannigfachen Farben der herbstlichen Bäume. Es ist ein großartiges Schauspiel. Die Musik läßt die ersten Töne der deutschen Nationalhymne erschallen.

Der König winkt:

„Nicht doch, es sind Verwundete in der Nähe."

Die Musik schweigt.

Der König steigt die große Treppe herunter. Er besichtigt, unermüdlich wie immer, alle Schönheiten, ja alle Kuriositäten des endlosen Parks, die Bosquets, die Fontainen, die mythologischen Gruppen, die Vasen mit den Reliefs, die jets d'eau, die Bäder des Apollo, das Bassin der Latona, den Raub der Proserpina, den Salle de Bal, die Domes, das bosquet de l'obélisque.

In dem Gefolge des Königs befindet sich der Kronprinz, dessen blonder Bart, dessen kräftige nnd schlanke Figur nnd männlich wohlwollenden Züge besonders von den Französinnen bewundert wird, eine ganze Reihe deutscher Fürsten und Prinzen und Bismarck. Ja, Letzterer thut sogar den Franzosen den Gefallen, nachdem der König und die Fürsten nach Trianon abgefahren, noch eine Zeit lang allein da zu bleiben. Er bewegt sich mit der größten Ungenirtheit zwischen den Feinden herum, zwischen den Franzosen, die ihn neugierig betrachten.

(Schluß folgt.)

Das Gefecht bei Le Bourget vom 30. Oktober.

Am 30. Okt. Morgens stand die Artillerie des Gardekorps im Zentrum auf der Anhöhe hinter Pont Iblon in den Emplacements. Vor ihr an der Inundation war das Regiment Königin Elisabeth mit 11 Kompagnien, das Gardeschützenbataillon und ein Bataillon vom Regiment Königin Augusta aufmarschirt, also zusammen 19 Kompagnien, bereit, über den Damm vorzugehen und das Dorf

in der Front zu umfassen. Vor Blanc Mesnil in der linken Flanke stand das Regiment Franz mit 2 Bataillonen und in der rechten Flanke von Dugny her das Regiment Alexander ebenfalls mit 2 Bataillonen, gleichzeitig waren die äußersten Flanken auf beiden Seiten durch Kavallerie gedeckt.

Um halb 8 Uhr begann die gesammte Artillerie das Bombardement. Eine halbe Stunde hindurch dauerte die Beschießung. Die Granaten fielen mit großer Präzision in das Dorf ein; allein sie vermochten nicht, die massiven Häuser in Brand zu stecken. Die Franzosen kochten gerade in den Höfen und in dem Paß, als sie durch das furchtbare Bombardement aufgeschreckt, sich schleunigst in den Kellern und hinter den Mauern versteckten.

Von allen Forts und Schanzen wurde unser Feuer heftig erwidert, ohne indessen großen Schaden anzurichten. Es war ein furchtbares Konzert; denn über hundert Feuerschlünde waren in Thätigkeit. Es waren nicht mehr einzelne Schüsse, es waren ganze Salven, ein unaufhörliches Rollen gleich dem Pelotonfeuer.

Endlich war die Infanterie bis über die Innundation vorgegangen, hier nahm sie unter dem Schutze unserer Batterien, ungesehen von dem Dorfe ihre Aufstellung, um den Angriff zu unternehmen. In lang aufgelöster Schützenlinie gingen die Gardeschützen vor, ihnen folgte das 1. Bataillon des Elisabeth-Regiments in Kompagniekolonne, geführt von dem Regimentskommandeur, Oberst v. Zaluskowski. In kurzen Zwischenräumen marschirte in gleicher Weise das 2. Bataillon rechts von der Chaussee, während auf der linken Seite in gleicher Höhe das Füsilierbataillon avancirte. Die linke Flanke nahm das eine Bataillon des Regiments Augusta ein.

In ruhigem Tempo wie auf dem Exerzierplatze stiegen die Bataillone die sanfte Anhöhe hinauf. Da schwieg unsere Artillerie, um nicht die eigene Infanterie zu beschießen.

Jetzt begann der Angriff. Der Feind hatte die Barrikade und alle Mauern besetzt, aus jeder Schießscharte, hinter jedem Steine der Barrikade, aus allen Fenstern der anliegenden Häuser sahen Gewehrläufe hervor und richteten ein furchtbares Feuer auf die im ruhigen Schritt anrückenden Bataillone. Ohne einen Schuß zu thun, unerschüttert drangen unsere Bataillone vor, die Regiments- und Bataillonsführer ihren Abtheilungen zu Fuß vorauf und in unmittelbarer Nähe der Brigadekommandeur Oberst von Kanitz und der Divisionsgeneral von Budritzki zu Pferde mit ihren Adjutanten.

Mit fliegenden Fahnen, unter den Klängen des Liedes: „Die Wacht am Rhein", welches die Regimentsmusik hinter der Linie spielte, waren die Angriffskolonnen bis auf 100 Schritt an den Feind herangekommen. Jetzt schwieg die Musik und der eigentliche Angriff begann. Mit einem dreimaligen Hurrahruf drang die ganze Linie im Schnellschritt bis an den Mauern und an die Barrikade heran; aber das Feuer war zu stark, massenhaft stürzten die Soldaten zusammen. So wurde denn das 1. Bataillon mehr links hinter die Mauern gezogen, während das 2. Bataillon sich an der rechten Seite deckte. Zehn Schritt vor dem Feinde machten die Füsiliere mit der größten Kaltblütigkeit und Präzision „Linksum" und jagen an der Barrikade vorbei, auf das Furchtbarste von dorther beschossen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus den Vorposten vor Neubreisach erzählt die „Freib. Ztg." eine ergötzliche Scene, welche sich in der Nacht vom 21. Oktober ereignet habe. Ein Landwehrmann des 43. Landwehr-Regiments war auf Patrouille nach Wolfsganzen gesendet. Des Weges nicht ganz kundig, wird derselbe mit einemmal von einem Posten mit dem Rufe »Qui vive!« angesprochen. Unser tapferer Landwehrmann, dies nicht verstehend, fragt ganz naiv: „Ick sie wol hie nich gant recht?" In gutem Elsässisch wurde ihm von dem liebenswürdigen französischen Posten geantwortet: „Nein, hier sind Sie nicht recht; gehen Sie dort schräg über, dort liegt Wolfsganzen, da stehen Ihre Landsleute; bon soir, alter Junge!" Mit Riesenschritten verschwindet unser 43er und kommt athemlos nach Wolfsganzen zur dritten Kompagnie des Hauptmanns v. St., wo seine Erzählung natürlich mit großem Gelächter aufgenommen wurde. Aehnliche Scenen sollen sich öfter ereignen.

Aus Landau wird vom 11. Nov. berichtet: Eine Frau in Niederhochstadt erhielt dieser Tage von ihrem im Felde stehenden Sohne die Nachricht, daß derselbe wegen seines tapferen Verhaltens zum Gefreiten befördert worden ist. Darüber ist nun die gute Frau ganz untröstlich, sie meint: „er hätte das Avancement nicht annehmen sollen, da man so oft in den Zeitungen liest, daß die Franzosen immer auf die Höhern schießen."

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 252 Dienstag, 15. November 1870.

Der sechste Oktober.

(Schluß.)

„Ah," sagen die Franzosen unter einander, „wenn man Bismarck sieht, dann ist es kein Wunder, daß wir den Kürzeren zogen. Der Mann ist auch körperlich ein Riese. Sehen Sie nur, Madame, diese teutonische Figur, die breiten Schultern, die hochgewölbte Brust, die mächtigen, freien und raschen Schritte. Und der soll todtkrank sein? Ah, meine Theuerste, man hat uns belogen und betrogen, uns, die Franzosen. Verrath, überall Verrath, sonst wäre das Alles nicht möglich, alle diese Niederlagen für uns, für die große Nation, deren Fahnen siegreich bis in die entferntesten Winkel der Erde vorgedrungen sind. Aber sehen Sie doch, jetzt blickt er gerade nach uns herüber, jetzt können Sie sein Gesicht en face sehen. Dieser dicke Kopf, cette tête carrée allemande! Dieser große, dicke, wilde Schnurrbart, ziemt sich ein solcher Bart für den Premier-Minister eines zivilisirten Landes? Und die Zipfel des Schnurrbarts, statt horizontal gedreht, oder aufwärts gewichst zu sein, hängen nach unten. Das ist mongolisch! Diese preußische Race kann die asiatische Nachbarschaft der Russen nicht verleugnen! Wie er jetzt der sinkenden Sonne nachblickt! Ah, mein Gott, diese sinkende Sonne, sie ist das schöne Frankreich, notre belle patrie! Wie unter den großen buschigen Brauen seine stahlblauen, glänzenden Augen so triumphirend hervorblitzen. Und nun denken Sie sich diesen Mann zusammen mit unserem kleinen Benedetti! Ist das nicht, wie wenn man die Katze mit der Maus zusammenschickt, damit sie miteinander streiten oder sich verständigen? Bah, denkt die Katze, was streiten, was verständigen? ich werde mit dem Mäuslein spielen, und wenn ich des Spieles überdrüssig bin, werde ich es auffressen. Wie konnte man zu einem solchen Riesen den kleinen Benedetti nach Berlin schicken, diesen Mann, der noch nicht einmal von Geburt der großen Nation angehört, der kein Franzose ist, sondern ein Grieche, oder ein Italiener oder ein Korse? O, diese Korsen, sie haben unser schönes Land in all das Unglück gebracht! Es ist eine Verschwörung gegen uns, es ist Verrath! Nicht diesen Benedetti hätte man nach Berlin schicken dürfen, sondern den Marschall Bazaine an der Spitze von 300,000 Mann. Wie die Chinesen hätte er die Berliner behandeln müssen. Sie sind ja doch auch Barbaren des Ostens!"

So lispelt und säuselt und zwitschert und schnattert das Durcheinander bei den Franzosen. Was in einer Viertelstunde gesprochen wird, ist so viel, daß es eine Nummer selbst der riesenhaftesten amerikanischen Zeitung füllen würde. Und der Graf Bismarck geht dazwischen herum und murmelt: »Faites le droit, laissez parler.« Das ist auch so ein Waidspruch. Er hat früher einmal in Frankreich gegolten. Aber es ist das schon lange her.

Nun haben die französischen Zungen das „Thema Bismarck" erschöpft. Sie wenden sich an ein höheres, an den König, an den obersten Kriegsherrn des deutschen Gesammtheeres.

„Er scheint alle seine Offiziere, ja fast alle seine Soldaten zu kennen, persönlich zu kennen. Wie ist das möglich? Bei einer Armee von anderthalb Millionen? Denn so viel muß er mindestens doch haben! Wie hätte er sonst uns besiegen und unser schönes unglückliches Land mit diesen Barbaren des Nordens überschwemmen können? Wer nur deutsch verstünde, um zu hören, was er mit den Leuten spricht! Aber haben Sie gesehen, wie einem jeden Offizier und einem jeden Soldaten das ganze Gesicht strahlt, wenn die Augen des Königs auf ihn fallen? Ich hasse diesen Bismarck, mit jeder Fiber meines Herzens hasse ich ihn. Aber diesen König? Nein! Ihn kann ich nicht hassen. Er ist ein Greis voll Hoheit und Würde und man sieht es seinen treuen blauen Augen an, er ist nicht böse. Und Muth hat er, welchen Muth! Ich will nicht sprechen von den Schlachten. Das versteht sich ja von selbst. Er ist Soldat. Das ist sein Handwerk. Aber hier, ohne alle Bedeckung, ohne Polizei, in Feindesland, wie ist das möglich? Grüßte er uns nicht mit derselben leutseligen Milde, als wenn wir nicht seine Feinde, sondern seine Unterthanen wären? Und unsere gefangenen und verwundeten Soldaten auch? Weiß er nicht, daß

man in Paris eine Subskription zu einem Ehrengeschenk für denjenigen eröffnet hat, der den König von Preußen meuchlings ermordet? Ja, man sagt, er weiß es. Und doch, dieser Muth, diese freudige und heitere Sicherheit! Man sieht, er hat ein gutes Gewissen, — eine Sache, die andere Leute nicht besitzen, andere Leute, die uns verrathen haben. Und was mich anlangt, so sehr ich Patriot bin, ich verdamme dennoch den Meuchelmord. Er darf eines wahren Franzosen Hand nicht beflecken. Selbst wenn ein Franzose schlecht genug wäre, es zu wollen, er würde es nicht fertig bringen; seine Hand würde zittern, sein Blick unsicher werden, in dem Augenblicke, wo er diesen ehrwürdigen Greis erblickt. Das unglückliche Frankreich, wenn es einen solchen Beherrscher hätte! Europa würde für uns dann zu klein sein. Aber wir haben das Unglück, schlecht regirt und stets verrathen zu werden."

Es ist natürlich, daß die Franzosen das Benehmen unseres Königs nicht begreifen. Sie haben seit vierzig Jahren ihren Louis Philipp, ihren Louis Napoleon nicht anders sich bewegen sehen, als mitten in einem Schwarm offener und versteckter Polizisten, oder gar in einem mit Eisen gepanzerten Wagen, um den einige Schwadronen Leibgardisten schwärmen, das gespannte Gewehr in der Hand.

Und welche Gefühle mögen das Herz des Königs bewegt haben bei einem Besuche des Schlosses und Parkes von Versailles, wo er schon als Jüngling unter den Reihen der Sieger und noch kürzlich als Gast Napoleons weilte?

Vielleicht hat er in dem Moment, wo sein Auge diese steife und geschnörkelte Pracht überflog, an sein schönes Schloß Babelsberg in dem frischen grünen Walde an der blauen Havel zurückgedacht. In der That gibt es keinen größeren Gegensatz als Potsdam und Versailles, obgleich sich jenes verhält zu Berlin und zu Preußen, wie dieses zu Paris und zu Frankreich. Auch in den Umgebungen von Potsdam spielt die französische Gartenkunst ihre Rolle. Sanssouci und das neue Palais sind ursprünglich in ihrem Sinne angelegt. Allein auch damals hat man sich von jener französischen Centralisationswuth fern gehalten, welche das ganze Versailles zu einer Dekoration für die in der Mitte stehende Reiterstatue Ludwigs XIV. macht, alle Durchsichten nach dem Schloß zieht und die Natur verstümmelt, um sie der Laune eines Einzelnen zu unterwerfen. In der Umgebung von Potsdam hat Jedes sein eigenes Recht: Babelsberg mit seiner englischen Gothik, Charlottenhof als italienisches Landhaus, Sanssouci mit seinem französischen Stil und den antiken Spielereien auf dem Ruinenberg, die kolossalen Wasserbehälter auf dem Pfingstberg, das Orangeriehaus im großen italienischen Palazzo-Stil, die Basilika der Friedenskirche. Jeder König, jedes Zeitalter hat sich hier in freier und selbstständiger, charakteristischer und meistens geschmackvoller Weise in seiner Art verewigt. Nirgends jene Uniformität, die uns in Versailles trotz aller Pracht und Größe ermüdet. Und dann die schönen Höhen, Seen und Flüsse, wie dankbar hat man sie in Potsdam benutzt und entwickelt; wie schnöde hat man das Alles in Versailles, Trianon allein ausgenommen, entweder ignorirt oder geknechtet!

Wer sich des Gegensatzes zwischen deutschem und französischem Wesen bewußt werden will, der muß Potsdam und Versailles sehen und in seinen Gedanken nebeneinander stellen. Dann geht ihm mit einem Schlag ein wahrhaft überraschendes Licht auf.

Am 6. Oktober 1789 heulten in Versailles die wüthenden Weiber von Paris:

„Muth — Muth — Muth!
Jetzt wird's gut!
Jetzt bringen wir Bäcker und Bäckerin,
Auch der kleine Bäckergesell' ist darin.
Aus ist die Noth.
Jetzt gibt's Brot!"

Am 6. Oktober 1870 sang ein märkischer Grenadier, an die Balustrade der obersten Terrasse des Versailler Parks gelehnt, still für sich hin:

„Blaue Havel, Grunewald,
Grüß' mir alle beide,
Grüß' und sag', ich käme bald,
Und die Tegler Haide."

Das Gefecht bei Le Bourget vom 30. Oktober.

(Fortsetzung und Schluß.)

Es sollte der Versuch gemacht werden, das Dorf in der Flanke zu nehmen. So umfaßte denn das 1. Bataillon, die Gardeschützen und die 12. Kompagnie der Füsiliere, so wie das Bataillon Augusta das Dorf von der linken Seite, während das 2. Bataillon und die 9. und 10. Kompagnie von den Füsilieren es von der rechten Seite angriffen. Aber unsere Soldaten konnten nur langsam vorwärts dringen. Die Mauern ließen sich unter dem heftigen Feuer des Feindes nicht einschlagen; da gingen die Angreifer an die Mauern heran, schlugen die Gewehrläufe aus den Schießscharten zurück, legten ihre eignen Gewehre hinein und schossen sie schnell hintereinander ab. Endlich trafen sie einen Thorweg, den die Pioniere mit ihren Aexten einschlugen und nun drangen in einen großen Hof durch einander Gardeschützen und Gre-

nadiere vom Elisabeth- und Augusta-Regiment hinein. Bald füllte sich der Hof, aber von den anliegenden Gebäuden unterhielten die Franzosen noch immer ein wirksames Feuer. Hier fiel der Oberst vom Augusta-Regiment, Graf Waldersee, von einem Schuß in die Brust getroffen. Er sank zusammen, seine Leute hielten ihn in ihren Armen und flößten ihm Wein ein; aber Alles war vergebens, er verschied nach wenigen Minuten mit den letzten Worten: „Grüßen Sie meine arme Frau!" die er dem Vize-Feldwebel von Dühring zurief. Aber die Pioniere waren nicht unthätig gewesen. Einem Reserveoffizier kam sein Beruf als Architekt sehr zu Statten, er leitete den Angriff auf die Häuser, ließ die Giebel einschlagen und stieg mit seinen Leuten auf den Boden eines Hauses, während noch im Souterrain die Franzosen waren.

So kam es sogar in dem Hause selbst zum Kampfe. Nun gab es kein Aufhalten mehr. Von den Hintergebäuden stürzten sie sich in die vorderen. Die Franzosen konnten dem gewaltigen Andrang nicht widerstehen, Bajonnet und Kolben wurden in Thätigkeit gesetzt und den Feinden, die in diesen Häusern steckten, blieb nichts Anderes übrig, als die Gewehre von sich zu werfen und um Pardon zu bitten. Händeringend kam ein graubärtiger Kapitän aus dem Hause herausgestürzt, er bat um sein Leben, weil er Frau und Kinder habe. Nun fiel nach und nach die ganze untere Häuserreihe an der linken Seite der Straße den Unseren in die Hände.

Gleichzeitig wurde auch der Angriff an der Barrikade erneuert. Der Oberst v. Zaluskowski zog die 2. Kompagnie Füsiliere und das 2. Bataillon vom Regiment Elisabeth wieder von der Flanke nach der Front vor. Die Fahne hoch erhoben, drängte die Heldenschaar gegen den Feind an. Ein mörderisches Feuer empfängt sie; da fällt so Mancher tödtlich getroffen, auch die Fahne sinkt zu Boden. Schnell rafft der Gefreite Karfunkelstein (Karfunkelstein ist mosaischen Glaubens), der schon bei Metz das eiserne Kreuz erhielt, sie auf und trägt sie seinen Kameraden voran. Auch ihn fällt eine Kugel, die Fahne sinkt zum Zweitenmale. Da stockt die Schaar, furchtbare Lücken sind in ihre Reihen gerissen. Doch schnell springen drei Offiziere hervor und steigen auf die Barrikade hinauf zur Anfeuerung für ihre Leute; aber auch sie färben mit ihrem Herzblute die Steine des feindlichen Bollwerks. Da in dem kritischen Momente, als der Tod seine furchtbare Ernte hält, als die Führer gefallen sind, die Fahne am Boden liegt und die Linie stockt, kommt der Divisionsgeneral v. Budritzki, ein Greis an Jahren, aber ein Jüngling an Thatkraft schnell herbei. Ihm war schon am Anfang des Gefechtes das Pferd unter dem Leibe erschossen; aber er war mit gezogenem Säbel zu Fuß mit den Soldaten in gleicher Linie avancirt. Jetzt rafft er die Fahne vom Boden auf. In der linken Hand trägt er sie hoch erhoben, in der rechten winkt er mit dem Säbel und ruft den Soldaten zu: Helft da Leute, vorwärts! Dieß Beispiel des greisen Helden reißt Alle unwiderstehlich mit fort, jetzt zaubert Niemand mehr. Neben dem General zu seiner rechten und linken Seite steigen gleichzeitig der Oberst v. Zaluskowsky und der Oberstlieutenant v. Grotman ihn unterstützend auf die Barrikade hinauf und unaufhaltsam drängen die anderen Soldaten nach.

Einem solchen kühnen Angriff kann der Feind nicht widerstehen. Er flieht in die Häuser und eröffnet von dort aus auf's Neue ein furchtbares Feuer Da fällt der Oberst von Zaluskowski tödtlich getroffen. Dicht neben ihm sinken Lieutenant v. Merkel und v Hilgers vom Augusta-Regiment todt nieder. Vergebens suchen die eingedrungenen Kompagnien sich der Häuser zur rechten Seite der Straße zu bemächtigen. Ein unaufhörliches Feuer antwortet ihnen aus allen Fenstern und Kellern, selbst aus den Dachluken. Auch hier sinken Viele schwer getroffen zu Boden. Während der Zeit aber ist es der 12. Kompagnie, den Gardeschützen und Soldaten vom Regiment Augusta gelungen, sich der Häuser an der linken Seite vollständig zu bemächtigen. Sie hatten mit Aexten, Säbeln und Kolben Thüren und Fenster eingeschlagen, waren in das Innere der Häuser eingedrungen und hatten die Franzosen zu Gefangenen gemacht. Es wurde nun auf die gegenüberliegenden Häuser geschossen. Anfangs war es vergebens versucht worden, sie zu erstürmen. Bei dieser Gelegenheit fiel der Lieutenant Graf Keller vom Augusta-Regiment. Aber als längere Zeit ein wirksames Feuer auf die Häuser der rechten Seite unterhalten wurde, und als nun auch in die Höfe hinter denselben eingedrungen war, ergaben sich endlich die Franzosen in allen Häusern bis an die Kirche hin. An der Kirche lagen aber zwei große Häuser, aus denen unaufhörlich stark gefeuert wurde, und gleichzeitig wirkten auch Mitrailleusen von dem Ende des Dorfes her. Diese beiden Häuser kosteten noch viel Blut; aber endlich mußten auch sie sich ergeben. Ein französischer Major und mehrere Offiziere, die in denselben sich befanden, gaben das Zeichen der Ergebung.

Unsere Leute waren indeß so erbittert über die großen Verluste, daß sie nur mit Mühe abgehalten werden konnten, die gefangenen Franzosen zu massakriren. Ein Haus, an dem in deutscher Sprache mit schwarzer Kohle geschrieben stand: „Die Preußen sind feige Hunde, wir schießen sie alle todt," wurde nicht verschont. Die darin weilenden französischen Soldaten hatten schwer für diese Beleidi-

gung zu büßen. Sie fielen unter den Kolbenschlägen der erbitterten Soldaten.

Jetzt war die erste Hälfte des Dorfes erobert, aber das Gefecht dauerte noch stundenlang in der zweiten Hälfte fort. Jedes Haus mußte genommen werden. Die Franzosen hielten sich mit großer Standhaftigkeit und feuerten mit furchtbarer Schnelligkeit. Dabei arbeiteten die Mitrailleusen und die feindlichen Forts ohne Rücksicht darauf, daß noch viele Häuser von ihren eigenen Leuten besetzt waren. Die Granaten sausten durch die Straßen, sie zerschlugen die Dächer und Wände die Mitrailleusenkugeln prasselten über die Chaussee hin und aus allen Häusern pfiffen die Flintenkugeln. Dennoch drangen unsere Leute unter dem furchtbarsten Kugelregen in die Häuser und nahmen noch viele Franzosen gefangen.

Endlich verstummte das Feuer, nur einzelne Schüsse fielen noch in den letzten Gehöften. Auch die Forts schwiegen, als sie die langen Reihen der Gefangenen aus dem Dorfe rückwärts herauskommen sahen und befürchten mußten, ihre eigenen Leute zu tödten. Die Mitrailleusen wurden gerettet; schnell hatten die Franzosen einige Pferde angespannt und waren davon gefahren. Ein Theil der Infanterie hatte sich noch rechtzeitig auf Drancy zurückgezogen, aber ein großer Theil fiel in unsere Hände. 1262 Mann waren gefangen genommen, außerdem ein Major und 32 Offiziere; erbeutet waren viele Gewehre, Tornister und anderes Kriegsmaterial.

Aber unsere Verluste waren auch sehr bedeutend. Das Regiment Elisabeth hatte allein 9 Offiziere todt und 11 verwundet und außerdem 300 Mann an Todten und Verwundeten. Außer dem Oberst v. Zaluskowski waren gefallen: der Hauptmann von Renthe-Finck, die Lieutenants v. Merkel, v. Luck, v. Paczenrki I., v. Schönitz, v. Zedlitz, v. Knobelsdorf. Verwundet sind v. Trotha I., v. Trotha II., v. Paczenski III., Deseler, v. Zimietzky, v. Helldorf, Freytag, der Stabsarzt Dr. Mendel, die Vizefeldwebel Heinrich und May und der Unteroffizier Dr. Heydenheim. Auch das Regiment Königin Augusta hat große Verluste gehabt. Der Regimentskommandeur Graf Waldersee und 5 andere Offiziere sind gefallen, so wie viele Gemeine, auch vom Gardeschützen-Regiment sind 3 Offiziere todt. Der Gesammtverlust beläuft sich auf 600 Mann an Todten und Verwundeten. Es war ein wilder, erbitterter Kampf, der auf beiden Seiten mit großer Hartnäckigkeit und Bravour ausgefochten wurde. Bis auf zehn Schritte wurde geschossen und häufig von Bajonnet und Kolben Gebrauch gemacht.

In Gonesse traf ich Gefangene, mit denen ich mich unterhielt. Ich erfuhr von ihnen, daß sie bereits Mangel litten. Sie erhielten nur zweimal Fleisch in der Woche, einmal Pferdefleisch und einmal Rindfleisch. Außerdem bekamen sie dreimal in der Woche Weißbrod und die übrigen Tage Zwieback. Reis empfingen sie alle Tage. Es waren meistens ganz junge Leute, oft mit feinen ausdrucksvollen Gesichtern, aber auch alte Graubärte dazwischen. Alle hatten recht gute und neue Uniformen an, die Mobilgardisten, die zahlreich vertreten waren, tragen hellblauen Rock und hellblaue weite Hosen mit rothen Streifen, die Franctireurs de la Presse sind ganz hellblau uniformirt, ohne den rothen Streifen an der Hose. Alle tragen das französische blaue Käppi mit rothen oder gelben Streifen. Es waren alle möglichen Truppengattungen unter den Gefangenen vertreten: Kaisergarde, Gardejäger, Mobilgarde, Franctireurs de Paris und de la Presse und endlich auch einige Zuaven. Es befanden sich auch eine ganze Reihe der Pariser Studenten unter den Gefangenen. Noch denselben Abend wurden die Gefangenen nach Dammartin transportirt, um von dort nach Chateau Thierry am 31. weiter zu marschiren.

Mannigfaltigkeiten.

Ein Akt der Pietät für unsere im ruhmvollen Kampfe für das Vaterland gefallenen Krieger wäre es, wenn das Beispiel der altpreußischen Dorfgemeinden auch bei uns zur Nachahmung käme, die Namen der dem Kirchspiel angehörigen todten Helden auf einer Tafel verzeichnet in der Kirche ihres Heimathsortes, zur Erinnerung und zur Nacheiferung für die kommenden Geschlechter, die Vergessenheit zu entziehen, nachdem deren Leiber in fremder Erde, fern von den Lieben, gebettet wurden! Möchte diese Anregung von der bayerischen Presse Beachtung und weitere Verbreitung finden, und der Vorschlag recht bald ins Leben treten!

In Ingolstadt fand am 10. ds. Nachmittags innerhalb des Brückenkopfes, wo die Gefangenen internirt sind, eine Theatervorstellung statt, wobei die Herren Turcos und Zuaven — man höre! — die „schöne Helena“ spielten. Hiezu waren sämmtliche Offiziere der Garnison eingeladen, welche jedoch vorzogen, von diesem seltenen Kunstgenuß keinen Gebrauch zu machen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 253 Mittwoch, 16. November 1870

Metzer-Skizzen.

(Von Karl Braun-Wiesbaden.)

Ich habe einige Tage vor Metz gelegen und bin dann mit der ruhmreichen Division Kummer in die eroberte Stadt eingerückt, in welcher ich am ersten Tage, bevor noch die Zufuhr von Auswärts eingetroffen, von Pferdefleisch, Lerchen (nach Art der bekannten „Leipziger Lerchen"), Kleienbrod und Champagner lebte. Die Kriegsscenen haben Andere besser beschrieben, als ich es vermöchte. Aufzeichnungen habe ich dort auch nicht gemacht. Aber ich möchte, in die Ruhe der Heimath zurückgekehrt, doch gern einige meiner Wahrnehmungen über Land und Leute aus dem Gedächtniß skizziren.

Das Moselthal oberhalb Metz und noch mehr bei Metz bietet dem Auge ein reizendes Bild. Das Terrain hebt sich nur allmählich vom Flusse aus und erst in einer halben Stunde Entfernung vom Ufer beginnen die Berge, welche den Fluß begleiten und sich bei Metz, wo die Mosel drei Arme und zwei Inseln bildend, sich mit der Seille vereinigt, zu einer Runde ausweiten, deren einzelne Glieder jene Berge bilden, worauf die Forts, zum Theil erst seit 1866 begonnen und noch nicht ganz vollendet, errichtet sind. Das bedeutende davon, Saint Quentin, thront dem, zum größeren Theil auf einer Erhöhung auf dem rechten Ufer liegenden Metz gegenüber ähnlich, wie der Ehrenbreitstein gegenüber der Stadt Koblenz. Das eigentliche Metz, eingeschlossen zwischen Mosel und Seille, hat ein unebenes Terrain, enge Straßen und hohe, große Gebäude, zum Theil von schönen architektonischen Verhältnissen und monumentalem Charakter. Das Enge und Winkelige und doch Interessante der Stadt erinnert lebhaft an Mainz. Die alten Straßen haben nur dieselbe Breite, wie in Herculanum und Pompeji. Dieser Umstand und eine Menge römischer Ueberreste und Erinnerungen mahnen an das alte Divodurum, das jedoch nicht ganz an der Stelle des jetzigen Metz, sondern mehr stromaufwärts an der Stelle der jetzigen Vorstädte Le Sablon und Montigny gelegen zu haben scheint. Von diesen Antiquitäten fällt am meisten in die Augen der römische Aquädukt, welcher von den Bergen auf dem linken Moselufer das Wasser über den Fluß hinüber nach dem römischen Diodurum brachte. Eine Reihe von Pfeilern dieser Wasserleitung, verbunden durch Bogen, welche mir jedoch nicht antik, sondern restaurirt zu sein scheinen, steht mitten in dem Orte Jouy; die Landstraße, welche von Süden her auf dem rechten Moselufer gen Metz läuft, führt unter diesen „Arches de Jouy" durch. Auf dem linken Ufer erblickt man am selben Berge ebenfalls noch eine Reihe solcher Bogen in halb zerstörtem Zustande. Das Mauerwerk ist ausgezeichnet, der Cement an vielen Stellen noch völlig intakt. Die Wasserleitung speiste die öffentlichen Bäder (Thermen) und die Naumachia, d. h. den Circus, in welchem Gefechte zu Wasser ausgeführt wurden. Hier kommen Einem längst vergessene Verse aus der „Mosella" des Ausonius, ähnlich wie in Trier, wieder ins Gedächtniß.

Es sind aber nicht nur die Ueberreste der römischen Zeit, welche in unseren Augen der Gegend von Metz einen südlichen Charakter verleihen. Auch andere Umstände tragen dazu bei. Die Dörfer zeigen geschlossene Straßen, Haus an Haus, wie in Italien, während unsere deutschen Dörfer im Wesentlichen noch denselben Charakter tragen, wie zur Zeit des Tacitus, der von ihnen in seiner Germania sagt: „Die Gehöfte liegen zerstreut, und Jeder baut sich an, wo er will, wie ihm gerade ein Quell oder ein Busch oder sonst Etwas an dieser Stelle zusagt." Vermöge dieses geschlossenen Charakters und der massiven Bauart der einzelnen Häuser und Gehöfte eigneten sich denn auch die Wohnungen besonders zum Gefecht. In den Dörfern, welche im Bereich der Kämpfe lagen, sind fast in alle äußeren Mauern Löcher eingebrochen, welche als Schießscharten dienten. In einzelnen Orten, wo die Bewohner später wieder zurückkehrten, sind die Löcher nothdürftig mit Lehm wieder zugeschmiert. In anderen stehen sie noch offen:

„In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen;
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein."

Von mehreren Gehöften stehen nur noch die

äußeren Umfassungsmauern. Die Eingebornen versichern stets, das hätten „die Preußen“ gethan, während es doch das gemeinsame oder wechselweise Werk beider Theile ist, je nachdem der Kampf an den Tagen der drei großen Schlachten hin und her wogte oder die eingeschlossenen Franzosen später bei ihren Versuchen, die Zernirung zu durchbrechen, sich in einem Dorfe festsetzten und dann wieder hinausgeworfen wurden. Eine muthwillige oder geflissentliche Zerstörung kann man dabei natürlich Keinem der streitenden Theile zur Last setzen. Es ist eben der Krieg. Ich fragte den Maire eines Dorfes, einen freundlichen Mann, der mir so manche schätzenswerthe Auskunft gab, warum man denn hier diese enggeschlossene Bauart für die Dörfer wähle? und versuchte, ihm die wirthschaftlichen Vortheile klar zu machen, welche die mehr aufgelöste Ansiedelung in Deutschland habe. Der französische Dorfschulze zuckte die Schultern und antwortete: „Man will es einmal so, es ist Befehl“ — eine Antwort, die man auffallend oft erhält in Frankreich, in dem Lande der großen Prinzipien und Ideen von 1789, der glorreichen Revolutionen und der „gekrönten Demokratie“. Ich bezweifle übrigens, daß diese Art der Anlage der Dörfer auf einer allgemeinen gesetzlichen Vorschrift beruht; denn sie findet sich nicht überall in Frankreich, z. B. weder in dem Elsaß, noch in der Bretagne.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

* Aschaffenburg. Auf Veranlassung des Bürgervereins „Frohsinn“ wurde im vorigen Monat eine Sammlung von Cigarren veranstaltet für die vor Paris stehenden hiesigen Bataillone — 10. bayerisches Jäger-Bataillon, so wie 2. Bataillon des 5. Infanterie-Regiments — wobei sich auch Nichtmitglieder betheiligten.

Das Ergebniß von 20 Tausend Cigarren so wie etwas Schnupftaback wurde zu gleichen Theilen vertheilt; von Herrn Oberstlieutenant v. Heckel ist der folgende Brief hierauf eingetroffen.

Sceaux, 6. Nov.

Ihrer geehrten Zuschrift vom 24. v. Mts. habe ich entnommen, daß die sehr geschätzte Gesellschaft des Bürgervereines Frohsinn sich des vor dem Feinde bei Paris stehenden Bataillons, das meinem Kommando anvertraut ist, in ächt patriotischer Weise erinnerte und demselben ein Geschenk von 10,000 Stück Cigarren und Schnupftabak in erfreulicher Gesinnung zugedacht habe.

Indem ich diese Gabe für das Bataillon acceptire, spreche ich hiemit im Namen desselben Ihrer Gesellschaft meinen ergebensten Dank aus und versichere Sie, daß Sie mit Ihrer Sendung jedenfalls einem der nöthigsten Bedüfnisse des Soldaten im Felde Ihre Aufmerksamkeit zugewendet haben. Eine Cigarre, eine Prise Tabak entschädiget den Soldaten für Vieles, macht ihm manche Anstrengung und Entbehrung leichter, ja zu Zeiten ist ihm, da für diese Bedürfnisse auch mit dem besten Willen der Armeeverwaltung nicht ausreichend gesorgt werden kann, der Tabak geradezu ein Hochgenuß.

Da Sie nun ferner in Ihrem geehrten Briefe in generöser Weise uns das Anerbieten stellen, noch weitere Wünsche Ihnen mittheilen zu dürfen, so stelle ich, der Herzlichkeit Ihres Offertes vertrauend und ohne unbescheiden sein zu wollen, im Namen meiner Jäger das Ersuchen, denselben auch Rauchtabak bei Ihnen passender Gelegenheit zukommen lassen zu wollen, dem beizufügen mehrere Pfeifen höchst wünschenswerth erscheinen dürfte, da hierorts bei dem Mangel jedweder Einwohner solche absolut nicht zu erlangen sind.

Wie ich aus Ihrem edelmüthig bestimmten Geschenke entnehmen darf, ist Ihr Interesse an dem in Ihrer Vaterstadt garnisonirenden Bataillon jedenfalls ein sehr lebhaftes, Sie nehmen Antheil an unserem Geschicke, an unseren Thaten.

Was mein Bataillon bis zur Belagerung von Paris an dem unserem Vaterlande zum Ruhm gereichenden großen Kriege für Antheil genommen, welche Erfolge es in der langen Kette der bisher stattgefundenen Gefechte und Schlachten es treulich hat miterringen helfen, ist Ihnen aus den Zeitungen und Kriegsberichten nicht unbekannt, weniger aber dürfte Ihnen unsere jetzige Lage, unser jüngst am 13. v. Mts. bestandenes Gefecht bei Bagneux bekannt sein, weßhalb ich mir erlaube, Ihnen in kurzen Umrissen hierüber Einiges mitzutheilen, insoweit solches ohne Kompromittirung des zu beobachtenden Geheimnisses der Stellungen geschehen kann.

Wir leben seit 21. September in Sceaux, einem südlich von Paris auf 6 Kilometres gelegenen freundlichen Städtchen mit den herrlichsten Parkanlagen und Gärten. Das Klima ist sehr mild und wir fanden die Natur bei unserem Eintreffen noch in herrlichstem Schmucke, dessen sie sich leider nun seit einer Woche durch die Herbststürme zu entkleiden anfing, um dem Winter seinen Einzug vorzubereiten. — Sceaux selbst ist von seinen Einwohnern gänzlich verlassen und Tausende von bayerischen Soldaten haben Besitz genommen von dem sonst mit 2—3000 Einwohnern belebten Städtchen: es ist eine Militär-Kolonie geworden, die nomadenartig in Bataillonen täglich ihre hiesige Wohnstätte verlassen, um auf 24 Stunden in

nächster Nähe der Forts Vanvres und Montrouge die Orte Chatillon, Bagneux und Fontenai-au-roses als Vorposten zu beziehen.

Der Dienst ist ebenso anstrengend als gefährlich, allein der bayerische Soldat, seinem treuen Pflichtgefühl folgend, erträgt die ihm zum Nutzen großer Erfolge auferlegten Strapazen nicht nur willig, sondern auch mit jener nachhaltigen Ausdauer, die ein besonderes Attribut des Deutschen ist.

Wegen der Nähe des Feindes wird auf Vorposten weder Feuer angemacht, noch abgekocht. — Demungeachtet herrscht frischer Geist, froher Muth und guter Gesundheitszustand in den Truppen. — Die Verpflegung ist ausreichend.

Bei dem am 13. v. Mts. von Seite der Franzosen erfolgten Ausfalle gegen Chatillon und Bagneux, welcher durch die Kanonen der Forts d'Issy, Vanvres, Montrouge und Bicetre eingeleitet und unterstützt wurde, nahm das Bataillon zur Zurückweisung dieses Angriffes ebenfalls einen hervorragenden Antheil, indem es Bagneaux durch einen kräftigen Flankenangriff von den Franzosen räumen und unsere Stellung wiedergewinnen half. Das Gefecht selbst war eines der bedeutendsten vor Paris und dürfte unserer Armee um so mehr als eines der ruhmvoll durchgeführten anzurechnen sein, als wir — fast ohne Artillerie stehend — nicht nur eine überlegene Anzahl Infanterie, als auch sämmtliche Geschütze obiger Forts und Feldartillerie uns gegenüber hatten. Das Bataillon selbst hatte, Dank guter Deckung und geschickter Ausbeute des Terrains, nur den Verlust von 10 Verwundeten zu beklagen.

Frohen Muthes und mit fester Zuversicht auf eine ruhmvolle Beendigung des Krieges harren wir mit Ungeduld der Einnahme von Paris, bei welcher wir wiederholt Gelegenheit zu finden hoffen, den Namen des Ihre Stadt als Garnison habenden Bataillons ehrenvoll in die Kriegsgeschichte verzeichnen zu können.

Mein Bataillon sendet Ihrer hochgeschätzten Gesellschaft seine besten Grüße und indem ich mich dieser angenehmen Pflicht erledige, zeichnet mit Hochachtung

Ihr ergebener
Heckel, Oberstlieutenant.

Der hiesige Bürgerverein „Frohsinn" schließt sich der in diesem Briefe ausgesprochenen Bitte an und nimmt auf's Dankbarste Gaben von Mitgliedern so wie Nichtmitgliedern entgegen. Auch hat sich Herr J. F. Trockenbrodt freundlichst bereit erklärt, Gaben entgegen zu nehmen.

Versailles, 9. Nov.

Gestern ist auch der Großherzog von Oldenburg hier eingetroffen. Neulich ereigete sich bei der Kavallerie-Division, welche nordwestlich von Paris in Mantes liegt, ein ziemlich humoristischer Vorfall: Ein Kürassier, ein hübscher strammer Bursche, hatte sich in jener Gegend in das Gebiet der liaisons dangereuses gewagt und mit einer schmucken Französin ein zärtliches Verhältniß angeknüpft. In einer schönen Nacht fiel ihm seine Genossin weinend um den Hals und rief aus: „O, daß es doch nicht alle Abend so sein kann, wie heute." Wer weiß, wo Du morgen Nacht bist, ob Du noch lebst, ob ich Dich wieder herzen und küssen kann u. s. w.; kurz, für sie variirt in volksthümlicher Art das Hauff'sche: „Morgenroth, Morgenroth, leuchtest mir zum frühen Tod." Unser Reiter, der einmal von der sizilianischen Vesper gehört haben mocht, hört diese Liebesklagen mit stillem Grausen. Er hält sie für eine Warnung und meinte, es sei für nächste Nacht ein allgemeiner Aufstand gegen die Deutschen organisirt; etwa eine Mordscene, wie sie sich in Ablis ereignet. Beim frühen Morgengrauen weckt er seinen Lieutenant und theilt ihm seine Entdeckung mit. Dieser fand die Sache bedenklich und meldete sie dem Kapitän, der dem Major, der dem Obersten und dieser dem Divisionär. Alsbald war die ganze Reiter-Division alarmirt, die Pferde wurden gesattelt und die ganze folgende Nacht hindurch standen sämmtliche Kavalleristen bei ihren zum sofortigen Aufbruch bereiten Pferden — aber die Mordscene ließ auf sich warten, und so ergab sich, daß die angebliche Warnung nichts gewesen, als eine ziemlich sentimentale Lieberphrase, wie sie im traulichen Zwiegespräch auch in Friedenszeiten durchaus keine Seltenheit ist. Was sich übrigens die Versailler Bevölkerung über uns und unsere Verhältnisse erzählt, gränzt geradezu ans Fabelhafte. So wird berichtet, daß der Kronprinz wöchentlich mehrere Male in der Uniform eines Offiziers der Nationalgarde sich nach Paris begebe. Eine junge Actrice, die früher in Berlin der französischen Bühne als Mitglied angehört, habe ihn sogar neulich erkannt, als er gegen Abend aus einem der Cafés der Boulevards heraustrat. Sie sei aber erschrocken gewesen über dieses Begegniß, daß sie in Ohnmacht fiel, so daß der Prinz Zeit gewonnen, unbemerkt zu verschwinden — etwa wie der geheimnißvolle Armenier in Schiller's Geisterseher. Man thut eben hier nichts, ohne ein wenig Schauspielerei, und da die Theater geschlossen sind, flüchtet sich das dramatische Element in die hin- und herschwirrenden Gerüchte aus dem Hauptquartier.

Schnadahüpfeln eines bayer. Soldaten im Feld.

(Aus den fliegenden Blättern.)

Napoleon der Erste
Und der Zweite san todt,
Den Dritten hoben's eing'steckt,
Dem Vierten helf's Gott. —

Gel', Franzmann, da schaugst
Und woaßt nit, wie dir is,
Die deutsche Armee
Geht bis hinter Paris!

Und wenn ihr Enk flüchtet
Und anander verliert,
Na so sogt's es, es hobts Enk
Blos z'ruck konzentrirt. —

Hot aber der Deutsche
An Feind wo aufsucht,
Na hoaßt's, er befindet
Sich vorn auf der Flucht.

Unser Pfarrer hot g'sogt:
Es müßt' lutherisch wer'n —
Der hot uns aufbund'n
An tüchtinge Bär'n —

Ob's luthrisch, katholisch,
Wer frogt da darnach,
Der Feind kriegt katholisch
Und luthrisch sein' Sach'. —

M. Lang.

Kunst und Literatur.

Jugendblätter, zur Unterhaltung und Belehrung. Herausgegeben von Isabella Braun. 16. Jahrgang. München bei Braun und Schneider.

Unter den vielen, vielen Jugendschriften nimmt dieses einen der ersten Plätze ein, sowohl wegen seines reichen, als auch wegen seines gediegenen Inhalts. Es enthält auf 570 Seiten 21 Gedichte, 15 Erzählungen, 3 Lebensbeschreibungen, nämlich von Oberbeck, Händel und Bach, eine Reisebeschreibung, 9 naturgeschichtliche Aufsätze, drei dramatische Sachen und 7 Räthsel und Sinnsprüche. Es sind darunter Beiträge von F. Pocci, Kobell und Ottilie Wildermuth. Dabei 6 fein gemalte Lythographien und 6 Holzschnitte, nach Originalzeichnungen von Walter. Der Druck ist groß und leicht leslich und die äußere Ausstattung entsprechend. Wer kleinen oder auch erwachsenen Kindern eine Freude machen will, wird damit seinen Zweck sicher erreichen.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Ilange bei der Festung Thionville wird der „Pos. Ztg." durch Feldbrief folgender Soldatenscherz mitgetheilt: „Am 19. Oktober, als wir auf Vorposten hier waren, stellten wir eine Vedette, 2 Mann und 2 Pferde, erstere aus Holz, letztere aus Stroh, mit einer schnell hergestellten Husaren-Uniform zusammen, gaben den Puppen Sensen als Säbel in die Hand und postirten dieselben in der Nacht 600 Schritt vor den Thoren Thionvilles in einem kleinen Gebüsche. Gegen Morgen, als sich der Nebel verzog und die Franzosen die Vedette stehen sahen, müssen sie sehr verwundert über die Verwegenheit unserer Truppen gewesen sein; sofort fingen sie an, mit zwei Geschützen auf die vermeintliche Vedette Feuer zu geben; mit der vierten Granate schossen sie einem Pferde den Kopf weg. Endlich merkten sie die Täuschung, und offenbar verdrießlich darüber, daß sie genarrt worden waren, hörten sie auf zu schießen. Die Urheber des Scherzes waren von der 1. Eskadron des 3. Reserve-Husaren-Regiments."

Charade.

„Geliebter! halt' in Deiner Zweiten
Die Erste noch, es läßt nicht sein
Die Zärtlichkeit vor fremden Leuten,
Gedulde Dich, bis wir allein,
Bis mit der Myrthe in den Locken
Mich bräutlich mahnt der Ruf der Glocken."

„„Du süßes Zweite! weil genommen
Die Erste ein Gewisser Dir,
So bring' ich selig und beklommen
Das buntgestickte Brautkleid hier!
Du zürnest nicht, daß ich im Kranze
Auch wählte das bescheid'ne Ganze.""

Auflösung des Räthsels in Nr. 250:
Beitgeist.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 254 Donnerstag, 17. November 1870.

Metzer-Skizzen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Eine vollständig italienische Bauart hat das Städtchen Gorze, das etwa 2000 Seelen zählt und an der Ausmündung eines malerischen und waldreichen Seitenthals der Mosel liegt. Hier begann auch der römische Aquädukt, welcher das Wasser des Gorzebaches nach Metz führte. Ich fragte, als ich auf eigene Faust, natürlich ausgerüstet mit den nöthigen Legitimationen, die Zernirung von Metz beging, einen märkischen Soldaten: „Geht's hier nach Goors?" (so spricht der Eingeborne den Namen.)

— Goors? is nicht, sagte der Märker.

Ich buchstabirte ihm das Wort.

— Ah, Sie meenen Jortze? erwiderte er und zeigte mir mit landsmannschaftlicher Freundlichkeit den Weg. Die Soldaten machen sich überhaupt mit großem Geschick die fremden Namen mundgerecht. Das Dorf Corny z. B. nennen sie Kornich und zuweilen auch Jor-nich oder Jarnich. Warum auch nicht? Unser Hochdeutsch ist darin viel zu pedantisch-prüde. Der Engländer greift ja auch zu und assimilirt die Fremdwörter. Aus dem Omnibus hat er sich einen „Bus" und aus dem Cabriolet ein „Cab" zurechtgemacht. Ob er hinten was abschneidet oder vorne, ist ihm ganz einerlei; er will sich's bequem machen; und er hat recht. Gorze hat eine prachtvolle Benediktiner-Abtei; und ohne Zweifel haben eben so wie am Rhein, auch hier die Benediktiner zuerst den Weinbau kultivirt.

Weiter nach Metz zu liegt ein Dörfchen auf dem linken Moselufer, das einen entschieden italienischen Eindruck macht. Schwere, an Fenstern arme, blendend weiße äußere Mauern, so hoch aufgeführt, daß der niedrige und flache Dachstuhl dahinter verschwindet; Haus an Haus; die Oekonomieräume im Hause versteckt; über dem Ganzen ein Paar hochstämmige Pinien, die ihre breiten Kronen in der Luft wiegen Man könnte sich, wenn das Wetter nicht augenblicklich so rauh wäre, und wenn es nicht so verzweifelt tagtäglich-klagkläglich regnete, plötzlich nach den Appeninen versetzt glauben. Auch das Innere der Häuser, wenigstens bei den wohlstehenden Einwohnern und in den größeren Dörfern, mahnt mehr an den Süden, als an den Norden. Die Häuser sind aus Stein erbaut und zeigen eine Raumverschwendung, welche uns Deutschen auf dem Lande unbekannt ist. Das Haus, welches mich beherbergte, gehört einer Wittwe Lacour, einer wohlhabenden alten Bäuerin. Ihre Kinder und Enkel, welche der Mehrzahl nach in andern Dörfern der Umgegend wohnen, die von den Schrecken des Kriegs heimgesucht worden sind, befanden sich in Metz, wohin sie mit ihren Vorräthen und ihrer fahrenden Habe geflüchtet sind. In Folge dessen leidet die gute Frau Lacour an einem schrecklichen Dualismus der Gefühle. „Zwei Seelen wohnen, ach, in ihrer Brust!" Sie wünscht ihre Nachkommenschaft zurück, von welcher sie mit Grund vermuthet, daß sie in der schon so lange abgeschlossenen Stadt leide; deßhalb erklärt sie mir beim Frühstück, es sei Nonsense mit dem längern Widerstand, Mees (so spricht sie Metz aus) könne nichts Besseres thun, als lieber heute wie morgen kapituliren, und ich stimme ihr aus ganzem Herzen zu. Ich erfreue mich also des herzlichen Einverständnisses mit dem weiblichen Reichsfeind. Aber kaum eine halbe Stunde später, wo sie mein Zimmer reinigt, ist die Stimmung unserer Niobe umgeschlagen. Sie stellt sich vor mich hin und demonstrirt mir trotz ihres Alters mit lebhaften Gestikulationen und funkelnden Augen, ihre ganze männliche und weibliche Descendenz, Töchter und Söhne, Schwiegersöhne, Schwiegertöchter und Enkel wolle sie lieber auf dem Altar des Vaterlandes opfern, als daß das Bollwerk Frankreichs deutsch werde; wer von einer Kapitulation auch nur spreche, sei ein Verräther. Uns schwerfälligen Deutschen kommt ein so rascher Stimmungswechsel komisch vor.

Doch ich wollte nicht von den militärischen und politischen Ansichten der Madame Lacour, sondern nur von ihrem Haus sprechen, welchem die besseren Wohnungen des Dorfes alle gleich oder ähnlich sind. Es ist ein großes steinernes Oblong von anderthalb Stockwerken; auf der einen Seite die Wohnungen, auf der andern Stallung und Vorraths-

räume, Alles unter einem Dache und äußerlich nicht unterscheidbar. Getrennte Oekonomie-Gebäude gibt's nicht. Die Wohnung hat 4—5 helle, schöne große Zimmer; die meisten aber besitzen keinen besondern Eingang, die Bauart ist also höchst unzweckmäßig. Die dicken steinernen Wände der Zimmer sind bis obenhin getäfelt mit weiß angestrichenem Holz, dazwischen Stuck und zuweilen auch Marmor. An der einen Wand ist ein großer Kamin, der, auch ohne Ofen dabei, zur Heizung, wenigstens bei der jetzigen Temperatur, hinreicht. Freilich geht man auch mit dem Brennmaterial verschwenderisch um; und es haben schon hunderttausende von Weinbergspfählen daran glauben müssen. Die Zimmergeräthe sind altmodisch und schwer, aber solid Vor Allem zeichnet sich das Bett aus. Es ist mindestens so breit, als ich lang bin (5 Fuß 8 Zoll). Man freut sich darauf, wenn man bei dem abscheulichen Wetter Abends müde und durchnäßt nach Hause kommt. Das Bettzeug ist vortrefflich und so hoch gehäuft, daß man einen Anlauf nehmen muß, um hinauf zu springen, wenn man es nicht etwa vorzieht, mittelst eines Stuhles in das Bett hinein zu steigen. Jedes Zimmer hat einen Spiegel über dem Kamin. Die einzige sonstige Dekoration der holzbeschlagenen Wände sind kleine Porzellangefäße, oben mit einem Kreuze geschmückt und mit Weihwasser gefüllt, dann Heiligenbilder und endlich geistliche Bescheinigungen über kirchliche Akte, letztere ebenfalls unter Glas und Rahmen. So z. B. ein Attest, das die Tochter der Wittwe L., Maria Octavia, dann und dann zum ersten Male zur heiligen Kommunion gegangen. Das Attest ist auf ein mit reichlichen kirchlichen Randzeichnungen versehenes Blatt geschrieben und verdient in so fern den Charakter eines Bildes. Auffallend war mir es, daß darauf der Name meiner Wirthin nicht Lacour geschrieben war, wie sonst, sondern Lawur. Ich fragte sie darüber; sie versicherte, das sei ganz das Nämliche. Ich besaß jedoch nicht genug etymologische Kühnheit, in der Schreibart Lawour einen germanischen Rest zu wittern. Auf der andern Seite der Straße hatte Frau Lacour ihren Hausgarten. Er ist, wie hier alle Gärten, mit hohen und dicken Mauern eingefaßt. In diesen Bauerngärten fiel mir vor Allen eine hochentwickelte Obstkultur auf, welcher man ansieht, daß sie nicht von Gestern datirt. Es sind namentlich Zwerg- und Spalierbäume, auf welche man sich geworfen hat. Auch der Gemüsebau ist trefflich. Weinbau aber versteht sich hier überall von selbst. Freilich von der peinlichen Sorgfalt, mit welcher man im Rheingau die Weinberge behandelt, scheint man hier keinen Begriff zu haben. Der Weinbau um Metz hält etwa die Mitte zwischen dem hohen Grade von Kultur, welchen man in Deutschland, und dem äußersten Grade von Kultnr, welchen man in Italien und Ungarn findet. Jedenfalls kann ich den deutschen Weinproduzenten, welche, obgleich sie alle alle Anderen überflügelt haben, doch zum Theil noch, ich glaube wirklich nur aus übler Angewöhnung, die Kinderschuhe der Schutzzöllnerei tragen, zu ihrer Beruhigung sagen, daß ihnen die Weine von Elsaß und Lothringen keine Konkurrenz machen werden, auch wenn sie keinen Zoll mehr bezahlen. Denn wenn auch manche davon beim ersten Anbiß lieblich zu schmecken scheinen, so kommt doch alsbald jene Rauhheit, jener Mangel an Kultur zum Vorschein, welchen man im Rheingau mit dem technischen Epitheton „borstig“ zu bezeichnen pflegt. Der Garten nun erhebt sich terrassenförmig mit breiten steinernen Treppen. Die unterste Terraste in die bestgepflegte, gerade wie in den italienischen Berggärten; auch hat sie einen Pavillon. Von der obersten führt eine steile Treppe ins Freie durch eine Thür, welche von zwei starken steinernen Pfeilern, auf jedem das Standbild eines Heiligen, eingefaßt ist.

In deu Häusern findet man nirgends eine Thüre oder ein Fenster, welche schließen; offenbar für die Ventilation sehr nützlich, aber unangenehm für solche, die empfindlich gegen Kälte und Zugluft sind. Während sich in den deutschen Städten die Wohnungen, wenigstens die neuen, durch die Vortrefflichkeit der Produkte der Bautischlerei und der Schlosserei auszeichnen, ist im Elsaß und Lothringen das Gegentheil der Fall. Die Thürschlösser sind meistens schlecht und veraltet. Die Regel bildet das offene, sogenannte „deutsche Schloß“, welches man nur von Außen mit dem Schlüssel, von Innen dagegen mit dem Riegel öffnet. In allen diesen Dingen gemahnen uns diese Häuser an die Zeiten unserer Großeltern. Dagegen findet man aber auch nicht, wie bei uns, die Spuren des dreißigjährigen Kriegs und der schrecklichen Zeiten des Verfalls, die ihm folgten.

Jenes, nach unseren Begriffen altmodische Element trifft man auch in den Häusern der Vornehmen. Ein hoher Militärbeamter, welchen ich kennen lernte, wohnte mit seinem Personal in diesem Dorfe in der Villa eines Metzer Notars, welcher dieselbe nur im Sommer als Sommerfrische benutzt. Der Bau, war solid und die Einrichtung zeigte einen gewissen Luxus. Die Bibliothek des Herrn Notars bestand aus Geschichtswerken und französischen Klassikern, die der Frau Notar aus Gebetbüchern aller Art, die in Folge fleißigen Gebrauchs sehr abgegriffen waren. Die Wände zierten treffliche alte Kupferstiche, meist Landschaften von Claude Lorrain mit mythologischer oder biblischer Staffage. Thüren, Fenster u. s. w. waren aber eben so schlecht und verwahrlost, wie in dem Bauernhaus, und der Eingang zu all den Herrlichkeiten

führte durch die Küche, in welcher, als ich sie passirte, ein preußischer Soldat Kaffee zubereitete. Dieser Soldat war eigentlich ein junger Berliner Drotschkenkutscher, hatte aber im Feld ein glänzendes Koch-Genie entfaltet, das bis dahin Niemand in ihm geahnt hatte.

Vaterländisches Trinklied.

Brüder, laßt die Gläser klingen
Und ein deutsches Lied uns singen,
Das dem Vaterland geweiht!
Freudig tön's aus aller Munde
Durch die frohe Zecherrunde:
„Deutschland treu zu aller Zeit!"

Uns're Herzen warm dir schlagen,
Gern und freudig mit dir tragen,
Vaterland, wir Lust und Leid!
Freund und Feinde sollen's hören,
Wie wir stets auf's Neue schwören:
Deutschland treu zu aller Zeit!"

Unser Wunsch und unser Streben
Sei durch dieses ganze Leben,
Fern von Selbstsucht und von Neid;
Vaterlandes Wohlergehen!
Unser Stolz: es groß zu sehen! —
Deutschland treu zu aller Zeit!

Will der Feind dich frevelnd höhnen,
Rufe Deutschland deinen Söhnen,
Die für dich zum Kampf bereit!
Und von Heldenmuth durchdrungen
Sei dem Feind dies Lied gesungen:
Deutschland treu zu aller Zeit!

E. Lammers.

Kunst und Literatur.

Kriegsnummern der „Gartenlaube" Nro. 46 Inhalt: Hermann. Novelle von E. Werner. (Fortsetzung.) — Die Webervögel im Berliner Aquarium. Von Brehm. Mit Abbildung. Nach der Natur gezeichnet von E. Schmid in Leipzig. — Kampf und Kampfpreis. Gedicht von Emil Rittershaus. — In der Villa Mac-Mahon's. Mit Illustration: Artilleristen-Frühstück vor Paris. Nach der Natur aufgenommen von unserm Feldmaler F. W. Heine. — Drei Mächtige zwischen ihren vier Wänden. Skizze aus dem großen Hauptquartier. — Bei den Zernirungstruppen. Erinnerungen an die Tage vor Metz. Mit zwei Abbildungen: Wache im Dorfe Marly vor Metz — Beim Bayerischen in Fleury vor Metz. Nach der Natur aufgenommen von Chr. Sell. — An die patriotischen Geber der Gartenlaube! — Aus eigener Kraft. Von W. v. Hillern geb. Birch. (Fortsetzung.)

Der französisch-deutsche Krieg 1870. Sein Entstehen und sein Verlauf mit Beifügung aller darauf bezüglichen Aktenstücke, herausgegeben von C. Krebs-Schmitt. Hievon sind 3 weitere Lieferungen erschienen, welche Folgendes enthalten: Diplomatische Enthüllungen, diplomatische Verhandlungen vor der Kriegserklärung, die beiderseitigen Heerkörper, Gefecht bei Saarbrücken und Spicheren, Ereignisse in Paris, die Neutralitätsfrage. Jede Lieferung kostet nur 12 kr.

Mannigfaltigkeiten.

Die „Insterburger Ztg" enthält folgende Mittheilung: „Wir sind jetzt in der Lage, über das Mädchen, welches den Feldzug in Frankreich mitgemacht hat und mit dem eisernen Kreuz dekorirt ist, Näheres mitzutheilen. Dieselbe heißt Bertha Weiß, ist aus Schöneberg in Goldap gebürtig und wurde in einem achtbaren Hause in Ragnit erzogen. Frühzeitig jedoch schon scheint sie einer eigenthümlichen Vorliebe für die männliche Tracht gefolgt zu sein, und so fügte es das Schicksal, daß sie bei einem Hauptmann v. R. des in Trier garnisonirenden 69. Regiments als Zivildiener in Kondition trat, mit dessen Damen sie größere Reisen nach dem Süden zu machen Gelegenheit hatte. Ihre gute Führung veranlaßte ihren Herrn, für ihre weitere Ausbildung zu sorgen, derart, daß sie zum Fähnrichsexamen befähigt war. Kurz vor dem Kriege trat sie, mit einer Empfehlung des gedachten Hauptmanns versehen, und ohne daß man eine nähere ärztliche Prüfung mit ihr vornahm, in dessen Regiment als Avantageur, mit welchem sie die Schlacht bei Spicheren mitmachte. Hierauf dem Regimente Kronprinz überwiesen, gelang es ihr, in der Schlacht bei Gravellotte allein und erst später von zwei Sektionen der Unsrigen unterstützt, den Franzosen eine unserm 16. Infanterieregiment abgenommene Fahne wieder zu entreißen, bei welcher Gelegenheit sie vier Schußwunden davontrug, deren eine am Knie sie am Gehen hindert. Für die dabei

bewiesene hervorragende Bravour erhielt sie von dem Generalfeldzeugmeister Prinzen Karl das eiserne Kreuz 2. Klasse, so wie ein von demselben eigenhändig und in den ehrendsten Ausdrücken ausgestelltes Besitzzeugniß (dessen Original uns vorgelegen hat). Dieselbe wird laut dieses Zeugnisses als Bernhard v. Weiß in den Listen der 12. Kompagnie des Regiments Kronprinz geführt und hält sich als beurlaubt hier in Insterburg auf. Bemerken wollen wir noch, daß die Dame 24 Jahre alt ist, angenehme Gesichtszüge besitzt und unter ihrer Uniform und dem darauf haftenden Orden ein eben so decentes als Bildung verrathendes Wesen bewahrt."

Man schreibt aus Ulm, 13. Nov.: Gestern fragten einige dunkelbraune Turcos sehr angelegentlich, ob der Winter nun bald vorüber sei; heute ist alles mit frischgefallenem Schnee bedeckt. Die Abtheilung, welche heute Morgen in den Frühstunden ihren Proviant faßte, kam tief verhüllt in ihre groben Kapuzmäntel vom Kuhberg herunter. Sie sind übrigens nach Umständen so gut untergebracht, als es eben möglich ist; aber in den Kasematten ist die Nacht lang und die Luft dick. Sie waschen fleißig und haben eine eigene Manier, die Wäsche mit der glatten Rückseite einer Kleiderbürste kalt zu bügeln. Auch bei ihrer Kocherei (sie kochen nämlich selber) halten sie auf Reinlichkeit, und sind überhaupt, zum Theil freilich aus Stumpfsinn, in ihr Geschick ergeben, und für alles dankbar, obgleich ihnen manches ungewohnt vorkommen mag. Schon vor einiger Zeit bekam ein verwundeter Afrikaner im Spital wohl zum Erstenmal in seinem Leben eine gute schwäbische gebrannte Suppe; er löffelte sein Schüsselchen geduldig aus, bemerkte aber dann, dieser Kaffee sei nicht gut, er wolle nichts mehr davon, sonst sei alles gut.

Das „Fr.-Bl." erzählt von einem Berliner „Voigtländer als Zuave" folgende Gaunergeschichte: „Am 9. November, Morgens, trat mit jämmerlicher Miene ein anscheinend französischer Gefangener in einen Schlächterladen der Oranienburgerstraße und bat durch Pantomimen um einen Almosen, als könne er sich in der deutschen Sprache nicht ausdrücken. Die Schlächtersfrau reichte ihm einen Silbersechser, worauf der Franzose mit stark gebräuntem Gesicht auf seine Magengegend deutete und dann sehnsuchtsvoll nach den über ihm hängenden Würsten blickte. Die Schlächtersfrau schnitt ein großes Stück Wurst ab und reichte es dem scheinbar halb Verhungerten. Der Franzose hatte jedoch nicht auf einen Mann gerechnet, der sich ebenfalls im Laden befand und dort ein Stück Wurst verzehrte. Als er nach dem ihm dargereichten Stück Wurst greifen wollte, rief ihm dieser zu: „Na, Fritze, nu ist's aber genug, sonst schicke ich Dir einen Schutzmann auf den Hals". Der Franzose ergriff unter Zurücklassung seiner Wurst das Hasenpanier; es entpuppte sich aus ihm ein Strolch, der wahrscheinlich nicht zum Erstenmale in dieser Rolle aufgetreten war."

Am 13. Oktober wurden im New-Yorker Stadttheater „Die lustigen Weiber von Windsor" aufgeführt. Während derselben kam folgende originelle Episode vor: Spärlich (Alström) und Dr. Cajus, der in einer Art Mephistopheles-Costume mit Napoleonsmaske erschien, machten nach der zwischen Fenton und Anna im Garten aufgeführten Liebesscene, die sie, auf entgegengesetzten Seiten im Gebüsch versteckt, belauscht haben, ein glückliches Impromptu (wenn man eine verabredete Einlage so nennen darf). Dr. Cajus, die Fußtritte des täppischen Bräutigams Spärlich hörend, fuhr mit gezogenem Degen suchend umher, mit den unsterblichen Worten des Füsiliers Kutschke: „Was kraucht dort in dem Busch herum?" worauf Spärlich beim Anblick der ihm im Dunkeln entgegenstarrenden Visage ebenfalls mit Kutschke antwortete: „Ich glaub, es ist Napolium". Dieser eingelegte Scherz erregte einen kolossalen Beifallsjubel.

[Das jüngste Gericht.] Der „Pr. Ztg." wird nachstehende Anekdote als verbürgt mitgetheilt: In der Taborer Gegend lebt ein Bauer von einem bewunderungswürdigen Phlegma. Während der fürchterliche Sturm in der Nacht vom 26. Oktober wüthete, schlief er ganz ruhig inmitten seiner geängstigten Hausgenossen. Als nun der Sturm das halbe Dach weggerissen hatte, konnte es sein Weib nicht mehr aushalten, ihn schlafen zu sehen und weckte ihn mit den Worten: „Aber um Gotteswillen, Mann, wie kannst du schlafen, draußen ist der jüngste Tag!" Er aber fragte ganz gelassen „Haben sie schon geblasen?"

Aus Wien vom 8. Nov. schreibt man: Gustav Frhr. v. Heine-Geldern, Eigenthümer des Journals „Fremdenblatt", hat zur Feier des 25jährigen Bestandes seines Journals die Summe von 25,000 fl. zu Stiftungen hergegeben.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 255 Freitag, 18. November 1870.

Inkognito.

(Eine Wiener Stadtgeschichte.)

In einem bürgerlichen Palais der Ringstraßengegend war die letzten drei Wochen ein interessanter Fremder zu Gast. Es ist schwer zu sagen: in einem bürgerlichen Palais, denn sein Besitzer hat es sich alles das genug kosten lassen, was es eben kostet, bis er Wappen und Prädikat erlangt; aber wieder ist es der Mangel an Ahnen und all den anderen Dingen, die ihn z. B. zum Mitgliede des adeligen Kasino qualifizirten, die Herrn v. Preisberg von der Höhe des high life unter seine Mitbürger herabdrücken. Nun, unter dem gastlichen Dache dieses Herrn wohnte seit Mitte vorigen Monats Niemand geringer, als ein junger französischer Krieger, gewesener Gefangener natürlich, der unter Abenteuern der romantischesten Art seinen Weg über die schwarzgelben Pfähle gefunden, und den sein Stern, jedenfalls ein besserer, als Napoleon's Stern, mit Herrn v. Preisberg auf einem gemeinen bürgerlichen Tramway-Waggon zusammenführte.

Die Vorliebe für die Tramway ist eine hervorstechende Tugend Preisberg's, der selbst im schlimmsten Wetter in keinen Omnibus steigen würde; es soll der öftere Wechsel der Passagiere sein, die ihm die Tramway-Fahrten so angenehm machen und die billige Galanterie-Gelegenheit, einer einsteigenden jungen Dame seinen Platz anzubieten und ritterlich zu stehen, so lange es eben ihm und der jungen Dame beliebt. Aber nicht nur Damen, auch andere interessante Menschenkinder verleihen einem solchen zugigen Tramway-Wagen Reiz, und sicher sind es die interessantesten, wenn es französische Gefangene sind, wie deren einer am Abende des 13. oder 14. Oktober in einen Tramway-Wagen einstieg, der eben bei der Teinfaltstraße gehalten. Wie pries der galante Preisberg den glücklichen Zufall, daß es einer jener, die Aktionäre zur Verzweiflung bringenden, leider häufigen Fälle war, wo nur zwei Passagiere im Wagen zu finden und diese zwei: er und der interessante Fremde, den er seiner Uniform nach augenblicklich als Franzosen agnoszirte!

Eine stramme Figur, hochgewachsener Körper, nicht viel unter 6 Fuß, breite Brust, kecker Schnurr- und Knebelbart, kurz der schönste Franzose, der noch je nach leichtem Salutiren auf einem Tramwaysitz Platz genommen. Herr v. Preisberg ging alsbald zum Sturme auf den Fremden über, der eben mit staunenswerther Bravour in drei Tempi mit der linken Hand allein eine Cigarrette gedreht und mit dankendem Knopfnicken Feuer von Herrn v. Preisberg nahm. Monsieur brave Français bon chour ah bon soir? Der Fremde hatte für Alles ein verbindliches Oui. Der ganze Sprachschatz Preisberg's mußte ins Feld, er hatte Eile, er mußte noch vor der nächsten Haltstelle Gewißheit über den Franzosen haben und sich seiner, ehe Andere hinzukommen, bemächtigt haben. Der Franzose war ganz charmant, noch vor dem Volksgartenhalt wußte Preisberg, daß sein Fahrtgenosse aus Schlesien durchgebrannt sei und nun nach Frankreich heimreisen wolle. Weniger hatte es der Franzose selbst erzählt, als durch treuherziges »oui« auf Alles, was er gefragt wurde, nach der Annahme des Fragenden bestätigt.

Beim Volksgarten stiegen mehrere Leute ein, Preisberg genirte das, seiner freundlichen Einladung, in welcher souper und mancher eine Hauptrolle spielten, folgte der Fremde; sie verließen den Tramwaywagen, nachdem noch Preisberg den Kondukteur — der Franzose schien ganz auf das Zahlen vergessen zu haben — befriedigt, und der Fremde folgte willig seinem Führer, der ihn zwar nicht in ein erstes Hotel, aber in eine respektable Bierhalle führte und ihn dort üppig traktirte. Unter dem Trinken wurde der Franzose gesprächig, schade nur, daß er gar so rasch sprach und nun das »oui« und »helas« an Preisberg hielt. Eines genirte den ritterlichen Nachtmalspender, daß der Franzose durchaus graue und nicht, wie er immer auf den Bildern gesehen, eine blaue und rothe Uniform trug. Seine Bedenken aber wichen, als ihm sein Gast, so glaubte er wenigstens verstehen zu müssen, erklärte, daß das eigentlich eine preußische — annektirte Uniform sei. Aber dick muß der Preuße gewesen sein, dachte Preisberg, gibt seine Hose eine Pumphose, denn eine solche trug faktisch der Franzose.

Endlich hatten Beide genug zur Besiegelung ihrer Freundschaft den verschiedenen Göttern der verschiedenen Getränke geopfert und der Franzose mahnte zum Aufbruche, da er heim müsse. Preisberg zahlte und schlang seinen Arm in den seines neuen Freundes, den er um jeden Preis nach Hause begleiten wollte. Sapristi, jetzt hatte der Franzose vergessen, wo er eigentlich wohne. Ein großes Haus, kein Hotel, ja Hotel. Preisberg schmunzelt in sich hinein, die Wällischen können unsere Wiener Getränke doch nicht vertragen. Viel kann er jetzt, wo es schon spät ist, mit dem Stockfremden nicht machen; er bietet, einmal in der Gastlichkeitslaune, dem unglücklichen Flüchtling auch Quartier an. Der Franzose begriff zwar nicht leicht, was Preisberg immer mit dem »chez je« meinte und immer auf seine Brust deutete; aber etliches coucher, dormir und lochi klärte ihn endlich doch auf, und mit einem warmen Händedrucke gab er seine Einwilligung kund.

Doch da legt sich plötzlich eine Wolke auf Preisberg's Stirn, er hatte an seine Frau nicht gedacht; o, die mag die Franzosen nicht, und so bei Nacht und Nebel einen Pumphosigen heimbringen, geht schon gar nicht. Aber er hat ihn einmal eingeladen, und mit seinem mageren Französisch kann er es ihm auch gar nicht beibringen, daß wieder nichts mit coucher, dormir und lochi sein soll. Also der Franzose geht einmal mit; etwas viel madame de la maison, das häufiges Schnaderln begleitete, soll ihm als Avis dienen, daß dies nicht „gut Freund" bedeute. Der Franzose begreift und schüttelt bejahend mit einem leisen Seufzer den Kopf.

Sie kommen endlich zu Preisberg's „Palais". Preisberg als Eclaireur rekognoszirt die Einfahrt; nichts Portiererisches in Sicht; rasch bringt er den Fremden in seine Wohnung auf sein Zimmer. Eine kurze Konferenz mit dem Bedienten, der in dem Fremden den Sohn eines französischen Marschalls respektiren soll, und der Franzose wird unter Hunderten excuse und madame de la maison auf Georg's Zimmer geleitet. Die Trinkgeld-Aera Georg's eröffnet sein Herr selber mit einem blanken Fünfer.

Nun eilte Preisberg zu seiner Frau. So galant wie an diesem Abend war er schon seit Jahren nicht; er nahm den Thee gemeinschaftlich mit ihr und erst spät in der Nacht suchte er sein Zimmer auf, nachdem er die Gattin auf eine große Ueberraschung vorbereitet. Die blieb ihr auch nicht aus. Sie lag noch im Bette, als ihr schon das Stubenmädchen rapportirte, was der Herr heute Nacht heimgebracht. Ein Ungewitter stieg an dem Preisberg'schen Haushimmel auf, aber noch am Vormittage war der Sturm vorüber, nachdem Preisberg, der ursprünglich beabsichtigt, den Franzosen wieder unbemerkt aus dem Hause zu bringen, in der Noth seiner Gemahlin anvertraute, daß der Fremde Niemand geringerer als ein napoleonischer Prinz, einer von der Seitenlinie sei. Das war etwas Anderes, einen Prinzen, den kann man sich schon gefallen lassen.

Wieder kam eine schwere Lektion für den armen Preisberg, dem Franzosen begreiflich zu machen, als wer er der madame de la maison angekündigt. Aber rascher als er gehofft, begriff jetzt der Franzose, der nur bedauerte, in solch mesquinem Aufzuge Madame die Aufwartung machen zu müssen. Dem war leicht abzuhelfen, „einen, zwei Tage malade, dann schon die gehörige Repräsentation."

Preisberg führte sein Programm pünktlich durch. Der Fremde wanderte in ein Zimmer des Hausherrn, blieb schön ruhig zu Bette und am andern Tage war der Prinz fertig. Nicht wenig schmeichelte es der Eitelkeit der Frau v. Preisberg, als ein Antinous im Frack, der in jeder Bewegung den Prinzen verrieth, an der Seite ihres Mannes in den Salon trat und seine schwellenden Lippen auf ihre Hand drückte. Jetzt gings besser mit dem Französischen, ist doch Frau Preisberg aus dem ....schen Institute, dem vornehmsten, das zwischen der Stadtgutgasse und der Ferdinandsbrücke aufzutreiben, hervorgegangen. Sie hatte mit ihrem prächtigen Französisch bald erfaßt, in welch gefährlicher Situation sich der Prinz befinde, die preußische Gesandtschaft, die französische Gesandtschaft, die jetzt die Republik vertrete, kurz von allen Seiten drohen Gefahren — der Prinz schien sich zu äußern, er könne nicht länger von der Gastfreundschaft Gebrauch machen, er werde, obgleich vom Verkehre mit seinen Intendanten abgeschnitten, unverzüglich abreisen. Das redete ihm Frau Preisberg aus; ihr Gemahl, ganz glücklich, daß sein Coup gelungen, akkompagnirte zu Allem mit oui und so wurde dem Prinzen strengste Verschwiegenheit gegen Jedermann zugesichert; Georg erhielt ein zweites Handgeld, kurz der Prinz wurde mit Einemmale wieder der Sohn eines französischen Geschäftsfreundes für Alle, welche um ihn fragen sollten. Und es frugen Wenige um ihn; der Franzose ging nur selten aus, blieb meistens auf seinem Zimmer, wo er aus einem Konversationsbuche Deutsch lernte. Staunenswerth, welche Fortschritte er in wenigen Tagen machte und wie gut er das Deutsch aussprach.

Preisberg war ganz glücklich, daß er sich endlich von der Leber weg über das Nothdürftigste mit seinem Gast verständigen konnte. Es war auch schon Zeit dazu, der Franzose fing an, ihm unheimlich zu werden. Der blieb in der Rolle, die ihm angedichtet worden, ein das Geschäftsfreund-Inkognito bewahrender Prinz. Preisberg wußte nicht, was

anzufangen, das zweite Pferd hatte ihm der Prinz schon lahm geritten, und was sonst der junge Mann brauchte, stand ganz in Harmonie mit prinzlichen Neigungen und Launen. Wenn er sich nur nicht vor seiner Frau und George geschämt hätte, der Herr Franzose wäre schon längst hinaus. Preisberg sann hin und her, unternahm vertrauliche Attaquen auf seine Einquartierung, es half nichts, der Teufel hatte sein Spiel mit ihm; wie er auf's Rechte kam, verstand der Franzose auf einmal nicht deutsch und auf Französisch war's aus mit der Verständigung.

So gings in die dritte Woche. Preisberg war der Verzweiflung nahe; was ihn zumeist aufregte, er konnte es nicht fassen, er getraute sich's nicht selber zu gestehen; die Art der Napoleonischen Sympathien seiner Frau mißfiel ihm. Nicht, daß er gegen seine Frau einen Verdacht gehegt, er hatte nicht die geringste Veranlassung dazu — aber er konnte sich um keinen Preis beruhigen. Schon ging er daran, seine Ehehälfte mit dem Geschäfte des Hinausbugsirens zu betrauen, sie sollte die Franzosenfeindin von ehedem herauskehren. „Mann, was denkst Du, einen Prinzen und dazu einen, der in solcher Gefahr schwebt," wendet sie ein.

„Der Kerl ist kein Prinz", platzt Preisberg los, „das habe ich Dir nur so aufgebunden, ich habe ihn in der Tamwey gefunden und verfluche den Einfall, daß ich ihm das erste rechtschaffene Nachtmahl in seinem Leben gezahlt."

„Und jetzt bleibt er erst im Hause, ich lasse mich nicht von Dir dupiren", erwidert kreischend die Frau und — wer weiß, was noch Alles hin- und hergegangen wäre, wenn nicht in diesem Augenblick der Prinz, der gehorcht haben mußte, eingetreten und, mit dem edelsten Anstande sich verneigend, im gemüthlichsten Wienerisch nach einem Küß d'Hand gnä Frau, die überraschende Mittheilung gemacht hätte, daß er weder Prinz noch Franzose, sondern „a Päpstlicher" sei. Sein Gewissen tragts nicht länger, er möcht' nach St. Pölten heim und so kann er nur ein schön' Vergelt's Gott sagen für die guten Tage, die er im Haus gehabt; sprachs und war mit einem Knix verschwunden.

Sprachlos sahen Frau und Herr Preisberg einander an, bis ein helles Gelächter ihre Verlegenheit löste. Sie vergeben sich gegenseitig den theuern Spaß und haben jetzt nur noch das gemeinsame Verlangen, zu erfahren, was ihren Gast eigentlich bewogen hatte, seine Inkognitos aufzugeben.

Sie erfuhren es bald, der Hausmeisterischen ihr Schwestersohn war Tags vorher aus der Päpstlichkeit heimgekehrt, spät in der Nacht noch hatte er dem „Prinzen", den er wohl erkannt, das Thor geöffnet, und so spielte der Prinz das Prävenire und räumte freiwillig das „Loschi".

Herr und Frau v. Preisberg sind dieser Tage abgereist, ihr Unstern waltete über ihnen, auf dem Bahnhofe salutirte sie ihr Ergast, sie waren hochherzig genug, ihm noch etliche Gulden zu schenken, aber er soll nur die Geschichte nicht weiter erzählen.

Der „Prinz" hat wirklich Wort gehalten, er hat es Niemanden erzählt, außer einigen Bekannten und dem gehorsamst unterzeichneten Harry.

Ans Vaterland.

O Land, wo noch das Herz erfüllt
Von Gottesfurcht die Lehre,
Wo noch das Wort des Mannes gilt
Und noch der Frauen Ehre,
Sei dieser Sitte stets getreu,
Dann, Deutschland, bleibst du groß und frei!

Der Freiheit Banner hochgestellt
Hat stets die deutsche Jugend,
Sie, die auf Mannes Ehre hält,
Auf Tapferkeit und Tugend
Mit wucht'gem Hieb, mit kräft'gem Arm
Vernichtet sei der Feinde Schwarm!

Zum Schutze eiltet Ihr heran
Von Süden und von Norden,
Vertriebt auf blut'ger Siegesbahn
Die wilden, rohen Horden;
O habet Dank, Euch tönt mein Lied,
Das nur aus tiefster Seele zieht!

Wie's Einen nur im Himmel gibt,
Der unser Aller Vater,
Der alle seine Kinder liebt,
Nichts weiß von Groll und Hader,
So walte künftig allerwärts
In Deutschland nur ein Sinn, ein Herz!

Schwarz sei das Zeichen in dem Band,
Daß wir den Tod nicht scheuen,
Roth, daß wir uns dem Vaterland
Mit aller Liebe weihen,
Und golden strahlt der Freiheit Schein,
D'rum soll es schwarz-roth-golden sein!

Aschaffenburg im November 1870.

Franz Englert.

Kunst und Literatur.

Das Neue Blatt Nr. 48. Vierteljährlich nur 12½ Sgr. ist so eben eingetroffen und enthält:

Der große Bummler. Von W. Hildebrandt. — Pont-à-Mousson. — Hochzeitsreise. — Ein aufgefangener Brief. — Der Krieg und die deutsche Volksstimmung. Von Oskar Blumenthal. — Allerlei: Prinz August von Württemberg. Keine Milch. — Korrespondenz. Illustrationen: Prinz August von Württemberg. Per Extrapost. Pont-à-Mousson.

Das Neue Blatt ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Post-Anstalten.

Mannigfaltigkeiten.

Der „Ostd. Ztg." ist nachstehende Mittheilung zugegangen: „Der König, in Begleitung des Kronprinzen und mehrerer Generäle besuchte die Verwundeten im Schlosse zu Versailles und fragte die Einzelnen in seiner leutseligen Weise nach der Art der Verwundungen. Da trat er auch an das Bett eines echten Schlesiers, zum 47. Regiment gehörig, der durch Amputation sein rechtes Bein verloren und außerdem einen Schuß in der rechten Schulter hat. Als der König den wackeren Soldaten fragte, wo er verwundet sei, antwortete derselbe in seinem Dialekt: „Hier, Majestät! Ich hobe das rechte Bein verloren und das argert mich; den nu konn ich nich mit noch Paris morschiren, und zur Zugobe ho'n mich die Karle noch hier in die Schulter geschuss'n." Alle lachten, aber unser Kronprinz sprach: „Nun, mein Sohn, dann sollst Du ein künstliches Bein bekommen und doch mit uns in Paris einrücken." Treuherzig jedoch entgegnete der Schlesier: „Ja, königliche Hoheit, dos glob ich, aber ich kon mir doch nich mehr is eserne Kreuz verdienen." Wieder lachten alle Umstehenden, doch der Kronprinz legte seine Hand auf den braven Kopf und sagte: „Auch das, mein Sohn, sollst Du haben", und der König nickte bejahend und ging weiter. Schon nach zwei Stunden kam ein Adjutant und überbrachte unserem tapferen Schlesier das eiserne Kreuz.

Aus Versailles erzählt der Brief eines preußischen Offiziers: „Herr v. Brauchitsch, zeitweiliger Präfekt von Versailles, trägt einen Namen, der keiner französischen Zunge geläufig werden kann. Ein patriotischer französischer Doktor, mit dem ich vor einigen Tagen eine längere Unterhaltung hatte, schloß sein allgemeines Argument zu Gunsten Frankreichs damit, daß er um die Ueberlegenheit der französischen Sprache über die deutsche als ein unbestrittenes Faktum hinzustellen, ausrief: »Un peuple dont le Préfets s'appellent Brauchitsch doit être capable de tout«.

Man schreibt aus Berlin: Im hiesigen Opernhause überraschte die Zuschauer vorgestern eine dem Ballet Flick und Flock einverleibte neue Scene. Als nämlich die Dekoration die Stadt Paris zeigte, kam unerwartet ein großer Ballon aus derselben geflogen, in dem Gambetta und Andere sich befanden. Sogleich war aber auch ein preußischer Soldat bei der Hand, das Ungethüm anzuschießen und herabzuholen. Der Applaus der Zuschauer bei dieser zeitgemäßen Episode war, wie sich denken läßt, groß.

Aus Schwyz vom 11. Nov. wird geschrieben: Vorletzten Samstag haben die rühmlich bekannten Oberhalbsteiner Nimrode Spinas und Kreisförster Peterelli auf dem Alveneuergebiet ein Prachtexemplar eines Bären angeschossen. Meister Petz legte, größtentheils der Landstraße folgend, noch einen Weg von 16 Stunden über den Weißenstein ins Beveser Thal zurück, wo ihn die Waidmänner, welche seinen Blutspuren folgten, todt antrafen. Das 6 Fuß lange und 360 Pfund wiegende Exemplar soll nach Herisau gebracht werden.

Ein französisches Blatt meldet die Beschießung von Neubreisach mit folgendem hübschen Schnitzer: „Diesen Morgen hat das Bombardement von Neubreisach »par de forts mortiers« begonnen. Der gute Journalist hat das Fort Mortier für „große Mörser" angesehen!

[Artilleristisches Examen.] Korporal: „Kanonier Knaller, kann Er mir angeben, bei welchen Gelegenheiten, außer im offenen Felde, wir die gezogenen Geschütze noch mit Vortheil verwenden können?"

Kanonier: „Ja, in der Kaserne zum Daraufhängen der Kompagnie-Wäsche."

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 256 Samstag, 19. November 1870.

Des Müllers Rache.

(Aus der Karlsr. Ztg.)

Jersey ist eine der Kanalinseln, die zwischen England und Frankreich liegen. Daselbst befinden sich ganz nahe am Meeresufer die Trümmer einer Wassermühle, an welche sich folgende Erzählung knüpft.

Vor längerer Zeit war die Mühle von La Roquette — unter diesem Namen war sie bekannt in gutem Zustande und das Geschäft war so blühend, als das einer andern Mühle der Insel. Der Müller hieß Peter Lebrun. Er war ein Wittwer und schon in vorgerücktem Alter. In seinen Verrichtungen wurde er von seinem Neffen, Kaspar, einem jungen Mann von 25 Jahren, unterstützt, der noch ganz jung von Coutance aus der Normandie herübergekommen und der unter seines Oheims Dache aufgewachsen war. Seit seiner Frau Tode hatte man kein weibliches Wesen die Wohnung Lebrun's betreten sehen. Außer- und innerhalb des Hauses ward Alles von dem Müller und seinem Neffen verrichtet. Die Beiden paßten gut zu einander. Geiz und gemeine Verschmitztheit, die ein Vergnügen daran empfinden, einen Nachbarn zu überlisten, und einen Schilling daran setzen, um betrügerischer Weise einen Heller damit zu gewinnen, waren die Haupteigenschaften ihrer Charaktere. Uebrigens waren dieselben, um der Wahrheit die Ehre zu geben, an harte Arbeit gewöhnte Leute, und was sie thaten, war stets gut und pünktlich verrichtet, so daß das ungeheure Wasserrad (denn der Mühlbetrieb geschah durch Wasserkraft) selten aus Mangel an Arbeit stille stand. Die Mühle und das Haus, in dem der Müller lebte, befanden sich unter einem und demselben Dache und umfaßten im Ganzen vier Räume, wovon zwei zu Geschäftszwecken, einer als Wohnzimmer — Küche und Schlafzimmer zugleich — diente, während der Müller und sein Neffe im obern Stockwerk schliefen.

Hinter der Mühle war ein Stall mit einem kleinen Anbau, worin des Müllers Pferd und ein Karren untergebracht waren.

So verfloß ein Jahr nach dem andern, ohne einen andern als den bisher gewöhnlichen Faden in den Einschlag des einförmigen farblosen Daseins zu weben, das die zwei Männer auf der Mühle führten, außer daß Lebrun's Haar nach und nach so weiß ward, wie sein Mehl, und der finstere Kaspar mit jedem Jahre wo möglich noch finsterer und schweigsamer. Sie waren Beide Leute von wenig Worten und dies war vielleicht der Grund, weßhalb sie so gut zu einander paßten.

Die Mühle befand sich in einem Einschnitt der dieselbe umgebenden Hügel und lag in einem Thale, das indeß noch hoch genug über der sandigen Bucht lag, um ihren Bewohnern einen großartigen Ueberblick des Meeres zu gestatten. Im Vorgrund war der am meisten ins Auge fallende Gegenstand ein Felsenriff, gegen welches, selbst im ruhigsten Wetter, die Fluth ihre Wassermassen wälzte. Nicht daß sich übrigens Lebrun oder sein Neffe im Mindesten um die Ansicht kümmerten oder es bedauert hätten, wenn eine hohe Mauer zwischen ihnen und der Seeküste errichtet worden wäre und ihnen die Aussicht für immer verschlossen hätte.

Peter Lebrun hatte die Gewohnheit, früh aufzustehen. Als er an einem Herbstmorgen, bald nach Tagesanbruch, sich in die Mühle begab, ward er höchlich betroffen, einen Sack mit Mehl, welchen er sicher war, den Abend vorher zugebunden zu haben, um ihn an seinen Bestimmungsort zu senden, geöffnet zu finden, was offenbar geschehen sein mußte, seit der Müller das Letztemal sein Auge darauf geworfen hatte. Lebrun's erster Blick fiel auf das äußere Thor; allein die starke hölzerne Stange, mit der er es zu verwahren pflegte, war noch an ihrem Platze. Er selbst hatte so eben die Thüre, welche aus dem Hause in die Mühle führte, entriegelt. Die kleine Fensteröffnung, woraus der untere Theil des Gebäudes ein schwaches Licht empfing, befand sich hoch oben in der Mauer und war mit eisernen Stangen versehen. Als Lebrun's schwacher Verstand diese Thatsachen — eine nach der andern — überlegte, befiel ihn kalter Schweiß und er blickte furchtsam um sich. Kein menschliches Wesen konnte zu dem Sacke gelangt sein und denselben geöffnet haben, folglich mußte Zauberei im Spiele sein. Das

war der erste Gedanke, der sich des Müllers Geist aufdrang. Während er in dem geisterhaften Grau der ersten Morgendämmerung so dastand, schien es ihm nicht unmöglich, daß irgend Jemand sich dem Bösen verkauft habe, und in Folge dessen mit einer übernatürlichen Gewalt bekleidet worden sei. Er aber dachte sich als das Opfer irgend einer Bosheit, die ihren Ursprung in einem solchen Verhältniß habe.

Er that einen Schritt vorwärts und warf einen scharfen Blick in den offenen Sack; dann fuhr er erschrocken zurück. Der Sack war nicht blos geöffnet, sondern ein Theil dessen Inhalts gestohlen worden. Es war Mehl, wahrscheinlich mit den Händen, daraus entnommen; denn vier ausgestreckte Finger waren noch sichtbar auf dem, was übrig gelassen war. Mit einem Male war die Annahme, daß Hexerei im Spiele sei, aus dem praktischen Sinne des Müllers entwichen. Ein Dieb, und zwar ein ganz gewöhnlicher Dieb, kein übernatürliches Wesen war die Nacht über hier thätig gewesen. Es handelte sich um sein Eigenthum, und dies war genug, um seine schlimmsten Triebe aufzuregen.

„Kaspar! Kaspar!“ rief er mit rauher Stimme, „komme schnell herbei!“

In der Stimme des alten Mannes lag Etwas, was den Kaspar, unbekleidet wie er war, schnell herbeikommen machte. „Hier, mein Oheim, bin ich,“ sagte er.

„Wer hat den Sack angerührt? Warst Du es? Wer hat von seinem Inhalt genommen? Warst Du's?“ fragte er mit einer vor Wuth zitternden Stimme, indem er mit dem Finger auf sein verletztes Eigenthum deutete.

„Ich sicherlich nicht, Oheim,“ antwortete erstaunt Kaspar, „Du weißt das nur zu gut, ohne mich zu fragen.“ Beide sprachen gewöhnlich in dem normänisch-französischen Dialekt, obgleich Jeder von ihnen im Nothfall sich auf Englisch ausdrücken konnte.

„Wer mag es denn aber gewesen sein? Und wo finde ich den Dieb?“ fragte Lebrun, indem er in der höchsten Aufregung seinen Neffen an den Händen faßte.

Kaspar schüttelte den Kopf und blickte vollkommen rathlos um sich. Wenn seines Oheims besseres Wissen sich den Vorgang nicht zu erklären wußte, wie hätte er, dessen Einsicht tief unter den seinigen stand, Licht darüber verbreiten können!

Eben so wenig war es Lebrun selbst im Stande. Er durchsuchte zwar in- und außerhalb der Mühle Alles nach des Diebes Spuren, allein vergebens. In der darauffolgenden Nacht begab er sich in der trübsten Stimmung ins Bett. Was sowohl den Oheim als den Neffen in Verlegenheit setzte, bestand darin, auf welche Weise der Dieb seinen Ein- und Ausgang habe finden können, ohne durch die Fensteröffnung oder die Thüre zu entkommen. Dieser eine Punkt verscheuchte allen Schlaf von den Kissen, auf denen Peter Lebrun ruhte. War es möglich, die Mühle zu betreten, ohne daß er die Weise, auf welche es geschah, zu errathen im Stande war? Was konnte in diesem Fall als vor Beraubung sicher angesehen werden? Offenbar nichts, selbst nicht einmal das Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Versailles, 12. Nov.

Aus dem Hauptquartier berichtet der „Staats-Anzeiger:

Ueber die Bewegungen der Loire-Armee liegen telegraphische Meldungen des bayerischen Oberkommandos und einige ausführlichere Nachrichten vor. Aus Mittheilungen der französischen Blätter von Tours und Lyon und in Folge der Rekognoszirungen bayerischer und preußischer Kavallerie war man schon seit etwa acht Tagen auf einen neuen Vorstoß gefaßt, den die Franzosen von Süden her gegen die Linie Orleans-Chartres unternehmen würden. Die Stärke der feindlichen Armee wurde sehr verschieden angegeben: von Organen der provisorischen Regierung auf 130,000 Mann, von Lyoner Zeitungen noch bei weitem höher. Seit der Einnahme von Orleans hatte sich die Aufstellung der Truppenvertheilung beim 1. bayerischen Korps wenig geändert, da ein weiteres Vordringen über die Loire hinaus zunächst nicht beabsichtigt wurde. General v. d. Tann stand mit einer Division in Orleans, die Vortruppen über den Fluß vorgeschoben, so daß Beobachtungen bis Blois und in der Richtung auf Bourges geführt werden konnten. Chateaudun, als ein unhaltbarer Posten, war diesseits nicht besetzt, sondern wurde nur durch Kavallerie beobachtet. General v. d. Tann hatte außer seinem Korps zwei Kavalleriedivisionen zu seiner Verfügung. Die 2. Division dieses Korps war zwischen Orleans und Chateaudun aufgestellt, um die Verbindung mit der 22. Division bei Chatres, an der Linie der Eure, zu unterhalten.

Es war dem Feind gelungen, die früher zerstörte Loirebrücke bei Beaugency, ca. 25 Kilometer von Orleans und 32 von Blois, wiederherzustellen. Die französische Streitmacht war, wie die Kavallerie meldete, im Anrücken von Tours (Dep. Indre et Loire) und von Le Mans (Dep. Sarthe) gegen

Chateaudun. Die Absicht, zwischen Chartres und Orleans durchzubrechen, war hiernach nicht zu verkennen.

General v. d. Tann war angewiesen, im Falle der Entwicklung überlegener feindlicher Streitkräfte Orleans zu räumen, um sich mit der Division des Generals Wittich und einer Division vom 13. Korps, die unter dem Großherzog von Mecklenburg von Versailles her im Anmarsch war, zu vereinigen. Im Sinne dieser Weisungen handelte General v. d. Tann, als er Orleans vor einem um das Doppelt überlegenen Feind räumte und sich nach Artenay, 2½ Meilen von Orleans, zurückzog. Sein Plan war, bei Toury, 4⅛ Meilen von Orleans, die Vereinigung mit der 22. Division von Chartres her zu bewirken. Ungefähr auf der Mitte des Weges aber, bei Coulmier, traf er die Franzosen, die sogleich zum Angriff übergingen. Es kam zu einem Treffen, in dem in 7stündigem Gefecht das bayerische Korps wacker Stand hielt. Im Zentrum wurde der Angriff drei Mal, auf dem rechten Flügel vier Mal abgeschlagen, und wurde der Kampf erst abgebrochen, nachdem der Feind sich mit seiner ganzen Heeresmasse engagirt hatte. Dieselbe bestand aus 8 Infanterie- und 2 Kavallerie-Brigaden, erreichte also jedenfalls die im vorigen Bericht schon angegebene Ziffer von 60,000 Mann.

Da die französischen Truppen sämmtlich aus Linien-Regimentern zusammengesetzt waren, so erhellt, daß der Feind vielleicht die ganze reguläre Armee, über die er im Süden noch verfügt, jedenfalls aber die Hauptmacht derselben, für diese Expedition an der Loire zusammengebracht hat. Daß namentlich Streitkräfte von Lyon mit hineingezogen worden sind, ergibt sich aus der auffallenden Stärke der feindlichen Artillerie. Er gebot an diesem Tage über 120 bis 130 Geschütze, welche ihm das in Lyon gebildete Arsenal — es besteht aus den von den südfranzösischen Hafenstädten, namentlich Marseille und Toulouse, herbeigeschafften und durch Marinesoldaten bedienten Kanonen — geliefert hat. General von der Tann wich der Uebermacht der Franzosen, nachdem er erkannt, daß er denselben bedeutende Verluste beigebracht. In der Nacht vom 10. zum 11. erfolgte in Toury die Vereinigung mit dem General v. Wittich, und am Vormittag des 11. traf aus Angerville die Meldung ein, daß der Großherzog von Mecklenburg mit der 17. Division daselbst angelangt und als ältester General nunmehr den Oberbefehl über die gesammten Truppen übernommen habe.

Der Umstand allein, daß der Feind, obgleich er diesmal das Gefechtsfeld behauptete, die Verfolgung nicht einmal einleitete, ließ darauf schließen, daß er schwere Verluste erhalten haben mußte. Seitdem erfuhr man heute Mittag durch eine aufgefangene Depesche aus Tours, daß die dortige Regierungsabtheilung selbst die am 10. erlittene Einbuße auf 2000 Mann angibt.

Der „Schwäb. Merkur" bringt aus einem Privatbrief aus Schloß Guermantes vom 12. November folgende ausführliche Beschreibung des Fanges, den die Württemberger an einem Pariser Luftballon gemacht haben: Heute Früh 10 Uhr zwei große Pariser Luftballons über unserem Schloß, es wird immer nach ihnen geschossen, sie sind aber zu hoch; einer davon fangt bald darauf an, schnell zu fallen, verschwindet, von mir aus gesehen, hinter den Kastanienbäumen des Parks. Feldjäger nach, Artilleristen nach, Oberlieutenant Graf von Sontheim, auf Spazierritt begriffen, nach, erwischt die Geschichte in Champigny, wo der Luftballon, gelb, grün, blau, roth 2c. an einer Ferme hängen blieb und schier die Hausecke mitnahm. Feuerwerker Mühlbaier von unserer zweiten Munitionskolonne, der hinter unserem Park in Bussy St. Georges liegt, soll zwar zuerst auf dem Platze gewesen sein, item aber Sontheim bringt um halb 12 Uhr einen Wagen mit 3 Franzosen, dem Korb, in dem sie saßen, 4 großen Postsäcken, einen hatten sie, weil der Ballon zu schwer, über Bord geworfen oder sonst bei Seite geschafft, und nun saßen die armen drei Kerls, schneeweiß, wie wenn wir Barbaren wären, vor uns in unserem Billardsaal auf den Divans und glaubten das Aergste. Man visitirte sie persönlich, nahm ihnen die Papiere, die sie bei sich trugen, ließ ihnen das viele Geld, das sie hatten, und gab ihnen, weil sehr erschöpft, Wein, wollte ihnen ein Mittagsessen vorsetzen, aber sie hatten keinen Hunger, Kaffee und Cognac war ihnen lieber. Sie waren doppelt gekleidet und hatten noch Plaids bei sich, und waren sehr beruhigt, als man ihnen sagte, daß sie zwar in das Hauptquartier nach la Lande, wie Mittags halb 12 Uhr geschah, abgeliefert, jedoch nichts weniger als erschossen werden. Ich habe das Zertifikat, das von dem Pariser Gouverneur beglaubigt und von dem Pariser Generalpostdirektor ausgestellt war, gelesen. Sie hatten den Auftrag, die 5 Säcke nöthigenfalls der nächsten ambulanten französischen Post zu übergeben, sich aber zu der Regierung nach Tours zu begeben und von dort aus über den Vollzug ihrer Sendung zu berichten. Zu diesem Zwecke hatten sie 8 Brieftauben in einem Korb bei sich, die Landwehrlieutenant Kurr unserer 2. Kolonne hieher gebracht hat. Eine ist roth, etwas wild, eine hat roth gezeichneten rechten Flügel, die andern aber alle sehen aus, wie andere Tauben auch. Vorderhand sind sie bei uns. In Champigny waren die drei Franzosen schon in

einer Scheuer versteckt, die französischen Bauern liehen ihnen schon Blousen, als unsere Leute dazu kamen. Das Luftschiff besteht in einem Korbe, dieser steht vor unserem Schloß, geht mir bis an die Brust und hat diese Dimension in Breite und Länge, ist solid mit Weiden, oben mit Meerrohr geflochten; die den Ballon haltenden Saiten gehen von oben durch den Boden des Weidengeflechts und vereinigen sich in einem von 5fachem schwerem gebähten Holze gebildeten Ringe, der den Ballon hält. Innen im Korbe 3 Sitze, außen an den Stricken die Postsäcke — »postes« überschrieben — befestigt. Diese hatten innen keinen Platz. Einer der Luftreisenden, mit 4fachen goldenen Borten um die Mütze, war laut Zertifikats ingénieur des pontes et des chaussées, hatte Brille, blonden Bart ꝛc., circa 40 Jahre alt; der Andere, ein Postbeamter, Anfangs 30; der Dritte war ein Matrose laut Ankers auf dem Kragen. Der bis zu 50 Pfund schwere Anker ankert vor unserem Schlosse.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein verliebter Wütherich.] Aus Pesth wird erzählt: Ein Börsengalopin R. hat eine Frau, eine hübsche niedliche Brünette. Seit längerer Zeit ist dies Ehepaar gerichtlich von Tisch und Bett geschieden und die Frau wohnt seither bei ihren Eltern. Der Mann ist nichtsdestoweniger in seine geschiedene Frau verliebt und stellt ihr überall nach, ja er verfolgte sie bis ins Elternhaus, was wiederholt zu Scenen Anlaß gab, welche die Intervention der Polizeibehörde nothwendig machten. Die Gutmüthigkeit der Frau ließ es indeß niemals zu, daß die Behörde den Ehemann mit ernsteren Strafen bedrohe. Verflossenen Samstag kam R. abermals zu seiner Frau in die Wohnung ihrer Eltern, beschwor sie knieend zu ihm zurückzukehren und betheuerte seine heiße Liebe für sie. Das Weib wollte davon nichts hören, blieb unerbittlich und der Mann, in einem Anfalle von Liebesraserei, sprang auf, faßte seine geschiedene Frau und biß ihr die Nase weg. Die hübsche Brünette bleibt für ihre Lebenszeit verunstaltet und der verliebte Wütherich, welcher wegen schwerer körperlicher Verletzung verhaftet wurde, hat sich vor dem Strafgerichte zu verantworten.

Man schreibt aus Freiburg i. Pr., 13. November: Gestern (am 11.) bei meinem Nachmittagsspaziergange traf ich eine große Menschenmenge vor dem Gasthof zum „Römischen Kaiser". So eben war der Kommandant von Neubreisach angekommen und dort abgestiegen. Der Herr ging sehr munter, mit der Cigarre im Munde, die Hände natürlich in den Hosentaschen, im Zimmer auf und ab. Auf dem Bahnhofe hat er sich eben so ungenirt dem hiesigen Etappen-Kommandanten, Oberst K., gegenüber aufgeführt. Oberst K. wollte dem Gefangenen wenigstens andeuten, daß es seine Pflicht gewesen wäre, sich bei ihm zu melden. „Ich habe übrigens", sagte K., „noch gar nicht die Ehre gehabt, Ihren Namen zu erfahren." „Mein Name", erwiderte der Franzose, ruhig fortrauchend, „wird aller Welt bekannt sein." Das sprach ein Mann, der vor zwei Tagen eine als stark bekannte Festung übergab, nachdem er drei Tage früher dem preußischen Parlamentär, der ihn zur Uebergabe aufforderte, stolz erwidert hatte: „Und wenn mir das Taschentuch im Rocke brennt, ich werde die Festung nicht übergeben."

Ein Klub überspannter, aber durchaus achtbarer Damen in Chicago hatte sich die Aufgabe gestellt, junge Leute aus anständigen Familien, welche während der Nacht betrunken auf der Straße gefunden werden, aufzunehmen, sie durch Sodawasser, Eis ꝛc. zu restauriren und nach der Entnüchterung mit freundlicher Ermahnung nach Hause zu schicken. In der ersten Nacht wurden sieben dieser „Unglücklichen" samaritisch behandelt, in der zweiten lag die „halbe Jugend Chicagos betrunken" auf der Straße und die schöne Idee blieb wegen der Menge der Bewerber unausführbar.

Charade.

Heulend ist die Erste,
Windig ist die Letzt',
Stürmisch ist das Ganze,
Rathe Leser jetzt!
Aber nur beharrlich,
Möchtest du zum Ziel!
Denn mein Räthsel wahrlich!
Ist kein Kinderspiel.

M. M.

Auflösung des Räthsels in Nr. 253:
Maßl ebe.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 257 Montag, 21. November 1870

Des Müllers Rache.

(Fortsetzung.)

Es gereichte Beiden zu großer Beruhigung, als sie den darauffolgenden Morgen die Wahrnehmung machten, daß die Nacht über nichts entwendet worden war. An dem folgenden Morgen war das Gleiche der Fall. Es schien, als wenn der geheimnißvolle Nachtbesucher sich mit einer einmaligen Heimsuchung begnügt habe. Peter Lebrun begann wieder Muth zu fassen und ging sogar in seinem Uebermuthe so weit, mit seinem Neffen darüber zu spassen, daß es der Teufel selbst gewesen sein müsse, der wahrscheinlich etwas Mehl zu einem Feiertagskuchen gebraucht habe.

Nach Verfluß einer Woche oder zehn Tagen hörte sich Kaspar eines Morgens abermals rufen. Er fand seinen Oheim, mit einem Gesicht, so weiß wie sein Mehl, und ganz außer sich vor Schreck.

„Sieh nur! Sieh!“ sagte er in tiefem, rauhem Tone. „Der Böse ist abermals hier gewesen, während wir schliefen. Wenn das so fortgeht, so bin ich ein ruinirter Mann.“

Wie im früheren Fall war ein Sack Mehl geöffnet und ein Theil des Inhalts entwendet worden. Diesmal hatte der Dieb den Sack wieder zugebunden, allein auf eine so ungeschickte Weise, daß des Müllers scharfes Auge die gebrauchte List schnell entdeckte. Wie früher war der Dieb trotz aller Riegeln und Eisenbarren, mit denen die Mühle die Nacht über verwahrt war, gekommen, und hatte sich wieder entfernt. Das Geheimniß blieb so nach wie vor unenthüllt und Peter Lebrun erschöpfte vergebens seine Muthmaßungen.

Es war ein ungebildeter, folglich bis zu einem gewissen Grade abergläubischer Mensch. In seinem Geiste war Raum für den Glauben an Geister und Hexerei; allein trotzdem konnte die Ansicht, daß eine übernatürliche Kraft im Spiele sei, so weit es sich um die Einbuße seines Mehls handelte, keinen Platz in seinem Geiste gewinnen. Er war zu praktisch für eine solche Annahme. Nein, der Dieb, der sein Eigenthum stahl, war ohne Zweifel ein gewöhnlicher Mensch, den man, wenn auf der That ertappt und überwiesen, zur gesetzlichen Strafe bringen konnte; allein was von Hasen gilt, gilt auch von Dieben; man muß sie erst fangen!

Allein der Hase, den Peter Lebrun gern gefangen hätte, war offenbar ein Thier, was leicht durchschlüpfte. Es entstand daher die Frage: in welcher Falle ihn fangen? Dieser Gedanke beschäftigte den Müller mit Ausschluß jedes andern; er konnte über denselben nicht einig mit sich werden. Und so verflossen Tage und Nächte, ohne daß der Müller zu einem Entschlusse kam. Zum dritten Male ward Kaspar eines Morgens von seinem Oheim gerufen; zum dritten Male war Lebrun etwas Mehl gestohlen worden, zum dritten Male hatte der Dieb sich entfernen können, ohne irgend etwas zurückzulassen, vermöge dessen man hätte auf die Spur kommen können!

Der Müller war wüthend. Er fluchte und tobte. Endlich sagte er zu seinem Neffen: „Auf die eine oder andere Weise muß der Sache ein Ende gemacht werden. Ich will mit meiner geladenen Pistole in der Hand die Nacht über wachen und den Dieb, wenn er wiederkommt, todtschießen oder fangen. Ich will so lange wachen, bis ich wissen werde, woran ich bin. Ha! Ha! Ich will dem Spaßvogel mitspielen. Er soll sich auf meine Kosten nicht mehr lustig machen.“

Nach diesem Entschlusse handelte er die vierte Nacht, welche auf die dritte Entwendung folgte, sandte er Kaspar zur gewohnten Zeit in sein Bett. Nachdem er die Mühle auf die bisherige Weise verriegelt hatte, verbarg er sich hinter einem Bündel leerer Säcke in einem Winkel der Mühle. Bewaffnet war er mit einer ungeheuern Pistole, in die er zwei Kugeln und noch einmal so viel Pulver, als nöthig war, geladen hatte, und die, falls es zum Losschießen gekommen wäre, wahrscheinlich eher zersprungen wäre, als den beabsichtigten Zweck erfüllt hätte. Auch hatte er eine kleine Blendlaterne bei sich.

Drei aufeinanderfolgende Nächte wachte und wartete der Müller mit der wilden Ungeduld eines alten Fuchses auf seine Beute, und drei Nächte hindurch war sein Warten vergebens. In der vierten

Nacht befand sich Lebrun allein in der Mühle. Kaspar war spät Mittags mit einer Mehlladung ausgefahren; er hatte den Auftrag, die Nacht über daselbst zu bleiben und erst den nächsten Morgen mit einer Kornladung zurückzukehren, welche ein Kunde ihm für diese Zeit bereit zu halten versprochen hatte.

Der weißhaarige, adlernasige, verschlagen dreinblickende Peter war eben im Begriff, da, wo er auf der Lauer lag, einzuschlafen, als er gegen 2 Uhr des Morgens ein Geräusch vernahm, das ihn schnell zu sich selbst brachte. Er griff nun um so fester an seine Pistole, überzeugte sich, daß seine Blendlaterne zur Hand war, und richtete sich still auf. Das Geräusch, das er vernahm, ließ sich von außerhalb des Gebäudes hören, und konnte nur von Jemand herrühren, der um diese Zeit nichts an diesem abgelegenen Orte zu thun hatte. Wie oben erwähnt, hatte die Mühle blos eine Fensteröffnung, die ziemlich hoch in der Mauer sich befand. An dieser Oeffnung befanden sich von innen als Sicherheit gegen Diebe zwei aufrechtstehende Eisenstäbe, sonst aber besaß diese Oeffnung keine Einfassung, und war eben so wenig mit einer Fensterscheibe versehen. Von da aus, wo Lebrun versteckt war, war durch diese Oeffnung nichts als ein schwacher Widerschein des glänzenden Sternenhimmels draußen wahrzunehmen. Das Geräusch hörte auf, und unmittelbar darauf sah Lebrun zuerst den Kopf, dann die Schultern, schließlich den Körper einer unbekannten Person, wie es schien, weiblichen Geschlechts, zum Vorschein kommen, wie dieselbe sich vorsichtig nach und nach durch die Oeffnung schob, bis die ganze Gestalt in schwachen Umrissen bei der unvollkommenen Beleuchtung sichtbar war, und sich geräuschlos auf dem Sims der Oeffnung vorwärts bewegte. Lebrun war nicht im Zweifel, auf welche Weise die Gestalt in die Offnung hatte kommen können. Außerhalb der Mühle hing an zwei starken Nägeln eine Leiter, die ihm zu mannigfachen Zwecken diente; heute sah er sie jedoch auf eine Weise verwendet, die nicht in seiner Absicht gelegen hatte, und er schäumte vor Wuth, als sich ihm diese Thatsache aufdrang.

Allein seine Wuth war stark mit Staunen gemischt, als er diese Gestalt, nachdem er sie eine Weile in ihrer lauschenden Stellung, ob alles in der Mühle ruhig sei, auf dem Gesimse beobachtet hatte, sich Zoll für Zoll durch die eisernen Stangen, welche die enge Oeffnung einschlossen, hindurchzwängen sah. Ich hätte mir niemals als möglich gedacht, daß ein über 12 Jahre altes Kind sich durch diese Oeffnung eine Bahn schaffen könne, murmelte er vor sich hin. Die Gestalt konnte ihren Kopf mit leichter Mühe durch die Eisenstäbe hindurchschieben, allein an den Schultern stack sie volle zwei Minuten fest. Lebrun lachte höhnisch und nickte grimmig mit dem Kopfe, da er jetzt gewiß war, daß der Dieb in der Falle gefangen sei. Allein etwas Ausdauer half der Fremden auch diesmal wieder über diese Schwierigkeit hinweg und der Eindringling befand sich innerhalb der Mühle. Als Lebrun dies sah, schlug er, fast außer sich, seine Zähne wie in einem Wuthanfalle über einander.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Escorial.

Man muß ein geborner Spanier sein, um den Escorial das achte Weltwunder zu nennen. Der Reisende, der auf der Fahrt durch das rauhe Guadarramagebirge bei dem Haltort Escorial anlangt und auf der Höhe ein ungeheueres, mit Eckthürmen und einer Kuppel in der Mitte versehenes Viereck aus Massen grauen Granits auftauchen sieht, kann zweifeln, ob er eine Festung, ein Schloß, ein Kloster, ein Gefängniß, eine Kathedrale, ein Mausoleum oder eine Sommerfrische vor sich habe. Der Escorial soll im Grunde dies Alles zugleich sein und eben deßwegen ist er ein Ungethüm der Baukunst. Die Höflinge Philipps II. verglichen seinen Escorial mit dem Tempel von Jerusalem, wie sie ihn selbst mit König Salomon verglichen; in Wahrheit war der spanische König dem hebräischen so wenig ähnlich, wie der Escorial dem Tempel von Jerusalem. Aber unläugbar trägt kein Werk Philipps II. so vollständig den Stempel seines Urhebers an sich wie der Escorial. Nachdem er Madrid, das heute nach Jahrhunderten noch ein blos künstliches Dasein führt, aus dem einzigen Grunde zur dauernden Hauptstadt erhoben hatte, weil ihn die Landkarte überzeugte, daß diese Stadt genau in der Mitte seines Reiches liege, wollte er in angemessener Nähe seinen königlichen Sommeraufenthalt haben; und er legte denselben an, unbekümmert darum, daß der von ihm gewählte Ort durch den rauhen Nordwind unwirthlich ist und daß der felsige Boden nur einen spärlichen Baumwuchs zuläßt. Sein Vater hatte nach einem sturmbewegten Herrscherleben im Schoß der Kirche, in dem Kloster St. Just Hülfe gesucht; er aber wollte zugleich das Leben eines Mönches und Herrschers führen und so erbaute er sein Prachtschloß, einem Gelübde gemäß, nach dem Plane des Rostes, auf dem der heilige Laurentius verbrannt worden, so daß der Escorial nach seiner ganzen Anlage, wie nach den Einzelheiten der Ausschmückung durch Malerei und Bildhauerei, ein großartiges Sinnbild der wider-

natürlichen Vermählung kirchlicher und weltlicher Macht ist.

Umsonst hat der Bauherr versucht, in die hohen und breiten Granitflächen des Gebäudes durch eine Unzahl kleiner Fenster Abwechslung zu bringen; diese letzteren erhöhen nur den Eindruck, als habe man ein ungeheueres Gefängniß vor sich; umsonst hat man da und dort einigen Zierrath von dorischer Architektonik angesetzt: Die Einförmigkeit der grauen Steinmassen wirkt um so erdrückender, als es namentlich an einem klar angezeigten Eingangsthore fehlt. Im Innern endlose Gänge, in denen stets eine durchkältende Kellerluft weht, Hunderte von düsteren Mönchszellen, eine Unzahl von steinernen Treppen, von Höfen, die mit Granitquadern gepflastert sind, von trübseligen Gärten, wo militärische Orden in kurzgeschnittenen Buchs dargestellt sind; selbst Ställe und andere Nebengebäude aus Steinquadern wie für die Ewigkeit ausgeführt. Neben einigen werthvolleren italienischen Fresken sieht man meist elende Sudeleien als Mauerschmuck, in den Zimmern der königlichen Familie neben einigen Gobelins von Goya fast durchgängig blos jenen geschmacklosen Hausrath, den man in allen königlichen Schlössern Spaniens trifft und besonders jenen närrischen Ueberfluß von vergoldeten Standuhren, die auf irgend einem Jahrmarkt zusammengekauft zu sein scheinen. Wahrlich, Philipp II. hatte Recht, als er bei seinem Besuch in der lieblichen Karthause von Miraflores bei Burgos ausrief: „Unser Escorial ist nichts im Vergleich hiemit."

Selbst in der Kirche, auf die so viel Gold verwendet worden war, herrscht trotz der Standbilder, der Marmortreppen, der Riesenlampen, Riesenpulte, Riesenwölbungen eine kalte Pracht, die keine befriedigende Stimmung aufkommen läßt, wenn man nicht etwa als gläubiger Katholik durch die reiche Sammlung von Reliquien versöhnt wird, die Philipp II. um schweres Geld aus allen vier Himmelsgegenden hierherbringen ließ. Wie Karl V. am Ende seines Lebens seine krankhafte Phantasie durch den Anblick seines Sarges befriedigte, so beschäftigte sich sein Sohn vor Allem gerne mit der Einrichtung und Ausschmückung des Grabgewölbes für seine Familie, das den anspruchsvollen Namen Pantheon trägt. Die Verwesungskammern, die Grabstätten für Infanten und unfruchtbare Königinnen, für Könige und Mütter von Königen, Alles ordnete er mit peinlicher Sorgfalt an; und doch läßt eben diese auch für die Todten festgesetzte Etiquette, die Pracht des Ganzen bei mangelhafter, ja ärmlicher Ausführung manches Einzelnen entfernt nicht den Eindruck zu, den der Besucher der Augustiner-Gruft zu Wien erhält. Diesen Sommer haben die Minister der September-Revolution aus kindischer Neugier die Särge Karls V. und Philipps II. öffnen lassen; sie fanden zu ihrer großen Ueberraschung die Leiche des Kaisers fast unversehrt erhalten, während diejenige Philipps nur eine unkenntliche in eine Masse von Tüchern eingenähte Masse war.

Mehr als in irgend einem anderen Raum des Escorial tritt uns die düstere Gestalt Philipps II. in den kleinen Arbeitszimmern entgegen, wo er seinen Staatsgeschäften oblag und die Gesandten der fremden Mächte empfing. Ueber der Thüre stehen einige Verse folgenden Inhalts: „In diesem engen Raume starb Philipp II., während die Welt dem Sohne Karls V. zu klein gewesen war; sein Leben war so erhaben, daß allein seine Seele lebte, denn Körper war nicht mehr an ihm, als er geendet hatte!" In dem halbdunkeln Zimmer ist noch sein abgenutztes Schreibpult zu sehen, sein Stuhl und das Holzgestell, auf das er seinen von der Gicht aufgeschwollenen Fuß legte. Es war offenbar ein Kitzel für seine Phantasie, wenn er von diesem versteckten, unheimlichen Winkel die Zettelchen ausschickte, die nach allen Gegenden des Himmels Entscheidungen über Menschenleben, Krieg und Frieden trugen, und wenn die Nachrichten über die tiefsten Geheimnisse seiner Feinde, über Alles, was Großes und Schreckliches in seinen Reichen sich ereignete, hier einliefen. Hier erholte er seinen Geist von Staatsgeschäften, indem er das Begräbniß-Ceremoniel für die verschiedenen Mitglieder der königlichen Familie ausarbeitete, Programme für Autodafés entwarf, Reliquien und Heiligenbilder sammelte und ordnete. Während er ganz in die Pläne des Ausbaues seines Escorial versunken schien, hatte er Alles vorbereitet, seinen Sohn Don Carlos aus der Welt verschwinden zu lassen. Zwischen zwei Gebeten unterschrieb er Todesurtheile für die Niederlande und Portugal, von denen uns in seinem Briefwechsel mit Alba hundert bluttriefende Zeugnisse erhalten sind; während der Hochzeit mit seiner vierten Gemahlin, Anna von Oesterreich, ließ er jenen Baron v. Montigny im Schloß von Simancas heimlich tödten, um nachher zu versichern, derselbe sei von einer Krankheit weggerafft worden. Jede natürliche Empfindung wollte er niederdrücken oder wenigstens dem Auge der Menschen entziehen. Wenn er sich von seinem Schreibpult erhob und an eine Stelle der Holzwand drückte, so öffnete sich diese und er befand sich in der Kirche. Hier kniete er im Gebet und ließ sich nicht stören, ob man ihm den glänzenden Seesieg von Lepanto, oder den Untergang seiner Armada meldete.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Wehe den Siegern! rufen die „Berliner Wespen", indem sie der großen Masse Cigarren gedenken, welche an die deutschen Soldaten geschickt werden, welche Liebesgaben, unter dem Schleier des rothen Kreuzbandes begangen, das ohnehin unglückliche Land des Feindes zum grausamsten Widerstande aufreizen müssen, welches sich bis zum Rauchen ähnlicher Cigarren steigern könnte. Aber auch unsere Soldaten sollte man nicht zwingen, ein Blatt vor den Mund zu nehmen, wie es nur zu häufig zu den Cigarren des heiligen Krieges verarbeitet wird.

Wir lassen nunmehr eine Liste derjenigen Cigarren folgen, welche sich Freund und Feind, vor dem sie geraucht werden, ernstlich verbitten. Theilweise gehören sie zur Sorte der in die öffentlich ausgestellten Tonnen gesteckten, zur größeren Hälfte aber der Gabentransport-Cigarre an, welch' Letztere dadurch, daß sie in geschlossenen Waggons befördert wird, Nichts an ihrer Gemeingefährlichkeit einbüßt.

Ich nenne schaudernd das folgende Dutzend:

I. La Gambetta. In Gondeln feuerfester Luftballons zu rauchen etwa hundert Fuß über der Flintenschußweite. Vorsicht in der Nähe vorbeifliegender Brieftauben anzurathen. Vorzüglicher Ballast zum Auswerfen bei zu raschem Niedergang.

II. La Parlamentaire. Nur in Begleitung eines furchtlosen Trompeters zu rauchen. Zeichnet sich auch dadurch aus, daß der Feind trotz der weißen Fahne auf den Raucher schießt.

III. Die Metzcigarre. Wird nur genommen, wenn Jemand seit der Kriegserklärung nicht geraucht hat. Bei einer einzigen übergeben sich 173,000 Mann, über 6000 Offiziere und 3 Marschälle.

IV. La Julesfavorita. Zeichnet sich durch Taubkohligkeit aus.

V. Die Tuilerienpapiercigarre. So betitelt, weil sie beim Flüchten nicht mitgerettet wird. Zu dieser gehört:

La St. Cloud. Wird nur muthwillig in Brand gesteckt und erregt dann die Entrüstung der gebildeten Welt.

VI. La Pardona. Ein der franktireursten Sorten, wird nicht gegeben und nicht genommen.

VII. Die Kutschkecigarre. Nur im Busch zu rauchen.

VIII. Die eiserne Kreuzcigarre. So genannt, weil derjenige, der sie bekommt und sie rauchen kann, als Tapferster der Tapferen durch Stillstehen mit Gewehr-Ueber ausgezeichnet wird. Es muß indeß bemerkt werden, daß noch nicht tausend Stück vertheilt worden sind.

[Lebendig begraben.] Am 12. d. Mts. Nachmittags wurde ein Arbeiter der Wasserleitungs-Unternehmung in Brünn beauftragt, eine bei fünf Schuh tiefe Grube in der Fröhlichergasse zu verschütten. Anstatt diese Arbeit zu verrichten, trank er wacker Branntwein, legte sich dann in die Grube und schlief fest ein. Man vergaß mittlerweile auf ihn und betraute Abends einen zweiten Arbeiter mit dem Zuwerfen der Grube. Dieser bemerkte in der Eile und bei der schon hereingeschriebenen Dunkelheit den in der Grube Liegenden nicht und warf die Erde auf ihn. Als er fertig war, vermißte man einiges Werkzeug und da man der Meinung war, daß dasselbe in der Grube sein werde, wurde diese wieder aufgegraben. Man war nur sehr erstaunt, den Begrabenen hier anzutreffen, und ist es diesem glücklichen Zufalle zuzuschreiben, daß derselbe auf diese Art ganz wohlbehalten zu Tage kam.

Man schreibt aus Berlin, 16. November: „Deutschland ist am Montag unter einen Hut gebracht worden." Etwa 80 mehrentheils Berliner Hutmacher hielten nämlich an diesem Tage im neuen Gesellschaftshause eine Versammlung ab, in welcher die deutsche Mode für die nächste Saison festgestellt werden sollte. Von 14 zu diesem Zwecke aus ganz Deutschland von den ersten Fabrikanten eingesandten Modellhüten, welche im Lokale ausgestellt waren, wurden drei ausgewählt; eine Jury von 10 Personen hatte sich dem Richteramt unterzogen, nach allen Dimensionen wurden die schwarzen Cylinder ihrem prüfenden Kennerblick unterworfen. Die Auserwählten stammen sämmtlich aus Berlin, von den Dreien ist „Einem" die Regentschaft im Reiche der Hutmode für ganz Deutschland übertragen worden, die anderen beiden werden ihm getreulich zur Seite stehen.

In Warschau ist ein jüdisches Theater am 5. November eröffnet worden. Es wurde als erste Vorstellung das biblische Drama „Judith" gegeben.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 258 Dienstag, 22. November 1870.

Des Müllers Rache.

(Fortsetzung.)

„War der Eindringling ein Kind oder eine bejahrte Frau?" Dies war die Frage, welche er sich stellte. War Letzteres der Fall, so mußte sie von ungewöhnlich kleiner Gestalt sein. Kein Weib gewöhnlicher Größe hätte sich durch eine so schmale Oeffnung hindurchzwängen können. Allein, ob Weib oder Kind; über die verbrecherische Absicht konnte kein Zweifel obwalten. Sobald die Gestalt sich ganz im Innern der Mühle befand, sprang sie leichtfüßig von dem Fenstersimse auf eine Anzahl zusammengestellter Mehlsäcke und gelangte von da auf den Boden. Indem sie auf demselben gleich einer Katze sich fortschlich, und an Lebrun, wo dieser versteckt lag, vorbeikam, ging sie wie Jemand, der mit der Oertlichkeit vertraut ist, auf einen Haufen zur Ablieferung bereit gestellter Mehlsäcke los. Was sie weiter vorhatte, war leicht zu errathen — es handelte sich einfach darum, des Müllers Mehl zu stehlen.

Er war um diese Zeit sehr ungeduldig geworden; allein er brauchte nicht lange zu warten. Vor kaum fünf Minuten war die Gestalt an ihm vorübergehuscht, und schon schlich sie auf dem Wege zur Fensteröffnung wieder an ihm vorüber. Er vermochte nichts weiter zu unterscheiden, als einen Schatten, der etwas dunkler war, als das Dunkel, das in der Mühle herrschte. Während sie jetzt an ihm vorüberging, streckte er eine Hand wie von Eisen aus und packte sie fest an der Schulter.

Es ließ sich jetzt der laute, aber grelle Schrei eines Weibes vernehmen; der Müller empfand den Biß scharfer Zähne am fleischigen Theile seiner Hand; er fluchte laut, indem seine Finger vor Schmerz ihren Griff losließen. Im nächsten Augenblick war das Geschöpf, dessen er sich zuvor bemächtigt hatte, an ihm vorbeigehuscht, und hing, gleich einer wüthend gewordenen Tigerkatze, an den Eisenstäben. Allein dort ward sie aufgehalten. Ehe sie einen Arm durch dieselben hatte bewegen können, leuchtete ihr Lebrun's Blendlaterne in ihre geblendeten Augen und seine tiefe rauhe Stimme tönte in ihren Ohren wie ein Urtheilsspruch.

„Komme augenblicklich herab oder ich schlage dir das Hirn aus dem Kopfe!"

Indem sie sich noch immer mit beiden Händen an den Eisenstäben festhielt, ließ sie über die eine Schulter ein vollkommen weißes Gesicht und Augen sehen, in denen sich Verzweiflung kund gab. Sie zögerte noch, allein dieselbe schreckliche Drohung ließ sich noch bestimmter und rauher als vorher vernehmen, und es war etwas in des Mannes Stimme, das ahnen ließ, daß der Vollzug nicht fehlen werde. Die Eisenstäbe schienen ihren Fingern entwunden zu werden, eher als ihre Finger ihren Halt an den Eisenstäben verloren. Mit einem schwachen Ruf um Gnade fiel sie, ein zitterndes, auf den Tod erschrockenes Wesen, auf die zusammengestellten Säcke zurück.

„Komm herab auf den Boden, elende Diebin! Du und ich müssen noch näher mit einander bekannt werden."

Die unheilverkündende Pistole ward ihr nochmals vorgehalten, und es blieb ihr nichts übrig, als Folge zu leisten. Mit einem abermaligen, diesmal aber schwächeren Schrei um Gnade glitt sie von den Säcken auf den Boden herab und lag daselbst kriechend vor tödtlichem Schreck.

„So so, Mutter Babette, ist das Eure Art, ehrlich durch's Leben zu kommen?" fragte in höhnischem Tone Lebrun.

„Gnade! Gnade!" war Alles, was das zu seinen Füßen liegende bedauernswerthe Geschöpf sagen konnte.

„O ja! ich werde Gnade walten lassen; sorge nicht deßhalb, aber Gnade nach meiner Art!" So sprechend legte Lebrun seine Pistole auf die Seite, als habe er weiter keine Verwendung für dieselbe gegen einen so verächtlichen Gegenstand, und begann ein paar Lichter anzuzünden, die in einem hölzernen Leuchter stacken. Kaum wandte er jedoch seinen Rücken, so sprang Mutter Babette schnell auf, und bevor Lebrun nur wahrnehmen konnte, was geschah, war die Pistole in ihren Händen. Wie er sich umwandte, schoß sie dieselbe los. Das Leuchten des Schusses blendete ihn fast für den Augen-

blick und die Kugel schien seine Haare zu streifen; sonst aber war er unverletzt. Im nächsten Augenblick trieb er seine Hand mit der Gewalt eines Hammerschlags in des Weibes Antlitz und sie sank blutend besinnungslos zusammen.

Mutter Babette war eine auf der Insel wohlbekannte Persönlichkeit. In der That war sie mehr bekannt als beliebt. Es gab kein Haus der geringern Art zwischen Noiemont und Gorey, dessen Schwelle sie nicht ein- oder zweimal in den Sommermonaten zu betreten gewohnt war, während sie in den Küchen der Vornehmeren häufiger anzutreffen war, als die Familienhäupter nur wußten. Denn auf der ganzen Insel war es bekannt, daß, wenn irgend Jemand die Fähigkeit besaß, Träume zu deuten oder die Zukunft vorherzusagen, dies Mutter Babette war. Außerdem galt sie dafür, Eigenschaften, die noch verborgener und gefährlicher waren, als diejenigen der Weissagung, zu besitzen. So z. B. sollte ihr nach dem Volksglauben in hohem Grade die Gabe der Anwünschung von Unheil und des Verfluchens eigen sein, daß sie eines Mannes Getreide-Erzeugniß ohne anscheinenden Grund der Verderbniß preisgeben konnte, ferner diejenige, seine Kinder krüppelhaft und mißgestaltet zu machen, alle Unternehmungen eines Mannes zu vereiteln und zu einem schlimmen Ende zu führen. Angenommen, sie hätte diese, ihr durch den Volkswahn beigelegten Gaben besessen, mußte es da nicht als klug erscheinen, jedes mögliche Uebelwollen gegen sie dadurch zu entwaffnen, daß man ihr solche kleine Wohlthaten und Aufmerksamkeiten erwies, die den Armen nicht ärmer machten, während sie vielleicht in irgend einer Weise Gutes bewirkten, denn Frau Babette war leicht zu befriedigen. Ihr genügte zuweilen, wenn sie zufällig vorbeikam, ein bescheidenes Mahl, ein Wort freundlichen Willkomms, und wenn es sich thun ließ, ein kleines Geldgeschenk zum Abschied. Kam man ihr durch dergleichen Artigkeiten entgegen, so konnte man darauf rechnen, daß, soweit es von ihr abhing, nichts Unangenehmes den gewöhnlichen Verlauf des Daseins der Inselbewohner unterbrach.

Sie war eine kleine verkrüppelte Person und mochte zwischen sechszig und hundert Jahren alt sein. War sie auch nur die erstere Zahl der Jahre alt, obgleich sie Jedermann für älter hielt, so war sie doch widernatürlicher Weise lebhaft und beweglich in ihrem Wesen. Ihr Leben war ein rastloses, fast fieberhaft thätiges, das die gewöhnlichen Gebrechen des Alters Lügen zu strafen schien.

Ihr Haar war ganz schneeweiß, während ihre dicken, vorstehenden Augenbrauen noch immer, sei es nun natürlich oder künstlich, die Schwärze der Jugend besaßen.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Orleans, 31. Okt.

Zur Zeit, da diese Stadt von den Bayern noch besetzt war, gibt ein Korrespondent der „Frankf. Ztg.", H. Voget, interessante Schilderungen aus dem dortigen Kriegsleben, denen wir im Nachfolgenden Einiges entnehmen:

Gestern Früh stand ich in der Kathedrale, und die Klänge der Orgel, begleitet von der Militärmusik zweier bayerischen Regimenter umrauschten mich. Ein Tedeum in der Kathedrale von Orleans zur Feier des Sieges von Metz, hier auf derselben Stätte, wo einst Jeanne d'Arc Gott gedankt für den ersten Sieg, den sie zur Befreiung ihres Vaterlandes erfochten, das ist ein so eigenthümlich historischer Moment, daß man unwillkürlich andächtig gestimmt wird. Solch sonderbares Bild wie gestern wird dieser Dom sobald nicht wieder bieten. Auf dem Chor und im Mittelschiff saßen die Generalität und die Offiziere, so wie einige hundert Orleanesen, deren Neugierde stärker als ihr Patriotismus; die großen Seitenschiffe und den Hintergrund füllten die Soldaten, bis auf die Straße hinaus standen die Sieger von Wörth, Sedan und Orleans. Ein Benediktiner aus dem Bonifaziuskloster zu München hielt die Predigt. Er wies die Soldaten auf das Glück hin, mitwirken zu dürfen an dem Bau des deutschen Vaterlandes, und suchte dann aus der Offenbarung Johannis zu beweisen, daß das Himmelreich nur durch Leiden erworben werden könne. Seine Beredtsamkeit war nicht groß. Desto mächtiger wirkte die Musik, gewaltig brausten die feierlichen Klänge durch die Hallen, und auf ihnen erhob sich wohl manches Gemüth über den Tag in die Ewigkeit.

Nach dem Gottesdienst war große Parade: durch die Rue de Jeanne d'Arc zog die ganze Besatzung mit klingendem Spiel an den Generalen vorüber. Von der Parade begab ich mich nach dem Bahnhof, der als Lazareth für die bei Orleans schwer Verwundeten dient. Die Zahl hat sich bedeutend gelichtet; täglich fast fordert der Tod ein oder mehrere Opfer. Ich traf den Bekannten, den ich aufsuchen wollte, gerade am Bette eines Sterbenden. Der Arme war durch einen Schuß in den Unterleib verwundet worden und litt sei drei Wochen die furchtbarsten Qualen. Er war vor wenigen Minuten aus einem Morphiumschlummer erwacht und bei vollem Bewußtsein. „Herr Oberlieutenant," sagte er mit schwacher Stimme, „Sie haben doch noch die Adresse, die ich Ihnen gestern gegeben?" „Gewiß," war die Antwort. „Und Sie wollen meiner Frau mittheilen, daß ich die paar

Gulden, die ich erspart, bei meiner Verwundung verloren habe?" „Verlassen Sie Sich darauf!" „Aber so, daß sie es glaubt." „Sicherlich." Der Unglückliche schloß die Augen, sein Kopf neigte sich schlaff auf die Seite; als ich 10 Minuten später wieder an seinem Lager vorüberkam, war er eine Leiche. Vier Betten weiter lag noch ein Sterbender, der Unglückliche hatte Tags zuvor die zweite Amputation zu bestehen gehabt. Aus dem gelben ledernen Gesicht starrten die glasigen Augen unheimlich hervor. „Wie geht's"? fragte der Offizier, dem die Verwaltung des Lazareths unterstellt ist. „Schlecht," war die kurze Antwort. Wir kamen an das Lager eines Preußen, eines Studenten aus Kassel, der beim Beginn des Krieges freiwillig in die Armee getreten und beim Sturm auf Orleans durch einen Schuß in den Unterschenkel verwundet wurde. Der junge Mann, der sich entschieden auf dem Wege der Besserung befand, trug sein Schicksal mit Geduld. „Wenn mein Bein auch etwas kürzer wird", meinte er, „so wird mir das nicht viel Kummer machen, ich will zufrieden sein, wenn ich mit dem Leben davon komme." Ich fragte, ob er besondere Wünsche habe. Er verneinte die Frage und setzte hinzu, daß er an nichts Mangel leide. Die Verpflegung in diesem Lazareth, das seit 8 Tagen von den Aerzten der anglo-amerikanischen Gesellschaft bedient wird, ist in der That eine treffliche. Die hohen Wartesäle, die eine gute Ventilation zulassen, sind ganz besonders zum Spital geeignet. Ich sah noch manches Bild des Elends, manchen Armen, der hoffnungslos niederlag und unter schweren Leiden dem sichern Tod entgegenschmachtete: doch auch von mehr als einem Bette ertönte uns auf die Frage nach dem Befinden ein „Sehr gut" entgegen. Eine Stunde und länger weilte ich in den Räumen, die sonst ein lärmendes Zentrum des rasch pulsirenden Verkehrs, jetzt eine Stätte schwerer Leiden sind.

Beim Dejeuner vernahm ich die große Neuigkeit, daß am Abend ein Cafe chantant eröffnet werden solle. Ein wunderbarer Theaterzettel halb Deutsch, halb Französisch bereitete auf den Kunstgenuß vor, »Par ordre. Heüte und die nachfolgendé tagé. Théatre Concert gymnastique. Galeries et Logen réservées für die Herrn offieziecié. Preis Eingang: Erster Platze 2 fr. Zweiter Platze 0 fr. 60 c. Bier das glas, 0 fr. 30 c. Anzang 6 uhr ½ précis.« So lautet dieses wunderbare Sprachdenkmal. Nachmittags wurde der Musentempel aufgesucht. Wir kamen gerade zur Probe. Im Hintergrunde des langen von einer Gallerie umgebenen Saales erhob sich eine Bühne, auf der eine korpulente Dame, die den Vierzig näher als den Dreißig, ein sentimentales Lied sang; eine noch korpulentere, aber etwas jüngere Schöne folgte mit einem Couplet, in welchem die schönen Männer verspottet wurden. Auf den ersten Reihen des Parquet saß eine bunte Gesellschaft, von der Keiner den Künstlertypus verleugnen konnte. Ich redete ein nicht häßliches Mädchen an, indem ich sie fragte, ob auch sie den Abend auftreten werde. „Gewiß," war ihre Antwort, „ich singe und tanze." „Sie tanzen wahrscheinlich Cancan?" „Was anders." „Sie sind wohl froh, daß Sie wieder spielen können." „Von Herzen. Einige meiner Kollegen wollten freilich nicht, sie fürchteten die Bewohner. Aber man muß doch leben, und so haben wir uns denn die Erlaubniß erbeten, und um den Orleanesen den Mund zu stopfen, haben wir uns die Eröffnung unseres Theaters vom Kommandanten befehlen lassen. Die Menschen sind recht dumm. Unser Spiel thut Frankreich doch keinen Schaden. Mein Geliebter ist Offizier in Tours, und mein Bruder ist Franctireur, aber ich sehe nicht ein, warum ich deßhalb nicht Cancan tanzen soll!" So die Philosophie der jungen Künstlerin, welche sie mir mit französischer Geschwätzigkeit entwickelte. Ein kleines, etwa zehnjähriges Mädchen kam herbei und bot uns auf Deutsch einen guten Tag. Sie erzählte, daß sie im Circus Renz gelernt habe und sich heute Abend auf dem Trapez produziren werde. Ihr Vater stellte sich als Hundezüchter vor, auch ein Kautschukmann kam herbei. Alle klagten über den Krieg und das Unglück, das er für sie bringe.

Aus der Probe gingen wir zur Militärmusik, die täglich von 4—5 Uhr am Denkmal der Jeanne d'Arc spielt. Die bevorstehende Eröffnung des Café chantant bildete ein Ereigniß. Alles sprach davon, und am Abend war der große Saal überfüllt. Aus Orleans hatte sich außer einigen Damen, deren Charakter nicht gleich zu definiren, deren Nächstenliebe aber über jeden Zweifel erhaben war, Niemand eingefunden. Das Parterre war von Soldaten besetzt, auf der Gallerie und im Sperrsitz hatten die Offiziere Platz genommen. Alle Chargen vom General bis zum Junker waren vertreten, und kaum war eine Waffengattung, die nicht einen Repräsentanten geschickt. Besonders zahlreich hatten sich die Herren Aerzte eingefunden. Professor Nußbaum fehlte so wenig wie General v. d. Tann. Auch die drei Prinzen, welche den Feldzug im 1. bayerischen Armeekorps mitmachten, Prinz Leopold und sein Bruder Arnulf, so wie Herzog Max Emanuel, der Bruder der Kaiserin von Oesterreich, saßen, ihr Glas vor sich und ihre Cigarre rauchend, auf hölzernen Bänken in dem rauchgefüllten Saal. Vor solch einem Parterre hatten diese Gaukler wohl noch nie gespielt. Eigenthümliche Ironie, daß es gerade der Cancan sein mußte, dieses Symptom der französischen Kultur des zweiten Empire, der die deutschen Sieger am meisten amüsirte. Ahnten sie viel-

leicht, daß der Cancan oder vielmehr die sittliche Entartung, die er kennzeichnet, ihr wichtigster Bundesgenosse war in diesem siegreichen Kriege gegen die Grande Nation?

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Sevres, 10 Nov.: (Aus einem Feldbriefe.) Bei der Zernirung von Paris haben unter anderen Truppentheilen auch die Pioniere der 1. mobilen (Pontonnier-) Kompagnie des hessischen Pionier-Bataillons Nr. 11 thätigen Antheil, insbesondere bei der Aufstellung der Kronprinzenschanze resp. der Verstärkung der Stellung Sevres-Meudon. Obschon diese Arbeiten viel Abwechslung boten, sowohl durch die brillante Illumination von Paris, vervollständigt durch elektrisches Kohlenlicht, Leuchtkugeln, Raketen 2c., als auch durch das während dieser Arbeiten vorkommende unsinnige Schießen der französischen Vorposten, wurde den Pionieren diese Arbeit zu prosaisch, es mußten daher einige Späße mit eingeflochten werden. Die Gelegenheit dazu bot sich. Es wurde am Ende der Stadt Sevres von der Wache ein aufgestellter ausgestopfter Bär entdeckt „Dä musch uff die Brick!" sagte ein Kamerad bei dem ersten Anblick desselben. Sofort war dieses Vorhaben nicht auszuführen, denn die gestrengen Herren Führer wollen von solchen Späßen nichts wissen. Der Augenblick nahte heran, in dem die letzte Schicht zur Arbeit ging. Mit den Worten: „Komm, Kamerad!" nahm sich ein Pionier den circa 150 Pfd. schweren Bären auf die Schulter und trug ihn mit wahrer Todesverachtung eine Viertelstunde weit bis zur Arbeitsstelle. Hier wurde derselbe, nachdem er gehörig uniformirt, d. h. mit französischem Säbel in der rechten, dem obligaten Prügel in der linken Tatze bewaffnet und mit der französischen Nationalschärpe geschmückt war, auf der längs der Seine entlang laufenden Mauer, hinter welcher unsere Vorposten aufgestellt waren, postirt. Die Aufstellung war eine sehr schwierige. Die feindlichen Vorposten, die ohnehin schon auf jedes Geräusch und auf jeden Schatten schießen, eröffneten ein schreckliches Gewehrfeuer auf dieses schwarze Ungethüm, der, in dieser drohenden Haltung nach Paris hinblickend, dem Feuer eine solche Kühnheit entgegen bot. Das Feuer dauerte ununterbrochen fort bis zu unserem Einrücken ins Quartier. Leider haben wir nicht beobachten können, welche Physiognomie die Franzosen gemacht, als sie am folgenden Morgen, mit Operngucker, Fernröhren 2c. bewaffnet, in dem vermeintlichen preußischen Turco einen riesenhaften schwarzen Bären entdeckt haben. Wir müssen denselben, da wir heute nach Orleans ausmarschiren, seinem Schicksale überlassen, hoffen aber, daß er bei der kräftigen Konstitution seines Magens im Stande sein wird, einen Theil der so unsinnig verschwendeten Munition der Franzosen verdauen zu können.

Das „Braunschw. Tagblatt" theilt die nachfolgende, ihm in einem aus Mecklenburg zugegangenen Briefe erzählte Episode zur Veröffentlichung mit: „Der Soldat M. aus Stargard in Mecklenburg steht vor Paris auf Vorposten; hier erhält er einen Brief aus seiner Heimath, und da er lange Zeit ohne Nachricht, kann er sich nicht enthalten, denselben sogleich zu erbrechen. Beim Lesen vertieft er sich nun so, daß er kein Auge und Ohr für das hat, was um ihn her passirt. Plötzlich hört er Geräusch, sieht auf und erblickt den König und den Kronprinzen nebst Gefolge. Erschreckt läßt er den Brief fallen und macht seine üblichen Honneurs. Der König, der seine Angst und Verwirrung bemerkt, kommt freundlich auf ihn zugeritten und fragt: Nun, ein Brief vom Liebchen? Nein, Majestät, von meinem Vater! entgegnete dieser. Darf ich den Brief lesen, oder enthält er Geheimnisse? fragt der König weiter. M. übergibt hierauf den Brief dem König. Dieser wendet sich zu seiner Umgebung und liest u. A. Folgendes laut vor: „In 14 Tagen hat Deine Schwester Hochzeit, wir Alle werden Dich an diesem Tage schmerzlich vermissen, am mehrsten grämt sich Deine alte Mutter, Dich nicht hier zu sehen. Schadet aber nichts, haue nur tüchtig auf die Franzosen ein, damit diesen Kerls recht bald das große Maul gestopft werde 2c." Der König gibt den Brief zurück und reitet weiter. Es währt nicht lange, so wird M. von seinem Posten abgelöst; er erhält 14 Tage Urlaub und kann auf Kosten des Königs die Reise nach Mecklenburg antreten." — Augenblicklich befindet er sich dort.

Der Degen Napoleon's, welchen derselbe nach der Schlacht bei Sedan dem Könige Wilhelm zu Füßen legte, soll im Feldmarschall-Saal des Berliner Kadettenhauses aufbewahrt werden, wo derselbe neben dem Degen Napoleon's I. niedergelegt werden soll. Bekanntlich war derselbe vom Fürsten Blücher in der Schlacht von Belle-Alliance erbeutet und dann dem Kadettenkorps als Geschenk verehrt worden. Er hatte seinen Platz unter dem lebensgroßen Oelbilde Friedrich Wilhelm's IV.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 259 Mittwoch, 23. November 1870

Des Müllers Rache.

(Fortsetzung.)

Es wäre schwierig gewesen zu errathen, welche Beweggründe das alte Weib bei ihrem Verfahren gegen den Müller von La Roquette leiteten. Vielleicht geschah es aus einem dunkeln Rachegefühl, daß Peter Lebrun sie bei einigen Anlässen nicht mit der von ihr beanspruchten Aufmerksamkeit behandelt hatte. Und doch war die Art, wie sie ihre Rache ins Werk setzte, eine solch kleinliche und verächtliche, daß sie kaum diesen Namen verdiente. Sie konnte nicht als Entschuldigung für die Entwendung geltend machen, daß es aus Noth geschehen sei. Sie befand sich niemals in einer drückenden Lage. Es stand ihr zu jeder Zeit eine Anzahl von mehr als zwanzig Häusern offen, in denen sie Aufnahme für die Nacht, ein reichliches Nachtessen und ein eben solches Frühstück zu finden sicher war. Es ist möglich, daß die Entwendung des Mehls nur als der Beginn einer Reihenfolge kleinlicher Belästigungen zu gelten hatte, oder sie mag gedacht haben, daß eine so geheimnißvoll stattfindende Beraubung auf den abergläubischen Sinn Lebrun's wirken werde, und daß Furcht, die sie in ihm errege, weit wirksamer sein werde, als die Mittel, die sie bisher ihm gegenüber in Anwendung gebracht hatte. Unglücklicherweise für sie beurtheilte sie Lebrun's Charakter hierin falsch. Als Folge dessen war sie jetzt in seiner Gewalt und nichts konnte sie aus derselben retten.

Als Mutter Babette ihre Besinnung wieder erlangte, was dadurch beschleunigt wurde, daß der Müller kaltes Wasser über sie goß, fand sie ihre Hände und Füße mit einem dünnen Stricke zusammengebunden, womit sie Lebrun so umwickelt hatte, daß sie fast wie eine Mumie dalag und nichts als ihren Kopf bewegen konnte. Was hatte er mit ihr vor? Mit Schreck in ihren Augen starrte sie ihn an, wie er auf einem niedrigen Stuhl ihr gegenüber saß und ruhig abwartete, daß sie wieder zu sich selbst komme. Er sprach nichts. Bei dem schwachen Lichte, das in der Mühle brannte, sahen des Müllers Züge so hart, so grausam, so erbarmungslos aus, als wäre er ein Hindugötze in irgend einem Tempel des heiligen Flusses gewesen.

Endlich stand er auf und reckte dabei seine Glieder. „Gehen wir jetzt ans Werk!" sagte er.

„Gnade!" murmelte das Weib zum dritten Male.

„Wenn dies Alles ist, was Du zu sagen hast, so kannst Du Deinen Athem sparen," höhnte Lebrun. Dann nahm er sie, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, unter den Arm, als wäre sie ein Bündel Stroh, und trug sie in die die Mühle umgebende Gartenanlage, wo er sie aufs Gras legte. Dann ging er in die Mühle zurück und holte daselbst einen andern, noch längern Strick. Der Herbstmorgen brach so eben hell und kalt an. Der östliche Himmel hatte eine Farbe von safrangelbem Licht. Noch lagen die Nachtschatten im Wasser. Die anwachsende Fluth brach sich in großen Schaumflocken auf dem Felsenriffe der Bucht und gegen den Ufersand, gleich einem Gefangenen, der die Eisenstäbe seines Gefängnisses um den Preis seines Lebens zu zerbrechen sucht.

Das ungeheure Rad, durch welches das Mühlwerk getrieben wurde, lief in einem tiefen steinernen Troge, der aus dem Erdboden ausgehöhlt war. In diesen Trog fiel das Wasser von oben und fand durch einen unterirdischen Kanal seinen Abzug. Das Rad selbst bestand aus Zimmerholz und war stark in Eisen gebunden.

Lebrun's nächste Handlung bestand darin, die kurze Leiter herbeizuholen, vermittelst welcher Mutter Babette sich Eingang in die Mühle hatte verschaffen können. Er stellte dieselbe in den Trog, so daß ihr unterer Theil auf dem breiten Radebeschlag ruhte. Dann faßte er Mutter Babette und ließ sie, während er den Strick mit seinen Zähnen festhielt, sorgfältig an der Leiter hinabgleiten, bis er und seine Beute unten auf dem grünen, schlüpfrigen Holzwerk angelangt waren. Der Müller schritt nun dazu, das hülflose Weib an eine der Radspeichen zu binden. Dies war schnell geschehen. Lebrun gab seine Befriedigung durch Kopfnicken zu erkennen und grinste höhnisch Beifall zu seiner Verrichtung. Ein dumpfes, stets mit demselben

Wort ausgedrücktes Wimmern um Gnade ließ sich hören, sonst nichts. Sobald sich Lebrun überzeugt hatte, daß seiner Gefangenen eine Entweichung unmöglich sei, hob er die Leiter in die Höhe und zog sie nach sich. Dann hielt er inne mit seiner Arbeit und sprach: „Du dachtest Lebrun zu berauben und ungestraft dabei auszugehen! Elende Diebin! Fortan wirst Du nicht mehr stehlen! Lange bevor die Morgensonne am Himmel stehen wird, wird der Teufel, dem Du gehörst, Dich als sein Eigenthum zurückerhalten haben. Adieu, Mutter! Hinterbringe seiner teuflischen Majestät die Versicherung meiner Hochachtung und sage ihm, daß, wenn er jemals ebenfalls zu mir käme, er ebenso bedient werden würde. Adieu! Adieu!"

Eine Minute darauf begann das Wasser zu fließen. Lebrun hatte die Schleuße geöffnet. Zuerst wirkte mehr ein dünner Wasserstrahl auf das Rad und dessen Last, allein derselbe nahm schnell zu, bis die ganze Gewalt des Wassers nach dem Willen des Müllers sich darauf ergoß. Das Rad setzte sich nur langsam in Bewegung, als schrecke es vor der furchtbaren Aufgabe zurück, die es zu erfüllen habe, allein nach und nach, je mehr der Wasserstrom darauf wirkte, begann es sich langsam umzudrehen und Mutter Babette drehte sich mit ihm um. An eine der Radspeichen festgebunden, lag sie mit ihrem Kopfe gegen den Mittelpunkt des Rades; ihre Füße berührten dessen Eisenbeschlag. Sie war so gezwungen, jeder Bewegung des Rades zu folgen. Das Rad hielt keinen Augenblick inne; seine Bewegung war stets die gleiche; es war ein von Wasser triefendes Ungeheuer, das kein Stillstehen kannte.

Der Müller kam alle fünf Minuten zurück, um nach seiner Gefangenen zu sehen und seine Befriedigung an den Tag zu legen. Mutter Babette, die ohne Aufhören ihre umdrehende Bewegung machte, befand sich jetzt tief unten im Troge; dann kam sie wieder langsam nach oben und sah, mit Ausnahme des geisterhaften Anblicks, den ihre Krone von weißen Haaren, ihre weitaufgerissenen Augen gewährten, wie ein Bündel durchnäßter Wäsche aus. Zweimal hatte sie laute Schreie der Todesangst ausgestoßen, die die Seemöven in ihren Nestern aufschrecken konnten, und selbst des Müllers nußbraune Wangen einen Augenblick erbleichen machten. In ihrem fortgesetzten Stillschweigen lag etwas Furchtbares. Lebrun kam häufig zu dem Wasserrade zurück und seine Züge verfinsterten sich immer mehr, je länger Mutter Babette mit dem teuflischen Eigensinn ihres Geschlechts sich zu sprechen oder auch nur ihn anzusehen weigerte. Hätte sie nur diese gräßlich starrenden Augen einen Augenblick schließen wollen. Allein selbst dies geschah nicht. Endlich wurde die tödtliche Langweile unerträglich.

„Holla! Mutter!" rief er, „schläfst oder wachst Du? Hat das Wasser Dein Hirn schon abgekühlt? Versprich mir, mich niemals mehr zu bestehlen und ich lasse Dich frei. Elende Hexe! Warum sprichst Du nicht? Sprich, oder ich lasse Dich auf dem Rade bis zum jüngsten Tage des Gerichts."

(Fortsetzung folgt.)

Vom Escorial.

(Fortsetzung.)

Nur selten ließ der düstere Herrscher die Maske unerschütterlicher Ruhe fallen, wenn er in seiner nächsten Nähe Mörder und Verräther argwöhnte; alsdann wurden in allen Gängen des Schlosses Wachen aufgestellt und der Zutritt zu der Kirche nur den Vertrautesten gestattet. Trotz seines nie ruhenden Mißtrauens ist Philipp II. gerade von Denjenigen, von Denen er es am wenigsten erwartete, aufs Tödtlichste beleidigt und aufs Frechste verrathen worden. Das Bild seines Geheimschreibers Antonio Perez, das im Vorzimmer der Schloßbibliothek hängt, erinnert uns an eines der schrecklichsten Dramen, die sich an diesem Hofe zugetragen. Antonio war dem König von Ruy Gomez de Sylva vorgestellt worden, dem Gemahl der schönen, geistreichen Fürstin Eboli, welche aus Ehrgeiz die Leidenschaft des Königs erwiderte, dabei aber ein geheimes Liebesverhältniß mit Antonio unterhielt. Bald genoß Letzterer in unbeschränktester Weise Gunst und Vertrauen des Königs; durch seine Hand gingen die geheimsten Schriften, namentlich entzifferte er für den König und besprach mit ihm die Berichte der Spione, mit denen jener seinen Halbbruder Johann von Oesterreich, umgeben hatte. Einer derselben, Escovedo, in Wahrheit Johann ergeben, glaubte Philipp II. hintergehen zu können, indem er ihm mit Berichten über Johann bediente, zugleich aber in des Letzteren Interesse einen Briefwechsel mit dem Papste und dem Herzog von Guise unterhielt. Der König und sein Geheimschreiber lasen aber auch diesen letztern Brief. Ohne Aufsehen wurde Escovedo eines Tages an den Hof berufen, aufs Freundlichste empfangen, aber stets unter allerlei Vorwänden zurückgehalten. Er ahnte, was ihm bevorstand; nur Ein Mittel der Rettung blieb ihm: er hatte Beweise des Verhältnisses zwischen der Fürstin und Antonio in Händen, und drohte diesem, ihn zu vernichten, wenn er ihn selbst nicht rette. Schon hatte dieser jedoch vom König den Befehl erhalten: „Laß jenen Menschen tödten, durch wen und wann Du willst, nur daß es ge-

heim bleibe; ich will es so." Eines Abends fiel Escovedo unter den Dolchen von Mördern: „Eine Handlung", sagt Antonio Perez selbst, „die mir der unbedingte Gehorsam gegen den König zur Pflicht machte, aber die Gott strafte."

Escovedos Familie verlangte eine Untersuchung. Der Verdacht ruhte auf Antonio und der Fürstin Eboli, über deren Verhältniß Escovedo unvorsichtig gespottet hatte. Antonio war verloren, als der König durch Zuträger erfuhr, wie er von demselben und seiner Geliebten getäuscht worden war. Aber Philipp bereitete seine Rache geheim und langsam vor, kaum daß er gegen die Eboli einige Kälte zeigte. Eines Abends hatte Antonio Perez noch bis 10 Uhr mit ihm gearbeitet; eine halbe Stunde darauf war er verhaftet; dann verkleidete sich der König und stellte sich gegenüber dem Hause der Eboli auf um zuzusehen, wie dieselbe ins Gefängniß geschleppt wurde. Auf die Bitten Antonios, sich doch für ihn zu verwenden, schrieb der König freundliche Briefchen, des Inhalts: „Ich hoffe, Alles wird gut enden; inzwischen nimm Dich in Acht!" Er stellte sich an, als wolle er seine Feinde beschwichtigen, bat ihn, unter allen Umständen zu schweigen, ließ aber unter der Hand einen Prozeß gegen ihn wegen verschiedener Vergehen anstrengen, die man zu Staatsverbrechen vergrößerte. Antonio erkannte endlich seine Lage, floh und suchte Asyl in einer Kirche; man schleppte ihn aus derselben ins Gefängniß und verhaftete auch seine Frau. Im Augenblick, da man den Unglücklichen nun auf die Folter legte, erhielt er wieder ein Briefchen vom König, in dem ihm dieser Muth zusprach; es werde Alles noch gut gehen, er soll nur nicht gestehen, daß Escovedo auf königlichen Befehl getödtet worden sei. Allein Antonio gestand jetzt Alles und drohte, die mehr als hundert Briefe des Königs zu veröffentlichen, die dessen Schuld beweisen.

Endlich gelang es Antonios heldenmüthiger und treuer Gemahlin, ihm zur Flucht zu verhelfen; er wendete sich nach Aragonien, nach Saragossa, wo die königliche Macht nichts über die Gemeinefreiheiten vermochte. Es scheint, Philipp II. konnte den tiefen Eindruck nicht verbergen, den diese Flucht auf ihn machte, denn sein Hofnarr soll ihm gesagt haben: „Warum seid Ihr so traurig, Gevatter? Antonio Perez ist entflohen; Jedermann freut sich darüber, freut Euch doch auch!" Philipp II. antwortete, indem er befahl, Antonios hochschwangere Frau und seine kleinen Kinder in den Kerker zu werfen. In Aragonien bewaffnete sich das Volk, um Antonio zu vertheidigen; weder Geld noch Emissäre des Königs richteten etwas gegen ihn aus; als seine Güter eingezogen wurden, brachten ihm die Frauen des Volkes Lebensmittel ins Haus; als ihn die Inquisition festnahm, befreite ihn die Masse durch die Drohung, den Palast derselben zu verbrennen. Endlich aber mußte sich Antonio Perez vor einem Heere, das der König gegen ihn schickte, in die Berge und von da nach Frankreich flüchten. Er genoß die Gastfreundschaft Heinrichs IV. und später diejenige Elisabeths in England. Zwei Mörder, die Philipp gegen ihn aussendete, wurden in London, einer in Paris hingerichtet. Außerdem erzählt Perez selbst: „Eine schöne, galante, kühne Bearnerin erhielt vom König von Spanien zehntausend Thaler und sechs prächtige Pferde, damit sie den Flüchtling an sich locke und den Händen der Sendlinge Philipps ausliefere; sie versprach Alles, aber ihr guter Charakter siegte über die Anerbietungen des Königs; die Liebe, welche sich zum Interesse verhält wie das Gold zum Kupfer, gab ihr einen dem Verbannten günstigen Rath ein und sie entdeckte Perez selber die Verschwörung!"

(Schluß folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Ueber New-York sind nach der „D. A. Z." folgende Einzelheiten über den Kampf zwischen dem norddeutschen Kanonenboote „Meteor" und dem französischen Kreuzer „Le Bouvet" angelangt: „Der französische Kreuzer, mit 5 Kanonen auf Deck, hat seine Station in der Havana. Der „Meteor", Kanonenboot mit 3 Kanonen, aus dem mexikanischen Golf kommend, lief am 1. November in den Hafen von Kuba ein, wahrscheinlich um Kohlen zu fassen, und sandte, von der Anwesenheit des französischen Kriegsschiffes wohl unterrichtet, dem Kapitän desselben eine Herausforderung zu. Anstatt diese sofort anzunehmen, ging der Franzose vom Ankerplatze, der für die dort stationirten Kriegsschiffe bestimmt ist, links hinter dem großen den Eingang des Hafens vertheidigenden Etagenfort weiter nach dem Hafen hinein, nach dem französischen Kohlendepot, das unmittelbar am Fuße eines andern Hafenforts liegt, sich den Anschein gebend, als wolle er Feuermaterial fassen. Als der Dampfer am 4. November noch unbeweglich lag, wurde ihm eine zweite Herausforderung zugesandt, und das deutsche Schiff ging auf höchst ostensible Weise aus dem Hafen. Die in der Stadt allgemein bekannt gewordene zweimalige Herausforderung gab den Havanesen (nicht den dort garnisonirenden Spaniern) eine gute Gelegenheit, ihre Sympathien, welche ganz dieselben sind, wie die der Mexikaner, zu zeigen, was so arg wurde, daß sich keiner der Offi-

ziere des französischen Schiffes in einem der am Hafen belegenen großen Cafés zeigen durfte, wenn er nicht um sich herum Stichelreden aller Art hören wollte.

Die Flaggenehre mußte also gewahrt werden, und am 9. November Morgens dampfte der Bouvet aus dem Hafen, um den Kampf aufzunehmen. Kaum aus neutralem Wasser heraus, wurde er auch schon vom „Meteor" angegriffen. Der Kampf, der sich nun entspann, dauerte fast eine Stunde. In dieser Zeit wurde dem „Bouvet" die Takelage zerschossen und ihm fünf schwere Verletzungen im Schiffskörper beigebracht, so daß er anfing, sich umzulegen, und schnell dem schützenden Hafen wieder zueilen mußte. Der „Meteor", der fast bis zum Ende des Kampfes unverletzt geblieben, erhielt jetzt von dem Feinde zwei Schüsse in den Rumpf, von denen einer die Schraube verletzte, was ihn unfähig machte, den „Bouvet", dessen Maschine unverletzt geblieben war, schnell zu verfolgen und in den Grund zu bohren. Der „Bouvet" entkam glücklich in den Hafen, was ihm bei seinen Verletzungen unmöglich gewesen wäre, wenn ihn das deutsche Schiff nicht in seinem hitzigen Verlangen nach Kampf schon auf der Höhe des Hafens angegriffen, sondern weiter in die See hinausgelockt hätte.

Auch der „Meteor" ist wieder nach der Havanna gegangen, um seine Schäden auszubessern und dann das Duell aufs Neue zu beginnen; diesmal hoffentlich mit noch besserem Erfolge. Der Verlust an Verwundeten und Todten ist nur gering, da der Kampf ein reiner Artilleriekampf war, und es in der Absicht des deutschen Schiffes gelegen zu haben scheint, seinen Gegner durch Schüsse dicht über dem Wasserspiegel zum Sinken zu bringen.

Mannigfaltigkeiten.

Ein Bild von der Lage des mittleren Bürgerstandes und der Soldaten in Metz während der Belagerung, entnehmen wir dem Privatbriefe eines dort angesiedelten Deutschen an seinen Bruder in Deutschland: „Gleich nach der Einschließung kauften die Reichen Alles auf, so daß alle Läden und Wirthshäuser zugemacht waren. Denke meine Lage, fünf Personen ohne alles, was in der Haushaltung nöthig ist! Um Dir einen Begriff zu machen, will ich Dir einige Preise angeben: das Salz wurde gleich mit 9—15 Fr. bezahlt, die Kartoffeln bis 200 Fr. der Ztr. von hundert Pfund, ein Ei 1 bis 1½ Fr., ein Huhn 15 Fr., ein Stallhase 25 Fr., Milch ein Schoppen 18 Sous, das Schweinefleisch, Rindfleisch, Kalbfleisch, Hammelfleisch zu 9—10 und 12 Fr., ein Pfund Butter 40 Fr. Ich glaube, Du weißt jetzt genug von den Preisen. Auch ich weiß, daß Du denkst: Wie können sie noch leben bei solchen Preisen, denn er ist nicht so reich, daß er für diese Preise kaufen kann. Nein, das konnte ich nicht, aber was uns übrig blieb, das war das Pferdefleisch, Morgens, Mittags und Abends drei Monate lang, und welche Pferde, Pferde, die krepirt waren vor Hunger, es war, als wenn man Holz äße, ohne Salz ohne Schmalz. Das war noch nicht das Schlimmste. Das Schlimmste war, daß ich als Preuße nicht aus der Stadt und mir kein Holz holen durfte von den Bäumen der Gärten, wie die Anderen, denn Steinkohlen gibt es heute noch nicht, und darum habe ich eine Drehbank und Vieles von meinem Werkzeuge und Möbeln verbrennen müssen. Das Letzte und Traurigste in meinem Schicksale war, daß meine Frau, meine Marie und mein Joseph die Hungerseuche bekamen. Denkt Euch eine solche Lage, keine gesunde Nahrung, kein Doktor, keine Medizin, Alles war aufgezehrt! Denn hier war es nicht wie in Deutschland! Hier waren alle Kranken der Armee in der Stadt und dazu die Bauern, welche sich geflüchtet hatten; bei Euch sind sie im ganzen Lande vertheilt. Für die Pferde haben wir Bäume abgehauen und sie in Hobelspähne verwandelt, um sie zu nähren; Tausende sind vor Hunger gestorben. Brod gab es 3 Pfund für 12 Soldaten; in der letzten Zeit aßen wir Kleienbrod, für ein Kind unter 12 Jahren ⅕ Pfund und für erwachsene Personen etwas mehr als ½ Pfund.

Der „Times"-Korrespondent in Tours erzählt nachstehende Anekdote, welche auf die Reise des Herrn Thiers nach Versailles Bezug hat. Graf Bismarck sprach mit Thiers über die Gefahr, welche man beim Passiren der Linien selbst unter einer Parlamentärflagge laufe, weil es unmöglich sei, das Feuern gänzlich einzustellen, und indem er Thiers versicherte, daß er keine Gefahr auf der preußischen Seite zu befürchten habe, da seine Durchreise überall angezeigt worden, fügte er hinzu: „Es wird nicht so in Ihrer Linie sein; aber am Ende durch die Hand Ihres eigenen Volkes zu sterben, würde Ihre glorreiche Laufbahn würdig krönen." Thiers soll bei Rückkehr nach Tours von Bismarck gesagt haben: „Er ist unstreitig ein Mann von Genie, aber ein sehr großer Barbar."

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 260 Donnerstag, 24. November 1870.

Des Müllers Rache.

(Fortsetzung.)

Allein Mutter Babette gab keine Antwort und ließ durch kein Zwinkern ihres Augenlides erkennen, daß sie gehört habe, was um sie her gesprochen wurde. Der schrille Schrei eines Seevogels, das Krähen eines Hahns auf einem fernen Landgute, das Branden der Fluth am Seeufer, alles Das ließ sich trotz dem Lärm, den der Mühlgang verursachte, vernehmen — aber sonst nichts. Lebrun stand einige Augenblicke still, dann schüttelte er seine geballte Faust seinem Opfer entgegen, steckte beide Hände in die Hosentaschen und ging ins Innere der Mühle.

Eine Stunde darauf kam Kaspar mit der Kornladung von Rozel. „Guten Morgen, Oheim! ist es Ihnen gelungen, des Diebs habhaft zu werden?" fragte derselbe beim Betreten der Mühle.

Der Müller nickte mit dem Kopfe, ohne ein Wort zu sagen; dann ergriff er seinen Neffen am Aermel, zog ihn auf die Seite und deutete auf das sich noch immer umdrehende Rad mit seinem geisterhaften Bündel armen, grausam vernichteten Menschenlebens. Sieh, sagte er, wie Peter Lebrun sich an Denen zu rächen weiß, die ihm Schaden zufügen. Wir müssen diese Sache geheim zu halten suchen, und Du Neffe, mußt Deine Zunge im Zaume halten!"

Die zwei Männer sahen sich einander fest in die Augen. Diesmal war es an Kaspar, seinen Beifall zu bezeugen, was er mit bezeichnenden Worten seinem Oheim gegenüber that. Das Mühlrad ward plötzlich gestellt; die Stricke zerschnitten. Den Körper verbargen sie bis den nächsten Abend unter leeren Säcken und begruben ihn nach eingebrochener Dunkelheit in dem hinter der Mühle befindlichen Garten.

Allerdings ward Mutter Babette auf den gewöhnlichen Wegen, welche sie zu wandeln pflegte, vermißt; allein es erfolgte keine emsige Nachforschung, was etwa aus ihr geworden sein möchte. Es lag dies in Niemands Beruf, wenigstens nicht in dem Berufe einer Privatperson, und zur Kenntniß der Justiz konnte der Fall vorläufig nicht gelangen. Es war ganz gut möglich, daß Mutter Babette in irgend einem Weiler gestorben und begraben war, ohne daß ihre Freunde, welche ein paar Stunden entfernt davon wohnten, das Mindeste davon erfuhren.

Auf der Mühle von La Roquette ging allem äußern Anschein nach Alles denselben Weg, den es die letzten zwölf Jahre gegangen war. Das Mühlrad ging herum; der Müller und sein Neffe verrichteten ihr Werk auf derselben Weise, wie bisher, mit derselben Abneigung, viele Worte dabei zu machen, und mit derselben Gewinnsucht. Gegenüber ihren Kunden war weder bei dem Oheim, noch bei dem Neffen eine Veränderung ersichtlich. Als jedoch der Herbst den trüben Wintertagen Platz machte, fing Kaspar in dem Benehmen seines Oheims Etwas wahrzunehmen an, was sein träges Hirn mehr beunruhigte, als Alles, was seit Jahren geschehen war. Es war dies eine Veränderung, die mit den trüber werdenden Wintertagen zunahm, mit der besseren Jahreszeit aber sich nicht zum Bessern wandte, Etwas, das wie eine unnatürliche Last auf die Seelen der beiden Männer drückte, selbst nachdem der Frühling ins Land gekommen war und Alles in voller Blüthe stand. In den Seelen von Uebelthätern sollte es stets Winter sein.

Die Veränderung in Lebrun's Wesen ward durch vermehrten Murrsinn und Schweigsamkeit, durch zunehmende Trunksucht und durch einen deutlichen Widerwillen bezeichnet, nach eingebrochener Dunkelheit den warmen Sitz, den er in der Küche einzunehmen pflegte, zu verlassen. Während er schlief, hörte man ihn seltsame Dinge murmeln, die das Blut Kaspars erstarren machten. Er trank niemals während des Tages und war emsig in seinem Geschäfte, sobald aber die Abenddämmerung eintrat, schlich er, ohne Kaspar ein Wort davon zu sagen, an einen kleinen Pult, in dem er seine Bücher u. s. w. verwahrte, und betrank sich in Cognac, den er daselbst bereit hielt. Im Verhältniß, wie die Dunkelheit zunahm, kehrte er mehrmals zur Flasche zurück. Zuweilen, wenn er in schlechter Laune sich befand, sah ihn Kaspar zu seinem Schrecken das geisterhafte Drama, in dem Mutter Babette das unglückliche Opfer war, wiederholen; allein in seinen wachen Augenblicken hörte man

ihn niemals den Namen der Gemordeten aussprechen.

Zwölf Monate waren jetzt seit der Tragödie von La Roquette verflossen. Kaspar hatte an dem Jahrestage derselben Geschäfte in St. Helier, allein Lebrun gebot ihm, dieselben auf den folgenden Tag zu verschieben.

Den ganzen Tag brachte Lebrun in sehr unruhiger Stimmung zu und war zu keinem Geschäfte irgend einer Art zu gebrauchen, früher als gewöhnlich Mittags nahm er seine Zuflucht zur Cognacflasche. Als die Tagesarbeit von Kaspar gethan und die Nacht hereingebrochen war, war derselbe erstaunt, seinen Oheim drei Lichter, statt des Lämpchens, das gewöhnlich in der Mühle braunte, anzünden zu sehen, auch verhehlte derselbe zum ersten Male seine Trinklust nicht. Sie pflegten Beide sich früh zur Ruhe zu begeben; und Kaspar hielt sich auch heute, so wie der Zeiger der Uhr die gewöhnliche Ruhestunde anzeigte, hierzu bereit; allein sein Oheim hielt ihn zurück. „Ich kann nicht schlafen," sagte er, „Du mußt aufbleiben und mir Gesellschaft leisten."

Kaspar blieb demnach auf und die Nacht rückte heran. Draußen wehte ein starker Wind und die See ging hoch; allein der Himmel war wolkenlos und sternenhell. In Lebrun war eine Unruhe, die ihn öfters ans äußere Thor führte. Er öffnete es dann einige Zolle weit, seufzte tief und nahm dann seinen Platz wieder neben dem Feuer ein. Als er dies zum fünften oder sechsten Mal gethan hatte, unterbrach Kaspar das lange Stillschweigen mit der Frage: „Wen erwartest Du, Oheim, und warum horchst Du so oft an dem Thore?"

„Ich erwarte Niemand; allein ich höre Stimmen, die ich jedoch nicht deutlich verstehe."

„Was für Stimmen? Ich höre nichts."

„Dann müssen meine Ohren, so alt sie sind, besser als die Deinigen sein!" sagte Lebrun verächtlich.

(Schluß folgt.)

Vom Escorial.

(Schluß.)

So mißlangen alle Versuche des Königs, den Mitwisser seiner gefährlichsten Geheimnisse und den Zeugen seiner lichtscheuen Thaten stumm zu machen. Antonio Perez verwendete seine noch übrige Lebenszeit darauf, jene berühmten Denkwürdigkeiten zu schreiben, durch die er der Tacitus des spanischen Tiberius geworden ist, dessen unheimlicher Schatten uns durch die Räume des Escorial, seiner Schöpfung, begleitet.

Die Hofetikette schrieb genau die Zeit und Dauer des Aufenthaltes des Königs wie in Aranjuez so im Escorial vor; für ersteren Ort den Monat nach Pfingsten, für letzteren den Monat Oktober. Diese Ordnung wurde erst unter dem letzten Habsburger auf spanischem Throne, Carlos II., dem Fanatiker, manchmal unterbrochen, weil buchstäblich kein Geld mehr vorhanden war, um die kleinen Ausflüge zu bezahlen. So tief war schon damals das Reich Philipps II. gesunken; die spanische Monarchie war, wie ein gleichzeitiger Schriftsteller sagt, „nicht mehr sterbend, sondern todt; sie lag bereits auf ihrer Bahre und wartete nur noch auf den Todtengräber." Wohl mußte es vollends das arme Hirn jenes Carlos II. zerrütten, als er, der Letzte seines Stammes, nach zehnjähriger unfruchtbarer Ehe seine Gemahlin Marie Louise, seine einzige Liebe, hier in der Gruft seiner Ahnen beisetzte. Der einzige Lichtblick in seinem trübseligen Dasein war die Liebe zu jener bourbonischen Fürstin gewesen, in ihrem Briefwechsel findet sich noch ein Brief, den ihm die Königin nebst einem schönen Diamanten einmal nach dem Escorial schickte, sowie die von einem Goldkofferchen begleitete galante Antwort des Königs, in welcher er ihr die berühmt gewordene Nachricht gibt: „Es weht ein starker Wind und ich habe 6 Wölfe erlegt."

Man wollte den vorzeitigen Tod Marie Louise's durch Gift erklären; aber wahrlich es bedarf dessen nicht. Jung, lebhaft, in der freien Art Frankreichs erzogen, war die Fürstin über die Pyrenäen gekommen; sie mußte mit einemmal ihre ganze französische Gesellschaft entlassen und sich wie ein Kind bis ins Einzelnste von einer alten, bigotten und strengen camarera mayor lenken lassen. Tanz, Reiten, heiteres Plaudern war verbannt, die einzige Unterhaltung, die ihr vergönnt wurde, war täglich ein 4stündiges Schachspiel mit dem König, das sie zu lieben heucheln mußte, oder einmal in Gesellschaft von Nonnen, oder ein Stiergefecht, oder die Verbrennung von Juden und Protestanten. Mehr geängstigt als getröstet durch die ungestüme eifersüchtige Liebe ihres Gemahls sah sie auch noch die Hoffnung auf Kindersegen, die sie lange aufrecht erhalten, schwinden. Sie war gewiß damit einverstanden, wenn die lebhafte französische Gesandtin, Madame de Villars, fast die einzige Französin, mit der sie sprechen durfte, beim Eintritt in ihr Zimmer, sagte: „Die Langweile des Palastes ist schauderhaft; mir scheint, man riecht dieselbe, man sieht sie, man berührt sie, so dick ist sie überall gelagert." Wie oft mochte die arme Königin vom Fenster ihres traurigen Schlosses sehnsuchtvolle Blicke nach Norden schicken und seufzen, wie der Dichter jene Elija-

beth, die Gemahlin Philipps II. seufzen läßt: „In meinem Frankreich wars doch anders“, oder wie in der alten schönen Romanze Donna Blanca, die Gemahlin Pedro's des Grausamen, vor ihrer Ermordung seufzt:

O mein Frankreich, süße Heimath!
O mein Blut Bourbon'schen Stammes?
In's achtzehnte Jahr erst geh' ich,
Heute war ich siebzehn alt. —
Sprich, Castilien, was verbrach ich, —
Nimmer sann ich dir Verrath,
Die du mir geschenkt, die Krone,
War von Blut und Thränen gar;
Aber eine and're bess're,
Wird mir nun im Himmel bald.

(Presse.)

Aus der Belagerung von Straßburg.

In der Nacht vom 23. August begann das große Bombardement der Stadt, welches einen großen Theil derselben in Asche legte und unzählige Häuser beschädigte. Seit langer Zeit war keine Zeitung in die Stadt gekommen, was wie eine schwere Last auf Aller Herzen drückte. Am Tage war nun eine französische Zeitung in die Stadt gekommen, Niemand wußte wie, aber rasch verbreitete sich ihr Inhalt und die Beklommenheit der strengen Absperrung wurde für einen Augenblick beseitigt; man athmete auf in großer Freude, denn es waren Siegesnachrichten, die bekannten französischen Mittheilungen über die Schlachten vor Metz, in denen Bazaine gesiegt, d. h. seine Stellung behauptet hätte. Man kommentirte die wenigen Thatsachen, welche bekannt geworden waren, und schlug sich als die Straßburger Zeitungen erschienen, an den Schaltern und Kiosken förmlich um dieselben. Der Taumel war kurz und eine schwere Nacht folgte ihm. Gegen 9 Uhr donnerte der erste Schuß über die Stadt hin und 11 Stunden fort folgte unablässig Kugel auf Kugel. Es war ein unaufhörliches Donnergerolle, ein Sausen und Pfeifen in der Luft, doppelt unheimlich, da die Nacht sehr dunkel war; und dann hörte man die Dächer und Kamine krachen und von Zeit zu Zeit lautes Jammergeschrei und Schreckensrufe. Man hat das nachmalige gänzliche Zusammenschießen der Steinvorstadt 2c. nicht so übel genommen, als dieses Bombardement der inneren Stadt, von dem man sagte, daß es nutzlos sei, weil es die Befestigung der Stadt unberührt lasse und nur die Bürger unnöthig quäle und schädige; man habe Proklamationen angeheftet, daß die Zivilbevölkerung überall ruhig sein könne, weil man mit ihr nicht Krieg führe, und nun „benutze man eine finstere Nacht; um eine große Stadt zu beschießen.“ Ganz aufgeklärt ist das allerdings ohne Resultat gebliebene Bombardement nicht. Der zuerst kommandirende General v. Beyer war am 18. August durch den General v. Werder ersetzt worden. Nach der allgemeinen Ansicht der Bürger hätte Straßburg eben so gut wie Hagenau durch einen Handstreich oder eine plötzliche Berennung genommen werden können. Statt dessen wartete man 14 Tage, und der neue Befehlshaber suchte durch Strenge einzuholen, was versäumt war.

Die Granaten flogen in der Nacht des 23. bis 24. in solcher Menge in die Stadt, daß andern Tages die Beschädigungen gar nicht alle in der Zeitung aufgeführt werden konnten. Am meisten hatte die Mitte der Stadt und die „Krautenau“ gelitten. Leider wurden auch die Lazarethe, Spitäler, Kirchen und das Münster getroffen. Auf letzteres durfte später auf höheren Befehl bei Strafe von 14 Tagen Arrest nicht mehr geschossen werden; es geschah aber doch noch einige Male, weil die Franzosen dort ein Observatorium errichtet hatten. Die Beschädigung des Münsters ist jedoch nicht bedeutend; es ist nur das leicht wieder herzustellende Dach, ein Theil eines Thürmchens und gegen Westen ein Theil der Gallerie zertrümmert. Die Glasfenster allerdings sind bös durchlöchert, jedoch neueren Ursprungs, also noch zu ersetzen. Merkwürdiger Weise hat eine Kugel auch das Kreuz auf der Spitze des Thurmes getroffen und es krumm gebogen. Die Straßburger lassen es sich nicht ausreden, daß dies in Folge einer Wette geschehen sei, was unserer Artillerie zwar nicht ethisch, aber doch technisch zum großen Ruhme gereichen würde. Von den Straßen, die getroffen worden, ist kaum Eine auszunehmen; in der Steinstraße, Kronenburger-, Langstraße, National-Vorstadt, Kleberplatz, Meisengasse, Finkweiler, Thomas-, Mühlenplatz, Schlossergasse, Fischmarkt, Schwestern- und Brüderhofgasse, an allen Staden, Rothhäusergasse, Nikolausplatz, am Arsenal, überall Beschädigungen. Sieben Kugeln fielen auf das Bürgerhospital, ohne zum Glück Jemanden zu verwunden; ebenso fiel eine Haubitze auf das große Seminar, worin ein Lazareth war, desgl. auf das kleine Seminar, wo man die Verwundeten rasch in die Keller schaffte. Das protestantische Seminar wurde gleichfalls getroffen. In der Anstalt der Petites Soeurs tödtete eine Kugel einen verwundeten Zuaven, der dort gepflegt wurde. In der National-Vorstadt wurden einer Frau beide Arme weggeschossen, in der Krautenau mehrere Personen theils getödtet, theils verwundet; im Bürgerspital wurden um halb 11 Uhr allein 2 Todte und 4 Verwundete abgeliefert. Die Kaserne von St. Nikolaus wurde stark beschädigt, das Dach des

Arsenals zerstört, die Münze, die Neukirche und die Thomaskirche erhielten Schüsse. In letzterer war das berühmte Grabmal des Marschalls von Sachsen durch eine Mauer von Sandsäcken geschützt worden, doch entstand kein besonderer Schaden; es brannte zwar einmal im Thurme, die Wachen aber löschten das Feuer rasch. Im Hause Knoderer, in der Spitzengasse und an mehreren anderen Stellen drohten Brände, sie wurden aber alle gelöscht. Die Bürger versahen den Sicherheitsdienst mit dem größten Heldenmuthe. Im Hause Bär in der Meisengasse, im Restaurant Faßbender und an mehreren anderen Punkten brannte es, doch nur in der Kinderspielgasse bei dem Trödler Haberkorn richtete dies größere Verheerungen an.

Man machte nun allerhand Vorschläge, um dieses nächtliche Bombardement zu verhüten; man wollte die Gegend elektrisch beleuchten, damit von den Wällen aus gut gezielt und die Batterien zum Schweigen gebracht werden könnten. Andere verwahrten ihre Häuser mit Erde, Mist, Lohe, Sandsäcken und Steinen, welche letzteren aber verworfen wurden, weil sie getroffen zersplittern und so die Gefahr vermehren. Selbst das Läuten der Glocken unterließ man zuletzt, weil man bemerkt zu haben glaubte, daß sich die Belagerer danach richteten.

Am 24. wurde, wie fast täglich, ein Ausfall, diesmal nach der Eisenbahnrotunde hin, gemacht, wo 34 Lokomotiven zusammengedrängt standen. Wie immer wurden, Straßburger Berichten zufolge, unsere Truppen geworfen und sogar 9 Leute vom 34. Infanterieregimente, in welchem sich auch viele Frankfurter befinden, gefangen genommen. Gefangene haben die Belagerten allerdings gemacht, ihre Zahl war aber im Ganzen sehr gering. Die Beschießung der Zitadelle dauerte am Tage fort und es fielen auch noch einige Kugeln auf das kleine Seminar. Die Bewohner des Fischerstadens mit den angränzenden Gassen vereinigten sich am 24. zu einem Löschkorps, das seine Wache im Mohrenkopf hatte, deßgleichen der Stadttheil an der Geist- und Schlossergasse bis zur Schindbrücke (Rabenbrücke): Wacht an der Art.

Seinen Höhepunkt erreichte das Bombardement in der Nacht vom 24.—25., und die Verwüstungen, welche während derselben angerichtet wurden, sind entsetzlicher Art. Die ganze Stadt wurde mit einem Regen von Geschossen aller Art förmlich überschüttet. An allen Ecken der Stadt brachen Feuer aus, dabei flogen beständig neue Kugeln in das Feuer, so daß das Löschen zur Unmöglichkeit wurde. Das Feuern begann um 8 Uhr Abends und dauerte die ganze Nacht durch. Es war dieß die berüchtigte Nacht, in der die Stadtbibliothek, die Gemälde-Galerie am Kleberplatz, die neue protestantische Kirche neben der Bibliothek (die größte Straßburgs), das Gymnasium, das Kunstmuseum in der Aubette, das prachtvolle Haus Scheidecker am Theaterplatz, die schönen Café's dort, die Häuser vom Gymnasium bis zur Münstergasse, die drei schönsten Häuser der Münstergasse, das Haus Lichtenfelder in der Steinstraße, das Haus Kampmann in der Schildgasse, acht Häuser im Bugenecker Bruch und zwei Häuser in der Wollgasse in Flammen aufgingen. Man bedauerte, nicht wie Paris sich mit Dampfspritzen versehen zu haben, da die Ill in zwei Armen durch die Stadt läuft und Wasser genug vorhanden ist. Theater und Präfektur z. B. standen dicht am Fluß. — Die ganze Stadt war mit Granatsplittern und Trümmern bedeckt und Millionen Werthes zerstört. Die Bibliothek, eine der ersten in Frankreich, enthielt Incunabeln und werthvolle historische Schätze, von denen auch nicht Ein Band gerettet wurde. Die Gemäldesammlung war zwar nicht sehr bedeutend, enthielt aber doch eine Anzahl Werke berühmter Meister, die schmerzlich vermißt werden. Häuser kann man wieder bauen, allein Raphaels kann man nicht wieder malen. Was der Fleiß von Jahrhunderten geschaffen und gesammelt, das zerstörte eine einzige Nacht! Das Entsetzen über diese Verwüstungen war natürlich unsäglich; doch war es stumm, es fehlte die Sprache, um es zu schildern.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Bonn vom 16. Nov.: Ein Engländer, welcher vor dem Kriege in Bonn ansässig war, es aber bald nach der Kriegserklärung für rathsam gefunden hatte, seinem Heimathslande zuzueilen, schrieb neulich allen Ernstes einem hiesigen Einwohner, er habe gelesen, daß man für die aus Frankreich vertriebenen Deutschen Entschädigung von jenem Lande fordern werde; da auch er durch den Krieg genöthigt worden sei, seinen Wohnsitz vom Rhein an die Themse zu verlegen, so bitte er, auch ihm seine Rechtsansprüche zu wahren; seine Unkosten betrügen etwa 1500 Thaler; diese verlange er zurück.

Man schreibt aus der Schweiz, 15. Nov.: Die Postverwaltung von St. Gallen ist folgendem Kniff auf die Spur gekommen: Der Empfänger einer Korrespondenzkarte nimmt, um zur Antwort keine neue Korrespondenzkarte gebrauchen zu müssen, diejenige, die ihm gesandt worden, schreibt die Antwort darauf und setzt auf die Vorderseite »Refusé«; so spedirt ihm die Post die Antwort gratis an seinen Geschäftsfreund zurück.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 261 Freitag, 25. November 1870

Des Müllers Rache.

(Schluß.)

Das nächste Mal, als sich Lebrun wieder ans Thor begab, folgte ihm Kaspar dahin.

„Still! Da sind sie wieder! Hörst Du sie nicht?“

„Ich vermag nichts als den Wind und die Brandung zu hören.“

„Gehe, Du bist schlaftrunken,“ antwortete Lebrun, indem er das Thor schloß. „Draußen ist Alles voll von Stimmen. Bald werde ich wissen, was sie mir zu sagen haben!“

Je mehr die Nacht vorrückte, um so schläfriger war Kaspar auf seinem warmen Sitze am Feuer geworden. Sein Oheim weckte ihn, indem er ihn an den Schultern packte. Als er seine Augen öffnete, sah er, daß der Tag bereits angebrochen war. Das Thor war weit auf und der eindringende Wind hatte die Lichter ausgelöscht.

„Auf! Kaspar. Auf! Diesmal sind es nicht mehrere Stimmen, sondern nur eine.“

„Wessen Stimme?“ fragte Kaspar, indem sich seiner ein tödtlicher Schreck bemächtigte.

„Die Stimme der Mutter Babette! Hörst Du sie nicht rufen? Peter Lebrun! Peter Lebrun! Du bist's, den ich suche.“

„Ich vermag nichts, als den Wind und die See zu hören. Es ist Alles ein wüster Traum, Oheim,“ sagte Kaspar.

„Thor! ich sage Dir, sie ist's, die mich ruft. Sie hat mir ein wichtiges Geheimniß anzuvertrauen und ich wage nicht, ihr das Gehör zu weigern.“

Ohne eine Antwort hierauf abzuwarten, verließ er das Haus und ging auf den Stall zu. Kaspar, auf den Tod erschrocken, wie noch niemals zuvor in seinem Leben, lehnte sich, zitternd vor Furcht und Kälte, an den Thürpfosten und blickte in die graue Morgendämmerung. Unmittelbar darauf erschien Lebrun, sein Pferd am Zaume führend.

„Gehe nicht, Oheim,“ bat flehentlich Kaspar; „lass' Dich erbitten!“

„Hörst Du? Mutter Babette ruft mich abermals,“ unterbrach ihn Lebrun. „Ich komme, ich komme!“ rief er laut. Kaspar hatte kaum sich Rechenschaft darüber zu geben vermocht, was geschehen war, so hatte sein Oheim die Mähre bestiegen und ritt in scharfem Trabe den Hügel hinab, während sein weißes Haar im Winde flatterte. Am Fuße des Hügels angekommen, winkte er Kaspar und trieb sein Pferd in der Richtung des Moorlandes zu an, das auf der entgegengesetzten Seite des Thales lag. Kaspar sah ihm wie träumend zu. Wie, wenn Mutter Babette seinem Oheim wirklich gerufen hatte, kam dann nicht die Reihe an ihn, gerufen zu werden?

Als dieser Gedanke sein Hirn durchkreuzte, schien er wie in einem Zauber befangen zu sein; nichts desto weniger war seine gespannte Aufmerksamkeit auf Lebrun gerichtet. Nach und nach verlor sich die Furcht, die er um sich empfand, in dem Staunen, was wohl seines Oheims schließliche Absicht sein möge. Er sah den Reiter auf dem Pferde auf dem jenseitigen Hügel sich bergan bewegen, bis der Gipfel desselben erreicht war und eine weite Fläche wellförmigen Moorlandes vor ihm lag. Ueber dasselbe hin begann er ein tolles Rennen in einer Linie, die so gerade war wie der Schuß eines Pfeiles. „Großer Gott,“ murmelte Kaspar, „weiß mein Oheim nicht, wohin dies führt? Binnen drei Minuten muß er sich am Rande des Abgrundes befinden!“

Er versuchte ihm zuzurufen, allein der Wind jagte die Laute seiner Stimme in entgegengesetzter Richtung. Er war unfähig, etwas zu thun, und wartete nur mit todtbleichem Antlitze und zurückgehaltenem Athem ab, was geschehen werde.

Er konnte Lebrun sein Pferd auf tolle Weise mit Hand und Fuß antreiben sehen; er konnte beobachten, wie der Raum zwischen Pferd und Reiter und dem Abgrunde rasch kleiner wurde; er konnte den Müller mehrmals den Arm regen sehen, als antworte derselbe dem geisterhaften Ruf; er konnte alles Dies wahrnehmen und doch war er vollständig unfähig, die Katastrophe abzuwenden, von der er wußte, daß sie in einigen Sekunden eintreten mußte.

Der Schreck, in dem Kaspar befangen war, war im Zunehmen, und doch war es ihm unmöglich, seine Augen nur eine einzige Sekunde lang auf etwas Anderes zu richten. Lebrun kam dem Abgrunde stets näher und näher; Kaspar's Verzweiflung wuchs. Lebrun bewegte heftig seine Arme, indem er sein Pferd zu stets größerer Eile antrieb. Die letzte kleine Entfernung, welche ihn noch von dem Abgrund trennte, war zurückgelegt. In wildem Satze stürzte er in den vor ihm befindlichen leeren Raum; einen Augenblick noch war eine geballte Faust über demselben sichtbar und Roß und Reiter — waren nicht mehr! Die unter ihnen in der Tiefe mehrerer hundert Fuß befindlichen Felsen hatten sie mit ihren scharfen Zähnen aufgefangen, die hochgehenden Wogen sich ihrer bemächtigt und sie fortgeschwemmt, um mehrere Tage hindurch geisterhaftes Spielzeug aus ihnen zu machen, bis sie dieselben endlich verächtlich auf einen fernen Strand warfen.

Denselben Tag begab sich Kaspar nach St. Helier zu der Justizbehörde, um dieselbe mit Allem bekannt zu machen, was den Gegenstand gegenwärtiger Erzählung bildet.

Die Mühle von La Roquette ist aber in Trümmer gefallen, da Niemand mehr seitdem dort hat wohnen wollen.

Vom Kriegsschauplatz.

Man theilt der „Warte" folgenden Auszug aus einem Briefe mit, den ein französischer Soldat — ein Elsässer aus anständiger Familie, der die Ereignisse von Metz mitgemacht — aus der Kriegsgefangenschaft an einen Freund in Offenburg gerichtet hat:

Im elendesten Zustande kam ich nach Koblenz, abgemagert, zerrissen, fast barfuß, ich konnte mich kaum aufrecht halten. Du kannst Dir denken: 2 Monate lang bittern Hunger leiden! Wir wußten nichts mehr von der Welt, denn wir waren umringt von Preußen. Wir aßen, ich sage Dir die Wahrheit, wenn man die ganze Armee zusammennimmt, wohl 40,000 Pferde, die übrigen sind zu Grunde gegangen; die armen Thiere fraßen die Rinde von den Bäumen. Aber uns armen Soldaten ging es noch hinderlicher. Kein Salz, fast kein Brod, denn täglich 100 Grammes Brod will wenig heißen. Dazu denke Dir, immer auf der feuchten Erde liegen. Ich bin seit dem 16. Juli in kein Bett mehr gekommen, meine Kleider hatte ich ununterbrochen auf dem Leib, ebenso meine Schuhe; es war furchtbar. Der Hunger allein hat uns zur Kapitulation geführt. Und dann noch weiter die vielen Schlachten, die gräßlichen und mörderischen Gefechte, die ich mitmachte! Ich war bei der Schlacht am 14. August von Mittags 2 bis Abends 10 Uhr, am 16. August von Morgens 4 bis Nachts gegen 11 Uhr; am 18. August aber kam bei Gravelotte die furchtbarste Schlacht, die je gewesen, von Morgens früh bis Abends spät, und dazu noch am 31. August und 1. September und sonst noch viele kleinere Gefechte, von denen jedes fast 4000—5000 Mann Todte und Verwundete kostete. Und ich bin trotz dem Allem noch da! Ich will Dir nur schildern, was ich aus der Schlacht von Gravelotte noch weiß:

Am 17. August marschirten wir den ganzen Tag rasch über Hügel und Berge und Felder, den Weg benützten wir selten. Es war eine arge Hitze und wir waren beladen wie das Vieh, mein Tornister wog über 40 Pfund. Fast verschmachtet vor Durst, marschirten wir bis Nachts 12 Uhr, dann kamen wir an den Platz, der bestimmt war für die Metzelei. Die Preußen lagen von uns ungefähr 800 Schritt, man hörte von ferne das Klirren ihrer Waffen. Wir legten uns nieder und bald bemächtigte sich der Schlaf unser Aller. Es war für manchen braven Soldaten die letzte Nacht; auch ich empfahl meine Seele Gott und weinte noch lang, weil ich immer an meine arme Mutter denken mußte. Morgens früh 5 Uhr weckten uns die Kanonenschüsse. Es war ein wunderschöner Tag, als die Sonne prächtig aufging, aber schnell entwickelte sich der Kampf. Der ganze Morgen verfloß unter furchtbarem Kanonendonner, so daß die Leute haufenweis fielen; ich glaube nicht anders, als die Preußen müssen 50 oder 100 Kanonen nebeneinander stehen haben und auf uns feuern. Jedesmal auf den Knall fielen ganze Bataillone zusammen, es war ganz entsetzlich. So dauerte es fort bis gegen Abend, dann erst sollte für unser Regiment der furchtbarste Augenblick kommen. Auf einmal bliesen unsere Trompeten Sturm, Bajonette auf's Gewehr, und ehe man sich umsah, standen wir schon dicht aneinander. Die Preußen rannten wie wüthend auf uns los, wir marschirten fest gegen sie, ich verlor die ruhige Besinnung und weiß heute noch nicht, wie ich herauskam, als ich mich zuletzt allein sah. Ich war wie wahnsinnig und hatte dichten Schaum vor dem Mund. Ach, wie manchen armen Mann und Familienvater habe ich vielleicht zusammengestochen! Wir stachen eben hinein, wie es kam, es war ein ganzer Klumpen Franzosen und Preußen durcheinander, und wir haben vielleicht auch manchen Franzosen erstochen. Ich sage Dir: es war schrecklich. Mein Regiment litt am meisten Noth, denn wir waren die Ersten in der Linie, wir

verloren ungefähr 900 Mann und 50 Offiziere, 3 Kommandanten, den Oberst, wir hatten fast gar keine Offiziere mehr. Meine Kompagnie belief sich noch auf 25 Mann, und ich bin noch da. Die Nacht brach ein, der Schweiß lief von mir wie ein Bach. Ich sah mich um und sah 10 Schritt von mir zwei Kameraden und meinen Hauptmann, wir drückten uns still die Hände und weinten. Die Nacht brachten wir vollends auf dem Schlachtfeld zu . . . . Ich bin jetzt an der Koblenzer Eisenbahn angestellt und habe auch ein Zimmerchen in der Stadt gemiethet; ich fange an, mich wieder ordentlich herzustellen. Gott ist halt mit mir. . . .

Es war in den ersten Tagen des Oktober, als die Husaren-Patrouillen in der Gegend von Rambouillet fortwährend von den Franktireurs und sonstigem Gesindel belästigt und angeschossen wurden. Um diesem Unwesen ein Ziel zu setzen, rückte das 1. Bataillon des 11. bayerischen Regiments unter dem Befehl des Majors von Beumen in Rambouillet ein, um den Kampf mit den Buschkämpfern aufzunehmen. Schon am ersten Tage in der Frühe wurden in dem Walde bei Rambouillet zwei dieser Missethäter gefangen. Sie konnten ihrem Schicksal nicht entgehen. Der Major von Beumen ließ sie ohne Weiteres erschießen und sie dann als warnendes Beispiel an den Bäumen aufhängen, und zwar mit dem Kopfe nach unten. Nun ging die Expedition weiter auf Poigny, Condé und St. Léger zu. Als nun ein Zug Husaren an dem Waldessaum zwischen Condé und St. Léger vorbeikam, wo am Tage vorher zwei Husaren erschossen worden, da erhielt auch dieser Zug ein starkes Feuer aus dem Walde. Ein Trompeter wurde von einem Streifschuß verwundet. Die Infanterie eröffnete sofort ein starkes Feuer auf die Franktireurs. Kaum hatten diese die Anwesenheit größerer Truppenabtheilungen bemerkt, als sie sich eiligst aus dem Staube machten, zwei Todte zurücklassend. Aber den nachsetzenden Infanteristen gelang es, noch 10 Mann gefangen zu nehmen. Der Major von Beumen hielt eine kurze Anrede an die Gefangenen, in welcher er ihnen ihre Lage auseinandersetzte. Sie waren bei einem Angriff auf die Truppen ergriffen worden; sie waren jedenfalls an den meuchelmörderischen Anfällen auf die Husaren in den vorangehenden Tagen betheiligt, sie gehörten keinen geordneten Truppenabtheilungen an, sondern führten den Krieg auf eigene Hand, deßhalb müßte er sie als Räuber und Mörder behandeln und sie alle erschießen lassen. Auf die Mittheilung dieses Urtheils erhob sich ein allgemeines Jammern der Gefangenen. Sie weinten und flehten, sie betheuerten ihre Unschuld, es war ein erbarmungswürdiger Anblick. Da kam der katholische Pfarrer von St. Léger heran. Er versuchte es, durch einige Worte Gnade für die Verurtheilten zu erwirken. Aber der Major von Beumen gab ihm die Antwort: „Ihr habt diese Unglücklichen auf Eurem Gewissen, Ihr habt sie zu Rache und Meuchelmord aufgehetzt; man sollte Euch als den Urheber dieser Schandthaten bestrafen. Warum habt Ihr nicht als christlicher Priester diese Leute ermahnt, von ihrem gesetzlosen und unrechtlichen Treiben abzulassen. Sorgt dafür, daß in Zukunft dergleichen hier nicht wieder geschieht, sonst wird man auch von Euch dafür Rechenschaft fordern. Jetzt ist aber eure Aufgabe allein die, diese Unglücklichen zum Tode vorzubereiten. Wohlan kein Wort weiter, macht Euch an Eure Aufgabe." Der Priester gehorchte, er ertheilte jedem Einzelnen die Absolution, ließ sie das Kreuz küssen und die Exekution nahm ihren Anfang. Angst und Schrecken malte sich in den Mienen der unglückseligen Gefangenen ab. Da plötzlich ertönte das Wort von dem Munde des Majors: C'est assez, vous êtes libres. Es war das unverhoffte Wort der Erlösung für diese 8 Gefangenen, die ihrem Tode schon mit Sicherheit entgegen sahen. Obwohl sie unbedingt schuldig waren und zu der Gesellschaft im Walde gehörten, so hatte man doch keine Waffen bei ihnen angetroffen und ließ deßhalb Gnade für Recht ergehen. Aber der Major theilte ihnen mit, daß, wenn sie noch einmal in seine Hände fallen würden, an Nachsicht nicht mehr zu denken sei. Er würde alle ohne Unterschied erschießen und die Dörfer, in deren Nähe sich solche Franktireurs aufhielten, ohne Erbarmen niederbrennen lassen. Außerdem beauftragte er sie, es allen ihren Genossen mitzutheilen, damit sie sich über ihr Schicksal keiner Illusion hingeben. Mit Mördern könne und dürfe man nicht anders verfahren. Nachdem sie dem Major dann innigst für ihre Befreiung gedankt hatten, ließ man die acht Gefangenen laufen. Gegen Abend kehrte das Detachement zurück. Inzwischen hatten sich andere Vorgänge in der Nähe von Rambouillet zugetragen, welche deutlich bewiesen, daß es hoch an der Zeit war, energische Maßregeln zu ergreifen, um nicht etwa den Ort durch einen Handstreich in die Hände der Mobilgarden fallen zu lassen. Als nach dem Ausrücken des größten Theils der Truppen aus Rambouillet wenige Stunden darauf die Mobilgarden in Chartres davon benachrichtigt waren, machten diese sich auf, um die Stadt zu nehmen. Als Besatzung war nur eine Kompagnie und eine Eskadron zurückgeblieben unter dem Befehl des Majors von Massenow von den 16. Husaren. Um aber über eine etwaige Annäherung des Feindes rechtzeitig unterrichtet zu werden, schickte Major von Massenow zwei Offizierspatrouillen in der Richtung gegen

Chartres aus und erhielt auch schon um 9 Uhr die Mittheilung, daß etwa ein Bataillon Mobilgarden im Anmarsch sei und sich bereits in Epernon, etwa die Hälfte des Weges zwischen Chartres und Rambouillet, befinde. Nun wurde die zurückgebliebene Kompagnie Bayern vorgeschickt, um den Feind aufzuhalten. Es gelang der umsichtigen Leitung des Lieutenants (nunmehr Oberlieutenants) Hoffmann, eines geborenen Aschaffenburgers, der diese Kompagnie führte, den Feind aufzuhalten. Man ging ihm bis auf 20 Schritte entgegen und gab wiederholt Feuer, worauf er sich zurückzog, ohne Jemand auf unserer Seite zu verwunden. So war also der Handstreich der Mobilgarden auf Rambouillet glücklich vereitelt, gleichzeitig die Franktireurs aus ihrem Neste aufgestöbert und hoffentlich durch die abschreckenden Beispiele von weiteren Unternehmungen gründlich kurirt.

Kunst und Literatur.

Kriegsnummern der „Gartenlaube" Nro. 47.

Inhalt: Herrmann. Novelle von E. Werner. (Fortsetzung.) — Laurence. Episode aus der Belagerung von Metz. Von unserem Berichterstatter Georg Horn. — Aus eigener Kraft. Von W. von Hillern geb. Birch. (Fortsetzung.) Streifzüge eines Feldmalers. Von Chr. Sell. Mit drei Abbildungen: Vor der Kirche von Sankt Privat la Montagne — Halt eines Gefangenentransportes auf dem Marktplatze zu Remilly — Offiziersquartier im Schlosse Montbel in Marly bei Metz. Nach der Natur aufgenommen von Chr. Sell. — Deutsche Treue im Elsaß. Von August Becker. — Aus dem Lager unserer Heere. Von Otto v. Corvin. Siebenter Brief. Meine ersten Tage in Versailles. — Blätter und Blüthen: Der Sieger von Beaumont. Mit Abbildung: Kronprinz Albert von Sachsen. Originalzeichnung von Adolf Neumann. — Norton der Erste. Kaiser der Vereinigten Staaten und Protektor von Mexiko. Von Theodor Kirchhoff. Mit Abbildung. — Der Stürmer von Orleans. Mit Ludwig Frhr. v. d. Tanns Porträt. — Mac-Mahon. — Der Prinz von Armenien. — Eine große Bitte an alle deutschen Kinder. Von Dr. Friedrich Hofmann.

Mannigfaltigkeiten.

Einem Privatbriefe aus **Yokuhama** von der „Hertha", d. d. 15. Sept., entnimmt die „Ostsee-Zeitung" Folgendes: „In Nangasaki wurde nach offiziell bestätigter Kriegserklärung für uns der Kriegszustand ausgesprochen, und da die „Medusa" behufs Reparatur ihrer Maschine in Yokuhama lag, beschloß unser Kapitän, nach dort zu gehen, um sich mit derselben zu vereinen. Mit geladenen Geschützen, überhaupt jeden Augenblick zum Gefecht bereit, kamen wir ungehindert hier an, fanden die „Medusa" bereits in Ordnung, so daß wir hoffen durften, recht bald wieder in See zu gehen. Obwohl nun dicht bei uns eine französische Korvette liegt, sind wir doch wegen des neutralen Hafens zur Unthätigkeit verdammt, und thut sie uns durchaus nicht den Gefallen, aus dem Hafen zu gehen, so daß wir mit ihr ein ernsthaftes Gespräch anknüpfen könnten. Außer dieser Korvette sind zum Schutze des französischen Gesandten noch 150 Soldaten hier, zwischen denen und unseren am Lande beurlaubten Leuten vorigen Sonntag ein Streit ausbrach, der leider blutig endete. Die Franzosen waren mit Revolvern und Säbeln bewaffnet, während unsere Leute, außer ein paar Soldaten, zu ausgebrochenen Stuhlbeinen ihre Zuflucht nehmen mußten; mehrere derselben erhielten Schüsse in Arme und Beine, zum Glück nur Fleischwunden, einer jedoch fünf Säbelhiebe über Kopf und Stirn. Doch auch die Franzosen wurden gut bearbeitet: ein Offizier in Civil wurde getödtet, mehrere Soldaten schwer verwundet, und hätten dieselben nicht bei Ankunft der von der „Hertha" entsendeten Soldaten schleunigst das Weite gesucht, wären wohl nicht Viele davongekommen. Wohin wir gehen oder ob wir bis Ende des Krieges hier bleiben, noch haben wir gar keine Gewißheit darüber." Ein anderes Schreiben vom Bord der „Hertha", d. d. Yokuhama, 22. Sept., bringt das „Kiel. Corr.-Bl." Es heißt darin: „Sie können Sich keine Idee von dem Enthusiasmus machen, mit dem hier die Nachrichten von dem Vorgehen unserer herrlichen Armee begrüßt werden. Die allgemeine Begeisterung findet ihren Ausdruck in den Liebesgaben für die armen Verwundeten und Hinterbliebenen. Sie strömen reichlich zusammen. Bis jetzt sind ungefähr 25,000 Dollars (37,500 Thaler) gesammelt, die von den in Japan lebenden Deutschen, deren Zahl 300 nicht übersteigt, ausschließlich zusammengebracht sind."

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 262 Samstag, 26. November 1870.

Vom Kriegsschauplatz.

Ueber den Antheil der bayerischen Feldeisenbahn-Abtheilung an den letzten Ereignissen in und vor Orleans bringt die „Allg. Ztg." Folgendes:

Die bayerische Feldeisenbahn-Abtheilung hatte nach der Einnahme von Orleans die Bahn von da gegen Paris, bis zu den Punkten, wo unsere Etappenstraßen diese Bahn kreuzen, in betriebsfähigen Stand gesetzt. Schwieriger noch als diese Aufgabe war jedoch die Instandsetzung des zum Betrieb nöthigen Wagenparks. Wagen, wenn auch nur Güterwagen, fanden sich zwar in genügender Zahl im Bahnhofe von Orleans, auch mehr als ein halbes Dutzend Lokomotiven waren da, aber in welchem Zustand! Eine einzige war darunter, deren Wiederherstellung in nicht zu ferner Zeit in Aussicht genommen werden konnte, und auch von dieser hatten die Franzosen beim Abzug klüglich die Hauptkonstruktionstheile mit fortgenommen. Doch machte sich an die Wiederherstellung dieser Maschine ein Theil der Feldeisenbahn-Abtheilung, während der andere mit dem als Nothbehelf eingerichteten Betrieb der Bahn mittelst Pferdekraft beschäftigt war. Es war ein freudiger Moment, als man am Abend des 7. November zum ersten Male wieder in Orleans das Pfeifen der nach vielen Hindernissen dienstfähig aus der Werkstatt hervorgegangenen Lokomotive hörte, mit welcher folgenden Tags eine Probefahrt nach Corbeil unternommen werden sollte. Diese wurde in der That am 8. November ausgeführt, erlitt aber durch kleine Anstände, welche sich an der zusammengeflickten Maschine bei der ersten Benützung zeigten, derartige Verzögerungen, daß der Zug nach einer halsbrecherischen Fahrt durch die dunkle Nacht auf ganz unbewachter Bahn erst nach 12 Uhr nach Orleans zurückkehrte. Hier war er unterdessen mit nicht geringer Ungeduld erwartet worden, denn in jener Nacht bereitete sich ja schon die Aktion vom 9. November vor, und der mögliche Fall einer Räumung Orleans', bei der die schwer errungene Maschine ihre Rolle zu spielen hatte, mußte ins Auge gefaßt werden. Bereits bei Rückkunft der Maschine nach Orleans war General v. d. Tann mit seinem Stabe zum blutigen Strauß aus der Stadt abgeritten, in endlosem Zuge folgte ihm, von den flackernden Wachtfeuern an den Boulevards malerisch beleuchtet, alles, was an Militär und Trains in Orleans gelegen war, bis auf das bayerische Leibregiment, welches als Besatzung der Stadt zurückgeblieben und unter Anderm auch die Bahnhofwache zu versehen hatte. Gar bald ließ der gewaltige ununterbrochene Donner der Geschütze erkennen, wie heftig westlich von Orleans um den Sieg gerungen wurde.

Noch hatte man in den ungeweihten Kreisen keine Ahnung von der großen Uebermacht der entgegenstehenden französischen Armee, und Vormittags gegen 10 Uhr war noch nicht bestimmt entschieden, ob der Bahnhof gänzlich geräumt werden sollte, oder nicht. Da, nach 10 Uhr kam Befehl, alles am Bahnhof befindliche Material, welches auf Wagen verladen war, und insbesondere diese selbst, nach Artenay (5 Stunden von Orleans) in Sicherheit zu bringen.

Als die Maschine nach halb 11 Uhr mit ihrer Bürde zum Bahnhof hinaus rückwärts gegen Artenay eilte, stieg wohl eine bange Ahnung auf, daß das Häuflein der deutschen Streiter auf ungeahnte Uebermacht gestoßen sein müsse, um solche Vorsichtsmaßregeln nöthig zu machen. Die Maschine hatte Befehl, von Artenay sofort zurückzukehren, um auch noch den Rest der Wagen, für welche alle zusammen ihre Kraft auf einmal nicht ausgereicht hätte, abzuholen. Aber die Ereignisse fingen an zu drängen. Um halb 12 Uhr zog die Bahnhofwache mit dem Leibregiment ab, den Bahnhof seinem Schicksal überlassend, und es befand sich dort nur noch das Detaschement der bayerischen Feldeisenbahn-Abtheilung, welches die Rückkunft der Maschine erwartete, um mittelst dieser seinen Rückzug zu bewerkstelligen.

Aber es war 12 Uhr vorüber, und von der Maschine, die nun längst wieder hätte da sein können, war nichts zu sehen. Wohl aber war zu sehen viel Gesindel, Blousenmänner, deren Orleans, als Fabrikstadt, viele Tausende zählt, die sich allmählich in Massen in den Bahnhof hereindrängten. Wie nun, wenn der Maschine, nothdürftig zusam-

mengeflickt, wie sie war, ein Unfall begegnet wäre? wenn sie gar nicht mehr zurückkehren könnte? Das Häuflein der Feldeisenbahn-Abtheilung in der vom Militär verlassenen Stadt mußte diese schlimme Eventualität in Erwägung ziehen, und sich, als nach halb 1 Uhr noch die ersehnte Rauchsäule sich nicht von ferne zeigte, der Andrang des Pöbels aber stärker wurde, zum Rückzug entschließen, und das zurückgebliebene Gepäck auf kleinen Bahnwagen mit sich fortführen. Es waren neben einem Ingenieur, einem Maschinenmeister und Bahnmeister etwa 30 Geniesoldaten, einige Maschinenarbeiter und nahezu ein Dutzend von der Hoffnung auf Bahnbeförderung herbeigelockter rekonvaleszenter Soldaten aller Waffengattungen, welche als die Letzten der Stadt Orleans den Rücken kehrten.

Langsam ging der Zug rückwärts, noch war die Hoffnung nicht erloschen, daß die rettende Lokomotive zurückkehre. Als aber der Bahnhof allmählich außer Sicht kam, 'schwand endlich alle Hoffnung, die im Stich gelassenen Schätze noch zu retten. Da, in Les Aubrais angekommen, dem wenige Kilometer von Orleans entfernten großen Güterbahnhof, welch' liebliche Musik für das lauschende Ohr; kein Zweifel, das ist das Pfeifen der Lokomotive, ein Jubelgeschrei verkündete es: der „v. d. Tann" — so war die französische Maschine aus ihrem frühern „Bucéphale" umgetauft worden — hatte die Zurückgebliebenen nicht im Stiche gelassen. Da dampfte er heran, und kaum hatte der das Kommando führende Ingenieur Zeit, von der Genie-Mannschaft Freiwillige vorzurufen, um zur Rettung des preisgegebenen Zuges nach Orleans zurückzukehren, so waren deren schon mehr als 20, alle mit Chassepots wohlbewaffnet, mit ihm auf dem Tender, und vorwärts gings wieder gegen Orleans, was die Maschine laufen konnte.

Unangetastet stand der Zug noch dort; einzelne verspätete Ankömmlinge von deutschen Soldaten, insbesondere mehrere Kürassiere des preußischen Leib-Regiments, denen ein paar im Zuge befindliche mit Liebesgaben aus der Heimath beladene Wägen auf die Seele gebunden waren, hatten die andrängende unbewaffnete Menge noch im Schach gehalten, brachten aber schon die Nachricht, daß in der Stadt bereits auf die deutschen Offiziere geschossen werde.

Neue Verlegenheit: der Maschine war das Wasser ausgegangen. Aber da stand ja noch eine Feuerspritze an einem benachbarten Weiher, welche schon früh Morgens dazu gedient hatte, mittelst langen Schlauches die Lokomotive mit Wasser zu speisen, und wie auf einem lecken Schiff ertönte das Kommando: alle Mann an die Pumpe! Es waren peinliche Minuten, bis der Tender, das gefräßige Ungeheuer, die nöthigste Nahrung hatte; endlich, endlich sprang das Wasser am untersten Probirhahnen, nun ist's genug; schon will der Führer Dampf geben, da halt! es muß auch für den Fall vorgesorgt werden, daß unterwegs abermals Wassernoth, die schrecklichste für eine Lokomotive, eintritt; schnell noch die Feuerspritze beigefahren und in den Zug eingeladen, die Schläuche rasch aus einander geschraubt und stückweise in einen Wagen geworfen — keine Feuerwehr hat je prompter gearbeitet, und nun kann es fortgehen.

Triumphirend dampft der „v. d. Tann" unter den Verwünschungen der angesammelten Volkshaufen, aus dem Bahnhof hinaus, passirt glücklich vor demselben die über die Bahn wegführenden, stark von der hie und da schon bewaffneten Menge besetzten Brücken, und gelangt mit seiner Bürde unbehelligt nach Artenay. Dort sollte der Ausgang des Kampfes abgewartet werden, und als gegen Abend beruhigende Nachrichten noch nicht einliefen, wurde einer der beiden in Artenay stehenden Züge noch bis Etampes gebracht, wo sodann die Lokomotive übernachtete. Des andern Morgens mit Tagesanbruch brach die Maschine wieder auf, um gegen Artenay auf Kundschaft auszufahren. Widrige kleine Unfälle verzögerten die Fahrt, und bis die Maschine nach Toury (drei Stunden von Artenay) kam, wurde bereits von der Weiterfahrt lebhaft abgerathen, da Artenay von den deutschen Truppen schon geräumt sei. Aber der dort stehende Zug konnte nicht im Stiche gelassen, der Versuch zur Rettung mußte gemacht werden. Zwischen Toury und Artenay zieht die Bahnlinie fortwährend in geringere Entfernung von der Landstraße hin, auf welch' letzterer die Truppenkörper gegen Toury her sich bewegten.

Keine 1000 Schritte konnte nun die Lokomotive fahren, ohne daß wieder ein Offizier von der Straße an die Bahn herübergesprengt kam, mit der Warnung: Artenay sei geräumt, der Zug solle sich hüten, noch weiter zu fahren. In der Zeit, welche mit dem oftmaligen Halten verging, hätte die Maschine lange in Artenay sein können. Endlich aber, als halbwegs Artenay ein Hauptmann des Generalstabs dem Zugkommandanten bedeutet hatte, daß die Abholung des dort stehenden Zugs noch nicht unmöglich sei, war kein Halt mehr. Trotz alles Winkens von der Landstraße mit Taschentüchern und Gewehren, trotzdem daß ganze Truppenabtheilungen Halt machten vor Entsetzen über das unsinnige Beginnen im tollen Jagen, wie sie glaubten, den Feinden gerade in den offenen Rachen hineinzusausen, verfolgte die Maschine mit Eilzuggeschwindigkeit ihren Weg: schon ist der Wagenzug in Artenay in Sicht, mit gemäßigter Geschwindigkeit fährt die Lokomotive in den einsamen verlassenen Bahnhof ein, legt sich vor den Zug, dieser wird

rasch angekuppelt — und zurück geht es an den erstaunten Augen der eben noch so besorgten Landstraßenwandler vorüber. Nach weniger als einer halben Stunde war auch dieser letzte Zug im Bahnhof Toury in Sicherheit.

Kunst und Literatur.

Wem verdankt Deutschland seine glorreichen Siege im Jahre 1870? Das ganze Deutschland antwortet einmüthig: „Unseren Heldenführern, unserer braven Armee" und vergißt dabei noch hinzuzufügen — nicht minder dem Füsilier Kutschke! Ja, groß ist die Weisheit und Tapferkeit unserer Feldherrn und Generäle, unübertrefflich der Heldenmuth und die Todesverachtung unserer tapferen Soldaten; aber nicht weniger hellleuchtend strahlt der Ruhm des leyer- und schwertgeübten Kutschke, welcher bei Sonnenbrand und Unwetter, Hunger, Durst, Mühen, Strapazen und bei allen Kriegsdrangsalen Offiziere und Mannschaften bei gutem Humor erhielt, der stets dafür sorgte, daß Keinem der Muth entfiel, und somit sich ein unsterbliches Verdienst um das Vaterland erworben. Die so eben bei R. Herrosé in Wittenberg erschienene Broschüre: „Was kraucht denn da im Busch herum? Ich glaub' es ist Napolium! oder Füsilier Kutschke wie er leibt und lebt. Eine ächte deutsche Landknechtfigur aus dem Franzosenkriege 1870 (Preis 2 Sgr.) gibt Näheres über diesen Kutschke an und können wir diese kleine Kriegshumoreske bestens empfehlen.

Mannigfaltigkeiten.

[Ueber die angebliche Vergiftung mit Mitraileusen- und anderen Kugeln] erhält die „N. A. Ztg." folgende Zuschrift: „Vor Kurzem publizirten Sie eine Notiz, nach welcher deutsche Militärärzte die Vermuthung ausgesprochen, daß die Bleikugeln der französischen Mitrailleusen mit einer kalzinirten giftigen Substanz überzogen worden sein müßten, weil die von diesen Kugeln verursachten Wunden brandige Ränder zeigten. Ich weiß nicht, habe wenigstens nicht erfahren, ob jene Mittheilung eine chemische Untersuchung ꝛc. veranlaßte; es möge mir daher vergönnt sein, eine abweichende Meinung auszusprechen, die Meinung nämlich, daß das zu den Mitrailleusen-Kugeln bestimmte Blei vielleicht einen Zusatz von Arsen erhalten haben werde, von jenem wenig bekannten Halbmetalle, welches außerordentlich leicht in die allgemein bekannte arsenige Säure (Arsenik) übergeht und als solche, dem Blute zugeführt, von der giftigsten, zerstörendsten Wirkung sich erweist. Alles Blei erhält von Haus aus wechselnde Mengen des Arsens, jedoch in so geringem Maße, daß ähnliche Beobachtungen, wie an den Wunden der Mitrailleusen-Kugeln, an anderen Bleikugeln noch nicht gemacht worden sind. Dagegen setzt man dem zur Anfertigung des Schrotes bestimmten Blei ½—¾ Prozent Arsen in der doppelten Absicht zu, das Blei länger flüssig zu erhalten, den Bleitropfen eine reinere Form, eine schönere Rundung zu geben, sodann dem Schusse zu einer rascher und sicherer tödtenden Wunde zu verhelfen. Denn das mit arsenhaltigem Schrote verletzte Thier verendet ungewöhnlich schnell, und um die Schußwunde her verbreiten sich dunkle Flecken — eine Erscheinung, welche der Jäger „Brand" nennt, irrthümlich nicht dem verschossenen Schrote zuschreibt, sondern seinem Gewehre, und zu sagen pflegt, das Gewehr habe einen guten Brand, habe zu wenig oder zu viel Brand ꝛc. Hieraus ergibt sich, daß die Bleikugeln eines Arsenzusatzes nicht bedürften und daß ein solcher, wenn derselbe festgestellt würde, keinen anderen Zweck haben könnte, als den, die Wunden der Mitrailleusen-Kugeln, wenn nicht absolut tödtlich, so doch schwer heilbar zu machen; denn Arsen und Blei verbinden sich wegen der großen Differenz ihres spezifischen Gewichts nur unvollkommen zu einer homogenen Masse. Durch die Reibung der abgeschossenen Kugel an dem Rohre, an der Luft und durch die plötzliche Unterbrechung ihrer Fortbewegung muß die Arsen-Bleimischung eine nicht geringe Temperatur-Steigerung erfahren. In den menschlichen Körper darauf eindringend, oxydirt das Arsen unter dem Einflusse einer konstant warmen

Flüssigkeit sich bald zu Arsenik, und dieser wird um so rascher und vollständiger das Blut zersetzen, je größer der Arsengehalt der eingedrungenen Kugel war und je später es gelungen ist, dieselbe wieder herauszuschaffen."

Man schreibt aus Ostfriesland, 19. Nov: Unsere Badeinseln machen heuer ein böses Jahr durch und es wird bei Manchem eines starken Rückens bedürfen, diesen Schlag zu ertragen. Gerade um die Zeit, als die Saison anfing, ihre höchste Blüthe zu entfalten, wurden sämmtliche anwesende Badegäste auf Befehl der Regierung von den Inseln verwiesen, weil es ja sehr leicht möglich war, daß unter der Firma „Badegast" ein Spion sich versteckte. Später wurde freilich dieses Verbot wieder aufgehoben, aber wer hatte Lust, Angesichts der feindlichen Flotte zu baden? So waren denn die Insulaner, da auch alle Schifffahrt stockte, auf ihre Felder und auf den Fischfang angewiesen. Norderney ist bekanntlich ohne Wiese und Weide und hat, was ihm die Badegäste nicht bringen, aus dem Meere zu holen. Das ist, wenn auch ein gutes und ehrliches, doch ein sehr gefährliches Stück Brod. In der frühesten Morgenstunde des 12. November fuhr die ganze Nordeneyer Flotille, im Ganzen 64 Schiffe, mit mehr als 200 Mann Besatzung bei ruhigstem Wetter in See, um Fische zu fangen. Es war noch nicht Mittag, als sich das Wetter plötzlich schrecklich änderte: ein furchtbarer Sturm wühlte die See auf. Wehe denen da draußen! Da bebte manches Herz auf Norderney und unzählige Augen waren naß und roth von Thränen. Der Tag verging; die lange, bange Nacht verstrich und keine Nachricht. Endlich brach der lang ersehnte Morgen an; geschlafen hatte fast Niemand. Das adlerscharfe Auge der Insulaner entdeckte in weiter, weiter Ferne heransegelnde Fischerschaluppen; man eilt ihnen entgegen, so weit es eben geht, und bald liegen 80 Gerettete in den Armen ihrer Lieben. Sie wissen auch von den Uebrigen Nachricht zu geben, die theils auf dem Strand der benachbarten Inseln sitzen, theils ein Opfer ihres Berufes geworden sind. Zehn Menschenleben hat das nimmersatte Meer gefordert, darunter drei Familienväter.

Man schreibt aus Wegeleben, 16. Nov.: Viele werden sich noch aus dem Jahre 1848 eines gewissen Dr. Stockmann erinnern, der bei Kelbra einen Haufen Demokraten um sich versammelte, um der bewaffneten Macht entgegenzutreten; sein Versuch mißglückte und er war gezwungen, um einer Verhaftung und Untersuchung auszuweichen, nach Amerika zu entfliehen. Er lebt seit jener Zeit daselbst, hat sich mit einer Engländerin verheirathet, ist Vater von drei Kindern und hat als praktischer Arzt sein reichliches Auskommen dort gefunden. Nachdem er erfahren, daß Frankreich den Preußen den Krieg erklärt hat, verläßt derselbe seine Familie und sein gutes Brod, kommt nach Europa zurück, stellte sich dem preußischen Kriegsminister zur Verfügung und bittet denselben um eine seinen Kenntnissen angemessene Verwendung. Demselben ist die Oberleitung des in Bernburg errichteten, aus 300 Betten bestehenden Lazareths übertragen, in welchem er auch jetzt noch segensreich wirkt.

Mehrere Berliner Damen, die wöchentlich drei Mal zusammen kommen, um Charpie zu zupfen und Verband zu fertigen, haben sich das Wort gegeben, den Gebrauch jedes Fremdwortes mit der Zahlung eines Silbergroschens für die Verwundeten zu strafen. Gleich in der ersten Sitzung kamen — drei Thaler zusammen, zu denen das fatale Wort „Madame" nicht wenig beigesteuert hat. Die zweite Sitzung verlief sehr schweigsam, und es ist im Interesse der Verwundeten zu fürchten, daß eine Baisse eintreten und der Strafpreis auf einen Sechser herabgedrückt werden wird.

Das germanische Museum zu Nürnberg hat die ihm zugeschickten Bruchstücke vom Straßburger Münster, die während der Belagerung herabgeschossen worden waren, seinen Sammlungen einverleibt. Bei dieser Gelegenheit erfährt man denn, daß das Museum auch mittelalterliche Mitrailleusen unter dem Namen Hagelgeschütze, Orgelgeschosse, Todtenorgeln u. s. w. besitzt.

Charade.

Ich wär', das Erste ganz gewiß,
Hätt' ich von ihr die Zweit' und Dritte;
Ja, Freund, gewährt sie mir die Bitte,
Dann hoff' ich, gibt's kein Hinderniß,
Dann ruf' in Gottes Namen Du
Mir Glücklichem das Ganze zu.

Auflösung des Räthsels in Nr. 256:

Sturmwind.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 263 Montag, 28. November 1870

Carlyle über den Krieg.

Den wohlfeilen Rathschlägen der englischen Presse gegen die Annexirung von Elsaß und Lothringen tritt der berühmte Geschichtsschreiber Thomas Carlyle in den Spalten der „Times“ mit Entschiedenheit entgegen. Es ist wahrscheinlich — so sagt er im Beginn seines etwa britthalb Spalten langen Briefes — ein liebenswürdiger Zug der menschlichen Natur, dieses billige Mitleiden und dieses Zeitungslamentiren über das gefallene und heimgesuchte Frankreich, aber es scheint mir ein sehr müßiges und irregeführtes Gefühl zu sein, so weit es die Abtretung von Elsaß und Lothringen an die deutschen Sieger betrifft, und es verräth von Seiten Englands die tiefste Unwissenheit über die wechselseitige Geschichte Frankreichs und Deutschlands, und über das Betragen jenes Landes gegen dieses seit langen Jahrhunderten. Für die Deutschen handelt es sich in dieser Krise nicht um „Großmuth“, und „heroisches Mitleid und Vergebung für einen gefallenen Feind“, sondern um einfache Vorsicht und um eine praktische Erwägung der Frage, was dieser gefallene Feind aller Wahrscheinlichkeit nach thun wird, wenn er wieder einmal auf seinen Füßen steht. Deutschland hat 400 Jahre bitterer Erfahrung über diesen Punkt in sein Gedächtniß eingegraben, wovon auf dem englischen Gedächtniß allerdings nur noch schwache Spuren zurückgeblieben sind. Keine Nation hatte je einen so schlechten Nachbar, wie Deutschland während der letzten 400 Jahre an Frankreich, schlecht in allen möglichen Beziehungen: unverschämt, raubgierig, unersättlich, nicht zu beschwichtigen und stets auf den Angriff aus. Nach einer so langen Zeit von Mißhandlung Seitens dieses Nachbarn, ist man endlich so glücklich, diesen Nachbar so ziemlich untergekriegt zu haben, und Deutschland wäre meiner Ansicht nach eine Nation von Narren, wollte es nicht jetzt, wo es dies thun kann, eine sichere Gränzmarke zwischen sich und diesem Nachbar errichten.

Meines Wissens gibt es kein Naturgesetz, keine Parlamentsakte des Himmels, kraft deren Frankreich, allein unter den irdischen Wesen, das gestohlene Gut behalten sollte, nachdem die beraubten Eigenthümer den Dieb einmal in der Gewalt haben. Die Franzosen beklagen sich ganz schrecklich über den ihnen drohenden „Verlust ihrer Ehre“, und die Umstehenden bitten ernstlich: „Entehret doch Frankreich nicht; laßt doch die Ehre des armen Frankreich unbefleckt.“

Aber wird es die Ehre Frankreichs retten, wenn es sich weigert, für die Scheiben zu zahlen, welche es freiwillig in dem Fenster des Nachbarn eingeschlagen? Der Angriff auf die Fenster war's, was seine Ehre befleckte; und Frankreichs Ehre kann nur durch Frankreichs tiefste Reumüthigkeit wieder hergestellt werden, und durch den ernsten Entschluß, es nie wieder zu thun.

Augenblicklich aber — das muß ich sagen — erscheint Frankreich mehr und mehr wahnwitzig, elend, tadelswerth, bemitleidenswerth und sogar verachtungswerth. Es weigert sich, die Thatsachen so zu sehen, wie sie ihm handgreiflich vor Augen liegen. Ein in anarchisches Verderben zersplittertes Frankreich, ohne anerkanntes Haupt, mit Ministern, die in Luftballons aufsteigen und als Ballast nichts mitnehmen als schmähliche, öffentliche Lügen und Proklamationen von Lügen, die nur Hirngespinnste sind; eine Regierung, welche sich geradezu von der Verlogenheit nährt, welche will, daß das Blutvergießen fortgesetzt werde, und sogar eher noch zunehme, als daß sie — schöne republikanische Pflanzen, wie sie sind — vom Staatsruder gedrängt werden: ich weiß nicht, wo oder wann eine Nation zu finden wäre, die sich je so mit Unehre bedeckt hätte. Das Quantum absichtlicher Verlogenheit, welches Frankreich in letzter Zeit, und zumal seit dem Juli, zu Markte getragen hat, ist etwas Wunderbares und Furchtbares, und selbst dieses ist vielleicht noch klein im Vergleich mit der Selbsttäuschung und der unbewußten Liebe zur Unwahrheit, die seit lange schon unter den Franzosen herrscht. Seine „Männer von Genie“, seine anerkannten Größen auf allen Gebieten der Literatur sind offenbar der Ansicht, daß neue, himmlische Weisheit sich vom Mittelpunkte Frankreich in Radien nach den anderen überschatteten Ländern verbreite, daß Frankreich der neue Berg Zion des

Universums sei, und daß all' der traurig, schmutzige, halb aberwitzige, und — zum guten Theil — höllische Kram, den die französische Literatur uns seit 50 Jahren vorgepredigt hat, das wahrhafte neue Evangelium vom Himmel sei, welches allen Menschenkindern den Segen bringe.

Wenn wir nun aber auch Frankreich leider Gottes in diesen Dingen vielfach nachahmen: so viel ist gewiß, aus Dankbarkeit für diese von Frankreich empfangene „Erleuchtung" wird ihm noch lange nicht ganz Europa zu Hülfe eilen, und selbst wenn ganz Europa wollte, könnte es jenen schrecklichen Bundeskanzler nicht daran verhindern, daß er seinen Willen durchsetzt. Metz und die Gränzmark wird meiner Berechnung nach diesem Bundeskanzler fürchterlich schwer zu entreißen sein.

Faßt man Alles das ins Auge, was sich seit Sedan ereignet hat, möchte man es der Mäßigung des Grafen Bismarck hoch anrechnen, daß er bei dieser Forderung ruhig stehen bleibt, daß er nichts mehr verlangt, aber fest entschlossen ist, sich mit nicht weniger zu begnügen. Ich glaube, Bismarck wird sein Elsaß bekommen, und so viel von Lothringen, wie er verlangt, und ebenso glaube ich, daß es ihm und uns und der ganzen Welt, und nachgerade sogar den Franzosen selber, sehr zum Nutzen gereichen wird. —

Ueberhaupt besteht bezüglich des Grafen Bismarck in England noch immer eine stellenweise sehr irrige Auffassung. Mir scheinen die englischen Zeitungen der Mehrzahl nach erst einer wahren Erkenntniß Bismarck's entgegenzugehen, nicht aber sie schon zu besitzen. Jene pathetische Niobe Dänemark's, welche gewaltsam ihrer Kinder beraubt war (es waren dies gestohlene Kinder, und Frau Niobe Dänemark hatte sie herzlich schlecht gepflegt), ist schon beinahe geschwunden, und das Bild wird ganz schwinden, sobald der wahre Thatbestand bekannt wird. Bismarck — so weit ich ihn lese — ist kein Mann „Napoleonischer Ideen", sondern seine Ideen sind jenen weit überlegen; er zeigt keine unbesiegbare „Sucht nach Gebietsvermehrung,", wird auch nicht von „gemeinem Ehrgeiz" gequält u. s. w., sondern seine Ziele gehen weit über diese Sphäre hinaus, ja er scheint mir mit seiner großen Fähigkeit durch ruhige, großartige und erfolgreiche Schritte auf ein Ziel loszuschreiten, welches zum Besten Deutschlands und zum Besten der ganzen übrigen Welt ist. Daß das edle, ruhige, gründliche und solide Deutschland sich endlich zu einer Nation verschmelze und zur Königin des Kontinents werde, anstatt des dunstigen, ehrsüchtigen, gestikulirenden, zanksüchtigen, rastlosen und überempfindsamen Frankreichs — das scheint mir das hoffnungsvollste Ereigniß meiner Zeit zu sein.

Frankreich, Land und Leute.

Man hört in Frankreich oft das selbstbewußte Wort: Napoleon I. hat uns einen praktischen Kursus der europäischen Geographie von Cadix bis Moskau gegeben. Nicht selten jedoch kommt man in Versuchung zu glauben, die Franzosen müssen viel davon vergessen haben. Indeß muß man zugestehen, daß für den Bewohner eines so zentralisirten Landes namentlich das buntscheckige Deutschland ein unverdaulicher Gegenstand ist. Dagegen ist gerade die Centralisation Frankreichs, was uns Deutsche verhindert, einen realen Ueberblick über Frankreich zu gewinnen, welcher der Naturgeographie und der Geschichte gerecht wird. Die Meisten von uns kennen von Augenschein hauptsächlich den Weg nach Paris. Daß es in Deutschland Männer gibt, welche diesen Weg genau kennen, hat der deutsche Generalstab bewiesen. Die siegreichen Vorstöße unseres Heeres geben auch uns Anderen Veranlassung, uns auch weiter in Frankreich bis „hinter Paris" zu orientiren. Unser großer Geograph Ritter und seine Schüler sind uns dabei zuverlässige Führer. Frankreich ist der Uebergang von Hocheuropa, welches sich um Centralhocheuropa und seinen Alpenstock anschließt, zu dem ozeanischen Halbinselsystem Südwesteuropas. Der Ozean, das Mittelmeer, die Alpen und die Pyrenäen sind seine starken Naturgränzen, deßgleichen die Vogesen, eine Fortsetzung des Jura. Nur im Nordwesten hat die Natur Frankreich keine Gränzen gesetzt. Die Mosel, die Maas, die Schelde fließen von Frankreich aus in dieser Richtung gegen die Nordsee. Die Rheinfranken drangen an diesen Flüssen vor 1400 Jahren herauf, machten Soissons zu ihrem Mittelpunkte und germanisirten durch ihr Lehenswesen einigermaßen das Land bis zur unteren Seine. Westlich von ihnen bis Cherbourg setzten sich die Normannen. Diese Landstriche sind jetzt noch die Heimath der besten Ackerbauer mit rationellen Werkzeugen und der Viehzüchter veredelter Racen; hier reifen unsere Obstsorten und der Hopfen. Die Sprache der viel zahlreicheren romanisirten Keltenbevölkerung schlug schon früh durch. Dieses ist viel mehr der Fall mit den Bewohnern der von Sedan bis an die Seine reichenden Champagne (von campus die Ebene). Leo's Geschichte des Mittelalters lehrt uns, wie alt das Vorstreben Frankreichs gegen das jetzige Belgien ist. Seit es Brügge gelungen war, den Stapelplatz der englischen Wolle von Havre, welches die Engländer bis 1558 behaupteten, in seine Mauern zu verlegen, war diese durch die Industrie und die Waffen seiner freiheitsliebenden Bürger hoch stehende Stadt bald die Bundesgenossin, bald die Gegnerin Frankreichs. Seit mehr als einem halben

Jahrtausend hat England zur Sicherheit seiner Ostufer die Ausbreitung Frankreichs längs der Schelde hinab bekämpft. Welche Ströme von Blut hat deßhalb die Eroberung von Lille, von Valenciennes Ludwig XIV. gekostet. Der Verkauf von Dünkirchen an ihn durch die Stuarts erschien den Engländern als Verrath. Sie zwangen ihn, es zu schleifen. Nicht zufällig schlugen Engländer und Deutsche gemeinschaftlich die Schlacht bei Waterloo. Hatten sie doch 250 Jahre lang Belgien, diesen Besitz der Spanier und Oesterreichs, gemeinschaftlich gegen Frankreich vertheidigt, um nicht von diesem in die Flanke genommen zu werden. Hier wurzelt das Interesse Englands an einem starken Deutschland. Ein politisch denkender Engländer muß einsehen, daß Deutschland im Besitz von Metz Belgien viel sicherer decken kann. Welche Kraft in jenen theilweise germanischen Bevölkerungen Nordfrankreichs war, sehen wir aus ihren Bauten, besonders in den Riesenkirchen Rouens, namentlich St. Ouen. Nicht minder zeigten und zeigen sie sich tüchtig zur Industrie, wie Rouen, Elbeuf, Lille beweisen, und zur Schifffahrt, wie denn Havre der Hauptstapelplatz des ozeanischen Handels ist. Deutsche Grundelemente treten in Lothringen mehr oder weniger stark entschieden in Niederlothringen hervor. Sie wurden schon vor vier und mehr Jahrhunderten durch die Herzoge, welche sich damals von dem deutschen Reiche loszuschälen suchten, romanisirt. Vom urdeutschen Elsaß reden wir nicht. In Oberlothringen ist die Bauart der Bauernhäuser germanisch; sie haben höchstens zwei Stockwerke mit sehr hohem, steilem Dach, wie man uns sagte, damit die Schneelasten eher abfallen. Der Oberlothringer hängt am Altgewohnten, jetzt an Frankreich, wie früher am deutschen Reiche. Ein deutscher Stamm, welcher sich leicht mit der Urbevölkerung vermischte und nie einen dauernden Staat bildete, wohnte zu beiden Seiten des Jura, die Burgunder. Sie sind überall, größtentheils auch in der Südschweiz früh verwelscht. Im Westen des Jura lag die Grafschaft Hochburgund; die Grafen waren mit den Zähringern verschwägert. Da die Grafschaft sich wiederholt vom deutschen Reiche loszureißen suchte, setzte unser Kaiser Friedrich I. Barbarossa seinen dritten Sohn hier ein, er machte Besançon (Bizanz) zur deutschen Reichsstadt und gab dem Lande so viele Rechte, daß sie sich Freigrafschaft, Franche-Comté, nannte. Beim Aussterben der Hohenstaufen und der Herzoge von Burgund fiel die Freigrafschaft an Habsburg. Als der Habsburger Kaiser Karl V. 1556 seine Kronen niederlegte, gab er wider alles Recht des deutschen Reiches auch die Freigrafschaft an Spanien, welches dieselbe 1678 an Frankreich abtrat. Dadurch verlor die Schweiz ein wichtiges Vorland, wie 1860 Nordsavoyen an Frankreich. Die Bewohner der Freigrafschaft hatten den Ruhm ausgezeichneter Mannhaftigkeit, wie im Kriege, so in Vertheidigung ihrer Rechte, bewahrt. Bekanntlich erheirathete die württembürgische Dynastie die im Norden der Freigrafschaft liegende Grafschaft Mümpelgard (Montbeliard). Bis sie 1792 von der französischen Revolution geraubt wurde, wurden die Geistlichen Mümpelgards in Tübingen gebildet. Vor 5 Jahren lebten noch zwei derselben. Das Herzogthum Burgund reichte von Auxerre bis an die Rhone bei Lyon. Die Herzoge dieses welschen Landes waren tief in die Angelegenheiten Frankreichs, zu welchem sie im Lehensverhältniß standen, verwickelt. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts kämpften sie als Verbündete Englands gegen den König von Frankreich. Karl der Kühne, Herzog von Burgund und Erbe der Niederlande, wollte durch Eroberung von Lothringen ein Königreich zwischen Deutschland und Frankreich bilden. Aber 1477 fiel er vor Nanzig und mit ihm sein Plan. Unpraktische Köpfe wollten diesen Plan neuerdings wieder aufnehmen, obgleich derselbe jedesmal nur Kriege verursachte und nach kurzer Frist scheiterte. Um jene Zeit bildete sich Frankreich in seinen natürlichen Gränzen aus; Ludwig XI. zog das Herzogthum Burgund, ein romantisches, weinreiches Hügelland als Lehen an sich, er erbte die Grafschaft Provence, dieses sangreiche Land. Einige Städte derselben, namentlich Grasse, freuen sich kraft der Bereitung wohlriechender Flüssigkeiten aus Orangenblüthen und aus Blumen des schönsten Wohlstandes. Ludwigs XI. Sohn, König Karl VIII. von Frankreich, schickte seine Braut, die Tochter unseres Kaisers Maximilian I. und Marias von Burgund, also eine Enkelin von Karl dem Kühnen, nach Hause zurück und heirathete Anna, Maximilians Braut, die Erbin des westlich an die Normandie gränzenden Herzogthums Bretagne. Die Stände des Herzogthums behielten sich die Selbstständigkeit ihres Landes vor. Der zweite Sohn dieser Ehe sollte souveräner Herzog von Bretagne werden. Allein Anna gebar keinen Sohn. König Franz I. von Frankreich verleibte daher die Bretagne der Krone Frankreich ein. Die dem Herzogthum dabei angelobten Freiheiten wurden ihm nach und nach entzogen. Dennoch hat dieses Volk seinen Charakter bewahrt.

Die Bretagner sind Kelten, welche ja den größten Theil des jetzigen Frankreichs bewohnten. Aber während diese in den andern Provinzen durch eine sechshundertjährige Römerherrschaft romanisirt und centralisirt worden waren, bewahrten die Bretagner ihren Charakter und zum Theil ihre der irischen verwandte Sprache. Ihre felsige Halbinsel, voll Weiden und Haiden; deren Nebelstürme, die Fischerei haben sie abgehärtet. Der heil. Jungfrau, der Be-

schützerin in den Gefahren des Meeres, ist ihre Frömmigkeit geweiht. Sie hassen die Engländer, ihre Konkurrenten zur See, als Ketzer. In Nantes, dem großen Seeplatz an der unteren Loire, bieten sie den nicht minder am Alten hängenden Vendeern, ihren südlichen Nachbarn, die Hand. Aus diesen Gegenden sind die zuverlässigsten Mobilgarden nach Paris gerückt, um es gegen unser Heer zu vertheidigen. Denn auch die katholischen Deutschen gelten ihnen als Ungläubige. Auch zu ihren Nachbarn bilden sie einen schroffen Gegensatz. Auf den Seeküsten südlich liegt La Rochelle, die alte Seefestung der Reformirten, und das gebildete, wohllebige Bordeaux. Die Gascogner sind bekanntlich voller Schwänke und Aufschneiderei. Die mittlere Loire aber, Tours, schon Orleans bilden den Garten von Frankreich, voll Segen der Natur. Hier ist der leichtlebige Franzose zu Hause. Nördlich davon liegt eine niedere, fruchtbare Hochebene, eine der Kornkammern von Paris. An ihrem Rande liegt das unglückliche Chateaudun. Südlich von Orleans erhebt sich ein waldiges, oft auch sumpfiges Land, mit vielen Eisenschmelzen, welches gegen Lyon hin auch Steinkohlen hat. Durch diese wird die Industrie von Lyon und von St. Etienne genährt. Das Material für die Lyoner Webstühle wird theils in dem warmen Süden Frankreichs erzeugt, theils aus Italien eingeführt. Lyon liegt theils im steilen, schmalen Thal der Saone, theils in der Rhoneebene und wird von hochgelegenen Forts beherrscht und vertheidigt.

Obgleich an der Saone, nördlich von Lyon in Macon, einer der beliebtesten Tischweine wächst, bläst von den Schneegebirgen auch oft im Sommer der scharfe Mistral. Auch hat die Rhone in ihrem reißenden Lauf, welcher oft die Ufer verändert, bis weit herunter den Charakter des Gebirgswassers. Doch wir hoffen, daß unsere tapferen Truppen nicht genöthigt werden, die südlichen Ebenen Frankreichs zu betreten, aus welchen die Basaltberge der Auvergne aufsteigen. Die seltenen, schon im Frühjahr ausgebrannten Wiesen erzeugen hier wenig Milch, noch seltener Butter, das Olivenöl tritt an seine Stelle, dessen Genuß zornmüthig machen soll. Aus den düsteren, jeder Bequemlichkeit baren Steinwohnungen des Landmanns schauen fanatische Gesichter: Natur und Menschen sind hier, von den Städten abgesehen, den genuesischen, ja den süditalienischen ähnlicher als dem nordfranzösischen. Daher lehnen sich gegenwärtig diese leidenschaftlichen Geister gegen die herkömmliche Herrschaft Nordfrankreichs auf. Die Bürgerkriege, oft durch religiösen Fanatismus gesteigert, sind hier stets furchtbar blutig gewesen. Der Süden hat Frankreich sehe viele Männer von Fantasie, von Thatkraft und Scharfsinn geschenkt, er hat die geistigen Bewegungen des Nordens ins Extrem gesteigert, aber nie eine nachhaltige eigene politische Gestalt oder Richtung geschaffen.

Die älteste deutsche Kosmographie charakterisirt die Franzosen durch ihre Tapferkeit und durch ihre rabulistische Prozeßsucht. Diese wird sich nun bei den Unterhandlungen erweisen; sie sind froh, daß sie keinen anerkannten Beauftragten haben. Die entfernteren Provinzen machen dies geltend. Frankreich ist seit einigen Jahrhunderten das verzogene Kind Europas, welches davon viel zu leiden hatte. Nicht blos seine alten Provinzen wurden in allen Friedensschlüssen als unantastbar behandelt. Kein Wunder, daß es den Franzosen hart eingeht, auf dieses Privilegium zu verzichten. Aber die Noth hat auch schon sehr verzogene Menschen belehrt, daß es nur Eine Gerechtigkeit für Alle gibt.

Kunst und Literatur.

„Wörth," „Saarbrücken," „Metz" und „Sedan", diese leuchtenden Blätter im frischen deutschen Ruhmeskranze haben die Themata zu vier brillanten Klavierstücken geliefert, welche so eben unter dem Titel „Deutsche Siegesmärsche" in Henry Litolff's Verlag in Braunschweig erschienen sind. Die Namen der Komponisten Franz Abt, A. Blumenstengel, C. E. Partzsch und C. Wiedemann bürgen dafür, daß dem Publikum, trotz des ungemein mäßigen Preises von 6 Sgr. für das ganze Heft, hier etwas wirklich Gehaltvolles geboten wird. Alle 4 Nummern sind originell angelegt und zeigen eine feine musikalische Durcharbeitung; dabei ist ihre Wirkung bei gutem Vortrage eine wahrhaft zündende. Es gilt dies ganz besonders von dem wirklich prächtigen, markigen und doch so melodiösen Marsche über die Schlacht bei Sedan von Franz Abt. Allen Freunden des Klavierspiels seien die vorliegenden „Deutschen Siegesmärsche", welche auch von der Verlagshandlung aufs Gediegenste ausgestattet sind, angelegentlich empfohlen.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 264 Dienstag, 29. November 1870.

Aus dem Leben des Feldmarschall Suwaroff.

So viele Anekdoten auch vom alten Vater Blücher nach den Freiheitskriegen erzählt wurden und bis heute wiederholt werden, ein ganz einziges Original war der Marschall Vorwärts doch nicht; die Russen haben einen Feldherrn in ihrer Geschichte aufzuweisen, der ein vollkommenes Gegenstück zu Blücher in seinem Wesen liefert, an dem die Armee eben so leidenschaftlich hing, und dessen Name den Franzosen nicht minder imponirte, wenn er die Heersäulen gegen sie führte, als der Name des alten Husaren. Seine Erfolge fallen nur in etwas frühere Zeit. Es war Suwaroff, mit dem Beinamen Rimnikský, weil er am Rimnik die Türken glänzend geschlagen. Als der junge General Bonaparte die Augen der Welt auf sich zu ziehen begann und im April 1797 durch Kärnthen und Steyermark gegen Wien vordrang, rezensirte ihn Suwaroff, damals schon ein hoher Sechsziger, mit den Worten: „Ein Teufelsjunge das! Sollte mein Sohn sein! Aber das geht ja nicht. Er geht zu weit, man muß ihn aufhalten.“ Und nun ging der Greis an der Spitze von 70,000 Russen nach Deutschland und Italien, um dort in den Schweizer Bergen den Thaten des jugendlichen Befehlshabers Schranken zu setzen. In guter Laune, im Feuer der Schlacht, wie im Siegesjubel sprach Suwaroff oft halbe Tage meist singend, in Knittelversen, russisch und deutsch, erließ auch Tagesbefehle in dieser Form, z. B. einmal:

„Am 20. die Tragthiere bereit!
Am 23. zieht Rosenberg zum Streit,
Am 24. ist Derselben nicht weit
Und folgt auch Gortschakow zur Schlacht,
Der Gotthard wird erstürmt mit Macht.
So haben wir mit Säbel, und Bajonnet
Die Schweiz vom Untergang errett!“

Vor der Schlacht von Novi (14. August 1799) schrieb er an Kray, den Führer der Oesterreicher:

„Es leben Säbel und Bajonnet,
Nur keine garstige Retraite!
Erste Linie durchgestochen,
Zweite Linie umgeworfen,
Reserve nicht hält,
Weil da Bellegarde und Kray, der Held.
Der Letzte hat Suwaroff den Weg zu
Denen Siegen gebannet (gebahnt).“

Anders aber drückte er sich dem Erzherzog Karl von Oesterreich gegenüber aus, als dieser ihn zu einer Unterredung ins Lager bei Donaueschingen eingeladen. Da antwortete er:

„Hier ein Kaiserheer,
Dort ein Kaiserheer,
Sie Feldmarschall,
Ich Feldmarschall,
Erzherzog Carl jung,
Suwaroff alt,
Können auch zu Mir kommen!“

Welche Gewalt er über seine Soldaten hatte, bewies er schon 1787 bei Kinburn, wo er, durch den Leib geschossen, vom Pferde stürzte und hinter das Treffen gebracht werden mußte. Kaum war er unsichtbar, so wankten die russischen Kolonnen und flohen; er jedoch, der Wunde nicht achtend, ließ sich rasch wieder auf's Roß heben, jagte vorwärts und rief: „Lauft nur, ihr Hundsfötter, lauft und gebt euren General den Türken preis!“ Im Nu standen die Flüchtigen, machten Kehrt gegen den Feind und warfen ihn.

Bei dem Zug aus Italien in die Schweiz entstand Murren im Heer, hervorgerufen durch den grellen Wechsel der Temperatur und Gegend. Was that der betagte Feldherr da, um die Unzufriedenen zum Gehorsam zu bringen? Er befahl, eine Grube zu graben, legte sich hinein, forderte von den Grenadieren, Erde auf ihn zu schaufeln, und grollte laut: „Nur zu, nur zu! Besser Tod, als Schimpf und Schande! Ihr seid nicht meine Kinder, ich bin euer Vater nicht mehr! Wer dies erlebt, dem bleibt Nichts übrig, als zu sterben!“ Die Grenadiere stürzten auf die Knie, hoben den Greis, nicht ohne Widerstand, aus seinem Grabe, und beschworen ihn, sie zu führen, wohin er wolle. So drang er über den Gotthard.

Daß ihm Kriecherei und Furcht vor hochgebor-

nen Personen fern lag, ergibt der angeführte Brief an Erzherzog Karl, noch mehr aber die Grabschrift, die er sich selbst bestimmt, zu der er freilich auch besondere Veranlassung erhielt; denn Czar Paul, der ihm stets gewogen gewesen, schon den Platz für Suwaroff's Standbild in Petersburg bestimmt hatte und dem heimkehrenden Helden einen Triumpheinzug bereiten wollte, ließ plötzlich den Vorsatz fallen, weil Suwaroff in einer Kleinigkeit den Willen des Selbstbeherrschers umgangen, weil er, statt die Generale der Armee der Reihe nach zum General du jour zu ernennen, den Fürsten Bagration, dem er am meisten vertrauen durfte, allein als beständigen General du jour beibehalten. Bei Nacht und Nebel, nicht inmitten seiner Trophäen, ritt der 70jährige Mann in Petersburg ein; nicht vor den Kaiserpalast, sondern in ein entlegenes Stadtviertel lenkte er sein Thier, stieg unbemerkt bei seiner Nichte Chwostoff ab und sank müde ins Bett, das er nicht mehr verließ. Der Schmerz über die Ungnade Paul's brach sein Herz, doch keineswegs seinen berechtigten Stolz, mit dem er diktirte, was auf seinen Denkstein geschrieben werden sollte:

„Hier liegt Suwaroff.

Ist das das Glück und die Sicherheit, wofür das ganze Leben eines freigebornen Mannes bereitwillig hingegeben zu werden verdient?? Wenn Jeder nur allein das ist, wozu der Fürst ihn machen und was seine Laune, gutes oder schlechtes Befinden, wieder wegnehmen kann, daß er in dieser Minute noch von Allen umkrochen, in der nächsten darauf von Allen geflohen ist, wo bleibt da das Vaterland und wo die wahre Ehre?"

Um Mitternacht des 18. Mai 1800 trat der Tod ein. Die Gunst des Czaren konnte der große Feldherr verlieren, die Liebe des Volkes dagegen nimmermehr. Sein Ruhm ließ sich beneiden, rauben ließ er sich ihm nicht. G.

Vom Kriegsschauplatz.

Versailles, 21. Nov.

Die abgelaufene Woche ist für die Belagerungsarmee vor Paris ruhiger und ungestörter, als irgend eine frühere verflossen. Ist es ein Zeichen der Ernüchterung der Pariser? Ist es die Stille vor dem Sturm? Niemand weiß mit Sicherheit diese Frage zu beantworten. In meinem vorletzten Brief habe ich die Eventualität eines, allem Anschein nach, beabsichtigten letzten verzweifelten Massenausfalls eingehend besprochen. Alles schien darauf hinzudeuten, daß dieser Ausfall gestern stattfinden werde. Besonders im Fort des Mont Valerien war seit mehreren Tagen eine starke Truppenanhäufung sichtbar; ja, sie war so unverhohlen zu erkennen, daß sich einem fast mit Nothwendigkeit der Gedanke aufdrängen mußte: der Feind wolle uns glauben machen, daß der Hauptstoß von hier aus erfolgen solle, während er in Wirklichkeit an einer anderen Stelle unsere Linien zu durchbrechen gedenke. Trotz all' dieser Vorbereitungen, und trotz der Meldung von Deserteuren, daß die zum Ausfall bestimmten Truppen bereits Proviant für vier Tage erhalten hätten, ist alles ruhig geblieben. Nach den Aussagen eines gestern eingebrachten Ueberläufers scheint es als hätten die Soldaten, und besonders die Mobilgarden, alle Lust zu einem derartigen hoffnungslosen Ausfall verloren, da die von den Parisern mit Sehnsucht erwartete Entsatzarmee ausgeblieben ist. Die Niederlage, welche dieselbe am Donnerstag durch die unter dem Befehl des Generals v. Treskow stehende 17. preuß. Infanteriedivision bei Dreux und am Freitag durch die 22. Division des Generals Wittich bei Chateauneuf (auf der Straße nach Le Mans) erlitten hat, werden inzwischen wohl in Paris bekannt geworden sein, und die dort in letzter Zeit eingetretene Entmuthigung erhöht haben. Die Wiederbesetzung von Orleans durch den General Aurelles de Paladine (Jean d'Arc nennt ihn seitdem der Volkswitz der Pariser) wurde freilich von den Klubrednern der Hauptstadt als ein hoffnungsvolles und bedeutungsschweres Ereigniß dargestellt, konnte jedoch im Allgemeinen die niedergeschlagene mehr und mehr skeptisch werdende Stimmung der großen Masse der Bevölkerung nicht ändern, welche der hochklingenden Phrasen allmälig herzlich satt wird.

„Was diskutiren wir noch?" schrie einer der großmäuligen Redner am vorigen Donnerstag in einer Volksversammlung in Belleville; „durchbrechen wir mit einem gewaltigen Plan des Patriotismus die Söldlingshorden dieser nordischen Barbaren, die unser Land verwüsten! Auf, nach Berlin!" „Ich bin ganz der Meinung des geehrten Vorredners," unterbrach ihn ein Anderer, „nur stelle ich die Bedingung, daß er selbst uns vorangehe." „Warum regen sich die großen Männer Frankreichs nicht? Warum bleiben sie unbeweglich und kalt bei der Noth unsers Vaterlandes?" deklamirte ein anderes Exemplar dieser Schönredner in seinem Klub. „Weil sie in Bronce gegossen sind", gab eine sarkastische Stimme von der Gallerie zur Antwort. Diese Anekdote charakterisirt nicht übel die Situation — Frankreich scheint in der That unter der Zahl der Lebenden keinen Mann zu besitzen, welcher der Lage gewachsen wäre, und das entsetzensvolle Drama zum Heile seiner Nation wenigstens anständig zu

schließen müßte. Ueberall eilte Schauspielerei und Maulheldenthum bis zum Ende! Kümmerliches Zehren vom Ruhme der Vergangenheit und von der Erinnerung an einstige Thaten, die man in den Geistern zu wecken sucht, ohne daß man sich dazu aufrafft, dem Beispiele der Väter zu folgen. So war denn auch hier in Versailles in den letzten Tagen viel von dem albernen Plagiat einer Schandthat der Vergangenheit, von der Wiederholung einer Bartholomäusnacht, die Rede, welche man der deutschen Einquartierung bereiten wolle. Der wahnwitzige Einfall, welchen irgend ein fanatischer Gesell vielleicht im Rausche geäußert, hatte sich herumgesprochen, ich weiß nicht wie, und es war zuletzt bei den Bewohnern Versaille's und der umliegenden Ortschaften eine feststehende, von Jedem geglaubte Thatsache geworden, daß wir in der Nacht vom 19. auf den 20. Nov. Alle in unsern Betten umgebracht werden würden. Die Wachen waren zwar nicht verstärkt worden, aber man hatte es doch, Angesichts der Bestimmtheit, mit welcher das Mordgerücht gleichzeitig an den verschiedensten Orten auftauchte, für nützlich gehalten, die Truppen für diese Nacht zu verschärfter Wachsamkeit zu ermahnen. Patrouillen, welche um Mitternacht in diese und jene verdächtige Wirthschaft traten, fanden in manchen derselben noch Leute versammelt, die sich in abenteuerlichen Diskussionen ergingen, und, halb neugierig, halb in freudiger Erwartung, des Signals zum Anfange der Metzelei harrten. Einer meiner Freunde hörte, an einer Wirthschaft vorbeigehend, derartige aufgeregte Diskussionen. „Wann wird das Signal gegeben?" hörte er einen der französischen Wirthshausgäste rufen. Sofort bewegte er den Thürklopfer mit dröhnenden Schlägen, und trat mit den sarkastischen Worten »Voilà le signal!« unter die erschrockenen Leute. „Bleiben Sie ruhig sitzen, meine Herren!" fuhr er lächelnd fort, „ich meine nur das ist das Signal zur Oeffnung verschlossener Thüren, hinter denen man zu so später Stunde noch eine fröhliche Gesellschaft trifft. Hr. Wirth, ein Glas Grog!" Abgesehen von dieser Exaltation der Einwohner von Versailles, welche, gegen ihre Gewohnheit, zum Theil lange bis nach Mitternacht aufblieben, war höchstens hin und wieder in den Gärten einiger abgelegenen Häuser ein verdächtiges Pfeifen zu vernehmen, das auf Anrufen der Wachtposten bald verstummte, und die neue Bartholomäusnacht hat sich, wie Jeder von uns voraussah, als ein Phantasiestück à la Ponson du Terrail erwiesen. Dieser Herr Ponson du Terrail (wegen seiner unzüchtigen Schauderromane insgemein in Paris le monstre du sérail genannt), ein entarteter Abkömmling des berühmten Bayard, ist übrigens nicht, wie deutsche Zeitungen berichteten, bei den Kämpfen vor Orleans gefallen, sondern hat noch vor 14 Tagen einen im gräulichsten Sensationsromanstyle verfaßten Aufruf an alle Jäger, Schmuggler und Wildbiebe erlassen, worin er ihnen im Walde von Orleans ein nächtliches Rendezvous bestimmt, um ein fliegendes Korps zur Bekämpfung der „deutschen Eindringlinge" zu organisiren. Wohin man blickt, zerfahrenes flitterhaftes Komödiantenthum und kein Ende!

Ein Lahrer, der die Kämpfe der badischen Division bei Dijon mitgemacht hat, erzählt in einem (von der „Lahr. Ztg." mitgetheilten) Feldbrief an seine Eltern folgende ebenso merkwürdige als menschlich ansprechende Episode:

Nachdem wir Dijon im Besitz hatten, wurde ich zum Sanitätsdienst beordert und mußte mit meinen Leuten das Schlachtfeld nach Verwundeten absuchen. Nachdem wir hier gehörig geschafft hatten, wollten wir gerade aufbrechen, als ich noch einen verwundeten Chasseur mitten auf der Straße im ärgsten Schmutze (es hatte den ganzen Tag geregnet) liegen sah. Als ich näher kam, redete er mich zu meinem Erstaunen in deutscher Sprache an. Ich verband ihn, so gut ich konnte, wofür er mir dankbar die Hände drückte und sprach: „Kamerad lege mir Stein unter Kopf, ich dann besser liege." Ich erfüllte seinen Wunsch und ließ mich in ein Gespräch mit ihm ein. Als ich ihm sagte, daß ich von Lahr sei, fing er an zu weinen und erzählte mir, auch er sei in Lahr geboren und dort bis zu seinem 11. Jahre erzogen worden, seine Eltern wären in Lahr begraben u. s. w. Ich wollte mir Gewißheit verschaffen; deßhalb sagte ich ihm, er solle mir doch einige seiner Schulkameraden nennen und mir überhaupt einige Auskunft über Lahr geben. Dies that er denn auch zu meinem größten Erstaunen auf's Eingehendste. Er nannte mir verschiedene Schulkameraden, aber der liebste sei ihm ein gewisser Gustav D. (der Schreiber des Briefes) gewesen. Wie mir da zu Muth war, liebe Eltern, könnt' Ihr Euch denken. Jetzt gab ich mich zu erkennen, und wir beiden alten Buben heulten vor Freude, wie die Kinder. Es war Adolf Chevallier, dessen Eltern vor einigen Jahren in Lahr gestorben waren.

Ich sorgte natürlich gleich dafür, daß die Lage meines armen Halblandsmannes und Schulkameraden so gebessert wurde, wie es eben die Umstände erlaubten. Beim Abschiede am andern Morgen gab er mir viele Grüße an alle Lahrer, an Euch, liebe Eltern, und an seine sämmtlichen Schulkameraden auf, die ich jetzt gleich mit bestellen will. Zum Andenken gab er mir seine vom Kaiser erhaltene Tapferkeitsmedaille, mit der Inschrift: **Napoleon III. Empereur, Suffrage universel, etc.**

Noch von der Tragbahre herab rief er mir zu während ihm die Thränen über die Wangen liefen, ich sollte ja seine Grüße bestellen. Seid so gut, liebe Eltern, und übernehmt dies in meinem Namen.

A Briafla vom Melcher Veri aus 'm Franzosaländle.

(In schwäbischer Mundart.)

Liabe Oeltra!

Ihr weäret oft derhoim zu ananderr saga:
Wie mag's wohl jatzt em arma Veri gau?
Und d' Muatter weard vor Sorg oft d' Händ' z'sammschlaga,
Weil i so lang nix vomer heara lau.
Ja ziemli lang isch scho, ich will it lüaga,
Mer hot halt au nit immer Lufcht und Zeit;
Do heut sollt Ihr vo mir a Briafla kriaga,
Dös sell soll mache Eu koa kloani Freud.
Vor allem schreib i Eu, dös weard Eu freua,
Daß i no immer bi a guater Chrischt —
So wie derhoim, bet' i au draus im Freia:
Da „Gruaß" und 's Vaterunser, dear Du bischt.
Hat über d' Preußa au der Pfarr' losszoga
Derhoim — und viel vom „Luthrischmacha" g'schwätzt,
J sag's Eu jatzt, der hat abscheuli g'loga,
J hab's jatzt gsea — daß er nur hat g'hetzt.
Der Preuß thuat g'rad wia wir zum Herrgott beata,
Und isch au brav — mer hent se alle gearn,
Und komm' i hoim, will i a Wörtli reda
Und reacht d' Levita leasa unserm Hearn.
Und gaut's zum Kampf erscht gege dia Rothhosa,
So schtella d' Preußa ihren Ma scho au,
Grad wias vor un hents do Respekt, d' Franzosa,
Denn wia a Fels so standa Preußa dau.
Sie heißen blaue Teufel nur uns Baira
Die Wälschi, und sie wissen au warum,
Denn wiar, wiar thuan wie d' Wilde auf sie feura,
Und dös isch ihne halt a bisle z'dumm.
Und erscht die Turcos, dös sind wilde Beara,
Dia reißen auf glei wagaweit ihr Maul,
Doch komma wiar, so müassen's gleich umkehra,
Und wiar brav hinterdrein und gar nit faul.
Freili muß au von uns so mancher falla,
Doch mitta drin oan dös nit arg schenirt;
Und euer Veri hot, so oft's au knalla,
A blaue Bohna doch no nit verspürt.
J bi hechtg'sund, doch muaß ma si recht balga,
Und 's Hungerleide will mir oft nit ei,
Dagege hilft koa grolla und koi schmalga,
Schau Veri, denk i mir, es muß halt sei.
A durchanand ischt oft, a Lärma und a Schieba,
Daß ma versteaht koi oinzigs Wörtli schier,
Noi Leut', es ischt koi Spaß, noi, i müaßt lüaga,
Dös ischt ganz anderscht, als ma schwätzt beim Bier.
Fett bin i, seit i fort bi, au nit woara,
Denn Kraut und Nudla gibt's da draußa nöt,
Doch komm i wieder hoim, dös hab' i g'schwora,
So bring' i's rei, und aus ischt dann dös G'frött.
Jatzt grüaßt mer halt da Hansjörg und da Blasi,
Da Leart, da Göd, daß er mir g'woga bleib',
Die lang Mari und 's Katzabaura Stasi,
Und nu lebt wohl, bis daß i wieder schreib'.

J. Th.

Mannigfaltigkeiten.

[Aus den schönen Zeiten des Bundestags.] Der selige Bundestag war nie ein Freund von Neuerungen und die preußischen konnte er schon gar nicht leiden. Als Preußen im Jahre 1851 seine Zündnadeln zur Einführung im Bundesheere vorschlug, gab der Vorsitzende der Bundeskommission, General v. Schmerling, sein Gutachten dahin ab, daß die Zündnadel eine unnütze Spielerei sei. So steht's in den Akten zu lesen. Fünfzehn Jahre später rächte sich die Zündnadel und Oesterreich verlor — 1866, — was auch in den Akten zu lesen.

Man schreibt aus Tondern vom 21. Nov.: Die zerstörenden Wirkungen des letzten Sturmes sind in den bei unseren Westsee-Inseln in großer Anzahl angetriebenen Schiffsverladungs-Gegenständen deutlich erkennbar. Es sind daselbst u. A. geborgen worden: Kisten mit Stearinlichtern, mit Reibhölzern, mit sehr werthvollen mathematischen Instrumenten, mit Wein, ein sauber gearbeitetes Pianino, große, schöne Fußteppiche u. dgl. m. Alle diese Gegenstände sind, wie die „Fl. Nordd. Ztg." meldet, vorläufig an die resp. Zollämter abgeliefert worden und werden später öffentlich verauktionirt werden.

Aschaffenburg, 26. Nov. Bei einem der Gefangenen-Durchzüge dahier verkaufte ein Franzose seine Lagerdecke an eine Bauersfrau. Der Etappenkommissär darauf aufmerksam gemacht, bestand auf Rückgabe der Decke, die Bäuerin war aber hiezu nicht so leicht zu bewegen. Hr. Tapetenkommissär, fing sie an, gekauft ist gekauft. Allein es half kein Widerstreben, sie mußte die Decke dem Tapetenkommissär wieder zurückgeben.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 265 Mittwoch, 30. November 1870

* Im Gartenhause.

(Novellette von Karl Neumann-Strela.)

Im Jahre des Herrn 1783 kam der wonnige und sonnige Frühling so plötzlich ins Land, daß der alte Brummbär, der Winter, Hals über Kopf Reißaus nehmen mußte. Ueberall grünte und blühte es, und die vieltausend Vögel gaben die neuen Lieder zum Besten, welche sie während des Winters einstudirt hatten.

Es war in der Handelsstadt Leipzig und um die Nachmittagsstunde.

Ein Trupp Studenten zog durch das Grimmaische Thor nach dem nahen Dorfe Reudnitz, in welchem der Wirth zum „goldenen Lämmchen" ein weit und breit beliebtes Bier schenkte. Lustige, übermüthige Gesellen, diese Studenten. Sie warfen die Mützen in die Luft, schwenkten die Pfeifen und Stöcke und hetzten die riesigen Hunde auf jeden Stein am Wege. Kam ein Mägdelein gegangen, so ward es umarmt und geküßt, und ließ ein polnischer Jude im schwarzen Kaftan und mit den Schmachtlöckchen hinter den Ohren sich blicken, so ertönte aus zehn Kehlen der Ruf: „Nix zu handeln? Nix zu handeln?"

Ein wenig später schritt durch dasselbe Thor ein zwanzigjähriger Student.

Er folgte den Genossen nicht. Als er auf freiem Felde stand, besann er sich einen Moment und schlug dann den Weg nach links ein. Er nahm sich vor, rund um die Stadt zu gehen.

Dieser Musensohn hatte einen kräftigen Körper, ein so recht ehrliches und gutes Gesicht und — einen neuen braunen Tuchrock mit stählernen Knöpfen an.

Wer diesem Herrn Jean Paul Friedrich Richter — so hieß dieser Jünger der Musen — begegnete, der mußte die Freude bemerken, die aus seinen Augen strahlte, aber noch weit mehr mußte ihm die Tracht auffallen, in der sich unser Herr Richter gefiel.

Er verachtete die Gesetze der damaligen Mode. Er trug weder ein Jabot noch ein Halstuch, weder Puder noch Zopf. Fessellos, in Locken fiel das lange glänzende Haar über die Schultern, und die volle, nur mit dem Hemde bedeckte Brust war dem Winde und dem Wetter preisgegeben. Lachte man über ihn, so zuckte er die Achseln, wurde er gescholten, so erwiderte er, daß er sich doch kleiden könne nach seinem Belieben!

Ja, in seinem Auge und Herzen wohnte Freude und Glück. Wie er da zwischen den Feldern und Gärten hinschritt, sang er mit, so oft ein Vogel das Stimmchen erschallen ließ, und als eine Lerche höher und höher, direkt in den blauen Himmel stieg, da hätte er am liebsten einen Anlauf genommen und wäre hintendrein gesprungen.

Vorbei war die Zeit der Sorgen. Hinter ihm lagen die Tage, wo er vergebens um das tägliche Brod gekämpft — vergebens! Wie oft war eine im Wasser getauchte Rinde seine einzige Nahrung gewesen, und wie oft hatte er sich hungrig auf das Lager geworfen, während seine Genossen um den mit Speisen und schäumenden Gerstensaft bedeckten Tisch gesessen! Blutjung und blutarm kam er zwei Jahre früher in Leipzig an, um auf der Hochschule den Wissenschaften obzuliegen. Empfehlungen hatte er nicht, und sich vor einem Jeden unterthänigst zu verneigen, das verstand er nicht; sein Grundsatz war: Immer gerade aus und Alles durch eigene Kraft!

Er wollte Unterricht ertheilen, doch fanden sich nur wenig Schüler, und er mußte froh sein, für die Lehrstunde zwei Groschen zu erhalten. Zu viel zum Verhungern! Nachdem diese Qual runde achtzehn Monate gedauert, hatte er einen Einfall: er wollte den Präzeptor über Bord werfen und ein Schriftsteller oder, wie man damals sagte ein Schöngeist werden.

Gedacht, gethan. Er fühlte, daß in seinem Kopfe und seinem Herzen etwas stecke, und dieses Etwas kam nun auf das Papier. Er schrieb Tag und Nacht. Und plötzlich war das Werk: „Die grönländischen Prozesse" fertig. Er nahm es unter den Arm und pochte, während sein Herz einen Wirbel schlug, bei dem angesehenen Buchhändler Herrn Voß an.

Acht Tage später schritt ein junger Mann durch Leipzig, der da glaubte, er könne mit den 15 Louis-

d'or in seiner Tasche mindestens halb Leipzig kaufen. Dieser Ueberglückliche war Jean Paul Friedrich Richter, und die blitzblanken Goldstücke hatte Herr Voß gezahlt. Vorbei die Noth, vorbei die Sorgen! Immer gerade aus und Alles durch eigene Kraft! Der erste Schritt war gethan und gelungen, nun vorwärts auf dem Wege der Unsterblichkeit!

Die Schulden wurden getilgt, der braune Tuchrock wurde gekauft und die Stubenmiethe auf drei Monate voraus bezahlt. Fünf Goldstücke waren übrig geblieben. Diese reichten aus, bis der zweite Theil der „grönländischen Prozesse" fertig war, denn einen solchen zu schreiben, hatte unser Richter im Sinn.

Während er nun an dem sonnigen und wonnigen Frühlingsnachmittage durch die Felder und an den Gärten vorüber schritt, dachte er an den zweiten Theil und an die Goldstücke, welche, jedes einzeln in Papier gewickelt, jedenfalls ganz sicher in der Tasche ruhten, denn der Rock war ja neu und die Tasche folglich heil. Plötzlich stand er vor einem kleinen, sorgsam gepflegten Garten, den ein aus Latten gezimmerter Zaun vom Wege trennte. Der Hauptweg dieses Gartens führte zu einem Wohnhause mit fast spitz zulaufendem Dache, und ein kleines rundes Häuschen ohne Dach, wie ein Thurm anzuschauen, stand rechter Hand zwischen Obstbäumen gleich heute dem Zaun.

Dieses Häuschen mit der grünen Thür und dem fast bis zur Erde reichenden Fenster fesselt unsern Studenten. Wer hier, inmitten des Grüns und des Vogelsangs, wohnen und arbeiten und träumen kann! Leider ist dieser Hort des Friedens nicht zu vermiethen, es hängt ja kein Zettel aus. O, die Reichen, die Glücklichen!" seufzt der Musensohn, während sein Auge über den Garten schweift. Aber ein einziger Griff in die Tasche und — ist er nicht auch reich und glücklich? Deßhalb nur dreist hinein und fragen; eine bescheidene Frage nach dem kleinen Paradiese kann ja Niemanden erzürnen.

Eben will er die Zaunthür öffnen, als ein Mädchen, Hacke und Schaufel in den Händen, aus dem Wohnhause tritt. Eine hübsche Erscheinung, mit blauen Augen und prächtigem blonden Haar unter dem rothen Kopftuch. Der Rock kurz und grün mit schmalen schwarzen Kanten, das Miederweiß und mit Schmelzen übersäet; um den Hals des Mädchens ist eine Kette geschlungen, an der eine silberne Münze hängt, und ihre Füße stecken in schwarzen Lederstiefeln mit rothen Nähten und rothen Absätzen. Sie geht den Weg halb hinab, legt Hacke und Schaufel auf eine Moosbank, zieht ein Tuch hervor und trocknet ihr Gesicht. Der Student hält es gerathen, seine Gegenwart durch ein kurzes Hüsteln anzuzeigen; das Mädchen blickt überrascht auf und tritt schnellen Schrittes zur Zaunthür.

Im ersten Augenblicke erschrack sie. Ein Jüngling aus der bessern Gesellschaft (Kleider machten schon damals Leute) ohne Puder und Zopf, ohne Jabot und Halstuch! Sie nickte und fragte nach seinem Begehr.

Ein brennendes Roth huschte über seine Wangen, und als er die Mütze zog, geschah es wirklich recht linkisch, und als er nun die Frage stellte, ob das kleine Häuschen zu vermiethen sei, gerieth er gar ins Stottern.

Sie zuckte die Achseln. „Daran hat meine Mutter nie gedacht. Wenn man fragen darf, was gedächte der Herr in dem engen Dinge anzufangen?"

„Ich möchte dort schreiben und studiren."

„So, so," fuhr sie fort, den Ellbogen auf die Thür stützend, „dazu ist freilich Platz genug. Tisch und Stuhl und Bett, mehr würde Er ja gar nicht brauchen. Um Vergebung, ist Er ein Gelehrter? — Meine Mutter ist zwar im Augenblicke nicht zu sprechen, sie ist bei der Tante Jettchen in der Petersstraße zum Geburtstage, aber ich glaube ganz bestimmt, daß sie nichts dagegen hat, wenn Er bei uns einziehen will. Komm Er doch näher und sehe Er sich vor allen Dingen das Häuschen an."

„Dessen bedarf es nicht. Werthe Jungfer, Sie ist sehr gütig." Mit diesen Worten trat er in den Garten und ging an ihrer Seite langsam den Weg hinauf.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Aus dem Lager vor Belfort erhält die „Kreuz-Zeitung" eine lebhaft geschriebene Korrespondenz, aus der wir hier einige Hauptstellen reproduziren. Der Korrespondent schreibt: Die beschneiten Kämme und Pässe der Vogesen nach Lothringen hinein durchkreuzten wir in allen Richtungen, täglich vierzehn Stunden zu Pferde. Immer im Schritt, bergauf, bergab, auf steinigen, durch häufige Verhaue aufgeworfene Steindämme und Minen unpraktikabel gemachten Wegen. Dabei warf der heulende Sturm unaufhörlich Regen und Hagel uns beim Emporklimmen in's Gesicht, so daß wir kaum athmen konnten, beim Hinabsteigen in den Nacken, daß bald, trotz Regenmantel und Paletot, wir bis auf die Haut durchnäßt in den Sätteln schwammen. Doch das wäre noch leicht zu ertragen gewesen, hätte nicht bei Einbruch der Dunkelheit die Kälte so furchtbar zugenommen. Durch die starren Finger

glitt hundertmal der nasse Zügel, auf den sich das vor Müdigkeit strauchelnde und aus Unkenntniß des Weges — man sah die Hand nicht vor Augen — schüchterne Pferd mit Zentnerlast auflegte. Der Bügel fiel vom Fuß, der im durchnäßten Stiefel steckte, und der eisige Sturm pfiff um die rothen Ohren.

Unsere Hauptsorge aber war die Batterie, sechs Geschütze mit entsprechender Bedienungsmannschaft, die in den engen Schluchten, ohne einen Schuß zu thun und sich wehren zu können, leicht von überwiegender Anzahl Franctireurs geschädigt werden konnte. Letztere hatten, trotzdem daß von uns die betreffende Telegraphenstation inhibirt und die Leitung zerstört worden war, von unserer Annäherung Kenntniß erhalten, und wir konnten dieselbe weder verheimlichen, noch decken.

Endlich blinkten in der Ferne einige Lichter, das Defilé hatte ein Ende, einige Häuser zeigten sich. Vorposten wurden vorgeschoben, Halt geblasen und das Kommando gegeben: In die Quartiere gerückt! Ich glaube, mehr aus Gewohnheit als aus reifer Ueberlegung, brachte ich die Pferde gut unter — einige standen allerdings, wie der nächste Morgen ergab, in Stuben — und suchte nun mit meinem Hauptmann ebenfalls eine Herberge. Im nächsten Haus brennt Licht, man geht hinein, öffnet die Stube, entledigt sich der nassen Kleidung, nimmt das noch warme Familienbett zu Zweien in Beschlag, die Sorge des Trocknens den erschrockenen Franzosen überlassend. Diese machen ein Höllenfeuer und halten sich scheinbar aus reiner Fürsorge immer im Zimmer auf, wenn ich das dumpfe, schmutzige Viereck so nennen darf, kommen aber dabei dem Tisch, auf welchem unser Geld, die Uhren und Revolver liegen, so bedenklich nahe, daß wir diese Gegenstände mit ins Bett nehmen und einen Wachturnus von zwei Stunden unter uns einführen. Die Augen sind geöffnet, sie starren in das Feuer, doch das Sehvermögen schließt sich der allgemeinen Erschöpfung an. Nur der Dienst oder die Gefahr löst den Bann tiefster Lethargie.

In Chaux sollte unser Detachement die Rückendeckung des ersten Treffens der Belagerungstruppen übernehmen und machte zu dem Zweck einige Expeditionen in die nördlich befindlichen Vogesen, aus denen, nach eingegangenen Depeschen, Menotti Garibaldi debouchiren sollte. Er hat, wie unsere Rekognoszirungen und weiteren Nachrichten ergeben, von diesem kühnen Unterfangen abgestanden und befindet sich jetzt in Besançon. Ich halte somit unseren Auftrag für erledigt und glaube, daß wir in das erste Treffen der Belagerungstruppen gezogen werden, wo sich bereits eine Batterie des 9. Regiments ausgezeichnet hat.

Unsere Lage ist eine ziemlich gefährliche, besonders deßwegen, weil wir vermuthlich im Rücken und in der Front angegriffen werden. Die Front ist gegen Belfort, von welchem Felsennest wir 10,000 Schritt entfernt stehen. Trotzdem große Kriegslust herrscht, empfinde ich doch die bittere Noth der Bevölkerung. Meine Wirthin, eine Wittwe, besitzt eine Kuh, von der sie ihr 1½jähriges Kind ernährt und in wenig Tagen ein zweites zu ernähren gedenkt. Da kommen 26 Mann Einquartierung, nehmen gegen Requisitionsschein die Kuh, schlachten sie und verlangen zum Fleisch noch Brod. Da die Wittwe für eine so große Anzahl Leute kein Brod reichen kann, ist sie genöthigt, obwohl sie sich kaum noch zu rühren vermag, in der Nacht solches zu backen. Von der Anstrengung sich am Tage zu erholen, ist nicht möglich, ihre Betten und alle Räume hat der Preuße inne. Ich ziehe mit einem Viezefeldwebel zusammen und überlasse ihr mein Zimmer und Bett, worüber sie erstaunt, wie darüber, daß ich ihr von unserem warmen Abendbrod etwas mittheilte. Ihre reichlich fließenden Thränen ließen kaum den tiefen Dankesblick durchschimmern, den die stille Dulderin für ein wenig Mitgefühl zollte.

Kunst und Literatur.

Die gebildete Hausfrau als wirthschaftliche Einkäuferin und Verwalterin nach Grundsätzen der Naturkunde, Gesundheitslehre, Oekonomie und guten Sitte von Dr. med. Hermann Klenke. Verlag von Eduard Kummer in Leipzig.

Hievon ist die 7. Lieferung erschienen. Sie handelt vom Einkaufe von Brennmaterial, von irdenem Geschirr, Steingut, Porzelan und Glaswaaren. Einkauf von metallenen Nutz- und Luxuswaaren, von Edelsteinen und Perlen und sonstigen Artikeln. Die Lieferung kostet nur 6 Neugroschen.

Mannigfaltigkeiten.

[Eine lustige Geschichte.] Spandau ist seit einigen Wochen in voller Aufregung über einen unangenehmen Vorfall, der dort mehreren Mitgliedern der Berliner englischen Botschaft zugestoßen. Ihren französischen Sympathien getreu, wollte Lady Loftus nebst Tochter und Sohn, so wie mit mehreren Mitgliedern der englischen Botschaft und deren Damen den gefangenen Franzosen in Spandau einen Besuch abstatten. Natür-

ich war dazu mit leichter Mühe eine Erlaubniß, respektive eine Empfehlung des preußischen Kriegsministeriums beschafft; an Ort und Stelle angekommen, weigerte sich der wachthabende Offizier, dieses Schriftstück zu respektiren, so lange dasselbe nicht auch Unterschrift und Siegel des Kommandanten trage. Um Letztere zu beschaffen, begab sich Lady Loftus mit einem der Herren zur Kommandantur, wogegen die übrige Gesellschaft an Ort und Stelle zurückblieb. Sich die Zeit zu verkürzen, begannen sie endlich aus den mitgebrachten Vorräthen über die schützende Mauer hinweg den hinter derselben sich zeigenden Gefangenen Cigarren zuzuwerfen. Ein des Weges daherkommender Landwehrmann sah dieser Vertheilung der Liebesgaben zu. Von England und seiner Botschaft in Berlin hatte der biedere Vaterlandsvertheidiger wohl noch in seinem Leben wenig gehört; er hielt die Gesellschaft natürlicherweise für Berliner, die ja häufig genug nach Spandau kommen, sich „ihre" Gefangenen zu besehen, und dieselben dabei durch Spendung von Cigarren u. s. w. erfreuen. Ihn erfaßt der Gedanke, daß ebensowohl als die Franzosen auch ein Vertheidiger des heimischen Herdes einiger Cigarren würdig sei, der für einige lumpige Silbergroschen per Tag Weib und Kind verlassen und in Spandau auf Wache ziehen muß. Nicht ahnend, daß ihm sein Gesuch abgeschlagen werden könne, tritt er an die Herrschaften näher heran und erbittet sich bescheiden von einer der Damen einige der kostbaren Glimmstengel. Diese aber, entweder der deutschen Sprache unkundig oder im Aerger, daß ein gewöhnlicher Soldat sie anzureden wagt, verabfolgt keine Cigarre. Natürlich wurmt das dem Landwehrmann, sich den Franzosen gegenüber so zurückgesetzt zu sehen. Kurz entschlossen, versucht er der Dame die von ihr getragene Cigarrenkiste zu entreißen. Die nothwendige Folge war, daß einer der Herren aus der Gesellschaft hinzusprang; allein als er Miene machte, dem Landwehrmann zu Leibe zu gehen, fiel dessen kräftigen Fäusten zunächst der neue Zylinderhut des Engländers als Opfer. Neugierige, die dort genug herumlungern, kamen hinzu, mit einigen Hieben in's Gesicht und sonstigen Püffen trat der Beschützer der Damen mit der ganzen Gesellschaft den Rückzug an. Aus Versehen soll eine der Damen, die den Ritter mit ihrem Leibe decken wollte, ebenfalls einige wenige Schläge empfangen haben. Dem abfahrenden Wagen folgte der Hohn der versammelten Menge. In Berlin hat nun Lord Loftus fürchterliche Revanche verlangt, und Herr v. Thile soll ihm denn auch die ungeheuchelste Theilnahme ausgesprochen und die strengste Untersuchung versprochen haben. Wie das aber so geht, der Schuldige war auf gewöhnlichem Wege nicht zu ermitteln. Man schritt also zu außerordentlichen Mitteln. Am Samstag mußte das in Spandau liegende Bataillon vom 11. Landwehr-Regiment aufmarschiren, und seine Reihen durchschritten das mißhandelte Mitglied der englischen Botschaft und der junge Herr Loftus, um den Schuldigen, respektive die Schuldigen, zu ermitteln, denn schließlich hatten sich auch Kameraden des Hauptschuldigen bei der Affaire betheiligt. Es sind denn nun auch von den beiden Herren zwei Landwehrmänner als „wahrscheinliche" Thäter herausgesucht worden, die aber ihr Alibi beweisen wollen, so daß für die Thätigkeit eines Kriegsgerichts vielleicht nicht einmal ein passender Gegenstand sich findet, trotz alles Eifers, den, wie versichert wird, Berliner und Spandauer Behörden entwickelt haben. Spandau aber hat für einige Zeit wieder seine Skandalgeschichte; natürlich war das gesammte Offizierkorps, so wie ein Theil der Einwohnerschaft bei der Durchsuchung des Bataillons zugegen.

[Thorwaldsen.] Die „Presse" schreibt: Lassen Sie mich gefälligst bezüglich der Thorwaldsen-Feier in Ihrem Blatte erwähnen, daß Thorwaldsen weder in Kopenhagen noch im November geboren ward. Er ist an Bord des Schiffes geboren, auf welchem seine Eltern die Ueberfahrt von Island nach Dänemark machten, wahrscheinlich im September 1770. Man hat nie den Taufschein Thorwaldsen's gefunden, so fleißig man auch in Kopenhagen danach gesucht hat; indessen hat man das betreffende Schiffsjournal seinerzeit wohl absichtlich ignorirt. So lange Thorwaldsen berühmt ist, haben die Dänen sich bemüht, die Welt glauben zu machen, er sei in Kopenhagen geboren, — eine liebenswürdige Unwahrhaftigkeit, die man ihnen wohl verzeihen mag.

[Ein scheu gewordener Bär.] Aus Verőcze in Slavonien berichtet man dem „Hon" Folgendes: Am 17. d. ließ ein Dalmatiner in der Gemeinde Vazia einen Bären tanzen. Plötzlich wurde das an der Kette gehaltene Thier wild, zerriß die Kette und stürzte sich unter das umstehende Volk. Eine Frau und einen alten Mann, die nicht rasch genug entfliehen konnten, warf der Bär nieder und brachte ihnen mehrere Wunden bei. Hierauf lief er zur Drau, an deren Ufer auf einer erhöhten Stelle vier Männer saßen. Auf diese stürzte er los und riß sie mit sich ins Wasser. Der Bär wurde erschossen, der Führer aber hatte sich gleich aus dem Staube gemacht und konnte daher nicht zur Strafe gezogen werden.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 266 Donnerstag, 1. Dezember 1870.

Im Gartenhause.

(Fortsetzung.)

„Schön ist es hier," sagte das Mädchen, als sie vor der Moosbank standen; „und besonders des Abends ist es hier so still, daß man das eigene Herz pochen hört. Mein Vater war ein Gärtner; er hat Abend für Abend auf dieser Bank gesessen und sich wie ein Kind über jede Blume und jede Blüthe gefreut. Seit drei Jahren ist der Vater todt," fügte sie traurigen Tones hinzu, „und Peter Wilm, der als Gehilfe bei ihm war, hat das Grundstück seitdem in Pacht genommen."

„Also das Gartenhäuschen gehört auch dem Peter Wilm?" fragte er rasch.

„Nein," entgegnete sie, „darin hat die Mutter alten Kram, den wir auf den Boden schaffen könnten."

„Und was den Zins betrifft — wenn ich fragen darf?"

„Je nun, das weiß ich wirklich nicht. Warte Er doch, bis die Mutter da ist, oder komme Er morgen wieder."

„Die Geburtstagsfeier kann lange währen, und bis morgen warten? O nein, der Abend ist so schön! Bitte, liebe Jungfer, stelle Sie eine Forderung, und wenn ich's erschwingen kann, so eile ich stracks nach Hause, raffe meine paar Sachen zusammen und bin rechtzeitig wieder hier, um mich noch an diesem Abende als König eines neuen Reiches zu fühlen."

Sie blickte ihn groß an. „Wie schön Er das zu sagen weiß! Er ist wohl gar ein Dichter?"

Ein Lächeln spielte um seine Lippen. „Ich hoffe, einst ein Dichter zu werden. Also der Zins? Ich bitte!"

Sie versank in Sinnen. „Er möchte bis zum Herbst bleiben?"

„So lange der Himmel blaut und die Vögel singen."

„Nun denn — für den Monat zwölf Groschen. Oder ist das zu viel?"

„Das ist zu wenig," rief er rasch und dachte an seine fünf blitzblanken Goldstücke.

„Mehr auf keinen Fall," rief sie noch rascher.

Eine kleine Pause. Das Mädchen drehte sich auf dem Absatz hin und her. Richter betrachtete seine Fingerspitzen.

Dann blickte er in ihr Antlitz, streckte die Rechte aus und sagte: „Wenn Sie durchaus nicht anders will — abgemacht!"

„Abgemacht!" sagte auch sie und legte ihre Hand in die seine.

Er warf sich in die Brust und rief mit komischem Pathos: „Also in einer guten Stunde wird der König unter Pauken- und Trompetenschall in sein neues Reich ziehen."

Sie lachte und spann den Scherz fort: „Wir werden die Ehre haben, Ew. Majestät an der Pforte zu empfangen."

„Unterthanin, lebe Sie wohl." Er winkte und ging ein paar Schritte vorwärts.

Sie verneigte sich tief und wandte sich.

„Noch eine Frage, Tochter meines Landes," rief er plötzlich und blieb stehen.

Wie der Wirbelwind schwang sie sich herum. „Majestät befehlen?"

„Der König wünscht den Namen seiner getreuen Unterthanin zu vernehmen."

„Ich heiße Hannchen Lerche."

„Hannchen Lerche kann meiner Gnade stets versichert sein. Lebe Sie wohl."

Sie grüßten sich, sie lachten, und als er draußen vor dem Zaune stand, warf er vor lauter Glückseligkeit die Mütze hoch in die Luft. Hannchen flog bis an die Thür und sah ihm so lange nach, bis er um eine Windung des Weges verschwunden war. Diese treuen und ehrlichen Augen, diese glänzenden und wallenden Locken! Und — ja, wie hieß er denn? An die Frage nach seinem Namen hatte sie gar nicht gedacht. Etwas so Wichtiges auch zu vergessen!

Jetzt schnell ans Werk. Das mußte wie der Wind gehen. Mit Hülfe eines Gärtnerburschen wurde der Kram aus dem Häuschen geschafft, dann mit dem Besen über Wände und Dielen und Decke, dann mit dem Tische ans Fenster und ein Stuhl

davor, dann ein Bettchen aufgeschlagen ... „Fertig!" rief Hannchen und klatschte in die Hände.

In diesem Augenblick kehrte Madame Lerche von der Tante Jettchen in der Petersstraße zurück. Die Lerchin, wie sie in der Nachbarschaft genannt wurde, war eine sehr lange und sehr dünne Frau mit Flügelhut und meergrünem Sonnenschirm in Tulpenform. Sie pflegte für gewöhnlich mit zusammengekniffenen Brauen und strengem Zuge um die bläulichen Lippen zu erscheinen, aber heute schaute sie ganz heiter drein, sie befand sich ja in einer Geburtstagsstimmung; denn Tante Jettchen hatte sehr vielen Kaffee nnd sehr vielen Kuchen und obendrein noch süßen Wein aufgetischt.

Zwar im ersten Moment erstarrte die Lerchin, als sie die Veränderung im Gartenhause erblickte, und sie erstarrte noch weit mehr, als das Bekenntniß „zwölf Groschen für den Monat" an ihr Ohr schlug. Allein die Geburtstagsstimmung drängte den Tadel, der schon auf ihrer Lippe saß, wieder zurück. Sie mußte sich doch sagen, daß sie auf das Vermiethen dieses „Kastens" gar nicht verfallen, und daß zwölf Groschen doch immer besser als gar nichts wäre; und nachdem nun diese stille Betrachtung vollständig Raum in ihrer Seele gewonnen, lächelte sie wieder und nickte und hieß Alles gut.

Da kommt unser Student. Unter dem rechten Arme Bücher und über den linken Schlafrock und Wäsche, in der rechten Hand Pfeifen und in der linken Stiefel und Schuhe. So bepackt, steht er vor der Zaunthür.

„Der ist es?" flüsterte die Lerchin ihrer Tochter zu, „Gott und Vater! wie sieht der aus! Keinen Zopf und keinen Puder und kein Halstuch. Aus welchem Lande mag der sein? — Na, einerlei, sein Gesicht gefällt mir und das ist doch die Hauptsache."

„Guten Abend, Majestät," rief Hannchen und knixte.

„Was faselst Du da?" rief im höchsten Erstaunen die Mutter.

„Wir haben vorhin blos so gescherzt," entgegnete die Tochter.

„Ich grüße Sie, Tochter meines Reiches," rief der Student und trat in den Garten. „Madame, Ihr gehorsamer Diener. Da bin ich mit Sack und mit Pack."

„Junger Mann," sagte die Lerchin, indem sie sich kerzengerade richtete und den meergrünen Sonnenschirm zuklappte; „Junger Mann, das Häuschen ist in Ordnung gebracht und ich werde Ihn einführen. Wenn's gefällig ist? — Hannchen, Du kannst derweil in den Keller steigen und nach der Milch sehen."

Das Mädchen ließ die Lippe hängen und entfernte sich sehr langsam. Die Beiden verschwanden in dem Häuschen, und nachdem sich Richter nur flüchtig umgesehen, rief er einmal über das andere: „Meine kühnsten Erwartungen sind weit übertroffen! Dies ist das Vorzimmer des Paradieses!"

Die Frau schmunzelte und forderte ihn auf, sich des Gepäcks zu entledigen. Sie war ihm behülflich, die wenigen Habseligkeiten rasch unterzubringen. „So, junger Mann," begann sie dann, indem sie die weißen Bänder ihres Flügelhutes lüftete und auf dem Bettrande Platz nahm, „nun wollen wir erst noch reden, wie es sich gehört. Setz' Er sich da auf den Stuhl. So — Er heißt?"

„Richter."

„Und was treibt Er?"

„Ich bin Student und schreibe Bücher."

„Und wenn man fragen darf, wo ist Er her?"

„Aus Wundsiedel im Fichtelgebirge."

„Und liegt in welchem Erdtheil, wenn man weiter fragen darf?"

Er lachte. „Sehe ich denn wie ein Hottentotte aus? Wunsiedel ist eine deutsche Stadt."

„Was Er da sagt! Ich dachte nämlich, weil Er kein Jabot und keinen Zopf und keinen Puder ... Einerlei," unterbrach sie sich selbst," das gehört ja auch gar nicht hieher, ich wollte nur noch von der Ordnung mit Ihm reden."

Er sah durch das Fenster nach den Bäumen und dem Abendhimmel und nickte.

„Also Erstens hab' Er doch recht Acht, daß die Zaunthür immer hübsch zubleibt. Es hat sich zwar noch nie Jemand eingeschlichen, aber es könnte ja doch geschehen, die Menschheit wird alle Tage schlechter. Und Zweitens brenne Er Abends kein Licht. Er könnte schreiben oder lesen und müde werden, darüber einnicken, — hei, dann schlägt die Flamme zum Dach hinaus! Und Drittens thät er am besten die Fenster punkt 7 Uhr zu schließen, denn die Abende sind doch noch kühl und feucht und solche Luft ist schädlich. Und Viertens — hätte ich noch Etwas zu bemerken? Nein, jetzt bin ich fertig."

Er athmete auf und durch seine Lippen drängte sich ein unhörbares „Gott Lob!" Sie schob den Hut tiefer in die Stirn, zog das Tuch fester um die Schultern und erhob sich. Er streckte die Rechte aus; sie wünschten sich eine gute Nacht.

(Fortsetzung folgt.)

Französische Unarten.

(Von Dr. Haus Blum. Aus dem „Daheim.")

Versailles, 20. Okt.

Sie kennen wohl die Geschichte von dem Mann, der ängstlich zu seinem Nachbar sagte: „Nehmen

Sie sich vor dem Menschen dort in Acht. Der ist toll, er hält sich für Christus. Das ist aber ein Irrthum. Ich müßte das wissen, denn ich bin Gott Vater."

So ist es mit den Franzosen. Viele kommen Ihnen leidlich vernünftig vor, und reden und handeln wie andere Menschen, so daß Sie über viele ihrer Zustände und Eigenschaften kritisch mit ihnen rechten können. Aber wehe Ihnen, wenn Sie unversehens den Punkt berühren, wo die fixe Idee bei ihnen anfängt. Dann thun Sie gut, sich sofort zurückzuziehen, oder, wenn das nach Kigges Umgang mit Menschen unthunlich ist, stumm und gedankenlos den Reden zuzuhören. Die fixe Idee hat seit Sedan vielfach gewechselt, aber vernünftig ist sie noch keineswegs geworden. Zuerst vergingen Wochen, ehe man an Sedan glaubte. Dann kam die fixe Idee vom Verrath du Failly's, dann die von preußischen Spionen, dann die vom Ausbruch Bazaine's aus Metz, dann die von 800,000 Soldaten in Paris.

Ein guter Theil von Frankreich ist selbst von diesem Blödsinn noch nicht geheilt, z. B. die gute Stadt Paris. Die gescheuten Narren dagegen sehen mit vornehmer Geringschätzung auf diese weniger begabten herab. „Ah bah! Verrath, Spione, Bazaine, Paris", das ist Alles nichts, „selbst Paris muß sich ergeben, wenn auch natürlich erst in sechs Monaten. Aber die Armee der Loire, die Armee de Mühlhouse, die Armee von Lyon;" ruft der eine. Aber sie existiren ja gar nicht; was da war, haben wir bei Epinal und bei Orleans geschlagen. „Ja, ja," sagt der klügste Narr, „das ist richtig, aber wenn der Herr Prussien nur begreifen wollte, daß sie erst ein Dutzend von den 89 Departements besetzt haben, daß sich nun die fürchterlichen Völker der Bretagne und Normandie zum Volkskrieg erheben." Hier thut der Deutsche gut, die Unterhaltung abzubrechen.

Wer nicht bergreift, daß der Besitz von 20 Departements, wenn in denselben Alles, was Soldat heißt, gefangen oder getödtet, alles Kriegs- und Proviantmaterial erbeutet wird, die Entscheidung dieses Feldzuges bedeutet, mit dem ist so wenig zu streiten, als mit einem Bewohner von Charenton, der behauptet, die Viehseuche erfunden zu haben. Aber Sie mögen sich wohl vorstellen, wie schwer unter solchen Verhältnissen der Friedensschluß, wie schwer das Leben unter dem Volke selbst ist, mit dem man ja nicht nur gern verkehren will, sondern auch verkehren muß.

Jeder Franzose nimmt in mehr oder minder feiner oder bewußter Weise schon jetzt an dem Rachekriege Theil, der nach den rückhaltigen Gedanken eines jeden uns noch vor Weihnachten bescheert wird. Die einen spucken aus, wenn sie „Preußen in Uniform" oder uns in Zivil gekleidete „Spione" sehen. Denn daß wir, meine englisch-amerikanischen Kollegen und ich, Spione sind, daran zweifelt hier Niemand. Der Versuch, sie davon zu überzeugen, daß Spione in der Regel doch nicht Pferd und Wagen halten und mit diesem wundervollen Ziel für Granaten und Kleingewehrfeuer ihre Kundschaftszüge anzutreten pflegen, wäre Franzosen gegenüber ebenso nutzlos, als die Einwendung, daß Kriegsspione doch auch nur sehr ausnahmsweise sich vierzehn Tage lang in einer offenen Stadt Chambre garnie einmiethen, und sich ihre Nachrichten beim Generalstab oder einer mitleidigen Postbeamtenseele holen. Thut nichts, der Jude wird verbrannt. Wir sprechen deutsch und englisch, können schreiben, machen sogar hie und da Gebrauch davon, und besitzen ein französisches Artilleriepferd, welches nach seinem unausrottbaren Drang, rechts zu gehen, vormals zu den Arkadiern gehört haben muß. Das reicht zum Beweise unserer Spionage hin, und keiner von uns ist sich unklar, welches sein Schicksal sein würde, wenn man den Franctireurs oder anderem Gesindel in die Hände fiele.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

München, 28. Nov.

„Die „Korr. Hoffm." veröffentlicht einen authentischen Bericht über die Vorkommnisse unter denen in der Zeit vom 9. bis 16. Nov. die Entlassung der bayerischen Aufnahmsfeldspitäler Nro. 9 und 10 aus Orleans stattfand.

„Als in der Nacht vom 8. auf den 9. November — heißt es in dieser Darstellung — das bayerische erste Armeekorps v. d. Tann die Stadt Orleans verließ, befanden sich daselbst noch die zu diesem Armeekorps gehörigen Aufnahms-Feldspitäler Nro. 9 und 10, von welchen das Erstere bereits seit einiger Zeit strenge Marschbereitschaft, und zu diesem Zweck auch die im Bahnhof befindlichen Verwundeten auf Befehl des Korpskommando's einer internationalen anglo-amerikanischen Gesellschaft übergeben, jedoch ebenso wie das Aufnahms-Feldspital Nro. 10 im Verein mit mehreren Aerzten der Aufnahms-Feldspitäler 2 und 6 noch eine Anzahl Internisten zu behandeln hatte. Auch einige verwundete und erkrankte Offiziere, welche meist in Privatquartieren in der Stadt zerstreut lagen, wurden von verschiedenen Aerzten der genannten Spitäler behandelt. Als am 9. November Nachmittags die Nachricht von dem Rückzug des Korps bekannt

wurde, begaben sich die Aerzte &c. in ihre betreffenden Spitäler. An einen Abmarsch derselben konnte nicht mehr gedacht werden, da die drohende Haltung des sich mehr und mehr anhäufenden Volkes einen solchen sich entgegengesetzt haben würde.

Was zunächst die nun folgenden Vorgänge betrifft, so erschienen noch an demselben Abend und in der Nacht zahlreiche bewaffnete Haufen von Gardes nationales, Gardes mobiles und Franctireurs, so wie einzelne Offiziere dieser Körper; sie nahmen eine Untersuchung der Wagen der Spitäler vor, legten die gefundenen zur Ausrüstung des Spitals gehörenden Waffen &c. unter Beschlag, und nahmen aus den zum Transport des ärztlichen &c. Personals dienenden Chaisen, Gegenstände, meist Privateigenthum der Aerzte, hinweg. Thätlichkeiten oder Unbilden gegen das Personal der Spitäler, oder gegen Kranke, kamen hiebei nicht vor. Am nächsten Morgen wurden von den genannten Truppentheilen die Pferde der Spitäler weggeführt — angeblich lediglich zum Transport von Verwundeten — dieselben wurden jedoch nicht mehr beigebracht, und blieben verschwunden. Ebenso wurden den Offizieren, Aerzten und Beamten der Spitäler die Säbel abgefordert mit dem Bemerken: daß dieses Vorgehen auch von deutscher Seite stattgefunden habe. Die gegen die Wegnahme der Pferde und Säbel eingelegten Proteste, namentlich, daß die Säbel nicht als Waffen, sondern als Auszeichnung zu dienen hätten, wurden nicht berücksichtigt. Von einer Erklärung zu Gefangenen, von einer Inhaftirung — wie solches von verschiedenen Seiten angegeben wurde — war zu dieser Zeit keine Rede. Der Kommandant der Garde nationale von Orleans, ein humaner Mann, der jedoch nicht vollständige Gewalt über seine Leute besaß — ersuchte im persönlichen Interesse für die Aerzte &c. dieselben so wenig wie möglich, sich den Blicken der erregten und in hohem Grade gereizten Menge auszusetzen, und so viel als möglich den Verkehr mit derselben zu vermeiden, und, innerhalb der Spitallokalitäten bleibend, den ärztlichen Dienst daselbst weiter zu führen. Eine vollständige Abschließung war für die Aerzte nicht möglich, da die verwundeten Offiziere deren zum Verbande &c. bedurften. Bei derartigen Besuchen waren die Betreffenden häufig Insulten, Verhöhnungen, Verspottungen &c. des Volkes ausgesetzt, die sich sogar bis zum Angriff mit der Schießwaffe steigerten.

Als in nächster Zeit die reguläre Militärmacht Orleans in Besitz genommen hatte, und eine Platzkommandantschaft eingerichtet worden war, wurden vor Allem die Rekonvaleszenten, deren sich eine ziemliche Anzahl in den Militärspitälern befand, ferner die Leichtverwundeten und die Erkrankten, kurz alle nur irgend Transportabeln mit den Gefangenen nach Pau in Südfrankreich mittelst Eisenbahn abgeführt. Man hielt, trotz der Versicherungen von dem gegentheiligen Verfahren von Seiten der deutschen Armee, streng an dem Prinzip fest, Verwundete und Kranke als Gefangene zu betrachten, und zwar nicht nur bei der Mannschaft, sondern auch bei den Offizieren, von welchen ebenfalls die zu transportirenden nach Pau gebracht wurden. Als eine harte und ebenfalls trotz aller Gegensprache durchgeführte Maßregel erschien hiebei, daß man die Bedienten selbst schwer verwundeter und der Diener dringend bedürfender Offiziere ebenfalls in die Gefangenschaft brachte. Nächstdem wurden die Spitäler, welche bis jetzt von den bayerischen Aerzten besorgt wurden, von französischen Aerzten besucht und die Ordination von denselben übernommen, die Verwundeten und kranken Offiziere wurden von dem französischen Chefarzt genau notirt, und die fernere Behandlung durch französische Aerzte (soweit die anglo-amerikanische internationale Gesellschaft dieselben nicht übernommen hatte) eingeleitet — theils durch die betreffenden Hausärzte der Quartiergeber, theils durch eine französische internationale Ambulanz, an der Spitze Dr. Gayel, Chefchirurg im städtischen Krankenhaus zu Lyon.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus Bern wird geschrieben: „Der „Schweizer Volksfreund" rügt die nur bei uns mögliche Prozedur, sich für fünf Centimes berühmt zu machen. Hat Jemand eine Broschüre geschrieben oder ein Liedchen komponirt, so klebt er eine fünf Centimesmarke darauf und adressirt das Opus an den Bundesrath. Besagter hoher Bundesrath fühlt sich natürlich sehr geschmeichelt und verkündet urbi et orbi die empfangene Huldigung durch sein Bulletin, welches von sämmtlichen Zeitungen bis auf das letzte Tüpfelchen über dem i gewissenhaft abgedruckt wird. Auf diese Weise hat Schlaumännchen für fünf Cts. in jedem Palaste und in jeder Hütte bekannt gemacht, daß es ein neues System für die Kultur der Hühneraugen entdeckt oder die Schrecken des Piano durch eine neue Komposition gesteigert hat. Auf dem gewöhnlichen Wege des Inserirens würde eine solche Anzeige etliche Hundert Franken kosten.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 267 Freitag, 2. Dezember 1870

Im Gartenhause.

(Fortsetzung.)

„Hannchen saß am Fenster, als die Mutter zu ihr trat. Die Mutter gähnte und sagte, es wäre am allerbesten, wenn man ins Bett ginge.

Kaum dreißig Minuten später lag Dame Lerche in holden Träumen. Sie lächelte im Schlafe, denn ihr träumte, daß Tante Jettchen von nun an ihren Geburtstag täglich feiern werde. O dieser Kuchen und dieser Kaffee und dieser süße Wein! — Hannchen warf sich unruhig auf dem Lager hin und her. Sie fühlte da, wo das kleine Herz pochte, ein merkwürdiges, aber ein gar wunderbares Prickeln, und immer und immer mußte sie an die treuen und ehrlichen Augen und an die glänzenden und wallenden Locken denken.

Und durch den Garten, die Arme über der Brust gekreuzt, schritt der Dichter. In den Bäumen rauschte es geheimnißvoll, die Sterne blitzten, der Mond warf sein mildes Licht über Blätter und Blumen und Blüthen. Der Dichter ließ sich auf die Moosbank nieder. Glühwürmchen kamen geflogen und umtanzten ihn, goldschimmernde Käfer krochen aus dem Moos hervor, silberne Fäden zogen durch die Luft und schmiegten sich an seine Stirn, und da jubelten sein Herz und seine Lippe: „Ein Sommernachtstraum!"

Im Garten nebenan stand ein finsteres Haus, und unter dem Dache dieses Hauses wohnte der Magister Herr Timotheus Baumgarten. Herr Timotheus war ein mittelmäßiger Lehrer und ein gewaltiger Pedant, der so griesgrämig wie ein gichtkranker Achtziger aussah, obgleich er kaum ein halbes Jahrhundert auf dem Rücken hatte. Nichts machte ihm Freude, und seine verknöcherte Seele konnte für nichts mehr erglühen; er war ohne Weib, ohne Kind, ohne Freund. Mit seiner schwatzhaften Wirthin wechselte er vom Morgen bis zum Abend kein Wort, und wenn Hannchen Lerche, die kleine Nachbarin, lachte und sang, so sprang er wie ein angeschossenes Wild vom Fenster zurück.

Ja, an diesem Fenster stand er runde zehn Minuten, bevor er des Morgens zur Schule ging; aber er stand nicht da, um sich an dem Grün und Dufte zu laben, sondern weil er der festen Meinung war, der Wechsel der Farben wirke wohlthuend auf sein Auge. Während dieser Stellung pflegte er dann, um doch nicht ganz müßig dazustehen, von Eins bis Dreihundert zu zählen; dann kleidete er sich an und begab sich zu seinen Zöglingen, die den Magister wie die Pest fürchteten.

Aber heute, als er in seiner Zählung bis Vierundachtzig gekommen war, blieb ihm die Zahl Fünfundachtzig im Halse stecken. Sein Blick fiel in den Nachbargarten — und da wurde sein Auge finster und finsterer und seine Brauen zuckten und über seine Stirn glitten Wellen.

Was es nebenan gab? Unter den Bäumen schritt der Student Richter auf und nieder. Er dachte über den Anfang seines Buches nach, welches er noch an diesem Morgen beginnen wollte.

Der Magister seufzte tief, tief auf: „O, die Verderbtheit der Jugend!" Dann zog er seufzend den schwarzen Gehrock an, schlang die weiße Binde dreimal um den Hals, zerrte an Zopf und Haarbeutel, griff nach Hut und Stock und verfügte sich zur harrenden Jugend. Unterwegs schüttelte er noch vielmal den Kopf. Und als die Schule beendet war, da hatte er auch seine Ueberlegung beendet. Er machte sich schleunigst auf den Weg und pochte bei Dame Lerche an.

„Frau Nachbarin," rief er, als sich die Thür kaum hinter ihm geschlossen hatte, „wer ist der Mußje da unten? O, die Jugend, die Jugend!"

„Ei, Herr Magister, wie komme ich zu dieser Ehre? Bitte, setze Er sich. Womit kann ich dienen?" Sie war ganz allein in der Stube; Hannchen saß in der Küche neben dem Herde und schälte Mohrrüben.

Timotheus Baumgarten blieb zwischen Thür und Fenster stehen und fuhr fort, indem er den Knopf des Stockes gegen das Kinn drückte und das Haupt schüttelte: „Frau Nachbarin, ich habe bis Dato fest geglaubt, daß Sie ein Frauenzimmer ist, welches sich eines höchst ehrbaren Wandels befleißigt, aber jetzo muß ich gestehen, daß ich irre geworden bin, und daß mein Gemüth — —"

Da schoß ein Blitz aus ihren Augen, ihre lange und dünne Gestalt schien noch länger und dünner zu werden, ihre Arme hoben und senkten sich. Sie hatte die Absicht, eine niederschmetternde Rede zu halten, allein schon nach den ersten Worten: „Was will er damit sagen?" blieb sie stecken.

Der Magister richtete den Stock nach dem Fenster, legte sein Gesicht in tiefste Falten und fragte erhobenen Tones: „Dieser Musje da unten wohnt bei Ihr?"

„Der junge Mann heißt Richter, ist Student, schreibt Bücher, wohnt bei mir und damit basta!" rief sie kurz und stemmte die Arme in die Seiten.

Er kniff die Augen zusammen und sprach mit salbungsvoller Stimme: „Dieser Musje Richter bereitet viel Aergerniß."

„Nein, sagte sie sehr entschieden, „der ärgert keine Fliege."

„O doch, doch, er beleidigt täglich, stündlich, in jeder Minute — er beleidigt die Wohlanständigkeit. Frau Nachbarin, wo hat Sie nur die Augen?"

Laut lachte sie da auf: „Jetzt verstehe ich, Er will Spaß mit mir treiben!"

„Ich scherze niemals," erwiderte er eisigkalten Tones: „Ist das eine Kleidung für einen ordentlichen Menschen? Geht nicht dieser Musje Richter zum Entsetzen gesitteter Leute einher? Ohne Halstuch, ohne Zopf, ohne Puder — so kleidet sich ein Strolch, und folglich hat Sie den besten Beweis, daß ein Strolch bei Ihr wohnt."

„Er hat ein gutes, braves Gesicht, und folglich hab' ich den besten Beweis, daß er kein Strolch ist."

„Maske, pure Maske! Wenn die hohe Obrigkeit Ihr Attachement für diesen Windbeutel erfährt! Bedenke Sie das! Er muß das Häuschen verlassen und das auf der Stelle!"

Dame Lerche biß die Zähne zusammen und kehrte dem Präzeptor den Rücken. Dann plötzlich riß sie den Mund weit auf und schrie: „Und wenn ich sage, er bleibt, so bleibt er! Verstanden? Um den Richter hab' ich, ich ganz allein mich zu kümmern, und Er, Magister, Er kümmere sich um die Jungen, damit sie was Ordentliches lernen. Basta!"

„Das wäre also in dieser hochwichtigen Angelegenheit Ihr letztes Wort? O, Sie wird es bitter bereuen! — Lebe Sie wohl." Er warf den Stock auf die Schulter und verließ unter endlosen Seufzern die Stube.

(Fortsetzung folgt.)

Französische Unarten.

(Fortsetzung.)

Die anderen fangen den Vernichtungskrieg von der praktischen Seite an. Jedes Kaufsanerbieten eines Deutschen wird mit der kecken Behauptung: »Il n'y a plus rien, rien du tout«, abgelehnt. Findet man dann nach einigen Drohungen mit Mairie und Kommandantur das Gewünschte, so gehen die Klagen über das wirklich Mangelnde los.

Eine ganz eigenthümliche Art, uns den Lebensunterhalt abzugraben, grassirt gegenwärtig hier. Ich schrieb Ihnen, welch' angenehme Fülle uns die Läden von Versailles bei unserem Einzug entgegenstrahlten. Dieses seltene Bewußtsein, kaufen zu können, wurde noch erhöht in den nächstfolgenden Tagen, als die Vorräthe der umliegenden Dörfer hierher strömten. Aber jetzt wohnt in den öden Ladenfenstern schon das Grauen. Man muß Früh 5 Uhr heraus, wenn man Brod haben will; Salz ist erst in St. Germain mit Mühe und Noth zu haben, deßgleichen Zündhölzchen; der Käse ist ausgestorben; das Pfund Zucker kostet vier bis fünf Francs, der Hut Zucker sechzig bis achtzig; Butter gilt für eine größere Verschwendung, als bei uns ein paar Dutzend Austern, und mit Recht, denn einem meiner literarischen Freunde wurden erst vorgestern in einem Café für ein paar „Butterstollen" und zwei Glas Bier — bei denen sich nun 'mal die Briefe von „Muttern" am besten lesen — vier Francs abverlangt, so daß sich der Mann sofort die Brille abwischte, um zu sehen, ob er recht gehört habe. Kaffee ist unter Brüdern nicht zu haben; eine Weintraube von sehr mäßigem Umfang wird mit einem Marktpreis von vier Guten beschwert, und „echte Importirte", die wir daheim unseren Hausknechten nicht ohne einen tüchtigen animus injuriandi anbieten könnten, werden uns hier zu dem mäßigen Preise von 30—200 Thaler durch Maueranschlag angeboten. Und woher kommt dieser plötzliche Konsum aller Vorräthe, diese fabelhafte Steigerung der Preise? Ich will gern zugeben, daß der Soldat einmal für ein paar Tage gelebt hat, als für die angesammelte Löhnung sich endlich etwas kaufen ließ. Aber das erklärt nicht viel. Nein, die Bevölkerung hat die Vorräthe aufgekauft; aus Furcht vor Mangel die einen; um sie für sich zu haben, und nicht den Deutschen zu lassen, die allermeisten. Die Reaktion ist nicht ausgeblieben, d. h. die Agiotage des Marketenders.

So wie der wohlhabende Pöbel in Versailles durch Aufkauf uns »chinois« auszuhungern versuchte, kaufte sich der Marketender den ganzen Vorrath an Brod, Salz, Fleisch u. s. w., dessen er hab-

haft werden konnte. Gab nun bisher der französische Handwerker, Gewerbetreibende und Epicier nur an Franzosen ab, so öffnet dagegen der Marketender nur solchen die Schleusen seines Planwagens, die durch eine hinreichende Geläufigkeit in der Verwechslung von mir und mich ihre urteutonische Abstammung und Gewohnheit bekunden, und außerdem natürlich seine Fürsorge königlich zu belohnen bereit sind. Denn ohne entsprechende anderweite gute Bezahlung läßt der Marketender selbst an die hartnäckigsten Verwechsler des dritten und vierten Falls nichts ab. So aber ist der Marketender den Franzosen zum unliebsamsten Manne in Versailles geworden. Man würde ihn gerne hindern, sein schwunghaftes Geschäft fortzusetzen. Tout passe dans les cantines! hört man des Tages hundertmal sagen.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

(Schluß.)

Nachdem auf diese Weise für die Uebernahme der bayerischen Kranken und Verwundeten durch französische Aerzte Sorge getroffen war, wurde den bayerischen Militärärzten von Seiten des Platzkommando's durch den Platzoberst mitgetheilt, daß das weitere Verweilen des ärztlichen Personals der bayerischen Feldspitäler in Orleans unstatthaft sei, und unter keiner Bedingung mehr zugegeben werden könne. Zugleich wurde angekündigt, daß sich sämmtliche Aerzte ebenfalls nach Pau zu begeben, und hier zur Behandlung der Kranken rc. zu verbleiben hätten. Die Offiziere, Beamten und das übrige Personal sollten einstweilen in Orleans bis zu weiterer Entschließung zurückbehalten werden. Es wurde zwar erklärt, daß die Aerzte in Pau nicht als Gefangene zu betrachten seien, für das Weiterkommen derselben von Pau aber nur geringe Hoffnung gemacht. Da gegen diese Weisung sich von verschiedenen Seiten, namentlich auch von Seiten des Hrn. Bischofs von Orleans, Gegensprache erhob, und auf die betreffenden Artikel der Genfer Konvention ausdrücklich verwiesen wurde, so erfolgte unmittelbar vor Ausführung des Befehls, nach Pau zu gehen, Gegenordre, und es wurde der Befehl in der Art modifizirt, daß nur zwei bayerische Militärärzte sich mit dem Transport von Verwundeten und Kranken, theils zur Behandlung während der Reise, theils zur Pflege der Kranken in Pau so lange, bis französische Aerzte den Dienst daselbst übernehmen könnten, zu begeben hätten.

Zur Begleitung des Transports wurden die Landwehrassistenzärzte Dr. Wilhelm Fischer und Dr. Max Buchner bestimmt. Zugleich wurde die Weisung ertheilt, Nachmittags — 15. November — sich behufs Empfangs einer weiteren Ordre auf dem Bureau der Kommandantschaft einzufinden. Von jetzt an zeigte sich eine genauere Bekanntschaft mit den Artikeln der Genfer Konvention. Es wurde die Eröffnung gemacht, daß von Seite des französischen kommandirenden Generals die Absicht bestehe, die Feldspitäler mit ihrem gesammten Personal und ihrem Material am nächsten Tage zu den deutschen Vorposten zu entlassen, und zwar mit der entsprechenden Sauvegarde, vorausgesetzt, daß an die Stelle der genommenen und nicht mehr zum Vorschein gekommenen Pferde der Spitäler andere von Seite der Mairie oder französischen Militärverwaltung zur Stelle geschafft werden könnten, und mit dem Vorbehalt, daß diese Pferde lediglich bis zu den äußersten deutschen Vorposten gebraucht werden dürften und hier andere von der deutschen Armee gestellt werden müßten. Während der Berathung, die von Seite der Kommandanten und dirigirenden Aerzte der Feldspitäler über diesen Vorschlag gepflogen wurde, erschien ein Kommandeur des französischen Platzkommandos mit der Mittheilung, daß sich trotz aller Mühe nicht die erforderliche Zahl von Pferden für eine, geschweige denn für beide Ambulanzen finden lasse, und daß der vom General gemachte Vorschlag zurückgezogen werden müsse. Abgesehen auch davon, daß die Pferde in hinreichender Menge vorhanden gewesen wären, so würde doch der Marsch zu den deutschen Vorposten aus dem Grunde nicht wohl möglich gewesen sein, weil der kommandirende General der betreffenden Theile der Loirearmee die Erklärung abgegeben hatte, unter keiner Bedingung ein Passiren der Vorposten von irgend Jemandem zugeben zu wollen, und daß in dieser Richtung die Bestimmungen des Generals in Orleans für ihn nicht maßgebend seien. (Auch der protestantische Feldgeistliche Kahl von der ersten Infanteriedivision, welcher mit einem Geleitschein des kommandirenden Generals in Orleans versehen, bis zu den französischen Vorposten am 15. November gelangte, wurde von diesen zurückgewiesen und unter verschiedenen Unannehmlichkeiten wieder nach Orleans gebracht.) Unter diesen Umständen war der nächste und natürlichste Weg für die Feldspitäler wieder zu dem Armeekorps zu gelangen, unmöglich gemacht.

Noch an demselben Abend erfolgte von Seite des Kommandirenden in Orleans, der sichtbar sich beeilte, das Personal der Feldspitäler aus der Stadt zu bringen, und auch die Versicherung gab, dasselbe nicht unter allen Umständen vor dem Pöbel schützen zu können, ein anderer Vorschlag zur Rück-

kehr zur Armee, in der Weise, daß der Weg zu derselben mittelst Eisenbahn über Genf und die Schweiz zurückgelegt werden sollte — ein Vorschlag, der auch damit begründet wurde, daß französische Ärzte von Sedan aus einen ähnlichen Weg hätten einschlagen müssen, um zu den französischen Truppen zu gelangen. Nachdem die Annahme dieses Vorschlags mittelst einer schriftlichen Erklärung von Seite der Feldspitäler effektuirt war, als einzige Möglichkeit, wenn auch auf einem enormen Umweg, wieder zur Armee zu gelangen, so wurde noch das gleichzeitige Fortbringen des Materials, resp. der in den Wagen befindlichen Ausrüstungsgegenstände für das Spital sammt Wagen und der zum Transport der Beamten nothwendigen Fuhrwerke erörtert. Die Möglichkeit, dieses Material mitzunehmen, mußte wegen des absoluten Mangels an Eisenbahnwagen für einen derartigen Transport aufgegeben werden und es konnte nur ein Theil des Instrumentariums als des werthvollsten Bestandtheiles mitgenommen werden. Zugleich gelang es auch noch, und zwar beim Feldspital Nr. 9, unter den größten Schwierigkeiten, den 3155 fl. bestehenden Baarvorrath der betreffenden Kassen zu retten. Für das zurückgebliebene Material wurde jede mögliche Schonung und Garantie nach den Grundsätzen der Genfer Konvention von der Militärbehörde versprochen und von Seite der Abziehenden durch ein Schriftstück das Material dem Schutz und der sicheren Aufbewahrung unterstellt. Das Privateigenthum vollständig mitzunehmen, wurde keinem Anstand unterzogen, ebenso gestattete man die Säbel wieder anzulegen, jedoch fanden sich dieselben auf der Mairie, wo sie deponirt sein sollten, bis auf zwei nicht mehr vor.

Am 16. November um 1 Uhr wurde der Zug, mit welchem das Personal der Ambulanzen von Orleans abging, expedirt, und zwar im Beisein des Platzobersten, welcher die Identität des Personals feststellte, und sich das Ehrenwort geben ließ, daß die vorgeschriebene Reisetour genau eingehalten und erst nach deren Vollendung der Marsch zur Armee wieder angetreten werden sollte. Der Weg wurde über Tours, Bordeaux, Toulouse, Carcassonne, Cette, Montpellier, Valence, Grenoble, Chambery, Genf, Romanshorn und Lindau genommen, woselbst man am 20. Nachts 11 Uhr anlangte. Die Reise durch Frankreich war eine sehr unerquickliche, weil es das an den verschiedenen Stationen in zahlreicher Menge versammelte Volk an Insulten und Verhöhnungen nicht fehlen ließ. Thätlichkeiten fielen jedoch nicht vor, was vorzüglich dem äußerst maßvollen zurückhaltenden Benehmen unserer Soldaten zu verdanken ist. Als Resumé läßt sich noch Folgendes erwähnen: 1) die städtischen Behörden (Mairie), der Kommandant der Nationalgarde, der gebildete Theil der Einwohnerschaft thaten Alles, was in ihren Kräften stand, um den zurückgebliebenen Hospitälern und deren Personal, so wie den Verwundeten überhaupt den nothwendigen Schutz angedeihen zu lassen, konnten jedoch namentlich Anfangs nicht immer durchdringen; 2) die reguläre Militärbehörde zeigte namentlich, nachdem sie die Bedeutung der Genfer Konvention erkannt, guten Willen, dieselbe vollständig zu erfüllen, was jedoch aus militärischen Rücksichten und wegen Mangels an Mitteln nur theilweise ausführbar war. Für sehr wichtig schien es der Militärbehörde, daß keinerlei Thätlichkeiten gegen das Sanitätspersonal stattfänden; 3) irreguläre Truppen (Franktireurs, Mobil- und Nationalgarden) machten namentlich Anfangs aus Unbekanntschaft mit der Genfer Konvention manche Mißgriffe, während die in hohem Grade aufgeregte Volksmenge es selbst an thätlichen Insulten nicht fehlen ließ."

Charade.

Erste Sylbe.

Ich bin nicht viel, mag wenig scheinen,
Doch kann ich von Bedeutung sein;
Ich trage bei, wenn's heißt vereinen,
Auch find'st Du mich im Edlen Wein.

Zweite Sylbe.

An mir kannst Du mein Land erkennen,
Wie mich die Phantasie ersann;
Willst du indeß als Zahl mich nennen,
So wende mich bei Schlägen an.

Das Ganze.

Wir sollen nach dem Ganzen streben,
Im engen Kreis, im großen Sinn,
Dann geht im Frieden unser Leben,
Nur Segen bringend, einst dahin.

Auflösung des Räthsels in Nr. 262:

Macht dich glücklich, „froh" und reich
Deines Liebchens „Locke",
Hänge dann dein Glück nicht gleich
An die große Glocke!
Und „frohlocke" nicht zu früh,
Mädchen können scherzen!
Oft verschenken Locken sie
Ohne Lieb' im Herzen.

M. M.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 268 Samstag, 3. Dezember 1870.

Im Gartenhause.

(Fortsetzung.)

Zwei Minuten später klirrte es in der Küche. Lerchin junior ließ zwei irdene Teller fallen. Lerchin senior fuhr wie ein Stoßvogel nach der Thüre und rief: Dergleichen wäre doch nie passirt, und wie das jetzt gekommen wäre und was die konfuse Mamsell im Kopfe hätte? Hannchen sagte kein Wort, und die Mutter zog sich wieder zurück.

Während des Mittagessens stellte Dame Lerche höchst merkwürdige Betrachtungen an. Erstens hatte Hannchen gar keinen Appetit, und Zweitens verrieth Hannchens zerstreuter Blick, daß ihre Gedanken gar nicht beim Essen waren, und Drittens begann Hannchen die Unvorsichtigkeit zu fragen: Da von den Mohrrüben die Hälfte übrig geblieben sei, so dürfe sie wohl dem Herrn Richter eine Portion davon bringen? — Da erschrack die Mutter bis in die Fußspitzen. Also dem Studenten eine Portion, aber nicht dem Peter Wilm, dem Nachfolger ihres in Gott ruhenden Mannes! Und mit diesem Peter Wilm sollte sich Hannchen um die Herbstzeit verloben; das war ja eine abgemachte Sache. Die Mutter zitterte an allen Gliedern, so hatte sie sich erschrocken. Alles klar wie die Sonne: Hannchen hatte sich verrathen! Sie war zerstreut, sie hatte die Teller fallen lassen, sie hatte keinen Appetit — warum? Sie liebte den Studenten! Und wenn er sie wieder liebte? Wenn die Beiden einig würden? Wenn rührende und verzweifelnde Scenen kämen oder eine Prügelei zwischen Richter und Peter Wilm oder gar eine Entführung?! — Die Mutter gerieth in eine solche Aufregung, daß sie plötzlich Brustschmerzen, Kreuzschmerzen und asthmatische Beschwerden bekam; sie mußte sich auf das Sopha legen und sich einreiben lassen, auch nahm sie einen großen Löffel Rhabarber.

Derweil saß auch Timotheus Baumgarten hinter dem gedeckten Tischchen, aber auch er verspürte nicht den geringsten Appetit. Er liebte freilich nicht, aber der „Strolch" da unten machte ihm viel zu schaffen. So lange der im Nachbargarten sein Wesen oder vielmehr sein Unwesen trieb, war ja Magister Baumgarten nicht im Stande, zu dem bewußten Zwecke an das Fenster zu treten. Denn diese Kreatur, welche aller Wohlanständigkeit spottete, würde ihn ja täglich dermaßen ärgern, daß seine ganze, für den Unterricht so nöthige Ruhe und Sammlung untergraben würde. Der arme Timotheus stand mit fast leerem Magen vom Tische auf. Ueber seinem Zorn vergaß er sogar die Prise. Der Strolch mußte fort, er mußte fort! Baumgarten versank in tiefstes Sinnen, aber mit einem Male glaubte er ein Mittel gefunden zu haben, das rechte Mittel! Er wiegte das Haupt, schnalzte mit der Zunge, knipste mit den Fingern und ging, nein, er lief zu seiner Nachbarin.

Lerchin junior war eben dabei, für Lerchin senior einen kühlenden Trank zu mischen.

Timotheus Baumgarten warf einen bedeutsamen Blick auf Hannchen, und Dame Lerche verstand diesen Blick. Hannchen wurde hinausgeschickt. Die Frau schob Kissen und Decken zurück, erhob sich aus der Sophaecke und sah den Magister forschend und ängstlich an. Da aber Timotheus noch den Stummen spielte, so vermochte sie nicht länger zu schweigen. Sie faßte seinen Arm und fragte zitternden Tones: „Er ist wegen meiner Tochter wiedergekommen?"

Timotheus räusperte sich dreimal, ehe er begann: „Ganz richtig, Frau Nachbarin, trotz Ihres barschen Wesens stehe ich wieder hier. Ich bin abermals gekommen, um zu warnen und um — —"

„Gott und Vater! ist denn schon etwas passirt? Magister, hat Er etwas bemerkt? Ach, ich unglückliche Frau!"

„Aha," und er drückte den Stock gegen das Kinn, „Sie weiß also, wo ich hinaus will. Nun, das freut mich, daß Sie jetzo andere Gedanken und eine andere Sprache hat. Aber beruhige Sie sich, soviel ich weiß, ist bis Dato noch nichts passirt, ich wenigstens habe noch nichts bemerkt. Allein, was noch nicht geschehen ist, kann täglich geschehen, schon morgen oder übermorgen, und darum, meine liebwerthe Nachbarin, müssen wir thun, was die

Pflicht von uns erheischt. Wenn ein Vulkan Feuer speien will, so gieße man schleunigst Wasser hinein, damit die Gluth noch vor dem Ausbruche gelöscht werde. Versteht Sie dieses Bild?"

„Vollkommen. Er meint das so: Der Student müsse sobald als möglich fort?"

„Getroffen. Ich habe stets gesagt, daß die Lerchin eine kluge Frau ist. Meine Wirthin erzählte mir einst, Ihr Hannchen und der Peter Wilm sollen ein Paar werden, und das ist eine Wahl, welche ich nur billigen kann, und welche abermaliges Zeugniß von Ihrer Klugheit ablegt. Nun aber ist der Musje Richter da. Ein junger Mensch und obendrein ein Studirter ist um verliebte Blicke und verliebte Redensarten nie verlegen; ferner gefällt sich dieser Musje in einer ungewöhnlichen Kleidung, und ich könnte durch hundert Beispiele beweisen, daß gerade das Ungewöhnliche junge Frauenzimmer anzieht. Folglich: wer steht für den kommenden Tag, so lange dieser Richter da ist? Und folglich: er muß fort, er muß fort!"

„Ich sehe es ein," sagte sie leise. Dann an das Fenster tretend, fügte sie im Tone des Bedauerns hinzu: „Lieber Gott, er thut mir leid, er ist glücklich in dem Häuschen. Es wird mir blutsauer, ihm aufzukündigen."

Timotheus zog die Brauen zusammen. „Was? Sie ist schon wieder schwankend? Nachbarin, denke Sie an Ihr Kind, an Peter Wilm, an die Zukunft, und mache Sie durch die Gegenwart einen dicken, dicken Strich! Uebrigens, wenn Ihr Herz bei der Sache ist, so bin ich bereit, die Kündigung zu übernehmen. Ist Sie einverstanden?"

Sie nickte, und er reichte der „liebwerthen Freundin" die Hand und ging. Wenn es sich für einen Magister geschickt hätte, so hätte Timotheus auf dem Wege zum Gartenhause gelacht und gesungen. Von morgen an konnte er doch wieder am Fenster weilen, ohne den Anblick des Strolchs befürchten zu müssen! Und jetzt wollte er sogleich zu ihm. Aber er wollte ihm nicht nur kündigen, nein, kraft seiner Stellung als Magister wollte er ihn zugleich ermahnen: die Wohlanständigkeit nicht länger zu beleidigen und von der thörichten Beschäftigung des Bücherschreibens ein- für allemal zu lassen.

Die Mutter findet Hannchen in der Küche. Sie hüstelt dreimal und bemerkt, daß Richter noch an diesem Abend ausziehen werde. Aus Hannchens Wangen weicht alles Blut und sie zittert wie das Espenlaub; dann will sie reden, aber es sind nur unverständliche Laute, die über ihre Lippen kommen. Die Mutter verläßt wieder die Küche und denkt: Gott und Vater! sie liebt ihn wirklich! Ein Gnadenglück, daß die Sache so gekommen ist! Das eine schauderhafte Geschichte, das hätte ja der richtige Nagel zu meinem Sarge werden können!

(Fortsetzung folgt.)

Französische Unarten.

(Fortsetzung.)

Nur die Alten von Versailles, ohne Unterschied des Geschlechts, sind sehr gut preußisch gesinnt, seitdem jüngst, bei der Vertheilung einer Partie Schnupftabak, ihnen gestattet wurde, auch ihre paar Prisen in Empfang zu nehmen. Ein Bild für Ihren Humoristen im Genrefach! Wie die alten, gebrechlichen Leute die Nasen zusammensteckten und das lang entbehrte Narkotiken begierig in die beiden Flügel einsogen, einige sogar niesten, seit dreißig Jahren zum Erstenmal, und unsere Soldaten und die Kinder von Versailles ihren hellen Spaß daran hatten.

Dagegen macht die jüngere und intelligente Bevölkerung von Versailles auf ihre Weise Opposition. Nach unserem Einmarsch nämlich noch erschien auf gelbem Papier hier ein Journal „l'Union démocratique et libérale", redigirt von einem ungewöhnlich einfältigen Menschen, der sich absolut in die veränderten Verhältnisse nicht hineinzudenken vermochte, und in Folge dessen eines schönen Tages wegen eines Artikels, der weder ordentlich französisch noch logisch, noch politisch war, wohl aber äußerst grob gegen das preußische Kommando, für 24 Stunden festgefahren wurde. Diese Gefangenschaft, die hier bei Freund und Feind viel zu Lachen gab, weil sie dem redigirenden Biedermann einen Schein von Gefährlichkeit verlieh, die er nie besaß, veranlaßte den Mann, seine Streitaxt für immer zu begraben uud meinem verehrten Reichstagskollegen von Brauchitsch-Genthin, der hier als Präfekt schaltet, seinen Skalp zu überlassen. Herr v. Brauchitsch gab also ein neues französisches Blatt „Le Nouvelliste de Versailles" heraus, das mir schon vor seinem Erscheinen von meinem Wirth signalisirt wurde: »Ah, demain nous aurons encore une feuille prussienne.« „Sie werden doch abonniren?" fragte ich ihn. „Niemals", erwiderte er, „wir werden es kaufen, abonniren nie." Aber auch gekauft wurde es nur einmal. Denn der Stilist, den sich Herr von Brauchitsch eingefangen, hatte sich die Sache zu bequem gemacht und unsere offiziellen Depeschen, wo von „unseren Truppen", „der Feind" u. s. w. die Rede war, einfach in »nos troupes«, »l'ennemi« u. s. w. übersetzt, und das verdroß die Franzosen. Ich vermag deßhalb nicht zu sagen

welchen Erfolg das Blatt haben wird. Doch als ich gestern mit ihren gelben Kriegschroniken durch die Stadt schritt, wurde mir überall Geld geboten, und eine Menge Franzosen lief hinter mir her, weil sie dachten, die „Union démocratique" sei wieder erstanden, und der Redakteur habe seinen Skalp wieder.

Und wie treuherzig vergilt der deutsche Krieger alle diese Aeußerungen der feindseligsten Gesinnungen! Ueberall gleich, so weit in der Umgegend von Paris die Leute in die Dörfer zurückgekehrt sind. Der deutsche Soldat sieht, daß es der ärmste Theil der Bevölkerung ist, der zurückgeblieben ist oder zurückkehrt. Trotz aller gespreizten Redensarten von Gleichheit und Brüderlichkeit haben die reicheren Flüchtlinge die Armen nur so lange in ihrer Gesellschaft geduldet, als die geringen Vorräthe reichten, die der Arme mitnahm. Als die verzehrt waren, ließ man den armen Teufeln die Wahl, entweder auf dem Platz zu verhungern, oder in ihr Dorf zurückzukehren, entblößt von Allem, ja ärmer als je, da die schwerbeweglicheren Vorräthe auf Befehl der „nationalen Vertheidigung" an vielen Orten zuvor vernichtet wurden, dem Feind entgegen, den man ihnen als barbarisches Gesindel, als trunksüchtig, plündernd und sittenlos geschildert hatte. Und dieser selbe Feind theilt jetzt die schmalen Rationen mit den Einwohnern. Sie essen aus einem Topfe, sie brechen vom gleichen, harten Kommisbrod, das bis zum Einmarsch der Deutschen kein französischer Hund angesehen hätte!

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Ueber das Bombardement von Diedenhofen (Thionville) wird uns ein Feldpostbrief mitgetheilt, der neben manchen Einzelheiten auch Interessantes über die Stimmung der Bevölkerung meldet. Es heißt da:

Beuringen, vor Thionville, 24. Nov.

Nach anstrengendstem nächtlichen Batteriebau hatten wir am 22. das Bombardement auf Diedenhofen eröffnet. Die Festung antwortete zuerst in wahrhaft überstürzender Heftigkeit. Die Granaten sausten uns massenhaft über die Köpfe weg, aber unsere Batterie war gut gebaut, und wir wurden nur von der aufwirbelnden Erde getroffen. Dann schwieg merkwürdiger Weise die Festung ganz und wir schossen allein. Das war viel unangenehmer als das Schießen im feindlichen Feuer, denn wir zielten nun nur noch auf die öffentlichen Gebäude und steckten diese — aber auch sicher manche Privathäuser in Brand. Dabei strömte der Regen und wir versanken fast im Lehm. Verluste hatten wir nur beim Batteriebau, wo eine auf's Ungefähr von der Festung in die Nacht hinausgeschickte Granate ein Gespann eines Munitionswagens traf und zwar mit schrecklicher Wirkung. Sie tödtete einen und verwundete fünf Mann, tödtete überdieß fünf Pferde, während andere in der Angst die Geschirre zerrissen und in wilder Flucht über das Feld jagten. Ich stand dicht dabei, — es war gerade Mitternacht, stockfinster und der Moment nur um so schrecklicher. Zum Glück für uns konnten die Belagerten ihren Erfolg nicht beobachten, und wir arbeiteten in der Stille weiter. Ich selbst ließ vier Geschütze bis Abends halb 5 Uhr feuern; dann wurde ich abgelöst. Als ich nach Beurange (Beuringen) zurückkam, hieß es, Diedenhofen habe die weiße Fahne aufgezogen. Der Kommandant wollte Weiber und Kinder aus der Festung fortschicken. Es konnte nicht gewährt werden. So habe ich denn noch 24 Stunden in der Batterie zugebracht, Tag und Nacht — selbst mit blutendem Herzen in die jammervoll zerschossene und lichterloh brennende Stadt, so wie auf die sich nicht mehr vertheidigenden Festungswerke gefeuert, zweihundert Granaten aus vier Geschützen, und erst gestern Mittag, als die weiße Fahne aufgezogen wurde, das Feuer eingestellt. — — —

Den 26. November.

Zur politischen Unwissenheit des französischen Landvolks trage ich nach, daß hier im Orte Niemand, selbst der Maire nicht, bis zu einem neulichen Gespräche mit uns, die Namen Gambetta und Favre gehört hatte! Allerdigs hatten sie zuletzt dazu keine Gelegenheit. Aber eine Regierung, welche das souveräne Volk zu verkörpern behauptet, müßte doch nach ihrem Herrschaftsantritt auch in den Häusern und Hütten der Bauern wenigstens dem Namen nach bekannt sein.

Die Bevölkerung der Umgegend ist übrigens außerordentlich froh über die Kapitulation. Sie verkehrte schon vorher in herzlichster und wahrhaft rührender Weise mit unseren Kanonieren, während diese noch auf ihre Söhne und Brüder feuerten. Sie betrachtet uns als eine Art von Befreiern und oft hörte ich Landleute zu uns sagen: „Ihr könnt ja nichts dafür!" Diese ganze Gegend hier wird sehr leicht für Deutschland zurückzugewinnen sein; sie nimmt die Sache schon jetzt als eine erfreuliche Thatsache an. — Eigenthümlich ist das Argument, mit dem sich die Bauern hier über die sie erwartende allgemeine Wehrpflicht trösten. Sie sagen: dabei würde wenigstens Niemand vom Staate betrogen. Sie aber seien betrogen worden; denn sie hätten ihre Söhne mit schwerem Gelde vom Militär-

dienst losgekauft und nun seien ihnen dieselben trotzdem genommen und als Mobilgardisten eingezogen worden.

Kunst und Literatur.

Die unter dem Titel „Hoch Deutschland!" von dem allbeliebten Komponisten Franz Abt in Henry Litolffs Verlag in Braunschweig so eben herausgegebene Sammlung „Kriegs- und Siegeslieder aus alter und neuer Zeit" ist ein so zeitgemäßes Unternehmen, daß es sich jedem Gesangsfreunde von selbst empfiehlt. Die 18 Lieder des bei aller Billigkeit (10 Sgr.) sehr geschmackvoll ausgestatteten Heftes entrollen uns ein vollständiges musikalisches Bild des Kriegerlebens in unserm gegenwärtigen heiligen Unabhängigkeitskampfe. Neben einigen älteren bewährten Kriegs- und Vaterlandsgesängen bietet uns der Herausgeber vor allen Dingen eine größere Anzahl seiner neuesten ebenso kräftigen wie ansprechenden Original-Kompositionen zu patriotischen Gedichten von Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben, E. M. Arndt und Andern. Wir machen besonders auf das prächtige Abt'sche Schlußlied der Sammlung: „Hoch Deutschland! Herrliche Siegesbraut!" (Gedicht von Ernst Scherenberg) aufmerksam, welches in Bezug auf seinen Text, wie seine frische schwungvolle Melodie der gegenwärtigen Stimmung den geeignetsten Ausdruck gibt und gewiß bald von allen Lippen tönen wird. Die in dem vorstehend besprochenen Hefte befindlichen acht neuen Lieder von Abt sind übrigens auch für Männerchor erschienen, und gibt die Verlagshandlung in dankenswerthem Entgegenkommen jede Stimme — enthaltend sämmtliche acht Lieder — zu dem außergewöhnlich billigen Preis von 1¼ Sgr. Die deutschen Männergesangvereine können diese zeitgemäßen Gesänge also ohne ihrer Kasse ein nur irgend nennenswerthes Opfer auferlegen zu müssen, sofort in ihr Repertoir aufnehmen.

Mannigfaltigkeiten.

[Suezkanal.] Die Einnahmen dieses Unternehmens, in welche jedoch auch die einlaufenden Pachtschillinge für Realitäten einbezogen sind, betrugen in dem Zeitraume vom 17. November 1869 bis Ende Juli 1870 im Ganzen 3,776,754 Francs und zwar war die stärkste Einnahme im Juni mit 386,354 Fr. und die schwächste im Dezember mit 241,795 Fr. Für die Vollendung der am 20. Dez. 1869 wieder aufgenommenen Arbeiten zum Zwecke der Herstellung und Erhaltung des Kanals, der Ateliers und Magazine war bis Ende 1870 ungefähr ein Betrag von 9 Millionen Francs noch erforderlich. Bis Anfangs August waren auch die Arbeiten so fortgeführt worden, daß deren Vollendung in dem projektirten Termine erwartet werden konnte. Im Kanale, dessen Tiefe durchgehends bereits 7 Meter betrug, standen 15 Baggermaschinen (Dragues) in Thätigkeit. Die Balisen waren nahezu den ganzen Kanal entlang, so wie auch in dem Hafen von Port-Said vor dem Eingange zum Kanal gelegt, und es wurde bereits mit der Aufstellung von Pfählen am Ufer zum Anlegen oder Flottmachen von Schiffen begonnen. In diese erfreuliche Thätigkeit griff nun, wie wir in Uebereinstimmung mit mehrfachen Zeitungsnachrichten zu konstatiren in der Lage sind, der deutsch-französische Krieg störend ein, indem seit Ende September, Angesichts der politischen Verhältnisse und deren nachtheiligen Einwirkung auf die Interessen des Kanals wie es heißt, auf von Paris erhaltene Ordres hin, eine bedeutende Einschränkung der Arbeit in Verbindung mit der Entlassung zahlreicher Arbeiter erfolgte.

[Oesterreichisches Besteuerungs-Kuriosum.] Was in Oesterreich Alles besteuert und wie abnorm hoch diese Besteuerung ist, davon hat im Auslande Niemand einen Begriff. Hievon ließe sich eine große Litanei anführen, wir wollen aber nur folgendes merkwürdige Beispiel erwähnen. Die Wimmer'sche Buchdruckerei in Linz verlegt unter Anderem in größerer Auflage den sogenannten „Bauernkalender" (Linzerbote) und verkauft den Rieß roth und schwarz gedruckter Kalender, d. i. 480 Stück (abgerechnet den Stempel) um 7 fl. Der Stempel für diese Kalender (6 kr. per Stück) beträgt aber 28 fl. 80 kr., daher die Steuer viermal größer ist als der Verkaufswerth der Waare. So etwas kann nur in Oesterreich geschehen!

Aus den Ermittlungen über die französischen Kontributionen vor 50 Jahren geht hervor, daß, so weit die urkundlichen Quellen noch Auskunft geben, in der Zeit von 1803—1813 von der Stadt Osnabrück 604,000 Thaler, und im Fürstenthum Osnabrück aber minstens zehn Millionen Francs wurden erhoben.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 269 Montag, 5. Dezember 1870

Im Gartenhause.

(Fortsetzung.)

In der Küche ist das Töchterlein in die Knie gesunken. Sie schlägt die Hände vor die Augen, und durch ihre eisigkalten Finger rollen glühendheiße Thränen.

Der Magister pochte bei unserm Studenten an, der über der Arbeit saß. Er erhob sich und fragte artig: „Womit kann ich dem Herrn dienen?

„Ich bin der Magister Timotheus Baumgarten und denke, daß Er schon von mir gehört haben wird.“

„Nein,“ lautete die sehr aufrichtige Antwort.

Der Andere verzog den Mund. „Nun ja, für Leute Seines Schlages ist unsereiner ja auch gar nicht da.“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Kurz und gut, Er will etwas Besonderes sein, aber ich, kraft meiner Stellung als Magister, ich sage Ihm, daß Er so gut wie gar nichts ist, denn —“

„Herr! —“ brauste der Student auf.

Denn wer sich so kleidet wie Er, wer also wie Er zum höchsten Verdrusse gesitteter Menschen umherläuft, der ist eben nichts, der ist so gut wie gar nichts! Junger Mann, Er sollte sich doch schämen! Ich kraft meiner Stellung als Magister, ich rathe Ihm, gehe Er in sich, bedenke Er die Folgen und kleide Er sich fortan, wie es einem ordentlichen Menschen zukommt!“

Richter lachte. „Wenn Er mir weiter nichts zu sagen hat, so hätte Er sich getrost den Weg ersparen können“

„Oho, wir sind noch lange nicht fertig. Die Hauptsache kommt noch erst. Er schreibt Bücher. Was sind das für Bücher? Ich kenne sie nicht und werde sie auch niemals lesen; aber daß Seine Bücher sündhaftes Zeug sind, das steht bombenfest. Musje Richter, lasse Er von diesem Treiben ab! Höre Er fleißig Collegia, damit Er etwas Rechtschaffenes lernt und seinen Eltern und Nebenmenschen Freude macht. Denn ich sage Ihm, wenn Er so fortfährt, so werden sich Seine armen Eltern noch die Haare aus dem Kopfe raufen und die gesittete Menschheit wird Ihn fliehen, wie man die Pest flieht!“

„Und ich sage Ihm,“ schrie der Musensohn, der nun nicht länger an sich halten konnte, „daß Er sich den Augenblick packt oder ich werde Ihm zeigen — —!“ Er hob die geballte Hand.

„Sobald ich die Hauptsache gemeldet habe, werde ich gehen, erwiderte der Magister, indem er rückwärts nach der Thür schritt. Die in der Luft schwebende geballte Hand sah doch gar zu bedenklich aus. „Ich bin im Auftrage der Lerchin gekommen. Die Lerchin verlangt, daß Er dieses Häuschen augenblicklich verlasse, augenblicklich! Und wenn Er nach fünfzehn Minuten noch hier gesehen wird, so kommt Peter Wilm und wirft Ihn Hals über Kopf hinaus! Verstanden? Dixi!“

Richter zittert und taumelt und greift nach seinem Kopfe und seinem Herzen: Ein böser, böser Traum. Als er die Augen wieder aufschlägt, ist der Magister verschwunden. Da wird ihm Alles klar und da zittert seine Lippe: Wahrheit! Entsetzliche Wahrheit! . . . Was kann er gegen den Willen der Lerchin beginnen? Nichts! — Er tritt an das Fenster und nimmt Abschied von den Bäumen und den Blumen und der Moosbank. Dann greift er nach den Büchern, dem Schlafrock, der Wäsche und der Pfeife, dann noch einen letzten, letzten Blick — und nun hinweg aus dem Paradiese, aus dem der Unverstand den Schuldlosen gestoßen.

Er zog wieder ein in sein finsteres Stübchen inmitten der Stadt. Und er schrieb und schrieb, und als der zweite Theil der „Grönländischen Prozesse“ fertig war, zahlte Herr Voß 126 blanke Thaler. Ueberglücklicher Jean Paul Friedrich Richter! Wenn das so weiter ging, wurde er ja ein steinreicher Mann! Das Erste, was er nun that, war das: Er sandte 100 Thaler nach Hof, wo Mutter und Geschwister in bitterer Armuth lebten. Und nun ein neues Buch geschrieben und abermals zu Herrn Voß, aber — Herr Voß zuckte die Achseln, der zweite Theil hatte „nichts gemacht.“ Richter pochte bei zehn anderen Buchhändlern an, aber

— alle Zehn schüttelten sie das Haupt. Das ist ein schrecklicher Fall aus dem Himmel! Die 26 Thaler sind aufgezehrt, es werden wieder Schulden gemacht, die Gläubiger drängen und werden unhöflich und werden sehr grob und —

Eines schönen Tages ist der Dichter in aller Stille aus Leipzig verschwunden, das heißt auf gut Deutsch, er ist ganz regelrecht durchgebrannt.

In Hof bei seiner Mutter finden wir ihn wieder. Da lebt er Tag ein und Tag aus von Salat und Brod; und er kann den Freund nicht besuchen, weil ihm die Stiefeln fehlen, aber dennoch verläßt ihn die Hoffnung nicht. Er schreibt und schreibt dickleibige Manuskripte: „Auswahl aus des Teufels Papieren" und „die Reise des Rectors Fälbel und seiner Primaner" wandern in alle Windrichtungen, aber sie haben ihren Dichter gar zu lieb, denn sie kehren regelmäßig zu ihm zurück. Da ist die Noth auf das Höchste gestiegen und da faßt er einen Entschluß: Er wird Hauslehrer bei einem Edelmann und dann Kinderlehrer in Schwarzenbach. Wenn er sich mit der Jugend abgeplagt hat, dann setzt er sich hin und schreibt; so will es die Stimme in seiner Brust. Und endlich, endlich erblüht auch für ihn die blaue Blume des Glückes. Er findet einen Verleger für seine Romane in Gera und — die Schatten sind gewichen, klar und in herrlichster Bläue wölbt sich der Himmel über ihm.

Wie haben unsere Väter und Mütter für die Bücher geschwärmt, welche der Dichter Jean Paul der ganzen Welt geschenkt hat!

Jean Paul! Unter diesem Namen bescheerte er der Welt ein Werk nach dem andern, und die Jünglinge und Jungfrauen beteten den Unbekannten an, und das Alter wurde wieder jung, wenn es in seine Dichtungen den Blick versenkte.

„Das Leben des berühmten Schulmeisterleins Wutz", „die unsichtbare Loge" und der „Hesperus" — diese Werke waren gleich einem prächtigen silberhellen Quell, aus dem Alle, Alle Bewunderung und Entzücken tranken!

(Fortsetzung folgt.)

Französische Unarten.

(Fortsetzung.)

Und nun vollends die rührenden Scenen zwischen unseren Soldaten und den französischen Kindern! Neulich sah ich einen alten Landwehrmann in der Avenue de Paris eine Dame, die einen kleinen Knaben führte und ein Mädchen im Arm trug, mit einem schwärmerischen Blick auf den Jungen folgen. Die Dame setzte sich. Die biedere Landwehr nahm neben dem Jungen auf einer Bank Platz. Sein Auge ruhte immer noch auf dem Kinde. Der Dame wurde es etwas unheimlich. Warum sollten die deutschen Barbaren nicht auch französische Kinder schlachten? Die Landwehr merkte, was in der Seele der Dame vorgehe. Er deutete auf sich und dann auf die Kinder, nickte dazu, und dann hielt er seine flache Hand etwa 2 Fuß vom Boden, dann 3, dann 4 Fuß, um zu zeigen, daß er drei Kinder in diesen Größen habe. Die Dame verstand nun, daß ihr und ihrem Küchlein kein Unheil drohe. Er gab ihr zu verstehen, daß er gerade so einen Jungen habe, wie sie. Mit meiner Hilfe machte ihr der Landsmann ferner deutlich, daß ihr Junge dem seinen außerordentlich ähnlich sehe, und daß heute seines Kindes Geburtstag sei; daß er in Folge dessen das Kind zu umarmen wünsche, und zwar gleich. Die Dame gab lächelnd ihre Einwilligung, und der braune Krieger nahm nun den kleinen Franzosen in seine Arme, küßte ihn gewaltig ab, ließ ihn auf dem Knie schaukeln, so daß der Kleine ganz entzückt war, und der Landwehr das Auge feucht wurde vor Glückseligkeit. Den andern Tag erzählte mir der Brave, daß schließlich über die Zeitdauer seiner Liebkosungen zwischen ihm und dem Jungen einer-, und der Mutter andererseits noch Differenzen entstanden, und dadurch beigelegt worden seien, daß er den Jungen bis an sein Haus begleitet, und sie sich gegenseitig das Wiedersehen versprochen hätten.

Wie weit die Brüderlichkeit unserer Soldaten geht in der Theilung mit dem Feinde, mögen Sie an der einen Thatsache ermessen, daß am Geburtstage des Kronprinzen, dem 18., Franzosen und Preußen in den um Versailles gelegenen Ortschaften, in bunter Reihe, von demselben Geburtstagswein zu Ehren von „Fritz" berauscht durch die Straßen zogen, oder in der Schenke saßen. Die einen sangen die Marseillaise, die anderen das Preußenlied.

Von allem Mißbrauch unserer Gemüthlichkeit ist aber doch derjenige der widerlichste, der mit dem rothen Kreuze im weißen Felde Seitens unserer Feinde getrieben wird. Auch hiefür reden einzelne charakteristische Züge besser, als ganze Abhandlungen. Daß das kaiserliche Frankreich die Genfer Konvention niemals geachtet hat, wo's nicht paßte, ist in hundert widerlichen Fällen durch den preußischen „Staatsanzeiger" konstatirt. Man hat in jeder größeren Schlacht französischerseit auf Ambulancen mit Granaten gefeuert, Offiziere, die mit der Parlamentärflagge nahten, um den Beistand französischer Aerzte für die französischen Verwundeten auf dem Schlachtfelde zu erbitten, angeschossen u. s. w. Das republikanische Frankreich hat die Verletzung und

den Mißbrauch des rothen Kreuzes womöglich noch weiter getrieben. Es ist jedem ein Aushängeschild und Freibrief gegen Requisitionen jeder Art, die man mit dem den Franzosen eigenen häßlichen Klassenegoismus den armen Leuten aufzubringen, wo möglich ausschließlich überläßt. Keine Equipage des Vornehmen versäumt, das rothe Kreuz im weißen Felde an den Laternen, an der Brust des Pferdes, am Wagenschlag, am Schiebfenster der Rückwand, am Arm des Kutschers anzubringen. Nicht minder sollte man meinen, daß jedes zehnte Haus in Versailles ein Lazareth sei, wenn man der herausgehängten Johanniterfahne Glauben schenken wollte. Und so sucht Jeder das befreiende Zeichen zu verwerthen, der Metzger oder die Gemüsefrau, die zu Markt fahren, nicht ausgenommen.

(Schluß folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Dem Feldbriefe eines Offiziers vom 34. Regimente, Dijon, 20. Nov., entnehmen wir folgende Schilderungen:

Am 2. Nov., Morgens 7 Uhr, marschirten wir von Gray ab, in zwei sehr starken Märschen — an jedem Tage 4 Meilen — bei einem heftigen kalten Nordwind in einem großen Bogen über Vauconcourt und Scey sur Saone (wo wir schon einmal durchmarschirt waren) nach Vesoul. Hier blieben wir sieben Tage. Es wurde tüchtig geschustert und geschneidert, um die abgerissenen Bekleidungsstücke wieder einigermaßen in Stand zu setzen. Vesoul ist eine recht nette Stadt, an dem Flüßchen Durgeon und am Fuße eines runden Bergkegels gelegen, auf dessen Spitze eine riesige gußeiserne und vergoldete Madonna von einem Thurme überragt, steht, und von wo aus man eine prachtvolle Rundschau genießt. Ich hatte mein Quartier in einem großen schönen Hause an der place neuve, in welchem auch der General v. Krug wohnte, jedoch ich drei Treppen hoch, bei einem Mr. Mouras. Die Zimmer waren nett, ja elegant; indessen zu essen gab es nichts. Ihm war seine Gattin vor nicht langer Zeit durchgebrannt, und es lagen noch eine Menge weiblicher Gegenstände da offen umher, zum Theil kostbare Sachen, die er vermuthlich aus Pietät an dem Platze ließ, den sie bei der traurigen Katastrophe eingenommen.

Wir Offiziere aßen auf Rechnung der Stadt in den Hotels; wir vom 1. Bataillon im Hotel de Madelaine, wo wir recht gut aßen und tranken, Mittags halb 1 Uhr, Abends 7 Uhr. In Vesoul hatten wir eine ganze Portion Ernennungen, u. A. die des Musikdirigenten Parlow zum Musikdirektor. Auch eine Menge Briefe bekamen wir da auf einmal, ich sieben. Das kam daher, weil unsere Verbindung mit dem theuren Vaterlande, welche in Folge unseres raschen Vorgehens eine Zeit lang unterbrochen war, nunmehr wieder hergestellt wurde. In diesem Theile Frankreichs findet man fast in jedem Dorfe ein Schloß oder eine Villa nebst Park &c. die irgend einem reichen Menschen gehören. So besuchte ich von Vesoul aus eines Tages die 2. Kompagnie, welche in die Umgegend detachirt war. Die Offiziere lagen in einer Villa, welche dem Vater eines bekannten Malers gehört. Die alten Leute empfingen uns sehr freundlich; wir fanden famose Bilder und einen wohlbesetzten Frühstückstisch.

Ein paar Tage später war ich etwas weiter in Colombier im Schlosse des Marquis de St. Maures. In Vesoul hatten wir prächtiges Wetter, welches leider mit dem Tage unseres Ausmarsches wieder ins Gegentheil umschlug. Am 10. traten wir unseren Vormarsch gegen Auxonne an, gelangten bis Granvelle. Traurige, öde, steinige Gegenden. Am 11. kamen wir nach Gy, einem hübsch am Bergabhang gelegenen kleinen Städtchen mit einem alten hochragenden Schlosse. Wir rückten im herrlichsten Schneegestöber ein; ich hatte mit meiner Kompagnie die Sicherung des Kantonnements zu geben und kam erst zwei Stunden später recht naß ins Quartier. Am 12. marschirten wir nach Pesmes, einer Stadt an der Oignon, die aber zu klein war, uns alle zu beherbergen, weßhalb die 1. und 4. Kompagnie nebst einer Eskadron Husaren, in deren Ref.-Rittmeister ich einen alten Universitäts-Freund von Greifswald (v. Schenk) entdeckte, östlich seitwärts nach dem Dörfchen Malant detachirt wurden. Hier fand ich in einer hübschen Villa Quartier, deren Eigenthümer, Mr. Boislin, eine geborene Meurin aus Trier zur Frau hatte, welche ihm aber vor 14 Tagen in Folge des Kriegstrubels im Wochenbett gestorben war. Er war sehr unglücklich darüber, bewirthete mich und einen meiner Offiziere indeß recht gut. Eines seiner Dienstmädchen war auch aus Trier, so daß Jemand da war, mit dem wir uns deutsch verständigen konnten.

Am folgenden Tage, am 13., hatten wir zwei Märsche zu machen: eine der größten Anstrengungen, welche unsere Leute bis jetzt bestanden. Etwas Brod und Speck und eine Flasche leiblichen Rothweins, das war die Nahrung für diesen Tag. Am anderen Morgen früh 7 Uhr marschirten wir wieder weiter — auch ein sehr anstrengender Marsch für einen Tag (der 6. innerhalb 5 Tagen) — über Pontailler, wo die Franzosen die famose steinerne Brücke über die Saone gesprengt hatten, Vonges, Etevaux, Arc sur Tille und Varois nach Dijon,

wo wir Abends um 5 Uhr einrückten. Wieder den ganzen Tag nichts, als etwas Brod und Speck gegessen. Und nun — die reichlichste Entschädigung für alle Strapazen — Dijon war ja für uns seit lange das gelobte Land, nach dem unsere Herzen sich sehnten. Also ich erhielt mein Quartier bei einem alten Kapitän a. D., der aus dem Unteroffizierstande hervorgegangen war, Rheumatiker, von seiner Gattin gepflegt, sonst klassisch alte Schraube, aus Kolmar zu Hause, hatte es aber fertig gekriegt, seine deutsche Muttersprache fast ganz zu verlernen. Der Empfang: »Nous sommes pauvres!« „Na — denk ich — das fängt gut an." Alles leidlich schmierig; ein schmutziges Tuch auf einem kleinen runden Tischchen, an welches wir uns Beide setzen. Am anderen Tage ließ ich mich ausquartieren und wohne seitdem in der Rue de Bassano, in einem großen Hause bei einem Herrn Toussaint, wo ich ein schönes, mit Allem ausgestattetes Zimmer habe und dabei ganz mein eigener Herr bin. Aber diese verfluchte Kaminheizung! Nirgends findet man einen ordentlichen Ofen, oft aber selbst bei Bauern Marmorkamine. Wir speisen im Hotel auf eigene Rechnung, erhalten jedoch von der Stadt 12 Frcs. täglich. Ich speise mit Anderen zusammen im Hôtel du parc, Vormittags 11 Uhr Dejeuner, 3 Frcs., Abends 6 Uhr Diner, 4 Frcs. mit Wein. Das Serviren der Speisen ist zu verrückt bei den Franzosen. Bratkartoffeln ganz allein als besonderer Gang. Da werden ein paar gebratene Hühner oder sonst ein Braten auf den Tisch gestellt. Mittlerweile wird irgend ein anderes Gericht servirt — etwas Blumenkohl; — dann wird der Braten, welcher indessen Zeit hatte, kalt zu werden, feierlich abgeholt, tranchirt und endlich präsentirt. Der Salat dazu wird häufig vergessen oder nachträglich servirt. Käse gibt es stets — hier einen vortrefflichen fromage de ce pays, — doch nie Butter dazu. Aber der Wein, zumal der Burgunderwein — ist prächtig. Das ist ein Genuß. Dijon ist eine reizende Stadt am Fuße der Côte d'or-Berge. So wären also endlich unsere Wünsche erfüllt — wir befinden uns in der alten Hauptstadt der Herzöge von Burgund; viele Denkmäler alten Ruhmes und vergangener Herrlichkeit sind hier zu schauen. Von der Plateform des Thurmes des Hotel de Ville kann man bei klarem Wetter den Mont Blanc sehen; ich traf's neulich gut und sah den weißen Gebirgskoloß deutlich über den Horizont emporragen. Schade, daß es nicht Sommer ist, dann muß es hier prächtig sein. Die Felsen und Berge mit Ortschaften auf ihrem Rücken, mit Villen und Höfen an ihren Abhängen.

Von gestern zu heute war unser Bataillon auf Vorposten auf den Bergen: ich mit meiner Kompagnie als Repli in der Ferme Fort Yon, einer weitläufigen Besitzung des bischöflichen Seminars mit allerliebsten Anlagen; die 4. Kompagnie vor uns auf Feldwachen in den Fermen Carrière Blanche Bel-Ayr und St. Joseph. Von Bel-Ayr namentlich, welches auf einer mit Steinen buchstäblich besäeten Höhe über Fort Yon liegt, hat man einen prachtvollen Blick in die daneben befindlichen Schluchten, nach dem Thal von Plombières, nach den hochgelegenen Dörfern Talant, Daix und Fontaine, auf Dijon und das Land jenseits. Und noch höher als Bel-Ayr ragt der Mont d'Afrique mit seinem Rücken empor, wo ein Camp de Cäsar gewesen sein soll, unterhalb das Dorf Corcelles, davor das staatliche, vielthürmige Schloß Gouville. Schade auch, daß das Wetter wieder so schlecht ist. Na, munter!

Montag, 21. Nov., Nachmittags halb 3 Uhr. So eben komme ich von einer großen Parade, welche auf dem Place d'Armes stattgefunden hat. Eine große Kreuzigung wurde da feierlich durch den kommandirenden General v. Werder vorgenommen, unter großer Ansprache und großem Hurrah auf den König. Auch ich erhielt das Kreuz.

Es heißt, daß wir in ein paar Tagen Dijon verlassen werden. Jedenfalls gehen wir dann weiter südlich. Nun sind wir schon über vier Monate unterwegs, und wer weiß, wie und wann dieser tolle Krieg enden wird!

Mannigfaltigkeiten.

In Leith ist eine Kiste mit Briefen aus Paris im Gewichte von 400 Pfund eingetroffen, welche als Cargo eines Luftballons am 26. v. Mts. von Paris nach Tours abgingen. Der Ballon wurde jedoch nordwärts verschlagen und in der Nähe von Mandal in Norwegen wurde die Kiste etwa eine Viertelmeile von der Küste ins Meer geworfen. Einige Fischer fanden sie und jetzt wird dieselbe über London durch einen eigenen Courier nach Tours gebracht werden.

[Gebet der Pariser.] Alter Wilhelm! der Du bist vor Paris, gefeiert würde Dein Name, wenn Du wieder gingest in Dein Reich, denn Dein Wille ist eisern wie in Preußen also auch in Frankreich. Gib uns recht bald unsere Freiheit und „vergib" uns unsern Napoleon, wie wir ihm vergeben seine Schuldenlast. Richte uns nicht ganz zu Grunde, sondern erlöse uns von dem Uebel der Belagerung.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 270 Dienstag, 6. Dezember 1870.

Im Gartenhause.

(Fortsetzung.)

Es versteht sich von selbst, daß auch das Leipziger Publikum Jean Paul's Dichtungen über alle Maßen liebte. Und er, der Magister und Pedant, der Mann mit der verdorrten Seele? O, seht hin, da sitzt der alte Mann über dem „Hesperus.“ Bald lacht er, bald weint er, und sein junges Herz lacht und weint mit. Ja, auch dieses Herz ist wieder jung geworden, sogar in dieses Magisterherz ist Sonnenschein und Frühlingsduft gezogen, seit Jean Paul seine Geistesblüthen in den Schooß der Welt geworfen. Als Alles gejubelt, als Alles gerufen: „Das ist ein Genie!“ — ja, da hatte selbst Timotheus Baumgarten nicht widerstehen können. Er las und las und wurde gepackt und hingerissen wie ein achtzehnjähriges Jüngferlein. Er lief fast täglich in den Buchladen und fragte an, ob von diesem einzigen Jean Paul nichts Neues erschienen sei? Sein Einkommen war zwar ein sehr mäßiges, aber er hungerte gern, um die Bücher dieses einzigen Jean Paul's kaufen zu können.

Und täglich lief er hinüber zur Dame Lerche, um ihr aus seinem Leib- und Magenbuche, dem Hesperus, vorzulesen. Die Lerchin war noch viel länger und noch viel dünner geworden, sie sah jetzt wie ein Zahnstocher aus, und den Flügelhut und den meergrünen Sonnenschirm in Tulpenform trug sie noch immer.

Oft rief der Magister: „Wenn ich doch diesen herrlichen Jean Paul an meine Brust drücken könnte!“

Oft rief die Lerchin: „Ich möchte ihm einen Kuß geben!“

Zuweilen erschien auch Hannchen Wilm, geborne Lerche. Sie war dick geworden, sie hatte einen kolossalen Appetit und fünf ungezogene Kinder. Uebrigens war sie eine zufriedene Frau, denn ihr Mann behandelte sie gut. Ueber ihre Mädchenliebe zu dem Studenten Richter konnte sie jetzt lachen, sie scherzte über diese „ächte Jugendeselei“ und meinte, was wohl aus diesem „Bürschchen“ geworden sei?“

„Ja,“ sagte die Lerchin, „was mag aus diesem Richter geworden sein?“

„Jedenfalls ein vollkommener Lump und ein Taugenichts der allerschlimmsten Sorte!“ rief Herr Timotheus. „Aber an diesen Schandfleck der menschlichen Gesellschaft wollen wir nicht weiter denken! — Madame Wilm, höre Sie zu; der vierte Abschnitt im Hesperus ist wunderbar schön!“

* * *

Jahr um Jahr verging. Seit dem Tage, an welchem der Studiosus Richter das Gartenhaus bezogen hatte, waren nun 14 Jahre verflossen.

Dame Lerche war dünn wie ein Zwirnsfaden und hatte die Gicht. Magister Timotheus klagte über Zipperlein und humpelte an einem Stock. Hannchen Wilm war kugelrund und hatte neun furchtbar ungezogene Kinder.

Da plötzlich wird die Thüre der Lerche'schen Wohnung so heftig aufgerissen, daß der lebendige Zwirnsfaden vor Schreck das Gleichgewicht verliert. „Gott und Vater! Magister, was ist los? Wo brennt es?“

„Nachbarin,“ jubelte er, in die Stube humpelnd, „ganz Leipzig ist in Aufregung! Der göttliche Jean Paul ist unterwegs, er kommt morgen an und wird im Richter'schen Kaffeehause absteigen! O, meine alten Augen werden ihn sehen! Ich werde um die eine Gnade bitten, daß ich den Einzigen an meine Brust drücken darf!“

Dame Lerche schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. „Magister, ich gehe mit Ihm! Mein Sonnenschirm ist freilich schon ein Bischen schadhaft, aber ich hoffe, dieser große Geist wird das nicht bemerken. Doch ein Bedenken drängt sich mir auf: er wird umringt und förmlich belagert sein; wird man uns einlassen?“

„Und wenn ich mir mit diesem meinem Stocke eine Gasse bahnen soll — ich muß, ich muß ihn sehen! Komm' Sie nur mit. Ich werde Ihr Führer und Beschützer sein. —“

Jean Paul ist angekommen. Im weltberühmten Richter'schen Kaffeehause in der Katharinen-

straße ist er abgestiegen. Er bewohnt zwei Zimmer im ersten Stock, und der Herr Wirth und die Frau Wirthin haben ihn mit einer Ehrerbietung empfangen, wie sie für gekrönte Häupter aufbewahrt zu werden pflegt.

Der glückliche und doch so unglückliche Jean Paul! Er konnte nicht ruhig schlafen. Man belagerte ihn wie eine Festung. Da kamen Buchhändler und baten um sein neuestes Manuskript; da erschienen Studenten, die ihm ein Vivat, und weißgekleidete Jungfrauen, die einen Kranz ihm brachten; da kamen galonnirte Diener der ersten Handelsherren mit Einladungen, alte Jungfern mit ihren Stammbüchern, zarte Seelen, die um eine Haarlocke flehten. Und abermals trat der dienstbare Geist ein und meldete einen alten Mann und eine alte Frau.

Auf der Schwelle standen Magister Timotheus und Dame Lerche. Er verneigte sich bis zur Erde, und sie knixte mindestens dreimal in einer Sekunde.

Langsam wandte sich der am Fenster stehende Dichter und —

Der Magister wurde starr; noch starrer wurde die Lerchin.

Der einzige, der göttliche Jean Paul — ohne Halstuch, ohne Jabot, ohne Zopf, ohne Puder!

Und noch ein Blick des Magisters und der Lerchin auf den Dichter — und dann sehen die Beiden sich an und ihre Gesichter werden lang und immer länger, und wie aus einem Munde stottern sie: „Rich — Rich — t — er!"

„Meine lieben Leute, was ist Euch?" fragte der erstaunte Dichter. „Ja, wohl, ich heiße Richter."

„Ich denke," stotterte Timotheus weiter, „wir sind — sind bei dem Herrn Jean Paul!"

„Diese Aehnlichkeit!" ruft der lebendige Zwirnsfaden.

Der Dichter lacht. „Ich heiße Jean Paul Friedrich Richter und nenne mich als Schriftsteller Jean Paul."

(Schluß folgt.)

Französische Unarten.

(Schluß.)

Das möchte nun noch so hingehen, da durch ein bischen Aufmerksamkeit und Strenge der beabsichtigte Zweck selten erreicht wird. Aber nicht selten wird das Zeichen selbst von französischen Aerzten mißbraucht. Das Haus des Arztes soll frei sein von den Lasten des Krieges, wenn immer möglich, das ist gewiß richtig; auch wenn die Dienste, die er leisten kann, im Vergleich zu der Tüchtigkeit unserer Feldärzte meist geringfügig, ja bei Schußwunden durch die französische Amputationsmanie, und bei akuten Krankheiten durch den französischen blinden Glauben an Arcana meist geradezu gefährlich sind. Aber wenn der Arzt seine Binde und die Kreuzfahne zur Befreiung von den Kriegslasten geltend macht, und auch noch die Dienste seiner Kunst verweigert, so ist das eine einfache Niederträchtigkeit.

Ein besonders charakteristischer Fall verdient hier namentlich Erwähnung. Der französische Arzt von Ferrieres, der unseren Sanitätssoldaten durch seine Anmaßung, Leichtfertigkeit und Ungeschicklichkeit längst ein Greuel war, mußte in der zweiten Woche des Oktober Abends gerufen werden, weil zehn schwer verwundete neue Ankömmlinge des dortigen Lazareths — natürlich des prussiens — dringend des Verbandes bedurften. Er verweigerte seine Dienstleistung unter dem Vorwande, daß er sich den Fuß vertreten habe. Man mußte also die Meile nach Lagny zurücklegen und dort einen Oberarzt vom ersten württembergischen Feldlazareth erbitten, der sofort noch in tiefer Nacht nach Ferrières fuhr, die Landsleute verband, und hernach die französische Verrenkung untersuchte. Außer einem kleinen, blauen Flecken an der Zehe des linken Fußes wußte der biedere Medizıner nichts als die Quelle seiner Schmerzen anzugeben. Dem Württemberger dagegen schien die Sache sehr ernst, so gefährlich, daß er dem verrenkten Kollegen auf vier Tage strengsten Bettarrest unter der Pflege deutscher Sanitätssoldaten, und für jeden Uebertretungsfall vierzig — Mann Einquartierung verordnete. Es ist gegründete Hoffnung vorhanden, daß der Mann jetzt geheilt ist.

Am abscheulichsten ist und bleibt aber der Mißbrauch des rothen Liebeszeichens für Spionage und Verrätherei. Leider stehen ja solche Fälle, wie wir ihn am zweiten Tage unseres Hierseins erlebten, daß Meuchelmörder vom Priesterstande mit der Binde um den Arm auf frischer That ergriffen wurden, nicht vereinzelt da, und selbst Schlachtfeldhyänen sind mit dem rothen Kreuz an ihre grauenvolle Arbeit gegangen. Manch ein Franzose hat sich in Danzig oder Stettin plötzlich der Genfer Konvention erinnert, ist sich bewußt geworden, daß er einmal eine Ambulance als Offizier geleitet hat, und hat sich mit der weißen Binde aus der Kriegsgefangenschaft herausgeschwindelt.

Am tollsten aber wird der Mißbrauch des rothen Kreuzes offiziell von der republikanischen Regierung getrieben, und den feigen Mördern, die unter dem Namen Francstireurs sich ihr zur Verfügung gestellt haben. Die Regierung ist doch gewiß dafür verantwortlich zu machen, daß dieses Ge-

sindel überall, wo es die Uebermacht unserer Truppen nahe spürt, sich das einzige Zeichen, was an eine Uniform erinnert, ein weißes oder blaues Band, vom Hute reißt, die Flinte wegwirft, dafür die weiße Binde mit dem rothen Kreuze hervorholt, und nun als biederes Landvolk, das sich nebenbei der Pflege der leidenden Menschheit befleißigt, unsere Truppen auf Weg und Steg ehrsam grüßend, in einzelnen Gruppen ihnen entgegengeht, um sofort, wenn das Gros vorüber ist, die Nachzügler niederzumachen. Ein Offizier und drei Soldaten, welche die Schlacht von Orleans mitgemacht haben, versichern mir, sie hätten noch bei jedem Franctireur, der ihnen in die Hände gefallen, die weiße Binde gefunden, meist sogar um den Arm. Sofortige Erschießung ist selbstverständlich das Loos jedes Blousenmannes, der ohne das Franctireurband am Hute mit dem Munitionsbeutel getroffen wird, den die heimlichen Francstireurs unter der Blouse tragen.

Ein interessanter Vorfall ist mir bekannt, der beweist, wie sich die Nichtachtung der Genfer Konvention bisweilen gerächt hat. In der Schlacht von Sedan sprengte durch den von den Sechsundvierzigern besetzten kleinen Ort Floing, nördlich von Sedan, ein französisches Kürassierregiment aus der Schlacht zurück. Der Offizier ist etwas zurückgeblieben und gewahrt einen preußischen Arzt, der Verwundete verbindet. Er drängt sein Pferd auf den Arzt zu und legt die Pistole auf ihn an. „Pardon aux blessés, respect à la croix rouge!« ruft dieser bestürzt und entrüstet dem Barbaren zu. Die Pistole senkt sich. Aber im selben Augenblick sinkt der Franzose auch von dem Assistenten des Arztes durch den Hals geschossen, mit dem Schrei: »Parbleu!« todt vom Pferde. Der Assistent hatte seine Waffe gegen den grundsätzlichen Verächter der Genfer Konvention erhoben und losgedrückt. Als die menschliche Natur in dem Franzosen zur Geltung kam, war es zu spät.

Vom Kriegsschauplatz.

Karlsruhe, 3. Dez.

Ein badischer Militär, der die Zurückweisung der Garibaldianer bei Dijon mitgemacht, schildert in einem Feldpost-Brief aus Dijon, 28. Nov., an seine Familienangehörigen seine Erlebnisse. Wir theilen aus dem Schreiben, in das uns freundlichst Einsicht gestattet worden, Folgendes mit:

Am 26., Mittags 4 Uhr, marschirten wir (erstes Bataillon des 3. Inf.-Reg.) von Dijon ab, um das Füsilierbataillon, das im Gefecht war, zu unterstützen. Kaum waren wir 3/4 Stunden vor Dijon hinaus, da hören wir auch ein mächtiges Knallen, verbunden mit Hurrah. Wir hatten den Befehl, nach Daix zu marschiren und dort Allarmquartiere zu beziehen. Natürlich war beim Schießen davon keine Rede. Wir hatten die Hauptstraße verlassen, um rechts am Berg gegen Daix vorzugehen und von dort dem Feind in die Flanke zu kommen. Als die Tête des Bataillons am Dorfausgang angekommen war, sieht Hauptmann Unger auf den ersten Blick, daß die Füsiliere sich auf der Straße von Dijon zurückziehen. Er kommandirt: „Kehrt! Laufschritt — marschmarsch! und in rasender Eile geht's hinab auf die Dijoner Straße. Die Füsiliere kommen rasch zurück; „Garibaldi folgt auf dem Fuß!" ist der Ruf, der aus hundert Kehlen erscholl. „Dijon soll er nicht haben!" ruft das erste Bataillon. Jetzt heißt es also Stand halten. Immer noch kommen zurückweichende Füsiliere mit Verwundeten und Todten. Es kam nun darauf an, die Mannschaften energisch in Ordnung zu bringen und zu halten. In 5 Minuten ist dies geschehen. „Still: Hört Ihr's?" Ein heidenmäßiger Lärm von Pfeifen, Trommeln, Trompeten und Schreien. »En avant les bataillons! Eviva Garibaldi!« tönt es weithin; man merkte, daß sie angreifen wollen. Bei uns ist Alles ruhig. Man hört kein Wort. „Auf 40 Schritt laßt Ihr sie herankommen — sagt der Kommandant — dann erst schießt Ihr!" Sie kommen; — rack! kracht die Salve und 6 Italiener liegen vor uns. Auf! Marsch, Marsch! Hurrah! und vorwärts geht's auf den fliehenden Gegner. Es ist 10 Uhr Abends, stockfinstere Nacht; wir durften der Dunkelheit halber nicht weiter folgen. Also wieder zurück in unsere Position.

Plötzlich wieder das tiefe Gebrumm der feindlichen Trommeln, die schrillen Pfeifen der Offiziere, die Trompeten, die Marseillaise und ein italienisches Lied, das mit „Evviva Garibaldi" anfängt. Es kommt immer näher. Lautlos sitzen wir da, die Gewehre gespannt und zum Empfang bereit. Da sind sie! „Feuer!" Und wieder kracht die Salve und wieder liegt eine ganze Reihe Todter und Verwundeter am Boden. Die ganze Bande macht Kehrt; nur vier wahnsinnige Italiener stürzen brüllend auf uns ein — sie leben heute nicht mehr, — das deutsche Hurrah erschallt, der Feind flieht und wirft Gewehr, Munition 2c. von sich. Dijon wird er hoffentlich aufgegeben haben. Wie man versichert, hätte Garibaldi selbst kommandirt. Die Nacht lagen wir im Regen auf der Straße und am Morgen setzten wir unsern Marsch fort. Heute sind wir wieder in Dijon und ruhen von der Strapaze aus.

La Fère, 1. Dez.

Von der Kapitulation der kleinen Festung La Fère wissen Sie ohne Zweifel bereits. Die Festung, sonst unbedeutend, hat durch ihre Lage Wichtigkeit, und beim Vormarsche gegen Amiens wäre es höchst unbequem gewesen, sie mit feindlichen Truppen in unserem Rücken zu lassen. Der französische Kommandant, Fregatten-Kapitän Planche, hat La Fère mit der größten Energie vertheidigt und erst nach 30stündiger heftiger Beschießung von unserer Seite die Kapitulation angenommen. Die kleine Stadt hat ungeheuer gelitten, kaum ein Haus ist unbeschädigt geblieben, und ich finde den Anblick hier weit mehr ein Bild der Verwüstung zeigend, als das in Toul, Verdun, Straßburg und Thionville, welche Orte ich auch alsbald nach ihrer Kapitulation besuchte, der Fall war. Der Kraft der preußischen gezogenen schweren Festungsgeschütze widerstrebt nun einmal keine Mauer mehr. Jetzt sollen Longwy und Montmédy in kürzester Frist sehr ernsthaft beschossen werden. Es hilft nun einmal nicht, die Franzosen können nur durch die härteste Gewalt zu der Ansicht gebracht werden, daß sie den Frieden um jeden Preis erbitten müssen. Hier ist die Bevölkerung übrigens sehr eingeschüchtert und wünscht dringend den Frieden.

Kunst und Literatur.

Kriegsnummern der „Gartenlaube" Nro. 49.

Inhalt: Herrmann. Novelle von E. Werner. (Fortsetzung.) — Vor dem Fort Rogent bei Paris. Briefliche Mittheilungen und Illustration: Deutsche Feldwache nächst dem Fort Rogent, von unserem Feldmaler F. W. Heine. — Schulkinderkrankheiten oder Schulkrankheiten? Ohne phosphorhaltiges Gehirn kein Verstand, kein Gemüth, also keine geistige Thätigkeit. Strafpredigt für Eltern, Lehrer und Schulvorsteher. V. Schiefwerden des Schulkindes. Von Bock. — Eine Zillerthaler Sängerfamilie. Von Ludwig Steub. (Fortsetzung.) — Ein Hauptquartier auf dem Marsche. Von Ludwig Pietsch. — Aus eigener Kraft. Von W. v. Hillern geb. Birch. (Fortsetzung.) — In bayerischer Privatpflege. Originalskizze. Von W. Roegge in München. — Blätter und Blüthen: Vom Feld und Bett der Ehre. Mit zwei Abbildungen: Bei Mars la Tour: Unter Schlafenden und Todten. — Soldatengrab auf den Spicherer Höhen. Nach der Natur aufgenommen von K. Kögler. — Die gerettete Uhr. — Ein Erinnerungsblatt für die Opfer von Laon. Mit dem Porträt des Hauptmann Mann. — Die große Bitte an alle deutschen Kinder. — Ein wirklich gutes Bilderbuch. — Kleiner Briefkasten.

Mannigfaltigkeiten.

Ein von Bord des „Arminius" an die „Vossische Zeitung" gelangter Brief meldet, daß am 3. d. M. auf der Außen-Jahde ein Wallfisch ans Ufer getrieben worden ist. Bald war ein Boot da vom „König Wilhelm", und dieses sicherte sich eine angenehme Beute als Weihnachts-Extraordinarium für die Mannschaft. Der Fisch, den Schreiber gemessen, war in der Länge 63 Fuß, sein größter Durchmesser 12 Fuß, die Breite der Schwanzflosse 10 Fuß. Der Körper war noch warm, eine von einer Harpune herrührende Wunde fand sich nicht vor, es liegt also die Vermuthung nahe, daß der Fisch in der Verfolgung auf flaches Wasser bei der Ebbe gekommen ist und sich nicht wieder frei machen konnte. In der Anstrengung, wieder flott zu werden, scheint er eine Art Sack, mit circa 3 Zoll dicker Fettschicht besetzt, ausgespieen zu haben, der mit Luft und einer röthlichen Jauche angefüllt war und dessen Durchmesser circa 8 bis 9 Fuß beträgt. Der Bauch ist weißlich mit vielen mehrere Zoll breiten Rifles, ähnlich den Zügen der gezogenen Geschütze, ganz und gar bezogen. Der Kopf ist lang und spitz. Daß der Fang schleunigst auf Land gezogen wurde, versteht sich von selbst. Der Erlös aus dem zu gewinnenden Thran, der auf circa 500 Thaler geschätzt wird, fällt natürlich der Mannschaft zu, die mit einem sonderbaren Behagen den ungewöhnlichen Burschen abzuschälen beginnt. Das Skelett dürfte vielleicht für ein Museum erwünscht sein, weßhalb eine bezügliche Anfrage nach Berlin gerichtet ist.

Als die Bayern und Preußen im Schlosse in München tafelten und der Champagner die Zungen gelöst hatte, brachte ein preußischer Landwehrmann ein Hoch auf den König Ludwig aus. Sein Nachbar und Landsmann rückte unruhig hin und her, er wußte, was sich schickte, und erhob sich endlich, um den Schnitzer seines Vorredners gut zu machen; er brachte ein Hoch „auf die Frau Gemahlin" des Königs aus. Es entstand eine so ungeheure Heiterkeit, daß der brave Preuße ganz verblüfft war. Was is? fragte er. — Der König hat noch keine Frau. — So? Dann soll er nur zu uns kommen und in den Bund eintreten, dann hat er eine feste Anstellung und kann heirathen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 271 Mittwoch, 7. Dezember 1870.

Im Gartenhause.

(Schluß.)

„Gott und Vater! Er ist es wirklich!" schreit Dame Lerche und läßt den meergrünen Sonnenschirm fallen.

„Entsetzlich! Wir Unglücklichen!" ruft Timotheus und sinkt auf die Knie. „Herr, verzeihen Sie!"

Immer mehr erstaunt der Dichter. „Mein Freund, so steht doch auf. Euch verzeihen? Hättet Ihr mir je ein Leid zugefügt?"

Und nun rufen die Beiden durcheinander, daß es fast wie ein Mühlengeklapper anzuhören: „Dieser Edelsinn!" — Herr, entsinnt Euch, ich bin der Magister Baumgarten, der Euch damals im Gartenhause — ach Gott! ich dachte damals ganz anders, aber seit Eure Werke —!" — „Und ich bin ja die Lerchin, bei mir hat ja der Herr damals gewohnt, und wegen meiner Tochter kriegte ich's mit der Angst. Aber so wahr ich die Lerchin bin: wenn ich noch sechs Töchter hätte und der Herr wollte alle Sechs —!" —

„Hochzuverehrender Herr Richter, hochberühmter Herr Jean Paul, befehlen Sie über mich armen Magister. Ich will Ihnen dienen, wie und wo Sie wollen, ich will —" —

„Und auch meine ganze Person steht zu Ihren Diensten!"

Richter öffnet sein Gedächtnißkämmerchen, und allmählig wird er sich jener Tage im Gartenhause bewußt. Da reicht er Beiden die Hand und spricht in herzlichem Tone: „Meine Freunde, die alten Geschichten mögen ruhen. Euer Hiersein beweist ja, daß Ihr jetzt anderen Sinnes seid; ich danke Euch."

Da athmen die Beiden auf, als wären dreitausend Zentner von ihrer Brust gewichen. „Magister," schluchzt die Lerchin, „er ist unser Freund, er sagt es selbst!" Und der erschütterte Magister schluchzt: „Lerchin, so lange wir leben, werden wir an diesen Tag denken!"

Noch einmal wendet sich der Zwirnsfaden zum Dichter: Er möge die Gnade haben und wieder in das Gartenhaus ziehen. Natürlich schlägt er diese Einladung aus, aber dennoch verlassen die Alten hochbeglückt das Kaffeehaus, denn er hat versprochen, morgen um die zehnte Stunde jenen Raum zu betreten, aus dem einst der „Musje" und der „unverbesserliche Strolch" gejagt wurde. —

Nun windet Kränze, streut Blumen und gelben Sand. Schlingt die Kränze um den Zaun, um Fenster und Thür. Der Magister und die Lerchin hatten während der ganzen Nacht kein Auge geschlossen, und schon beim ersten Sonnenstrahl hatten sie das Häuschen gesäubert, den Tisch an das Fenster gerückt und ein Bett aufgeschlagen; denn Er sollte Alles so wiederfinden, wie es damals gewesen war. Die Uhr auf dem Nikolaithurm meldete erst die neunte Stunde, aber schon standen Timotheus und Dame Lerche, geschniegelt und gebügelt, wie zwei Schildwachen zu beiden Seiten des Gartenhauses; und der älteste Junge der Madame Wilm hockte vor dem Zaun, um das Erscheinen des Einzigen zu signalisiren.

Endlich! Mit dem Schlage Zehn betrat Jean Paul den Garten. Der Alte und der Zwirnsfaden dienerten und knixten um die Wette, und der Junge schrie aus Leibeskräften Vivat! Mit graziöser Handbewegung lud der Magister den Dichter ein, sich in das Häuschen zu begeben, und die Alten folgten wie zwei Trabanten.

„Diese merkwürdige Kleidung steht ihm prächtig," flüsterte sie.

„Ein Genie darf sich gar nicht anders kleiden," gab er flüsternd zurück. „O, wenn ich sein Genie doch damals gemerkt hätte!"

Jean Paul blickte rundum und ein Schleier der Wehmuth breitete sich über sein Antlitz. Sein Auge fiel auf den Tisch — da lag, inmitten eines Kranzes, der Hesperus.

Am Fenster erschien Madame Wilm und lugte hinein. Ihre Miene veränderte sich gar nicht, in ihrem Herzen ging gar nichts vor. Sie war zu stark geworden, sie aß zu viel. Auch war sie sehr bald wieder vom Fenster verschwunden, denn vor dem Wohnhause balgten sich die neun ungezogenen Kinder.

„Ja, hier war es," rief der Dichter. „An diesem Tisch hab' ich gesessen und dort, mein werther Magister, hat Er gestanden und mir den Text gelesen und da —"

„Ach, Herr Jean Paul Richter, wenn ich jene Stunde zurücknehmen könnte!" rief Timotheus. „Strafen Sie mich! Selbst Ihre Bestrafung wird für mich ein Genuß sein!"

Da lächelte der Dichter und legte den rechten Arm um den Alten und den linken um die Alte und küßte ihn und sie: „Das sei Eure Strafe! Und ehe noch die wahrhaft Berauschten wieder zur Besinnung kamen, war er verschwunden."

„Lerchin," jubelte der Magister, „ich hab' an seiner Brust geruht!"

„Magister," jubelte die Lerchin, „ich auch, ich auch!"

„Jetzt ist dieses Gartenhaus unsterblich!"

„Wir auch, wir auch — unsterblich durch Ihn!"

„Das ist der schönste Tag meines Leben!"

„Nun will ich gerne sterben!"

So jubelten und lachten und weinten sie noch lange, lange. — —

Und jetzt? Was ist von dem Allen jetzt noch übrig?

Staub! — Staub!

Vom Kriegsschauplatz.

♂ Croix de Berni, 1. Dez.

Am 28. v. Mts. rückten wir auf der herzlich langeweiligen kerzengraden Straße nach Bourg la reine. Unsere Aufgabe war, den östlichen Ortsrand besetzt zu halten.

Es war so schön warm, wie in einer Mainacht, der Himmel zwar etwas trübe, aber sonst hätte selbst ein Meteorologe keine Veranlassung gefunden, die Nacht für eine der letzten Novembernächte zu erklären.

Unsere Kompagnie war in verschiedenen Gärten vertheilt, ganz reizende Häuschen boten den einzelnen Piquets Unterkunft, und nur ein Zug, der im Kirchhofe plazirt war, mußte im „Todtenhäusel" Quartier nehmen. In das Todtenhäusel regnets aber nicht hinein, Grund genug, daß die dort logirten Mannschaften nicht im Mindesten über ihren „unheimlichen" Aufenthaltsort fachirt waren.

Mein Kamerad und ich bewohnten ein Häuschen, dessen Firma uns seinen ehemaligen Besitzer als „Blanchisseur" vorstellte, und wandelten, nachdem uns persönlicher Augenschein von dem „Richtig" unserer Aufstellung überzeugt hatte, all' unsere Aufmerksamkeit einem Kessel mit Wasser zu, der eine Flasche Grogessenz seiner endlichen Bestimmung entgegenführen sollte. Das Wasser war gekocht, der Grog gebraut, das Gebraute getrunken, ein Digestionsbummel durch alle Posten gemacht, ein zufriedener Mensch hätte ruhig einschlafen können.

Auch wir streckten uns aus. Meines Kameraden Matraze krachte in ihren „unzuverlässigen Federn", die Meine ließ ein verdächtiges Geräusch vernehmen, dessen Rascheln eher Hobelspähne, als Roßhaare als Inhalt vermuthen ließ — einige langgedehnte Aahh manifestirten, daß wir Beide einem kurzen Schlummer nicht abgeneigt wären —, da fing's auf einmal draußen zu krachen an, als ob der Himmel herunterfallen sollte.

Wir fuhren auf, ich stolperte in der Eile über mein lässig umgeschnalltes „Seitengewehr", trat meinem Kameraden auf ein paar seiner schönsten Hühneraugen — einige H..... S........ und wir waren bei unseren Leuten.

Krachen vor uns, Krachen hinter uns, rechts und links, Alles bewies, daß die Franzosen eifrigst bemüht waren, uns Deutschen schnellstens den Garaus zu machen, wir hingegen fühlten durchaus keinen Beruf, auf die Intention einzugehen, und blieben während des anderthalbstündigen Geknalles gesund wie zuvor. Es mochte 2 Uhr sein, als das erste Gekrache endigte. Gewohnheitsgemäß erfolgte gegen halb 4 Uhr eine zweite, weder vermehrte noch verbesserte Auflage.

Auf unserer Linie hat auch nicht Einer es der Mühe werth gehalten, dem wälschen Lärm eine Patrone zu opfern.

Gegen 4 Uhr besuchte uns eine preußische Patrouille und meldete uns, daß den Morgen ganz sicher ein Ausfall von der Judenschanze her zu gewärtigen sei, um 6 Uhr kam eine zweite mit der Nachricht, es wird nun „jleich" losgehen.

Noch keine Viertelstunde war vergangen, als die ganze Höhe des Villejuiver Hügels hinan die lustigen französischen Signale erklangen. En avant, en avant klangen laut und verständlich die Kommandos der Franzosen zu uns herunter, aber statt alles Avancirens zogen es die edlen Streiter vor, von Ort und Stelle aus, sie stacken wahrscheinlich in Laufgräben, ein höllisches Schnellfeuer zu exekutiren. Die Preußen erwiderten fast nichts, man merkte die Absicht, die Franzosen „man 'ran zu lassen, dichte 'ran", allein es wollte nicht vorwärts gehen. Nach und nach wurde es hell, Einzelne, die wirklich vorangingen, reizten die Preußen zum Schießen; es ging auch auf preußischer Seite das Feuer los. Dazu accompagnirten die schweren Geschütze der französischen Forts, auf unserem rechten (östlichen) Flügel konnte auch bayerischerseits das Feuer beginnen und der Tanz begann. Die Franzosen

warfen neue Truppen vor, man hörte die Offiziere bald bittend, bald fluchend die Leute vorwärts treiben, Einige gingen auch, aber im Allgemeinen fehlte doch dem Ausfalle die Energie.

Viermal kamen neue Truppen französischerseits gegen L'Hai vor, viermal warfen die Preußen, ohne abgelöst zu sein, die Haufen zurück. Gegen 10 Uhr endlich schien man auf feindlicher Seite einzusehen, daß nichts zu erzielen sei. Eine Stunde lang dauerte es, bis der Kampf vollends eingeschlafen war, dann kamen — es ist dieß eine schlaue Praxis der Franzosen, noch ehe alle französischen Truppen sich zurückgezogen hatten, die Ambulanzen und die Genfer Fahnen, worauf das preußische Feuer sofort schwieg.

Wir Bayern waren durch Infanterie nicht angegriffen, dafür arbeiteten aber die Geschütze auf uns los, daß ich heute nicht begreifen kann, wie Niemand verwundet wurde.

Ganz hinten in der Reserve hat eine Granate im 9. Regiment (3. Bataillon) 7 Leute verwundet, bei uns in Bourg la Reine blieb Alles gesund. Gegen Nachmittag machte ich eine Patrouille gegen L'Hai und sprach dort preußische Offiziere jenes Bataillons, das den ersten Angriff auszuhalten hatte. Sie hatten nur geringe Verluste, während sie 270 Franzosen, darunter 6 Offiziere, gefangen hatten. Die französischen Verluste müssen groß gewesen sein, weil den ganzen Nachmittag Wagen auf Wagen vom Gefechtsfelde weggefahren wurde. Die preußischen Offiziere sagten mir, daß ihr Generalstab erkläre, der dießmalige Ausfall sei noch nicht der erwartete große Ausfall und sie hatten Recht.

Nachdem der Nachmittag ruhig verlaufen war, rückten wir, Abends 7 Uhr abgelöst, nach Croix de Berni ein. Müde, legten wir uns bald nach dem Souper nieder, wurden aber bald nach Mitternacht durch heftiges Geschützfeuer aufgeweckt. Gegen 3 Uhr Morgens erhielten wir Befehl, uns bereit zu halten und nach 5 Uhr gingen wir zur Besetzung eines Gehöftes nach Bourg la Reine ab. Von Tagesanbruch an bis spät in den Abend hinein donnerte es am östlichen Theile der Cernirung und als gegen 2 Uhr Mittags das Feuer näher kam, merkten wir, daß auch unser Nachbarkorps zur Linken (des 6. preußischen) theilweise engagirt war. Da wir selbst den Gang des Kampfes, der nach Heftigkeit und Dauer zu den bedeutendsten vor Paris gehört, nicht verfolgen konnten, begnügten wir uns damit, von Ordonnanzen, die von Ost n her nach Versailles über Croix de Berni kamen, Einiges zu erfahren, was uns nur Gutes hören ließ. Abends gegen 6 Uhr, es war schon ganz dunkel und der Kampf schien beendigt zu sein, trafen wir eine Croix de Berni passirende Chaise, die hier hielt, um etwas zu rasten. Einige höhere preußische Offiziere waren es, die wir um Mittheilungen über den Stand des heutigen Ausfalles ersuchten. Wir erhielten mit größter Freundlichkeit die Nachricht, daß der Ausfall hauptsächlich gegen die Württemberger und Sachsen mit sehr großen Kräften geschehen, aber vollständig zurückgewiesen worden war. Gegen Mittag war, wie wir ohnehin vermutheten, auch der rechte Flügel des preußischen 6. Korps engagirt gewesen und die Verluste sollen französischer Seits und auch theilweise auf Seiten der Württemberger bedeutend gewesen sein.

Als die preußischen Offiziere fort waren, wurden wir aufmerksam, daß einer der Herren mit „königliche Hoheit“ angeredet wurde. Nun doppelt neugierig, wer diese „königliche Hoheit“, die ganz kameradschaftlich mit uns geplaudert hatte, eigentlich gewesen sei, erfuhren wir von einigen Herren seiner Begleitung, die zu Pferde folgten, daß es Prinz Adalbert von Preußen, der Bruder unserer Königin-Mutter, war.

Es war inzwischen recht bitterlich kalt geworden. Mein Kamerad und ich — wir Beide repräsentiren zur Zeit das Offizierskorps unserer Kompagnie, die übrigen sind krank — zogen uns ans Kaminfeuer zurück, aßen äußerst viel, tranken äußerst kräftig, und entschlummerten endlich. Geschützdonner lullte uns ein. —

Abends 6 Uhr gehen wir auf Vorposten nach Bourg, morgen, also den 2. Dezember, stehen wir dem Paris gegenüber, das vor 19 Jahren an diesem Tage so Merkwürdiges erlebte. Ob es wohl diesmal ruhiger sein wird? —

♂ St. Antoni, 3. Dez.

Seit ein paar Tagen geht es um Paris herum zu wie im ewigen Leben, jedoch waren wir Bayern gar nicht von den Zusammenstößen der letzten Tage berührt. Auf der Ostseite ist es freilich anders. Seit meinem letzten Briefe ist dort der Kanonendonner, das Mitrailleusengerassel und Kleingewehrfeuer nicht verstummt.

Die Pariser, welche nun deutlich einsehen, daß weder mit der Beschießung noch mit dem Sturm auf ihre Stadt Ernst gemacht wird, und die Direktion der Vertheidigung sind zu der ganz richtigen Ansicht gelangt, daß die großen Truppenmassen im Inneren der Festung ganz und gar nichts nützen können und versuchen daher, den größten Theil ihrer Kräfte nach Außen zu werfen, um damit theils eine Vereinigung mit der Nord- und Süd-Armee, theils eine Kommunikation mit der „Außenwelt“ zu ermöglichen.

Als passendsten und meiner unmaßgeblichen Meinung nach auch besten Durchbruchsort haben sie nun die Ostseite, die Einflußseite der Seine auserkoren, wo eine größtentheils freie Ebene einen forcirten Angriff, und im Falle eines günstigen Erfol-

ges, ein rasches Ausbreiten ermöglicht; seit 4 Tagen kämpfen sie dort, wenn auch ohne Erfolg, mit einer Ausdauer und Energie, die Achtung verdient. Ihre Seinepanzerflottille, der Kern ihrer Truppen — mit einem Worte Alles sucht dort durchzubrechen.

Dort stehen Württemberger und Sachsen; natürlich genügt dort der einfache Zernirungsgürtel nicht mehr und die braven Preußen sind es, die mit gewohnter Kraft und Energie die Anstrengungen der Württemberger und Sachsen unterstützen und die Franzosen regelmäßig zurückwerfen.

Aber solche Kämpfe kosten auch natürlich auf unserer Seite viel Blut, und ich glaube, daß die Verluste unserer deutschen Brüder nicht mehr nach Hunderten, sondern nach Tausenden zu zählen sind. Die Verlustlisten, die vielleicht schon zu Euch gekommen sind, werden meine Angaben wohl bekräftigen.

Die allenthalben eingetroffenen Siegesberichte der deutschen Waffen werden auch da bald wieder Ruhe schaffen und wenn mich nicht Alles täuscht, stehen wir am Anfang vom Ende. —

Die Wacht am Schwarzen Meere.

(Russisches Volkslied, in bekannter Melodie zu singen.)

Es braust ein Ruf wie Knutenschall,
Wie Stiergebrüll und Juchtenprall:
Pascholl! pascholl! zum Schwarzen Meer!
Nun geht es über'n Sultan her!
Lieb Rußland, ach, uns durstet sehr:
Stark sauft die Wacht am Schwarzen Meer!

Und Hunderttausend eilen schnell,
Sonst macht man ihnen los' das Fell —
In erster Reih' mit allem Pack,
Cum summa laude der Kosak:
Lieb Rußland reich die Flasche her —
Viel sauft die Wacht am Schwarzen Meer!

Dem feigen Fremdling tönt sein Fluch,
Der Zahnbürst' braucht und Taschentuch,
Mit schnöder Seife ab sich schwemmt:
Du, Meer, bleibst schwarz als wie mein Hemd!
Lieb Rußland, reich die Flasche her,
Fest sauft die Wacht am Schwarzen Meer!

So lang noch eine Lippe glüht,
Durch die sich sanft ein Talglicht zieht,
So lang der Sauerkohl noch müfft —
Ins Schwarze Meer kein Moslem schifft!
Lieb Rußland reich die Flasche her,
Sehr sauft die Wacht am Schwarzen Meer!

Der Schwur verhallt in Sturm und Wind,
Der Wutki durch die Kehle rinnt;
Am Schwarzen Meer trinkt Mann für Mann,
Bis daß er nicht mehr stehen kann:
Lieb Vaterland, die Flasch' ist leer —
Fest liegt die Wacht am Schwarzen Meer!

(Glasbr. Mont.-Ztg.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Jägerstückchen.] Man schreibt der „Schles. Ztg." aus Corbeil: Ein sehr kühner Zug eines Jägers von der zweiten Kompagnie des vierten Jägerbataillons wurde mir hier erzählt. Dieser hatte vor Kurzem auf eigene Hand einen Streifzug nach dem Mont Valerien hin gemacht. Er war über die neuerrichtete Schanze hinübergekrochen und hatte sich dort nach Beute umgesehen. Da stößt er auf einen französischen Kapitän, den er vollständig ausplündert, namentlich auch von seinem schönen Mantel befreit, worauf er sich wieder aus dem Staube machte. Mit den erbeuteten Stücken kommt er ganz unbehelligt und sehr vergnügt wieder zurück. Da er aber dieses Unternehmen auf eigene Faust gemacht hatte, so ward ihm allerdings nicht blos ein ganz gehöriger Tadel, sondern auch ein dreitägiger Arrest zu Theil; nachträglich aber wurde er noch mit dem eisernen Kreuze wegen seiner bewiesenen Bravour dekorirt.

Charade.

Der Ersten gleich dein Geist muß werden,
Wird er der ird'schen Bande los;
Die Zweite krönte einst auf Erden
Manch' Berges Haupt als festes Schloß.
Das Ganze nennt zwei Namensschwestern,
An Schönheitsreizen nimmer gleich;
Die Schön're ist der Hölle nahe,
Und näher noch dem Himmelreich.

Auflösung des Räthsels in Nr. 267:
Eintracht.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers F. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 272 Freitag, 9. Dezember 1870.

Ein neues Pompeji.

(Von Hans Wachenhusen.)

Châteaudun, 28. Nov.

Vielleicht erinnert sich der Leser jener Zeilen, welche ich am Tage nach Sedan aus Bazeilles, jenem unglücklichen Städtchen, schrieb, das am Mittage während der Schlacht von den Bayern in Brand gesteckt wurde. Dreimal passirte ich an jenem denkwürdigen Tage die feurigen Gassen, über welchen die Flammen zusammenschlugen, zwei Mal im Verlaufe des Gefechtes, einmal am Abend nach Abbruch desselben, und mehrere Tage hindurch lagerte eine dichte, undurchdringliche Rauchwolke über der Stätte, an welcher das Glück, an welcher Hab und Gut von Tausenden durch die Exzesse einzelner Hitzköpfe zerstört ward.

Bazeilles war eine der niedlichsten, saubersten, kleinen Städte in den Ardennen, wie die ganze Gegend ein Rendezvous-Ort vermögender, den Frieden der Welt suchender Leute war, und gerade dort mußte die Furie des Krieges am ärgsten wüthen. Nur wenige Häuser blieben neben dem Schloß, in welchem das bayerische Lazareth etablirt ward, von den Flammen verschont; Stein- und Schutthaufen, die Reste der zusammengestürzten Häuser, füllten die Gassen, hohläugig blickten die Mauern der Gebäude mit ihren ausgebrannten Fenstern auf die niedergestürzten schwarzen Dachbalken herab, an denen die Flammen eine knisternde, züngelnde Garnitur bildeten. Tausende waren hab- und obdachlos geworden und Gott mochte wissen, wo sie ein Unterkommen fanden, bis sie zurückkehrten, um händeringend vor den Trümmern ihres Besitzthums zu stehen.

Es ist ein grausames, furchtbares Gesetz des Krieges, das die Einmischung des Bürgers in das blutige Handwerk des Soldaten mit dem rothen Hahn auf dem Dache straft, und dennoch ist es unerläßlich. Die ersten entsetzlichen Beispiele, welche die Bürgerschaft warnen sollten, blieben ohne Erfolg, und das Schicksal Bazaille's traf mehr oder minder schwer eine Anzahl anderer Orte, und immer mußten die Besonnenen büßen für die Vergehen einzelner patriotischer Hitzköpfe, die mit ihrem Gewehr in der Hand eine ganze Armee vernichten zu können glaubten, und doch nur sich selbst und ihre Nachbarn vernichteten.

In Bazeilles war ich selber Zeuge, wie aus verschiedenen Häusern am Eingange der Stadt auf die deutschen Soldaten, sogar auf Verwundete und Krankenträger geschossen wurde. Die Schuldigen retteten sich größtentheils und die Stadt mußte büßen. Was damals nur vereinzelt vorkam, nur auf inneren Antrieb fanatischer Patrioten geschah, ward inzwischen, als fast die ganze Armee Frankreichs gefangen oder eingeschlossen war, zum System gemacht, zum Gesetz erhoben. Die Nationalvertheidigung gebot dem gesammten Volke, den Feind mit jedem Mittel zu vertilgen, ihn zu erschießen, zu erhängen, zu würgen, zu verbrennen oder zu vergiften, wo man ihn finde, die Franctireurs und die Corps Francs wurden organisirt, in jedem Dorfe wurden Waffen und Munition vertheilt und jedem Bauer die Pflicht aufgebürdet, den Einzelkrieg gegen die andringenden Feinde zu eröffnen. Der Feind proklamirte dagegen das Gesetz, daß jeder Bourgeois, der auf einen seiner Soldaten schieße, füsilirt, jeder Ort, aus dessen Häusern geschossen werde, in Asche gelegt werden solle.

In zahlreichen Orten, Dörfern und Städten, fielen unsere Soldaten der Rache der Bürgerschaft als Opfer; das Kriegsgesetz kennt keine Gnade, und so geht denn unser Marsch fast täglich durch Dörfer oder Gehöfte, in welchen uns die schwarzen Mauern, die Aschenhaufen und die Trümmer einstigen Wohlstandes entgegen starren. Um den Preis, einen der feindlichen Soldaten zu tödten, zerstörte man sich selbst und seinem Nächsten Haus und Hof, und wenn nicht die Gnade des Königs hier und da die unschuldigen Besitzer eines Hauses rettete, aus welchem ohne ihr Wissen oder Zuthun Schüsse auf unsere vorüber marschirenden Truppen gefeuert wurden, es wäre des Unglückes noch viel mehr geschehen.

So liege ich seit gestern Abend wiederum in einer der am schwersten geprüften Städte, einer Ruine inmitten eines Paradieses, in Châteaudun,

das sich durch seine hartnäckige und energische Vertheidigung gegen die Preußen, durch seine vor und in der Stadt angelegten Barrikaden und sein Feuer aus den Fenstern eine der grausamsten Züchtigungen zugezogen. Ein ganzer Stadttheil, zweihundert und einige dreißig Häuser wurden in Asche gelegt und damit zugleich der Plünderung Preis gegeben, weil die Bürgerschaft selbst sich gegen den Feind zur Wehr setzte.

Unerklärlich erscheint diese Tollkühnheit, dieser Wahnsinn vernünftiger Leute, wie man sie doch unter der Bürgerschaft einer ziemlich bedeutenden und wohlhabenden Provinzialstadt suchen muß. Aber auch dieses Unglück war nur eine Folge der lügenhaften Berichte, welche offiziell über jedes stattgehabte Gefecht verbreitet wurden und selbst heute noch werden.

Als der Feind nämlich nach der Einnahme von Orleans gegen Châteaudun anrückte, hieß es allgemein, es sei dies nur ein von den siegreichen Franzosen in die Flucht geschlagener, versprengter Trupp, der einen Handstreich gegen Châteaudun versuchte. Sofort wurden alle Vertheidigungsanstalten getroffen, um die Marodeure abzuweisen. Eine kolossale Barrikade wurde errichtet, alle Zugänge der Stadt wurden verrammelt, alle Fenster der umliegenden Häuser mit Schützen besetzt, und so geschah dann die Einnahme der Stadt für uns nicht ohne Opfer; Offiziere und Soldaten waren durch das aus den Häusern auf sie gerichtete Feuer bis zum Aeußersten erbittert, und als die Stadt genommen war, loderte die Flamme auf den Dächern ganzer Quartiere.

Soll ich den Aeußerungen der Eingebornen glauben, so ward die Stadt buchstäblich zuerst von den Franctireurs und dann erst von den Preußen genommen, denn nach dieser Quelle warfen sich kurz vor dem Anmarsch der Preußen etwa tausend Franctireurs in die Stadt, delogirten den Maire und die ganze Autorität der Stadt, fabrizirten 18 Barrikaden und setzten namentlich in der Rue d'Orleans selbst diejenigen Häuser in Vertheidigungszustand, die sie verschlossen fanden oder die ihnen verschlossen wurden. Es wäre dies eben nichts Neues, denn so mancher Hausbesitzer ist in Frankreich während dieses Krieges an den Bettelstab gebracht worden, weil ein halbes Dutzend dummer Jungen, die eine Flinte in der Hand hatten, sich im Namen des Vaterlandes den Eingang in das Haus erzwangen, aus den Fenstern schossen, hinten hinaus die Flucht ergriffen und den Proprietär als Verantwortlichen zurückließen. Die Vertheidigung in Châteaudun leitete ein Franctireurs-Kapitän, der dafür zum Lieutenant-Colonel ernannt wurde.

Ein trostloser Anblick diese niedergebrannten Straßen, diese Reihen von schwarzen Ruinen und der Schutt; das Gerölle bildet zu beiden Seiten eine Rampe, auf der man sich ein sehr launenhaftes Trottoir eingerichtet. Die Schellenzüge hingen noch an den Außenwänden; einige Reben sogar haben dem Brande widerstanden und ziehen sich an den Mauern entlang; ebenso ist die Telegraphenleitung durch die eine Straße noch ganz unversehrt geblieben.

(Schluß folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Dem Feldbriefe eines rheinischen Artilleristen vom 24. November aus Mont-Martin an der Straße von Compiegne nach Amiens entnimmt die „Köln. Ztg." den Bericht über einen Besuch im Schlosse von Compiegne: Gestern Nachmittag erhielt ich mit einigen Kameraden Urlaub nach Compiegne und in das dortige Schloß des Kaisers. Durch die herrlichen Räume des Gartensaales und des Tanzsaales gelangten wir in die reichen Wohngemächer. Alle Räume trafen wir voll deutscher Soldaten, lauter Rheinländer, denn unser Armeekorps liegt rings um Compiegne herum, und Jeder, der irgend loskommen konnte, war heute in das offen gestellte Schloß geeilt, besonders alle Einjährigen, resp. Vize-Feldwebel. So sah ich hier alle Kölner Freunde und Bekannte, eine große Menge sonstiger Bonner Kommilitonen, die als Husaren umherwanderten. So gingen wir durch ein reizendes Jagdzimmer, dann durch ein heiteres Zimmer mit Don-Quixote-Bildern, hierauf in das prächtige Schlafgemach der Kaiserin. Schwer hingen die herrlichen, golddurchwirkten Vorhänge über das breite Himmelbett. Am Bett vorbei ging es dann in das vergleichsweise auffallend einfache, fast ärmliche Badezimmer, aus diesem in die Kammern der Hofdamen. Anders waren die Zimmer des Kaisers; Alles darin ausgesucht, gediegen und edel, nichts überladen. In dem gemeinsamen Wohnzimmer des Kaisers und der Kaiserin war durch die Menge Möbel, darunter besonders chinesische Schränke, die Palikao mitgebracht hatte, der Eindruck des Leeren, den sonst wohl so große Schloßräume machen, aufgehoben. Die Wände bekleideten chinesische Gobelins. Unter den vielen Stühlen, Lehn-, Arm- und Schlafsesseln fielen mir besonders schöne kleine italienische Stühle auf, so leicht, als wären sie von Gänsekielen, und ferner ein Unterhaltungssopha mit wellenförmiger Lehne. Da sitzt man nun gegenüber und sieht einander gerade in's Gesicht. In dem Dinge saß so eben gemüthlich hingestreckt unser lieber und fideler Regimentskapell-

meister. An Küchen und Kammern vorbei gelangte ich zum Speisesaal, wo ein alter französischer Koch über etwa 50 frische Gedecke und die zugehörigen Bedienungsmannschaften kommandirte; es war nämlich hier eben gedeckt für das Oberkommando. Ein anderer großer Saal scheint zum Rendezvous für Jagdfeste gedient zu haben. Aus seinen weiten Thüren trat man auf den cramponförmigen Altan, schritt in einen englischen Park hinein und ließ das Auge fern über die Jagdhöhen schweifen, deren Lichtungen und breite Wege mit den Parkpartieen ein zusammenhängendes Ganzes bildeten. Durch lange Gänge mit vielen Gemächern für Kammerherren und durch eine Vorhalle mit einer wundervollen Statue Napoleons I. vorüber, ging es zum äußerst geräumigen Schloßtheater. Ich sprang hinab auf die Bühne, besah die Maschinerieen und Versenkungen und schließlich das ganz mit Spiegelwänden versehene Schauspieler-Ankleidezimmer. Die Bibliothek, wo es auch Exemplare von Julius Cäsar gibt, war leider geschlossen. . . . Heute Morgen kamen wir nach kurzem Marsche hieher nach Mont-Martin, wo, als wir eben ankamen, ein großer Luftballon über uns nordwärts hinwegzog.

Ueber den Kampf nordöstlich von Orleans bei Beaune la Rolande, welcher der Konzentration der deutschen Armee gegen Orleans voranging, schreibt man der „Allg. Zeitung“ aus dem Loiret den 1. Dez.:

„Wir lagen bis zum 28. November in dem Städtchen Pithiviers. Als der Abend hereinbrach, war vom Prinzen Friedrich Karl Nachricht da, daß der Feind unsere linke Flanke habe fassen wollen, durch den siegreichen Widerstand des 10. Korps und der Kavalleriedivision v. Hartmann und später durch das Eingreifen der 5. Division unter den Augen des General-Feldmarschalls bei Beaune la Rolande aber kräftig und erfolgreich zurückgewiesen worden sei. Viele Hundert Gefangene seien bei dieser Gelegenheit in unsere Hände gefallen; unsere Verluste seien gegen die des Feindes gering. Allerdings, denn nach den Ergebnissen, die der nächste Tag brachte, hatten wir etwas über 500 Mann Verlust an Todten und Verwundeten, der Feind dagegen 1100 Todte, 5000 Verwundete, und wir an 1600 Gefangene. Am folgenden Mittag fuhr ich nach Beaune; von Pithiviers wird das Städtchen etwa 2 Meilen entfernt sein. Auf dem Wege dahin begegneten mir immer neue Gefangenentransporte, Wagen mit verwundeten Preußen und Franzosen, letztere in überwiegender Mehrzahl. Auf der Straße waren die Proviantkolonnen des 8., 48. und 64. Infanterie-Regiments aufgefahren; die Soldaten hatten sich in den Gräben Strohlager eingerichtet und schliefen hier mit einem Eifer, daß man weithin das Schnarchen hörte; an anderen Stellen waren über die Gräben starke Holzstücke gelegt, an diesen hingen Kessel voll Fleisch und Kartoffeln über dem hell lodernden Feuer. Das Terrain von Pithiviers bis Beaune la Rolande wechselt zwischen welligen Hebungen und Senkungen ab, das Städtchen selbst, um welches sich der Kampf entsponnen hatte, liegt ziemlich offen da und war etwa am 22. November im Besitz der Unserigen. Man mußte sich in dieser Stellung wohl eines Angriffs versehen: die wenigen Tage waren von den Unserigen dazu benützt worden, sich zu verschanzen und die Ausgänge des Orts zu verbarrikadiren. Auf einer Anhöhe außerhalb der Stadt war eine Batterie eingegraben, die gegen die Armee der von 3 Seiten anrückenden Franzosen furchtbar wüthete. Das 16. und 77. Regiment, die Brigade v. Wedell (10. Armeekorps, General v. Voigts-Rheetz) hatten den Ort Beaume besetzt, welchen die Franzosen von 3 Seiten zu umfassen beabsichtigten, um so ihre Absicht, unsere ganze Armee-Aufstellung in der Flanke zu nehmen, auszuführen. Aber die Brigade wohl wissend, was auf dem Spiele stand, wich aus keiner ihrer Stellungen; sie hätte den Ort nicht aufgegeben, und wenn kein Mann mehr geblieben wäre. Vier Stunden stand sie im heftigsten Granat- und Gewehrfeuer den wiederholten heftigen Angriffen einer dreifachen Uebermacht gegenüber, die Franzosen kamen in dieser Zeit um keinen Schritt weiter. Hier bewährte sich wieder die sichere Zielkraft des Zündnadelgewehrs; hinter jeder Barrikade stand ein Zug, und wie die Franzosen gegen dieselbe vormarschirt kamen, so sah man sie schon todt liegen, Mann an Mann hingestreckt. Nur an einer Barrikade schien ein Franzose näher als die übrigen herangekommen zu sein, aber in dem Augenblick, als er diese erklimmen wollte, muß ihn die tödtliche Kugel getroffen haben, denn er lag quer vor dem Bollwerk.

Am Nachmittag griff die 5. Division (3. Korps) unter den Augen des Prinzen Friedrich Karl in die Aktion ein und machte einen Sturmangriff auf einen Wald, in welchem sich die Franzosen festgesetzt hatten, und in dem die Todten derselben wie gesäet lagen. Unter dem Schutze der Nacht zog sich der Feind gegen Montargis zurück.

Mannigfaltigkeiten.

Noth lehrt nicht allein beten, sondern auch Ratten essen. Ich selbst, schreibt der Pariser

Ballonkorrespondent der „Times", habe sie und zwar bei unserem ersten Restaurant, in bester Gesellschaft verspeist. Vor zwei Monaten wäre ich schon bei dem bloßen Gedanken an eine solche entsetzliche That außer mir gewesen. Aber zunächst haben unsere Grundsätze durch das Pferdefleisch einen gewaltigen Stoß bekommen, dann erfährt man von guten Freunden, daß sie Katzen gegessen haben und wir das Gleiche unwissentlich gethan, denn die Kaninchen, die man bei den Restaurants fordert, sind sämmtlich Katzen. So verstockt sich allmählich unser gastronomisches Gewissen. Als ich gestern einen guten Bekannten traf, der mich aufforderte, ihn zu einem Restaurant zu begleiten, wo er Ratten bestellt habe, lief ich ihm nicht fort, sondern ging mit, um selbst einmal zu probiren. Die Schüssel Ratten sah wirklich verlockend aus; die Thiere wurden als Salmi präsentirt; mein Freund fand sie excellent, und ich — nun, ich fand sie auch so und bestelle mir vielleicht morgen eine neue Portion. Das Fleisch war weiß und sehr zart, es glich dem von jungen Kaninchen, nur feiner. Wir inspizirten die Speisekarte, um zu sehen, ob der Restaurant gewagt hatte, dem Gericht seinen wahren Namen zu geben. Das Auge ist eben empfindlicher als die Zunge. Es war ein bedeutsamer, leerer Raum gelassen; daneben stand 1 F. 50 C.; da sich zwei Ratten in dem Salmi befanden, so kostet das Stück etwa 7 Pence (6 Silbergroschen). In den Rattenfleischläden sind sie natürlich billiger zu haben. Mit Hunden, Katzen, Ratten und den noch nicht ganz aufgegessenen Pferden werden wir uns denn wohl bis Ende diesen Monats hinfristen, besonders wenn auch noch die Thiere im zoologischen Garten hinzugenommen werden. Die Tiger, Bären, Hyänen 2c. ließe man freilich am liebsten gegen den Feind los, aber wer wird das thun wollen? Wir werden also wohl auch noch Tigersteaks, Hyänenrostbeouf und andere Herrlichkeiten zu kosten bekommen. Geschmorte Rhinocerosse möchten auch nicht schlecht schmecken. Hunde sind nicht mehr viel vorhanden. Eine junge Amerikanerin sah ich neulich noch im Besitz eines prächtigen sibirischen Wolfshundes, aber die Behörden haben ihn schon ausfindig gemacht und sie erklärten, daß ein Thier, das täglich für 2½ Fr. frißt, in einer belagerten Stadt nicht das Recht hat zu leben. Nachdem das frische Fleisch endlich vollständig auf die Neige gegangen, können wir es ja noch ein Weilchen mit gesalzenem versuchen und dann haben wie noch Brod und Wein — auf wie lange freilich, ist das Geheimniß der Regierung.

[Ein blinder Neger.] Auf die Polizeidirektion in Wien kam unlängst von einem Walachen begleitet, ein blinder, etwa 20jähriger Neger und bat in italienischer Sprache um die Erlaubniß, sich in Gast- und Kaffeehäusern als Sänger und Taschenspieler produziren zu dürfen. Zur Motivirung erzählte der Neger eine nicht uninteressante Lebensgeschichte. In seinem 4. Lebensjahre sei er von einem französischen Kapitän in Afrika geraubt und nach Frankreich gebracht worden. Diesem entfloh er nach 8 Jahren und schlug sich mühsam als Bedienter und „Künstler" bis nach der Walachei durch. Er kam später in Dienste des Fürsten Orloff, der ihn auf einem seiner Güter in Rußland verwendete. Der an die grimmige Kälte nicht gewöhnte Neger erblindete jedoch und führte seitdem ein sehr elendes Leben. Da — so erzählt er — drang zu ihm der Ruf von der Mildthätigkeit Wiens und er entschloß sich, hierher zu kommen. Um diesen schwarzen Herrn nicht gar zu grausam zu enttäuschen, dürfte ihm die gewünschte Konzession ertheilt werden.

Der hervorragendste und bedeutendste Industriezweig des bayerischen Waldes ist die Glasfabrikation. In dem zu Niederbayern gehörenden Theil desselben allein bestehen 15 Glasfabriken mit 29 Oefen, welche 1200—1400 Arbeiter beschäftigen. Der Werth des dort erzeugten Glases, welches hauptsächlich nach dem Orient und nach Amerika, theilweise auch nach Marokko, Tunis, Tripolis und Inner-Afrika geht, beläuft sich auf Millionen von Gulden. In neuerer Zeit ist der Glasindustrie des bayerischen Waldes eine sehr gefährliche Konkurrenz erwachsen durch die Glasfabriken von Böhmen und Thüringen, welche statt der Holzfeuerung die wohlfeilere Steinkohlenfeuerung eingeführt haben.

Vor 100 Jahren, gerade im Jahre 1770, erließ das Pariser Parlament (diesen Namen führten damals die Gerichtshöfe in Frankreich) folgendes Edikt: „Wer irgend einen männlichen Unterthan Sr. Majestät mittelst rother und weißer Schminke, Essenzen, künstlicher Zähne, falscher Haare, spanischer Baumwolle, eiserner Schnürleiber, Reifröcke, Schuhe mit hohen Hacken, oder falschen Hüften in die Bande der Ehe lockt, wird wegen Zauberei verfolgt und die Heirath wird für null und nichtig erklärt." Vielleicht wäre die Erneuerung dieses sehr weisen Erlasses in den meisten zivilisirten Ländern unserer Tage recht wünschenswerth.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers F. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 273 Samstag, 10. Dezember 1870.

Ein neues Pompeji.

(Schluß.)

Eine bittere Ironie reden gewisse unverbrennbare Signaturen, wie z. B. die Blechschilder an den Häusern. Da hängt noch das Schild des Agenten einer Versicherungsgesellschaft gegen Feuersgefahr; daneben liest man an einer ganz geschwärzten Mauer, hinter der nur elendes Geröll liegt: »Maison à louer«, und wieder an anderen Stellen sind über dem Schutt in der Straße Pfähle mit Affichen errichtet, die das »changement de domicil« eines Geschäftsmannes so nüchtern und harmlos anzeigen, als habe derselbe seine bisherige Wohnung aus irgend welchem Grunde, vielleicht nur weil seine Familie sich vergrößert, aufgegeben.

Und wie in Bazeilles, wo es noch Spätsommer war, blühen die Rosen in einzelnen Gärten vor den vom Feuer verzehrten Häusern; die Centifolie die Theerose hat sich nicht schrecken lassen; sie hat vielleicht durch die Gluth des Feuers neuen Sommermuth bekommen. In der nackten Drahtlaube des Gartens hängt noch der Vogelkäfig, der arme Kanarienvogel aber ist längst gebraten. Die eisernen Bettstellen in den Erdgeschossen demonstriren die Vorzüglichkeit ihres Ateliers und ein einziger eiserner Geldschrank, den man aus der Entfernung für einen Ofen halten könnte, wird sicher nach Beendigung des Krieges ein Gegenstand großartiger Reklame seines Fabrikanten werden, der um dieser Reklame willen vielleicht selbst den ganzen Ort angezündet haben würde, wenn er sich mit dem Staatsanwalt abzufinden gewußt hätte.

Es ist, wie gesagt, ein jammervoller Anblick, trostlos namentlich auch, die armen, vollständig ruinirten Leute, die wahrscheinlich bei den Nachbarn ein Obdach gefunden, an den Ecken stehen zu sehen, wie sie mit stumpfsinnigen Gesichtern vor sich hinblicken, während aus ihren Augen ein heimlicher Seitenblick zuckt, wenn sie einen ihrer Feinde vorübergehen sehen. Aber wie ist dergleichen zu vermeiden, wenn Orte wie Châteaudun selbst sich nicht einmal gegen die guten Dienste ihrer eigenen Freunde und Landsleute zu wahren im Stande sind.

Mir fällt hiebei immer wieder — (man verzeihe, wenn ich das Gefühl ein wenig verletzen sollte, aber wir sind ja im Kriege) mir fällt hier immer wieder die Aeußerung jenes bayerischen Lieutenants ein, der, als auf seine Leute aus dem Dorfe geschossen worden war, seinem Vorgesetzten die Frage stellte: „Herr Oberst befehlen, sollen wir das Dorf anzünden, oder nur moderirt verwüsten?“ Man schont so gern, aber die Beispiele nutzen wenig, wie wir sehen, und dennoch müssen Beispiele sein.

Auch von den in die Stadt geworfenen Granaten tragen die Häuser reichliche Spuren. Das Dach der Mairie, der Thurm derselben, das Dach des Nebenhauses ist arg zerschossen; ein großes Privathaus vis-à-vis am Marktplatze mit seinem Nachbar, einem Eckhause, ist gänzlich ausgebrannt. Sämmtliche Häuser am Platze sind leer in Folge der Plünderung; kaum gelingt es, in einem elenden Estaminet noch eine Tasse Kaffee zu bekommen. Das Innere der Mairie ist in einem grauenhaften Zustande, eine tragikomische Rolle spielt aber das Theater der Stadt, das mir als mein Nachbar ein besonderes Mitleid einflößte. Das kleine Foyer und die Korridore hinter den glaslosen Fenstern sind mit Heu bedeckt, im Parterre haben abwechselnd die Rosse gestanden und die Mannschaften gelegen; die reservirten Plätze haben sich wahrscheinlich die Unteroffiziere zurückbehalten, in der Fremdenloge lagen die Reste verschiedener boeufs à la mode, die ohne Servietten gespeist waren, und auf der aller Coulissen beraubten Bühne steht eine al fresco gemalte kolossale Frauengestalt, die oben und unten so decollirt ist, daß man sie für den Genius der Marseillaise, für die Göttin der Republik, der Canaille, der Mitraille und für Alles halten kann, was zur Familie gehört. Der Humor der Soldaten hat bekanntlich solche Göttinnen gern, und deßhalb hat er sie vielleicht vorzugsweise aus den Coulissen herausgesucht und aufgestellt.

Psychologisch interessant ist mir hier besonders die Wahrnehmung, daß unter den Gebildeten eine Resignation herrscht, die sich nur durch Eins erklären läßt. Sie haben Alle nichts mehr, haben Alle Alles verloren und Jeder sagt sich: dein Nachbar ist in derselben Lage wie du; er hat noch mehr

gehabt, als du, und hat Alles verloren, du bist jetzt also eben so reich geworden wie er. Mit noch größerer Ruhe findet man sich in den Gedanken, daß jetzt erst die deutschen Truppen in Massen hier aufmarschiren werden. Man hat nichts mehr, um sie zu verpflegen, also werden sie Alles mitbringen müssen, und da kann sich vielleicht so Mancher noch mit rnähren.

Wie überall, wohin wir kommen, sind die Besitzenden, die vornehmeren Familien davongegangen; die besten Häuser stehen leer, wenn sie überhaupt noch Häuser, nicht ausgebrannte Mauern sind, denn gerade den reicheren Theil der Stadt hat man niedergebrannt. So wohne ich in einem Hause, dessen Eigenthümer ich weiß nicht wohin geflüchtet. Arme Verwandte von ihm bewirthschaften das Haus, und sie weinten seit gestern Abend über das Unglück, das die Anderen betroffen, bis man ihnen — oder vielmehr dem reichen Anverwandten — heute Mittag die Pferde aus dem Stalle holte und sie ihre Thränen trockneten, weil sie sahen, daß es eben den Reichen am schlechtesten ergehe. Ich weiß nicht, welche Miene sie gemacht haben, als bis vorgestern Abend ihre eigenen Truppen, Garde, Mobile und Reguläre, im Ganzen über 20,000 Mann, hier im Orte und in der Umgegend lagen. Viel Vertrauen können sie unmöglich zu diesen ausgezeichneten vaterländischen Truppen gehabt haben; heute aber schlagen sie ein Kreuz nach dem andern beim Einmarsch der ersten bayerischen Korps, welches seinerseits die Beobachtung macht, daß die preußischen Kameraden hier keineswegs sehr „moderirt" zu verfahren Ursache gefunden. — —

Man muß es unseren Soldaten nachrühmen, sie verlieren in Schnee und Frost nicht ihr würdiges Aeußeres. In den Mantel gehüllt, die derben Fausthandschuhe um das Gewehr gelegt, einen Shawl um den Hals, die Pantalons in den Stiefeln, stehen sie stämmig und imponirend da. Unsere Musketiere und Füsiliere marschiren was das Zeug halten will. Es hält nicht mehr, in Parenthese gesagt, und es kann passiren, wie gestern Morgen, als das General-Kommando plötzlich allarmirt wurde. Alles war, Pause benutzend, zum Schneider geeilt, und als mit einem Male geblasen wurde, erschien einer unserer Jäger mit weißen Hosen in den Stiefeln — mitten im Schnee. Der Aermste hatte seine Pantalons, im guten Vertrauen auf den Rasttag, dem Schneider übergeben, dieser hatte dieselben auseinander getrennt, und als geblasen wurde, erschien mein Jäger in — doppelten Unterhosen mit demselben Bewußtsein, mit welchem ein Diplomat in seinen weißen Escarpins erscheint.

Dagegen muß man die französischen Gefangenen sehen! Die armen Patrone, als sie heute nach Chartres abgeführt wurden, bildeten einen ganzen Maskenzug; die erfrorenen Hände in den Hosen und immer wieder in einen krampfhaften Galopp fallend, wenn die Eskorte ihnen im reinsten Französisch zurief: Allez! oder Pascholl! was auch als Französisch galt. Doppelt imponirte mir übrigens dafür in der Kirche von Jeanville, in welcher 1300 Gefangene verwahrt wurden, der junge Sergeant, der sich oben in die Kanzel gesetzt und um seinen Kameraden die Laune zu erhalten, während er sich den Schnurrbart strich, einige oratorische Gestikulationen machte. Kein Apfel konnte im Schiff der Kirche zur Erde fallen, so dicht waren die Armen zusammengepfercht, und also froh, als sie transportirt wurden. Auf dem Wege durch die Stadt reichte Einer von ihnen dem Feldpostmeister Köhne einen offenen Brief an seine Eltern in Bar le Duc. „Wir sind schon wieder geschlagen," hieß es in dem Briefe, in welchem der gute Sohn den Vater über sein Schicksal zu beruhigen suchte. „Es ist immer und immer der verwünschte 2. Dezember!"

Vom Kriegsschauplatz.

(Aus dem Staats-Anzeiger.)

Die Operationen gegen die Loire-Armee haben mit der Wiederbesetzung Orleans' und der fluchtartigen Auflösung jener „letzten Hoffnung" der französischen Machthaber einen vorläufigen Abschluß erhalten.

Es standen Anfangs der Loire-Armee nur das v. d. Tann'sche Korps, später die Armee-Abtheilung des Großherzogs von Mecklenburg und die zweite Armee des General-Feldmarschalls Prinzen Friedrich Karl gegenüber, bei jener das eben erwähnte 1. bayerische Korps, die 17. (holsteinische) Infanterie- und die 22. (Kasseler) Division unter den Generalen v. Treskow (für den erkrankten General v. Schimmelmann) und v. Wittich, so wie die Kavallerie-Divisionen Prinz Albrecht, Graf Stolberg und v. Rheinbaben; bei dieser, der zweiten Armee, zunächst das 10. (hannover'sche) Korps unter General v. Voigts-Rhetz, dann das 3. und 9. Korps, das brandenburgische und schleswig-holstein'sche unter den Generalen v. Alvensleben II. und v. Manstein, und endlich die 1. Kavallerie-Division des Generals v. Hartmann.

Diesen 5 Korps und 4 Reiter-Divisionen stand die feindliche Armee in der Stärke von 7 Korps und 1 Kavalleriekorps gegenüber, das 15. bis 21. der Generale Pallières, Chanzy, Durieux, Bourbaki, Barral, Crouzat und Kératry und das Reiterkorps des Generals Michel, zusammen — nach ver-

einzelten französischen Angaben — sogar 180,000 Mann, deren Oberbefehl der General Aurelles de Paladine führte.

Diese Loire-Armee ist aus allen in Frankreich und Algier noch vorhanden gewesenen Kerntruppen zusammengesetzt worden, denen Ergänzungs-Mannschaften in großer Zahl zugeführt wurden. Haupttheile der sogenannten Armee von Lyon, Truppen aus dem Zentrum Frankreichs, Marschregimenter aus dem Westen, Freikorps aus der Vendée, Mobilgarden und Freischützen aus den südlichen Departements, alles dieses war vereinigt worden, um mit der noch vorhandenen Festungs- und Marine-Artillerie, so wie einer eben geschaffenen Kavallerie ein neues Heer zu organisiren, das im Vereine mit der Nord-Armee bei Amiens die zernirte Hauptstadt entsetzen und die deutschen Heere vom französischen Boden vertreiben sollte.

Dieser, abgesehen von allen Uebertreibungen, doch mindestens 120,000 Mann starken Armee stand Anfangs das bei Zeiten südwärts detachirte Korps v. d. Tann gegenüber, dem zunächst durch die 17. und 22. Division nebst zwei Kavalleriedivisionen Verstärkung wurde, bis dann auch die zweite Armee in Eilmärschen von Osten her nahte. Diese letztere hatte vor Metz alle Mühseligkeiten der zehnwöchentlichen Zernirung standhaft ertragen und hat nunmehr wiederum allen Anforderungen genügt, welche irgend an die Marschfähigkeit einer Truppe gestellt werden können: sie hat in starken Märschen bei nur geringer Rast und den größten Terrainschwierigkeiten — aufgerissenen Wegen, Verhauen und Barrikaden auf denselben — nahezu fünfzig Meilen in wenigen Wochen zurückgelegt. Anfangs war die Armee von der Mosel ins Marnethal, dann über die Aube marschirt, bis sie bei Troyes die Seine erreichte: bis hier schien die Hauptbestimmung noch gegen Lyon gerichtet, als nun die Ereignisse von Coulmiers am 9. November es erforderten, in Eilmärschen sich gegen Orleans zu wenden. Die jedesmaligen Hauptquartiere des Oberkommandos geben den besten Anhalt zur Orientirung über den Marsch der zweiten Armee: derselbe ging von Metz aus über Commercy, Ligny, Moutiers sur Saulx, Joinville, Doulevant le Chateaux, Brienne, Troyes, Villeneuve l'Archeveque, Sens, Cherry, Nemours, Puisseaux und Pithiviers in die Beauce, jene fruchtbare Gegend, die sich nördlich der Loire von dieser bis an die Seine erstreckt. Ungeachtet der großen Marschanstrengungen besserte sich dennoch der Gesundheitszustand der Truppen wesentlich, und gute Quartiere entschädigten dieselben für die langen Wochen der Zernirung um Metz. Je näher der Loire, um so mehr wuchsen die Schwierigkeiten des Vorrückens: südlich von Troyes zeigten sich bereits Freischützenbanden, später hemmte der Wald von Fontainebleau den Marsch, welchem abgehauene Bäume, quer über die Wege gelegt, eben erst gezogene Gräben, Verhaue u. dgl. m. die größten Hindernisse entgegenstellten.

Die Wiederaufnahme der Operationen an der Loire begann mit einer Offensivbewegung der französischen Armee gegen das Korps v. d. Tann. Dieser General hatte bereits den Anmarsch bedeutender feindlicher, ihm überlegener Kräfte in das Hauptquartier gemeldet und es aufgegeben, mit seinen kaum 20,000 Mann dem Feinde vor Orleans, das er besetzt hielt, auf das linke Loireufer zu folgen. Noch bevor aber in der Richtung von Chartres aus die 22. Division v. Wittich und die 4. Kavalleriedivision einzutreffen vermochten, hatte der Feind, der sich Anfangs südöstlich Orleans gesammelt, einen Flankenmarsch ausgeführt, sich westwärts gezogen und bei Beaugency, etwa vier Meilen unterhalb, die Loire überschritten. Dieser Umstand wie das für eine Gefechtsaufstellung wenig günstige Terrain veranlaßten General v. d. Tann, Orleans zu räumen, in nordwestlicher Richtung dem Feind entgegenzuziehen und am 8. November bei Ormes Stellung zu nehmen. Bereits am folgenden Tage stieß bei weiterem Vorrücken westwärts der General bei Coulmiers auf den in der Richtung bei Beaugency auf Paris marschirenden Feind. Da General v. d. Tann davon in Kenntniß gesetzt war, daß er von Chartres aus die 22., von Evreux aus die 17. Division zu erwarten hatte, außerdem aber auch die Spitzen der zweiten Armee sich mehr und mehr näherten, so wich er zunächst jedem größeren Kampfe mit dem bei Weitem stärkeren Feinde aus und zog sich nach Toury zurück, einer Eisenbahnstation auf der Linie Orleans-Etampes, welche einige Meilen nördlich Artenay gelegen ist. Die Bewegungen des Generals Aurelles hatten die Vereinigung des ersten bayerischen mit dem heranrückenden 13. Korps unter dem Großherzoge von Mecklenburg nicht hindern können und so mußte es dem französischen Befehlshaber allerdings bedenklich erscheinen, weiter auf Paris vorzugehen, um so mehr, als General-Feldmarschall Prinz Friedrich Karl von Nordosten her in Eilmärschen heranzog.

General Aurelles erkannte rechtzeitig die ihm drohende Gefahr einer gänzlichen Umgehung und faßte unverweilt einen anderen Plan, den er mit großem Geschick ins Werk setzte. Während man die Loirearmee noch in ihren Stellungen bei Orleans vermuthete, war dieselbe theilweise bereits in nordwestlicher Richtung auf Chartres abgerückt, wahrscheinlich, um eine Vereinigung mit den im Westen unter Keratry, vielleicht sogar mit den im Norden gesammelten Truppen zu erzielen und dann mit vereinter Kraft unerwartet von Westen oder Nordosten aus auf Paris zu marschiren. Gelang es

dem General Aurelles, die beabsichtigte Bewegung auszuführen, so waren die diesseitigen Stellungen um Paris auf dieser Seite gefährdet; der Umsicht unserer Heeresleitung entging jedoch die unerwartete Bewegung des Feindes nicht; die Armeeabtheilung des Großherzogs folgte derselben auf dem Fuße und vereitelte so den an und für sich kühnen Plan von vorn herein. Die der Armeeabtheilung des Großherzogs unterstellten 4 Infanterie- und 3 Kavalleriedivisionen rückten auf der Linie Chartres-Dreux vor; General v. Treskow schlug am 17. Nov. mit der 17. Division bei Houdan eine starke Kolonne feindlicher Mobilgarden und nahm die Stadt Dreux ein, General v. Wittich bestand am 18. mit der 22. Division ein siegreiches Gefecht bei Chateauneuf, nach welchen Kämpfen die Verfolgung des Feindes in westlicher und nordwestlicher Richtung begann.

(Schluß folgt.)

Kutschke an seine Liebes-Cigarre.

(Frivol nach Heine's Lotosblume.)

Der „Liebesziehgarren" ängstigt
Mich wo ich geh' und steh' —
Ich steck' ihn an und es faßt mich
Ein unnennbares Weh!

Einlage sind: Weißkohlstrünke,
Das Deckblatt: Kartoffelkraut,
Und ihn in Brand zu halten,
Der Luftpumpe selber graut.

Er qualmet, und brenzelt und kohlet,
Und stinkt gar fürchterlich;
Weh! Weh' mir, ich muß schon — weh' mir!
Sankt Upmann, erbarme Dich!

Kunst und Literatur.

Trost und Balsam für die Daheimgebliebenen. Allen Eltern, Gatten, Verwandten und Freunden der deutschen Krieger im Jahre 1870 gewidmet. Gera und Leipzig bei Hermann Kanitz. Das Schriftchen kostet nur 1½ Sgr. und enthält 7 Titel, nämlich: Der Abschied, Das Vaterland, Wie es kommen wird, Siech und krank, Der Tod für's Vaterland, Der Frieden, Wiedersehen.

Mannigfaltigkeiten.

Wer hat als Deutscher sich nicht schon geärgert, wenn ein Zank ohne rechten Grund, ein Keifen und Raisonniren ohne Zweck und Ziel eine querelle d'Allemand genannt wird? Auch diese Phrase hat einen ganz zufälligen Entstehungsgrund, welcher die Deutschen nicht im Entferntesten berührt. Als die Dauphiné noch selbstständig war, existirte in der Landschaft Graisivaudan (um Grenoble herum) eine mächtige Familie Allemant. Diese Familie begründete ihr Uebergewicht über die andern Feudalherren von Graisivaudan durch ein merkwürdiges Statut. Sobald ein Mitglied der Familie Allemant eine Fehde hatte, mußten alle übrigen Angehörigen sofort dem Angreifer ebenfalls Fehde ansagen, gleichviel ob die Sache der Allemants als eine gerechte erschien, oder nicht. Die Folge war, daß Jedermann eine Fehde mit einem Allemant vermied, um nicht sofort dessen sämmtliche Anverwandten gegen sich mit aufstehen zu sehen. Eine querelle d'Allemant galt den Edelleuten der Dauphiné als das Schlimmste, was sie sich zuziehen könnten. Als Frankreich später viele Kriege mit Deutschland führte, ward die „querelle d'Allemant" aus dem Süden nach dem Norden verpflanzt, und ihr malitiöser Weise eine andere Bedeutung und andere Orthographie beigelegt. Die eigentliche Veranlassung entschwand aus dem Gedächtniß des Publikums, so wie der Franzose ohnehin mit der Spezialgeschichte seiner Provinzen meist gar nicht vertraut ist.

Die Verhandlungen mit Napoleon werden jetzt von Wilhelmshöhe her in Abrede gestellt, gleichzeitig sorgt Herr Thiers durch die ihm geläufigen Mittel, sie vorweg mit dem Hauche der Lächerlichkeit zu behaften. Bei seiner Zusammenkunft — so läßt er erzählen — mit Bismarck in Versailles kam das Gespräch auf den Kaiser. Napoleon, bemerkte der Bundeskanzler, hat nicht blos sich getödtet, er hat auch seinen Oheim für immer beerdigt. Mich wundert nur, wozu die Kaiserin ihn noch in Wilhelmshöhe aufgesucht hat. Ist sie dort? warf Thiers ein, und Bismarck entgegnete: Ja, ich erfahre es eben durch dieß Telegramm. Aber lange wird sie dort nicht bleiben, sie hat ihre Toilettenkörbe nicht im Gepäck!

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers F. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 274 Montag, 12. Dezember 1870

Vom Kriegsschauplatz.

(Schluß.)

Während diese Erfolge über die Truppen Keratry's erfochten wurden, hatte das Gros der Loire-Armee die Linie Orleans-Châteaudun besetzt, sich bei ersterer Stadt verschanzt und auf ihrer linken Flanke Truppen bis in die Gegend von Nogent le Rotrou und La Loupe vorgeschoben. Dieser Stellung des Feindes gegenüber befanden die deutschen Heeres-Abtheilungen sich etwa in folgenden Positionen: Im Zentrum stand das 1. bayerische und das preußische 9. Korps, auf dem rechten Flügel befand sich der Großherzog von Mecklenburg im Vormarsche auf Le Mans und auf dem linken Flügel rückten das 10. und 3. Korps gegen die Loire-Armee vor, welche so in der Front beschäftigt wurde, um auf beiden Flügeln umgangen zu werden. Die Absicht entsprechend, blieben sich im Zentrum bei Orleans die Truppen scheinbar unthätig gegenüber stehen, während es auf beiden Flügeln zu lebhafter Aktion kam. Auf dem rechten setzte nach den Gefechten von Dreux und Châteauneuf die Armee-Abtheilung des Großherzogs ihren Vormarsch gegen Le Mans fort, um auf diese Weise den Feind in seiner linken Flanke zu umfassen: die 17. Division hatte den linken, v. d. Tann den rechten Flügel dieser Armee-Abtheilung, die 22. Division bildete das Zentrum; die Truppen standen längs der Eure, die Kavallerie auf den Flügeln, um bis Evreux zu streifen und die Verbindung mit der zweiten Armee aufrecht zu erhalten. Durch eine Schwenkung dieser Divisionen wurde die Front derselben von Südwesten ganz nach Süden verändert und dadurch eine innigere Verbindung mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl völlig hergestellt. Diese Bewegung des Großherzogs veranlaßte General Aurelles, seine Positionen bei Châteaudun aufzugeben, sich näher Orleans zu konzentriren, so wie aber nun östlich dieser Stadt sogar offensiv gegen das im Anmarsch begriffene 10. Armeekorps vorzugehen. Bereits am 24. November stießen zwei Brigaden dieses Letzteren auf das ihnen entgegenrückende 20. Korps des Generals Crouzat und warfen dasselbe aus Ladon, Maizières und Boiscommun mit nicht unbedeutenden Verlusten feindlicherseits hinaus.

So sah denn General Aurelles die deutschen Heeresmassen von allen Seiten anrücken; er durfte demnach nicht länger zaudern, wenn er einer völligen Einschließung nun noch rechtzeitig entgehen wollte: seine Armee stand diesseits Orleans in entschieden günstigen Positionen in einer Stellung, die durch Wälder und Höhen, namentlich aber durch den nach allen Richtungen und mit allen Mitteln der passageren Befestigungskunst ungangbar gemachten Wald von Orleans, bedeutende Stärke und Vertheidigungsfähigkeit erhielt, deren wesentlichster Nachtheil aber darin bestand, daß im Falle einer Niederlage die Loire und die Stadt Orleans, Letztere als ein unbedingt zu passirendes Defilé, im Rücken lagen. Die Vortruppen des Generals Aurelles befanden sich in Artenay, etwa 3 Meilen nördlich Orleans. Von dieser Stellung aus erfolgten die mehrfachen Kämpfe, welche der schließlichen Aufgebung des rechten Loire-Ufers vorangingen. Der erste derselben hatte den Zweck, in der Richtung auf Fontainebleau und Melun durchzubrechen, um mit dem General Trochu in Paris von Osten aus sich zu vereinigen: deßhalb warf der General Aurelles sich auf den linken Flügel der zweiten Armee, deren 10. Korps unter General v. Voigts-Rhetz am 28. November bei Beaune la Rolande die Franzosen völlig zurückschlug. Ein zweiter Versuch richtete sich nun gegen die Armee-Abtheilung des Großherzogs von Mecklenburg im Nordwesten der französischen Stellungen: doch auch hier, auf der Linie Orgères-Baigneaux wurden die Franzosen am 2. Dezember völlig geschlagen; der Kampf entwickelte sich bei Bazoche-les-Hautes, Poupry wurde mit Sturm genommen, und bei Loigny das 16. bei Artenay des 15. französische Korps geworfen.

Diesen vereinzelten Kämpfen folgte am 3. Dezember ein gemeinsames Vorgehen auf der ganzen Linie: Prinz Friedrich Karl warf den Feind mit dem 3. und 9. Korps bei Chilleurs-aux-bois in den Orleans-Wald hinein und auf die Stadt Orleans zurück, indeß der Großherzog bei Chevilly vordrang und General Treskow's 17. Division bei weiterem

Vorrücken die Dörfer Gidy, Janvry und Pruns mit Sturm nahm. Das waren die entscheidenden Schläge, denen am 4. Dezember die Erstürmung der stark befestigten Eisenbahndämme, des Bahnhofes und der Vorstadt St. Jean durch das Korps v. Manstein auf dem Fuße folgte.

Am Abende des 4. Dezember standen die übrigen Korps bereit, die Stadt mit Sturm zu nehmen. Der französische Befehlshaber jedoch, der Anfangs nach Tours berichtet hatte, daß er sich in seine festen Stellungen bei Orleans zurückgezogen, der dann dieselben aufgeben, dann sie wieder halten wollte, sah nunmehr wohl ein, daß es ihm nicht möglich sein würde, mit seinen mehrfach geschlagenen Truppen die Stadt zu vertheidigen. So ward weiteres Blutvergießen hier wenigstens vermieden, die Stadt von den Franzosen geräumt und noch in der Nacht zum 5. Dezember von den diesseitigen Truppen wieder besetzt. Die deßfallsige Depesche Sr. Majestät des Königs meldet das wichtige Ereigniß mit den Worten: „Orleans noch in dieser Nacht (zum 5. d.) besetzt worden, also ohne Sturm. Gott sei gedankt."

Die Resultate der jüngsten Gefechte auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes lassen sich in ihrer Gesammtheit noch nicht übersehen, doch ist es gewiß, daß außer den in den verschiedenen Einzelgefechten gemachten vielen Gefangenen und genommenen Geschützen in Orleans über 10,000 Mann, 77 Kanonen und 4 je mit einem 24-Pfünder armirte Dampfschiffe in unsere Hand gefallen sind. Die Loire-Armee selbst ist nach allen Richtungen hin zersprengt, als völlig aufgelöst und einer schnellen Reorganisation wohl kaum fähig zu betrachten; wohin der französische Ober-General sich gewendet, ist zur Zeit noch nicht bekannt; in jedem Falle dürfte die diesseitige unausgesetzte Verfolgung einer-, wie die ungangbaren öden Flächen der Sologne andererseits eine Konzentration der zersprengten Heereskörper nicht leicht ermöglichen.

Die wesentlichste Bedeutung der überstürzten Räumung von Orleans wie der Zersprengung dieses größten republikanischen Heeres liegt aber in dem Umstande, daß jede Hoffnung einer Entsetzung der französischen Hauptstadt, auf welche von den derzeitigen Machthabern in Tours selbst als auf die Letzte geblickt wurde, nunmehr wiederum in eine und jetzt wohl unberechenbare Ferne gerückt sein dürfte.

Dem Feldpostbriefe eines Crefelders aus Sens, 30. November, entnimmt die „Crefelder Zeitung" Folgendes:

„Unser Bataillon hat in den letzten 6 Tagen eine schöne, aber schwere Aufgabe gehabt, nämlich die Jagd auf Franctireurs und Garibaldianer. Das Land von Troyes bis hier sind lauter Waldungen, durchschnitten von Chausseen. Als wir von Troyes Morgens, 23., gegen 4 Uhr ausrückten, bestand unser Bataillon aus 4 Kompagnien Detmolder, 1 Kompagnie Barmer und 2 Kompagnien mobiler Hessen, so wie 1 Eskadron leichter hessischer Reiter, also circa 1500 Mann mit 200 Pferden; unsere Bagage (Tornister, Fleisch, Brod für mehrere Tage) befand sich auf circa 30 Wagen. Am ersten Tage rückten wir, nachdem wir bis Abends 4 Uhr die Wälder durchstreift, in Bregencay, einem kleinen Dörfchen, ein, und da die Leute dort keine Preußen bis jetzt gesehen, könnt Ihr Euch deren Schrecken denken. Mir fiel, todtmüde, noch der schöne Auftrag zu, die Requisition im Dorfe zu betreiben, und waren schnell 4 Kühe geholt, die, zur Schlachtbank geführt, unseren mitgebrachten und jetzt verzehrten Vorrath wieder ersetzten. Gemüse, Wein und Kartoffeln kamen, als der Feldwebel der 1. Kompagnie durch das Dorf spazirte, an seiner Seite der Schulmeister mit dem Ausrufzettel, vor ihm der Tambour und hinter ihm 10 Mann Wache, massenweise an, da Jedesmal, wenn der Schulmeister seine Lektion abgelesen, von mir die Drohung hinterher erscholl: Quand vous ne livrez pas tout, nous chercherons, mais malheur, que nous trouverons quelquechose. Da die größte Anzahl unserer Kompagnie auf Feldwache rückte, so fiel mir auch noch die schöne Aufgabe zu, für den anderen Morgen 5 Uhr für die Feldwache Bouillon zu kochen, da Kaffee hier sehr theuer und selten. Ich ging gleich wieder zu meinem jetzt lieb gewordenen Schulmeister, und nachdem wir nochmals ordentlich getrunken und er mir seine Familie vorgestellt (seine Frau und eine prachtvolle Tochter von 18 Jahren) gingen wir von 11—2 Uhr zu Bett, das beste Bett vom Schulmeister war bon. Um halb 3 Uhr wurde in circa 20 Häusern Bouillon gekocht, und hätte es Euch gewiß eine große Freude bereitet, zu sehen, wie Morgens Früh gegen halb 5 Uhr die armen Bauern mit großen Töpfen Bouillon erschienen und ganz devotest in der Wohnung des Sergeant-Major ablieferten.

Von hier aus gingen dieselben zur Feldwache. Leider, und zum großen Glück der Tochter des Schulmeisters, rückten wir gegen halb 7 Uhr Morgens weiter auf St. Mart. Nach beschwerlichem Marsche in St. Mart eingerückt, erhielten wir um 3 Uhr Quartiere zu 3 und 4 Mann, prachtvoll, aber lange dauern sollte es nicht. Noch nicht einen Bissen gegessen, wurde Generalmarsch geschlagen und marsch gings ohne Gepäck auf Nogent zu, 1 Stunde weit, wo die 4. Kompagnie schon im Gefechte war mit Garibaldianern. Herrlich hörte sich das Gewehrfeuer an und wir marschirten im Geschwind-

schritt so rasch, als wenn wir erst eben unsere Nachtlager verlassen. Die richtige preußische Cadence kam in unsere Kerls und als von unserer Seitenpatrouille die ersten Schüsse fielen und wir die verfluchten Kerle in ihren grauen Kleidern und mit roth besetzt fliehen sahen in den Wald hinein, ertönte das Kommando: Schwärmen, Lieutenant Chironz (?) den Schützenzug, Lieutenant Hindemann den zweiten Zug und Feldwebel Freytag den ersten Zug! Durch dichtes Gebüsch, schlechtes Terrain zum Vordringen, suchten wir den Feind, wie Jagdhunde das Wild, fanden aber nur noch weggeworfene Chassepotgewehre, Mäntel, in den Zweigen hangengebliebene Mützen und eine Masse Patronen; zum Schluß fiel uns noch eine Marketenderin in die Hände, eine Deutsche, die werth gewesen, aufgehängt zu werden, da durch deren lügenhafte Aussage wir von der Fährte des Feindes abgebracht wurden, und wir gegen 7 Uhr in St. Mart wieder todtmüde einzogen. Am Abend spät erhielt unser Major durch eine Eskadron Husaren den Befehl, nach Ossage zu marschiren und dieses Dorf wegen der begangenen Frevelthaten zu bestrafen. Hier waren nämlich während der Nacht 26 Mann vom 34. Regiment der Hals abgeschnitten worden. Gegen 12 Uhr Morgens des 26. November, schrecklich aber schön von unserem Bivouac aus zu sehen, stand das stille, friedlich aussehende Dorf in hellen Flammen, Rauchsäulen von sich werfend, wie ich solche noch nie gesehen, und welcher Anblick mir nie aus dem Gedächtniß schwinden wird."

Einem badischen Feldbriefe entnimmt die „K. Z." Folgendes:

Dijon, 12. Dez.

Einen Beweis für das Schießen unserer Leute mag folgender Umstand geben. Eine Sektion von 8 Mann, gegen einen Wald vorgehend, gewahrte einen Bauer, der auf etwa 250 Schritt einen Schuß auf sie abgab und dann so rasch als möglich davon lief. Die 8 Mann feuerten, der Bauer stürzte zusammen; als man ihn untersuchte, hatte er 8 Schüsse erhalten. Noch ein komischer Fall fällt mir da ein. Ein Lazarethgehilfe von uns, mehrere 100 Schritt von dem Regiment abgekommen, stößt mit seiner zusammengelegten Tragbahre auf dem Rücken in dem Walde vor Lantenay auf 13, sage dreizehn wohlbewaffnete Garibaldianer. In Ermangelung anderer Waffen legte er mit seiner Tragbahre auf sie an, und diese wahrscheinlich eine neue Höllenmaschine fürchtend, warfen sämmtlich ihre Waffen weg, worunter allein 6 Spencer-Gewehre, die 8 Schüsse enthalten. Da der Heilbeflissene so viel Gewehre nicht selbst schleppen konnte, so waren die Garibaldini's so freundlich, dieselben selbst bis zum Regiment zu tragen, von wo sie dann abgeführt wurden (?).

Ueber die Reise der Pariser Luftschiffer Palli Rollier und Dechamps und ihre Aufnahme in Christiania bringt das daselbst erscheinende Morgenblad intessante Details. Sie stiegen mit dem Ballon, der sie trug, am Abend des 24. November eine Viertelstunde vor Mitternacht in Paris auf und hofften, daß es ihnen gelingen werde, Tours zu erreichen. Sie hatten bald eine Höhe von 2000 Meter erreicht und befanden sich nun außer dem Bereiche der preußischen Kugeln. Dann führte sie der Wind über mehrere größere und kleinere Ortschaften des nördlichen Frankreichs hinweg, und einige Zeit nachher vernahmen sie unter sich ein Geräusch, welches Aehnlichkeit mit dem Rollen eines Eisenbahnzuges über einen Viadukt hatte, in Wirklichkeit aber das Wogenbranden des Meeres an felsiger Küste war. Bald darauf hüllte sie dichter Nebel ein, und als sie diese Wolkenmassen durchdrungen hatten, befanden sie sich noch über einer endlosen Meeresfläche und sahen eine Anzahl Schiffe, mindestens 17, dahingleiten, darunter auch eine französische Korvette, der sie Signale gaben, die aber wahrscheinlich nicht verstanden wurden. Wenigstens wurden diese Signale nicht erwidert. Die Absicht der beiden Luftschiffer war, sich ins Meer hinab und von der Korvette aufnehmen zu lassen. Etwas später wurde auf den Ballon geschossen, wahrscheinlich von einem deutschen Kriegsschiffe, doch gingen die Schüsse nicht hoch genug. Sie geriethen dann wieder in eine entschieden nördliche Windrichtung, die sie mit gewaltiger Schnelle dem Gesichtskreise ihres Feindes entführte. Ihre Hoffnung, irgendwo Land zu entdecken, wurde um so mehr vereitelt, als sie sich bald wieder in greifbar dichtem Nebel befanden. Nun ließen sie eine ihrer Brieftauben mit einem Zettel fliegen, welcher nur die Mittheilung enthielt, daß sie sich für verloren halten müßten. Sie ließen dann über den Bord des Ballonschiffes ein langes Seil nieder, dessen Nachschleppen einigermaßen die Geschwindigkeit, womit sie sich bis dahin fortbewegt hatten, abschwächte und, wie es schien, auch eine Senkung des Ballons bewirkte.

Nach einiger Zeit glaubten sie die Wahrnehmungen zu machen, daß das Seil nicht mehr frei schwebte, sondern mit dem ausgeworfenen Ende die Oberfläche des Meeres berühre. Jetzt endlich zerstreute sich der Nebel und sie erblickten unter sich Land. Sie warfen nun einen Sack mit Briefen und Zeitungen aus, worauf der erleichterte Ballon wieder stieg und in eine östliche Windrichtung gerieth. Nachdem sie sich hierin eine Zeit lang fortbewegt hatten und die Gegend unter ihnen ein be-

wohntes Ansehen erhielt, öffneten sie das Ventil und ließen sich herab. Nahe bei Lifjeld im Kirchspiel Silgjord berührte der Ballon die Wipfel der Bäume und mit Hilfe des heruntergelassenen Seiles stiegen die Reisenden nun aus. Aber kaum hatten sie den Boden berührt, als der Ballon sich mit großer Schnelligkeit wieder hob, ohne daß sie im Stande gewesen wären, ihn zurückzuhalten. Es war 3 Uhr 40 Minuten Nachmittags, Pariser Zeit, am Freitag den 25. Nov. Sechszehn Stunden waren also seit ihrer Abreise von Paris verflossen. Ohne zu wissen, in welchem Lande sie sich befänden und wie dessen Bewohner sie aufnehmen würden, sanken sie erschöpft von Anstrengung, Aufregung und Hunger, von dem ausströmenden Ballongase fast erstickt, ohnmächtig hin, erholten sich aber bald wieder und fingen nun an, in dem tiefen Schnee vorwärts zu gehen, ohne noch zu wissen, wohin. Die ersten lebenden Wesen, die sie antrafen, waren drei Wölfe, die aber an ihnen vorbeistreiften, ohne sie anzugreifen. Nach einem Marsche von fünf oder sechs Stunden erreichten sie eine unbewohnte ärmliche Hütte, wo sie Schutz suchten. Die sehr umständliche Erzählung ihrer Weiterreise nach Christiania hat wenig Interesse. Hier machte man sie zum Gegenstande der ausschweifendsten Ovationen.

Kukuk und Kutschke.

Wenn mit Gebraus der Frühling naht,
Dann hörst du oftmals früh und spat
Des Kukuks lustig Necken.
Du gehst drauf zu, du fähst ihn gern;
Doch ewig bleibt der Kukuk fern
Und foppt dich armen Gecken.
Du sagst: er steckt in diesem Busch!
Ich sag: er ist schon fort, husch, husch!
Wo steckt er denn, der lose Wicht?
Ja, lieber Freund — das weiß ich nicht.

Dein Lenz auch braust, o Vaterland!
Und er auch seinen Kukuk fand,
Im Singen unverdrossen.
Der Kutschke ist's, der Füsilier.
Du suchst ihn dort, du suchst ihn hier;
Du hast ihn? Fehlgeschossen!
Du sagst: er kraucht in diesem Busch!
Ich sag: er ist schon fort, husch, husch!
Wo kraucht er denn, der lose Wicht?
Ja, Vaterland — das weiß ich nicht.

Friedrich van Hoffs.

Kunst und Literatur.

Kritisches Jugendschriften-Verzeichniß. Berlin in Verlag von Ferd. Geelhaares Buchhandlung. (J. Münnich.) Dieses Verzeichniß, 144 Seiten stark, enthält nur die Titel solcher Jugendschriften, welche der pädagogische Verein in Berlin nach gewissenhafter Prüfung als empfehlenswerth befunden hat.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Stettin, 23. Nov.: Eine pikante Antwort, welche einer unserer ersten Getreidehändler in diesen Tagen einem englischen Hause, das ihn um seine Ansicht in der orientalischen Angelegenheit befragt hatte, gegeben hat, verdient in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Selbstverständlich kenne man, lautete die Antwort, hier die Ansichten unseres leitenden Staatsmannes nicht; so viel sei aber wohl mit Bestimmtheit zu erwarten, daß Deutschland in dem bevorstehenden Konflikte eine „wohlwollende Neutralität“ gegen England beobachten, sich aber dadurch konvenirendenfalls und nach dem Beispiele Englands sicher nicht abhalten lassen werde, an Rußland aus unseren reichen Beständen so viele Chassepots nebst Munition (großentheils englischen Fabrikats!) abzulassen, als es immer zu haben wünsche.

[Ein erschossener Postillon.] Unlängst machte sich Lieutenant A. R. in Eger das Vergnügen, auf eine Taube zu schießen, die über einen Hof flog. Sie stürzte getroffen herab und der Schütze war nicht wenig überrascht, an ihrem Halse ein Säckchen aus Wachsleinwand angehängt zu finden und darin ein „an Fräulein Nina“ adressirtes Billetdoux, dessen Schreiber sich Erwin unterzeichnet hatte. Der Brief kann in der Redaktion des „Eger“ entweder von „Nina“ oder „Erwin“ abgeholt werden.

Bei einem vor Kurzem in Haiding, Pfarrei Krenglbach, des Nachts verübten Einbruchsdiebstahle wurde ein fettes Schwein aus dem Schweinstalle entwendet und dafür ein mageres Schwein von den Dieben zurückgelassen. Als der Eigenthümer am andern Morgen den unliebsamen Tausch gewahr wurde, fand er einen Zettel des Inhalts: „Wenn die Sau fett ist, holen wir sie wieder.“

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers F. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 275 Dienstag, 13. Dezember 1870.

Vom Kriegsschauplatz.

Dem Feldpostbrief eines Sanitätsoffiziers entnehmen wir Folgendes: Am 30. November hörte ich Abends in Lagny, daß die Franzosen einen bedeutenden Ausfall auf unsere Stellung gemacht haben, weßhalb ich sofort nach Bussy ritt und meinen Zug allarmirte, mit dem ich dann gegen 9 Uhr Villieres erreichte. Dort angekommen, erfuhr ich, daß an dem oberhalb des Dorfes gelegenen Park noch eine beträchtliche Anzahl Verwundeter liegen solle. Am Park angekommen, ließ ich sofort einen Verbandplatz errichten und ging nun Brie zu vorwärts. Schon am Ausgang des Parkes auf dem von Villiers nach Brie führenden Feldweg stieß ich auf Todte in beträchtlicher Anzahl. Sachsen und Franzosen, untermischt mit Pferden, Waffen und Tornistern rc. lagen auf dem Boden umher. Ich ließ nun meine Leute in Kette ausschwärmen und ritt voraus, fortwährend den Franzosen und Deutschen gleich verständlichen Ruf: Ambulance! ausstoßend. Es währte nicht lange, so entstand auch ein allgemeines Geschrei: Hülfe! Hülfe! au secours! au secours! Es waren Sachsen und Franzosen. Der Eine rief nach Wasser, der Andere jammerte, er liege schon den ganzen Tag und müsse sich verbluten, der Dritte klagte Anderes. Ich war indessen abgestiegen und gab den Armen aus meiner Feldflasche zu trinken. Bald waren die Tragbahren voll, ich muß deßhalb auf den Verbandplatz zurückkehren, wo meine Unterärzte und Sanitätssoldaten ihre Thätigkeit entwickelten. Ich gehe mit meinen Leuten wieder vor, um dieselben Scenen von Neuem durchzumachen. Da ruft noch Etwas in der Nähe. In der Meinung, es sei ein Verwundeter, gallopire ich hinüber an die Straße und befinde mich plötzlich mitten unter Franzosen und zwar unverwundeten, wohlbewaffneten Franzosen. Es war eine größere Patrouille von etwa 12 Mann, geführt von einem Offizier, übrigens sehr buntscheckig kostümirt; der Eine trug einen Filzhut, der Andere einen Cylinder, der hatte einen Shawl umgeschlagen, jener stack in einem Mantel. Als sie meiner ansichtig wurden, rief Einer: à bas avec lui (nieder mit ihm); ein Anderer: vous êtes prisonnier (Sie sind Gefangener). Ich war natürlich Anfangs nicht wenig überrascht, faßte mich aber augenblicklich und rief auf französisch zurück, daß ich Kommandant einer Ambulance sei, und im Fall ich angegriffen werden sollte, alle in meiner Gewalt befindlichen Franzosen tödten lassen würde; sie möchten also die Genfer Konvention respektiren. Dieß wirkte. Der Offizier winkte seinen Leuten ab, ich zeigte ihm meine Binde am Arm, worauf er mir versprach, mich passiren zu lassen und auch nicht auf mich zu schießen. Ich holte nun mein Cigarren-Etuis hervor und bot den Franzosen dessen Inhalt an, welcher gerne angenommen wurde. Es wurde sofort die Friedens-Cigarre geraucht, und zugleich machte meine noch wohlgefüllte Feldflasche die Runde in der Gesellschaft. Ich machte den Franzosen Vorwürfe darüber, daß ihre Ambulancen nicht auch vorgehen, so daß ich genöthigt sei, auch ihre Verwundeten auflesen zu lassen. Dann verabschiedete ich mich und ritt wieder zu meinen Leuten hinüber. Eben war an diese ein französischer Feldkaplan, die Genfer Fahne in der Hand, herangekommen. Ich stieg ab, denn um uns her lag es voll von Verwundeten. Ich, der Kaplan und ein französischer Korporal tragen einen Franzosen zur nächsten Bahre zurück. Ein Sachse hält mich am Mantel fest: „Herr Hauptmann!" ruft er, „helfen Sie mir um Gottes Barmherzigkeit willen!" „Hierher, Herr Hauptmann, hierher!" ruft's von allen Seiten.

Aber die Bahren sind voll, also rasch zurück auf den Verbandplatz. Da, ein Blitz, ein Knall, es ist eine Granate, die über unsern Köpfen hinfliegt. Gewimmer und Gestöhne auf dem Verbandplatz, wo meine Leute arbeiten, daß trotz dem eisigen Wind, der über die Ebene dahinpfeift, der Schweiß an ihnen herunterrinnt.

„Vorwärts, vorwärts! Antreten! rufe ich, und zum dritten Male schwärmten wir über die Ebene aus. Endlich sind wir an dieser Stelle fertig. Da fallen Schüsse und wieder mußte ich mit einem französischen Posten parlamentiren. Ich gehe vor. Hinter einem Busche brannte ein kleines Feuer, und um dasselbe herum lagern die Soldaten einer französischen Feldwache. Ich verhandle mit dem fran-

zösischen Korporal, welcher mir verspricht, nicht mehr schießen zu lassen, während ich ihm die Versicherung gebe, jede deutsche Patrouille fern zu halten, so lange ich hier zu arbeiten habe. Dieß abgemacht, hilft die Wachmannschaft meinen Leuten die Verwundeten gegen die Feldwache zu bringen. „Hülfe! hierher!" ruft da eine Stimme. Ich nähere mich und finde einen Sachsen, der mit einem Franzosen ganz friedlich unter einer wollenen Decke kauerte. Ich reiche zuerst dem Sachsen Wein. Derselbe trinkt davon, und gibt dann unaufgefordert seinem französischen Leidensgefährten die Fasche. . .

Am andern Tage rückte ich, erst Morgens 7 Uhr in mein Quartier zurückgekehrt, wieder nach Villiers vor, wo ich Nachmittags 3 Uhr eintreffe.

Am Parkschlößchen finde ich Offiziere des 7. Regiments, welche ich fragte, ob alle Verwundeten hereingeschafft seien. Man bejahte meine Frage, mit der Bemerkung, daß am Eisenbahneinschnitt noch welche liegen mögen. Während ich mit den Offizieren spreche, näherten sich französische Verwundetenträger, welche zahlreich ausgeschwärmt waren, unserer Stellung. Ich ging nun ebenfalls mit meinen Leuten vor und zwar rechts und links vom Eisenbahneinschnitt, fand jedoch keine Württemberger mehr, sondern nur noch Franzosen, welche in ziemlicher Anzahl dalagen.

Als ich über den Eisenbahnsteg ritt, sah ich französische Plänkler vor mir, welche ihre Tornister vor sich stellten und sich zum Schuß bereit machten. Hinter ihnen kompakte Massen französischer Truppen. Mit der Flagge winkend, rief ich den französischen Doktoren zu: sie sollten nicht weiter vorgehen. Ich könne dieß nicht gestatten, weil sie sonst von unserer Stellung Einsicht nehmen könnten. Uebrigens werde ich Alles, was an Verwundeten da sei, selbst zurückschaffen. Ich sagte dieß auf Französisch. Hierauf erwiderte mir in ganz gutem Deutsch ein französischer Verwundetenträger, ein Elsäßer, er sehe die Richtigkeit meiner Bemerkung wohl ein, auch sie schaffen Preußen zurück, oben auf der Höhe sei Alles weggeräumt, übrigens solle auch ich nicht weiter vorgehen, denn links von uns stehen französische Batterien. In der That entdeckte ich dieselben auch sogleich mit meinem Glas auf dem Feldweg, auf dem ich mich die vergangene Nacht befunden hatte. Ich ließ nun zurückgehen. Ueberall lagen todte Franzosen, theilweise entsetzlich verstümmelt. Darunter fiel mir besonders ein Korporal auf, der, die Hand auf der Brust da, wo die Kugel eingedrungen war, haltend, dalag. Neben ihm kauerte an ihm sich wärmend ein hübscher weißer Pinscher, welcher uns knurrend empfing und nicht duldete, daß Jemand seinem Herrn zu nahe kam. Ich warf ihm ein Stück Brod zu. Als wir in den Park zurückgekehrt waren, fand es sich, daß wir 25 Todte gesammelt hatten. Dieselben wurden Alle in einer Reihe niedergelegt. In Villiers lud ich sodann sämmtliche Verwundete auf und fuhr sie nach Ferrières ins Spital.

Am 2. Dezember traf ich beim Suchen der Verwundeten u. A. auf einen Wüttemberger, welcher, schwerverwundet niedergesunken, von den zurückweichenden Franzosen noch 5 Yataganstiche in den Leib erhalten, obgleich er um Pardon gebeten hatte. Thränen flossen dem Armen über die Wangen, ausgepreßt nicht sowohl durch den Schmerz, als durch die Erbitterung über die von den Franzosen erlittene Mißhandlung. Ich lade ihn auf, von Mannschaften einer preußischen Kompagnie unterstützt. Von diesen tritt ein Sergeant vor und sagt mir: „Sehen Sie, Herr Lieutenant! So haben es die Hunde uns auch bei Metz gemacht. Wir behandeln sie, wenn sie verwundet sind, wie Brüder und geben ihnen Alles, und sie massakriren uns."

Viermal ging ich mit meinen Leuten vor, zuletzt weit über unsere Vorposten hinaus. Ueberall lagen Todte auf dem von den Granaten ganz durchwühlten Feld. Auch Verwundete in großer Anzahl, meist Franzosen. Ich war den Franzosen wieder so nahe gekommen, daß eine französische Schildwache auf 10 Schritte nach mir schoß. Dicht daneben lagen auf einer Stelle 10 Preußen, eine Strecke davon 10—12 in Reih' und Glied. Eine Salve hatte in den Zug eingeschlagen. Es waren Pommern, lauter große, stämmige Gestalten. In der Nacht fuhr ich dann ins Spital nach Ferrières und Morgens 7 Uhr rückte ich wieder vor. Abermals hatte sich auf dem rechten Flügel gegen Noisy, auf dem linken gegen Champigny ein heftiger Artilleriekampf entsponnen, dem indessen ein strömender Regen bald ein Ende machte.

Ueber die Belagerung von Belfort wird der „Schles. Zeitung" geschrieben:

Chaux, 3. Dez.

Heute Vormittag haben wir um 9 Uhr den Angriff auf Belfort eröffnet, und zwar mit 28 Geschützen, darunter 4 französische 24-Pfünder und (50 cm.) Mörser. Der Angriff wurde bis zum letzten Moment so geheim gehalten, wie nur möglich, um den Feind in Ungewißheit über die Angriffsfront zu halten. Die Position ist nach vielen Schwierigkeiten wegen des felsigen Bodens dennoch sehr glücklich und gut gewählt. Der Feind hatte jedenfalls auf einen Angriff von Les Perches (Ostseite) aus gerechnet, weil hier das Terrain am meisten eben ist und weniger Schwierigkeiten darbietet, als von jeder andern Seite; dabei ist diese Seite

von jeher der schwächste Punkt der Festung gewesen, weil die Höhen von Les Perches, sobald sie im Besitze des Feindes sind, ein Bombardement über die Festung gestatten. In Rücksicht hierauf sind diese Höhen schleunigst mit provisorischen Werken, — mehreren Bastionen, vorn durch eine nach Außen gebrochene Courtine, mit einander verbunden, — gekrönt worden, in deren Hofraum man ein Zeltlager wahrnehmen kann. Ein ähnliches Werk, eine Lünette, liegt auch noch an der Südwestseite der Festung. Man hätte nun erst jene provisorischen Werke nehmen, sich in diesen festsetzen und alsdann gegen die Stadt vorgehen müssen, — ein bei unserer Art, Krieg zu führen, zu langwieriges Verfahren —, so aber schlagen wir mehrere Fliegen mit einem Schlage.

Westlich von der Stadt, ungefähr 3000 Schritt davon entfernt, liegt ein langgestreckter Hügel, welcher sich etwa von Nord nach Süd zwischen den Dörfern Essert und Bavilliers hinzieht. An dem westlichen Abhange dieses Hügels, und zwar so, daß der Rücken desselben den Batterien, ohne das Gesichtsfeld zu beeinträchtigen, noch die nöthige Deckung verschafft, liegen 7 Batterien in beinahe derselben Flucht. Man kann von hier das Fort des Barres — das erst in diesem Jahre fertig geworden — so wie die Werke der Stadt und des Hornwerkes L'Esperance durch Demontirfeuer zum Schweigen zu bringen, während andere Batterien das furchtbare Schloß im Rücken fassen und enfiliren. Batterie Nr. 2 hat es übernommen, den Franzosen den Aufenthalt in ihrem Zeltlager so unangenehm wie möglich zu machen, so daß wir wohl in nicht allzu langer Zeit dieses zur jetzigen Jahreszeit ohnehin nicht ganz angenehme Logis eines schönen Morgens geräumt finden dürften. Als es am 3. taghell geworden war, begann der Donner der Geschütze und jetzt gehen schon die Nachrichten über die Einzelheiten des Gefechtes ein. Die 1. Kompagnie des 6. Festungs-Regiments saß bereits mit dem zweiten Schuß dem Feind in der Scharte und nicht lange dauerte es, so waren von der formidablen Schloßkehle und der Stadt Enceinte 11 Geschütze zum Schweigen gebracht, während von unseren Geschützen noch keines demontirt, wohl aber schon einzelne Mannschaften, 6 an der Zahl, im Laufe des Vormittags durch den fabelhaften Granatenhagel verwundet worden sind. Die Entfernungen, auf welche wir mit unseren vorzüglichen Geschützen noch solche staunenswerthe Resultate erzielten, variiren zwischen 3—5000 Schritt, ein Fall, der im Festungskriege wohl nicht oft vorgekommen sein dürfte. Dichtes Schneegestöber dämpft momentan den Donner der Geschütze einigermaßen. Zum Glück für unsere Operationen war der Boden bereits einige Zoll stark gefroren; entstanden dadurch auch einige Verzögerungen, als wir uns gestern eingruben, so war doch die Besorgniß vor dem Versinken der Geschütze auf regendurchweichten Straßen beseitigt.

Mannigfaltigkeiten.

Ueber die Abstammung des Generals Podbielsky hat der „Dziennik" folgende zuverlässige Nachrichten: „Zur Zeit der Theilung Polens durch Preußen traten zwei Brüder Podbielsky in der Nähe von Bialystok, aus dem Adel von Lomza herstammend, ins preußische Heer ein. Ihre Mutter war eine von Skarzynska; ihre Mutterbrüder waren der Kämmerer des Territoriums von Lomza Jan v. Skarzynski und der Deputirte auf dem Reichstage von Grodno im Jahre 1773, Thaddäus v. Skarzynski, derselbe, welcher sich so energisch der polnischen Theilung widersetzte und der Freiheit beraubt von Kosaken aus Grodno weggeführt wurde. Die beiden Podbielsky waren in der Schlacht bei Jena in der Umgebung der Königin Louise und auf dem Rückzuge beschützten sie dieselbe vor Gefahren und Beschwerlichkeiten. Da sie in Folge dessen vom Hofe mit Gnaden und Ehrenbezeugungen überhäuft wurden, kehrten sie bei der Errichtung des Großherzogthums Warschau nicht nach Hause zurück, sondern blieben in preußischen Diensten, wurden beide Generale, heiratheten deutsche Frauen, sprachen aber bis zu ihrem Tode schlecht Deutsch. Der jetzt vielgenannte General Podbielsky ist ein Sohn des einen der beiden Brüder und bereits vollständig germanisirt."

Eine englische Dame, deren Name unbekannt bleiben soll, hat für die Frau, Mutter oder sonstige Angehörige desjenigen preußischen Offiziers, der das erste feindliche Geschütz erobern würde, ein kostbares Erinnerungszeichen, bestehend in einem großen Kreuz aus gediegenem Golde und einer dazu gehörigen Halskette, gestiftet und dem Grafen Münster übersendet, nachdem ermittelt worden, daß der Lieutenant Brandenburg vom Niederschlesischen Grenadierregiment Nr. 46 bei Wörth das erste Geschütz erobert. Graf Münster wird, der „K. Z." zufolge das Geschenk der Frau Kronprinzessin überreichen und die hohe Frau um Uebermittlung des Geschenkes an die Mutter des noch unverheiratheten Lieutenants, Frau Bauräthin Brandenburg in Rüdesheim, ersuchen. Das Kreuz trägt in englischer Sprache die Inschrift: „Eine englische Frau dem Lieutenant

Brandenburg für seine Tapferkeit bei Wörth." Die Stifterin hat die Bestimmung hinzugefügt, daß das Erinnerungszeichen sich in der Familie forterben soll.

Aus Wien, 12. Dez., wird geschrieben: Vorgestern Nachmittags fielen aus der Franz-Josefs-Kaserne zwei Schüsse in das gegenüberliegende Haus Nr. 15 auf der Dominikanerbastei. Der erste Schuß fiel in die Wohnung des Herrn Th. Dumba im 2. Stockwerke dieses Hauses. Ein 10jähriges Mädchen war gerade bei seiner Arbeit an dem Fenster, doch in dem Momente des Schusses hatte die Großmutter das Kind abgerufen, sonst hätte die Kugel, die durch die beiden Fenster drang, das Kind getroffen. Herr Dumba zeigte den Vorfall sogleich in der Kaserne an, worauf ein Lieutenant in seiner Wohnung erschien und strenge Untersuchung zusagte. Kaum hatte sich der Offizier entfernt, da fiel abermals ein Schuß, der ein Fenster in dem ersten Stockwerke einschlug. Die Kugel flog an dem Kopfe der Köchin, die im Zimmer arbeitete, vorbei. Dieser soldatische Uebermuth verdient strenge Züchtigung. Dem Kriegsministerium wurde der Vorfall bereits mitgetheilt.

Eine der jüngsten Nummern der „Kreuzzeitung" enthält folgendes Inserat: „Die Wittwe eines Offiziers aus den Freiheitskriegen hat mir ein gut konservirtes Batisthemde Napoleon's des Ersten und ein Briefblatt mit dem kaiserlichen Wasserzeichen, Siegesbeute aus der Schlacht bei Belle-Alliance, übergeben, um dies in der Familie sorgsam aufbewahrte Andenken möglichst hoch zu verwerthen und den Erlös an den Berliner Hilfsverein für die Armee im Felde als Weihnachtsgabe abzuführen. Hierauf Reflektirende bitte ich ergebenst, etwaige Gebote bis zum 15. d. Mts. bei mir Friedrichsstraße Nr. 62, wo die Sachen zur Ansicht bereit liegen, abzugeben. Drews. Justizrath."

Die französischen Gefangenen scheinen sich in Deutschland zu akklimatisiren. Ein junger französischer Oekonom, welcher in deutsche Gefangenschaft gerieth, kam nach Mainz und war da zur Arbeit auf eine benachbarte Oekonomie, woselbst er nach seinen Kenntnissen die entsprechende Beschäftigung erhielt. Der Herr des Gutes gewann den schmucken jungen Mann lieb und die Tochter fand auch Gefallen an ihm. Der Gefangene hielt um die Hand des Mädchens an, die elterliche Zustimmung wurde gegeben und wird die Hochzeit gleich nach beendigtem Kriege gefeiert. Der Schwiegersohn bleibt vorerst aber auf dem Gut.

[Ein seltsamer Marktbericht.] Aus Indiana, dem Ehescheidungsstaate, bringt eine Zeitung folgenden Marktbericht über das Ehescheidungsgeschäft: „Die große Konkurrenz hat die Preise der Advokaten für Entscheidungsprozesse sehr gedrückt. Wir notiren: gewöhnliche Scheidungen à 15 Doll., mit kleinen Alimenten 25 Dollars, mit großen Alimenten von 50 bis 500 Dollars. Von letzterer Sorte sind dießmal wenig auf dem Markte; im Allgemeinen geht das Geschäft gut und ist im Zunehmen begriffen. Männer fest, Weiber fluktuirend — manchmal noch im letzten Momente."

Ein Turco, der sich unter den in Köln untergebrachten rekonvaleszenten Gefangenen befindet, hatte vor einigen Tagen am Abend seine leinenen Unterbeinkleider gewaschen und zum Trocknen aufgehängt. Nachts tritt Frost ein; und als nun Morgens der Turco seine Beinkleider abnehmen will und sie starr und steif findet, wird er wüthend, weil er meint, es habe ihm Jemand einen Schabernack gespielt. Da aber in der Wärme des geheizten Lokals die Beinkleider aufthauten, sah er darin Hexerei, und es war schwer genug, ihm dies auszureden. Frost war dem armen Schwarzen noch nicht vorgekommen.

Dem Komponisten der „Martha", Herrn Flotow, wurde kürzlich im Burgtheater zu Wien nach der Aufführung von Mosenthal's „Maryna" in dem Augenblicke die Uhr aus der Tasche geholt, als gerade in der Garderobe die größte Verwirrung herrschte. Eine werthvolle goldene Kette ließ der Dieb unbehelligt, über den Verlust der silbernen Uhr selbst mag sich der Komponist leicht trösten, da sie blos provisorisch von einem Uhrmacher, der seinen Remontoir in der Reparatur hat, ihm überlassen ward.

In Münchberg kam der interessante Fall vor, daß fünf Dachse, welche nach einander aus ihrer Höhle krochen, von den Jagdpächtern, ohne einer Büchse benöthigt zu sein, erschlagen wurden. (Jägerlatein?)

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 276 Mittwoch, 14. Dezember 1870

Beethoven.

Aschaffenburg, 16. Dez.

Heute (16.) vor hundert Jahren wurde in Bonn Beethoven geboren, dieser gewaltige Tondichter, in dessen Gebilden der Deutsche den Herzschlag seiner ureigensten Natur und diese in reinster idealster Verklärung wahrnimmt.

Da stehen die neun Symphonien, „Fidelio“, die hohe Messe, diese unvergänglichen Denkmale, geschnitten aus dem Kernholz deutschen Geistes und verkündend die Freiheit des deutschen Genius von allen Einflüssen eines fremden Geschmacks oder höfischer Mode. Noch heutigen Tages, ja mehr noch jetzt als vordem, zündet diese Musik wie die Offenbarung eines Gottesgeistes, das Gemüth erhebend und kräftigend durch den tief sittlichen Gehalt, den sie athmet. Und so wird sie fort und fort zünden, denn sie ist gefeit gegen das Alter; veralten kann nur das, was den vorübergehenden Wünschen und Bedürfnissen eine Zeit Befriedigung gewährt. Eine solche mächtige Kraft zeugt zugleich für die Größe und Macht des Volkes, das sie geboren und der Deutsche ehrt sich nur selbst, wenn er Beethoven als den seinigen feiert.

Und jetzt, wo das erste Jahrhundert über der Asche des Meisters sich schließt, drängt es uns mächtig, noch einmal sein leibliches Bild uns vorzuführen und einzuprägen; es drängt uns wie bei einem theuren Dahingeschiedenen, am Grabe nach alter deutscher Sitte noch einmal den Sarg zu öffnen und die Züge des Verblichenen zum Letztenmale in uns aufzunehmen.

Versenkt in die Tiefen seiner Tonwelt, schon durch sein Ohrenleiden von der Gesellschaft geschieden, hatte Beethoven keinen Sinn für die banalen Forderungen des äußeren Schicks und konnte dem Vorwurfe eines Sonderlings deßhalb nicht entgehen, denn die kurzsichtige Menge ist stets geneigt, nach der äußeren Erscheinung den inneren Menschen, nach der Schale den Kern abzuschätzen, und seltsam, hart und knorrig war beim ersten Anblick allerdings diese Schale. „Zehn Jahre war ich alt“ — erzählt Czerny, der langjährige Freund des Meisters, von seiner ersten Begegnung mit diesem — „als ich durch Krumpholz zum Beethoven geführt wurde. Wie freute und fürchtete ich mich des Tages, wo ich den bewunderten Meister sehen sollte! Noch heute (im Jahre 1842 geschrieben) schwebt mir jener Augenblick noch lebhaft im Gedächtniß.

An einem Wintertage wanderten mein Vater, Krumpholz und ich aus der Leopoldstadt, wo wir wohnten, in die Stadt, in den sogenannten tiefen Graben, stiegen bis in den fünften oder sechsten Stock, wo uns ein ziemlich unsauber aussehender Bedienter beim Beethoven meldete und dann einließ. Ein sehr wüst aussehendes Zimmer, überall Papiere und Kleidungsstücke verstreut, einige Koffer, kahle Wände, kaum ein Stuhl, ausgenommen der wackelnde beim Walterschen Piano, und in diesem Zimmer eine Gesellschaft von 6—8 Personen, worunter die beiden Brüder Wranitzky, Süßmeyer, Schuppanzigh und einer von Beethovens Brüdern.

Beethoven selber war in einer Jacke von langhaarigem, dunkelgrauem Zeuge und gleichen Beinkleidern gekleidet, so daß er mich gleich an die Abbildung des Campe'schen Robinson Crusoe erinnerte, die ich damals eben las. Das pechschwarze Haar sträubte sich zottig, à la Titus geschnitten, um seinen Kopf. Der seit einigen Tagen nicht rasirte Bart schwärzte den unteren Theil seines ohnehin brünetten Gesichtes noch dunkler. Auch bemerkte ich sogleich mit dem bei Kindern gewöhnlichen Schnellblick, daß er in beiden Ohren Baumwolle hatte, welche in eine gelbe Flüssigkeit getaucht schien.“

So nahm sich Beethovens Erscheinung im Jahre 1801 aus; dazu waren die Hände sehr mit Haaren bewachsen und die Finger besonders an den Spitzen sehr breit; von der Harthörigkeit, die ihn später so abgeschlossen gegen den gewöhnlichen Menschenverkehr machte, zeigte sich damals noch keine Spur. Rauh war die Hülle namentlich in den Tagen, wo der Meister in Folge seines Uebels sich völlig vereinsamt fühlte, aber unter ihr barg sich ein mächtiger Geist, ein starkes und zugleich doch so unendlich zart besaitetes Gemüth, daß sich selbst un-

musikalische, ja im Grunde kühle Naturen, wie ein Varnhagen von Ense, unwiderstehlich von der starren, nichts weniger als entgegenkommenden Persönlichkeit des Tondichters angezogen fühlten. So schreibt derselbe an Uhland im Jahre 1811: „Die letzten Tage im Ausgang des Sommers lernte ich in Teplitz Beethoven kennen und fand in dem als wild und ungesellig verrufenen Manne den herrlichsten Künstler von goldenem Gemüth, großartigem Geist und gutmüthiger Freundlichkeit. Was er Fürsten hartnäckig abgeschlagen hatte, gewährte er uns beim ersten Sehen, er spielte auf dem Fortepiano. Ich war bald mit ihm vertraut, und sein edler Charakter, das ununterbrochene Ausströmen eines göttlichen Hauchs, das ich in seiner übrigens sehr stillen Nähe immer mit heiliger Ehrfurcht zu empfinden glaubte, zogen mich so innig an ihn, daß ich tagelang der Unbequemlichkeit seines Umgangs, der durch sein schweres Gehör bald ermüdend ward, nicht achtete, und besonders die letzten Tage nur mit ihm und seinem Freunde Oliva, einem der besten Menschen, den Kerner auch gekannt hat, zubrachte.

Wüßte ich es nicht durch unverwerfliche Zeugnisse, daß Beethoven der größte, tiefsinnigste, reichste der deutschen Tondichter ist, so hätte der Anblick seines Wesens es mir sonst in der Musik ganz Unkundigen unwidersprechlich dargethan. Er lebt nur für seine Kunst, und keine irdische Leidenschaft entstellt ihre Ausübung bei ihm, unglaublich fleißig und fruchtbar ist er. Er sucht das Weite auf seinen Spaziergängen und auf einsamen Wegen zwischen Bergen und im Wald, beruhigt in die großen Züge der Natur blickend, denkt er Töne, freut er sich seines eigenen Herzens. Ich erwähne Solcherlei, damit Du ja nicht versuchen mögest, ihn mit irgend einem andern Musiker zu vergleichen, sondern ihn bestimmt absondern mögest. Könnte ich Dir sagen, wie schön, wie rührend fromm und ernst der Mann aussah, als er uns auf dem Fortepiano himmlische Variationen vorspielte, die so reines Erzeugniß eines waltenden Gottes waren, daß der Künstler sie dem Verhallen überlassen mußte, und, wie gern er auch gewollt, sie nicht auf dem Papier festhalten konnte! —"

Das ist das Porträt, welches uns Varnhagen in seiner Schilderung getreu nach eigener Anschauung von Beethoven gezeichnet hat.

Aus Versailles.

(Von Hans Wachenhusen.)

11. Dezember 1870.

Zehn Grad Kälte und dabei die Hand am Gewehr! In Versailles ist Alles auf den Straßen wie ausgestorben, dichter Nebel liegt über dem Place d'Armes, die Laternen durchdringen ihn nur wie verschleierte Lichtpunkte, wie trübe Nachtlampen. Der hart gefrorene Schnee knarrt unter unsern Füßen, die Bäume der Avenuen stehen wie mit weißen Leinen bedeckt in Reih und Glied und an die Fenster malt der Winter phantastische Blumen, die keine Kaminflamme zu verwischen im Stande.

Trotzdem ist die Laune noch ungetrübt. Das Café „Globe" versammelt allabendlich die Offiziere, aus dem Estaminet der „schönen" Clarisse (wie anspruchslos sie alle schon geworden sind) bringen heimathliche Chöre; ein heiserer Bänkelsänger mit der Guitarre im Arm singt den Gästen seine französischen Chansons und der Chor fällt ein „was kommt dort von der Höh" oder „ach, wie ist es so schwer". Sie sind noch lustiger Dinge, wenn sie, von den Vorposten abgelöst, nach Versailles hereinkommen, aber insgeheim denkt die Mehrzahl doch schon an Weihnachten, an die Lieben, die zu Hause diesmal so traurig um den Christbaum sitzen und wohl so Manchen noch erwarten werden, der doch niemals wiederkommt.

Die letzten Tage sind in ziemlicher Stille hier verstrichen. Nur ganz dumpf bringt zuweilen von den Forts ein Bumm! herüber, namentlich zur Nachtzeit scheint es, als seien die Kanoniere von bösen Träumen geneckt, und als gingen sie an die Geschütze, um sich Ruhe zu erschießen. Vielleicht auch wollen sie die Pariser beruhigen, ihnen zeigen, daß man wachsam sei, denn vernünftige Zwecke kann diese dumme Kanonade unmöglich haben.

Auf dem Mont Valérien oder in der Vorschanze muß man übrigens ein ganz neues weittragendes Geschütz aufgestellt haben, dessen Kugel es gelang, vorgestern bis 1500 Schritt von der Wohnung des Prinzen Karl von Versailles einzuschlagen. Möglicherweise ist es nur ein Modell, dem die übrigen folgen werden.

Die Façon, in welcher man unseren letzten Parlamentär zurück komplimentirte, soll König Wilhelm unangenehm berührt und den Gedanken äußerster Schonung in unserem Monarchen etwas beeinträchtigt haben. Möglich, daß demnächst also dieser Schonung ein Ende gemacht und energischer gegen die Pariser vorgegangen wird.

Die nächsten Tage werden wahrscheinlich einen Ausfall gegen Meudon bringen, eine exponirte Stellung, welche General Trochu besonders ins Auge gefaßt zu haben scheint. Leider verbietet mir die Vorsicht, zu schreiben, was wir erwarten, vermuthen oder wollen.

Daß es dem letzten energischen Ausfalle der Pariser gelungen, nach Osten hin gegen die Württemberger beim ersten Anprall einige Erfolge zu

erreichen, die Diktator Gambetta so übermäßig ausgebeutet, hat seine Ursache. Man erwartete einen Ausfall in dieser Richtung. Die Württemberger erhielten die Ordre, sich mit dem 6. Korps deßhalb zu konzentriren; die Sachsen sollten sich eng anschließen. Während also die Württemberger ihre Anschluß-Bewegung gegen Süden machten, war es den Sachsen noch nicht gelungen, ihnen zu folgen. Der Feind fand daher im Augenblicke, wenn auch keine Lücke, doch einen schwachen Punkt, und konnte dort wirksam vorgehen.

Die Position vor Nogent, der württembergische Posten Villiers, ist mir immer als das schwächste Glied des Belagerungsringes erschienen. Keine Reserven, kein Succurs hinter der Linie. Die Württemberger waren hier auf sich selbst angewiesen. Sie exerzirten wacker tagtäglich; Oberst Rampacher war stets auf dem qui vive und stets dem Feuer ausgesetzt; es wollte mich aber immer bedünken, als sei diese Position, die ich oft berührte, schon der Lokalverhältnisse wegen eine sehr gefährdete, und diese Meinung verhehlte ich auch dem Obersten nicht. Seit dem Abmarsche der großherzoglichen Armee-Abtheilung haben sich die Truppen ein wenig verschoben, in der Hauptsache ist aber Alles beim Alten geblieben und der Feind hatte sich sowohl die Schwäche unserer Kette als die geeignete Stunde richtig ersehen.

Vom Süden nichts Neues, was der Telegraph nicht schon nach Deutschland gebracht hätte. Man ist so unglücklich, wenn man etwas Neues erzählen will. Mir z. B. ist es während des ganzen Feldzuges nicht gelungen, einen Brief in weniger als 8—9 Tagen nach Deutschland zu schaffen, und dies eben wars hauptsächlich, was mich veranlaßte, den Marsch nach Süden aufzugeben und mich zur Abwartung fernerer Dinge vorläufig in Versailles zu konzentriren. Der Krieg kann in diesem Stadium noch lange bleiben, wie ich schon gestern schrieb. Wenn es die Franzosen denn durchaus so wollen, so werden allmählig alle Provinzen von uns besetzt, das ganze Land wird ausgesogen, unsere Truppen etabliren sich für die Dauer und Frankreich geräth in einen Zustand der vollständigsten Verarmung und Hülflosigkeit.

Die französischen Eisenbahnen werden bald sämmtlich in unsern Besitz gerathen sein, die Verproviantirung wird eine leichte werden, wie sie z. B. bei Versailles schon lange eine ganz vorzügliche ist; deutsche Verwaltung wird in allen eroberten Provinzen eingeführt werden.

Das ist die Folge jener übermüthigen Ansicht der Franzosen, deren ich schon in einem früheren Briefe erwähnte. Sie vergessen, daß die Volkserhebung nichts mehr gegen unsere heutigen disziplinirten und armirten Heere auszurichten vermag; sie glaubten, Frankreich brauche nur wie Ein Mann aufzustehen, um jede Gefahr zurückzuschlagen, und heute liegt fast die Hälfte des ganzen Volkes geknebelt zu unseren Füßen, lebt die ganze ursprüngliche französische Armee in deutscher Gefangenschaft!

Es scheint mir auch, als solle dem französischen Volke die Demüthigung nicht erspart werden, den deutschen Fürsten-Kongreß im Schloß von Versailles dem deutschen Kaiser huldigen zu sehen. Das Schloß ist bekanntlich als Lazareth eingerichtet, in welchem durchschnittlich 200—300 Verwundete liegen. Selbst die salle des batailles ist bereits zur Vorrathskammer für die Lazarethbedürfnisse eingerichtet und Angesichts Vernet's und Yvon's Schlachtenbildern, inmitten all der Gloire de France arbeitet die Nähmaschine. Nur den einen glänzendsten Theil des Schlosses, die große salle des glaces mit der ganzen Flucht von königlichen Gemächern, hat man reservirt, und irre ich nicht, so ist dieser prachtvolle Saal für die Versammlung der deutschen Fürsten bestimmt.

Kunst und Literatur.

Sieges-Nummer der musikalischen Gartenlaube, enthaltend: 1) Choral: „Nun danket Alle Gott.“ Harmonie von F. Mendelssohn-Bartholdy. 2) Deutscher Triumphmarsch 1870. Von Kapellmeister Karl Reinecke in Leipzig. (Neu.) 3) Hymne: „Heil dir, Germania!“ Originaldichtung von R. Gottschall. Nach der Melodie: „Heil dir im Siegerkranz.“ 4) Viktoria: „Stimmt an den heil'gen Siegesgesang“ von H. Francke. Komponirt vom Hofkapellmeister Franz Abt in Braunschweig. (Neu.) 5) Hoch Deutschland, herrliche Siegesbraut! „In die Lüfte nun schwing dich voll Jubel, mein Lied“ von F. Scherenberg. Komponirt vom General-Musikdirektor Franz Lachner in München. (Neu.) 6) Deutscher Nationalgesang: „Deutsche Völker allesammt.“ Dichtung von Müller von der Werra. Für vier Männerstimmen komponirt von C. Reichardt, k. Musikdirektor in Berlin. Für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte gesetzt von H. Langer. (Neu.) 7) Dasselbe. Für vier Männerstimmen. Partitur. (Neu.) Zusammen 16 Notenseiten auf dickem Kupferdruckpapier in farbigem Umschlage, dessen vordere Seite ein allegorisches Titelbild mit den wohlgetroffenen Portraits des Königs von Preußen, Bayern und Sachsen, des Kronprinzen von Preußen und Sachsen, des Prinzen Friedrich Karl und des Grafen Moltke; und dessen Rückseite eine Darstellung der Germania auf der Wacht am Rhein nach L. Glasen enthält. Gezeich-

net von G. Sundblad, in feinstem Holzschnitte ausgeführt von F. Tegetmeyer. Preis 10 Groschen. Dieselbe erscheint zum Besten der allgemeinen deutschen Invalidenstiftung und ist in allen Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen zu erhalten. Des guten Zweckes wegen wird der Ankauf dieser Nummer, die bei so werthvollem Inhalt und so brillanter typographischer Ausstattung sich auch zugleich durch einen verhältnißmäßig sehr billigen Preis auszeichnet, auf das Angelegentlichste empfohlen.

Mannigfaltigkeiten.

Die Pariser Bevölkerung weiß mit großer Geschicklichkeit allen, selbst den tragischsten Sachen eine gute, erheiternde Seite abzugewinnen. Anstatt sich Geld zu sparen, zunächst zum Ankaufe von Lebensmitteln und später zur Bezahlung unserer Kriegskosten werfen die leichtsinnigen Pariser dasselbe fort, um nur einen Blick durchs Teleskop auf die Preußen zu thun, die sie doch hoffentlich recht bald ohne viele Umstände näher und billiger sehen können. Die beste Fernsicht auf die Höhen von Meudon hat man von der Eisenbahnbrücke des Chemin de fer de la Ceinture, welche beim Quartier Point du Jour über die Seine führt. Auch vor der Anwesenheit der Preußen hatte der Spaziergang nach diesem Theile der Stadt zu den beliebtesten gehört, und wie viel mehr jetzt! Bewaffnet mit Feldstechern, Teleskopen und Operngläsern, läuft die ganze halbe und Viertelwelt hinaus, während die minder Begüterten einen Blick auf die Preußen mit 2 Sous bezahlen müssen. Mit dem festen Vorsatze dahin gekommen, etwas zu sehen, läßt die Einbildungskraft auch Alles nach Wunsch vorkommen, wenn es nur ein im Winde hin- und herschwankender Baum ist, so wird er doch selbstverständlich für einen Uhlanen oder helmbedeckten Bayern gehalten. Während sich Einige noch begnügen, einzelne Prussiens zu erkennen, beobachten andere den so gefürchteten General „Staff“, und die glücklichen Besitzer von Fernrohren gehen so weit, die ganze Stellung des Feindes haarklein zu erklären, und mehr kann man doch nicht verlangen für 2 Sous.

Die Franzosen machen viel Aufhebens von dem Eintreffen einer „arabischen Reitertruppe“ aus Algier, welche sich zu der Loirearmee begeben hat, um die deutschen Truppen in panischen Schrecken zu versetzen. Das „Journ. de Marseille“ gibt folgende Beschreibung von einer solchen arabischen „Goum, aus 295 Männern und 303 Pferden bestehend: „Welche prächtige Truppe! Man hätte geglaubt, Ritter des Mittelalters vorbeidefiliren zu sehen. Außer einer vollständigen Ausrüstung, bestehend aus einem Yatagan, einem Revolver, einem Dolche und einem ausgezeichneten Chassepot, zum Dienste der Tirailleurs, trägt jeder Reiter an seinem Sattelknopf ein ungeheuer gefährliches Instrument: „die Matraque“. Dieses Werkzeug ist ein sehr kurzer Stock, an dessen einem Ende ein furchtbarer Hacken befindet, an dessen andern Ende eine lange Schleife von gedrehtem Leder befestigt ist. Es ist der vervollkommnete und unfehlbare mexikanische Lasso. Auf 15 Meter Entfernung von einer arabischen Faust geworfen, verfehlt die „Matraque“ niemals ihr Ziel und erfaßt immer ihre Beute. In der Verfolgung oder im Angriff fällt der schreckliche Hacken hernieder, ergreift sein Opfer — und das Pferd reißt im Galopp einen Menschen mit sich, der 5 Minuten nachher nur noch ein zerfetzter Leichnam ist, den man nur losläßt, um dieses Zerstörungswerk wieder anzufangen. In weniger denn 14 Tagen werden in Frankreich zwei- oder drei Tausend solcher arabischen Reiter sein und die Preußen werden bald zu ihrem Nachtheile den Gebrauch der „Matraque“ kennen lernen.“ — Wir werden sehen.

Der Belagerungszustand von Paris ist auf die Mode natürlich nicht ohne Einfluß geblieben. Die Kostüme der gegenwärtigen Saison schreibt eine Dame dem „Univers“ per Ballon, zeichnen sich durch große Einfachheit in den Garnituren aus. Man sieht fast keine Volants, Rüchen u. dgl. mehr; man beginnt auf die Moden à la Pompadour, die übereinander gelegten Jupons à la Marie-Antoinette zu verzichten. Die Modefarben sind dunkle. Mit Schmucksachen ist man äußerst sparsam; alle Uebertreibungen der weiblichen Toilette sind verschwunden und der despotische Chignon macht wieder dem natürlichen Haar Platz.

Man schreibt aus Königsberg i. Pr., 8. Dez.: „Die Musiker unter den hiesigen franz. Kriegsgefangenen haben jüngst die Erlaubniß erhalten, ein Konzert zu geben. So kündigt denn der Wirth des „Odeum-Böttchershöfchen“ an: „Sonntag, den 11. Dezember, erstes großes Militär-Konzert, ausgeführt von 25 kriegsgefangenen franz. Militär-Musikern in ihren Uniformen, unter Leitung ihrer Kapellmeister Mrs. Baume und Boutelle.“ (Das ist wohl ein sicheres Zeichen, daß hier auf beiden Seiten kein fanatischer Haß herrscht!)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 277 Donnerstag, 15. Dezember 1870.

Die Tochter des Bogenmachers.

(Nach geschichtlichen Quellen von A. Trenkner)

Im sechszehnten Jahrhundert, zur Zeit der Königin Elisabeth glorreichen Andenkens (freilich sind ihre goldenen Tage häßlich mit Blut besudelt) lebte in der Residenz London ein lecker, junger Lehrling, welcher die Tochter seines Meisters liebte. Allerdings befanden sich innerhalb der Ringmauern der Stadt gar viele Lehrlinge in gleicher Lage, allein ich spreche nur von einem und dessen Namen lautete Hugh Graham.

Dieser Hugh stand in der Lehre bei einem braven Büchsenmacher, welcher, wie das Gerücht verbreitete, unermeßlich reich sein sollte.

Stadtgerüchte waren damals eben so unzuverlässig als jetzt, aber es traf sich zu jener Zeit wie auch heutzutage bisweilen, daß dieselben begründet waren. Und wenn dieselben dem alten Bogenmacher so viel Geld zulegten, als sich in der königlichen Münze befand, so irrte man sich darin nicht sehr. Sein Geschäft war früher, d. h. zur Zeit Heinrich des Achten, weit einträglicher gewesen als jetzt, da der genannte König das Bogenschießen über Alles liebte und täglich seine Unterthanen dazu anzufeuern pflegte.

Da der Meister nun klug und sehr arbeitsam war, so darf es keineswegs frappiren, daß die ehr- und tugendsame Jungfer Alice, seine Tochter, die reichste Erbin im ganzen wohlhabenden Stadtviertel Cheppe war.

Der junge Hugh hatte schon oft mit Spieß und Knitteln die Behauptung verfochten, daß sie zugleich die allerschönste im erwähnten Viertel wäre und was mich betrifft, so pflichte ich, um ihm Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, seiner Behauptung vollkommen bei.

Hätte der erwähnte Hugh das Herz der schönen Jungfrau Alice dadurch erobern können, daß er diese seine Meinung sämmtlichen eigensinnigen Leuten in den Kopf prügelte, so würde er nichts zu fürchten gebraucht haben.

Aber obgleich die Tochter des Bogenmachers lächelte, wenn sie erfuhr, welche Heldenthaten er um ihretwillen vollbrachte, und obgleich deren kleine Kammerzofe jedes Lächeln (und noch weit mehr) in Rechnung stellte, und obgleich er bedeutende Ausgaben für Küsse und Geschenke hatte, um ihre treuen Dienste zu honoriren, machte er doch in seiner Liebe keine erheblichen Fortschritte. Er durfte von derselben ohne eine Aufmunterung abseiten des Fräuleins Alice nicht sprechen und eine solche gewährte sie ihm niemals.

Ein Blick aus ihren dunklen Augen, wenn sie an Sommerabenden nach der Arbeitszeit in der Thür stand, konnte Hugh dergestalt entflammen, daß der kräftige Bursche mit Jedem Händel anfing, sie sah aber dann eben so freundlich seinen Gegner wie ihn an und was war schließlich dabei zu gewinnen, Andere durchzubläuen, wenn Jungfer Alice dem Besiegten eben so holdselig zulächelte als dem Sieger.

Nichtsdestoweniger liebte Hugh sie von Tag zu Tag stets heißer. Er dachte an sie den ganzen Tag und die ganze Nacht. Jedes Wort und jede Bewegung ihrerseits vergegenwärtigte er sich und sein Herz klopfte hörbar, so oft er ihre Fußtritte auf der Treppe oder im Nebenzimmer ihre Stimme vernahm. Es schien ihm ein Engel im Hause des Bogenmachers zu weilen und der Raum, worin sie sich bewegte, kam ihm bezaubernd vor.

Hugh würde es nicht für übernatürlich gehalten haben, wenn aus den Schilfmatten des Fußbodens unter den zarten Füßchen der reizenden Alice Blumen emporgeschossen wären.

Wohl niemals gab ein Lehrjunge sich solche Mühe, sich vor der Auserkorenen seines Herzens auszuzeichnen als er.

Bisweilen malte er in der Einbildung sich die Scene aus, daß plötzlich während der Nacht im Hause seines Lehrmeisters Feuer ausbräche und er, während Alle vor der Wuth der Elemente furchtsam zurückwichen, sich in die Flammen stürzte und durch Lohe und Rauch sie auf seinen Armen vom sicheren Tode befreite.

Ein andermal dachte er an wilde Aufrührer, einen Anfall auf die Stadt und insonderheit an

einen fürchterlichen Sturm auf das Haus des Bogenmachers, und er stürzte dann mit unzähligen Wunden bedeckt todt vor der Schwelle der Jungfrau Alice nieder, welche er zu ihrer Vertheidigung betreten hatte.

Bisweilen ging der Bogenmacher zu der damals für Besuche anberaumten Zeit, um 6 Uhr Nachmittags, mit seiner Tochter nach einem anderen würdigen Bürger und in dieser Veranlassung war es Hugh vorbehalten, sie mit seiner Laterne und handfestem Stocke wieder abzuholen.

Das waren die glücklichsten Augenblicke in seinem Leben. Jungfer Alice zu leuchten, während sie auf den Spitzen ihrer zierlichen Schnabelschuhe einher trippelte, ihre Hand anzurühren, wenn es galt, sie über sumpfige Stellen hinüber zu leiten, zu fühlen, wie sie sich au seinen Arm lehnte — mitunter war dies nämlich der Fall — das war in der That eine Seligkeit!

An schönen Abenden ging Hugh hinter ihnen her und seine Augen ruhten dann wie verzaubert auf der reizenden Gestalt, welche am Arme ihres Vaters vor ihm herschritt.

So passirten sie die engen, dumpfen Gassen der Altstadt, bald unter baufälligen und weit hervorspringenden Giebeln sich bewegend, woran mächtige Schilder sich knarrend schaukelten, bald aus einem düstern, unheimlichem Gange hinaustretend in den klaren Mondscheiu.

In solchen Momenten, oder wenn das wüste Geschrei der Nachtschwärmer in der Ferne ihre Ohren erreichte, sah Alice sich ängstlich nach Hugh um, um ihn zu bitten, sich ihr zu nähern und wie ergriff er dann nicht seinen Knotenstock und sehnte sich von ganzem Herzen danach, sich mit einem Dutzend solcher Zech- und Schwierbrüder auf Tod und Leben um Jungfer Alice's willen zu schlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Wilhelmshöher an Bebel.

Mein lieber Bebel!

Lassen Sie uns ein vernünftiges Wort mit einander reden! Sehen Sie, ich bin ein alter Praktikus und habe das Alles schon durchgemacht, was sie noch vor sich haben. Ach, Bebel, wenn mir auch der Schlummerkopf von New-York-Herald neulich wieder einige Hoffnung gemacht hat — ich fürcht', ich fürchte doch sehr, es wird mit mir nichts mehr werden. Mir fehlen die Mittel, noch einmal von vorn wieder anzufangen. Aber Sie, Bebel, Sie haben ohne Frage eine Zukunft. Sie sind noch jung, haben ein gewinnnendes Aeußeres, einen guten Appetit, eine edle Dreistigkeit, eine formidable Sprache und ein harmloses Wesen. Kommt dazu noch die Gunst der Weiber und die Freundschaft der Kirche, so haben wir alle Eigenschaften beisammen, deren ein junger Mann bedarf, um en gros sein Glück zu machen.

Jetzt, Bebel, will ich Ihnen ein wichtiges Wort über die Republik sagen. Die Republik, Bebel, ist eine sehr gute Einrichtung, wenn man — Präsident derselben ist. Ist man es nicht, so ist die Republik eine ebenso mangelhafte Staatsform, wie alle anderen, das Papstthum mit einbegriffen. Wie man Präsident wird, Bebel, das will ich Ihnen einmal unter vier Augen sagen. Das aber kann ich Ihnen gleich ganz offen sagen, daß von der Präsidentschaft bis zur Kaiserkrone nur ein Schritt ist.

Für den Fall, daß es mit Ihnen etwas werden sollte, Bebel, bitte ich Sie um Eins: Sehen Sie auf hohes Gehalt. Ach, auf gute Behandlung kann man ja heutzutage bei den Völkern nicht mehr rechnen! Man muß daher darauf sehen, für den Fall einer plötzlichen Veränderung etwas zurückzulegen. Sonst kann man nachher dasitzen, wie ich jetzt dasitze, genöthigt, sogar den Sechser für den Barbier von dem edelmüthigen Feind entlehnen zu müssen.

Ich will nicht hetzen, Bebel — aber rechnen Sie nicht darauf, ruhig regieren zu können, wenn nicht Liebknecht und Mende mindestens eben so gut wie Sie versorgt sind. Können Sie diesen Herren keine gut fundirten Throne anbieten, so wird nichts Anderes übrig bleiben, als besagte unruhige Geister an einem Orte, wo nicht zu viel Leben ist, zu interniren. In der Art war Cayenne ganz vorzüglich.

Falls Sie noch unverehelicht sind, will ich Sie darauf aufmerksam machen, daß nichts Sie zwingt, Ihre Schwiegereltern gerade in Spanien zu suchen. Aber in dieser delikaten Sache will ich Ihnen durchaus keine Vorschriften machen.

Jetzt noch eine persönliche Bitte. Können Sie mir nicht Ewald herbeisorgen? — Sie haben wohl von Trinkern gehört, welche überall Ratten und Mäuse sehen? So geht es mir nicht, denn ich habe nie stark gebechert. Ich habe aber etwas stark unter den Menschen aufgeräumt, das muß wahr sein. Wenn es nun schummrig wird, bekomme ich mitunter das Knochensehen, was auch sehr fatal ist. Nun dachte ich mir: wenn um die Zeit Ewald im Zimmer wäre und säße in einer Ecke auf einer Stange und spräche immer von seinen alten Sachen, dann würd' sich das legen, und ich würde eher ein-

duseln können. — Also, wenn's Ihnen irgend möglich ist!

Ihr etwas herabgekommener
L. N.

P. S.

Wenn's Ihnen glücken sollte, und Sie werden nachher von regierenden Häuptern mit familiären Bezeichnungen angeredet — Bebel, Bebel! dann kenne ich doch Einen, dem das Herz wie ein Lämmerschwänzchen vor Wonne wackelt und der stolz zu sich selber sagt: „Bin's, den Fürsten Bruder nennen!" D. O. (Kladd.)

Vom Kriegsschauplatz.

Einem Privatbriefe aus Havre, 8. Dez., entnimmt die „Weser-Zeitung": „Wenn Ihr Euch eine Stadt von 80,000 Einwohnern vorstellen könnt, in die binnen 24 Stunden 60,000 (!) Soldaten geworfen sind, so könnt Ihr Euch vielleicht einen Begriff von der Veränderung machen, die hier kürzlich vorgegangen ist. Die ganze Armee, welche auf so schimpfliche Weise vorigen Sonntag bei Rouen floh, ist hier in einem Zustande angekommen, der nicht zu beschreiben ist. Die Affaire bei Rouen war über alle Begriffe unwürdig. Panik ist ein zu milder Ausdruck, um den Zustand der Truppen zu beschreiben, und dabei ist es doch Thatsache, daß von zehn der Leute neun nicht einmal die Preußen zu Gesicht bekommen haben. Sie warteten nicht einmal, bis diese ihnen nahe kamen. Jemand verbreitete das Gerücht, sie seien umzingelt, worauf die ganze Armee von 30,000 Mann wie eine Schaar Kaninchen Reißaus nahm. Die Schweizer Ambulanze war mit den Truppen, und sobald das pêle-mêle anhub, machten sie sich gleich allen Uebrigen auf und davon. Die Flucht, denn Rückzug kann es nicht genannt werden, von Rouen hierher muß wahrhaft entsetzlich gewesen sein. Die armen Teufel mußten, zu Fuß laufend, den Weg von dort bis Honfleur machen, eine Entfernung von beinahe 70 englischen Meilen, ohne irgendwelche Nahrung und bei schneidendem Frost und Schnee. Viele müssen unterwegs umgekommen sein. Die, welche ankamen, waren mehr todt als lebend, konnten kaum stehen, ihre Füße waren bei Einzelnen eine Masse von offenen, eiternden Wunden. Auf dem ganzen Wege hierher wurden die verschiedensten Gerüchte von dem Nahen der ewigen drei Ulanen laut und erhöhten ihre Qualen. Von Honfleur wurden sie in Kähnen und Dampfern hier herüber gebracht, eine vollkommen demoralisirte Bande von Truppen, die vor Schrecken allein vernichtet war. Man sagt, daß, wenn die Preußen ihnen nachgesetzt hätten, sie die ganzen 40,000 Mann hätten gefangen nehmen können. Hier schwören alle Obrigkeiten bei Allem, was heilig ist, daß sie die Stadt bis auf den letzten Mann vertheidigen wollen, aber trotz ihrer 60,000 Mann und all ihrem Prahlen fürchte ich sehr, daß, wenn die Deutschen kommen, der Zusammensturz alles Widerstandes noch schlimmer sein wird als in Rouen. Alle die Bauern aus der Umgegend kommen in Schaaren in die Stadt, die Boulevards sind der Aufenthalt von Kühen, Schafen und Schweinen, so wie auch Wagen voll Möbeln, mit ihren unglücklichen Eigenthümern oben auf. Die Angst und Verzweiflung ist deutlich auf ihren Gesichtern zu lesen. Ich sehe dem Kommen der Preußen gern entgegen, und freue mich namentlich auf das Ende der Prahlereien, die mich schon so lange geelendet haben. Wie werde ich still und ganz im Geheimen meine Hände reiben, wenn ein stattlicher preußischer Offizier dem Maire erst seine Aufwartung machen wird, um ihm die Zahlung von 10 bis 20 Mill. Francs anzuempfehlen!"

Ein drolliges Ende französischer Kaperlust beschreibt der Steuermann C. Klein in einem Briefe an seine in Stralsund wohnenden Eltern folgender Weise:

Fayal auf den Azoren (Ende Oktober), an Bord der preußischen Bark „Rosa Boettcher", Kapitän H. Schultz. Vor etwa 14 Tagen kam die Bremer Bark „Schiller" von der Westküste Amerika's vor dem Hafen an der Quarantaine an, um Proviant einzunehmen. Sie wußte vom Kriege nichts, hatte ein Boot ausgesetzt und fuhr zu der im hiesigen Hafen liegenden preußischen Kriegskorvette „Arcona". Der Kommandant setzte sie von dem Kriege in Kenntniß und wies sie an, so schnell wie möglich umzudrehen und die Bark dicht am Lande zu halten. Er wollte dann die Bark anmelden und sie in den Hafen einholen. Aber im Hafen lag eine französische Fregatte, die von der Bark „Schiller" Wind bekommen hatte. Ehe die „Arcona" auslaufen konnte, hatte der Franzose sich schon aufgemacht und die Bark gekapert. Jedoch unrecht Gut gedeiht nicht! Uns traten die Thränen in die Augen, als Deutschlands Flagge an Bord der Bark niederging. Wir knirschten mit den Zähnen und ballten die Fäuste, aber was sollten wir thun. Da kam es plötzlich anders. Der Franzose hatte die Gesetze der Neutralität verletzt und die Bark innerhalb drei Seemeilen vom Lande genommen. Darum mußte er sie wieder frei geben und bald wehte unsere liebe Flagge wieder vom Maste. Damit aber noch nicht genug. Der „Schiller" kam aus fieberkranken Häfen und mußte Quarantäne

für 10 Tage halten. Das Zeichen dafür ist eine gelbe Flagge am Vortopp. Weil nun der Franzose auf dem „Schiller“ gewesen war, durfte auch er in gleicher Frist nicht wieder an Land. Hurrah! hurrah! schrie es auf allen deutschen Schiffen, als die gelbe Flagge auch an Bord des Franzosen sichtbar wurde, hurrah, hurrah, Deutschland, das liebe, theuere Vaterland hoch und tausendmal hoch!

Zum Eintritt in den deutschen Bund.

Nun sind wir endlich doch verbunden,
Verbunden innig, treu und fest,
Nun Haß und Zwietracht ist geschwunden,
Des alten Haders letzter Rest;
Und wie aus seiner Asche gehet
Der Phönix neu hervor mit Macht,
So nun Germania stolz erstehet,
Ging neu hervor aus Kampf und Schlacht.

Doch halt! — noch fesseln uns ja Bande,
Was soll's mit Nord- und Südbund sein?
Ist's nicht in einem Vaterlande?
Soll uns're Einheit nicht gedeih'n? —
Ihr kennt die Fabel, die vor Zeiten
Den Römern Fabius gelehrt:
Wo unter sich die Glieder streiten,
Wie man dem Leib den Dienst verwehrt! —

Nein, nein! der Schlagbaum wird gehoben,
Daß uns nichts fesselt, nichts mehr trennt,
Der Liebe Band nur, zart gewoben,
Uns knüpft — in der mein Volk entbrennt.
Dann auf des Ruhmes höchsten Stufen,
Auf die dich Recht und Treue zog;
Da stimmen ein in lauten Rufen:
„Es lebe Deutschlands Kaiser hoch!“

E. Lammers.

Mannigfaltigkeiten.

Die „Magdeb. Ztg.“ entnimmt folgende ergötzliche Scene einem ihr vorliegenden Feldpostbriefe: „Bei der Erstürmung von Le Bourget, bei der unser Bataillon (Gardeschützen) und speziell unsere Kompagnie sehr stark betheiligt war, kam ich mit den Franzosen in sehr nahe Berührung. Wer sich nicht ergab und nur Miene machte, sich zu vertheidigen, wurde sofort niedergestochen oder erschossen; überhaupt ist Pardon bei uns kein geläufiges Wort. Trotzdem hatten wir über 1200 Gefangene, darunter die 4. Kompagnie Franctireurs de la Presse de Paris, lauter Windbeutel mit Nasenklemmern rc. Ein solcher dummer Junge drückte beim Eindringen in ein Haus auf einen Grenadier vom Regiment Königin Elisabeth seinen Revolver ab, ohne zu treffen. Was thut mein Grenadier? Anstatt den Bengel todtzustechen, gibt er ihm eine mächtige Ohrfeige, daß der Kerl gleich in die andere Zimmerecke taumelt, nimmt ihm den Revolver ab und sagt: „Ist sich dummer Jung', noch zu dumm, muß sich behandelt werden wie Schulkind.“ Der Grenadier war nämlich ein Pole.“

Man schreibt aus London, 12. Dez.: Aus Australien kommt eine neue Schwindelgeschichte. Ein in der Kolonie Victoria neu entdecktes Gold- und Quarzlager erregte ungemeines Aufsehen. Eine Aktiengesellschaft wurde zur Ausbeutung desselben gebildet, die Aktien fanden ungewöhnlich schnellen Absatz und das Kapital war ganz eingezahlt, als sich bei näherem Zusehen herausstellte, daß die angeblichen Goldadern nur Blattgold waren, welches mit Lack aufgeklebt worden. Da die Gründer der Aktiengesellschaft verhaftet worden sind, haben sie allen Grund, das Verunglücken dieses Lackirungsprozesses zu bedauern und sich selbst für „lackirt“ anzusehen.

Räthsel.

Mit H ist's eine Nahrungsquelle,
Die reich oft fließt, oft ärmlich rinnt;
Wobei auch Maas, Gewicht und Elle,
Bedeutende Faktoren sind.

Mit M ist's eine vielbekannte —
Theils süße — und theils bitt're Frucht;
Die man bezieht aus fremdem Lande;
Auch selbst zu kultiviren sucht.

Mit W soll er — laut den Geboten,
Stets ohne Fleck und Makel sein!
Allein er ist (d'rin liegt der Knoten)
Recht schmutzig oft und selten rein.

M. M.

Auflösung des Räthsels in Nr. 271:
Freiburg.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 278 Freitag, 16. Dezember 1870

Die Tochter des Bogenmachers.

(Fortsetzung.)

Der alte Bogenmacher pflegte gegen Zinsen Kapitalien an die Hofkavaliere zu verleihen, und so geschah es, daß mancher reich gekleidete Edelmann vor seiner Thür die Kalesche halten und ihm die zweifelhafte Ehre seines Besuches angedeihen ließ. In der That erblickte man weit mehr wehende Helmbüsche vor dem Hause des Bogenmachers und mehr Seide und Sammt in seinem düstern Laden und noch dunkleren Privatzimmer, als bei irgend einem der angesehensten Kaufleute der weitläufigen Weltstadt.

In jenen Tagen sowohl, wie in den unserigen, steckten diejenigen Kavaliere, welche am prächtigsten gekleidet waren, in der größten Geldklemme.

Zwischen diesen glänzenden Besuchern war einer, welcher ein fester Kunde war. Er war stets prächtig equipirt und da er keinen Diener mitnahm, übergab er Hugh den Zaum seines Pferdes, während er und der Bogenmacher sich in die inneren Gemächer des Hauses zurückzogen.

Einst, als er sich in den Sattel schwang, saß Jungfer Alice in der oberen Etage vor ihrem Fenster, und ehe er sich zurückziehen konnte, hatte er schon sein juwelengeschmücktes Barret ehrerbietig gelüftet und ihr Kußhände zugeworfen. Hugh beobachtete ihn mit Argusaugen und entbrannte in seinem Innern vor Zorn.

Aber wie sehr steigerte sich die Röthe seines Antlitzes, als er die Augen zu dem betreffenden Fenster hinaufrichtete und bemerkte, daß Alice dem Fremden mit wohlwollenden Mienen nachschaute!

Und der Ritter kam wieder und immer wieder, jedesmal prächtiger gekleidet und Jungfer Alice wich nicht von ihrem Fenster.

Zuletzt flüchtete sie an einem düstern stürmischen Herbstabende aus dem Hause. Es hatte ihr augenscheinlich einen harten Kampf gekostet, denn alle Geschenke ihres alten Vaters lagen im Zimmer umher zerstreut, wie wenn sie von den Gegenständen eins nach dem andern rührenden Abschied genommen und wüßte, daß es eine Zeit geben würde, wo diese redenden Zeichen seiner Liebe ihr das Herz brechen würden — und doch war sie entwichen!

Sie hinterließ einen Brief, worin sie ihren armen Vater der Pflege Hugh's anbefahl und wünschte, daß Letzterer glücklicher werden möchte, als er es mit ihr je hätte werden können, denn er verdiene die Liebe eines reineren und besseren Herzens als das ihrige.

Die Verzeihung des alten Mannes — so drückte sie sich aus — hätte sie nicht Kraft genug zu erflehen, aber sie bäte Gott, ihn zu segnen — und der Brief schloß mit einem Flecken auf dem Papier, worauf ihre Thränen geflossen waren.

Anfangs entflammte der Ingrimm des Greises zum hellsten Zorne und er brachte seine Klage sogar persönlich vor dem Throne der Königin vor; allein bei Hofe erfuhr er, daß daselbst keine Genugthuung für ihn vorhanden wäre, denn seine Tochter sei mit dem Ritter nach Frankreich oder Deutschland entflohen.

Später erwies es sich auch, daß diese Behauptung richtig sei, denn nach Verlauf von mehreren Jahren traf ein Brief aus Frankreich bei dem verwaisten Bogenmacher ein, den sie selbst geschrieben hatte. Die Buchstaben waren mit zitternder Hand und fast unleserlich auf das Papier geworfen. Man konnte nicht sonderlich mehr daraus entziffern, als daß sie oft an ihre Heimath und an ihr liebes, altes Wohnzimmer gedacht; — daß ihr geträumt, ihr Vater sei gestorben und habe sie selbst auf dem Sterbebette nicht segnen wollen — und daß ihr Herz zu zerspringen drohe vor Kummer und Schmerz.

Der bedauernswerthe alte Bogenmacher zehrte sichtlich hin und gestattete Hugh nicht mehr, ihn auch nur auf Augenblicke zu verlassen; denn er wußte jetzt, daß er seine Tochter geliebt habe, und das war das einzige Band, welches ihn noch an die Erde fesselte.

Endlich zerriß dasselbe durch den Tod des ehrsamen Meisters, welcher seinem alten Lehrling sein Geschäft und sämmtliches Eigenthum hinterlassen hatte.

Noch in den letzten Athemzügen forderte er Hugh feierlich auf, Alice mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu rächen, dafern der Urheber des Elends ihm jemals auf seinen Lebenswegen begegnen würde.

* * *

Seit dem Tage, wo Alice flüchtete, wußten die Turnplätze, Märkte, Fechtschulen und Raufstätten Londons nichts mehr von Hugh, dessen Heiterkeit auf immer entwichen war. Er erhob sich inmitten seiner Mitbürger zu großer Würde und hohem Ansehen, aber man sah ihn niemals mehr lächeln oder ihn an den Vergnügungen oder Zerstreuungen des Volkes theilnehmen. Brav, menschenfreundlich und edelmüthig, ward er von Allen geliebt.

Jeder, dem sein Unglück bekannt war, bedauerte ihn und deren gab es eine solche Menge, daß, wenn er Abends gedankenlos schwer die Straßen der Stadt durchwanderte, sogar der roheste Pöbel die Mützen vor ihm lüftete; wie denn solche Höflichkeit stets mit einem gewissen Anstrich von Mitleid gepaart war.

Es war eine stille Mainacht — die Nacht, in welcher sie geboren war und in der sie vor zwanzig Jahren ihre Vaterstadt verlassen hatte — als Hugh Graham in dem Zimmer saß, welchem sie in seinen Knabenjahren durch ihre Anwesenheit Bedeutung und Weihe gegeben hatte.

Er war jetzt ein grauhaariger Mann, obgleich er noch in der Blüthe seines Lebens stand.

Gedanken an die Vergangenheit bildeten Stunden lang seine einzige Gesellschaft und das Zimmer war allmählig ganz dunkel geworden, als er durch ein leises Klopfen an die Hausthür aus seinen wehmüthig-seligen Träumereien aufgescheucht wurde.

Er eilte hinaus, um dieselbe zu öffnen und erblickte beim Lampenschimmer eine weibliche Gestalt, welch in der Oeffnung zusammengekauert stand, und an ihm vorbeihuschend die Treppe hinauf eilte. Er sah sich nach ihren Verfolgern um, erblickte aber Niemand.

Hugh war fast geneigt, das Ganze für einen Spuck, eine Vision zu halten, als plötzlich eine dunkle Ahnung von dem wirklichen Sachverhalte seine Seele durchzuckte. Er schlug die Thür ins Schloß, verriegelte dieselbe sorgfältig und ging dann wie vom Schlage gerührt zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Das „Kemptener Tag- und Anzeigeblatt" bringt folgendes Schreiben aus Orleans, 6. Dez., über die Operationen der Bayern seit dem Tage von Coulmiers: Endlich sind wir wieder hier eingezogen nach 4 Wochen voll der Mühen und Strapazen, voll der Kämpfe und Drangsale. Heute vor vier Wochen sind wir Nachts 11 Uhr in aller Stille fortgezogen, und nun sind wir wieder im Triumphe hier eingezogen, und eitel und vergeblich war die Illumination, welche die hiesigen Einwohner nach dem Tage von Coulmiers veranstalteten. Erst jetzt wird die ganze Welt einsehen, daß der 9. November, dieser Tag von Coulmiers, einer der ruhmreichsten in der bayerischen Kriegsgeschichte; denn wo ist es je vorgekommen, daß eine Armee von 12,000 Feuergewehren bis zum Abend einer Armee von 74,000 Mann Stand hielt, ohne Terrain zu verlieren, bei Einbruch der Nacht nur eine Viertelstunde von dieser zahlreichen feindlichen Armee ihr Bivouak bezog und dann mitten in der Nacht den Rückzug bewerkstelligte, ohne von dem total ermüdeten Feinde beunruhigt zu werden? Und in dieser ungünstigen Situation hatten wir nur 700 Todte und Verwundete, während der Feind nach eigenem Geständnisse deren 2000 hatte! Was hatten aber von nun an unsere Soldaten auszustehen! Am 13. November begannen wir forcirte Märsche von Toury aus gegen Chartres hin, um die Loirearmee in ihrem Marsche gegen Paris aufzuhalten und gegen die Loire zurückzumanövriren. Zuerst wurde ein Theil derselben, welcher Dreux besetzt hatte, von den Mecklenburgern (17. norddeutsche Division), dann ein anderer Theil bei Chateauneuf von der 22. norddeutschen Division zurückgeworfen, alsdann stießen wir Bayern am 21. November in der Nähe von Nogent le Rotrou auf den Feind, unsere 2. Division bei Thiron und warfen denselben zurück, daß er in wilder Flucht davon eilte. Diese feindlichen Truppen waren aber nur kleine Theile der Loirearmee, welche ja 120,000 bis 150,000 Mann zählen soll. Von nun an hatten wir täglich die anstrengendsten Märsche bei schrecklicher Kälte und dazu noch fast alle Tage einige Stunden Bereitschaftsstellung.

Endlich am 29. Nov. kam unsere 4. Brigade mit der Avantgarde der großen Loirearmee bei Civry und Varize in Berrührung. Unser 7. Jägerbataillon, unterstützt durch einige Kanonen, war fast allein im Stande, die ganze französische Abtheilung, die man auf eine Brigade schätzte, zurückzuwerfen. Die beiden obengenannten Dörfer wurden gestürmt und 200 Gefangene gemacht, von denen die Hälfte dem 1. französischen Jägerbataillon

(Chasseurs de Paris) angehörte. Wir hatten drei Todte und ca. 28 Verwundete, während ich wenigstens 30 todte Franzosen zählte ohne die Verwundeten, deren Zahl wir nicht berechnen konnten, da wir noch an diesem Tage bis nach Orgeres marschiren mußten. Die Gefangenen von diesem Tage waren meistens lauter feingebildete Leute, Studenten, junge Kaufleute u. s. w., die durch ihre elegante Diktion und ihr höfliches Betragen vollkommen den Pariser Weltmann bekundeten. Am 30. Nov. hatten wir Ruhe. Am 1. Dez. hatten wir bei der schrecklichsten Kälte Bereitschaftsstellung von Früh 9 Uhr bis Abends 5 Uhr. Kaum aber wollten unsere Truppen ihre Kantonnements beziehen, als plötzlich Kanonendonner gehört wurde. Der Brigade Orff wurde nämlich ein Dorf zum Quartier angewiesen, von dem man wußte, daß es vom Feinde noch besetzt war. Dieses hatte nichts Auffälliges an sich, denn unsere Truppen mußten sich schon öfter das Nachtquartier erkämpfen, so z. B. unsere 3. Brigade am 22. November in La Ferté und unser 13. Regiment am 24. November zu Mondoubleau. Als aber unsere tapfere Brigade Orff an ihrem Bestimmungsorte ankam, fand sich, daß ein ganzes feindliches Korps (5 Divisionen) den betreffenden Ort und Umgegend besetzt hatte. Es wurden nun allerdings noch 2 Brigaden zu Hilfe geschickt, aber es war zu spät, und unsere Truppen mußten sich nach Orgeres (eine halbe Stunde entfernt) und in die umliegenden Dörfer zurückziehen. Dieß war der unglückliche Anfang einer viertägigen glücklichen Schlacht.

Am 2. Dezember begann der Kampf Früh halb 9 Uhr, nachdem man noch in der Nacht an den Großherzog von Mecklenburg das Gesuch um Unterstützung gestellt hatte. Die Stärke des Feindes, der an diesem Tage gegen uns kämpfte, betrug 2 Korps, d. i. 60,000 Mann. Der Kampf entwickelte sich für uns Bayern zwischen den Ortschaften Orgeres, Tillay le Peneur, La Malatrie, Bazoches und Loigny. Zweimal warf unser bereits halbirtes Korps den vierfach überlegenen Feind, zwei Mal wurde es wieder zurückgeworfen. „Haltet Euch", so tönte es durch die gelichteten bayerischen Linien, „haltet Euch doch, bis die Preußen kommen!" Endlich um 11 Uhr zeigten sich auf dem Höhenkranze zur Linken schwarze Streifen. Gottlob! Die Mecklenburger kamen. Nun ging es wieder vorwärts. Zum dritten Male stürmten die Bayern vor gegen den Feind, dessen Kräfte sich nun theilen mußten; ebenso gingen die Mecklenburger mit Todesverachtung vor. Die zwei französischen Korps wurden vollkommen geworfen, während ein drittes von der zweiundzwanzigsten preußischen Division den ganzen Tag über in Schach gehalten und zuletzt sogar zurückgedrängt wurde. Am entsetzlichsten wüthete der Kampf um Loigny, das gleich Bazailles in einen Schutthaufen verwandelt wurde.

Mit diesem 2. Dezember war das Schicksal der Loirearmee besiegelt. Aber auch ein schwerer Tag für uns, denn wir hatten einen Verlust von fast 2000 Todten und Verwundeten. Manche Kompagnie hat alle ihre Offiziere verloren. Weitaus am meisten hat wieder das 12. und dann das 3. Regiment gelitten. Das 7. Jägerbataillon hat nun gar keinen Offizier mehr von alle denen, die mit ihm die Garnison in Landsberg verlassen haben. Auch das tapfere erste Jägerbataillon hat sehr gelitten. Am 3. Dez. begann der Kanonendonner schon in aller Frühe. Unser bayer. Korps, das so schrecklich gelitten hatte, kam in Reservestellung. Den ganzen Tag bis in die dunkle Nacht wurde fortgekämpft, und als Nachmittags die Franzosen die deutsche Armee durch einen geschickten Flankenmarsch umgehen wollten, war es wieder unsere erste bayerische Division, die Dieß zur rechten Zeit verhinderte, so daß auch dieser Tag siegreich für die deutsche Armee endigte. Drei Tage hindurch ein fortwährendes Schlachten und Gemetzel, drei Tage hindurch ein fortwährender Donner der Kanonen, und wieder legten wir uns auf unser Stroh, und wieder bezogen unsere Truppen ihre Bivouaks mit der Gewißheit, daß der Kampf noch nicht zu Ende sei und sie morgen ihr schreckliches Handwerk fortsetzen würden. Am 4. Dez. wurden die Franzosen von allen Seiten gepackt Wir Bayern standen auf dem äußersten rechten Flügel. Unaufhaltsam ging es den ganzen Tag vorwärts. Unsere 4. Brigade stürmte die Schanzen von Boulay und Ormes Unsere 1. Division ging mit den anderen deutschen Korps bis nach Orleans vor. Bis mitten in die Nacht wurde um die Stadt gekämpft. Endlich, 11¾ Uhr, wurde Orleans übergeben. Unser 1. bayerisches Armeekorps hat allein 16 Geschütze erobert. Doch man kann es kein Armeekorps mehr nennen, es ist nur mehr eine schwache Division.

Mannigfaltigkeiten.

[Die Reichsinsignien.] Die in der Schatzkammer in Wien aufbewahrten „Insignien und Kleinodien des heiligen Römisch-Deutschen Reiches", für welche augenblicklich ein besonderes Interesse wachgerufen ist, sind, wie wir aus einem Artikel in der „Wiener Vorst.-Ztg." entnehmen, folgende: Die Krone Karls des Großen ist wahrscheinlich um zwei Jahrhunderte jünger, als die erste Kaiserkrönung in Rom. Sie besteht aus purem Golde und ist reich mit Edelsteinen geziert. Sie wird durch

acht Felder gebildet, die durch Klammern zusammengehalten und von einem kostbaren halbkreisförmigen Stege überragt werden. Fünf der Felder enthalten emaillirte Darstellungen von Christus, dem König Salomon, dem König David und dem König Hiskias, die aber bekanntlich keine deutschen Fürsten waren, endlich ein Kreuz mit der Inschrift J. N. R. J. Das Evangelienbuch wurde nach der Tradition auf den Knieen Karls des Großen gefunden, als bei der Eröffnung seines Grabes zu Aachen die aufrecht sitzende Leiche des Titanen beim Einströmen der atmosphärischen Luft in Staub und Asche zerfiel. Das Innere des Buches besteht aus einem zierlich geschriebenen Codex, der die vier Evangelien, unzweifelhaft aus dem achten Jahrhundert stammend, enthält. Auf dieses Evangelienbuch wurden ihrerzeit die römisch-deutschen Kaiser bei der Krönung beeidigt. Nicht uninteressant ist das Schwert Karls des Großen in einer Scheide aus Holz, die mit Goldblech überzogen, mit Perlen und prachtvollen Email-Ornamenten aus der maurisch-normanischen Kunstperiode reich verziert ist. Der obere Knauf trägt einerseits den deutschen einköpfigen Adler, andererseits den böhmischen Löwen eingravirt. Bleibt noch der Krönungsmantel und das Schwert des heiligen Mauritius. Dieses letztere wird heute noch dem Kaiser von Oesterreich bei der feierlichen Eröffnung des Reichsrathes und beim Empfange der Mitglieder beider Häuser durch den Oberhofmarschall vorgetragen. Der Krönungsmantel besteht aus dunkelrothem, starken bessinirten Seidenstoff mit kostbaren Gold- und Perlenstickereien. Am Rande desselben ist eine kufische Inschrift eingestickt, aus welcher hervorgeht, daß dieser Mantel im Jahre 528 der Hedschra, das ist im Jahre 1133 unserer Zeitrechnung, von maurischen Künstlern für den Normannen-König Robert Guiscard angefertigt wurde. Die figurative Darstellung auf diesem Mantel bedeutet den Sieg des Christenthums über den Islam. Der Mantel ist so weit und so faltenreich, daß er immer bedeutend eingenäht werden mußte.

Mainz ist um eine ganze große Vorstadt reicher geworden. Vor dem Gauthor, zwischen der ersten und zweiten Umwallung, ist die neue Franzosenstadt, aus 80 großen Holzgebäuden bestehend, innerhalb 14 Tagen entstanden. Bis dahin waren nämlich die 27,000 Kriegsgefangenen in Zelten auf derselben Stelle untergebracht. Jedes dieser Holzhäuser beherbergt eine Kompagnie von 250 Mann, an deren Spitze ein preußischer und etliche 20 französische Unteroffiziere stehen. Die ganze Holzstadt ist von einem hölzernen Geländer eingefaßt. Die Dächer sind mit getheerter Leinwand überdeckt, jedes Gebäude hat einige Oefen, so daß für Trockenheit und Wärme genügend gesorgt sein dürfte. Die preußische Wache hat ihr eigenes Gebäude, die Posten umgehen fortwährend diese Gefangenenstadt in einiger Entfernung. Mehrere Kanonen sind auf dieselbe gerichtet.

[Kuriosum.] In Hannover ist gegenwärtig die Lithographie eines Gemäldes von Gustav Doré, den (von ihm und allen Franzosen als sicher betrachteten) Uebergang der französischen Armee über den Rhein darstellend, ausgestellt. Es ist jedenfalls interessant, sich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie man in Frankreich schon vor dem Kriegsausbruch den Triumph über uns künstlerisch verherrlicht hat. Das Bild ist ganz in der phantastischen Art Dorés. Die über den Rhein auf das rechte Ufer gekommenen Franzosen werden von den Geistern dort gefallener Soldaten Ludwigs XIV. und des ersten Kaiserreichs begrüßt. Ein Stein am Wege zeigt durch seine Inschrift, daß die herübergekommene Armee auf Germersheim marschiren will; in der Ferne sieht man, vermöge einer freilich sehr kühnen „Verkürzung", die Pfalz bei Caub, in deren Nähe Blücher in der Neujahrsnacht 1814 über den Rhein ging — vermuthlich wollte Doré dadurch andeuten, daß die neue Invasion die Revanche für 1813, 14 und 15 sein sollte.

Dem „Kawkas" wird geschrieben, daß nach den Nordlichtern am 24.—25. November ein starker Südostwind auf dem Kaspischen Meere gewüthet hat, der in den 20er Tagen des Monats zu einem dreitägigen Sturme ausartete. Von den Fahrzeugen, die, mit Messe- oder Astrachan'schen Waaren beladen, nach transkaukasischen Häfen fuhren, wurden viele von den Ankerketten gerissen, auf die Ufer geworfen und zertrümmert. Wie man sagt, sind auf der Strecke von der Insel Tscherni bis Baku 63 Fahrzeuge zu Grunde gegangen. Eines solchen Unglückes erinnern sich nicht die ältesten Seefahrer des Kaspisee's.

Auf Vorposten vor St. Denis im Norden vor Paris. Meldung eines Gardisten: Herr Lieutenant, sonst bellten in Paris des Nachts immer noch Hunde, jetzt hört man keine mehr bellen.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

# Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 279 Samstag, 17. Dezember 1870.

Die Tochter des Bogenmachers.

(Fortsetzung.)

Ja, das war sie — in ihrem alten, unschuldigen, glücklichen Elternhause, aber dergestalt verändert, daß außer Hugh kein Zweiter eine Spur ihrer ehemaligen unbeschreiblichen Schönheit entdeckt haben würde — da lag sie auf ihren Knieen und barg vor Scham und Verzweiflung ihr glühendes Antlitz in ihre Hände!

„Mein Gott! mein Gott!" jammerte sie im Uebermaß der Schmerzen, „hast Du keinen Blitzstrahl, um mich zu zerschmettern? Obgleich ich Kummer, Tod und Schande in dieses Haus gebracht, so erbarme Dich doch meiner und laß mich in Frieden in meinem Geburtshause sterben!"

Keine Thräne entrollte dabei ihren Augen, allein ihre Blicke irrten suchend umher.

Drinnen befand sich Alles in demselben Zustande, worin sie es vor 20 Jahren verlassen hatte. Ihr Bett sah aus, als hätte sie es erst am selbigen Morgen verlassen.

Der Anblick dieser wohlbekannten Gegenstände zeigte ihr, in wie liebevoller Erinnerung sie geblieben war und das Verderben, welches sie über sich selbst heraufbeschworen, war mehr, als ihre bessere weibliche Natur, die sie hierher geführt hatte, ertragen konnte: sie brach in lautes Weinen aus und sank ohnmächtig zusammen.

Nach wenigen Tagen verbreitete sich das Gerücht durch die ganze Stadt, die gottlose Tochter des Bogenmachers sei unerwartet zurückgekehrt und Meister Graham habe sie in sein Haus aufgenommen.

Zugleich berichtete man, er habe auf das große Vermögen ihres Vaters freiwillig verzichtet, damit sie dasselbe zu wohlthätigen Zwecken verwenden könnte, und daß er ihr das Versprechen ertheilt hätte, sie unter allen Verhältnissen in ihrer Einsamkeit schützen zu wollen, wogegen sie ihm hätte versprechen müssen, ihm nun und nimmermehr unter die Augen zu treten. Diese Gerüchte erregten großes Aegerniß unter der Schaar der tugendhaften Frauen und Töchter sämmtlicher Stadtviertel, besonders da dieselben durch den Umstand Bestätigung fanden, daß Meister Graham seine Wohnung plötzlich nach einer andern Straße verlegte. Die Achtung, in welcher er stand, verhinderte indeß jegliche Frage über diesen delikaten Vorfall und da überdies das Haus des Bogenmachers dicht verschlossen blieb und Niemand dasselbe verließ, überredeten sich schließlich alle gebildeten Damen, daß daselbst kein Frauenzimmer wohnen könne.

* * *

Kaum waren diese Gerüchte in Vergessenheit gerathen, als jeder gute Einwohner, männlichen sowohl wie weiblichen Geschlechts voll Verwunderung eine königliche Bekanntmachung anstarrte, welche an allen Straßenecken angeschlagen war und derzufolge Dero Majestät (nachdem sie in der Einleitung die herrschende Unordnung hinsichtlich des Tragens spanischer Dolche von ungehöriger Länge scharf gegeißelt hatte, weil durch dieselben viel Blutvergießen und Raufsucht hervorgerufen worden) befahl, daß an einem darin angesetzten Tage mehrere angesehene Bürger sich an die Thore der Stadt verfügen und denjenigen Kavalieren, welche von draußen Einlaß begehrten und deren Dolche eine Länge von drei Fuß Landesmaß auch nur um einviertels Zoll überschritten, dieselbe ohne Ansehen der Person zerbrechen sollten.

Königliche Bekanntmachungen pflegen in der Regel in Kraft zu treten, mögen dieselben auch das Publikum auf's Höchste frappiren.

Am anberaumten Tage nahmen je zwei der angesehensten Bürger ihren Posten an jedem Thore ein, welche von einer angemessenen Abtheilung Stadtwächter unterstützt wurden, um dem Willen der Königin Nachdruck zu geben und Jeden zu verhaften, der es wagen würde, sich demselben zu widersetzen.

In Ausführung dieser Bestimmug übernahm nun Meister Graham und ein anderer Bürger den Posten beim Thore zu Lud Gate, in der Nähe der St. Paulskirche.

An diesem Thore hatte sich eine zahlreiche Men-

schenmasse eingefunden, die mit Geschrei und Beifallsrufen jeden Einzelnen empfing.

Zuerst näherte sich ein zierlich gekleideter Hofmann, welcher ein Degen von blank polirtem Stahl trug und denselben mit vornehmer Miene dem Wachthabenden überreichte, der die Waffe indeß, nachdem sie als kaum 3 Fuß lang befunden worden, dem Besitzer mit einer Verbeugung zurückgab.

Der Kavalier nahm seinen Hut vom Haupte, rief: „Gott segne die Königin!" und verschwand in der fluthenden Volksmenge, die ihm unverhohlen ihren Beifall zollte.

Darauf kam ein Zweiter, noch besserer Hofmann, dessen Klinge nur zwei Fuß lang war, worüber die Menge in ein unbändiges Gelächter ausbrach, was den gerechten Zorn seiner Gnaden erregte.

Diesem folgte als Dritter ein gewandter, alter Militär, welcher einen Degen an der Seite führte, der das von Ihrer Majestät angesetzte Maß um wenigstens 1½ Fuß überschreiten mußte.

Der spottlustige Pöbel begrüßte denselben mit lautem Geschrei und freute sich — namentlich die Waffen- und Messerschmiede — schon im Voraus herzlich auf den Auftritt, der jetzt unausbleiblich erfolgen würde.

Aber wie sehr sah sich die Menge getäuscht; denn der alte Kriegsheld schnallte kaltblütig den Degen ab und befahl seinem Diener, ihn wieder nach Hause zu tragen, worauf er selbst unbewaffnet durch das Thor schritt, zum großen Aerger der Anwesenden, denen ein seltenes Schauspiel entzogen worden war.

Als Ersatz dafür überhäufte das Publikum einen hohen, verwegen um sich blickenden Mann mit Witz- und Schlagworten, die dieser aber nicht zu beachten schien, sondern beim Anblick der getroffenen Veranstaltungen muthig die Hand an seine lange Waffe schlug und kopfschüttelnd nach einigem Nachdenken dem Thore den Rücken zuwandte.

Der Mittag war bereits angebrochen, ohne daß der Menge das Schauspiel zu Theil geworden wäre, einen Dolch zerbrechen zu sehen, obgleich jeder Kavalier von Rang und Ansehen zur Mittagsstunde sich beim Kirchhof zu St. Paul zu versammeln und zu zeigen pflegte.

Während dieser Auftritte hatte Meister Graham abseits gestanden, und indem er sich streng an seine Ordre hielt, dem Treiben der neugierigen Volksmenge wenig oder vielmehr keine Beachtung geschenkt.

In diesem Moment trat er indeß hervor, um einem reich gekleideten Edelmanne, der mit einem einzigen Diener Einlaß begehrte, seinen Degen abzufordern.

„Eure Klinge, gnädiger Herr!"

Kaum hatte Graham diese Worte ausgesprochen, als er stutzend mehrere Schritte zurückwich und unwillkürlich die Hand an den Dolch, der in seinem Gürtel steckt, legte.

„Sind Sie nicht der Mann, dessen Pferd ich vor der Thür des Bogenmachers zu hüten pflegte? Sind Sie es nicht? — Sprecht!"

„Hinweg, Hund eines Lehrjungen!" schrie der Andere.

„Ja, Du bist es, jetzt erkenne ich Dich!" rief Graham aus. „Es mische sich Keiner zwischen uns Beide, dafern ihm sein Leben lieb ist!"

(Schluß folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Menng, 9. Dez.

Wir haben heute den neunten Tag im Dezember. Unter diesen neun Tagen des letzten Monats des Jahres waren nur zwei, an denen die Armee des Großherzogs von Mecklenburg nicht im Feuer war. Obgleich die Deutschen an allen Tagen siegreich waren, zum Mindesten stets das Feld behaupteten, sind doch die Verluste, welche sie erlitten, enorm. Noch sieben solche Tage und die Armee hat aufgehört zu existiren. Alle Achtung vor dem Talent Aurelles Paladins und der Widerstandskraft des französischen Volkes. Niemand hat es für möglich gehalten, daß nach den vier blutigen Tagen, denen die Einnahme von Orleans folgte, die Franzosen nur zwei Tage gebrauchen würden, um neue Kräfte zu einer breitägigen Schlacht zu sammeln, einer Schlacht, in welcher der Ausgang mehr als einmal zweifelhaft war. Auch Prinz Friedrich Karl hat die Kräfte des Feindes weit unterschätzt, denn sonst würde er der Armee des Großherzogs weit eher als geschehen, Verstärkung zugesandt haben. Erst heute Abend, nachdem die Entscheidung bereits gefallen, traf die lang ersehnte dringend verlangte Unterstützung ein. Der gestrige Tag endete trotz der auf deutscher Seite, namentlich auf den beiden Flügeln errungenen Vortheile, mehr oder weniger unentschieden. Was ich Ihnen gestern geschrieben (siehe Beilage zur „Aschaffenb. Zeitung" Nr. 310), war im Ganzen richtig, nur war der Ort, um den die Hauptmacht der Franzosen konzentrirt war, nicht Bravent, sondern das süd-westlich davon gelegene Cernay. Crequent wurde schon am Morgen durch die Division Wittig besetzt, welche dasselbe allein nach so forcirten Angriffen den Franzosen gegenüber behauptete. Schlimmer stand es für uns im Zentrum, gegen das die Franzosen ihren Haupt-

angriff richteten. Freilich behaupteten die Bayern das am Morgen von ihnen genommene Beaumont, aber der Versuch, über das Dorf vorzudringen, schlug fehl. Mehr als ein Mal zogen sie sich in Unordnung zurück. Man wird dies jedoch nur zu erklärlich und verzeihlich finden, wenn man hört, daß einzelne Bataillone fast alle Offiziere bis auf 2 oder 3 verloren, ja ein Bataillon vom 12. Regiment sogar durch einen Feldwebel aus dem Feuer geführt werden mußte.

Am besten ging es gestern für uns auf dem linken Flügel. Wie schon gemeldet, ward Beaugency durch die mecklenburgischen Grenadiere und Jäger besetzt. Auch hier waren die Verluste leider bedeutend. So verlor das zweite Bataillon der Grenadiere, das erst am Tage zuvor von Toul eingetroffen war, allein 12 Offiziere. Daß das 75. Regiment Messas nahm, ist gleichfalls schon von mir mitgetheilt, doch wurde dieses Regiment an der Besetzung Vernons, die ihm gleichfalls aufgetragen war, durch die einbrechende Dunkelheit verhindert; aber was man am Tage nicht ausführen konnte, holte man in der Nacht nach. Gegen 12 Uhr wurden vor Messas gewaltige Wachtfeuer angezündet, die nach rechts und links große Schatten warfen. Von Rauchwolken verdeckt gingen das erste und zweite Bataillon in aller Stille gegen Vernon vor. Das Dorf ward umzingelt und sodann wurde mit lautem Hurrah in Straßen und Häusern eingedrungen. Die so plötzlich aus ihrem Schlaf erweckten Franzosen dachten an keinen Widerstand, und die Bremer machten, ohne daß sie einen Verlust zu beklagen hatten, über 400 Gefangene.

Auch die Bayern gönnten sich in der Nacht keine Ruhe. Le Mee, das sie am Tage vergeblich zu erorbern suchten, wurde unter dem Schutze der Dunkelheit von ihnen genommen.

Heute in aller Frühe begann die Schlacht von Neuem. Noch war es dunkel, als bereits der dumpfe Donner der Geschütze zu uns nach Meung herüberdröhnte. Die 22. Division und die Bayern waren wieder zuerst engagirt. Beide waren siegreich. Die Division Wittich nahm Cernay, die 3. bayerische Brigade Villorceau und die 4. bayerische Brigade Villechaumont. Es war noch keine 10 Uhr, als die drei Dörfer, um welche gestern den ganzen Tag gekämpft, in unsern Händen waren. Um 11 Uhr war ich in Villorceau und verfolgte vom Kirchthurm den weiteren Gang des Gefechtes. Ueberall waren die Franzosen im Rückzug. In einem Wald hinter Villorceau hielt ein Theil des Feindes noch Stand. Die Granaten, die unsere Artillerie hinübersandte, vertrieb ihn bald aus dieser Stellung. Die 17. Division griff jetzt, indem sie auf die rechte Flanke des Feindes drückte, in die Schlacht ein. Indem ich so dastand und das imposante kriegerische Schauspiel betrachtete und mich des errungenen Sieges freute, drang plötzlich von der Straße herauf ein wüster Lärm. „Da sind die Hunde. Schießt sie todt!" Ich blickte auf die Straße hinab, woher die Worte kamen und sah, wie ein bayer. Jäger sein Werdergewehr gerade auf das Fenster richtete, aus welchem Mr. Oliphant, der Reporteur der „Times", herausblickte. Auch dieser hatte bereits die Gefahr, in der wir schwebten, entdeckt und zog sich gleich mir so schnell wie möglich in das Innere des Thurmes zurück. Jetzt entstand aber unter uns ein Gepolter und Wuthgeschrei, aus dem ich nur die Worte: „Schießt sie todt!" zu unterscheiden im Stande war. Es war klar, man hielt uns für Franzosen. Ich rief deßhalb so laut wie möglich hinab, daß ich ein Deutscher sei. Aber man verstand mich nicht; immer näher kamen die nach unserem Blute verlangenden Krieger. Ich hielt es für das Beste, ihnen entgegen zu eilen, ehe sie eine Salve zu uns in die Höhe gesandt. Unter fortwährendem Rufen: „Schießt nicht. Ich bin ein Deutscher!" flog ich die Treppe hinab und bald stieß ich denn auch auf einen mit einem Gewehr bewaffneten Lieutenant und auf vier Jäger. Fünf Gewehrläufe waren drohend auf mich gerichtet, als man mich endlich verstand. Damit hatte die Gefahr ein Ende. Der Lieutenant — Linde ist sein Name hatte mich bereits häufiger gesehen, zum Ueberfluß zeigte ich ihm meine Legitimation. Ich muß gestehen, daß ich mich in meinem ganzen Leben in keiner ungemüthlicheren Situation befunden, wie in den eben geschilderten Minuten. Veranlassung zu dem Vorgehen der Jäger gab ein Schuß, der aus einem Haus neben der Kirche gefallen und von dem man glaubte, daß er aus der Kirche selbst gekommen. Von Villereeau ging ich, das Schlachtfeld von gestern durchschreitend, nach Beaumont. Viele Hundert Todte, Franzosen und Bayern, lagen unbeerdigt da, oft dicht neben einander Freund und Feind. Links von Beaumont hielt der Stab des Generals v. d. Tann und rechts vor dem Dorfe der des Großherzogs von Mecklenburg. In beiden Hauptquartieren war man zufrieden mit der Arbeit des Tages. Die gestrigen Verluste waren, so hörte ich hier bestätigen, leider wieder sehr bedeutend, namentlich litt die bayerische Artillerie. Auch wurden wieder fünf oder sechs Stabsoffiziere verwundet. Am Abend begann auf der ganzen Linie noch einmal ein heftiges Feuer. Die Franzosen schossen auf die ihren Rückzug beunruhigende Kavallerie. Der Tag endete damit, daß das 76. Regiment unter Mitrailleusenfeuer ein Dorf hinter Beaugency nahm. Der Rückzug der Franzosen geht auf Vendome.

Kunst und Literatur.

Wer nicht gern „zu Hause", wenn es im Winter draußen schneit und stürmt? Wer setzt sich dann nicht gern an den Familientisch und läßt sich von Denen etwas erzählen, die dazu berufen sind, von den Schriftstellern und Reisenden, die oft ihr „zu Hause" opfern, um Andern ein angenehmes „zu Hause" zu schaffen, wenn es draußen ungemüthlich wird? Es ist eine berechtigte Sitte, daß die Unterhaltungsblätter ihre neuen Jahrgänge beginnen, neu ins Leben treten, wenn die grünen Blätter an den Bäumen welken und abfallen, wenn die Schwalben gen Süden ziehen. Um diese Zeit füllt sich der Büchertisch mit Unterhaltungslektüre und wir begrüßen darunter mit Vergnügen das Eduard Hallberger'sche „Zu Hause" in den ersten Heften seines sechsten Jahrganges. Es ist das entschieden eine der besten und billigsten illustrirten Zeitschriften, welche uns unser „Zu Hause" und „die Tage, von denen wir sagen, sie gefallen uns nicht" erheitern zu können! Die ersten Hefte des Jahrgangs beginnen wieder mit zwei spannenden Novellen beliebter Schriftsteller. Die eine: „Verlorene Ehre", von dem bekannten Ewald August König, spielt in Deutschland; die andere: „In der Tiefe", von dem Reisenden Willibald Winckler, schildert uns das sonderbare Leben in den tiefsten Schichten der amerikanischen Gesellschaft in drastischer Weise. Daneben finden wir mehrere kleine pikante Geschichten, vortreffliche Bilder, wie „Die Vernichtung eines französischen Kürassierregiments in der Schlacht bei Wörth" — „Das Passionsspiel in Oberammergau" — „Beim Holländer Michel" (Märchenbild) — Pläne, Kriegskarten, Bilderräthsel, illustrirten Humor u. s. w. u. s. w. Alles für den enorm billigen Preis von 2½ Sgr. oder 9 kr. rhein. per Heft und mit der Aussicht auf eine reizende Gratis-Stahlstich-Prämie am Schluß des Jahrgangs. Das Bild heißt: „In den Erdbeeren" und befindet sich im ersten Heft, in sehr verkleinertem Maßstabe kopirt. Nachdem wir die ersten Hefte von „Zu Hause" gesehen haben, müssen wir gestehen, daß es eigentlich kein „Zu Hause" gibt, wo diese billige und durchaus gute illustrirte Zeitschrift fehlt.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Köln: Bei Gelegenheit der jetzigen Säkularfeier, welche aller Orten die Erinnerung an Beethoven rege macht, ist hier ein im Besitz eines ächten Kölners befindliches, nahezu 100 Jahre altes interessantes Druckstück zum Vorschein gekommen und uns von freundlicher Hand zur Ansicht verstattet worden, nämlich der Konzert-Zettel über Ludwig van Beethoven's erstes Auftreten in Köln. Wir geben unseren Lesern den Inhalt dieser historischen Urkunde wörtlich und mit allen Eigenthümlichkeiten der Schreibweise, wie folgt:

AVERTISSEMENT.

Heute dato den 26ten Martii 1778, wird auf dem musikalischen Akademiesaal in der Sternengaß der Churköllnische Hoftenorist BEETHOFEN die Ehre haben zwey seiner Scholaren zu produciren; nämlich: Madlle. Averdonc Hofaltistin, und sein Söhngen von 6 Jahren. Erstere wird mit verschiedenen schönen Arien, letzterer mit verschiedenen Clavier-Concerten und Trios die Ehre haben aufzuwarten, wo er allen hohen Herrschaften ein völliges Vergnügen zu leisten sich schmeichlet, um je mehr da beyde zum größten Vergnügen des ganzen Hofes sich hören zu lassen die Gnade gehabt haben.

Der Anfang ist Abends um 5. Uhr.

Die nicht abonnirte Herren und Damen zahlen einen Gulden.

Die Billets sind auf ersagtem musikalischen Akademiesaal, auch bey Hrn. Claren auf der Bach im Mühlenstein zu haben.

Einem zur Kritik geneigten Leser könnte auffallen, daß der Hof-Tenorist Beethoven seinem „Söhngen" im März 1778 das Alter von sechs Jahren beilegt. Wäre das richtig, dann würde der berühmte Ludwig nicht im Jahre des Heils 1770, sondern erst 1772 das Licht der Welt erblickt haben. Man wird, ohne gegen die Pietät zu sündigen, wohl annehmen dürfen, daß es väterliche Eitelkeit war, welche den kleinen Virtuosen noch um zwei Jahre jünger wollte erscheinen lassen.

Zu Athen haben am 27. November im alten Stadium die olympischen Spiele stattgefunden. Eine unabsehbare Zuschauermenge wohnte dem vom schönsten Wetter begünstigten Feste bei. Für den Hof war eine zierliche Loge bereitet. Die Königin vertheilte die Preise, die in einem Lorbeerkranze und einem Lorbeerzweige bestanden. Außerdem erhielten die ersten Sieger 100 Drachmen und die zweiten 50 Drachmen.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wallandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 280 Montag, 19. Dezember 1870

Die Tochter des Bogenmachers.

(Schluß.)

Mit diesen Worten zog Graham seinen Dolch und stürzte sich damit auf den Ritter.

Dieser hatte der Untersuchung wegen bereits seine Waffe entblößt und führte einen kräftigen Stoß gegen seinen Angreifer, allein der Dolch, den Graham führte, war von der Beschaffenheit, daß er gleichzeitig zum Pariren diente.

Er wehrte deßhalb die Spitze des gegnerischen Dolches geschickt ab und durchbohrte bei einem zweiten Anfalle das Herz des Edelmannes, der lautlos zu Boden stürzte.

All' dies geschah so unerwartet, daß die Umstehenden müßige Zuschauer bildeten, ohne auch nur einen Versuch zur Vermittlung angeregt zu haben; so bald der Mann aber als Opfer des Duells gefallen war, entstand ein Aufruhr, der die Luft erschütterte.

Der Diener des Ermordeten stürzte durch die Pforte und schrie mit lauter Stimme, daß sein Herr, ein angesehener Edelmann, so eben von einem Bürger überfallen und meuchlerisch umgebracht worden sei und diese unerhörte Kunde verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch ganz London.

Die St. Paulskirche, die Buchläden, die Tabacksstuben in der Nähe des Kirchhofes spieen einen Strom von Kavalieren mit ihren Dienern aus, welche sich in einem dichten, lärmenden Haufen, das Schwert in der Hand, nach dem Schauplatze hindrängten.

Mit derselben Gewaltthätigkeit und sich gegenseitig durch Geschrei und Aufrufe ermunternd, machten die Bürger und der Pöbel den Streit zu dem Ihrigen, umringten den Meister Graham zu Hunderten und schoben ihn von dem Thore hinweg. Vergebens schwang Letzterer seine noch vom Blute triefende Waffe über seinem Haupte und rief, er wolle vor der Schwelle der Stadt London sterben: man trug ihn fort, indem sie ihn stets in ihrer Mitte behielten, damit ihn Niemand angreifen könnte, und bahnten sich solchergestalt einen Weg in in die Stadt hinein.

Das Klirren der Schwerter, das Brausen der Stimmen, der Staub, die Hitze und das Gedränge, das Niedertreten von Menschen, die wilden Blicke und das Geschrei der Frauenzimmer an den Fenstern, wenn sie ihre Verwandten oder Geliebten unter dem Schwarm erkannten das unaufhörliche Läuten der Glocken und die Leidenschaftlichkeit der Scenen waren fürchterlich.

Diejenigen, welche die Vorhut bildeten, und somit ihre Waffen nachdrücklich gebrauchen konnten, fochten verzweifelt, während die hinteren Reihen, vor Raserei wie außer sich, über die Köpfe der Vordermänner hinweg ihre wuchtigen Schläge auf die Angreifer fallen ließen und dabei nicht selten ihre eigenen Kameraden trafen.

Die herbeigerufene Miliz und Kavallerie hieben ihrerseits gewaltig auf die Empörer ein und jeder Anprall ließ eine große Lücke unter denselben erstehen, allein schon im nächsten Moment war dieselbe wieder ausgefüllt und die Menge wogte abermals vorwärts — ein Knäuel von Schwertern, Stöcken, Stuhlbeinen, zerknickten Federbarrets, reich vergoldeten Harnischen und ergrimmten, glühenden Antlitzen!

Die Absicht der Menge war, Meister Graham zu zwingen, sich nach seinem Wohnhause zu flüchten, welche sie dann so lange vertheidigen wollte, bis die Obrigkeit sich darein mengen, oder man Zeit zu Unterhandlungen gewinnen konnte.

Aber sei es nun aus Unkenntniß oder in der augenblicklichen Verwirrung, genug, die Volksmasse hielt plötzlich vor dem alten Hause des Bogenmachers, welches fest verriegelt war, still. Es verging eine geraume Zeit, ehe es gelang, die Thüre zu sprengen und ihn ins Haus hinein zu schaffen.

Inzwischen ersah die Gegenpartei eine günstige Gelegenheit, sich in den Strom zu mischen und die Thür gleichzeitig mit ihm zu erreichen, wodurch Meister Graham sich von seinen Vertheidigern abgeschnitten sah.

„Niemals werde ich in einer so gerechten Angelegenheit wanken, so wahr mir Gott helfe!“ rief Graham mit laut vernehmbarer Stimme aus, „und

ferne sei es von mir, daß ich von der Schwelle dieses Hauses weichen sollte, welches einem Manne von Eurem Stamme sein Unglück verdankt. Ich gebe keinen Pardon und will auch keinen! Heran, wenn Ihr Muth besitzet!"

Es trat eine augenblickliche Pause ein, welche indeß durch den tragischen Vorfall unterbrochen wurde, daß von unbekannter Hand (offenbar von Jemand, der sich in eins der gegenüberliegenden Häuser Eingang zu verschaffen gewußt hatte) ein Schuß auf Graham abgefeuert wurde, der ihm ins Gehirn drang und auf der Stelle seinen Tod bewirkte.

Ein leiser Wehruf erscholl von oben herab — Einige aus der Menge riefen, daß sie vor dem kleinen Fenster des Bogenmachers einen Geist hätten vorüberschweben sehen.

Nachdem das erste Entsetzen über diesen zweiten Mord sich gelegt hatte, warfen mehrere Bürger ihre Waffen nieder und trugen den verehrten Bogenmacher ins Haus.

Die Menge schlich sich jetzt in Gruppen von zwei bis höchstens drei Mann davon, so daß dieselbe, ehe es einer zahlreichen Wachtmannschaft gelang, die Straße zu sperren, sich gänzlich zerstreut hatte. Freilich waren auf beiden Seiten Todte und Verwundete zu beklagen.

Diejenigen, welche Meister Graham die Treppe hinauftrugen, um ihn auf sein Bett zu legen, waren nicht wenig verwundert, als sie vor dem Fenster ein anscheinend ohnmächtiges Frauenzimmer knieen sahen.

Nachdem man vergebliche Versuche angewendet hatte, sie wieder ins Leben zurückzurufen, betteten die Bürger sie neben dem entseelten Bogenmach.r, der noch immer krampfhaft seinen Degen umspannt hielt.

Aber schon am nächsten Tage ward das emanirte Gesetz über die Länge des zu tragenden Stoßdegens aufgehoben, und erwies es sich jetzt, daß dasselbe auf Veranlassung des einflußreichen Bogenmachers regierungsseitig erlassen worden war.

Aus den letzten Tagen Ludwigs van Beethoven.

(Von Dr. F. Hiller.)

Bin ich gleich kein Greis, so mögen doch Wenige leben, die gleich mir das Glück gehabt haben, den größten Künstler dieses Jahrhunderts zu sehen und zu sprechen. Ein etwas frühreifer Knabe, wie es die meisten Musiker sind, genoß ich während der Jahre 1825—27 den Unterricht des trefflichen Hummel in Weimar und durfte den Meister auf einer Kunstreise begleiten, welche derselbe im März des Jahres 1827 über Leipzig und Dresden nach Wien machte. Es war ein kalter, schneereicher Winter und wir hatten unterwegs viel Ungemach auszustehen. Mit Freude gedenke ich aber noch der Fahrt von Dresden nach Prag, die bei hellem Himmel im Schlitten vor sich ging, und ein wohlthuendes Gefühl jugendlicher Heiterkeit überkommt mich, wenn ich mir vergegenwärtige, wie ich an der Seite meines geliebten Lehrers zwischen den weißen böhmischen Bergen hinfuhr, die von den Strahlen der kalten Sonne hell erglühten. Dienstag den 6. März 1827 kamen wir ermüdet und zerrüttelt in der Kaiserstadt an. Schon am 8. machten wir Beethoven einen Besuch.

Obschon man damals weniger über die größten Männer zu hören bekam, als man heutigen Tages allwöchentlich über die geringsten erfahren kann, war die Kunde von Beethovens Krankheit doch bis nach Weimar gelangt. Er litt an der Wassersucht. In Wien wurde uns von den Künstlern, die Hummel aufsuchten, das Schlimmste über seinen Zustand berichtet. Derselbe sei einestheils hoffnungslos, anderntheils unendlich traurig. Gänzliche Gehörlosigkeit, stets wachsendes Mißtrauen aller Welt gegenüber, dazu jetzt körperliches Leiden — erfolglose Operationen — Unmuth und Einsamkeit — ja, fast schreckenerregendes Aeußeres. So vorbereitet fuhren wir in die Vorstadt hinaus. Durch ein geräumiges Vorzimmer, in welchem hohe Schränke dicke, zusammengeschnürte Massen von Musikalien trugen, kamen wir (wie pochte mir das Herz!) in Beethovens Wohnzimmer und waren nicht wenig erstaunt, den Meister dem Anscheine nach ganz behaglich am Fenster sitzend zu finden. Er trug einen langen, grauen, im Momente gänzlich geöffneten Schlafrock und hohe, bis an die Knie reichende Stiefel. Abgemagert von der bösen Krankheit, erschien er mir, als er aufstand, von hoher Statur, er war nicht rasirt, sein volles, halb graues Haar fiel ungeordnet über die Schläfen. Der Ausdruck seiner Züge wurde sehr freundlich und hell, als er Hummels ansichtig wurde, und er schien sich außerordentlich mit ihm zu freuen. Die beiden Männer umarmten einander auf das Herzlichste; Hummel stellte mich vor, Beethoven bezeigte sich durchaus gütig und ich durfte mich ans Fenster ihm gegenübersetzen.

Es ist bekannt, daß die mündliche Unterhaltung mit Beethoven zum Theil schriftlich geführt wurde, er sprach, aber diejenigen, mit welchen er sprach, mußten ihre Fragen und Antworten aufschreiben. Zu diesem Ende lagen dicke Hefte gewöhnlichen Schreibpapiers in Quartformat und Bleistifte stets

n seiner Nähe. Wie peinvoll mag es für den lebhaften, sogar leicht ungeduldigen Mann gewesen sein, jegliche Antwort abwarten zu müssen, in jeder Minute des Gespräches eine Pause eintreten zu lassen, während welcher seine Denkthätigkeit gleichsam zum Stillstand verbankt war! Auch verfolgte er die Hand des Schreibenden mit begierigem Auge und übersah das Geschriebene mehr mit einem Blicke als daß er es las. Der Lebhaftigkeit des Gesprächs that die fortwährende schriftliche Arbeit der Besuchenden natürlich großen Eintrag.

Ich darf mir es selbst kaum übel nehmen, wie sehr ich es auch beklage, alle Aeußerungen Beethovens damals nicht ausführlicher niedergeschrieben zu haben, als es geschehen, ja, ich muß mich sogar freuen, daß der 15jährige Knabe, der zum Erstenmale sich in einer großen Stadt befand, Ruhe genug behielt, um sich überhaupt Einzelheiten zu notiren. Für die vollkommenste Genauigkeit Alles dessen jedoch, was ich wiederzugeben im Stande bin, darf ich mit bestem Gewissen einstehen.

Das Gespräch drehte sich zu Anfang, wie üblich, um Haus und Hof, Reise und Aufenthalt, mein Verhältniß zu Hummel und was dgl. mehr. Nach Goethe's Befinden erkundigte sich Beethoven mit außerordentliche Theilnahme und wir durften das Beste melden. Hatte mir doch vor wenigen Tagen noch der große Dichter einige freundliche, auf die Reise bezügliche Verse in mein Stammbuch geschrieben. Ueber sein Befinden klagte der arme Beethoven gar sehr. „Da liege ich nun schon vier Monate," rief er aus, „man verliert zuletzt die Geduld! Auch sonst schien Vieles in Wien nicht nach seinem Sinne und er äußerte sich in der schärfsten Weise über den „jetzigen Kunstgeschmack" nnd über den „hier Alles verderbenden Dilettantismus". Auch die Regierung, bis in die höchsten Regionen hinauf, wurde nicht verschont. „Schreibe ein Heft Bußlieder und devizire es der Kaiserin", sachte er unmuthig lachend zu Hummel, welcher aber von dem wohlgemeinten Rathe keinen Gebrauch machte.

Hummel, der ein praktischer Mann war, benutzte den momentan günstigen Zustand Beethoven's zu einer Mittheilung, welche aber längere Zeit erforderte. Der Nachdruck stand damals in Deutschland in der höchsten Blüthe. Bei der Herausgabe eines Konzertes meines Lehrers (ich glaube, es war das in E-dur) hatte es sich ereignet, daß das Stück, von welchem ein Exemplar aus der Offizin des rechtmäßigen Verlegers entwendet worden war, nicht allein nach, sondern vorgestochen wurde — der Dieb veröffentlichte es nämlich früher, als es dem Eigenthümer gestattet gewesen. An den hohen Bundestag wollte nun Hummel sich mit einer Bittschrift wenden, damit dem Unfuge gesetzlich gesteuert werde, und die Unterschrift Beethoven's erschien ihm dabei von der größten Wichtigkeit. Er setzte sich hin, den Gegenstand gründlich zu erörtern, und mir wurde unterdessen die Ehre zu Theil, das Gespräch mit Beethoven fortsetzen zu dürfen. Ich that mein Möglichstes und der Meister ließ auch weiterhin seinen wehmüthig-leibentreulichen Ergießungen in zutraulichster Weise ihren Lauf. Sie betrafen zum großen Theil seinen Neffen, den er sehr liebt, der ihm bekanntlich viel Ungemach bereitet und zu jener Zeit wegen einiger Lapalien — (so schien es Beethoven wenigstens anzusehen) — mit den Behörden in Verbrießlichkeit gerathen war. „Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen!" rief er verdrießlich aus. — Nach meinen Studien sich erkundigend und mich ermunternd, sagte er: „Man muß die Kunst immer fortpflanzen", und als ich von dem ausschließlichen Interesse sprach, welches damals die italienische Oper in Wien in Anspruch nahm, brach er in die denkwürdigen Worte aus: „Man sagt vox populi, vox dei, — ich habe nie daran geglaubt."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus dem Kreise Adenau, 15. Dez. Nachdem erst kürzlich drei kriegsgefangene Franzosen von der Carthause sich bis nach Kaltenborn am Fuße der Hochacht verlaufen, von wo der Arm der Gerechtigkeit sie wieder an ihren Platz zurück dirigirte, ist heute der Feind aus der Luft zu uns herniedergestiegen. Um die Mittagszeit gewahrte ein in der Nähe von Kempenich mit seinen Holzhauern im Walde beschäftigter Förster einen von Südwesten nach Nordosten tief streichenden Luftballon. Schleunigst wurde der Angriff organisirt, und es glückte, den Ballon an den nachgeschleppten Seilen so zu fassen, daß er sich in den Zweigen einer Eiche fing, und einer von seinen drei Insassen nolens volens durch das Geäst hindurch den Weg zur Erde suchte. Leider gelang es den beiden anderen Luftschiffern, von denen einer französische Offiziersuniform trug, einem ähnlichen Schicksale dadurch zu entgehen, daß sie die Seile kappten. Zwar hatten die Holzhauer, die inzwischen schon die Eiche als Sturmleiter bestiegen, nun das Nachsehen, doch wurden dem entschwebenden Ballon aus nächster Nähe von dem Förster noch zwei Schüsse nachgesandt, die, wenn auch nur für Hasen bestimmt, ihm doch vielleicht das Hinausfliegen über die Gränzen des „Deutschen Reiches" verleidet haben werden. Der Gefangene, dem Ansehen und seiner

Aussage nach ein Arbeiter, trat alsbald die unfreiwillige Reise nach Koblenz an. Nach seiner Mittheilung war der Ballon Morgens 8 Uhr in Paris aufgestiegen, hatte also zu seiner Reise bis in die Eifel noch nicht volle 4 Stunden gebraucht, eine Geschwindigkeit, die namentlich den hiesigen Verkehrsverhältnissen gegenüber beneidenswerth erscheinen muß. Die „K. Z.“, der dies berichtet wird, fügt hinzu: Auch aus Niedermendig vom 15. d. M. wird uns über das Erscheinen dieses Ballons, Obiges bestätigend, berichtet. Es wird wahrscheinlich derselbe Ballon sein, dessen Gondel mit übrigen Insassen am 15. gegen 1 Uhr Mittags bei Herborn, wie wir bereits berichtet, in Verwahrsam gebracht worden. Nur stimmt die Angabe der Zeit der Auffahrt nicht.

Einer Korrespondenzkarte eines Offiziers vom 25. Infanterie-Regiment aus Dijon entnimmt die „Aach. Ztg.“ folgende heitere Episode: „Die Bevölkerung hier ist, wenn auch natürlich stockfranzösisch, doch sehr liebenswürdig gegen uns. Entgegenkommen und Aufnahme im Quartier lassen nichts zu wünschen übrig, die guten Leute thun, was sie können, was in den ausfouragirten Gegenden hier von großem Werth. Die musterhafte Aufführung unserer Rheinländer im feindlichen Quartier rechtfertigt diese entente cordiale aber auch vollkommen; noch nicht die geringste Klage dieserhalb ist laut geworden. Da kein Mensch hier ein Wort Deutsch versteht, so kommt für alle der französischen Sprache Unkundigen das alte Sprüchwort zur praktischen Anwendung: „Was man halt nicht mehr sagen kann, das zeigt man durch Geberden an“; freilich gibt dies, wie auch die häufig unrichtige oder zu harte Aussprache einzelner Worte, zu den ergötzlichsten Verwechslungen Anlaß. So war ich bei einem Herrn einquartirt, der, von unserer Zivilisation gerührt, uns alsbald Frau und Schwiegermama vorstellte; indessen die Grundprinzipien dieses Familienverhältnisses vermissend, fragte mein Kamerad natürlicher Weise: »n'avez-vous pas enfants?« als unser Wirth in höchster Bestürzung erwiderte: »Oh, messieurs, pas un sou!« Homerisches Gelächter unsererseits, in welches der Biedermann bald einstimmte, als ich ihm plausibel machte, daß wir nicht »cent francs« (wie er verstanden) begehrten, sondern seine enfants zu sehen wünschten, welche er nun auch (zwei prächtige Exemplare) uns vorstellte, nebst einer obligaten Friedensflasche alten Burgunders, die, wenn auch nicht 100 Francs, doch mehr als einen Sou werth war.“

Ueber die Berliner „Kriegszeitungs-Jungen“ „Unter den Linden“ schreibt ein Korrespondent des „New-Yorker Journal“ aus Berlin: „Diese Jungen wissen sich jedem Vorübergehenden ohne Ausnahme bemerkbar zu machen. „Die Kais'rin Ejjenje ausjekratzt! Bitte, nehme Sie se mir ab!““ — „„Es muß Victoria jeschossen werden! Herr Baron, koofen Se!““ „„Sedan! Sedan! Mac-mac-mac mac Machon auf's Haupt jeschlagen und mehr als 83,000 Kaiser jefangen jenommen!““ — „„In Paris Republik! eenen Silberjroschen!““ — „„Hier, schönstes Fräulein, koofen Se mir noch den letzten Bismarck mit Schlel Fahwer ab!““ — „„Allerneu'stes!““ — „„Die jroße Schlacht bei Paris! Fufzig Mitraljeusen jefangen jenommen!““ — „„Deutsch-Depesche von'n Herzog Wilhelm von Mecklenburg. Die Kugel, die ihn jetroffen, is jeheilt!““ — „„Neustes Extrablatt! Bazehn ausjebrochen aus de Metze! Roschfort fort! Jambetta in de Luft! Rußland macht Friedensumschläje!““ So ruft und schreit und brüllt und krächzt und lärmt es durcheinander, und wehe dem vorsichtigen Manne, der sich vor dem Ankaufe eines Extrablattes oder einer Depesche erst überzeugen will, ob er den gleichen Inhalt mit einem anderen Titel nicht vor einer Viertelstunde schon erstanden. „„Ne, det jeht nich! Erst berappen und denn lesen! Wenn Se Toul haben wollen, denn jeben Se erscht das Jeld darvor her! Ick krieje et ooch nicht umsonst!““

Die Pariser werden sarkastisch, ihre Lage wird ihnen täglich unangenehmer, und schlechte Witze waren immer das erste Symptom, in welchem der Unwille dieses leichtlebigen Völkchens sich Luft machte. Das Sprachrohr der üblen Laune der Pariser ist „Figaro“, dessen Nummern schon gegen Ende vorigen Monats von Pikanterien gegen Trochu, gegen die säumige Provinz u. dgl. wimmelten. An die Adresse des General-Gouverneurs richtete sich unter Anderm ein Spottgedicht, dessen Anfangsstrophe im Deutschen ungefähr folgendermaßen lautet:

Wenn Du nichts unternehmen willst,
Laß nicht die Lärmtrommel rühren,
Rataplan, plan, plan, Immer her mit Deinem Plan!
Ra' ta plan!

Die Provinz ironisirt Prud'homme, der gemüthliche Bourgeois des „Figaro“. Durch das Krähen des Hahnes erweckt, sieht er nach seiner Uhr: „5 Uhr Morgens, die Provinz steht auf!“ — Ein anderes Bonmot trifft die Ueppigkeit des Pariser Lebens. Beim Vorlesen einer Zeitung heißt es: „Die Unsrigen wurden durch ein wohlgenährtes Flintenfeuer empfangen.“ „Wohlgenährt?“ ruft ein Zuhörer, „haben die aber Glück!“

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers W. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 281 Dienstag, 20. Dezember 1870.

Ueber Armeeverpflegung.

Die bald zu erwartende Uebergabe von Paris und die dadurch nöthig werdende Herbeischaffung von Lebensmitteln, nicht blos für die deutschen Truppen, sondern auch für die zwei Millionen in Paris lebender Franzosen, veranlaßt uns, eines Institutes zu gedenken, welches im Verproviantirungswesen eine sehr bedeutende Rolle spielt. Es ist die bei Mainz eingerichtete königl. preußische Feldschlächterei und Fleischkonserven-Fabrik Gustavsburg auf dem Fort Mainspitze.

Je größere Dimensionen ein Krieg einnimmt, je mehr Truppen auf den Beinen und je weiter dieselben in Feindesland vorrücken und hinter sich Schlachtfelder oder durch die Bewegung großer Heeressäulen verwüstetes Land zurücklassen, desto größer werden die Schwierigkeiten der Verpflegung derselben.

Die rechtzeitige Beschaffung trockener vegetabilischer Lebensmittel, Brod, Reis, Hafer ꝛc. hat zwar bezüglich des Transportes vielfache, mitunter sehr große Schwierigkeiten, indessen lange nicht so viele, als die Versorgung mit Fleisch und namentlich mit frischem Fleisch. In letzterer Beziehung haben die rastlos arbeitenden preußischen Militärverpflegungsbehörden Außerordentliches geleistet, und zwar ist es den unermüdlich fortgesetzten Bestrebungen des derzeitigen Armee-Intendanten der zweiten Armee, Engelhard, gelungen, ein Verfahren einzuführen, nach welchem durch Dämpfung von Hülsenfrüchten und Bereitung der Erbsenwurst die sogenannten eisernen Portionen hergestellt wurden, welche sich im Laufe dieses Krieges auf das Entschiedenste bewährt haben. Dieselben finden bei den Truppen allgemein die lauteste Anerkennung und es wäre in Bezug auf Fleischversorgung fast nichts mehr zu wünschen übrig geblieben, wenn nicht die Herbeischaffung des lebenden Viehes durch die plötzlich Mitte September eingetretene Rinderpest in mehreren Theilen Deutschlands und besonders in den, dem Kriegschauplatz zunächst gelegenen, die Versorgung mit frischem Fleisch unmöglich gemacht hätte. Viele Tausende Stück Rindvieh mußten dieser ansteckenden Krankheit wegen getödtet und vergraben werden. Es entstanden dadurch ganz enorme Verluste sowohl für den Staat als auch für die Lieferanten, und es mußte die Verpflegung mit frischem Fleisch bei einem großen Theil der Armee längere Zeit eingestellt werden. Dabei zeigte sich die Verköstigung mit geräuchertem und gepöckeltem Fleisch für längere Dauer als unzuträglich und es wurde das Verlangen nach frischem, Bouillon gebenden Fleisch zur dringendsten Nothwendigkeit. Auch hier trat sofort der geniale Schaffungsgeist Engelhard's helfend ein und die entstandenen Schwierigkeiten wurden bald überwunden. Durch ihn wurde der Direktor der früheren Frankfurter Aktien-Gesellschaft für Fabrikation komprimirter Gemüse, Herr Warnecke, mit der Einrichtung und technischen Leitung einer Anstalt betraut, aus der Fleisch, in noch frischem Zustande haltbar gemacht, der Armee zugeführt werden sollte. Der als Verpflegungsbeamter ausgezeichnete Feld-Proviantmeister Marschall, als Mitdirektor von militärischer Seite, unterstützt die technische Direktion in energischer Weise bei Herbeischaffung der für die Fabrikation nöthigen Mittel. Danach wurde Mainz als der Platz gewählt, wo nun eine derartige Anstalt angelegt wurde, worin das lebend dahin gelieferte Rindvieh geschlachtet und das in Stücken geschnittene Fleisch in solchen Zustand gebracht wird, daß es nach seiner Versendung von den betreffenden Truppen sofort abgekocht und genossen werden kann. Nachdem die ersten Versuche die glänzendsten Resultate geliefert, wurde schon Ende September zur Anlage der großen Anstalt geschritten, welche gegenwärtig auf dem Fort Gustavsburg bei Mainz ganz außerordentliche Dimensionen angenommen hat.

Am rechten Ufer des Rheines, am linken des Maines, zu beiden Seiten der großen Eisenbahnbrücke der Hessischen Ludwigsbahn finden wir gegenwärtig ein ganz eigenthümliches Schauspiel, indem aus den in Mainz liegenden verschiedenen preußischen Regimentern die Metzger im Verein mit 150 bis 200 kriegsgefangenen Franzosen — Turkos, Zuaven, Marine, Kavallerie und Artillerie, Schwarze, Braune und Weiße — alle für die Präparation und Konservation des Fleisches nöthigen Arbeiten verrichten.

In langen Reihen stehen unter der Brücke und in Ställen die demnächst dem tödtenden Messer der Metzger verfallenden Ochsen; weiterhin, auf einem den Rhein mit dem Main verbindenden Kanal ist die große Schlachtbühne errichtet, auf welcher täglich 100 bis 150 Stück Vieh abgeschlachtet werden können. Nachdem der Abfall von Häuten 2c. besonders verwerthet, wird das so ausgeschlachtete Stück Rindvieh, mit Ausnahme der Lenden und Nierenstücke, in Stücke von 10 bis 12 Pfund getheilt und durch Anwendung von Dampfkraft, Salz und Pfeffer in haltbaren Zustand versetzt.

In den Kasematten und in einem großen, im Freien errichteten, zweistöckigen Pavillon findet das Trocknen und die Beendigung des ganzen Verfahrens statt. Vier Lokomobilen und mehrere Ventilatoren sorgen für den Dampf und bewegende Lufttrocknung. Die so inprägnirten Stücke Fleisch erhalten zwar in Folge der Präparation ein nicht empfehlenswerthes Aussehen und eine oberflächliche Beurtheilung kann dieselben leicht als verdorben bezeichnen, indessen genügt es, das Aeußere abzuwaschen und das äußerlich anscheinend Verdorbene erscheint sofort als frisches rothes Fleisch, das mit der nöthigen Menge Wasser abgekocht, eine kräftige, vorzügliche Bouillion gibt; auch ist das Fleisch weit zarter, als das von den im Felde frisch geschlachteten Thieren. — Die obenerwähnten Lenden und Nierenstücke kommen in die großen Küchen, worin das Fleisch theils gebraten mit Sauce als Lendenbraten, als Gulaschfleisch oder, mit Gemüse, fertig gemacht in Blechbüchsen, derart für längere Zeit haltbar gemacht wird, daß nur eine der Masse entsprechende Erwärmung nöthig ist, um sofort den feinsten Braten 2c. fertig zur Tafel zu bringen. Letztere Anstalt liefert ihre Präparate direkt an die verschiedenen Hauptquartiere des Armeekorps. In den Tag und Nacht dampfenden Kesseln wird Bouillon in trockenem tafelförmigen Zustande in vorzüglicher Qualität bereitet.

Welche große Ausdehnung das hier geschilderte Etablissement bereits erhalten, beweist die Thatsache, daß seit dem 1. Oktober bis Mitte November circa 1200 Stück Ochsen geschlachtet und davon über 5000 Zentner in circa 60,000 Stück getheilt, imprägnirtes Fleisch für die mobile Armee abgegangen sind und über 8000 Büchsen Fleisch verschickt worden. Eine gleiche Anstalt, wenn auch nicht in so großartigen Maßstabe, befindet sich in Frankfurt am Ufer des Mains. Eine andere in Praunheim bei Frankfurt; indeß liefert Letztere nur das gewöhnliche imprägnirte Fleisch, nicht auch wie Erstere, die Fleischkonserven. Dem Vernehmen nach sollen in nächster Zeit noch mehrere Anstalten zur Versorgung der Armee in hiesiger Gegend angelegt werden.

Aus den letzten Tagen Ludwigs van Beethoven.

(Schluß.)

Am 13. März nahm mich Hummel zum zweiten Mal mit zu Beethoven. Wir fanden seinen Zustand wesentlich verschlimmert. Er lag zu Bette, schien starke Schmerzen zu haben und stöhnte zuweilen tief auf, trotzdem sprach er viel und lebhaft. Nicht geheirathet zu haben, schien er sich jetzt sehr zu Herzen zu nehmen. Schon bei unserem ersten Besuche scherzte er mit Hummel hierüber, dessen Gattin er als junges, schönes Mädchen gekannt hatte. „Du“, sagte er diesmal lächelnd zu ihm, „du bist ein glücklicher Mensch; du hast eine Frau, die pflegt dich, die ist verliebt in dich — aber ich Armer!“ — und er seufzte schwer. Auch bat er Hummel, ihm doch seine Frau zu bringen, die sich nicht hatte entschließen können, den Mann, den sie auf der Höhe seiner Kraft gekannt, so wieder zu sehen. Man hatte ihm kurz vorher ein Bild des Hauses geschenkt, in welchem Haydn geboren worden — er hatte es in der Nähe des Bettes und zeigte es uns. „Es hat mir eine kindische Freude gemacht“, sagte er, — „die Wiege eines so großen Mannes!“ Ferner wendete er sich mit einem Anliegen an Hummel, den später so viel genannten Schindler betreffend. „Es ist ein sehr braver Mensch“, sagte er, „der sich viel um mich bemühte. Da soll er nächstens ein Konzert geben, zu welchem ich ihm meine Mitwirkung versprochen habe. Aber daraus wird nun wohl nichts werden. Nun möchte ich, daß du mir den Gefallen thätest, darin zu spielen. Man muß armen Künstlern immer forthelfen.“ Hummel gab selbstverständlich seine Zusage. Das Konzert hatte denn auch — zehn Tage nach Beethoven's Tode — in dem Josephstädter Theater statt. Hummel phantasirte in offenbar sehr gehobener Stimmung auf das Allegretto der A-dur-Symphonie — das Publikum kannte die Veranlassung seines Auftretens und Leistung und Aufnahme bilden ein wahrhaft begeisterndes Ganzes.

Kurz nach unserem zweiten Besuche verbreitete sich in Wien die Nachricht, daß die Philharmonische Gesellschaft in London Beethoven hundert Pfund Sterling gesandt habe, um ihm sein Krankenlager zu erleichtern. Man fügte hinzu, daß diese Ueberraschung auf den großen armen Mann einen solchen Eindruck gemacht, daß er sich auch körperlich überaus erleichtert fühle. Als wir am 20. wieder an seinem Bette standen, ging zwar aus seinen Aeußerungen hervor, wie sehr jene Aufmerksamkeit ihn erfreut, aber er war überaus schwach und sprach nur leise und in abgebrochenen Sätzen. „Ich werde wohl bald nach oben machen“, flüsterte er nach unserer Begrüßung. Aehnliche Ausrufungen kamen

öfters wieder; — dazwischen aber sprach er von Entwürfen und Hoffnungen, die sich freilich leider nicht realisiren sollten. Von dem edlen Gebahren der Philharmonischen Gesellschaft redend und die Engländer preisend, meinte er, sobald es besser mit ihm stehe, die Reise nach London anzutreten. „Ich will ihnen eine große Ouverture komponiren und eine große Symphonie." Und dann wolle er Frau Hummel auch besuchen (sie war mitgekommen) und sich, ich weiß nicht mehr wo überall, aufhalten. Ihm etwas aufzuschreiben, kam uns nicht in den Sinn. Sein Auge, welches das letzte Mal, als wir ihn gesehen, noch ziemlich lebendig gewesen, fiel heute zusammen und es wurde ihm schwer, sich von Zeit zu Zeit aufzurichten. Man konnte sich keiner Täuschung mehr hingeben — das Schlimmste stand zu befürchten.

Trostlos war aber der Anblick des außerordentlichen Mannes, als wir ihn am 23. März wieder aufsuchten — es sollte das letzte Mal sein. Matt und elend lag er da, zuweilen leise seufzend. Kein Wort mehr entfiel seinen Lippen — der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Als er zufällig sein Schnupftuch nicht gleich zur Hand hatte, nahm Hummel's Gattin ihr feines Batistläppchen und trocknete ihm mehrmals das Antlitz damit. Nie werde ich den dankbaren Blick vergessen, mit welchem sein gebrochenes Auge dann zu ihr hinan sah. — Während wir am 26. März im kunstliebenden Hause des Hrn. v. Liebenberg (der früher Schüler von Hummel gewesen) in heiterer Gesellschaft weilten, wurden wir zwischen 5 und 6 Uhr durch ein starkes Gewitter überrascht. Ein dickes Schneegestöber wurde von heftigen Donnerschlägen und den Saal durchleuchtenden Blitzen begleitet. Wenige Stunden später kamen Gäste an mit der Nachricht, Ludwig van Beethoven sei nicht mehr — er war um 5¾ Uhr verschieden. Das eigenthümliche Zusammentreffen jenes Phänomens mit dem Tode eines so großen Menschen würde in frömmeren oder heidnischeren Zeiten gewiß als kein zufälliges angesehen worden sein.

Am Donnerstag den 29. März hatte das Begräbniß statt. Man versammelte sich in der Wohnung des Verstorbenen im Schwarzspanier-Hause Nr. 200, am Glacis vor dem Schottenthor. Von da setzte sich der Zug um 3 Uhr in Bewegung und begab sich nach der Dreifaltigkeitskirche. Acht Kapellmeister (unblutige Marschälle der Kunst), Eibler, Hummel, Seifried, Kreutzer, Weigl, Gyrowetz, Würfel und Gänsbacher, hielten die Zipfel des Leichentuches. Der Sarg war mit Kränzen bedeckt — Orden lagen keine darauf — Beethoven hatte nie einen erhalten. Eine große Anzahl von Tonkünstlern umgaben den Sarg, Kerzen tragend (die mächtige Gestalt Lablaches unter ihnen ist mir noch gegenwärtig.) Der Zug war endlos, die Volksmassen, die sich in Bewegung gesetzt hatten, zählten nach Tausenden — ganz Wien schien auf den Straßen zu sein. Seifried hatte einigen Beethoven'schen Posaunensätzen Männerchor hinzugefügt — es klang ergreifend. In das Innere der Kirche gelangte ich nicht, fuhr aber von dort mit Hummel nach dem Währinger Kirchhofe, der wie übersäet von Menschen war. Wir stellten uns am Grabe auf und erwarteten daselbst die Ankunft des Leichenwagens. Bis zum letzten Momente war es nicht entschieden gewesen, ob Anschütz, der berühmte Schauspieler, eine Rede vortragen dürfe, welche Grillparzer abgefaßt hatte — schließlich sprach Anschütz draußen vor dem Eingange zum Kirchhofe, und so ging uns dieser Moment der Feier verloren. Nach ziemlich langer Zeit kam der Zug an. Der Sarg ward in die Erde gesenkt — tief bewegt warf Hummel einige Lorbeerkränze darauf — andere folgten. Es wurde weder gesprochen noch gesungen, so viel ich mich erinnere, aber Jeder schien den Ernst des Augenblicks tief zu fühlen, und durch die ganze große Volksmasse zog es wie ein Wehen von Ehrfurcht und Trauer.

Nicht Viele mögen noch leben, welche an jener königlichen Bestattung Theil genommen haben im vollen Bewußtsein der Größe des Mannes, welchen die Erde barg. Aber Millionen sind seitdem herangewachsen, in deren geistigem Leben Beethoven eine Stelle ausfüllt, welche durch Nichts und Niemanden zu ersetzen sein würde. Wenn die Hülle zu Staub geworden, dann erst steht der wahre Genius in vollendeter Wesenheit da und die unendlichste Liebe umgibt den, der selbst keine mehr zu spenden hat.

Das zehnte Jäger-Bataillon bei Weißenburg.

Bei Weißenburg, der alten Veste,
Wo's deutsche Heer den Sieg gewann,
Wo's deutsche Blut, das allerbeste,
Aus tausend Wunden niederrann!
Dort schlummert mancher Muttersohn
Vom zehnten Jäger-Bataillon!

Die tapf're Schaar, die immer weiter,
Die unaufhaltsam vorwärts drang,
Die tapf're Schaar der kühnen Streiter,
Die dort im Sturm den Feind bezwang!
Das war, o Fürst, auf Bayerns Thron,
Dein zehntes Jäger-Bataillon.

Wer dort sich wacker durchgeschlagen,
Wer dort ein kühner Jäger war,
Der freut sich noch in späten Tagen,

Der freut sich noch im Silberhaar;
Der spricht noch oft im Siegeston
Vom zehnten Jäger-Bataillon!

Die Kämpfer, die ums Leben kamen,
Wer kühn voran die Fahne trug —
Behalte Deutschland dir die Namen
Und schreib' sie in dein Heldenbuch!
Ein ew'ger Ruhm gebührt als Lohn
Dem zehnten Jäger-Bataillon!

Wo deutsche Kühnheit sich bewährte,
Wo's manche frühe Leiche gab,
Dort grub man in die kühle Erde
So manches stille Heldengrab!
Dort schlummert mancher Muttersohn
Vom zehnten Jäger-Bataillon!

D.

Mannigfaltigkeiten.

[Eine interessante Kriegsepisode] erzählt Dr. Russell, der Berichterstatter der „Times“ im deutschen Hauptquartier zu Versailles: „Ein preußischer Offizier und eine Abtheilung Soldaten kamen in das Haus der Marquise von B., einer alten Dame, die nicht wie ihre Nachbarn geflohen war. Der Offizier schien den Namen zu kennen, denn er erkundigte sich bei den Dorfbewohnern nach dem Hause und ob die Dame noch in demselben wohne. Er trat mit seinen Leuten ein und stürmte und fluchte in der Halle, bis er die Herrin sah. Er bestellte ein Mittagsessen für seine Leute, spie auf den Teppich, warf einen Stuhl in einen Spiegel, stieß eine Vase von ihrem Stand, zerbrach eine Uhr über dem Kamin, kurz, er benahm sich abscheulich. Die alte Dame war bis zum Tode erschreckt. Das Essen wurde aufgetragen. Der Offizier tadelte den Wein und befahl seinen Leuten, die Flaschen aus dem Fenster zu werfen, bis bessere Getränke servirt würden. Er speiste abgesondert und behandelte die Dienerschaft mit der größten Insolenz. Zuletzt, als die Orgie vorüber war, verlangte er die Dame des Hauses zu sprechen. Man sagte ihm, sie läge krank vor Schrecken zu Bett. „Wo? Ah! in diesem Zimmer. Aber ich werde da schlafen.“ Die Dame mußte aufstehen und das Zimmer verlassen und der Offizier begab sich in dasselbe, zertrümmerte einige Gegenstände und legte sich angekleidet in das Bett. Nach einem Weilchen schellte er in heftigster Weise. Ein Diener erschien. Der Offizier schrie ihn an und bestand darauf, die Dame zu sprechen. Umgeben von ihren Dienerinnen, blaß und schwach, empfing ihn die Dame an der Thüre ihres Zimmers. Er nahm seinen Helm ab, verbeugte sich mit größter Höflichkeit und sagte: „Madame, ich habe ein Gelübde erfüllt. War Ihr Gemahl nicht der General Marquis von B.? — „Ja.“ — „Er war Kapitän im 1. Husaren-Regiment, als die Franzosen in Preußen einfielen?“ — „Ich weiß, er diente in diesem Regiment.“ — „Wohlan denn, Madame, ich habe Ihnen zu sagen, daß er in das Haus meiner Großmutter kam, deren Vater bei Jena gefallen war. Sie glauben, ich habe mich hier schlecht betragen; aber ich weiß, wie sich Kapitän de B. in unserem Hause aufführte. Ich hörte die Begebenheit, als ich ein Knabe war und bewahrte sie in meiner Seele. Ich kenne die Schande und den Ruin, den er meinem Namen zufügte, und ich spare Ihnen die Erzählung davon. Aber ich machte ein Gelübde — der müßige Einfall eines Knaben — und nun habe ich es theilweise erfüllt. Gute Nacht, Madame, ich bringe keine Nacht unter Ihrem Dache zu. Meine Leute werden Sie beschützen.“ Sprachs und entfernte sich.“

Man schreibt aus Trier vom 18. Dezember: Seit gestern spricht man hier mit großer Theilnahme von einem schmerzlichen Unglück, welches sich vor einigen Tagen auf einer Treibjagd im Hochwalde ereignet hat. Es hatte der königliche Hegemeister Emmel zu Hentern, Bürgermeisterei Zerf, vormals Kommunalförster in dem hiesigen Vororte Euren, das Unglück, durch einen Schuß sein Leben einzubüßen. Es wurde nämlich auf Sauen gejagt. Nachdem dieselben auf einer unerwarteten Stelle ausgebrochen, kam einem Kollegen des Försters Emmel noch ein Fuchs zum Schuß. Die für das verheerende Schwarzwild bestimmte Kugel traf den Fuchs, unglücklicher Weise aber auch den Hegemeister Emmel, indem die Kugel auf einen hoch hervorragenden Stein schlug, von diesem abprallte und den noch 15—20 Schritte entfernten Hegemeister im Unterleibe durchbohrte. Derselbe hinterläßt eine Frau mit neun Kindern.

Eine ergötzliche Anekdote wird auch weiterhin von Interesse sein. Ein Hamburger Kaufmann, Inhaber eines großen Modewaarengeschäfts, erstattete vor einigen Tagen seinem in London sich augenblicklich aufhaltenden Kompagnon Bericht über den Gang der Geschäfte. Beim Abfassen des Briefs lief die Nachricht von der Einnahme von Orleans ein, und der Kaufmann fügte in aller Eile am Schlusse des Briefs die Worte hinzu: „Orleans so eben gänzlich geräumt.“ Der Empfänger des Schreibens, die Stadt Orleans mit dem Stoffe gleichen Namens verwechselnd, telegraphirte sofort wieder zurück: „Sieben Ballen Orleans unterwegs.“

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 282 Mittwoch, 21. Dezember 1870

Der Bund der Zwölf.

(Eine venetianische Geschichte von Chr. v. K.)

Es war um das Jahr 1618, als der furchtbare Rath der Zehn in Venedig allüberall Entsetzen und Besorgniß unter der Bevölkerung verbreitete.

Kein Mensch war seines Lebens sicher und Niemand wagte auch nur eine laute Aeußerung über die Gewaltakte und geheimen Dekrete des Gerichtshofes. Jedermann wähnte sich von seinen besoldeten Spionen umspäht und fürchtete nicht mit Unrecht, vor sein Tribunal zitirt und wegen irgend eines ihm angedichteten Verbrechens verurtheilt zu werden, wenn er es auch niemals im Leben begangen hat.

Eine große Anzahl Personen von Rang, hohe Würdenträger und Angehörige der angesehensten Patrizierfamilien waren bereits spurlos verschwunden, ohne daß man nur eine Ahnung davon haben konnte, was aus ihnen geworden war.

Wo hatte man sie hingethan?

Die überwiegende Mehrzahl der Venetianer war darüber freilich nicht im Zweifel, aber sie schwiegen Alle aus wohlbegründeter Klugheit und stellten sich, als wenn sie von gar nichts wüßten.

Da geschah es, daß zwölf entschlossene Männer von altadeliger Abstammung zu einer geheimen Gesellschaft zusammentraten, welche der Willkürherrschaft und den verderblichen Machinationen des gefürchteten Tribunals ein Ende machen sollte.

Diese Gesellschaft nannte sich der Bund der Zwölf. Wenn die Thurmuhr der Markuskirche die Mitternachtsstunde verkündete, konnten die verspäteten Spaziergänger der damaligen Zeit oft sehen, wie sechs Gondeln von dunkler Farbe den großen Kanal entlang lautlos und bedächtig einer steinernen Brücke zusteuerten, welche unweit des Ponte di Rialto gelegen war, und von welcher heute auch nicht die kleinste Spur mehr vorhanden ist.

Die ausgepolsterten Ruder berührten kaum die Oberfläche des Wassers und langsam und unheimlich, als wären es Schatten aus der Unterwelt, sah man die sechs Gondeln, von welcher jede zwei der Verschworenen in sich barg, an den Häusern und Palästen vorübergleiten.

Unter einem Bogen der genannten Brücke erwartete sie ein Eingeweihter.

Er führte sie durch eine sonst kaum bemerkbare und durch das Mauerwerk ganz verdeckte Pforte, welche sich nur durch den Druck auf eine geheime Feder öffnete, zunächst in einen unterirdischen, nur schwach erleuchteten Gang und durch diesen in ein großes, gewölbtes Gemach, welches ganz in Schwarz ausgeschlagen war.

Das eiserne Thor, welches den Zugang zu demselben bildete, öffnete sich von selbst, jedoch nur auf ein verabredetes Zeichen.

In diesem Gemach befanden sich auf einer erhöhten Estrade zwölf in Stein gehauene und ganz mit schwarzem Tuch überzogene Sitze.

Ueber dem Platz desjenigen der Verschworenen, der den Vorsitz führte, hing ein zweischneidiges Schwert.

Rings an den Wänden bemerkte man verschiedene Folterwerkzeuge.

Mehrere von dem Plafond herabhängende silberne Ampeln erleuchteten nur sehr schwach das unheimliche Gewölbe.

Das geheime Tribunal, welches hier seine Sitzungen hielt, beging übrigens unter dem Vorwande, die Irrthümer des Rathes der Zehn gut zu machen, nicht selten dieselben Grausamkeiten und Gewaltakte wie jener.

Und Derjenige, welcher vor seinen Schranken zu erscheinen verdammt war, konnte sein Leben von vornherein als verloren betrachten.

In einer Nacht, in welcher der geheimnißvolle Bund abermals „tagte“, nahm der Vorsitzende, nachdem er die Anwesenheit der maskirten elf Beisitzer konstatirt hatte — die Masken mußten, nebenbei gesagt, wenn der Präsident solches wünschte, abgenommen werden — in folgender Weise das Wort:

„Meine Brüder, ich habe Euch berufen, um Euch mitzutheilen, daß unser Bund verrathen und bedroht ist. Einer der Unseren hat mich gestern davon unterrichtet, daß unsere Zusammenkünfte

entdeckt sind. Wie und durch wen, ich vermag es nicht zu sagen. Wenn es übrigens unter uns einen Verräther gibt, dann wird der ehrenwerthe Herzog von Spezzi, dem ich diese Mittheilung verdanke, uns den Namen des Elenden nicht verschweigen wollen."

„Geehrter Herr Präsident," erwiderte der Herzog, sich von seinem Sitz erhebend und gegen jenen gewendet, der Verräther weilt nicht unter uns. Derjenige, den ich meine, ist ein verschmitzter Geselle, der uns gefährlich werden kann, weil er in unsere Geheimnisse eingeweiht ist. Es ist das ein Greis mit langem, schneeweißem Barte, welchem schon mancher von den Brüdern in der Nähe der Rialtobrücke begegnet haben wird. Ich traf ihn gestern unweit von meiner Wohnung. Er näherte sich mir, sobald er meiner ansichtig wurde und flüsterte mir ins Ohr: „Der Bund der Zwölf möge sich nur in Acht nehmen."" Weßhalb und gegen wen denn? fragte ich neugierig. Der Alte wiederholte nur seine Warnung und entfernte sich eiligst, indem er mir durch ein Zeichen Verschwiegenheit gebot."

Ein Gemurmel des Staunens ging durch die Versammlung, nachdem der Herzog geendet hatte.

„Bund der Zwölf," begann alsdann der Vorsitzende, „diese Art der Warnung gleicht nur zu sehr einer Drohung. Jener räthselhafte Mensch weiß offenbar mehr als uns lieb sein kann. Er muß zum Schweigen gebracht werden, und um dies zu erreichen, erachte ich kein Mittel für zu schlecht. Ich beantrage, daß er hierhergebracht und verhört werde und sollte er uns eine Auskunft verweigern, dann möge er peinlich befragt werden. Seid Ihr damit einverstanden, meine Brüder?"

„Ja wohl! Gewiß!" antworteten die Andern fast einstimmig.

„Gut denn. In acht Tagen also soll das Räthsel gelöst sein. Nun laßt uns aber von anderen Dingen sprechen, bevor wir uns trennen."

Eine Stunde später sah man die sechs Gondeln eben so langsam und still wie vorhin jene Richtung einschlagen, von welcher sie gekommen waren.

(Fortsetzung folgt.)

Gesundheitsregeln für die Soldaten im Felde.

(Von Rudolf Virchow.)

Auf den Vorschlag des Herrn Verfassers hat der Berliner Hülfsverein für die deutschen Armeen im Felde folgende kurze, von ihm ausgearbeitet Zusammenstellung der wichtigsten Gesundheitsregeln für die Soldaten im Felde in einer größeren Zahl von Exemplaren (vorläufig 120,000 Stück) drucken und verbreiten lassen, welche sich an die freie Selbstbestimmung des Einzelnen als Mittel zur Erhaltung seiner Gesundheit wenden und diesen klar vorgezeichnete Aufgaben stellen: 1) Reines kaltes Wasser, obwohl an sich das vorzüglichste Getränk, sollte in größerer Menge nur dann genossen werden, wenn der Soldat in voller Ruhe und ganz abgekühlt ist. Auf dem Marsche, zumal heißen Tagen, ist dringend zu rathen, nur kleinere Mengen von kaltem Wasser auf einmal zu trinken, dagegen den Mund öfter damit zu füllen, und nachdem das Wasser sich darin erwärmt hat, dasselbe wieder auszuspeien. 2) Besondere Vorsicht ist nöthig, wenn kein Brunnen- oder Quellwasser, sondern nur Fluß-, Bach- oder gar Sumpfwasser sich darbietet. Solches Wasser kann durch Kohle filtrirt werden, wenn die Einrichtungen dazu vorhanden sind. Sonst muß man dasselbe kochen, und nachdem es wieder abgekühlt ist, mit kleinen Zusätzen von Branntwein oder Thee, Kaffee u. dgl. trinken. 3) Der Genuß von reinem Branntwein, Rum oder Liqueur ist ein schlechtes und gefährliches Mittel, um den Durst zu stillen. Diese Getränke reizen zu immer neuer Wiederholung und wirken dann eher ermattend als erfrischend. Ein kleiner Zusatz davon zu Limonade, Thee oder bloßem Wasser dagegen ist bei empfindlichem Magen oft wohlthätig. 4) Gut gegohrenes und nicht zu frisches Bier, in mäßiger Menge genossen, ist empfehlenswerth. Aber der Soldat sollte sich gerade hier an große Mäßigkeit gewöhnen, da ihm nur zu oft junges, schlecht ausgegohrenes oder sauer gewordenes Getränk vorgesetzt wird, welches den Magen verdirbt und Durchfall, Ruhr u. dgl. hervorruft. 5) Auch der gewöhnliche saure Landwein, der überdies so oft durch künstliche Verfahren verfälscht wird, so wie der Obstwein (Cider) sind keineswegs zu empfehlen. Namentlich bei Denjenigen, welche nicht daran gewöhnt sind, bringt ihr Genuß leicht Unterleibskrankheiten hervor. Zum Mindesten ist die größte Mäßigkeit geboten. 6) In hohem Maße empfehlenswerth, wenn auch vielleicht vielen unseren Soldaten ungewohnt, ist der Thee. Auch auf Märschen ist ein schwacher Aufguß von Thee, der kalt genossen wird, immer das zuverlässigste Mittel, um den Durst zu stillen. Wenn der Thee Manchem nicht munden sollte, so wird dadurch am besten dem unmäßigen Trinken vorgebeugt. Der Aufguß wird schon Abends im Quartier oder Bivouak bereitet, und in Fässern oder von den Einzelnen in ihren Feldflaschen mitgenommen. Er kann mit etwas Zitronensaft oder einigen Tropfen Essig angesäuert werden, wenn die Hitze sehr groß ist. 7) Auch Kaffee ist ein zweckmäßiges Getränk, jedoch ist derselbe weniger geeignet, kalt genossen zu

werden, da er den Durst weniger gut stillt. 8) Sehr häufig liegt dem Soldaten die Versuchung nahe, Durst und Hunger durch den Genuß von unreifem Obst und anderen Früchten, namentlich halbreifen Weintrauben, zu stillen. Es kann nicht genug davor gewarnt werden; selbst der Genuß reifer Früchte sollte immer mit Vorsicht und in nicht zu großer Masse stattfinden. 9) Wenn etwa Brod in verdorbenem Zustande gereicht werden sollte, so müssen besonders die verschimmelten Stellen, auch im Innern des Brodes, sorgfältig ausgeschnitten und weggeworfen werden. Selbst das Kochen, welches sonst manches schlechte Brod noch genießbar macht, ist nicht im Stande, die verschimmelten Theile unschädlich zu machen. 10) Frische, gekochte Gemüse, besonders Kartoffeln, sind überall als ganz vorzügliche Bestandtheile der Soldatenkost zu empfehlen. 11) Frisches Fleisch sollte entweder gebraten, oder doch nur kurze Zeit gekocht werden. In letzterem Falle muß das Wasser schon heiß sein, bevor das Fleisch hineingethan wird, damit dasselbe sofort in's Kochen kommt. Salz- und Pöckelfleisch muß wo möglich vor dem Kochen mit Wasser ausgelaugt werden, um einen Theil seines Salzgehaltes zu verlieren. 12) Reinlichkeit sowohl des Körpers als auch der Wäsche und Kleidungsstücke ist ein wichtiges Förderungsmittel der Gesundheit. Jedoch ist dringend davor zu warnen, bei erhitztem Körper zu baden, die Augen oder Füße zu waschen, vielmehr sollten diese sehr nützlichen und wohlthätigen Verrichtungen des Morgens vor dem Aufbruch aus dem Lager und des Abends nach eingetretener Rast vorgenommen werden. 13) Eine ganz besondere Sorge erfordert der Zustand der Füße. Vor allen Dingen sind die Stiefel so viel als möglich zu fetten (schmieren) und geschmeidig zu erhalten. Drücken sie, so sind sie innen mit Seife oder Talg einzureiben. Werden die Füße schmerzhaft, so ist es zu empfehlen, auf dem Marsche während der Rast die Strümpfe zu wechseln oder sie umzuwenden (das Innere nach außen zu kehren). Besser als Strümpfe, die nicht oft genug gewaschen werden können, sind Fußlappen von Barchent, die mit der rauhen Seite nach innen getragen werden. Täglich sollten die Füße gewaschen werden, wo es irgend angeht. Haben sie rothe Stellen oder Blasen, so sind sie Abends mit etwas Branntwein, worein man Talg hat tröpfeln lassen, abzureiben. 14) Durchgelaufene Stellen an anderen Körpertheilen sind zu waschen und sodann mit Talg zu bestreichen. 15) Zahlreiche Fälle von Krankheiten und Siechthum werden durch Erkältung herbeigeführt. Es mag wohl beachtet werden, daß Jugend und Körperkraft an sich vor Erkältung nicht schützten. Plötzlicher Wechsel der Temperatur ist besonders gefährlich. Es sind daher Hemden von Baumwolle (Shirting) oder Flanell den leinenen vorzuziehen, und Leute mit schwacher Brust sollen entweder ein Hemd von Flanell oder wenigstens ein Unterwamms von dünner Wolle (gestrickt oder gewirkt) tragen. Wechseln des Hemdes bei schwitzendem Körper muß vermieden werden. Bei Neigung zu Durchfall und Leibweh ist eine wollene Leibbinde nützlich. 16) Kommt der Soldat nach einem heißen Marsche in ein Quartier, so sind die Fenster zu schließen und Zug im Hause zu meiden 17) Beim Marschiren in großer Hitze ist der Kopf leicht bedeckt zu halten, auch der Nacken durch ein übergehängtes Tuch (Schnupftuch) zu schützen. Bedecken der Lippen mit einem dünnen Tuch hält den Durst länger ab. 18) Wirkliches Unwohlsein ist sobald als möglich dem Arzt anzuzeigen. Falscher Stolz oder falsche Scham hält manchen schon kranken Soldaten ab, sich rechtzeitig zu melden. Nachher ist es dann oft für den Arzt zu spät, noch hilfreich einzutreten. Es gilt dies namentlich bei Verstopfung, Durchfall, Husten und Brustschmerzen. Mancher Fall von Ruhr, Cholera und Schwindsucht wurde vermieden werden, mancher Invalide würde weniger sein, wenn die ärztliche Hilfe von allen erkrankten Soldaten frühzeitig in Anspruch genommen würde.

(Med. Zentr.-Ztg.)

Kunst und Literatur.

Wer in Deutschland kennt nicht die „**Illustrirte Welt!**“ Seit nahezu 20 Jahren ist dieses schöne Familienblatt die Freude aller Derer, welche die deutsche Kunst und Literatur hochhalten. Nicht nur mit dem blanken Stahl, den der wuchtige Arm kräftig genug führt, schlagen wir Schlachten, erringen wir Siege, auch die Waffen des Geistes, der Kultur, der Sitte sind in dem großen Völkerkampfe auf unserer Seite mächtig eingetreten für den Triumph unseres guten Rechts. Diese bedeutsamen Tugenden zu befestigen und immer tiefer zu begründen, war von je eine Aufgabe, welche die „Illustrirte Welt“ stets auf das Glücklichste löste, und deßhalb hat sie auch allüberall, bis über den Ocean hinüber, die größte Verbreitung gefunden und die dauernde Anerkennung ihrer Leser sich erhalten. Jetzt eben tritt sie mit frischer Kraft den neuen, den neunzehnten Jahrgang an, dessen erstes Heft vor uns liegt. Die Fülle und Reichhaltigkeit des Gebotenen übertrifft, wenn dies möglich ist, noch das Vorhergegangene, obschon zu unserer nicht geringen Ueberraschung das Heft von fast demselben Umfang wie bisher jetzt nur noch 4 Sgr. anstatt

5 Sgr. kostet. Hackländer's jugendfrischer Humor glänzt in der prächtigen Manöverstudie: „Aus der Säbeltasche". Von Vacano erscheint eine Kriminalgeschichte: Dunkel, so mächtig interessant und spannend, daß wir die Fortsetzung mit unglaublichem Verlangen herbeisehnen. Wie es aber sich in dieser großen Zeit gebührt, steht in erster Reihe der deutsche Krieg, den die bewährte Feder des bekannten Geschichtsschreibers Wilhelm Müller in echt volksthümlicher und eingehender Weise beschreibt. Dann kommen eine bunte Reihe von Kriegs- und Friedensbildern, jedes für sich farbenreich und charakteristisch. Dieser Text ist geschmückt von einer großen Anzahl reizender Illustrationen, zum Theil von Künstlern gezeichnet, die speziell für diesen Zweck dem deutschen Heere nach dem Feindesland gefolgt sind. Wir nennen hier nur den Kürassier-Angriff in der Schlacht bei Wörth, Zuaven im Bivouak bei Wörth, Zusammentreffen deutscher Heerführer in Hannover, und von Anderen: Das Pfarrhaus von Sesenheim, nach dem berühmten Kaulbach'schen Karton; An der Roulette von Baden-Baden von Herbert König u. s. w. Auch dem Humor durfte in erster Zeit eine Stätte nicht fehlen, und hier ist in dem „Wie man das Taschentuch benützt" das Köstlichste geleistet, was wir seit langer Zeit in dieser Art gesehen haben. Eine wichtige Gratiszugabe des ersten Heftes besteht in einer großen Karte des Kriegsschauplatzes vom Rhein bis Paris, wie demselben auch ein Detailplan der Befestigungen von Paris, so wie eine kartographische Darstellungen der Umgebungen von Metz und Straßburg beigegeben ist. Wenn wir noch hinzufügen, daß am Schluß des Jahrgangs eine große Stahlstich-Gratis-Prämie: „In den Erdbeeren", deren Kopie sich im Heft selbst befindet, verabfolgt wird, so mag ermessen werden, wie reichhaltig die Verlagshandlung (Ed. Hallberger in Stuttgart) für das Interesse der Leser der „Illustrirten Welt" wiederum besorgt gewesen ist.

Mannigfaltigkeiten.

Der gegenwärtige Krieg bringt des Traurigen und Erschütternden so viel; aber eine der ergreifendsten Episoden ist wohl der Tod der beiden jungen Grafen v. Taube, der Söhne des gegenwärtigen Ministers des Aeußern in Württemberg, an dem für die Württemberger so blutigen 30. Nov. vor Paris. Die Jünglinge, die neben einander im Gliede standen, wurden an diesem Tage mit ihrer Truppen-Abtheilung zum Sturme auf eine Mauer kommandirt. Da trifft in der Nähe derselben eine feindliche Kugel den ersten Bruder in den Unterleib. Er bricht zusammen. Als der neben ihm kämpfende Bruder sich über den Gefallenen beugt und von den Lippen des die Gefährlichkeit des Schusses Fühlenden die Worte entgegennimmt: „Ich bin verloren — grüße die Eltern", wird er selbst von einer Kugel in den Rücken getroffen und fällt augenblicklich todt auf den Bruder. Dieser letztere aber lebte noch stundenlang, bis er von den Kameraden aufgefunden wurde und mit dem nochmaligen Gruße an die Eltern das junge Leben aushauchte. Die Verletzung war absolut tödtlich und keine Rettung auch bei sofortiger Hülfe möglich. Das gefallene Brüderpaar ist nach Stuttgart gebracht, wo es unter allgemeiner Theilnahme der Bevölkerung beerdigt ward.

Aus der Altmark, 12. Dez., schreibt man der „Magd. Ztg.": Vor ungefähr 8 Tagen, gerade in den Tagen der härtesten Kälte, langte auf der Magdeburg-Wittenberger Bahn um 11 Uhr Abends ein Zug mit Schwerverwundeten, größtentheils Amputirten, wie es heißt, in Wittenberge an, um weiter nordwärts transportirt zu werden. Den die armen Opfer begleitenden Herren Pflegern scheint aber die Ausübung ihres Samariterdienstes bei solcher Temperatur nicht recht behaglich gewesen zu sein, denn sie hatten sich, wahrscheinlich auf telegraphischem Wege, sieben geheizte Zimmer bestellt, in denen sie denn auch bis zum anderen Morgen um 8 Uhr der Erholung und Erwärmung pflegten, während die armen Leidenden die ganze Nacht über vor Frost zitternd in den ungeheizten Waggons aushalten mußten, um dann erst ihre eben so kalte Weiterfahrt anzutreten. Hätten die weichlichen Herren Pfleger ihre Reise am Abend noch fortgesetzt, so konnten die Kranken am anderen Morgen schon unter schützendem Dache und hoffentlich in liebevoller Pflege sein.

[2000 Gulden um 20 Kreuzer gekauft.] Dieser Tage wurden beim Brünner k. k. Landes- als Handelsgerichte die Buchschulden des in Konkurs verfallenen Kaufmannes Deutsch per 2000 fl. feilgeboten und von einem Geschäftsmanne um 20 Kreuzer erstanden.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 283 Donnerstag, 22. Dezember 1870.

Der Bund der Zwölf.

(Fortsetzung.)

Der greise Mann, von welchem vorhin die Rede war, hatte selbstverständlich nicht die leiseste Ahnung davon, was ihm bevorstand, sonst würde er sich wohl gehütet haben, sich an seinem gewöhnlichen Standorte an der Rialtobrücke wieder blicken zu lassen.

Warum begegnete er aber dem Herzog von Spezzi, so oft er seiner ansichtig wurde, mit einer Art spöttischen, wir möchten geradezu sagen, mit einer Art herausfordernden Lächelns? Die Ursache hiervon soll dem Leser bald klar werden.

Eines Abends, als der Alte nichts Böses ahnend über den Markusplatz schlenderte, ward er von zwei vermummten Männern überfallen, zur Erde geworfen und geknebelt.

Man schleppte ihn mit verbundenen Augen in eine Gondel, welche sich mit ihm und seinen Begleitern sofort in Bewegung setzte. —

Die Fahrt war bald beendet und der Greis, welcher während der ganzen Zeit weder eine Gegenwehr versuchte, noch einen Laut von sich gab, fühlte nunmehr, daß er von ein paar kräftigen Armen emporgehoben und in ein Haus getragen wurde. Die feuchte Luft und der dumpfe Widerhall der Schritte ließen ihn vermuthen, daß er durch einen unterirdischen Gang transportirt wurde.

Er blieb übrigens nach wie vor unbeweglich.

„Nun gebrauche aber Deine eigenen Beine, mein Alter, wenn Du überhaupt noch gehen kannst," denn wir sind an Ort und Stelle," sprach jetzt einer von den Männern, welche ihn getragen hatten.

Er hörte wie eine Thür hinter ihnen ins Schloß fiel und es ward ihm auch in demselben Moment die Augenbinde abgenommen.

Er sah sich erstaunt um und war nicht gerade angenehm überrascht, sich vor dem gefürchteten Tribunal der Zwölf zu finden, welche sämmtlich mit schwarzen Masken vor dem Antlitz, finster dasaßen.

„Wo bin ich?" stammelte er, „und warum hat man mich hierher gebracht?"

„Du stehst vor Deinen Richtern," sprach eine sonore Stimme (es war diejenige des Präsidenten), „und Du bist hierher gebracht worden, weil Du die Geheimnisse des Bundes der Zwölf erspäht hast und wir Dich daher zum Schweigen bringen wollen."

„Ist es das?" entgegnete der Alte höhnisch lächelnd, „habe ich's doch gleich gedacht."

„Weißt Du auch, daß Dein Leben in unserer Hand ist, und daß Deine Minuten gezählt sind?"

„Laßt die eitle Drohung. Noch seid Ihr nicht mächtig genug, um sie auszuführen. Und nun ohne alle Umschweife, erfahret denn, daß Derjenige, welcher zu Euch spricht, kein Anderer ist, als Pedro Diaz, der gefürchtetste Vertraute des Rathes der Zehn.

Und während er so sprach, entledigte er sich rasch seines Mantels, nahm den langen, falschen Bart ab und richtete sich empor, um den erstaunten Blicken der Anwesenden eine robuste Gestalt in dem kräftigsten Mannesalter und von riesigem Körperbau sehen zu lassen, welche sie entschlossenen und strengen Blickes betrachtete.

„Verdammt!" riefen fast zugleich die zwölf Mitglieder des geheimen Bundes, indem sie auf ihn zuspringen wollten.

„Rührt mich nicht an und mäßigt Euren Eifer," sprach der Bedrohte ganz gefaßt und die rechte Hand erhebend. „Der Zufall hat mich Euren Bund entdecken lassen und ich hätte, wenn ich gewollt, so Manchen vor dem Machtspruch Eures Tribunals beschützen können. Ich wiederhole es, wage es Keiner, auch nur ein Haar auf meinem Haupte zu krümmen, sonst seid Ihr Alle, die Ihr mich hört, verloren. Verlasse ich diesen Ort nicht ungesäumt und unverletzt, wie ich gekommen bin, dann erfährt der Rath, dem ich mit Leib und Seele angehöre, durch einen mir ergebenen Freund noch zu derselben Stunde, welche Falle mir gelegt worden ist. Zittert alsdann Alle, denn Ihr kennt seine Allmacht. Es ist nur gut, daß ich Eure Gesichter nicht sehen kann, sonst würde ich noch ganz anders handeln. Laßt mich frei von dannen ziehen, und ich verpflichte mich in meinem und in meines Freundes Namen, Euer Geheimniß zu bewahren. Wollt Ihr das nicht, dann bedenkt, daß, wenn ich sterbe, mein

Tod furchtbar gerächt werden wird. Und nun erwarte ich Euren Ausspruch.

Es folgte nunmehr eine lange Berathung, worauf der Präsident dem Gefangenen eröffnete:

„Wir haben uns verständigt. Wir vertrauen Deiner Verschwiegenheit; Du sollst frei sein."

„Gut denn. Ihr beweist, daß Euch das Leben theuer ist. Euer Entschluß zeugt von großer Klugheit. Wenn ich einem von Euch in den Straßen von Venedig begegnen sollte, dann thue er, als wenn er mich nicht kennen würde. Und nun gebe ich mich in Eure Hände. Man möge mir die Augen verbinden, damit ich ins Freie geführt werde."

Der Präsident des Bundes der Zwölf ertheilte leise einige Befehle und der Spion des Rathes der Zehn ward wieder in die Gondel zurückgebracht, welche ihn am Ausgang erwartete, um an derselben Stelle ans Land gesetzt zu werden, wo man sich seiner bemächtigt hatte.

„Meine Brüder," sprach der Vorsitzende nach seiner Entfernung, dieser Mensch muß sterben."

„Ja, ja, das ist auch unsere Meinung," entgegneten die Mitglieder des Bundes.

„Es muß das ein sicherer Arm sein, dem die Aufgabe, ihn zu tödten, zu Theil wird."

„Für Gold sind Dolche genug zu haben, welche ihr Ziel nie verfehlen."

Es koste was es wolle, wir müssen uns seiner entledigen. Wir beauftragen mit dieser Aufgabe unseren Bruder den Herzog von Spezzi."

„Es sei; ich nehme es an," erwiderte dieser sich erhebend. „Ich kenne Jemand, der dieser Aufgabe ganz gewachsen ist. Bei unserer nächsten Zusammenkunft hoffe ich Euch mitzutheilen, daß Pedro Diaz nicht mehr unter den Lebenden ist."

(Fortsetzung folgt.)

Festung Bitsch.

Wiederholt, besonders am 23. August und in den Tagen vom 11. bis 14. September ist die Festung Bitsch von bayerischer Artillerie unter Zuhülfenahme von schwerem Festungsgeschütz aus Germersheim beschossen worden, ohne daß es gelungen wäre, die kleine aber formidable Bergfestung zum Falle zu bringen, und seit länger als 4 Wochen ist die Artillerie aus der Zernirungslinie zurückgezogen worden, die enge Einschließung des Platzes der Infanterie allein überlassend.

Unter diesen Umständen ist es nicht ohne Interesse, über die lokale Lage und Einrichtung der Festung zu berichten. Die an der Westseite am Fuße eines lang gestreckten 90—100 Fuß über dem Vorterrain sich erhebenden Bergkegels, auf welchem die Hauptfestung liegt, sich hinziehende Stadt mit nur 3000 Einwohnern (d. h. vor dem Kriege) wird südöstlich von einem schmalen See bespült, der an dieser Stelle ein vortreffliches Annäherungshinderniß abgibt; auch das dortige Wiesenterrain ist für Truppenbewegungen unpraktikabel und für den Batterienbau wegen des sumpfigen Untergrundes schwierig. Der durch die Stadt fließende Hornbach kann mittels Schleußenwerke vor seinem Eintritt in die Erstere zu einer wirksamen Ueberschwemmung angespannt werden. Einzelne kahle Gebirgskuppen, wie u. a. die Höhe zwischen der Weißenburger und Reichshofener Straße, überhöhen zwar die Bergveste und dürften für die Angriffsartillerie vortheilhafte Aufstellungspunkte darbieten; aber sie sind für schweres Geschütz nur mit vieler Anstrengung und großem Aufwand an Zeit erreichbar und der Batteriebau insofern diffizil, weil sich der Fels in sehr geringer Tiefe vorfindet und der unmittelbar gewonnene Boden zur Füllung des Batterienkörpers nicht ausreicht.

Der bereits erwähnte Sandsteinfelskegel war von Alters her mit Festungswerken gekrönt, die jedoch in Gemäßheit des Ryswicker Friedens geschleift werden mußten; 1741 wurden sie durch den Marquis v. Bombelles in der heutigen Art wieder hergestellt. Im Wesentlichen besteht der Grundriß der Festung aus einem mittels gebrochenen, sehr hohen Eskarpenmauern gebildeten langgestreckten Viereck, in dessen Winkelpunkten vier Bastionen hervorspringen; die Nordwestfront ist durch ein Hornwerk nebst Ravelin verstärkt; durch diese Werke führt der Fahrweg nach der Festung. 50—60 Fuß tiefer, unter der Plattform des Berges, also ziemlich auf halber Höhe desselben, befindet sich eine zweite Befestigung, deren Hauptsache nach in Tenaillenform angelegt, welche mit der oberen durch sehr gut disponirte Rampen und Treppenanlagen verbunden ist.

Die am Fuße liegende Stadt ist mit einer Anzahl hochprofilirter Bastionen eingeschlossen, die, ohne einem bestimmten Fortifikationssysteme anzugehören, in ihren Detailanlagen äußerst zweckmäßige Einrichtungen haben. Vor etwa 10 Jahren haben die Franzosen auf der nach Deutschland gekehrten Seite eine aus drei Werken bestehende Befestigung ausgeführt und diese einerseits an die Stadt, andererseits an die Bergfortifikation angeschlossen; man hat sie mit allen die selbstständige Vertheidigung ausmachenden Einrichtungen ausgestattet und selbige vollkommen sturmfrei ausgeführt. Diese neue Befestigung soll das Vorterrain unter rasante Bestreichung nehmen, was von der rückwärtig gelegenen terrassirten Bergbefestigung nicht in wün-

schenswerthem Maße möglich sein dürfte; es ist einleuchtend, daß diese die Erstere vollkommen einsieht und eine Festsetzung des Feindes daselbst unmöglich macht. Einen großen Vorzug besitzt Bitsch in den zahlreichen vortrefflichen, meist ganz und gar in Felsen gehauenen Kasematten, die eine bombensichere Unterkunft der Garnisonen und aller Vorräthe ermöglichen, deßgleichen sind zweckmäßig angeordnete Souterrains, Cisternen und ein 240 Fuß tiefer, gegen Bombeneinschlag gesicherter Brunnen vorhanden.

Nach diesen Andeutungen bedarf es selbst für den Laien keiner weiteren Ausführung, daß die Eroberung des Platzes auf dem Wege der förmlichen Belagerung solcher Opfer an Menschen, Material und Zeit erfordern würde, die in keinem Verhältnisse zum Werthe der Festung stehen; ebenso wird man sich überzeugt haben, daß weder ein gewaltsamer Angriff, noch eine Beschießung so leicht zum Ziele führt.

Weihnachten.

So kommst du wieder gold'ne Zeit
Mit deinen bunten Weihgeschenken,
Und öffnest alle Herzen weit,
Daß sie nur Glück und Freude denken!

O Weihnachtszeit, du Blüthentraum,
Du Frühlingstag der Christenherzen,
Wie leuchten hell durch jeden Raum
Und friedlich deine Christbaumkerzen!

„Das Christkind kommt", ruft froh das Kind
Mit seligen verklärten Blicken,
Wer fühlt, was seine Freuden sind
Und seiner Unschuld still Entzücken!

So theilt sie ihre Gaben aus
Die schöne Zeit, so reich an Segen,
Für Alle knüpft sie einen Strauß
Und Blumen streut sie allerwegen.

Doch schwerer wird des Herzens Schlag,
Wenn wir der fernen Brüder denken,
Die auch am heil'gen Weihnachtstag
Für uns ihr Blut und Leben schenken.

O heilige Nacht, geweihte Nacht,
O sinke wärmend auf sie nieder,
Die heute strecken auf der Wacht
Auf kaltem Boden ihre Glieder!

O heilige Nacht, o milde Nacht
Erquicke alle Kranken, Wunden,
O hebe sanft ihr Haupt und sacht,
Und lasse stärkend sie gesunden!

O heilige Nacht, o Trostesnacht,
O magst du süßen Trost ergießen,
Wo für die Opfer in der Schlacht
Die Thränen der Verlass'nen fließen!

O heilige Nacht, o Friedensnacht,
O wär' uns doch von dir beschieden,
Was alle Menschen glücklich macht —
Der heiß ersehnte Völkerfrieden!

Ferd. Hagspihl.

Kunst und Literatur.

Unbedingt haben die illustrirten Zeitungen eine bedeutende kulturhistorische Mission und nicht allein eine literarische Berechtigung, besonders wenn sie so gut redigirt und so vortrefflich ausgestattet sind, wie Eduard Hallberger's „**Ueber Land und Meer**", welches uns in den ersten Heften seines 13. Jahrgangs vorliegt. „Ueber Land und Meer" hat seit seinem Beginn in jeder Beziehung seinem Namen Ehre gemacht und seine sich selbst gestellte Aufgabe glänzend gelöst. Es hat nicht nur wahrheitsliebend und interessant von den Dingen erzählt, die bei uns und drüben über Land und Meer passirten, sondern es hat sich auch — ein unwiderleglicher Beweis seines Werthes — so rapid über Land und Meer verbreitet, daß es heute zu Hunderttausenden von Exemplaren in allen fünf Erdtheilen gelesen wird und zu einem Weltblatt ersten Ranges geworden ist. Wie die Deutschen über Land und Meer verbreitet sind, so ist es diese ihre illustrirte Zeitung, und wir gestehen gern, daß sich der Verleger alle Mühe gibt, immer mehr den Anforderungen zu entsprechen, welche das Publikum an ein Weltblatt zu stellen berechtigt ist. Die ersten Hefte des neuen Jahrgangs bringen gleich ein Menge interessante Dinge, die uns den weiten Leserkreis von „Ueber Land und Meer", nach dem Goeth'schen Wort: „Wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen", vollständig erklärlich finden lassen. Wilhelm Raabe eröffnet den Cyklus interessanter Novellen, welche auch dieser Jahrgang wieder bringen wird, mit „Des Reiches Krone"; sodann folgt Edm. Höfer mit „Die kleine Else"; Levin Schücking mit dem Feldzug-Abenteuer. „Die barmherzige Schwester"; F. L. Reimar mit dem spannenden Roman „Eine dunkle That" und F. W. Hackländer, der Liebling des größeren romanlesenden Publikums, hat einen Seeroman unter dem Titel „Der Sturmvogel" in Aussicht gestellt, welche Novitäten für sich allein betrachtet zum üblichen Preis für Romane schon den Abonnementspreis des Journals für's ganze Jahr mehrfach repräsentiren. Und

daneben, welch' eine Fülle von anderen, eben so interessanten Dingen: eine vortrefflich geschriebene Geschichte des gegenwärtigen Krieges von dem ausgezeichneten Militärschriftsteller Bernd von Guseck; Originalberichte und Episoden vom Kriegsschauplatz, aus den Federn des berühmtesten Spezialberichterstatters; Gedichte von Friedrich Bodenstedt und Emanuel Geibel; Skizzen und Briefe von Elise Polko und Schmidt-Weißenfels — genug, soviel des Interessanten und Lesenswerthen, daß nur die ungemeine Verbreitung des Blattes uns seinen billigen Abonnementspreis (5 Sgr. pro Heft) erklärlich finden läßt. Was den bildlichen Inhalt der Hefte betrifft, so steht derselbe, in Bezug auf taktvolle Auswahl und künstlerischen Werth, mit dem literarischen auf gleicher Stufe. Ein Blick in die ersten Hefte — die in jeder Buchhandlung zu haben sind — genügt, um das zu beweisen. Besonders interessiren auch Bilder vom Kriegsschauplatz, denen der Stempel der blutigen Wahrheit so sehr auf die Stirn gedrückt ist, daß man ihnen sofort ansieht, daß sie an Ort und Stelle der Aktion gezeichnet wurden. Dann daneben welche Fülle von gesundem Humor, interessanten Notizen, unterhaltenden Räthseln, Genrebildern, Kriegskarten! Wir wissen wirklich nicht, was wir mehr loben sollen, die Güte oder die Billigkeit des Journals.

Mannigfaltigkeiten.

Herborn, 17. Dez. Der am 15. d. Mts. hier in der Nähe beim Dorfe Eicken eingefangene Pariser Ballon wurde gestern per Fuhre von da abgeholt und heute im Hofe des hiesigen Schlosses (Vereinslazareth) zur Ansicht bis auf Weiteres ausgestellt. Derselbe ist von Shirting und scheint einen Leinöl- und Firniß-Anstrich mit einem Zusatz von Wachs zu haben. Derselbe hat den Namen »Ville de Paris«, wiegt etwa 25 Ztr., ist 24 Meter lang und hat 50 Meter Umfang. Das Netz ist gut erhalten, der Ballon hat jedoch viele Risse, theils beim Landen im Wald und beim Herabnehmen von den Bäumen, erhalten. Die Gondel, aus Weiden- und Rohrgeflecht, ist ca. 5' lang und 4' breit und barg außer den beiden Luftschiffern eine Post von circa 30 Tausend Briefen. Der ältere der beiden Gefangenen war Luftschiffer nach seiner Angabe, wie auch seine Legitimationen besagten, und erhielt für die Fahrt 2000 Fr. und sein Gehilfe 1000 Fr. Der in der Eifel gesehene Ballon muß mit dem hier eingefangenen nicht identisch sein (?), da die Abfahrtszeit nicht mit einander stimmt und der hiesige nach den amtlichen Papieren nur 2 Mann (Luftpostbeamte) als Besatzung hatte. Der in Sinn ausgeladene Briefsack war nicht, wie zuerst vermuthet wurde, in Folge des Herunterwerfens aufgerissen, sondern das schwere Segeltuch war scharf durchschnitten und muß dies kurze Zeit vor dem Niederkommen geschehen sein; denn die über eine halbe Stunde Wegs zerstreuten, in den Gemarkungen Sinn und Flaisbach vorgefundenen unversehrten Privatbriefe lassen vermuthen, daß die Franzosen dieselben als unschädlich auswarfen, dagegen die Korrespondenz der Regierung, in lauter kleine Stückchen zerrissen, in alle Lüfte streuten. Was von letzteren gesammelt werden konnte, ist geschehen und nebst Briefen und Gefangenen auf dem Wege nach Versailles. Die von Wetzlar Ihnen gewordene Mittheilung, daß der eine der Reisenden ein höherer französischer Offizier sei, ist wohl nur Vermuthung; nach seiner eigenen Aussage, so wie nach den mitgeführten Papiereren und seinen rauhe Arbeit bekundenden Händen ist dies nicht anzunehmen.

Charade.

Daß man es keinen Fehler nenne,
Weil ich das Wort willkürlich trenne,
Setz' ich voraus! und nun:
Die Erste, werther Leser! suche
In keinem deutschen Wörterbuche,
Sie steht nicht d'rin!
Doch wenn ich nicht im Irrthum bin?
So hat man sie, so sehr es ihn auch kränkt,
Jüngst einem Kaiser angehängt; —
Was nun die letzte Zwei bedeuten?
So hört man sie von frommen Leuten
(In der Hoffnung auf des Himmels jus,)
Gar oft als des Gebetes Schluß.
Das Ganze macht, so wie man weiß,
Dem Schüler oft recht bang und heiß,
Doch leicht wird's ihm ums Herz, auch manchem Praktikanten,
Wenn er es glücklich hat bestanden.

M. M.

Auflösung des Räthsels in Nr. 277:

Han del, Mandel, Wandel.

Richtig gelöst von K... G.....

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Mailand.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 284 Freitag, 23. Dezember 1870

Der Bund der Zwölf.

(Fortsetzung.)

Bevor sie sich trennten, erneuerten sie noch Alle den Bundeseid, welcher sie zur allmähligen Ausrottung aller Mitglieder, Spione und geheimen Vertrauten des Bundes der Zehn verpflichtete.

In einem entfernten Stadttheil Venedigs stand zu jener Zeit eine halbverfallene Hütte von ganz unheimlichem Aussehen, welche von Morini, einem Bravo, das heißt von einem Menschen bewohnt war, welcher aus dem Meuchelmord ein einträgliches Geschäft und seinen Dolch für Geld und gute Worte ohne Rücksicht auf die Person des Opfers, Jedermann dienstbar machte.

Er lebte ganz einsam und eingezogen und sah und sprach Niemand außer Denjenigen, welcher seiner Dienste bedurften, oder die Abgesandten des Rathes der Zehn, wenn es ein neues Opfer aus der Welt zu schaffen gab. —

In einer dunklen Nacht — die Geisterstunde war längst vorüber — klopfte es an seiner Thür.

„Hm!" brummte er in den Bart hinein, „schon wieder ein Auftrag? Man hat doch gar keine Ruhe. Nicht einen Tag kann man rasten, fortwährend gibt's vollauf zu thun."

Er beeilte sich zu öffnen und befand sich dem Herzog von Spezzi gegenüber.

„Guten Abend, Morini," begann der Letztere. „Wenn Du Lust hast, eine Hand voll Dukaten zu verdienen, dann wüßte ich für Dich eine lohnende Arbeit. Zum Teufel auch," fügte er hinzu, indem er sich in der Stube umsah, „Du wohnst ja hier recht erbärmlich. Bist Du denn ein Geizhals geworden, oder ist Dir der Dolch in der Scheide eingerostet? Wie, Du bist doch schon seit so langer Zeit ein Bravo und hast Dich noch nicht besser einzurichten vermocht? Du schläfst auf einer Pritsche, die der letzte der Lazzaroni verschmähen würde, der Scherben einer Flasche dient Dir als Leuchter und zum Sitzen hast Du nichts als diesen Schemel? Ich müßte mich sehr irren, wenn es nicht die höchste Zeit ist, daß ich Dir helfe. Doch, sieh' zuerst nach, ob kein Späherauge in der Nähe ist, und ob wir unbehorcht sprechen können.

„Ich will es gern thun, obgleich mir die Mühe überflüssig erscheint."

Morini ging hinaus, machte die Runde um die Hütte und fand eine menschliche Gestalt, welche zusammengekauert unter seinem Fenster saß.

„Bist Du es, Pedro?" fragte er mit leiser Stimme, sich dem Fremden nähernd.

„Ja, ich bin es," antwortete der Vertraute des Rathes der Zehn in derselben Weise. „Es ist für mich von der allergrößten Wichtigkeit zu hören, welcher Vorschlag Dir von Deinem Gast gemacht werden wird. Ich weiß, wer es ist und errathe den Zweck seines Hierseins. Durch diese Mauerspalte entgeht mir kein Wort. Geh' nur rasch wieder hinein."

Morini ging in die Stube zurück und sagte dem Herzog, daß er furchtlos sprechen könne.

„Nun denn, ohne Umschweife," entgegnete dieser. „Reizt Dich diese Börse?"

Und er ließ deren Inhalt auf den Tisch rollen so daß die Augen des Bravo beim Anblick der blanken Goldstücke vor Lüsternheit Funken sprühten und seine Hand unwillkürlich darnach zuckte.

„Ich weiß zwar nicht, was Sie von mir verlangen werden," bemerkte er, „ich gehe jedoch im Voraus auf Alles ein, was Sie wollen."

„Gut, ich will mich Dir näher erklären. Du bist gewiß schon oft auf der Straße einem alten Mann mit einem langen, weißen Bart begegnet, welchen die Last seiner Jahre zu Boden zu drücken scheint? Dieser ist es, um den es sich handelt, Du siehst also, daß der Preis, den ich Dir für diese Arbeite biete, nicht gering ist."

„Nun, ich will mit Ihnen nicht handeln. Das Geschäft ist abgemacht."

„Wenn Alles besorgt ist, dann bringst Du mir den eisernen Ring, den er am Finger trägt, zum Zeichen, daß Du Dich Deines Auftrags entledigt hast."

Nachdem der Herzog sich entfernt hatte, zählte Morini die Goldstücke und verbarg sie in einer Schublade.

Pedro trat jetzt in die Stube. Er trug den falschen Bart und dieselben Kleider wie an dem Abend seiner gewaltsamen Entführung.

„Sieh' mich nur recht genau an, mein Freund," sagte er dem Bravo, „ich bin Derjenige, welchen Du zu tödten Dich verpflichtest."

„Zum Henker auch," rief überrascht der Andere, ihn aufmerksam betrachtend; „der Greis, dieser lange, weiße Bart, die gebeugte Haltung, das Alles —"

„Ist mein Eigenthum," unterbrach ihn der geheime Agent des Rathes der Zehn, indem er sich seiner Vermummung entledigte. „Du wirst mir zugeben, daß das Geschäft nicht schlecht ist, und ich gönne es jedenfalls lieber Dir als jedem Anderen. Die Arbeit soll Dir übrigens nicht schwer gemacht werden," fügte er lächelnd hinzu. „Von dieser Stunde an wird der Mann, den man Dir beschrieben hat, sich in Venedig niemals wieder blicken lassen. Er ist und bleibt verschwunden, oder vielmehr sein Bart bleibt es."

„Du gibst mir aber doch den Ring, den ich dem Herzog bringen soll," sagte Morini mit Heiterkeit. „Es ist nur ein Glück, daß er nicht die entfernteste Ahnung davon hat, daß ich zu dem Rathe der Zehn in Beziehungen stehe. Der arme Herzog, wenn er wüßte, daß er dem Teufel in den Rachen gerannt ist!"

„Laß nur gut sein," entgegnete Pedro in feierlichem Tone, „die Stunde meiner Rache wird bald geschlagen haben. Du weißt es, Morini, welche Gründe mich veranlaßt haben, mich dem Rath der Zehn als Spion zu verkaufen. Ohne diesen Herzog, den die Hölle verschlingen möge, wäre ich heute ein glücklicher Gatte, vielleicht ein glücklicher Vater. Ich schwöre es Dir, daß er binnen Kurzem vor dem Tribunal derjenigen Richter stehen soll, denen wir Beide gehorchen.

Und er schlug mit geballter Faust auf die Tischplatte.

„Er und der ganze Bund der Zwölf," ergänzte ihn der Bravo mit drohender Geberde.

„Es soll keiner von den verdammten Patriziern geschont werden. Hier hast Du den Ring."

„Und Du, nimm' die Hälfte dieser Goldstücke. Es ist nur billig, wenn wir uns darin theilen."

(Schluß folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Versailles, 18. Dezb.

Wie eifrig die Vorbereitungen zum Bombardement betrieben werden, erhellt daraus, daß die auf der Landstraße von Lagny fahrenden Proviantkolonnen den Munitionskolonnen den Vorrang einräumen müssen. Die Nachrichten über die Dauer einer genügenden Verproviantirung von Paris stehen sich so diametral gegenüber, daß Keiner in diesem Labyrinth den Faden mehr finden kann. Während Fürst Wittgenstein Paris noch für $1\frac{1}{2}$ bis 2 Monate verproviantirt sein läßt, behauptet ein gestern aus Paris hier eingetroffener englischer Attache das Gegentheil. Fürst Wittgenstein hat dem beim Bundeskanzleramte beschäftigten Legationsrathe Grafen Hatzfeld zwei prachtvoll genährte Füllen aus Paris zum Präsent gemacht, um uns von der Leistungsfähigkeit von Paris zu überzeugen. Man hat jedenfalls alle Angaben über die Verproviantirung von Paris mit großer Vorsicht aufzunehmen."

Dem Feldpostbriefe eines Freiwilligen vom Kaiser Franz-Regimente aus Sevran, 18. Dezember, entnehmen wir Folgendes: „Gestern kehrte ich vom Vorpostendienst aus le Bourget zurück. Seit langer Zeit schon hatte man erkannt, daß im Falle eines Angriffes der Bahnhof in le Bourget nicht zu halten sei. Als ich mit meinen Kameraden die Vorposten bezog, empfingen wir sofort die Ordre, ein gegebenes Signal (einen Pfiff) uns sofort in unsere Replis zurückzuziehen. Kaum war das letztere geschehen, als der Bahnhof sammt der Ankunftshalle und dem Waggonschuppen mit einem furchtbaren, die Erde erschütternden Geräusch in die Luft ging. Die Franzosen allarmirten zwar sofort, zogen es aber vor, uns weder durch ihr Erscheinen, noch durch Granaten zu belästigen. Dem Vorpostendienste folgte eine Anstellung auf einem Observations-Thurme, auf welchem ich vier Stunden lang mittelst Fernglas das Treiben der Franzosen beobachten konnte. Schon bei Tagesanbruch stürmten wenigstens 1000 Mann aus den Forts zum Bau von Schanzen, welche vom Fort Aubervilliers bis zum Dorfe Drancy und nach Bondy gehen. Diesen schloß sich bald darauf eine andere Abtheilung an mit der Aufgabe, den letzten Rest von Kartoffeln auf dem Felde aufzulesen. Die Vorposten befinden sich mit diesen Leuten immer im Kampfe. Am Tage sah ich viele Equipagen, theilweise mit Vorreitern, aus den Forts kommen, für deren Insassen unsere Vorposten und Stellungen ein besonderes Interesse zu haben schienen. Hoffentlich wird das Bombardement dieses Vergnügen bald verleiden. Noch will ich nachträglich erwähnen, daß am 30. November, nachdem wir le Bourget im Sturm genommen, der Kommandant vom Fort Aubervilliers, Herr Ludemir Matuchowiz, Redakteur des „Reveil", an unsere Vorposten seine Visitenkarte abgeben ließ. Wollte er etwa seinen baldi-

gen Besuch ankündigen? Wir werden ihn sicher gebührend empfangen."

Karlsruhe, 22. Dez.

Nach neueren Nachrichten treffen im südlichen Frankreich frische afrikanische Truppen ein, welche der Lyoner Armee als eine Art Freikorps beigegeben w rden sollen. Welcher Art diese Horden sind oder sein sollen, lehrt unter Anderem ein Artikel, der aus der „Indépendance algérienne" seinen Weg in französische Blätter gefunden hat. Er lautet:

Die Gums. Der Augenblick ist gekommen, die Anordnungen der Generals Faidherbe auszuführen und sofort die Gums marschiren zu lassen. Es wäre zu wünschen, daß unsere Provinz zehn Gums zu je 200 Mann stellte. Sie wären von Kaids und einigen Offizieren der arabischen Bureaux zu befehligen, welche gut arabisch sprechen. Diese Gums würden nach Lyon gehen, sobald sie bereit sind. Dort kämpfen sie als Plänkler und übernehmen den Aufklärungsdienst, da wir unsere leichte Kavallerie nun einmal nicht zu gebrauchen verstehen. Der nächste Zweck wäre: die Uhlanen zu vernichten oder wenigstens durch einiges Kopfabschneiden einzuschüchtern. In zwei oder drei Gruppen, denen man einige deutsch redende Offiziere und und Unteroffiziere beigäbe, werden sie sich in das Herzogthum Baden werfen, wo sie zur Aufgabe haben, den Deutschen das Uebel, das sie uns anthun, zurückzugeben, d. h. alle Dörfer zu verbrennen und alle Wälder anzuzünden — eine Kleinigkeit jetzt, wo das trockene Laub den Boden bedeckt. Der Schwarzwald wird in Brand gesetzt werden und Nachts das Rheinthal erleuchten; darnach werden die Gums ihn umgehen und nach Württemberg kommen, wo sie Alles verwüsten. Der Ruin der mit Preußen verbündeten Länder wird sicherlich deren Abfall herbeiführen.

Die Gums tragen nichts als Patronen bei sich. Ueberall finden sie Lebensmittel; sie verbrennen die Städte und Dörfer erst dann, wenn sie sich auf einige Tage mit dem Nothwendigen versehen haben. Wir werden diesen braven Söhnen des Propheten sagen: Wir kennen euch, wir schätzen euren Muth, wir wissen, daß ihr energisch, ungestüm, unternehmend seid; geht und schneidet Köpfe ab; je mehr desto höher wird unsere Achtung vor Euch steigen. Auf die Nachricht von dem Einfall dieser Afrikaner auf dem feindlichen Boden wird sich ein Schrecken in Deutschland verbreiten und die preußischen Heere werden ihren Abzug von Haus und Hof zu bereuen anfangen, wo ihre Frauen und Kinder mit ihrem Leben die Grausamkeiten ihrer Väter und Männer bezahlen müssen. Fort mit dem Erbarmen! Fort mit den Gefühlen der Menschlichkeit! Keine Gnade für die modernen Vandalen, welche an Ruchlosigkeit die Hunnen und alle Barbaren des Mittelalters übertreffen, die die Wälder der Germaniens seit 1400 Jahren über uns ausgespieen haben. Nur ein Einfall in Deutschland kann die Aufhebung der Belagerung von Paris rasch herbeiführen. Die Gums werden Ehre einlegen, wenn wir ihnen die Losung geben: Tod, Plünderung, Brand!

Es bedarf keines Kommentars, um aus diesen Zeilen die Zivilisation kennen zu lernen, an deren Spitze die französische Nation marschirt, aber auch die Narrheit, in der sie sich ergeht. Daß solche Brandbriefe wirklich in Frankreich Gläubige finden, dafür spricht, daß wir die Kenntniß des obigen Machwerkes einem ernsthaften, in Frankreich seit lange niedergelassenen Manne verdanken, der dasselbe Verwandten mittheilt und diese beschwört, schleunigst ihre Habe zu packen und in der Schweiz ein Asyl zu suchen. Zunächst werden die Gums, wenn sie über's Meer kommen sollten, nothgedrungen Gelegenheit finden, die französischen Dörfer mit ihrer Gegenwart zu beglücken und an dem trockenen Laub der französischen Wälder — mit oder ohne Petroleumzugabe — Glimmversuche zu machen. Dafür, daß das Kopfabschneiden ihnen verleibet wird, werden die Deutschen sorgen. Wollen die Franzosen sich zur Einübung hergeben, so ist das freilich ihre Sache.

Wo „Mannheim" sein Name her hot.

Manne'm steht so manches Johr
Unn es is doch Keem noch klor,
Wo der Name her is kumme,
Den die Stadt hot angenumme.
Gelt, Ihr meent, es käm vun „Männer",
Sagt als große Schriftekenner:
Ei, wo Männersinn derhem,
Dodervunn der Name käm.
Jo, Recht habt err; doch den Sinn,
Wie Ihr's meent, finn ich nit drinn;
Männer, seid norr uf der Hut,
Duht Euch jo nicks d'ruf zu gut;
Werft Euch nit so in die Bruscht,
„Eurer Würde stets bewußt" —
Dann Ihr werd's glei merke kenne,
Woher sich die Stadt duht nenne.
Eire Weiwer g'heert der Preis,
Dann beim Ausgehe heeßt's ganz leis:
„Mann, du kummscht bei Zeit mer heem!"
Auszubleiwe roth' ich keem!

Luwichs

Mannigfaltigkeiten.

[Das Ende einer Tänzerin.] In einem Keller der Laudongasse in Pesth wurde dieser Tage eine weibliche Leiche gefunden. Die Untersuchung ergab, daß die Unglückliche eines gewaltsamen Todes gestorben war. Die Ermordete mochte ein Alter von 45 Jahren haben. In ihrer Jugend war sie Tänzerin im deutschen Theater und hielt in der Waiznergasse eine elegante Wohnung, in welcher sie mit ihren Freunden und Freundinnen ein sehr lustiges Leben führte. Als Anna Szalay, so war ihr Name, daran zu denken anfing, daß ihre Jugend und Schönheit bald schwinden werden, verheirathete sie sich, allein ihre Ehe war nicht glücklich. Vor fünf Jahren ließ sie sich von ihrem Gatten scheiden und lebte von Handarbeiten. Ihre Lage aber wurde immer trauriger und in der letzten Zeit war sie kaum mehr im Stande, sich ihr Brod zu verdienen. Da ergab sie sich dem Branntweintrunke und war in den berüchtigtsten Spelunken ein täglicher Gast. Sie wohnte in einem Keller und als sie am 2. ds. spät in der Nacht nach Hause kam, erzählte sie ihrer Genossin, daß man sie im Wirthshaus geschlagen habe, allein sie habe sich tüchtig zur Wehr gesetzt und sei ihren Angreifern nichts schuldig geblieben. Am nächsten Morgen war sie todt. Anfangs glaubte man, sie sei erfroren, allein die Untersuchung ergab, daß sie sieben Wunden erhalten hatte, an denen sie verblutete. Die Polizei fahndet nach dem Mörder und hat unter Denjenigen, welche sich mit der Unglücklichen zuletzt unterhalten hatten, mehrere Verhaftungen vornehmen lassen.

Man schreibt aus Berlin, 20. Dez.: Die ersten rohen Granitblöcke zu den sechszehn monolithen Säulen der Halle des Siegesdenkmals auf dem Königsplatze sind aus Schweden hier eingetroffen. Dieselben haben eine Länge von circa 16 Fuß bei einer Stärke von ca. 4 Fuß, und wiegt jeder Block über 300 Zentner. Da sich innerhalb der Stadt kein Krahnen befindet, der so große Lasten trägt, so sind die Blöcke mit dem großen Krahnen des Borsig'schen Eisenwerks in Moabit ausgeladen und von dort auf einem achtspännigen Wagen nach dem Werkplatze der Steinmetzmeister Kessel und Röhl geschafft, in deren Dampf-Granitschleiferei bereits großartige Vorkehrungen zur weiteren Bearbeitung derselben getroffen sind. Im neuen Berliner Rathhause sind in diesen Tagen an den auf der dritten Etage belegenen Korridorwänden wie im Rathskeller altdeutsche Sprüche angebracht worden, und zwar den betreffenden Deputationen ꝛc. entsprechend. So liest man in dem Kuppelraume des Thurmes: „Wo einst die Fischerhütte stand, ragt jetzt der Thurm als Lug in's Land." Auf dem Korridor, auf dem man in jenen Raum gelangt, woselbst die Arbeitszimmer der Bau-Deputation gelegen sind: „Wer da baut an Markt und Straßen, muß Neider und Narren reden lassen." „Jeder hat einen Sparren frei, wer's nicht glaubt, hat ihrer zwei." Ueber den Thüren der Gewerbe-Deputation: „Bei sieben Künsten geht man betteln, bei einer kann man Altmeister werden." „Denke an faule Tage und arbeite darauf los."

[Ein Zeichen der Zeit.] Aus Siegen wird mitgetheilt: Als hier das Siegesfest von Sedan durch allerhand Straßenaufzüge gefeiert wurde, an denen sich selbstverständlich die liebe Straßenjugend stark betheiligte, kam so ein kleiner Knirps von sieben Jahren zu spät zum Mittagessen. Zu Hause angekommen, wollte er sich sans façon über die erkaltete Suppe hermachen, wurde aber von der Mama ernstlich bedeutet: „erst beten". Gehorsam legte der Kleine den Löffel wieder hin, faltete die Händchen und betete:

„Lieber Gott kannst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.
Amen!"

Zur Auflösung des Räthsels in Nr. 277:

„Handel", jene Nahrungsquelle,
Die Manchen nicht zufrieden stellt,
Weil ihm nebst Maas — Gewicht und Elle,
Der Hauptfaktor — das Geld oft fehlt. —

„Mandel", süß — narkot'sche Frucht;
Manch' Deutschem warst du unbekannt,
Der dich vielleicht jetzt oft versucht,
Dort in dem südlich wälschen Land. —

Führt Peter einst dich vor's Gericht —
Nach „Handel", „Mandel" fragt man nicht;
Wenn nur dein „Wandel" fleckenrein,
Dann heißt es: — „Bester, komm' herein!" —

Gabriel Katzenberger in W.

* * *

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr. 285 Samstag, 24. Dezember 1870.

Der Bund der Zwölf.

(Schluß.)

Als der Bund der Zwölf einige Tage darauf auf's Neue zusammentrat, erstattete der Herzog von Spezzi, wie verabredet war, Bericht über die Ausführung des ihm zum Theil gewordenen Auftrags und zeigte der Versammlung den eisernen Ring, den ihm der Bravo als das ausbedungene Zeichen von dem Tode Pedro's überbracht hatte.

Seine Kameraden belobten ihn ob seines Eifers und gaben sich damit zufrieden.

Sie ahnten nicht, daß dieser Anschlag auf das Leben eines Dieners des Rathes der Zehn auch ihrem geheimen Bunde den Todesstoß versetzen würde.

Acht Tage später näherte sich dem Herzog von Spezzi, als derselbe eines Abends aus seiner Gondel stieg, ein Mann aus dem Volke; er ließ ein zusammengefaltetes Papier in des Herzogs Hände gleiten und verschwand eben so rasch wie er gekommen war.

Der Letztere öffnete, in seiner Wohnung angelangt, das räthselhafte Schreiben und erblaßte furchtbar, nachdem er es gelesen hatte.

Es enthielt nur die folgenden Worte:

„Alberto, Herzog von Spezzi! Wir befehlen „Dir hiermit, Dich vor dem Rath der Zehn zu „stellen. Solltest Du dieser Aufforderung keine „Folge leisten wollen, dann wird Dich der Tod „ereilen, gleichviel unter welcher Gestalt und wo„hin Du Dich auch flüchten mögest. In zwei Stun„den wirst Du von zwei Vertrauten unseres Tri„bunals in Deiner Wohnung abgeholt werden. Du „wirst ihnen ohne Widerrede folgen. Anderenfalls „mache Dich bereit zu sterben."

Als der Tag zur Neige ging, fanden sich zwei Vermummte bei dem Herzog ein, um ihn abzuholen.

Er leistete keinen Widerstand und ließ sich ruhig vor die Schranken des gefürchteten Gerichts schleppen, welches ihn vor sein Forum zitirt hatte.

Man hatte ihm die Augen verbunden. Als die Binde entfernt wurde, sah er sich vor seinen Richtern. Der Anblick der Folterwerkzeuge, welche ihn umgaben, ließ ihn unwillkürlich erzittern.

„Alberto, Herzog von Spezzi," begann die Stimme des Präsidenten, Du stehst hier unter einer doppelten Anklage. Du wirst zunächst beschuldigt, einer geheimen Verbindung angehört zu haben, welche sich der Bund der Zwölf nennt und deren Mitglieder alle unsere erbittertsten Todtfeinde sind."

„Ja, es verhält sich so, und ich bin stolz darauf, dem Bunde anzugehören."

„Gut, Du sollst Dein Urtheil empfangen. Es geht ferner das Gerücht, daß Du unsern ergebensten Vertrauten, Pedro Diaz, ermorden ließest, oder daß Du doch einen Mörder zu diesem Zweck gedungen hast."

„Das ist nicht wahr," erwiderte der Herzog mit fester Stimme.

„Man lasse die Zeugen eintreten," befahl jetzt der Vorsitzende.

Zwei maskirte Männer traten ein.

Der Herzog folgte angstvoll einer jeden ihrer Bewegungen.

Als dieselben dicht in seiner Nähe angelangt ihre Masken abnahmen, vermochte er einen Schrei des Entsetzens nicht zu unterdrücken.

Es waren Pedro Diaz und Morini.

„Hölle und Teufel! Du lebst noch?"

Und er sank besinnungslos zu Boden.

Man brachte ihn wieder zum Bewußtsein und fing an, ihn zu foltern, um die Namen und den Stand der übrigen Mitglieder des Bundes der Zwölf aus ihm zu erpressen.

Er rief Pedro in seine Nähe und sprach mit verlöschender Stimme:

„Pedro, ich war während meines ganzen Lebens Dein Verhängniß; vergib mir, ich sterbe —"

Wenige Augenblicke nachher gab er unter den furchtbarsten Martern seinen Geist auf.

Der Bund der Zwölf existirte nach Ablauf der nächsten vier Wochen nicht mehr. Seine Mitglieder wurden einer nach dem andern von dem Rath der Zehn vor Gericht gezogen, verurtheilt und zu Tode gefoltert.

Pedro Diaz blieb noch lange im Dienste Derjenigen, an welche er sich als Spion verkauft hatte, bis auch das blutige und despotische Tribunal der Zehn neueren, humaneren Institutionen weichen mußte.

Er siedelte alsdann nach Neapel über, wo auch er endlich dem mörderischen Stahl eines Bravo zum Opfer fallen sollte, welcher von den Nachkommen des Herzogs von Spezzi als sein Henker gebungen worden war.

Acht Tage südwärts.

(Von Dr. Georg Horn.)

In der Ueberschrift liegt auch wohl die Erklärung, warum ich die „Kölnische Zeitung" eine Woche lang ohne Nachricht gelassen habe; wir hatten einen militärischen Ausflug nach dem Süden zu gemacht. Nach der Einnahme von Orleans waren wir wieder gerade acht Tage dorten gewesen, wir hatten uns mit der angenehmen Stadt einigermaßen befreundet, wir fühlten uns da wohl, obgleich es sonst nicht angenehm ist, vom Morgen bis zum Abend die Klagen der Einwohner anzuhören und jeden Bissen unter obligater Seufzerbegleitung einnehmen zu müssen; aber man kommt schließlich dahin, für solche Fälle gar kein Französisch zu verstehen, mit vollständiger Taubheit behaftet zu sein. Es gab vom zweiten Tage unseres Einrückens in die berühmte Stadt der Jungfrau an bis zum 16. Dez. jeden Tag Krieg, es fehlte Einem etwas, wenn man am Morgen die Kanonen nicht hörte, und auf meine liebenswürdige Wirthin machte dieses dumpfe Rollen aus der Ferne einen Eindruck, wie auf Kinder das Gewitter. Ich wußte schon, was das zu bedeuten hatte, wenn sie Morgens gegen 11 Uhr an die Thür klopfte. Monsieur, on se bat. — Oui, Madame. C'est pour ce que nous sommes exprès venus, Madame. — Oh, mon Dieu! La paix — que le bon Dieu nous donne la paix! — Mais votre dynastie des avocats ne la veut pas. — Oh, ce Gambetta! Que se le déteste! Je pourrais l'étrangler! — Man konnte sich preußischerseits solche militärische Capriccios auf die Länge doch nicht gefallen lassen. Die Kämpfe wurden zwar meistentheils nur mit Artillerie geführt, um unsererseits möglichst Leute zu schonen; unsere Verluste beschränkten sich den französischen gegenüber auf ein Minimum, aber selbst dieses gab höchst bedauernswerthe Verluste für die Armee sowohl als für die Familien. Wir haben bei Meung, bei Beaugency und Cravant doch noch genug theures vaterländisches Blut lassen müssen; mancher Weihnachtsbrief wird nach dem Abgangsorte zurückgehen mit dem Vermerk auf der Rückseite: „Gefallen in dem Treffen da und da" — und die Weihnachtsfreude wird in lautes Schluchzen des Schmerzes sich verwandeln.

Am 10. Dezember hatten das 9. Korps (v. Manstein) und das 10. (v. Voigts-Rhetz) die Franzosen endlich gezwungen, die Stellungen in so großer Nähe von Orleans aufzugeben und sich etwas mehr zurückzuziehen, nach Blois und noch weiter — je weiter, desto besser und sicherer für sie. An Paris sei für sie nicht mehr zu denken, also habe das Stehenbleiben um Beaugency doch keinen eigentlichen Zweck. Das hatten ihnen die Generale v. Manstein und v. Voigts-Rhetz durch ihre Sechspfünder sagen lassen, und das Zweckdienliche desselben scheinen die Franzosen auch eingesehen zu haben und zogen sich hübsch zurück.

Einen zurückgehenden Feind muß man mit aller Kraft verfolgen, ist ein militärisches Axiom, und darum hatte sich auch am 12. Dezember der General-Feldmarschall Prinz Friedrich Karl von Orleans aus mit seinem Hauptquartier aufgemacht, um den Feind noch irgendwo zu fassen und die Loirelinie ein für alle Mal von seinen Belästigungen frei zu halten. In wenig Tagen hoffte der General-Feldmarschall, wie ich aus zuverlässiger Quelle erfahre, wieder in Orleans zurück zu sein und die prächtigen Räume in der dortigen Präfektur wieder zu beziehen; darum quartirte sich auch General v. d. Tann daselbst nicht ein In Orleans waren nämlich die Bayern als Besatzung wieder eingerückt, eine Genugthuung, die man ihnen für die nothwendig gewordene Räumung von Orleans gewährte. Der Weg nach Beaugency mag etwa 2½ Meilen betragen und führt zum großen Theile an der Loire vorbei; aber Himmel und Wasser waren an diesem Tage ganz gleich. Der Erstere hing voll Nebel und Regen und die Loire hatte ihr schönes, grünes Gewand abgethan und sich in eine Nebelkappe gehüllt. Auf dem Wege begegneten uns ganze Züge von maroden Bayern, mit allerlei wunderlichen Kostümen angethan, auch Züge von Verwundeten aus den letzten Gefechtstagen.

In der Nähe von Meung sieht man auch die Spuren des Kampfes vom 7. Dezember; die einzelnen an der Straße stehenden Gehöfte, nach dem Umfange und der Bauart zu schließen Zeugen eines großen Wohlstandes, waren durch die Granaten in Trümmerhaufen verwandelt, zerschossen, ausgebrannt, und nur hier und da sah man einen Menschen, vielleicht den Besitzer, mit dem stumpfen Ausdrucke eines von einem furchtbaren Schicksalsschlage Betäubten in der verwüsteten Stätte umherirren. Sah man weiter nach rechts und links, so konnte man

ganze Gruppen von Landleuten bemerken; sie hatten sich um die todten Pferde gesammelt, diese wurden abgeledert und mit dem Fleische konnten sie ihren Hunger stillen.

(Schluß folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Aus der Zuschrift eines in Pau (Dep. der Pyrenäen) lebenden Engländers veröffentlicht die „Kempt. Ztg." Folgendes: „Pau, 30. Nov. Die meisten deutschen Gefangenen von Orleans sind hierher gebracht worden, es sind ihrer 9—1200 Mann, die Mehrzahl Bayern, darunter 200—300 Kranke und Verwundete. Der erste Trupp von 50—60 Verwundeten wurde in das Spital des Jesuiten-Kollegiums und der armen Schwestern vor ungefähr 14 Tagen gebracht. Am Freitag Abends kamen etwa 300 Mann an, die meisten krank. Nirgends war eine Anstalt zu ihrem Empfang getroffen, man pfropfte sie in den Zellen und Gängen des Gefängnisses auf höchstens einem Strohbündel aufeinander. Leute, am Typhus und Durchfall sterbend, Verwundete, deren Wunden nicht verbunden waren, Alles durcheinander. Am Sonntag brachte man 9 der Verwundeten in eine Ambulanz, welche die französischen Protestanten für französische Verwundete errichtet hatten. Madame Krüger, Gattin des Predigers der freien Gemeinde, übernahm die Leitung zeitweilig, bis eine geeignete Aufseherin gefunden sein würde, und am Samstag waren wenigstens 9 dieser armen Bursche (es wäre Raum für 20 gewesen) in erträglicher Lage. Am Sonntag Abends kam Hr. v. Booglet, ein holländischer Ambulanzarzt, zu Madame Krüger und erzählte ihr, daß er die Gefangenen im Gefängniß besucht habe; daß sie daran seien, vor Hunger zu sterben, wenn nicht schnell etwas für sie geschähe. Diese Leute waren 4 Tage von Orleans nach Pau unterwegs gewesen, waren am Freitag nach Pau gekommen und hatten bis am Sonntag Nachts nichts als trockenes Brod und kaltes Wasser gehabt. Madame Krüger bereitete sofort in einem großen Kessel Kaffee und eilte in das Gefängniß, ihn zu vertheilen. Sie äußerte, daß sie in ihrem Leben keine ähnliche Scene von Schmutz und Elend gesehen habe, als diese. Alle diese Typhus- und Dysenterie-Kranken, theilweise mit furchtbaren Wunden bedeckt, krochen ihr entgegen, nur um etwas Warmes zu trinken zu bekommen. Einer dieser Aermsten, zu schwach zu ihr hinzukriechen, streckte ihr flehend die Arme entgegen. Sie ging zu ihm und setzte die Tasse an seine Lippen — aber sein Kopf fiel zurück und er murmelte: „Ich kann nicht." Er vermochte das Dargebotene nicht mehr zu schlucken. Montags gingen Hr. G. und Mistreß St. aus, um irgend ein anderes Haus, zu einem Lazareth geeignet, zu suchen. Sie gingen auch zum Präfekten, zum Militär-Intendanten und anderen Behörden, um ihre Theilnahme zu erwecken, mit sehr geringem Erfolg. Endlich ward ein Haus gefunden, und in den nächsten 48 Stunden brachte man 22 Verwundete aus dem ersterwähnten Pesthause dahin. Eine englische Dame, Mistreß G., miethete auf eigene Kosten ein anderes Haus, wo sie 14 Mann unterbrachte, aber viel, viel mehr sollte geschehen! E., der durch und durch Franzose ist, sagte mir: „Ich schäme mich meiner Nation. Sonst war Frankreich eine edle, ritterliche Nation, aber wahrlich, ich kenne es nicht mehr!" Madame Krüger, welche gewissermaßen Engländerin ist, handelt höchst aufopfernd, da sie täglich zwei Mal mit Lebensmitteln zum Gefängniß ging und die Wunden dieser armen Leute verband. Auch ermüdete sie nicht, mit Bitten bei dem Präfekten und einigen französischen Damen, daß sie in das Gefängniß gingen und sich selbst vom Stand der Dinge überzeugten und seitdem bessert sich die Lage allmälich. Jetzt haben Alle Betten, barmherzige Schwestern pflegen die Kranken, welche jetzt auch von den Verwundeten getrennt liegen. Einige haben die Blattern, die überhaupt hier zur Zeit grassiren.

Man schreibt aus Augsburg, 25. Dez.: Ein Unteroffizier des 4. Chevauxlegerregiments schreibt an einen seiner Kameraden dahier: Orleans, 15. Dez. Endlich habe ich einmal eine ruhige Stunde, um Dir schreiben zu können; das war eine böse Zeit für uns die letzten sechs Wochen; aber das Aergste ist nun überstanden und wir sind wieder frohen Muthes. Du wunderst Dich, so wenig von Kavallerie zu hören; das ist sehr einfach; die vorzüglichste Aufgabe derselben besteht im Rekognosziren, im Patrouillen- und Vorpostendienste und dabei haben wir schon ziemliche Verluste erlitten. Ich kann Dir sagen, wer glaubt, daß Gambetta allein Schuld sei, daß dieser Krieg nicht enden will, der ist im Irrthume. Beiliegend findest Du einen Brief, welchen ich auf dem Schlachtfelde bei einem Soldaten fand; Du wirst daraus ersehen, mit welcher Gluth diese Leute an ihrem Vaterlande hängen und welcher Fanatismus sie beherrscht; allein es ist vergeblich, sie werden nichts mehr erringen, sondern nur das Unglück Frankreichs vermehren. Nach langen blutigen Kämpfen sind wir in Orleans eingezogen. Am 2. Dezember stand es mir sehr nahe, daß mich ein kleiner Magentropfen riß, denn da flogen und platzten die Granaten um uns, wie das heilige Donner-

wetter und so war es alle Tage bis zum 10. Dezember. Du könntest mir schon öfter schreiben und namentlich Zeitungen schicken. Du wirst wohl schon wissen, daß unser Oberst (Frhr. v. Leonrod) Stadtkommandant von Orleans ist. — Der eben angezogene Brief lautet: „Lieber Vetter und Freund! Ich kann den Brief Deiner Mutter nicht abgehen lassen, ohne Dir zu sagen, wie es mich freut, daß Du Dich öfter meiner erinnerst; Tag und Nacht denke ich an Dich. Ich jammere und weine, wenn ich an das Unglück denke, das über Frankreich hereingebrochen ist. Nach dem Verräther von Sedan haben wir den feigen (lâche), den infamen Bazaine, welcher unser armes Vaterland verkaufte. Gestern sprach ich mit einem Kapitän, welcher sich von Metz flüchten konnte und ich habe mich genau über die Verbrechen erkundigt, über alle Verbrechen, welche dieser Elende gegen sein Vaterland begangen hat. Du sprichst von Frieden? er ist unmöglich, wir müssen die Preußen verjagen, sie vernichten. Gestern kam eine Ordre, welche uns verheirathete Männer bis zu 40 Jahren zu den Waffen ruft; wir werden zur Verfügung des Ministers stehen, wir müssen eine Million sein, um diese Wilden (sauvages) zu verjagen. So hoffe ich, in einem Monat bei Dir zu sein; der Krieg fängt jetzt erst recht an und es wird ein Kampf auf Leben und Tod. Ich weiß, daß Du vielen Schlachten schon beigewohnt hast, daß es Dir nicht glänzend geht; bedenke aber, daß wir um jeden Preis Frankreich retten müssen. Ich habe gute Hoffnung."

Mannigfaltigkeiten.

Der Mythus, der sich um den Idealfüsilier Kutschke gewoben hat, ist allgemach dahin aufgeklärt, daß ein Dichter dieses Namens nur der Phantasie angehört. Dagegen gibt es in dem preußischen Heere wirklich einen Kutschke, der Sergeant in der 9. Kompagnie des 52. Regiments und neuerdings Gegenstand des öffentlichen Interesses geworden ist. Derselbe erhielt bei Le Blois am 30. v. M. einen Schuß in den Schlund, der ihn schwer, vielleicht tödtlich verwundete und ihn der Sprache beraubte. Man wollte ihn aus dem Gefecht führen, um ihn nach dem Verbandplatze zu bringen. Aber Kutschke lehnte es ab, weil er ja noch gehen könne. So traf ihn der Regimentskommandeur Oberst v. Wulffen, wie er allein nach dem Verbandplatz zuging; das Blut rieselte ihm stark aus seiner Wunde das eiserne Kreuz, das er für seine Tapferkeit bei Vionville erhalten hatte, war mit Blut befleckt. „Warum führt man dich nicht zum Verbandplatz?" fragte der Oberst. Mein Oberst, ich bin noch stark genug, ich will nicht, daß meinetwegen ein Mann aus dem Gefecht gezogen wird; ich bin ja nur am Halse verwundet und kann noch gehen!" Diese Worte brachte er nur mit Mühe und ganz leise heraus. Der Oberst konnte ihn nicht dazu bringen, einen Begleiter anzunehmen. Täglich wird er nun von dem Oberst besucht, der ihn wie seinen Sohn liebt und pflegt. Die Wunde ist sehr schmerzhaft, es mußte eine Oeffnung in die Luftröhre geschnitten und eine silberne Röhre eingelassen werden, um die Respiration und den Speichelauswurf auf diese Weise zu befördern. Kutschke stammt aus Schlegel bei Crossen, wo seine alte arme Mutter wohnt, für die er die einzige Stütze ist. Gewiß werden sich Menschenfreunde der armen Frau annehmen.

Eine heiße Quelle ist am 17. d. in dem Terrain das zur Temeswarer Aktien-Papierfabrik gehört, zum Vorschein gekommen. Schon einige Tage vorher hatte Herr Diamant, technischer Leiter der Fabrik, eine vulkanische Erschütterung auf dem dortigen Boden wahrzunehmen geglaubt. Die Brunneneinfassung hatte sich etwas gesenkt. Am obenbezeichneten Tage trat plötzlich warmes Wasser zu einem Theil der Fabriksröhren heraus, das bis zur Stunde in seiner Temperatur nicht nachgelassen hat. Eine Bohrung ergab denn auch, daß in geringer Tiefe unter dem früheren Brunnenbassin sich eine Wasserader in der Wärme von 28 Grad Reaumur befand. Die auffallende Erscheinung hat bisher noch keine Erklärung gefunden, auch steht die chemische Untersuchung des Wassers noch aus. Sollte das heiße Wasser aus einer permanenten Quelle entspringen, so wäre dies zum Mindestens ein guter Fund für die Papierfabrik, die dadurch an Betriebsspesen beträchtlich sparen könnte.

[Komische Anzeigen.] Der Gerichtsdiener eines gutherrlichen Gerichtes bezog jährlich außer seinem festen Gehalt noch eine Zulage zur Haltung zweier Gehilfen und ein Quantum Hafer für sein Pferd. Am Schlusse eines Etatsjahres brachte derselbe die Quittung über den richtigen Empfang des Hafers und der Zulage folgendermaßen zu Papier: „Daß ich dieses Jahr wieder Roßhaber genossen und zwei Gehilfen wie ein Pferd gehalten habe, bescheinigt N. N., Gerichtsdiener." — Im Intelligenzblatt stand ein Inserat folgenden Inhalts: „Unterzeichneter sucht einen geschickten und möglichst ledigen Müller. N. N., Mühlenbesitzer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 286 Dienstag, 27. Dezember 1870

Die Tochter des Waldes.

(Novelle von Marie Sophie Schwartz.)

Im Schatten einer dunklen Nadelholzwaldung lag eine Köhlerhütte.

Sie war klein und ihr Eigenthümer arm, doch barg sie innerhalb ihrer Wände manchen Schatz, der in reicher Leute Haus vermißt wird.

Göran, der Köhler, besaß ein hübsches, blühendes Weib, eine fleißige und flinke Hausfrau von frommer Sinnesart und reinem Herzen. Auch hatte er ein kleines Mädchen, frisch und stark, ein ächtes Kind des Waldes.

Und glücklich waren die Eheleute, glücklich durch die Liebe, welche sie vereinigt hatte, glücklich durch die Zufriedenheit, die ihre Herzen erfüllte, und durch die Freudigkeit, welche die Arbeit leicht macht. Wohl war ihr Brod grob, doch schmeckte es gut nach des Tages Last, und das magere Mahl wurde zufriedenen Sinnes verzehrt.

Niemals hörte man sie klagen über ihr Loos, hörte von ihnen Befürchtungen aussprechen ihres Auskommens wegen. — Nein, sie waren voll Dank für das, was der Herr bescheerte; zufrieden mit Wenigem, und froher Sang klang stets aus ihrer Hütte.

Die Leute unten im Dorfe sagten, wenn sie Jemand als recht genügsam bezeichnen wollten:

„Er ist frohen Muthes wie Göran und seine Ingrid.“

Blieb der Prediger an einem schönen Sommerabend vor ihrem Hause stehen und fragte er:

„Nun, wie geht es Euch?“

Dann nickte Ingrid und antwortete mit freundlichem Lächeln:

„Gold segne Euch, Herr Pastor, daß Ihr nach uns fragt. Uns geht es gut, und schlimm wär's, müßte ich Anderes sagen, so lange wir gesund sind.“

„Aber ich meine, ich habe gehört, daß es in diesem Jahre mit dem Verdienste nicht besonders stände,“ fügte der Pastor hinzu

„Wird wohl besser im nächsten Jahre,“ erwiderte Göran, und zeigte dabei seinen ganzen Schatz von zwei und dreißig weißen, glänzenden Zähnen. So lange wir Brod haben für uns und unser Kind, können wir nicht klagen,“ fügte er hinzu.

* * *

Im Dorfe wohnte ein Bauer Namens Sven, allgemein Stor-Sven, das heißt der große Sven, genannt, weil er groß war sowohl an Gestalt wie an Gütern.

Stor-Sven hatte einen einzigen Sohn und der sollte „Prediger studiren“.

„Es wäre wohl nicht zu viel, meinte Stor-Sven, wenn sein Ola ein vornehmer Mann würde, da er selbst genug besäße, um das ganze Dorf und das Rittergut dazu kaufen zu können, wenn es darauf ankäme.“

Ola war ein recht lehrwilliger Junge und zeichnete sich durch großen Fleiß in der Schule aus. Aber Ola meinte, wenn er während der Ferien daheim war, daß er ein gut Stück mehr sei, als die andern Dorfjungen, und das bewirkte denn, daß er durchaus nicht mit ihnen umgehen wollte. Er hielt sich ausschließlich zu dem Herrenhofe, auf dem er ein paar Schulkameraden hatte.

Die Dorfjungen sahen ihn seines Hochmuthes wegen eben nicht mit freundlichen Augen an. Der Unwille wuchs mit den Jahren, besonders weil Ola auf dem Herrenhofe überaus beliebt war.

Als Ola wieder einmal in den Johannisferien daheim war, beschlossen seine Altersgenossen im Dorfe, „den Hochmuth aus ihm herauszuprügeln“ wie sie sagten.

Es wäre toll, wenn ein Bauernsohn wie sie, sich über sie erheben wollte. Nein, das war nicht länger zu ertragen!

Ola war damals dreizehn Jahre alt, ein großer und starker Bursche mit einem hübschen Gesicht und kecker, dreister Miene.

Es war am Abend vor'm Mittsommertag. Der junge Ola war den ganzen Tag über au[illegible] dem Herrenhofe gewesen, sollte aber nun na[illegible], um während der Nacht mit des Vaters auszufahren und Birkengrün zum Joh[illegible] sammeln.

Er pflegte durch den Wald zu gehen und einen Fußpfad zu benutzen. Das that er auch heute.

* * *

Eine Strecke von der Köhlerhütte entfernt fließt ein silberklares Bächlein. Ueppiger Graswuchs, wilde Blumen, Busch und Baum schmückten seine Ufer.

Die Abendsonne warf ihre glühenden Strahlen auf des Waldes Wipfel. Ungestört sang die Drossel ihr eintöniges Lied.

Ein kleines Mädchen saß an des Baches Rand und badete ihre Füße. Sie war ganz allein. Ihre ganze Kleidung bestand aus einem weißen Röckchen und einem Gürtel.

Sie bewegte den Fuß im Wasser nach rechts und links und freute sich der Strubel, die sie dadurch hervorbrachte. Zuweilen hielt sie inne und lauschte dem Konzert der Vögel.

Plötzlich erklangen Stimmen im Walde. Das Kind blickte erschreckt dahin, von wo sie kamen; dann schlich es fort vom Bachesrand und verbarg sich hinter einem dichten Haselnußbusche.

Einige Minuten später zeigten sich Knaben aus dem Dorfe. Sie wanderten den Bach entlang und waren mit Stöcken und Ruthen versehen, die sie im Walde geschnitten hatten.

„Weißt Du bestimmt," daß er heute Abend mit den Knechten ausfahren soll?" fragte der eine von ihnen.

„Gewiß weiß ich das, und weiß auch, daß er dort unten am Kreuzwege vorbei muß, mag er einen Weg einschlagen, welchen er wolle."

„Dann halten wir uns dort und passen ihm auf, und wahrhaftig, Prügel soll er haben, wie sie Keiner noch gekriegt hat."

„Ja gewiß, wir wollen Stor-Sven's Ola einmal ducken, daß er die Nase nicht länger so hoch trägt, das ist abgemacht. Prügeln will ich, so lange ich nur die Arme rühren kann."

„Ich auch! ich auch!" riefen die Anderen.

„Dann mag sich Stor-Sven's Ola nur gratuliren. Schreien kann er, so viel er will, da unten am Kreuzweg da hört ihn Niemand." —

Sie waren jetzt an dem Busche, hinter den sich das kleine Mädchen geflüchtet hatte, vorüber gegangen. Als ihre Stimmen nicht mehr gehört wurden, kroch die Kleine aus ihrem Versteck hervor. Sie setzte sich auf einen Mooshügel und murmelte:

„Stor-Sven's Ola soll Prügel bekommen."

Darauf schüttelte sie ihr Köpfchen und machte eine Miene dabei, als ob sie ernsthaft opponiren wollte.

Nach einigem Sinnen eilte sie vom Bache hinweg, tiefer in den Wald hinein, zur Köhlerhütte.

Niemand war daheim. Der Vater war zum Meiler gegangen und die Mutter war wohl aus, um die einzige Kuh zu melken.

Die kleine Elsa setzte sich auf die Schwelle und begann zu weinen. Sie dachte an Stor-Sven's Ola, der so geprügelt werden sollte, und nun war der Vater nicht da, um es zu hindern.

Während die Kleine so saß und weinte, ertönte ein Volkslied aus des Waldes Tiefe. Elsa lauschte.

So sang weder Vater noch Mutter; das war Jemand aus dem Dorfe.

Da kam ein nett gekleideter Knabe auf einem der vielen Fußwege heran. Elsa betrachtete ihn, sie wollte sehen, ob er auch einen Stock hatte, um vielleicht mit zu prügeln; aber nein, er sah ganz friedlich aus.

Der Knabe kam auf sie zu und fragte:

„Bist Du Köhlers Mädchen?"

Elsa steckte alle zehn Finger in den Mund und betrachtete ihn schweigend. Ans Antworten dachte sie gar nicht.

Der Knabe schien auch nicht darauf warten zu wollen, sondern setzte sich neben sie und zeigte Etwas, das er in der Hand hielt. Dabei sagte er:

„Sieh' welch' hübschen Vogel ich gefangen habe!"

Des Kindes Augen weilten auf dem kleinen Vogel, der in der Hand des Knaben zitterte.

„Du kannst glauben, ich mußte nicht wenig laufen," ehe ich ihn fing; aber jetzt ist er mein. Ich will ihn in einen Käfig thun und dann soll er so zahm werden, daß er auf meiner Schulter sitzen bleibt, wenn ich zum Herrenhofe gehe. Das ganze Dorf soll sich über meinen Vogel wundern und alle sollen reden von Ola's Staar.

„Ola, wiederholte das Mädchen und blickte ihn an." Du bist doch wohl nicht Stor-Sven's Ola?"

„Ist das eine Frage, rief Ola, kennst Du mich nicht? Alle im Dorfe wissen, wer ich bin. Bist Du niemals im Dorfe gewesen, und hat man Dir nicht Stor-Sven's Ola gezeigt, der ein vornehmer Mann werden soll?"

Der Knabe warf sich dabei in die Brust.

„Nein," antwortete Elsa.

„Gehst Du denn nicht zur Kirche?"

„Ja—a, aber Mutter hat gesagt, daß man da auf den Prediger sehen soll."

„Nun, Du kannst gern auch auf mich schauen, damit Du ein anderes Mal weißt, wie des reichen Sven Ola aussieht."

Der Knabe blickte mit großem Selbstbewußtsein auf das arme Kind herab. Da nickte er ihr zu und sagte:

„Guten Abend nun; ich will heim und einen Käfig für meinen Vogel schaffen. Ich habe einen großen Umweg gemacht."

Die vielen mit Ruthen bewehrten Knaben tra-

ten nun lebhaft vor Elsa's Seele. Sie erfaßte Ola's Jacke und rief:

„Geh' nicht, geh' nicht, Du bekommst Prügel. Bleib' hier, bis Vater kommt."

„Laß mich los, Mädchen, Du machst meine feinen Kleider schmutzig," sagte Ola, und schleuderte Elsa von sich. Das Kind fiel vornüber mit dem Gesicht auf die Erde. Es blutete und fing an zu schreien.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kolb'sche Steuerberechnung.

Kaum hatte Herr G. Fr. Kolb den von ihm aufgegebenen Sitz in der bayer. Kammer auf den Ruf der Ultramontanen wieder eingenommen, als er auch schon eine Denkschrift vom Stapel laufen ließ, in welcher er die Gestaltung des bayerischen Staatsbudgets nach Annahme der Versailler Verträge skizzirt. Er versucht den Nachweis zu liefern, daß Bayern der Eintritt in den neuen Bund oder das Reich nicht weniger als 14,680,864 fl., somit eine Erhöhung seiner bisherigen direkten Steuern um 146,8 Prozent jährlich kosten werde. Dieser Verlust setzt sich nach seinen Angaben aus folgenden Posten zusammen:

	fl.		Proz. der dir. St.
a. Vermehrung des Militär-Aufwandes von 14,957,824 fl. auf 18,996,075 fl. also um	4,038,251	d. i.	40,4
b Beitrag zur Bundesmarine	2,247,613	„	22,6
c. Beitrag für das Bundeskanzleramt, Ministerium des Aeußern, Gesandtschaften, Konsulate und andere Bundesanstalten	385,000	„	3,8
d. Mehrkosten der Zivilverwaltung	2,500,000	„	25
e. Ausfall bei den Einnahmen, namentlich bei den Verkehrsanstalten, Zöllen und anderen indirekten Abgaben	1,000,000	„	10
f. Verzinsung und Tilgung der Kriegsschuld	3,000,000	„	30
g. Vermehrung der Militärpensionen	1,500,000	„	15
Zusammen	14,680,864	„	146,8

Im günstigsten Falle, fügt Herr Kolb zum Troste seiner Leser hinzu, wenn für den Marineaufwand nur die Hälfte (1,128,806 fl.) angenommen wird und die Ausgaben für Verzinsung der Kriegsschuld und Militärpensionen vorläufig außer Berechnung bleiben, würde sich ein Verlust von 9,052,058 fl. oder eine Steuererhöhung von 90,5 Prozent ergeben. Offenbar ist diese finanzstatistische Studie, der wir zuerst in der „Frankf. Ztg." und im „Nürnb. Korresp." begegneten, der erste Gegendienst, mit dem Herr Kolb seinen neuen Parteigenossen das in der Sitzung vom 13. d. M. zu seinen Gunsten abgegebene Votum bezahlte. Denn was ist der langen Zifferreihe kurzer Sinn? Der den Ultramontanen auf den Tod verhaßte nationale Gedanke, der durch die Uebereinkunft zu Versailles endlich auch für Bayern in äußere Geltung getreten, soll, wenn andere Vorspiegelungen den Erfolg verfehlen, durch den Appell an den Geldbeutel des bayerischen Volkes wieder zu Fall gebracht werden — er soll noch während die Kriegsfurie tobt, zu Fall gebracht werden zur Stärkung des Widerstandes des Erbfeindes der deutschen Nation, gegen den Tausende der Söhne Bayerns im heiligen Kampfe täglich ihr Leben wagen! Ein solcher Appell hat eine nicht zu unterschätzende Bedeutung, er wird auch dort verstanden, wo Vernunftgründe schwer Eingang finden, wo man viel glaubt und wenig denkt, also gerade in jenen Kreisen, in denen der Ultramontanismus seine zahlreichsten Stützen hat. Wie sehr diese Dienstleistung von der schwarzen Sippe gewürdigt wird, zeigt der allgemeine Beifall, mit dem ihre Presse die Kolb'schen Aufstellungen begrüßte. Der „Volksbote" und das „Bayer. Vaterland" hatten nichts Eiligeres zu thun, als den Inhalt seiner Denkschrift in ihre Spalten aufzunehmen und in der ihnen eigenthümlichen Weise zu illustriren. Es ist aber das Zahlengebäude Kolbs fast ausnahmslos ein bloßer Humbug und gleicht auf ein Haar den sophistischen Fechterkünsten seines nunmehrigen Bundesgenossen Dr. Jörg. Fürs Erste muß jedem nicht ganz Gedankenlosen auffallen, daß die letzten vier Posten der neben reproduzirten Rechnung (d—g), die weit über die Hälfte des Gesammtbetrages ausmachen, durchaus in keiner Beziehung zum Eintritt Bayerns in das neue deutsche Reich stehen. Der dort verzeichnete Mehraufwand, so wie die unter lit. e angenommene Mindereinnahme — ihre Richtigkeit vorausgesetzt — würden auch dann eintreten, wenn die Versailler Verträge rückgängig würden und Bayern auf sich allein gestellt bliebe. Ja bei manchen Posten wird durch die Uebernahme der Gegenstände in der Reichsverwaltung eine Verminderung der Ausgaben für den Einzelstaatsdienst eine natürliche Folge sein. Wir haben daher nicht nöthig, uns mit diesen Ansätzen hier weiter zu befassen und

können auch die selbstverständliche Bemerkung fallen lassen, daß Bayern als Theilnehmer des Reiches doch gewiß seinen Anspruch auf Kriegskostenentschädigung nicht verlieren werde. Von den drei ersten gilt nun allerdings das Gesagte nicht, sie enthalten in der That einen Bundes-, beziehungsweise Reichsaufwand. Allein was die Ausgaben für das Militär betrifft, so verschweigt Herr Kolb, daß es in Bayern seit Jahren neben dem ordentlichen Militäraufwand auch noch einen außerordentlichen gab und mit Hinzurechnung des letzteren der ganze bezügliche Aufwand in der letzten Finanzperiode 1868/69 jährlich nicht 14,957,824 fl., sondern 16,265,635 fl. betrug; er verschweigt ferner, daß die bayerische Regierung in ihrer Budgetvorlage für die gegenwärtige Finanzperiode 1870/71 den ordentlichen Militärbedarf zu 15,700,000 fl. angab und von der daneben geforderten Summe für außerordentliche Militärbedürfnisse auf seinen eigenen Antrag im März d. J. die Kammern nahezu 3 Mill. Gulden bewilligten, während die Regierung 6,455,396 fl. als nach ihrer Ueberzeugung nothwendig gefordert hatte; er verschweigt weiter, daß der bayerische Militäraufwand, wie er in seinem Referate über die außerordentlichen Militärbedürfnisse vom 9. März d. J. selbst ausführlich darlegt, durch die budgetmäßige Summe nicht erschöpft, sondern noch in verschiedenen anderen Sätzen des Budgets enthalten ist und die bezüglichen von ihm in Ziffern angegebenen Beträge sich allein schon auf mehr als 1,700,000 fl. belaufen, während im bisherigen norddeutschen Bunde und künftigen deutschen Reiche mit dem Betrage von 225 Thalern für den Mann der gesammte Militäraufwand gedeckt erscheint; er verschweigt endlich, daß der bayerische Militäraufwand in den letzten Jahren nur einen Friedenspräsenzstand von 3/4 Prozent der Bevölkerung zur Grundlage hatte, der künftig Bayern als Mitglied des Reiches treffende dagegen von einem Friedenspräsenzstand von 1 Prozent der Bevölkerung ausgeht, der freilich vom 1. Jan. 1872 an durch die Reichsgesetzgebung herabgesetzt werden kann. Bei den Ausgaben für die Bundesmarine verhehlt aber Herr Kolb nicht blos die Wahrheit, sondern versündigt sich direkt gegen sie. Er legt bei Berechnung des Antheiles Bayerns an diesen Ausgaben die Kopfquote von 8 Sgr. im bisherigen norddeutschen Bund zu Grunde, obwohl dessen Bevölkerung mit dem Anschluß der süddeutschen Staaten sich um 8½ Millionen vermehrt und dadurch selbstverständlich die Kopfquote verringern muß. Es ist bei einem so gewiegten Statistiker, wie Herr Kolb, nicht anzunehmen, daß hier ein bloßes Versehen unterlaufen ist. So reduzirt sich der behauptete große Unterschied im Militäraufwand nach der Einfügung Bayerns in das Reich näher besehen auf Null und es bleibt blos als Folge derselben der Antheil an den Kosten der Marine, der sich in Wirklichkeit nur auf 1,750,000 fl. stellen und der zu 385,000 fl. richtig angesetzte Betrag für die übrigen Bundesanstalten übrig, was einer Erhöhung der direkten Steuern um blos 21 Prozent gleichkäme, wobei aber die obenerwähnten Minderungen der Einzelstaatsausgaben nicht abgezogen sind, und keineswegs gesagt ist, daß nicht durch eine gerechte Steuerreform die Vertheilung der Last eine bedeutend andere wird. Daß Herr Kolb den mit diesem Mehraufwande erkauften kräftigeren Schutz des Rechtes und der Interessen der Nation und die Theilnahme an der wiedererstandenen Größe und Herrlichkeit des Vaterlandes mit keiner Sylbe in Anschlag bringt, kann bei einem Manne, der jedes Nationalgefühls baar ist, nicht befremden.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Hannover wird geschrieben: Ueber den Stand des Elbbrückenbaues, der durch den Krieg glücklicherweise gar keine Unterbrechung erlitten hat, wird man gern vernehmen, daß der Oberbau der Süderelbbrücke bei Harburg, so wie die beiden ersten den Strom überspannenden Bogen am 15. Dez. beendet wurden nach 2monatlicher Arbeit. Außer diesen beiden bleiben noch zwei andere Bogen des in der Süderelbe selbst stehenden Theiles der Brücke mit Oberbau zu versehen und sechs kleinere Bogen auf dem Lande (Insel Wilhelmsburg) herzurichten. Zum Oberbau eines jeden der vier Hauptbogen der Süderelbbrücke werden nicht weniger als 114 Mill. Pfund Eisen verwandt. Zur Brücke über die Norderelbe bei Hamburg war am 9. Nov. schon ein Bogen im Oberbau vollendet. Die Brücken über beide Stromarme müssen vertragsmäßig im August nächsten Jahres vollständig fertig sein; beide dienen zunächst zur Ueberführung der Eisenbahn von Harburg nach Hamburg und werden deßhalb mit doppeltem Schienengeleise versehen. Daneben wird ein Banket für Fußgänger hergerichtet, zur Passage von Fracht- und sonstigem Fuhrwerk sind die Brücken aber nicht bestimmt.

Franz Liszt ist, wie wir im „Hon" lesen, von Bismarck (?) eingeladen worden, an der Stelle des abgehenden Joachim die Direktion der Berliner Musikakademie zu übernehmen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Mailerdt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 287 Mittwoch, 28. Dezember 1870.

Die Tochter des Waldes.

(Fortsetzung.)

Ola, der schon ein paar Schritte entfernt war, wandte sich um, zu sehen, weßhalb sie weinte. Als er bemerkte, daß ihr Angesicht mit Blut bedeckt war, eilte er schnell zurück.

Der Vogel flog aus der Hand, während sich Ola bemühte, das Blut zu stillen, die Thränen abzutrocknen, und so weit es ging, die weinende Elsa zu trösten.

„Ich hab' Dir sehr Unrecht gethan, arme Kleine," sagte Ola, „aber siehst Du, das war nicht meine Absicht. Ich wollte nur heim mit meinem Vogel, und wurde böse, als Du mich hindertest."

Bei diesen freundlichen Worten ward Elsa ruhig; sie lächelte den Knaben an, der, um ihr beizustehen, den Vogel und alle an ihn geknüpften Hoffnungen hatte entfliehen lassen.

Mutter Ingrid kam herbeigelaufen; sie hatte ihr Kind schreien hören, und beeilte sich, um zu sehen, was los wäre.

Von Ola erfuhr sie den ganzen Verlauf. Klein-Elsa meinte, es sei nun Alles gut, aber Ola dürfe durchaus nicht gehen, denn da wären viele, viele Jungen, die ihn schlagen wollten.

Aber Ola hörte nicht auf des Mädchens Worte, sondern meinte, es wäre Alles kindisches Geschwätz. Wie sollte es möglich sein, daß solch ein kleines Kind mit den Plänen der Dorfjungen vertraut wäre.

Als er daher noch einmal Elsa freundlich zugesprochen und Ingrid herzlich einen „guten Abend" gewünscht hatte, setzte er seinen Heimweg fort.

Als er sich entfernte, schrie Elsa was sie konnte. Die Mutter nahm sie auf den Arm und suchte sie zu beruhigen; aber es war vergeblich.

Während sich Elsa noch so geberdete, kam Göran, ein Bündel Brennholz auf dem Rücken tragend, zur Hütte.

„Was ist's mit dem Mädel?" fragte der Vater und streichelte sein Kind.

„Sie wollen ihn schlagen, Vater, sie wollen ihn schlagen!" rief Elsa.

Mit wenigen Worten berichtete Ingrid, was geschehen, und daß Elsa behauptete, gehört zu haben, wie die Dorfjungen überein gekommen seien, Ola aufzulauern und ihn durchzuprügeln.

„Hm," sagte Göran, „es könnte wohl sein, daß das Mädel Recht hat. Ich hätte meiner Treu Lust, Ola nachzugehen und zu schauen, wie's am Kreuzwege aussieht."

Göran warf das Brennholz von sich, nahm eine tüchtige, lange Ruthe heraus und verschwand auf demselben Pfade, den Ola eingeschlagen hatte.

Obwohl Göran so schnell genug, wie wenn ein Anderer läuft, holte er Ola gleichwohl nicht ein.

Dem Kreuzwege nahe gekommen, hörte er Geschrei und Tumult. Er beeilte sich und stand bald an dem Orte, von wo der Lärmen ausging.

Die Dorfjungen waren alle auf einmal auf Ola losgegangen, und schon beim ersten Anlauf war es ihnen gelungen, ihn zu Boden zu werfen. Gerade als sie unter wildem Rufen ihre Stöcke hoben, um Ola damit zu bearbeiten, nahte Göran dem Kreuzwege. Keiner der wilderregten Jungen bemerkte ihn, ehe er ihnen mit donnernder Stimme zurief:

„Bei achtzehntausend Teufeln! — schämt Ihr Euch nicht, Ihr elenden Lümmel, so Viele über Einen herzufallen! Ich will Euch, meiner Seel', allzusammen „schmieren", daß —"

Die erhobenen Stöcke senkten sich, der Haufe zerstob, nach allen Richtungen liefen sie davon.

Der Klang einer starken Männerstimme hat stets etwas Einschüchterndes für Knaben, die auf unrechtem Wege sind; darum hatten sie das Hasenpanier ergriffen.

Ein Paar von ihnen hatte Göran trotzdem im Nacken gefaßt; die rüttelte er so gewaltsam durch und schlug sie gegen einander, daß sie windelweich und ganz kopfverdreht waren, als er sie los ließ. Nur mit Mühe konnten sie sich entfernen.

Inzwischen war Ola aufgestanden. Er dankte Göran und dieser entgegnete:

„Nicht mir, sondern Klein-Elsa danke. Sie ist eigentlich die, welche Dich dies Mal davor gerettet

hat, durchgebläut zu werden; aber siehst Du, Ola, wenn Du immer so hochmüthig bleibst, wie Du es bis jetzt gewesen, dann treffen sie Dich wohl ein anderes Mal und zahlen Dir doppelt heim. Darum grüße recht freundlich sowohl Jene, wie mich, wenn wir auf dem Kirchhügel zusammentreffen, und denk' daran, daß es schlimm genug mit Store-Sven's einzigem Sohne gestanden hätte, wenn der arme Köhler Göran nicht gewesen wäre. Hochmuth ist die größte Thorheit und Aergerniß entsteht daraus. Das merke Dir."

Das und viel Anderes sagte Göran, während er Ola nach dem Dorfe begleitete.

Schweigend hörte Ola ihm zu. Wohl kam's dem hochmüthigen Knaben schwer an, dergleichen von dem armen Köhler, den er sonst keines Grußes gewürdigt, hören zu müssen; aber Ola fühlte wohl, daß er Göran Dank schuldig sei; darum schwieg er.

Auch nahm er sich Göran's Worte zu Herzen, mehr als der Köhler sich träumen ließ.

* * *

Am Morgen des Mittsommertages saß Klein-Elsa auf der Flurschwelle und aß ihr Frühstück.

Das sonst so fröhliche, muthwillige Kind war heute still und verfolgte mit den Augen einen kleinen Vogel, dem es Brodkrümlein zuwarf.

„Was fehlt Dir, Herzchen," sagte Göran, indem er sich dem Kinde zur Seite setzte. „Ich hab' Dich heute nicht singen, nicht lachen gehört."

Er hob sie auf sein Knie und betrachtete Elsa's ein wenig geschwollene Nase, hinzufügend:

Du bist doch nicht krank, Klein-Elsa mein?"

„Nein, Vater, aber Elsa will, daß Ola mit seinem Vogel herkommen soll, das will Elsa," erwiderte das Kind.

„Wenn Du auch nicht Ola's Vogel bekommst, kannst Du doch einen anderen erhalten, meinte der Vater, und versprach einen Vogel zu fangen und ihm einen Käfig zu flechten. Elsa aber schüttelte den Kopf; die schönen Versprechungen machten keinen Eindruck auf sie. Ola's Vogel wünschte sie zu haben und keinen anderen.

Als ihr der Vater diesen nicht zusagen konnte, wollte sie zu weinen anfangen: da aber rief eine muntere Knabenstimme:

„Guten Morgen, Göran!"

Und Ola stand mit freudestrahlenden Augen da. Der fein gekleidete Bauernsohn reichte dem Kohlen-Göran die Hand.

Elsa sprang von des Vaters Knie herab und rief:

„Ola, ich will Deinen Vogel haben; Du mußt ihn Elsa geben."

„Der ist fortgeflogen, kleine Elsa," antwortete Ola und setzte sich nieder, um das Mädchen zu liebkosen; „aber siehst Du, kann ich Dir auch nicht den Vogel schaffen, so kann ich Dir etwas Besseres geben zum Lohne dafür, daß Du mich vor Schlägen gerettet. Schau hier, was ich habe."

Ola nahm aus der Brusttasche einige silberne Speziesthaler.

„Diese Geldstücke," fuhr er fort, „soll ich Dir vom Vater schenken."

Elsa steckte die Finger in den Mund, wie sie immer that, wenn sie sich verlegen fühlte, und blickte schweigend auf die großen Silberstücke. Nachdem sie dieselbe eine Weile betrachtet hatte, stieß sie mit einer heftigen Bewegung Ola's Hand von sich, indem sie mit weinerlicher Stimme sagte:

„Elsa will Deine Schillinge nicht, sie will Deinen Vogel."

Ola versuchte mit freundlichen Worten und Vorstellungen davon zu überzeugen, daß es besser, das Geld zu nehmen; aber Elsa, gewohnt nur ihren Einfällen zu gehorchen, wollte nichts davon hören.

Nun wandte sich der Knabe an Göran und bat ihn, die Silberstücke an Elsa's Stelle zu nehmen und für sie aufzubewahren; Göran aber antwortete:

„Nein, habe Dank, Du; ich habe Dir nicht geholfen, damit mein Kind dafür bezahlt würde. Elsa weiß ganz gut, daß es sich nicht schickt, Deine Münzen anzunehmen. Geh', Ola, und grüß' Stor-Sven und sag' ihm, daß ich nicht arm genug bin, um Almosen von ihm zu empfangen."

Betrübten Herzens verließ Ola die Köhlerhütte. Es ärgerte ihn, daß Elsa sein Silber nicht angenommen. Es war ihm gar nicht angenehm, dem armen Göran gegenüber als Schuldner dazustehen. Der Hochmuth des Knaben konnte dies Bewußtsein nur schwer ertragen.

Als er ein Stück Weges gegangen, traten diese unangenehmen Gedanken gleichwohl in den Hintergrund; er erinnerte sich, daß Elsa einen Vogel haben wollte.

* * *

Am Nachmittage des Johannistages war die Hütte im Walde festlich geschmückt. Tannennadeln bedeckten den Fußboden und blattreiche Birkenzweige waren längs den Wänden aufgestellt.

Außen im duftigen Grase saß Ingrid, die junge Mutter, mit Klein-Elsa und wand Kränze für das Kind. Göran saß in Gesellschaft seines nächsten Nachbarn, Frohn-Erik, auf einer Bank in einiger Entfernung von jenen. Die Männer rauchten ihre Pfeifchen und sprachen über dies und das.

Es war ein schönes, ländliches Bild, inmitten des wilden, rauschenden Waldes.

Da hörte man lebhafte, schnelle Schritte. Im hurtigsten Lauf drängte sich Jemand durch Busch

und Strauch. Ingrid blickte auf von ihren Kränzen, und sieh, es war Ola, der herbei kam; er hielt ein kleines Vogelbauer in der Hand. Als er die Köhlerin und Elsa erblickte, rief er:

„Elsa! hier ist der Vogel, den Du Dir wünschtest.“

Klein-Elsa jauchzte auf vor Entzücken, sie drückte den Käfig an ihre Brust und küßte ihn. Sie war außer sich vor Freude. Ola's Augen glänzten und als er nach einiger Zeit heimwärts ging, fühlte er sich glücklicher als je zuvor. Zum ersten Male hatte er eine Handlung ausgeführt, die das Vergnügen eines Andern zum Ziele gehabt.

Von diesem Abend an ging Ola stets an der Köhlerhütte vorüber, wenn er zum Herrenhofe wollte. Oft blieb er Stunden lang und spielte mit Elsa. Diese trug stets den Käfig mit dem armen gefangenen Vogel herbei. Von den Dreien war der Letztere der einzig Unglückliche und doch war es Elsa's größte Lust.

Unter seinen verzweifelten Bemühungen, aus dem Käfig zu kommen, flog er gegen die Wände desselben, bis er keuchend und matt sich in einen Winkel verkroch und von da furchtsame Blicke auf seine Peiniger warf.

Elsa pflückte Gras für ihn, schmückte sein Gefängniß mit Blumen, gab ihm Zucker und konnte ganze Tage bei ihm sitzen und ihrem Lieblinge zusprechen mit dem süßesten Namen; aber all dies vermochte ihn nicht zu beruhigen, nicht zu trösten über den Verlust seiner Freiheit. Glücklicherweise fühlte Elsa nicht, wie viel Leid ihre Freude dem armen Thiere verursachte.

(Fortsetzung folgt.)

Acht Tage südwärts.

(Schluß.)

Wir kamen in der Nacht in Beaugency an, das Städtchen, das etwa 3000 Einwohner zählen mag, lag voll Verwundeter aus den Gefechten von Beaugency und Crevant. Quartiere waren nur sehr schwer zu bekommen; ich mußte eine große Stalllaterne anzünden lassen und mit Hilfe derselben nach einem Unterkommen suchen. Dabei goß der Regen in Strömen. In dem einzigen Gasthofe der Stadt waren alle Zimmer genommen, und so übler Laune ich war, so schnell verschwand diese, als ich mich von der Wirthin des Hotels in deutscher Zunge angesprochen hörte; die Frau war aus Constanz und wer weiß durch welche Fata hieher verschlagen worden. Ich knüpfte mit ihr eine Unterhaltung zwischen Thür und Angel an; sie war eine feine, delikate Natur und gab mir zu verstehen, wie sehr sie als Deutsche unter den jetzigen Verhältnissen litte, wie vielem Argwohn und Hohn sie von Seiten ihrer jetzigen Landsleute ausgesetzt sei, und wie dies selbst Einfluß auf das Geschäft habe. Während ich mit ihr sprach, kam der Mann dazu, ein recht wüster Geselle, der die Frau nicht eben allzu freundlich zu behandeln schien. Sonst sieht man in Frankreich in den Gasthöfen immer nur Madame, während man in deutschen Hotels immer nur Monsieur zu sehen bekommt. Ein desto fröhlicheres Ehepaar lernte ich in den Leuten kennen, bei denen ich endlich Quartier fand; sie waren lustig wie die Maikäfer, die Frau erzählte mit vieler Lebhaftigkeit ihre Angst, als bei dem Kampfe um Beaugency die Stadt mit Granaten beworfen worden sei, „mit preußischen Granaten“, setzte sie bekräftigend hinzu; mehrere Schornsteine seien auf die Straße gestürzt und alle Einwohner hätten geglaubt, sie seien verloren, „denn es waren preußische Granaten“, wiederholte sie. Das Alles erzählte sie mit lachendem Munde und mit den schönsten Zähnen von der Welt. Aber plötzlich verfinsterten sich doch ihre sonnigen Züge, sie erzählte, man habe in der Präfektur von Orleans ein Verzeichniß aller der Männer gefunden, die zur Loire-Armee abgehen sollten, und nun wollte man diese anstatt in die französische in die preußische Armee einreihen. Ich beruhigte sie natürlich darüber; erst wollte sie sich nicht herbeilassen, mir etwas zu essen zu geben, dann aber briet sie mir auf diesen Trost hin schnell ein Beefsteak.

Vom Kriegsschauplatz.

Dem Briefe eines bayerischen Offiziersabspiranten d. d. Orleans, 14. Dez., entnehmen wir Folgendes:

Da mein linkes Bein, mit welchem ich seit dem 8. auf einem sehr gespannten Fuß stehe, endlich die Erfolglosigkeit seiner fortwährenden Angriffe auf meine Tag- und Nachtruhe eingesehen und Waffenstillstand geschlossen hat, so bin ich in der Lage, eine kleine Frühstücksplauderei mit den lieben Ansbachern zu eröffnen. Womit aber glauben Sie, daß ich mein widerspenstiges Piedestal um Pardon zu bitten oder vernünftig zu werden gezwungen habe — nur mit energisch betriebener Kaltwasserkur und ich bringe dieses Mittel alles Ernstes zur Anwendung bei den rothen Hosen in Vorschlag, da es bei den blauen so gute Dienste gethan.

In den ärmeren Landfamilien des Elsaßes und

Lothringens habe ich fast durchgängig auch in weinreichen Gegenden Milch- oder Zwiebelsuppe als Frühstück gefunden. Bei den besseren Ständen café au lait; aber seit wir im eigentlichen kritischen Frankreich sind, ist mir das niemals vorgekommen. Der richtige Franzose trinkt früh seine „Krume", bestehend aus einem ansehnlichen Glas Weißwein, feinem Käse und Weißbrod. Der Weißwein zeichnet sich durch seine feine Qualität und beispiellose Billigkeit aus: Deutschen kostet er gar nichts. Da ich meinem Quartierträger, einem jovialen Junggesellen, der nebenbei die schätzbare Eigenschaft besitzt, Weinhändler en gros zu sein, auf seine Frage, wie ich mich bedient zu sehen wünsche, sofort erwiderte, daß ich fast in allen Stücken, besonders aber was die Küche anbelange, mich zum vollständigen Franzosen naturalisirt habe, so erscheint denn auch jeden Morgen la bonne Marie mit einer blitzenden Krystallkaraffe und obenerwähnten etwas solideren Reserven. Dieser feierliche Moment bildet den ersten Hauptabschnitt des Tages. In der Salle à manger versammelt sich der größte Theil der Familie — die jungen Damen pflegen zu fehlen — man begrüßt sich, — der Franzose hat im Hause den Kopf stets bedeckt, am liebsten mit dem halboffiziellen Halbcylinder, fragt einander wie man geschlafen, ist so höflich, als es der feinste Anstand fordert und ist sich so gut als Franzose und Deutscher überhaupt einander gut sind. Weil ich einmal bei der Küche stehe, so will ich gleich von einem sehr fühlbaren Mangel in unserer Verproviantirung reden. Es mag wahr sein, daß der Soldat im Feld kein Mastochsenfleisch tagtäglich beanspruchen kann, aber ewig und ewig „Rindfleisch" (das ist der offizielle Titel, „Kuhfleisch" der wahre), das wird doch zu toll. Ein einziges Mal hat unsere Abtheilung Erbswürste gefaßt, der Mann vielleicht zwei Loth — prosit die Mahlzeit! Man könnte doch Speck nachschicken, geräuchert oder eingesalzen, Wurst, die nicht verdirbt, wie es bei den Preußen wirklich der Fall ist, das wäre doch wenigstens einmal Abwechslung. Ich versichere Sie, daß ich öfter als einmal auf Fleisch gänzlich verzichtete und mir aus Mehl, Wasser, Salz und Schmalz eine Art Pfannkuchen buck — das habe ich von den 25. blauen Husaren gelernt — das königlich schmeckte.

Komischeres als eine bayerische Truppe auf dem Marsche kann man sich kaum denken: die meisten Soldaten tragen die gelbgrünen Decken, die wir den Mobilgarden abgejagt; aber die Gruppirung ist das Wunderbare an der Sache. Da wandelt still gemessenen Schrittes, die Ohren tief in den Mantelkragen gezogen, ein Straubinger Kind: Gott grüß Dich Bruder Straubinger! Aber Donnerwetter! Kerl, wie siehst Du denn aus: Der Bursche schnitt nach gut bayerischer Sitte mitten durch ein Loch, steckte den Kopf hindurch und hat jetzt den schönsten Ueberwurf, wenn auch die Ansicht in zweiter Front eher einem Tabuletkrämer als Soldaten verräth. Viel ehrsamer schreitet dorten mein Leibgefreiter einher, Schuster seines Zeichens. Helm und Tornister sind ihm ein längst überwundener Standpunkt; seine Decke hat der Brave umgeworfen wie ein römischer Senator, so schreitet er finster und todesernst dahin.

Eben kommt mein Hausherr und bittet mich um meine Verwendung: seinem Nachbarn ist ein Pferd gestohlen worden. Das ist zwar nicht wunderbar, daß es ihm gestohlen wurde, wunderbar ist nur, daß er noch eines hatte, das man ihm stehlen konnte. Als wir das erstemal in Orleans waren, fand eine große Ausmusterung der Pferde statt. Bei schwerster Strafe mußte jedes in der Stadt befindliche Thier vorgeführt werden, und die besten nahm man zu Trainzugpferden und zur Geschützbespannung. Nach uns hausten die Franzosen drei Wochen hier und haben bei ihrer großen Pferdenoth alles nur irgend Taugliche an ihre Marinekanonen gespannt. Am 5. hat sich die Prozedur der Pferdeaushebung wiederholt und im Faubourg Banie sah ich selbst Pferde der zweifelhaftesten Fleischqualität, umlagert von Blaublousen und Weibern mit großen Körben, Zeugniß ablegen von jenem Horazvers: Dulce et decorum est pro patria mori, den zu bewahrheiten aber bisher nur Rinder und Hämmel nebst etlichen Schweinen, Hühnern und Königshasen ihr rothes Blut gelassen hatten. Die Noth in Frankreich ist schon riesengroß und wird täglich größer: Will man nicht die schönsten Bestände ruiniren auf Jahrzehnte hinaus, so müssen kalte Suppen erfunden werden; was die Bivouaksfeuer Holz verschlingen, Gartenzäune, Möbeln, Feldgeräthe aller Art, Thüren und Läden rc. ist ganz unglaublich.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Wien, 24. Dez.: Eine hier weilende russische Dame, Frln. v. Pantschulitschew, als Kunstfreundin in musikalischen Kreisen geschätzt, hat ihrer Begeisterung über das Wiener Beethoven-Fest dadurch Ausdruck gegeben, daß sie Herrn Direktor Herbeck einen kostbaren Taktirstab, mit Diamanten und Rubinen reich geschmückt, mit der Bestimmung widmete, sich desselben bei der Leitung der „Egmont"-Musik zu bedienen.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 288 Donnerstag, 29. Dezember **1870**

Die Tochter des Waldes.

(Fortsetzung.)

Der Vogel und Ola waren ihr Alles. Einige Tage verflossen so, ohne daß eine Störung ihres kindlichen Glückes eintrat.

Als eines schönen Morgens Ingrid Klein-Elsa angekleidet und ein Tuch um ihren Kopf gebunden hatte, sprang das Kind zum Vogelbauer, das außen neben der Hausthür hing.

„Guten Morgen, lieber Vogel!“ rief sie ihrem Günstling zu.

Kein erschrecktes Umherflattern war die Antwort auf diesen Gruß.

Elsa streckte die Arme empor, um den Käfig herabzunehmen, und den Gefangenen zu füttern. Als sie einen Blick durch das Gitter geworfen, sah sie den Vogel auf dem Boden liegen.

Mein Vogel, Du, warum liegst Du so still?“ rief Elsa aus; sie setzte sich ins Gras am Fuße eines mächtigen Baumes und öffnete des Käfigs Thür.

Der Vogel fiel leblos auf die Erde, und Thränen stürzten aus Elsa's Augen. Sie weinte bitterlich, und zuweilen warf sie trauervolle Blicke auf den todten Freund. Je länger sie ihn betrachtete, desto heftiger wurde ihr Jammern.

Klein-Elsa war ganz einsam in dem großen Wald, die Mutter war nach dem Dorfe gegangen und der Vater fort, um Holz für den Meiler zu schlagen.

Keiner war da, mit freundlichem Worte den Schmerz zu mildern, welchen der Gegenstand ihrer höchsten Freude ihr jetzt verursachte.

Lange hatte Elsa gesessen und geweint, da fragte eine klare, männliche Stimme hinter ihr:

„Warum weinst Du so heftig mein Kind?“

Erschreckt blickte des Waldes Tochter auf. Ein Mann in schwarzen Kleidern stand vor ihr. Freundlich schaute er sie an.

„Mein Vogel ist todt“, stammelte Elsa. Sie hatte den Prediger erkannt, von dem sie sonntäglich auf dem K[illegible]hügel sich zu verneigen pflegte.

Der Prediger nahm den Vogel auf und sagte:

„Dein Vogel ist jetzt besser daran, als da Du ihn im Käfig gefangen hieltest. Für einen Gefangenen ist der Tod stets das Glücklichste, was ihn treffen kann, denn er schafft ihm die Freiheit wieder. — Der Vogel ist gewiß recht unglücklich gewesen?“

„Nein! Elsa gab ihm Zucker und hatte ihn so lieb“, fiel das Kind ein.

„Das, Kind, konnte ihn nicht darüber trösten, daß er nicht mehr im Walde umherfliegen durfte. Deine Freude hat den Tod des Gefangenen verursacht, gönne ihm seinen Tod daher.“

Elsa blickte den Prediger an. Sie schien ihn nicht zu verstehen. Der Prediger fuhr fort:

„Meinst Du nicht, daß es recht schlimm wäre, wenn Deine Eltern Dich einsperrten und Du nicht mehr in der freien Luft umherspringen dürftest?“

„Ja, Elsa würde dann sehr, sehr traurig sein.“

„Und Du hast nicht einmal Flügel, die Dich weit umher tragen können, wie die Vögel, und doch meinst Du, es wäre traurig, wenn Du Deine Freiheit nicht mehr besäßest. Wie tief glaubst Du wohl, daß den Vogel die Gefangenschaft schmerzt?“

„Aber Elsa ist gewiß nicht schlecht gegen den Vogel gewesen, das glaubt Elsa nicht.“

„Das weiß ich wohl, mein liebes Kind. Du warst so freundlich, wie Du sein konntest, wie Du es verstandest; aber eben Dein Unverstand hat ihm so viel Leid verursacht. Sei deßhalb froh, daß der Tod seiner Qual ein Ende gemacht hat.“

Elsa trocknete die Thränen ab, nahm den Vogel, küßte und streichelte ihn und sagte:

„Du armer, kleiner Vogel Du, der es so schlimm gehabt. Elsa hätte Dich gewiß frei gelassen, wenn Du noch lebtest, und wenn sie gewußt hätte, wie traurig Du bist. — Willst Du ihr verzeihen, Du?“

„Das thut er gewiß, denn er ist glücklich nun. Gott hat seinen Käfig geöffnet“, sagte der Pastor und ging.

* * *

Am Nachmittage kam Ola.

Nachdem Elsa mit thränenden Augen die Worte

des Pastors wiederholt hatte, ward der Vogel in eine kleine, aus Zweigen geflochtenen Lade gelegt und am Fuße des großen Baumes begraben. Ola schnittt auf Elsa's Begehren in den Stamm die Grabschrift: „Hier ruht Elsa's Gefangener."

Mehrere Tage vergingen, ehe Elsa ihren frohen Muth wieder gewann. Ola war der Einzige, der ihre Sorge fortzuplaudern vermochte.

So verging der Sommer; da kam Ola eines Tages, um Elsa mitzutheilen, daß er nun wieder zur Schule reisen müsse.

Elsa weinte eben so bitterlich, wie damals, als der Vogel gestorben war. Als Ola fort war, wurde der leere Käfig ihr theuerstes Kleinod. An jedem Morgen nahm sie ihn von der Wand und schmückte ihn mit Blumen, legte Zucker und Futter hinein: sie meinte, ihr kleiner Vogel käme Nachts aus dem Grabe, da müsse er auch Nahrung haben. Die Thüre des Käfigs war stets geöffnet.

Als Elsa einmal des Morgens heraus kam, saß ein Sperling im Bauer und pickte den Zucker und die Brodkrümmlein auf. Nachdem er sich satt gegessen, flog er fort; aber zur Mittagszeit kam er wieder.

Der kleine Sperling, der immer Brod und Zucker im Bauer fand, kam, sobald er hungrig war; sonst aber flog er umher und freute sich seiner Freiheit.

Elsa war wieder froh geworden. Als der Winter kam, baute der Sperling unter dem Dachfirste sein Nest und Elsa sorgte für seine Nahrung. An jedem Morgen streute sie Futter in ihren Käfig und hangte ihn hinaus in's Freie.

* * *

Jahre vergingen. Zwischen Tannen und Birken wuchs Elsa auf, frei und froh wie die Kinder des Waldes. Das kleine Vogelbauer war und blieb ihre Freude und behielt seinen Platz neben der Hausthür. Jeden Tag streute Elsa Brod und Futter hinein, schmückte es im Winter mit Tannenzweigen, im Sommer mit Blumen und duftigem Heidekraut.

Nicht ein Vogel nur, sondern viele Vögel kamen und die befiederten Mittagsgäste waren Elsa's beste Freunde.

So war die Zeit vorgeschritten. Aus dem Kinde war eine schlanke, liebliche Jungfrau geworden, und wenn sich Köhler Göran's Elsa auf dem Kirchhügel zeigte, ruhten Aller Blicke auf ihr.

Froh und frei, während sie in Wald und Feld weilte, war sie fromm und mild, wenn sie in des Herrn Tempel trat.

Daheim war sie ein flinkes, tüchtiges Mädchen, fleißig bei der Arbeit und frischen Muthes; und wenn das Tagwerk vollendet war, saß sie am Fuß des Baumes, in dessen Stamm Ola die Worte geschnitten:

Hier ruht Elsa's Gefangener.

Zuweilen geschah es, daß Tagelöhner Erik's Karl, der ein paar Jahre älter, als Elsa war, neben ihr saß und munter mit ihr plauderte.

Karl war Göran beim Meiler behilflich; so kam er fast täglich mit Elsa in Berührung.

In dieser Weise war die Zeit vergangen und Elsa siebzehn Jahre alt geworden.

* * *

Der Sommer stand in voller Pracht. Nach des Tages Arbeit saß an einem schönen Juniabend Göran auf der Bank vor seiner Hütte, rauchte ein Pfeifchen und buchstabirte eine drei Monate alte Zeitung durch, die er im Dorfe geliehen hatte.

Unter dem großen Baume saßen Elsa und Karl. Sie sprachen von Tanz, der am nächsten Sonntag stattfinden sollte und Elsa meinte, daß es ihr nicht schwer werden würde, nicht ein Einzigesmal mit Karl zu tanzen.

„Ja, das sage ich Dir, Elsa, wenn Du mir nicht versprichst, daß ich mit Dir einen Schwingum machen darf, so . . ."

„Kannst Du ihn vielleicht mit anderen Mädchen machen", fiel Elsa lachend ein.

Obwohl im Walde groß geworden, und dem städtischen Leben durchaus fremd, wußte des Köhlers Tochter doch gar wohl, daß sie die hübscheste Dirne im Kirchspiel war.

„Das weiß ich wohl," erklärte Karl, „aber das wollte ich nicht sagen; dagegen wollte ich Dir eine Neuigkeit erzählen. Nun aber bekommst Du sie nicht zu hören."

(Fortsetzung folgt.)

Vom Kriegsschauplatz.

Herzog Georg von Meiningen hat auch über die Gefechte an der Loire vom 2.—10. Dez. einen ausführlichen Bericht an seine Gemahlin gesendet, den wir in seinem wichtigsten Theile hier folgen lassen:

Am 30. Nov. rückte die Armeeabtheilung des Großherzogs von Mecklenburg (17., 22. preußische Division, 1. bayerisches Armeekorps, 4. preußische Kavalleriedivision) in die Stellung Orgères Allaines-Toury (an letzterem Orte die 22. Division), und trat daselbst in unmittelbare Verbindung mit der 2. Armee und unter den Befehl des Prinzen Friedrich Karl. Die 2. Kavalleriedivision wurde der Armeeabtheilung des Großherzogs beigegeben. Für

den 2. Dez. war von Seite des Oberkommandos eine Vorwärtsbewegung rechts seitwärts in die Gegend von Artenay befohlen, um zu rekognosziren, in welcher Stärke sich der Feind in dortiger Gegend befinde. Für denselben Tag hatte der Oberbefehlshaber der Loirarmee, Aurelles de Paladine, die Offensive in der Richtung auf Paris befohlen, und hatten in Folge dessen französische Kolonnen bereits am 1. Dez. Abends Orgères angegriffen, und die Bayern aus diesem Orte zurückgedrängt.

Am 2. Dez. Früh hatte die 22. Division Rendezvous bei Tivernon, und marschirte von da nach Baigneux. Auf dem Marsche dahin sahen wir in der Richtung auf Loigny und Orgères eine lange ausgedehnte Feuerlinie am Horizont; die 17. Division und das 1. bayerische Korps befanden sich im Kampfe mit dem stark überlegenen Feinde. Es erschien wünschenswerth, die zunächststehende 17. Division, welche stark bedrängt wurde, zu degagiren und um dies zu bewerkstelligen, wurden die sechs Batterien der Division gegen Lumeau und Ferme Anneux vorgezogen, von wo starke feindliche Infanterieabtheilungen eben im Begriff waren, der 17. Division in die linke Flanke zu gehen. Die Bataillone der Division entwickelten sich unter dem Schutze der Artillerie, und avancirten gegen Ferme Anneux, das Entfalten der Fahnen mit lauten Hurrahs begrüßend. Das Infanteriegefecht war nur ein leichtes, da die feindliche Infanterie vor dem Schnellfeuer unserer Artillerie wie Spreu zerstob.

Während dieses Vorrückens traf von der die Division links cotoyirenden 2. Kavalleriedivision die Meldung ein, daß von Artenay her starke feindliche Kolonnen im Anmarsch gegen den linken Flügel unserer Division seien. Kurz entschlossen, ließ General v. Wittich die Division links schwenken, und gegen Poupry avanciren. Die Artillerie eilte der Division voraus, und nahm mit 5 Batterien rechts, mit einer links Poupry Stellung, und hielt durch ihr wohlgezieltes Feuer den in dicken Massen anrückenden Feind so lange auf, bis die an der Tête marschirende 43. Brigade Poupry erreicht hatte, in dessen jenseitiger Lisière sie den Feind bereits angedrungen fand. Es entspann sich ein lebhaftes Gefecht im Dorfe, bei welchem leider der tapfere Kommandeur der 43. Brigade, Oberst von Kontzky, von einer Kugel tödtlich getroffen, fiel. Nach heftigem Kampfe gelang es den Feind aus dem Dorfe hinauszuwerfen.

Gleichzeitig mit Poupry wurde ein nördlich desselben gelegenes Wäldchen besetzt und die rechte Flanke der Batterien durch ein Bataillon des 83. Regiments (44. Brigade) gesichert. Der Feind machte so verzweifelte Anstrengungen, Poupry und eben erwähntes Wäldchen zu nehmen, daß sehr bald die 44. Brigade bis auf ein in Reserve verbleibendes Bataillon in die Feuerlinie gezogen werden mußte. Während der Feind die Batterien und Poupry mit Granaten überschüttete, und ein wohlgezieltes Chassepotfeuer auf erstere unterhielt, rückte er fortwährend mit neuen Kolonnen gegen das Wäldchen an, und es gelang ihm nach stundenlangem Kampfe, die heldenmüthige Besatzung desselben bis auf die diesseitige Lisière zurückzudrängen. Starke feindliche Kolonnen schoben sich während dessen in nördlicher Richtung über die linke Flanke unserer Division hinaus, ungeachtet mehrerer Attaken von Seiten der 2. Kavalleriedivision. Ebenso überflügelte der Feind die erste Flanke der Division mit starken Tirailleurschwärmen. In dieser kritischen Lage befand sich die Division, als die Nacht hereinbrach, und das Feuer nach und nach verstummte.

Das unerschütterliche Standhalten der Division bei Poupry gegen mindestens dreifache Ueberlegenheit — denn es stand ihr das 15 französische Armeekorps mit drei Divisionen gegenüber — ermöglichte es der 17. Division und dem 1. bayerischen Korps, sich in dem Kampfe bei Loigny des überlegenen Anfalles mehrerer feindlichen Armeekorps siegreich zu erwehren. Die diesseitigen Verluste am 2. Dezember bei Loigny und Poupry betragen 4—5000 Mann. In der Nacht vom 2. zum 3. wurde die Division zurückgenommen mit dem rechten Flügel bis östlich Ferme-Anneux, mit dem linken bis Baigneux.

Zum 3. Dezember befahl der Prinz Friedrich Karl ein konzentrisches Vorgehen der ganzen Armee in der Richtung auf Orleans. Das 9. Korps sollte um halb 10 Uhr Artenay angreifen, um dieselbe Zeit die 22. Division bei Poupry stehen und den Angriff des 9. Korps unterstützen. Die 22. Division fand Poupry nicht mehr besetzt, und nahm auf dem Gefechtsfelde vom vorigen Tage Stellung. Interessant war es zu sehen, wie die feindliche Infanterie auf der Straße von Tivernon nach Artenay und an diesem Orte diesseits vorüber vor dem umfassenden Angriffe des 9. Korps davonlief. Die Batterieen der 22. Division beschleunigten durch ihr Feuer diese „Rückwärts-Konzentrirung“ des Feindes. Die Armeeabtheilung des Großherzogs avancirte in der Flanke des auf der großen Straße nach Orleans zurückweichenden Feindes mit der 2. Kavallerie-Division auf Chateau Auvilliers, mit der 22. Division auf Beaugency, mit der 17. Division auf Chevaux, mit einer bayerischen Division auf Sougy und mit der andern als Reserve hinter der 17. Division, die 4. Kavallerie-Division in der Richtung über l'Encornes auf Trogny. Dieser Vormarsch der Armee war bei dem flachen Terrain

in seiner ganzen Ausdehnung zu übersehen, und gewährte einen imposanten Anblick. Alles, was von Artillerie des 9. Korps, der 2. Kavalleriedivision, der 22. Infanteriedivision zur Hand war, beschoß, in großen Batterien zusammengestellt, die auf der Straße nach Chevilly zurückweichenden Franzosen, deren zahlreiche Artillerie das diesseitige Feuer tapfer erwiderte. Die Betrachtung dieses großartigen Artilleriekampfs wurde gestört durch einen überraschenden Vorstoß, welchen die Franzosen aus der Gegend von La Provenchere auf die bis gegen Donzy vorgegangene Avantgarde der 17. Division mit großem Ungestüm ausführten, und der das Avanciren der Armeeabtheilung aufhielt, bis die gegen Sougy vorgegangene bayerische Division und die 4. Kavallerie-Division den vordrängenden Franzosen in die linke Flanke gerückt waren. Die einbrechende Dunkelheit machte dem Gefecht ein Ende; noch spät am Abend besetzte die 22. Division Chevilly.

Am 4. Dezember wurde der Vormarsch gegen Orleans fortgesetzt: das 9. Korps auf der großen Straße von Paris nach Orleans, das 8. Korps links neben dem 9., das 10. Korps als Reserve dahinter, die 17. Division über Gidy gegen die Vorstadt St. Jean, das bayerische Korps über Boulay, Ormes, gegen la Chapelle, die 2. Kavalleriedivision rechts der 17. Infanteriedivision, die 4. Kavalleriedivision auf dem rechten Flügel der Armeeabtheilung. Die 22. Division blieb in zweiter Linie als Reserve der Armeeabtheilung, und marschirte über Cuny auf der alten Straße von Chartres nach Orleans durch den Wald von Orleans über Saran nach Faubourg-Bannier. Auf der ganzen Front in der Länge von etwa 2 Meilen entspann sich ein lebhafter, theilweise hartnäckiger Kampf, der an Intensität zunahm, je mehr unsere Korps an Orleans heranrückten. Nachts halb 12 Uhr rückten die Spitzen unserer Kolonnen in Orleans ein. Der Erfolg der dreitägigen Schlacht von Orleans ist sehr bedeutend. Die Loirearmee, deren Stärke viele auf 200,000 Mann anschlagen, ist zersprengt, und dürfte so erschüttert sein, daß sie einen ernstlichen, erfolgreichen Widerstand zu leisten nicht mehr fähig ist. Ihr Verlust ist sehr beträchtlich, gegen 20,000 Gefangene, 73 Geschütze, 4 Kanonenboote; unsere Verluste sind verhältnißmäßig gering.

Ich bemerke zu Vorstehendem, daß solches niedergeschrieben ist, wie es meiner eigenen Anschauung erschienen war. Bei der enormen Ausdehnung des Schlachtfeldes während dieser Schlacht, und da ich nicht aus offiziellen Quellen schöpfe, können dabei sich mancherlei Irrthümer eingeschlichen haben."

Kunst und Literatur.

Spezialatlas von Oesterreich-Ungarn für Schule und Haus, nach den neuesten Quellen bearbeitet und herausgegeben von Wilhelm Issleib, 12 Karten in Farbendruck. Gera, Druck und Verlag von Issleib und Retzschel. Preis 10 Sgr. Die schöne Ausstattung der Karte, mit Angabe aller Eisenbahnen und der billige Preis machen dieses Werkchen sehr geeignet zu Festgeschenken. Bei jedem Lande ist die Kreiseintheilung und ein Maßstab beigegeben. Auf den Karten sind die Höhenzüge mit Angabe der hervorragenden Bergspitzen und Gletscher sehr übersichtlich verzeichnet und auch das Flußgebiet auf den ersten Blick erkennbar.

Mannigfaltigkeiten.

Der berühmte Komponist Saverio Mercadante ist am 13. Dezember in Neapel gestorben; er war 1789 in der kleinen Stadt Altamura geboren, machte seine ersten Studien im Kollegium San Sebastiano zu Neapel, brachte im Jahre 1819 seine erste Oper im Teatro San Carlo zur Aufführung und erzielte damit einen außerordentlichen Erfolg; er entwickelte von nun an eine außerordentliche Fruchtbarkeit als Opern-Komponist, und eine große Anzahl seiner Werke kam mit verschiedenem Glücke auf den italienischen Bühnen zur Darstellung. Im Jahre 1830 wurde er beim Hoftheater in Madrid angestellt. Bald jedoch kehrte er wieder nach Italien zurück, wo er 1833 die Kapellmeisterstelle in Novara erhielt. Im Jahre 1839 wurde er zum Direktor des Konservatoriums in Neapel erwählt, welche Stellung er bis zu seinem Tode bekleidete. Einzelne seiner Opern wurden auch in Deutschland aufgeführt. Obschon seit Jahren fast des Augenlichtes beraubt, arbeitete er doch noch bis kurz vor seinem Tode.

Am 11. Dez. fand zu Athen im National-Theater die Festvorstellung der Olympiade statt. Zuerst wurde das fünfaktige Trauerspiel „Leonidas" des Franzosen Pichat in griechischer Uebersetzung gegeben, dann das dreiaktige Lustspiel „des Bräutigams Belagerung" des Atheniensers Vlachos, das den heurigen Preis davontrug. Vlachos wurde am Ende des Stückes stürmisch gerufen und erhielt von dem Komite der olympischen Spiele einen goldenen Dichterkranz. Der König und die Königin wurden mit der k. Hymne empfangen und wohnten der Vorstellung bis zum Ende bei.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt.

Erheiterungen.

Belletristisches Beiblatt zur Aschaffenburger Zeitung.

Nr 289 Freitag, 30. Dezember 1870.

Die Tochter des Waldes.

(Fortsetzung und Schluß.)

Elsa besaß die Schwachheit, neugierig zu sein, und wer besitzt sie nicht? Um zu erfahren, was Karl wußte, versprach sie ihm drei Tänze und gelobte außerdem mit Bengt Asson, der für einen sehr hübschen Jungen galt, nicht ein einziges Mal zu tanzen.

Als diese Verhandlung beendigt war, sagte Elsa ganz ungeduldig:

„Nun, Karl, komm heraus mit Deiner Neuigkeit."

„Ja so, weißt Du, Stor-Sven's Ola ist heimgekommen."

„Ola heimgekommen," rief Elsa. „Herr Jesus, wie hübsch das ist!"

„Ich glaube, Du wirst ganz toll vor Freude," sagte Karl, und blickte mit saurer Miene Elsa an.

„Ja, gewiß, Karl, bin ich froh. Denk doch, sechs Jahre sind es, seit Ola heim war und es soll mich sehr freuen, ihn wiederzusehen. Er ist gegen mich immer freundlich gewesen, selbst als ich noch klein war und er gab mir jenen dort."

Elsa zeigte auf den Käfig.

„Liebe Elsa, er denkt gewiß nicht mehr an Dich; er ist nun ein richtig vornehmer Mann geworden und sie nennen ihn Magister Oluf Svensson."

„Was da! Als er das letzte Mal hier war, da war er Student und trug die weiße Mütze; aber das hinderte ihn nicht, auch mich zu besuchen. Ola kommt wohl, das weiß ich gewiß."

„Und darin hast Du Recht, Elsa, liebe Elsa Du!" rief eine fröhliche Stimme hinter ihr."

„Elsa sprang auf. Vor ihr stand ein Herr mit dunklen Locken und dunklem Bart; seine Kleider waren fein, seine Augen strahlten. Er reichte Elsa beide Hände entgegen und sagte mit herzlichem Ton:

„Guten Tag, Elsa. Wie groß und schön Du geworden bist!"

Dann schüttelte er freundlich Göran's und Karl's Hände. War Ola noch hochmüthig, so ließ er sich's doch nicht merken.

Am folgenden Sonntag war er mit zum Tanz und walzte lustig mit den Mädchen herum, am meisten aber mit Elsa. Schöner und froher als je sah sie aus. Dem armen Karl war traurig zu Muthe, als er schwieg. Elsa's Freude mochte er nicht stören. Es ging mit ihm, wie mit Elsa's kleinem Vogel; mit Karl's Weh erkaufte sie ihre Lust.

* * *

Der Sommer schwand und Ola blieb daheim, obwohl er nur einige Wochen hatte verweilen wollen. Elsa war's, die ihn hielt. An jedem Tage wanderte er zur Köhlerhütte und verplauderte die Abende in Elsa's Gesellschaft.

Einmal hatte Göran zu ihm gesagt:

„Halt ein und verdreh' meinem Mädel nicht den Kopf; sie paßt nicht für einen vornehmen Herrn."

„Sie wird eine prächtige Frau Pastorin werden," entgegnete Ola lachend, und am andern Tage kam er wieder.

Ingried sagte Nichts. Sie dachte:

„Will Ola Elsa zu seinem Weibe, dann in Gottes Namen."

Eines Abends, als Ola von Elsa nach Hause kam, saß Stor-Sven auf der Flurbank und rauchte.

„Wo kommt der liebe Sohn her?" Seitdem Ola ein gelehrter Magister geworden, nannte Sven seinen Ola niemals bei Namen.

„Ich komme von Köhler Göran's Elsa," antwortete Ola und setzte sich neben den Vater.

„Kann nicht begreifen, was der Herr Sohn mit ihr zu schaffen hat, und halte nicht gerade viel von ihr," erwiderte Sven, während der Rede die Pfeife ausklopfend.

„Das wird wohl noch kommen, besonders da ich Elsa lieb habe und sie eines Tages mein Weib werden soll," war Ola's Antwort.

„Wie! Was! Soll Stor-Sven des Köhlers Dirne zur Schwiegertochter nehmen!" rief Sven aus. „Nein, damit warten wir noch ein Weilchen, Herr Sohn. Höher hinaus mag's gelten. Herr

Sohn. Höher hinaus mag's gelten. Sie ist keine Frau für einen vornehmen Mann, wie mein Sohn ist."

„Was nicht ist, kann noch werden, und es ist übrigens abgemacht zwischen uns Beiden, daß sie meine Frau wird. Ich meine, Stor-Sven's Sohn ist reich genug, daß ihn sein Vater wohl die nehmen lassen kann, die ihm gerade gefällt, und wenn es nöthig ist, kann er seine Schwiegertochter auch so erziehen lassen, daß sie für seinen Sohn paßt. Es gibt nicht viele Väter, die so reich sind, um das thun zu können."

Ola hatte den Vater bei seiner schwachen Seite zu fassen gewußt, nämlich bei seinem Geldstolz und bei seiner Lust zu zeigen, daß er mit seinem Reichthum mehr ausrichten könne, als irgend Einer im Kirchspiele.

Nachdem Ola ernsthaft mit dem Vater gesprochen, brachte er ihn wirklich so weit, daß er die Wahl des Sohnes billigte, und daß Stor-Sven selbst zu Göran gehen wollte, um diese Angelegenheit ins Reine zu bringen.

Sven schlug dem Köhler vor, Elsa nach der Stadt zu schicken und dort in eine Pension zu geben, damit sie Allerlei lerne, was Magister Svensson's Gattin zu wissen nöthig sei.

Als Göran hörte, daß Elsa bereits ihr Herz an Ola verschenkt hatte, gab er natürlich seine Beistimmung.

Zum Herbst sollt Elsa das Vaterhaus verlassen.

Am Abend vor der Abreise sagte Karl beim Abschiede zu ihr:

„Lebe wohl, liebe Elsa; wie ich Dich liebe, werde ich nie eine Andere lieben; und geht es Dir nicht gut dort in der Stadt, dann denke daran, daß es daheim ein Herz gibt, welches treulich für Dich schlägt.

* * *

Elsa kam nach Upsala in die Pension der Frau X.

Sie begann zu schreiben, zu sticken, zu zeichnen und vielerlei Anderes, wovon sie vorher keine Ahnung gehabt.

Abends kam Ola und begrüßte sie, sagte ihr, wie sehr er sie liebe, wie froh er sein würde, wenn Elsa sich einige Bildung aneignete; aber mit der sogenannten Bildung ging es schlecht.

Elsa machte höchst unbedeutende Fortschritte. Trotzdem wurden sie theuer erkauft, denn der Frohsinn floh des Waldes Tochter. Vom Morgen bis zum Abend saß sie eingesperrt in einem kleinen eleganten Zimmer, das Ola auf alle Weise ausschmücken ließ. Ihre Wangen wurden bleich und die Augen verloren ihren Glanz. Ihr Lächeln war traurig, ihr Glück war dahin; sie sehnte sich aus dem Käfig heraus.

Elsa wünschte sich zurück in den Wald, zurück zu des Vaters Hütte, zur Freiheit zurück; aber sie schwieg und suchte sich zu bezwingen; sie wollte Ola nicht betrüben. Auch er fing an, ihr fremder zu werden. Sein Streben war nicht das ihrige und zuweilen schien es Elsa, als ob er sie nicht verstände. Zuletzt hatte der Seele verborgenes Leiden auch den Körper angegriffen. Elsa wurde krank.

Ein schleichendes Fieber und bedenkliche Brustleiden hatten nach dreimonatlichem Aufenthalt in der Stadt des kräftigen Mädchens Gesundheit gebrochen.

Ola gerieth in Verzweiflung. Die tüchtigsten Aerzte wurden zu Rathe gezogen, aber sie vermochten nicht zu helfen.

Endlich sagte Einer von ihn:

„Es bleibt noch der letzte Versuch, sie zu den Ihrigen heimzuführen."

Ola that so. Mehr todt als lebendig kam Elsa zurück zu des Vaters ärmlicher Hütte. Als sie das niedrige Haus in Mitten der schlanken Tannen erblickte, da weinte sie vor Freude und sagte, Ola's Hand drückend:

„Dank, Ola, Du hast mir die Freiheit wiedergegeben. Hätte ich länger im Käfig dort verweilt, da wär's mir gegangen, wie's dem armen Vogel ging; ich wäre des Gefangenen Tod gestorben.

Elsa kam wieder zu Leben und Gesundheit.

Wieder blühten die bleichen Wangen, strahlten die Augen, lächelten die Lippen; wenn aber Ola von seiner Liebe und die Zukunft sprach, da schüttelte Elsa ihr Haupt und sagte:

„Mir geht's wie dem Vogel im Walde; ich passe nur für diesen. Ich würde sterben vor Sehnsucht nach der Freiheit, nach dem einsamen Leben, das so lieb geworden ist, und Du, Ola, würdest bald genug finden, daß Elsa's einfaches Wesen und Streben nicht für Dich paßt und würdest unglücklich sein mit ihr. Nein, gleich und gleich gesellt sich gern."

Im Herbst reiste Ola wieder zur Stadt.

Elsa weinte bitterlich bei seiner Abreise, aber folgen wollte sie ihm nicht.

* * *

Während Elsa's Abwesenheit hatte Karl das kleine Vogelbauer gehütet. Rings um das Haus flogen Schaaren von Vögeln und hüpften ein und aus durch des Käfigs Thür. Sie hatten ihr Heim dort, aber ein Heim, das sie nicht ihrer Freiheit beraubte.

Ein Jahr verging. Elsa blühte auf und des Waldes Echo klang von ihren Liedern wieder. Sie hatte ihre früheren Beschäftigungen wieder ergriffen. Sie war zufrieden und glücklich.

Karl half noch immer Göran beim Meiler und

des Abends plauderte er mit Elsa: aber geschah es, daß er ihr sagte, er habe sie herzlich lieb, da antwortete Elsa:

„Rede nie mehr dergleichen mit mir. So lange mir Ola mein Wort nicht zurückgegeben, will ich nicht darauf hören.

Im Frühling kam Ola wieder. Sein erster Besuch galt Elsa. Er sprach freundlich und fröhlich mit ihr; er schien erfreut, sie frisch und munter wiederzusehen, aber kein Wort von Liebe kam über seine Lippen.

Er hatte begonnen, im Walde, nicht weit von der Köhlerhütte ein Haus zu bauen. Das solle seine Sommerwohnung werden, sagte Ola.

Als er wieder abreisen wollte, kam er eines Morgens zu Elsa und bat sie, ihm zum Hügel zu folgen. Dort setzten sie sich und Ola sagte:

„Sage mir nun aufrichtig, Elsa, wen hast Du lieber, mich oder Karl?“

„Ich fühle so ungleich für Euch Beide,“ erwiderte Elsa erröthend. „Karl ist meines Gleichen; er fühlt sich wohl im Walde, beim Weiler, in unserer Dürftigkeit, wohl, wie ich. Wir mögen dieselbe Beschäftigung, dieselbe Lebensweise und können mit einander über all dergleichen reden. — Du dagegen, Ola, bist so gelehrt, stehst so hoch über mir, gedeihst nicht hier im wilden Walde, nicht bei dem dürftigen Herde, und darum ist es mir, als wärst Du ein höheres, ein besseres Wesen, als ich bin; Du bist nicht meines Gleichen.“

„Und darum kann ich nicht Dein Gatte werden?“

„Nein!“ Elsa reichte ihm die Hand und fügte hinzu: „Aber so lange Du Dich nicht verlobst, wird Elsa keinem Anderen angehören.“

„Nicht so, Elsa. — Du bist frei und von jetzt an will ich Dein Bruder sein — und Du, Du sollst mich stets als Deinen besten Freund betrachten.“

„Ja, das will ich, so lange ich lebe.“

„Hab' Dank dafür; und nun, Elsa, wenn Du Karl liebst, dann mach' mir die Freude, daß ich im nächsten Jahre, wenn ich als Prediger wiederkomme, Euren Bund einsegnen darf.

* * *

Im nächsten Jahre erschien Ola nicht wie gewöhnlich zur Mittsommerzeit, sondern schrieb, daß er erst zum Herbst kommen würde. Er hoffte, daß bis dahin sein Haus fertig sein würde, und da er überdies gehört, daß Elsa's und Karl's Hochzeit nicht vor Weihnachten gefeiert werden sollte, so wäre es wohl möglich, daß er sogar erst um diese Zeit erscheine.

Zur Weihnachtszeit war viel Leben auf Stor-Sven's Gehöft. Er erwartete den Herrn Sohn als geweihten Prediger zurück. Außerdem hatte Sven in jeder Weise darauf bestanden, daß Elsa's Hochzeit nirgend anders als bei ihm gefeiert werden durfte.

Um aufrichtig zu sein, müssen wir gestehen, daß Sven äußerst erfreut war, des Köhlers Elsa nicht zur Schwiegertochter zu bekommen, und daß sie ihm diese Freude bereitet, wollte er ihr danken.

Am zweiten Feiertage verband Ola seine frühere Braut mit Karl.

Es war seine erste priesterliche Handlung.

Mild und ruhig war seine Stimme, als er den Segen aussprach und Niemand konnte den geringsten Schatten auf des Predigers Stirn entdecken.

Fröhlich nahm er Theil, als der Brautreigen getanzt wurde. Als das Brautpaar zur Köhlerhütte fahren sollte, wo das beste Zimmer zum Brautgemach aufgeputzt war, folgte Ola mit. Er selber lenkte den Schlitten, in welchem das junge Ehepaar fuhr. Als man bei seinem neuen Hause anlangte, hielt Ola und ersuchte auch die Anderen, stehen zu bleiben. Dann bat er sie Alle einzutreten und ein Glas auf das Wohl der Neuvermählten zu leeren.

Die ganze Schaar betrat das große und schöne Haus. Alle Möbel und Hausgeräthe, Alles, was zur Wohnlichkeit gehört, war neu und geschmackvoll. Ola führte seine Gäste durch zwei hübsch eingerichtete Zimmer. Als er sich der Thür zum dritten Zimmer näherte, faßte er Elsa's Hand und sagte mit weicher Stimme:

„Gefällt Dir dies kleine Heim?“

„Ja, Ola, hier kannst Du glücklich leben.“

„Nicht ich, sondern Du. Das ist das Brautgeschenk, das ich Dir gebe. Nimm es als eine Erinnerung an Ola. — Und nun, mein kleiner wilder Vogel, sei glücklich in diesem offenen Käfig, mitten im Walde, das wünscht Dir Ola, Dein Freund und Bruder.“

Er öffnete die Thür zum Brautgemach, küßte Elsa's Stirn und eilte davon.

Hatte Elsa wieder ihr Glück mit eines Andern Weh erkauft?

* * *

Nach zehn Jahren wurde Ola Prediger der Gemeinde. Er war ein vorzüglicher Seelsorger. Oft besuchte er Elsa und sah, daß sie glücklich und zufrieden lebte. Selbst blieb er unvermählt.

Als er starb, verordnete er, daß sein Vermögen zum Bau eines Schulhauses verwendet würde.

Mannigfaltigkeiten.

Glücklich die Abergläubischen, sie können das wonnig schaurige Gefühl des Gruselns und sehen und hören noch Dinge, von welchen der gemeine

Menschenverstand sich nichts träumen läßt. Wer von den Aufgeklärten sieht heutzutage noch die Todten auferstehen? Wie schön wäre auch nur die Vorstellung, daß die Tausende der in den letzten Monaten Geopferten wieder zum Leben erwachen könnten! Was dem kalten Verstande blos eine poetische Schnurre ist, das können Leute auf dem Lande noch für baare Möglichkeit halten, sonst wäre ihnen nicht passirt, was unlängst sich in K . . . . s (in Ungarn) zugetragen hat. Es war dort Jemand gestorben und mehrere Ortsbewohner hielten in dem Zimmer, wo die Leiche lag, die übliche Todtennachtwache. Die Zeit nahte heran, wo der eherne Mund des Dorfkirchthurms die Geisterstunde verkündigen sollte, und die Leute hatten sich bis dahin glücklich die Langweile mit Gesprächen und dem Inhalt einer wandernden Branntweinflasche vertrieben, als der Glöckner dem Gespräch auf einmal eine kühne Wendung gab mit der Bemerkung: „Es wäre seltsam, wenn der Todte plötzlich von der Bank aufspringen würde!“ Zu bemerken ist, daß die Leiche auf einer Bank lag und mit einem bis zur Erde reichenden Leintuch verhüllt war. In diesem Augenblick fing das Leintuch sichtlich an, sich zu bewegen, worauf die Leute, welche da die Nachtwache hielten, entsetzt und jammernd zur Thür hineilten, durch welche sie jedoch in Folge des plötzlichen Andranges nicht sogleich hinausgelangen konnten. Endlich aber zwängten sie sich mit großer Mühe durch die Thür in den Hof und hier sprangen sie über den Zaun, denn der Todte [illegible] hinter ihnen her. Der Glöckner fiel in eine Erdäpfelgrube und blieb da bis zum Morgen liegen, ohne glücklicherweise von dem Gespenst behelligt zu werden. Der Kleinrichter entkam nach Hause und verkroch sich allsogleich unter der Federdecke, aber zufällig lag diese nicht auf seinem Bett, sondern auf dem Backtrog zum Warmhalten des Brodteiges. Niemand hinderte ihn hier ein Asyl zu suchen, da die Frau und Magd seines Hauses eben in der Nachbarschaft waren; als sie jedoch nach Hause kamen und merkten, daß ein Mensch unter der Decke im Backtrog lag, flohen sie entsetzt und wagten es erst, am Morgen zurückzukehren, worauf sie zu ihrer Beruhigung entdeckten, daß kein Gespenst, sondern der Kleinrichter in dem warmen Teigbett lag. Mittlerweile hatten einige kühnere Geister mit ihren Nachforschungen herausgebracht, daß um Mitternacht nicht der Todte seinen Wächtern nachgerannt, sondern, daß es der Haushund gewesen sei, der sich unter das Leichentuch verkrochen hatte und dieses beim Fortrennen mitschleppte.

Die Frankfurter Presse theilt folgende Episode vom Marsche der 34er mit: „Auf dem Marsche nach St. Lame fuhr der Stabswagen mit der Regimentsmusik der bereits eine Stunde im Vorsprung marschirenden Kolonne nach. Füsilier Hellstern von der 2. Kompagnie und der Offiziersbursche des Obersten Wahlert waren die einzigen mit Gewehren versehenen Begleiter. Als sich die kleine Abtheilung einem Walde näherte, bemerkte der genannte Füsilier an dessen Saume bewaffnete Leute. Anfangs wollten die Musiker dies nicht glauben. Hellstern ging aber vor und überzeugte sich von der Gegenwart bewaffneter Feinde. Hierauf nahmen der Wagen und die Musik eiligst den Rückzug. Hellstern und der Offiziersbursche dagegen gingen auf den Feind los, der in Gestalt von 4 Franctireurs aus dem Walde hervorkam. Sofort sprang Füsilier Hellstern bis auf 150 Schritte denselben entgegen und rief jenen zu: rendez vos armes! worauf zwei auch sofort die Gewehre niederlegten. Mittlerweile kam der Bursche des Obersten Wahlert auch hinzu, und beide Füsiliere schlugen zum Feuern an. Da schrieen die beiden andern Franctireurs: Pardon! und warfen ihre Waffen weg. Hellstern, welcher wohl einsah, daß die Franctireurs, sobald sie sähen, es seien nur zwei Gewehre gegen sie vorhanden, sich nicht gefangen geben würden, rief ihnen schnell entschlossen zu: avancez cent pieds! und machte sie dann zu seinen Gefangenen. Die Franctireurs hatten die Musiker für das Soutien der vorausgegangenen Schützenlinie gehalten und waren so durch die Besonnenheit und den Muth Hellstern's gefangen genommen worden.“ Der genannte Füsilier ist der Sohn des fürstlichen Kammerdieners Hellstern in Düsseldorf, ein geborner Sigmaringer.

Zeitgemäße Charade.

Die Erste ist ein Greu'l
Dem Antiquarium;
Die Letzte ist ein Theil
Von einem Säkulum;
Zum Ganzen gratulir'
(Weil es ist an der Zeit)
Ich werther Leser! Dir
Mit aller Höflichkeit.

M. M.

Auflösung des Räthsels in Nr. 283:

Examen.

Richtig gelöst von M. H. und Bened. Eisert in Goldbach.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Druckers und Verlegers A. Wailandt